Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

STATE UNIVERSITY OF IOWA
LIBRARY

Class 398.05
Book 012
v. 9-12
Acc. 510752

Digitized by Google

UNIVERSITY OF IOWA
3 1858 045 270 745

Digitized by Google

Digitized by Google

JAN 23 1936

STATE UNIVERSITY OF IOWA LIBRARY

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Schriftleiter:

Ministerialrat Univ.-Prof. Dr. Eugen Fehrle

Heidelberg, Moltkestraße 27

9. Jahrgang 1935

Verlag Konkordia A.-G., Bühl-Baden

Digitized by Google

STATE UNIVERSITY
OF IOWA
LIBRARY

Digitized by Google

398.05
O12
v.9-12

Inhaltsverzeichnis des 9. Jahrgangs

Seite

Abhandlungen:

Karl Caesar, Deutsche Baukunst 1

Hermann Phleps, Die Fugen- und Schrägnagelung bei den Germanen, dargestellt an Beispielen der ländlichen Baukunst des Schwarzwaldes 23

Richard Wolfram, Der Spanltanz und seine europäischen Verwandten 35

F. Eckstein, Die frühesten Zeugnisse über Gebildbrote im Frühmittelalter 48

Richard Hünnerkopf, Krieger und Bauer — Stadt und Land . 65

Heiner Heimberger, Kratzputz im badischen Frankenland . . . 76

Luise Vogel, Ein Richtfest in Edingen a. N. im Gilbhart 1935 . 83

Eugen Fehrle, Der Alamannenfürst Chnodomar 87

Herm. Baier, Kuoni von Stockach und sein Narrenprivileg . . . 90

B. Wangner, Hexenprozesse aus den Jahren 1635—1636 Löffingen — Blumberg 101

Rudolf Kapff, Volkskundliches aus der Zimmernschen Chronik . 126

Luise Vogel, Was kann uns ein Kirchenbuch erzählen? 136

Heiner Heimberger, Wundbehandlung im Mittelalter . . . 141

Werner Wolf, Erik Axel Karlfeldt und seine Dalbilder in Reimen 149

Albert Becker, Volkskundliches um Faust und Speyer 164

Seite

Hermann Schaab, Der Karfunkel von J. P. Hebel 167

W. Zimmermann, Aus einem alten Fuhrmannsbuch. (Gegend von Rheinbischofsheim) 171

Kleinere Mitteilungen:

Baier, Schandstrafen im Schwarzenbergischen und Fürstenbergischen im 18. Jahrhundert . . . 56

Strack, Der „Schwabenschultheiß" 56

Heinrich Meny, Die Glockenbrunnenhexe 57

Volksglaube aus Südtirol. Aus dem Nachlaß von Karl Wohlgemuth 140, 166, 175

Eug. Fehrle, Alfred Bassermann 176

Veit, Der deutsche Gruß bei der Königskrönung Ottos I. im Jahre 936 177

Lily Weiser-Aall, Bemerkungen zu den frühesten Zeugnissen über Gebildbrote im Frühmittelalter 178

O. A. Müller, Flurnamensammlung und Steinkreuzforschung . . 180

K. Zinkgräf, Eigentumswiedereinsetzung durch Übergabe einer Scholle Erde. 1707 182

Heinrich Meny, Volksglaube aus Richen im Kraichgau (Baden) . 183

Aloys Wannenmacher, Volkskunde zur Zeit der Aufklärung . 184

Bücherbesprechungen 58, 186

510752

Digitized by Google

Digitized by Google

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde
Schriftleiter: Ministerialrat Univ.-Prof. Dr. Eugen Fehrle, Karlsruhe, Schloßbezirk 10

1. Heft 9. Jahrgang 1935

Deutsche Baukunst.

Von Dr. h. c. Caesar, ord. Professor an der Techn. Hochschule Karlsruhe.

Die Erscheinungen der Kultur sind zu allen Zeiten in hohem Maße von rein örtlichen Dingen abhängig gewesen. Insbesondere war die Baukunst auf die Materialien des Orts und auf alle aus dem Klima sich ergebenden Umstände angewiesen. Manche Erscheinung ist das fast zwangsläufige Ergebnis derartiger äußerer Notwendigkeiten.

Ebenso sicher ist es aber auch, daß darüber hinaus das Letzte im Ausdruck der Kunst rein geistig ist. Es liegt in der Art, wie der Mensch von diesen stofflichen Gegebenheiten Gebrauch macht, wie er sie benutzt und sich

Abb. 1. Niederdeutsches Bauernhaus. Worpswede.

mit ihnen abfindet, wie er sie sich unterwirft und überwindet. Darin ist der tiefere und innere Unterschied in der Auffassung von künstlerischen Dingen in allen Zeiten und bei allen Völkern zu suchen.

Wir haben in der alten Baukunst Deutschlands neben anderen zwei Typen von Bauernhäusern, die äußerlich grundverschieden voneinander sind. Ihre Verschiedenheit ist aber die natürliche Folge der verschiedenen Gegebenheiten. Das niederdeutsche Haus hat ein steiles Dach und ist aus Holzfachwerk hergestellt (Abb. 1). Im Gegensatz dazu steht das Alpenhaus. Es hat ein nur wenig geneigtes Dach und ist aus Blockholzwänden gebildet (Abb. 2). Hierdurch ist das grundverschiedene Aussehen der beiden Typen bestimmt. Es läßt sich aber aus rein technischen Gründen erklären, weshalb die über den Grenzwall vordringenden Bajuvaren ihre

Digitized by Google

Abb. 2. Das Alpenhaus. Bauernhaus aus Wengen, Berner Oberland.

nordische Bauweise aufgegeben und sich der Kunst des unterworfenen Landes angeschlossen haben, die vor ihnen die Römer gepflegt und vor diesen die Kelten erfunden hatten.

Das Alpenhaus liegt im Weideland. Wo nur Viehzucht und kein Ackerbau getrieben wird, fehlt es am Stroh, dem landläufigen Deckmaterial des steilen Daches. Man deckte deshalb mit langen Brettschindeln. Eisen war kostbar. Die Lattung unter den Schindeln befestigte man mühsam mit Holznägeln. Die nicht genagelten Brettschindeln hielten sich also nur in annähernd horizontaler Lage und wurden mit Steinen beschwert. Daher kommt die flache Dachneigung.

Das Bauholz der Alpengegend aber war die gerade gewachsene Tanne, die zum Blockbau herausfordert und sich am besten dafür eignet. Das knorrige, krumm gewachsene Eichenholz der Ebene dagegen läßt ohne Materialverlust und weitgehende Bearbeitung keinen Blockverband zu. Wohl aber eignet es sich zum Fachwerkbau mit seinen kürzeren Holzstücken. Auch die krummen und die figurierten Hölzer des Eichenholzfachwerkbaues stammen daher. So entsteht und hält sich in der Nadelholzgegend die aus massivem Holz hergestellte Blockwand, in der Laubwaldgegend jedoch die Gefachwand aus Holzrahmen mit gewundenem Flechtwerk und Lehm, dem Material des Ackerlandes.

Der Gegensatz zwischen dem flachdachigen Blockbau des Alpenlandes und dem steildachigen Fachwerkbau Mittel- und Niederdeutschlands hat also zunächst mit völkischem Wesen und rassischen Verschiedenheiten nichts zu tun, obwohl in den Alpenländern mit Weidekultur und Tannenbewaldung Kelten, in den hercynischen Laubwäldern und im Ackerbauland Germanen wohnten. Die Unterschiede sind auf rein stoffliche Weise entstanden. Sind doch die reinen Germanen in Skandinavien zu dem selben Ergebnis des Blockbaues und des wenig geneigten Daches gekommen wie die Kelten der Alpengegend (Abb. 3), nur daß sie an Stelle des fehlenden Strohs nicht zur Brettschindel griffen, sondern zum Birkenrindenbelag mit Rasenbedeckung,

Digitized by Google

Abb. 3. Blockhaus aus Norwegen. Lillehammer.

die auch keine starke Dachneigung vertrugen. Zum völkischen Kennzeichen können diese Unterschiede bei großen Wohnsitzverschiebungen werden, wenn das wandernde Volk im eroberten Lande trotz anderer Gegebenheiten an seiner heimischen Bauweise festhält. Das ist aber keineswegs die Regel, denn wir sehen ja beim Alpenhaus, wie die germanischen Bajuvaren im eroberten Keltenlande ihre heimische Tradition aufgeben und den flachbedachten Blockwandbau von den Kelten übernehmen.

Doch wäre es verkehrt, daraus den Schluß zu ziehen, daß alles Geschehen bei der Entstehung und Entwicklung der einzelnen Bautypen so zwangsläufig aus den äußeren Verhältnissen erfolgt, wie es hier aussieht, unabhängig von der völkischen und rassischen Eigenart der Erbauer. Gerade in dem Gegensatz zwischen Fachwerkbau und Blockwandbau liegt ein Erkennungsmerkmal für die eigentümliche Denkweise der germanischen Völker, die den Fachwerkbau so hoch entwickelt haben. Das Fachwerk ist ein konstruktiv höher stehendes Gefüge als die Blockwand. Der bauliche Gedanke bei dieser, das Aufeinanderlegen wenig bearbeiteter Tannenstämme und ihre Verzahnung an den Ecken, ist primitiv. Seine Kunstlosigkeit und handwerkliche Einfachheit ermöglicht es noch heute dem slavischen Bauern, sein Haus selber zu errichten ohne fachmännische Hilfe. Die Erfindung des Fachwerks dagegen bedeutet den Einzug des konstruktiven Geistes in das Bauwesen. Die Aufnahme der Lasten durch einzelne Stiele, die alle verschiedene Aufgaben haben, die Querversteifung durch Riegel und Füllhölzer mit ihren kunstvollen Verbänden, vor allem die Fürsorge gegen den Winddruck durch Eck- und Bundstreben, setzt ein besonders feines Gefühl für die wirkenden

Digitized by Google

Abb. 4. Fränkisches Bauernhaus aus Sinn (Dillkreis).

Kräfte voraus und eine meisterhafte Beherrschung des Stoffes (Abb. 4). So stehen schon die ältesten uns bekannten deutschen Fachwerkbauten als unübertreffliche Kunstwerke da (Abb. 5), und als Zeugnisse eines besonders entwickelten konstruktiven Geistes, wie er anderen Völkern fremd ist.

Das führt zur Frage nach dem Nationalen in unserer Baukunst. Man darf die alten Germanen und die Deutschen im heutigen Sinne nicht miteinander vermengen. Was Tacitus 100 Jahre nach Christi Geburt östlich des Niederrheins vorfand und in seiner Germania beschreibt, ein Volk, das nur sich selbst gleich ist, also doch wohl auch in hohem Grade einheitlich war, ist anders gewesen als das Gemisch, das aus den nordischen Eroberern, den Rassen südlich des Grenzwalls und den bis zur Elbe und Saale nachgedrungenen Slaven im Lauf der Völkerwanderung und nachher entstanden ist. Die Kultur aber, die auf diesem Boden von den Alpen bis zur Ostsee erwuchs, also auch die Baukunst als ihr sichtbarster Ausdruck, ist germanisch. Sie zeigt in ihrer ganzen Entwicklung bis zu ihrer Reife im 12. und 13. Jahrhundert durchaus die eigentümlichen Züge, die wir schon in der Gegenüberstellung des Fachwerkbaues mit dem Blockhausbau als germanisches Eigentum erkannt haben, das wunderbare Spiel mit der Konstruktion, die fesselnde Verbindung von Phantasie und Verstand, und die wirtschaftliche Denkweise, die sich im Ersatz der Masse durch den Geist auswirkt, der anstatt der vollen Holzwand das sparsamere konstruktive Gerüst und die billigeren Füllstoffe gesetzt hat.

Digitized by Google

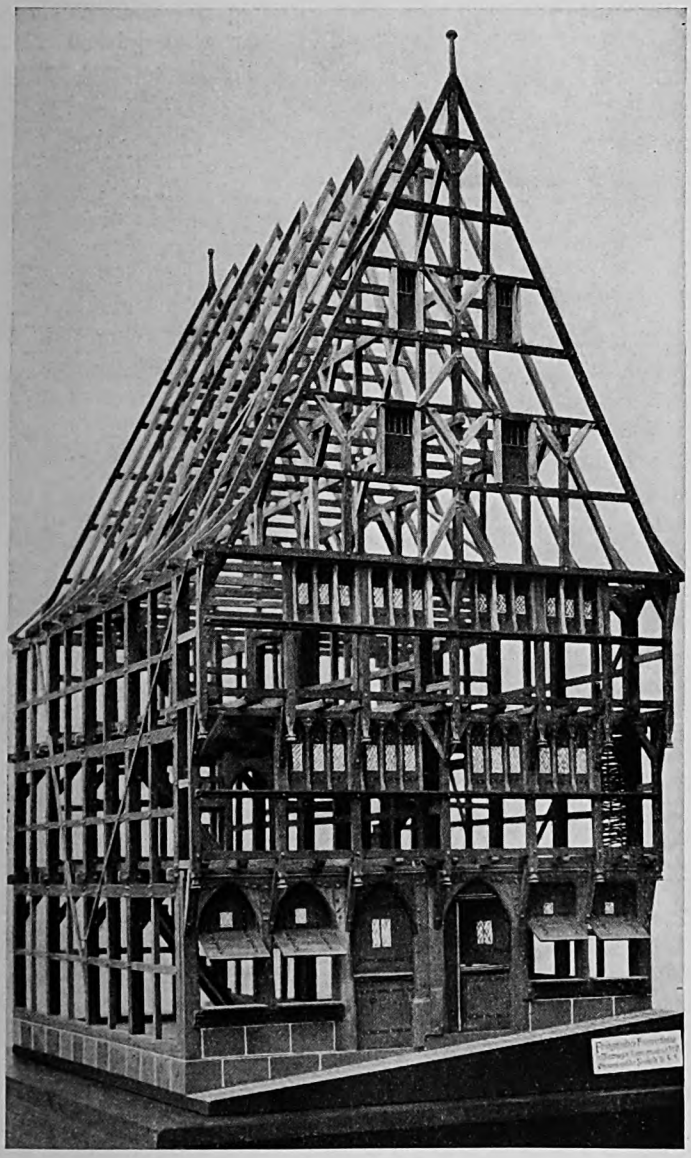


Abb. 5. Gotisches Fachwerkhaus aus Marburg vom Jahre 1325.

Digitized by Google

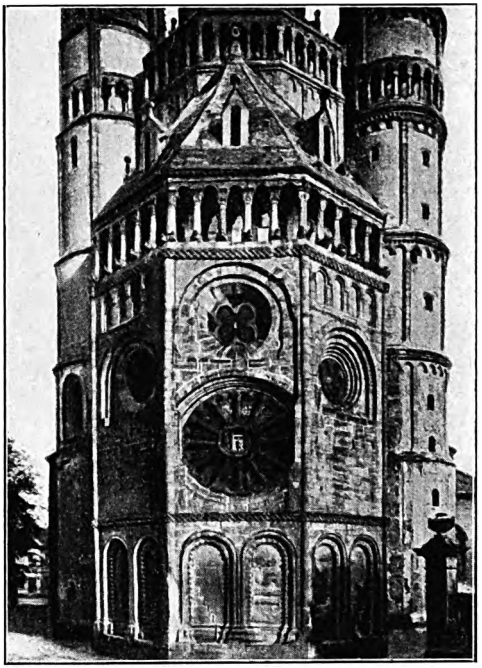


Abb. 6. Westchor des Domes in Worms.

Dieser Geist ist unabhängig von den Ländergrenzen. Er zeigt sich im Mittelalter überall, wo die germanischen Eroberer ihre siegreichen Scharen hingeworfen haben, sobald die Zeit vergangen war, die sie zur Einrichtung in den neuen Wohnsitzen und deren Durchdringung mit ihrem eigenen Blut und Wesen brauchten. Er dringt auch da durch, wo sie nur eine minderzählige Oberschicht bildeten, oder gar wie in den romanischen Ländern die äußere Kultur und Sprache der Besiegten annahmen.

Schon die romanische Baukunst, die Kunst um die Jahrtausendwende, ist nicht nur am Mittelrhein, wo sie in Worms, Mainz und Speyer ihre schönsten Blüten treibt, sondern auch in Frankreich und Italien eine Eindeutschung der Mittelmeerkunst der Römer. Der konstruktive Geist der Germanen zeigt sich hier in der Umformung und Weiterbildung der vorgefundenen römischen Gewölbekunst, aber auch in einer völlig neuen Auffassung vom Wesen des Formalen. Die rein dekorative Verkleidung der Mauer mit den kanonisierten Formen antiker Arkaden- und Säulenarchitektur macht der Ausbildung der Formen allein aus dem Mauerquerschnitt heraus Platz. Die meist sehr reiche Gliederung der Öffnungen bei Türen und Fenstern und den Glockenstuben der Kirchtürme ist nicht mehr dem tragenden Kern der Wand aufgelegt, also gewissermaßen loslösbar, wie bei der Antike und nachher wieder in der Renaissance. Sie wird zu einem nicht mehr wegzudenkenden Bestandteil dieses Kernes selbst. Das ist neue, germanische Denkweise (Abb. 6).

Die Entwicklung zur Gotik aber ist ein glänzender Triumphzug des germanischen Geistes, ausgedrückt in der völligen Übereinstimmung von Form und Konstruktion, in gegenseitiger Durchdringung und völligem Ineinanderfließen von beiden, das keinen Vorrang der einen über die andere kennt. Sie ist aber auch zugleich der Gipfel der eigentümlich nordischen Verbindung von ungehemmter Phantasie mit schärfster und kühlster Berechnung. Wie hier die vom Konstruktiven beherrschte Gewölbetechnik zur Grundlage aller weiteren Entwicklung gemacht wird, das bewußte Bestreben, die räumlichen und statischen Mängel der undurchsichtigen romanischen

Digitized by Google

Digitized by Google

Abb. 8. Inneres der Kathedrale in Lisieux.

Systeme (Abb. 7) durch Verbesserung ihrer Gewölbe zu beseitigen und die geniale Erkenntnis, diese Aufgabe mit einem Schlage, nämlich durch die Einführung des Spitzbogens in das Kreuzgewölbe an Stelle des Rundbogens lösen zu können, die Auswirkung dieser konstruktiven Gewölbeverbesserung auf das ganze System der gotischen Basilika in dem Ersatz der massigen romanischen Pfeiler durch die schlanken Rundsäulen und Dienstbündel der Gotik (Abb. 8), in der Zusammenziehung der Lasten auf die einzelnen Punkte der Strebepfeiler und Strebebögen und in der Öffnung der zwischen ihnen liegenden Außenwände bis zur völligen Auflösung in das Spitzengewebe des Maßwerks und dessen Ausfüllung mit dem Wunderwerk der Glasmalerei, einer Kunst, aufleuchtend wie ein Meteor, vorher und nachher unerreicht, das alles wäre unerklärlich, wenn man es nicht als den siegreichen Durchbruch eines neuen Geistes betrachten wollte (Abb. 9).

Daß es aber der germanische Geist ist, der hier offenbar wird, belegt nicht nur die Geschichte der Völkerwanderung. Die Betrachtung der Bauwerke selber zeigt es deutlich. Wir haben die Erfindung und Ausbildung des germanischen Fachwerkbaus als einen Vorgang ausgesprochener Bauintelligenz im Bunde mit reicher Phantasie erkannt. Das eigentümliche Spiel mit den Balken wiederholt sich hier in Stein und im höchsten Ausmaß. Es ist dieselbe Denkweise, die an keinem anderen Ort und bei keinem anderen Volk der Vergangenheit, selbst nicht bei den nordisch beeinflußten Griechen, so eindeutig zutage tritt, nämlich nicht nur Form und Konstruktion in völlige Übereinstimmung miteinander zu bringen, sondern mit fast doktrinärer Folgerichtigkeit auch die reichsten Formen nur da zu bilden, wo sie technische Bedeutung haben.

Dieser Grundsatz führt bei den sakralen Aufgaben des Kirchenbaues zu Erscheinungen von größter Bewegtheit und einem Formenreichtum, wie ihn keine andere Zeit kennt (Abb. 9), bei der profanen Aufgabe des steinernen

Digitized by Google

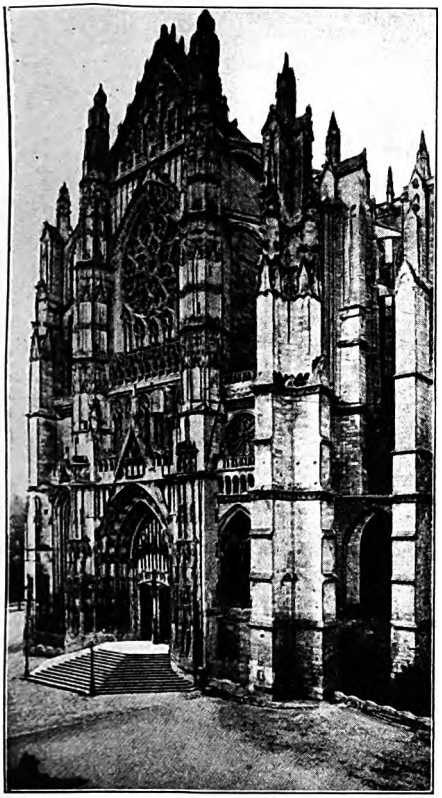


Abb. 9.
Hauptportal der Kathedrale in Beauvais.

bürgerlichen Wohn- und Geschäftsbaues aber folgerichtig zur Beschränkung der Einzelformen auf die wenigen Stellen (Abb. 10), die konstruktive Bedeutung haben, die Fenster und Türöffnungen, den Abschluß der Wand an Traufe und Giebel und auf den Sockel. Der Holzbau aber zeigt wieder das reiche und reizvolle Spiel mit den Balken, das hier in der Natur des Materials liegt. Größere Ansprüche des Bauherrn drücken sich in der Anfügung von Erkern oder Treppentürmen, also von wirklichen Bauteilen, oder in größerer Zierlichkeit der Zimmermanns- und Steinmetzarbeit aus (Abb. 11), ändern aber an dem Grundsatz der Formbildung aus dem konstruktiv Notwendigen nichts. Es ist eigene Denkweise.

Ihre Blüte hat diese gotische Kunst im Frankreich des 12. Jahrhunderts, nicht ihren Ursprung. Wesentliche Vorarbeit war in den großen Domen am Mittelrhein, also in Deutschland, geleistet worden, ehe sich der Mittelpunkt der wirtschaftlichen Kultur im 12. Jahrhundert von hier nach der Isle de France verschob. Aber das damalige Frankreich war in seinem nordöstlichen Drittel trotz römischer Sprache germanisch. Burgunder, Franken und Normannen herrschten nicht nur militärisch und politisch. Ihr Einfluß wirkte sich auch im Geistigen, also in der Bauweise aus. Es ist daher zum mindesten befangen, wenn die neueren Franzosen, sogar ein Mann wie Voillet le Duc, in der Frage nach dem Ursprung der Gotik einen Gegensatz zwischen Frankreich und Deutschland konstruieren. Die Gotik ist der Ausdruck des Kunstempfindens der mit der Völkerwanderung in die Geschichte Europas eingreifenden nordischen Germanen.

Dieser Ausdruck erreichte in Deutschland seinen Höhepunkt in der Hohenstaufenzeit, die ja die Blütezeit germanischen Denkens, Fühlens und Handelns auf allen Gebieten war. Er überlebte auch den Zusammenbruch des deutschen Kaisertums, von den äußeren Geschehnissen nur wenig abhängig, solange er getragen war von dem Blut, das ihn geschaffen, und

Digitized by Google

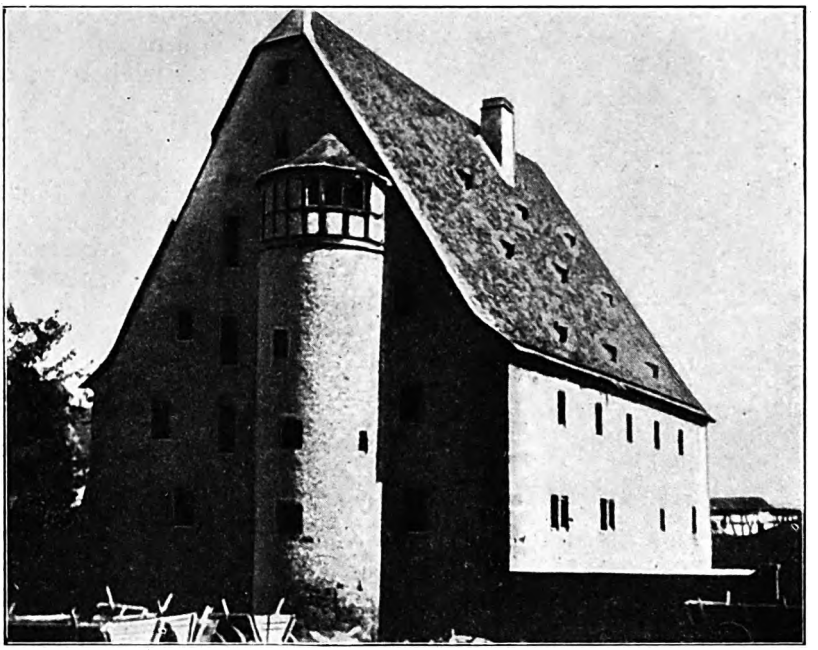


Abb. 10. Das Backhaus am Deutschherrn-Hof in Marburg an der Lahn.

fand im 15. Jahrhundert in der bis heute so sehr unterschätzten Spätgotik seine folgerichtigste Auswirkung. Jetzt erst fallen die letzten Erinnerungen an die antiken Vorbilder. Die mehr schmückenden als technisch notwendigen Kapitelle und Basen an den Säulen verschwinden. An ihrem Kopf wachsen die Gewölberippen gleich Ästen heraus, und ihr Fuß bildet in reizvollen geometrischen Durchdringungen mit dem Sockel die konstruktiv erforderliche Fundamentverbreiterung. Und schließlich tritt an die Stelle der für die nordisch-klimatischen Verhältnisse diesseits der Alpen ungeeigneten Basilika, mit deren Wetterschutz sich die frühe Gotik vergeblich abgemüht hatte, die dreischiffige Hallenkirche mit einheitlichem Dach als letzter restlos gelöster Typ des Sakralbaues, wofür in Süddeutschland die Kirchen Schwabens und Bayerns, in Norddeutschland aber die Backsteinbauten der Mark Brandenburg und der Ordensländer zeugen (Abb. 12).

Die bisherige allgemeine Vorstellung von der großen über die Alpen herübergekommenen Wendung in der Geistesgeschichte Europas, die wir als Renaissance bezeichnen, als von der Wiedergeburt des antiken Geistes, ist die eines großen Fortschritts in der Entwicklung der Menschheit, einer Erlösung aus der finsteren Enge des Mittelalters und der Öffnung des Tores zu der beglückenden Zukunft eines von allen Fesseln befreiten Weltmenschentums. Noch heute gilt unseren Kunstgelehrten Albrecht Dürer als die aufgehende Sonne einer neuen Zeit. Sie feiern ihn als den ersten Renaissance-

Digitized by Google

Digitized by Google

Abb. 12.
Dinkelsbühl. Inneres von St. Georg.

geboren, und getragen wurde sie wahrlich nicht von den halbasiatischen Nachkommen des römischen Kaiserreichs, sondern von dem gotischen und langobardischen Blut, das die Völkerwanderung über die Alpen geschwemmt hatte und das, wie immer in der Geschichte, erst nach einigen Jahrhunderten der Seßhaftigkeit in der geistigen und künstlerischen Kultur des eroberten Landes zutage trat. Die Renaissancemenschen Italiens hielten sich zwar für Nachkömmlinge der alten Römer, deren echte Reste sich aber schon längst in den Kämpfen zwischen Marius und Sulla selbst vernichtet hatten. Daß sie aber eine an die Höhe des alten Roms heranreichende neue Kultur schaffen konnten, verdankten sie ihrem Herkommen aus jener unversieglichen Quelle frischen Blutes und dauernder Volkserneuerung im Norden.

Für die germanischen Länder nördlich der Alpen war aber diese auf dem Boden der Mittelmeerländer gewachsene Renaissancekunst keine Erneuerung und Wiederbelebung, sondern eine Zersetzung. Die deutsche Umformung dieser Kunst, die Eindeutschung, darf darüber nicht täuschen. Geradeso wie jener geistigen, auf antiker Grundlage ruhenden Bewegung des Humanismus alles Artfremde in unserer späteren Kultur entstammt, bis in unsere Rechtsauffassung hinein, so bedeutete auch für die Baukunst das erste Hinschielen über die Alpen den Keim des Verfalls. Von dort führt in unserm geistigen Leben eine gerade Linie über die französische Revolution zum Verfall im 19. Jahrhundert, die Linie der Baukunst aber führt über die sogenannte deutsche Renaissancekunst des 16. Jahrhunderts nach dem rassevernichtenden Dreißigjährigen Krieg zur Herrschaft des römischen Barocks und dann über den französischen Klassizismus zur Philologenkunst Winkelmanns und dem artfremden Neugriechentum Schinkels, das seine Vorbilder nicht mehr in dem wenigstens noch lebendigen Italien suchte, sondern in der toten Kunst eines Landes, von der man außer ein paar Tempelresten kaum noch etwas kannte. Die flache Dachneigung des griechischen Tempels, berechtigt unter dem lachenden, ewig blauen Himmel des Südens, wurde Vorbild und Vorschrift für das Haus in Eis und Schnee nördlich der Alpen, nicht weil das Deckmaterial dazu zwang wie einst bei den Häusern der Alpengegend und Norwegens, sondern

Digitized by Google

Abb. 13. Kavalierhaus im Schloßgarten in Charlottenburg.

aus ästhetischen Gründen (Abb. 13). Und um diese neue Form wenigstens für einige Jahrzehnte lebensfähig zu erhalten, führte man das Zinkblech in die Dachdeckung ein.

Die lange Dauer dieses Vorgangs der Entdeutschung darf nicht über sein Wesen täuschen, auch nicht die reizvollen Erscheinungen in den letzten Abschnitten dieser Kunstentwicklung, auch nicht das, was an so vielen Denkmälern der Zeit von 1500 bis 1800 als deutsch anheimelt. Man muß den ganzen Zeitraum überschauen und den endlichen Verfall an den Keim der Krankheit anknüpfen. Die Kunst des ganzen 16. Jahrhunderts bezeichnen wir noch als deutsche Renaissance der Antike. Es war nicht leicht, den gotischen Geist gerade da zu unterdrücken, wo er blutmäßig den größten Widerstand leistete, in Deutschland selbst. Es hat fast etwas Rührendes zu sehen, wie sich dieser Geist bei allem Willen, die Mode des Italienischen mitzumachen, wehrt gegen das, was ihm auf- und eingedrückt werden soll. Von den Grundlagen seiner bisherigen Baugestaltung geht der Deutsche zunächst nicht ab. Das Haus der deutschen Renaissance hat noch ganz den allgemeinen Eindruck des gotischen. Es ist ein Kasten mit steilem Satteldach und zwei Giebeln (Abb. 14). Der Einfluß Italiens zeigt sich aber doch schon in bedenklicher Weise. Die Außenwände, insbesondere die Giebel, werden nun zum Sitz von Verzierungen, von Formen, die nicht mehr rein konstruktiver Art sind. Es ist eine architektonisch sehr wirksame Häufung von Horizontalgesimsen an den Stockwerkübergängen und Brüstungen verbunden mit einer aufgelegten Säulen- und Pilasterarchitektur, die mit der Tragfähigkeit der Wand nichts mehr zu tun hat, ebensogut fehlen könnte und nur Angriffspunkte für die Verwitterung bildet. Es ist reine Spielerei, aber nicht das Spiel der technischen Phantasie mit den notwendigen Kon-

Digitized by Google

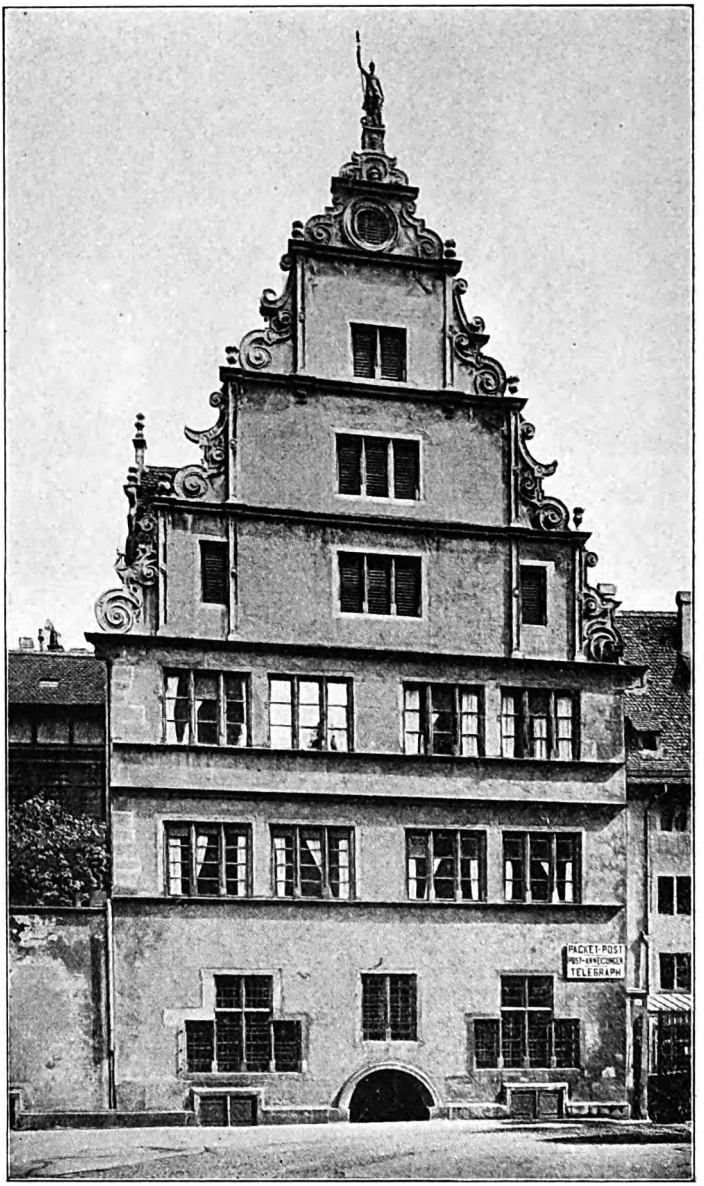


Abb. 14. Stift zu „Unser lieben Frauen" in Straßburg i. E.

Digitized by Google

Abb. 15. Colosseum in Rom.

struktionsgliedern, sondern das unarchitektonische Spiel mit Bauformen, die am Ort ihrer Entstehung in der griechischen Tempelkunst, neben der Gotik der einzigen Kunst originaler Formbildung, ernste Bedeutung hatten, von den Römern aber kanonisiert, zur Erstarrung gebracht, ihrer Bedeutung beraubt und zur bloßen Verkleidung der ohne sie schon standsicheren Bauteile herabgedrückt wurden. Die Gotik kannte keine Verkleidungskunst. Es war ja das erste, was die romanisch-deutschen Baumeister taten, daß sie die von den Römern übernommenen Säulen und Arkaden nach ihrer ursprünglichen Bedeutung wieder in das eigentliche Tragsystem eingliederten.

Diese Auffassung hatten auch die älteren Griechen, deren Kunst man wie die der Gotik als eine Kunst erster Ordnung bezeichnen kann. Auch bei ihnen war die Form der unmittelbare Ausdruck der Konstruktion. Es besteht aber doch ein wesentlicher Unterschied zwischen Griechen und Gotikern bei ihrer gleichen Grundauffassung. Wenn man die griechische Tempelsäule mit den heutigen Mitteln mathematischer Berechnung untersucht, zeigt sich, daß schon ein Bruchteil ihres Querschnittes die auf ihr ruhenden Lasten aufnehmen könnte. Sie hat wohl ihre Stellung und Form, nicht aber auch ihre Masse nach dem konstruktiven Bedürfnis erhalten. Ihre Erscheinung als Ganzes deckt sich nicht mit der Konstruktion. Das basilikale Strebewerk der Gotik dagegen hält auch der wissenschaftlichen Nachprüfung stand. Hier ist die Forderung nach Übereinstimmung von Konstruktion und Form auch

Digitized by Google

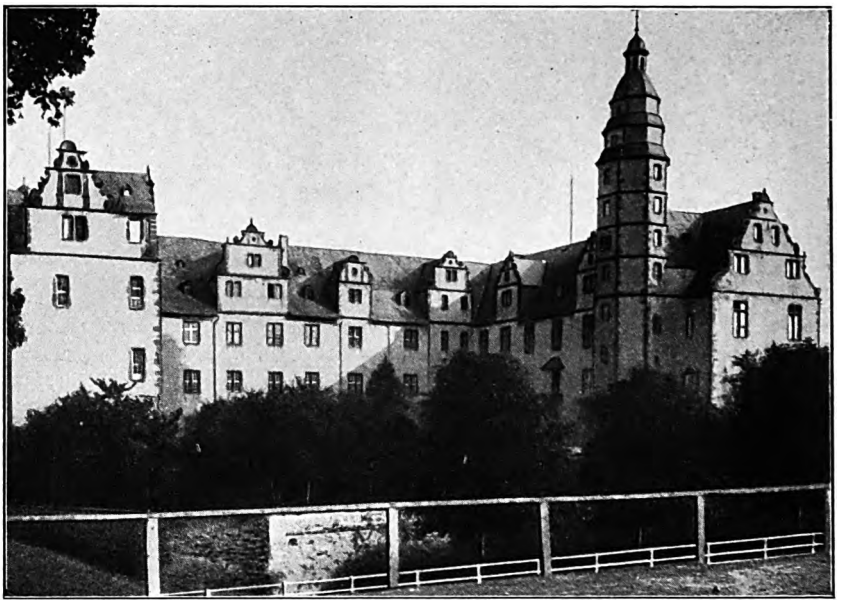


Abb. 16. Das Schloß in Hadamar an der Lahn.

in dem strengen Sinn erfüllt, daß die Kunstform aus weiter nichts als der konstruktiv notwendigen Masse besteht, womit freilich nicht der Auffassung eine Stütze gegeben sein soll, daß nun jede aus dem rein Vernünftigen, aus der bloßen Konstruktion heraus entwickelte Erscheinung auch eine Kunstform sei. Kunst ist in dem gotischen Sinn gegenseitiger Verschmelzung von Konstruktion nicht loszulösen, sie ist mit ihr aber nicht identisch. Es ist das große Geheimnis des bildenden Künstlers, die Konstruktion so zu lenken, daß die aus ihr entspringende Form zur künstlerischen Erscheinung wird. Das Wesen des germanischen Geistes aus der gotischen Kunst herausgelesen stellt dieses Können dar, während sich die Kunst der Griechen dadurch von ihm unterscheidet, daß sie zwar auch die schöne Form aus der Konstruktion entwickelt, aber nicht aus dem nur Notwendigen. Sie braucht darüber hinaus noch weitere Massen aus ästhetischen Gründen. Die übermächtige griechische Tempelsäule ist etwas ganz anderes als das magere Pfeiler- und Strebewerk der Gotik. Sie wird über ihre konstruktive Bestimmung hinaus zur Plastik. Das sind grundverschiedene Denkweisen, die keine Brücke verbindet.

Dieses Zugeständnis der älteren Griechen an die Form führt hinüber zu der von den späteren Griechen und Asiaten Roms ausgeübten Verkleidungskunst und zu deren Wiederaufleben in der Renaissance Italiens (Abb. 15).

Auch der andere wesentliche Gegensatz zwischen nordischer und südlicher Denkweise macht sich nun in der Kunst des 16. Jahrhunderts, der deut-

Digitized by Google

Abb. 17. Das Schloß in Pommersfelden.

schen Renaissance, bemerklich, wenn auch zunächst nur schüchtern und zögernd, die Symmetrie. Die Gotik kannte diese nicht als absolute Forderung. Es war zwar selbstverständlich, daß Bauprogramme mit so eindeutiger Symmetrie wie etwa die Funktionen des menschlichen Körpers auch eine symmetrische Ausbildung erfuhren. Das zeigt sich besonders in der kirchlichen Baukunst. Es wurden aber Baukörper mit ungleicher Bestimmung nicht gewaltsam in symmetrische Formen gepreßt, wie das die Jahrhunderte der Renaissance mit größter Virtuosität geübt haben. Die deutsche Renaissance des 16. Jahrhunderts neigt nun zwar schon zu dieser künstlichen Ordnung im antiken und italienischen Sinne hin, ihre wenig befangene Anordnung der Baumassen und Ausbildung im einzelnen zeigt aber noch so viel mittelalterliche Züge, daß wir sie als durchaus deutsch empfinden. Diese Bauten sind ganz besonders malerisch im guten Sinne (Abb. 16), wie überhaupt die Übergangszeiten sehr bezeichnend sind für die Erkennung der miteinander im Kampf liegenden Elemente.

Der Dreißigjährige Krieg beraubte zwar das Land seines besten Blutes, war aber nicht imstande, die deutsche Eigenart ganz zu unterdrücken. Zwar trat sie zunächst stark zurück. Am meisten in den höfischen und kirchlichen Bauten, für die man die Architekten vielfach von auswärts bezog. Von 1650 ab beherrscht der römische Barock die Welt. Die Verkleidungskunst, die dekorative Ummantelung der tragenden Baukörper, ja die Vortäuschung von Konstruktionen feiert Triumphe (Abb. 17). Aber wenn man die abseits von der großen Architektur liegende bürgerliche und ländliche Baukunst betrachtet, deren Schöpfer nicht Ausländer und auch nicht die deutschen Architektur-Theoretiker jener Zeit, sondern Handwerksmeister waren, so erkennt man die Unverwüstlichkeit des deutschen Blutes. Auch wo der kleine Baumeister und Handwerker gutgläubig und gutwillig der Mode folgt, arbeitet er seine Muster handwerklich-sachlich, klimatisch-gesund um, er übersetzt sie in der geistreichsten Weise in sein Material, macht damit etwas völlig Neues, seiner eingewurzelten Art folgend, unbewußt, weil er nicht anders kann. Noch immer setzt er seinen italienischen oder französischen

Digitized by Google

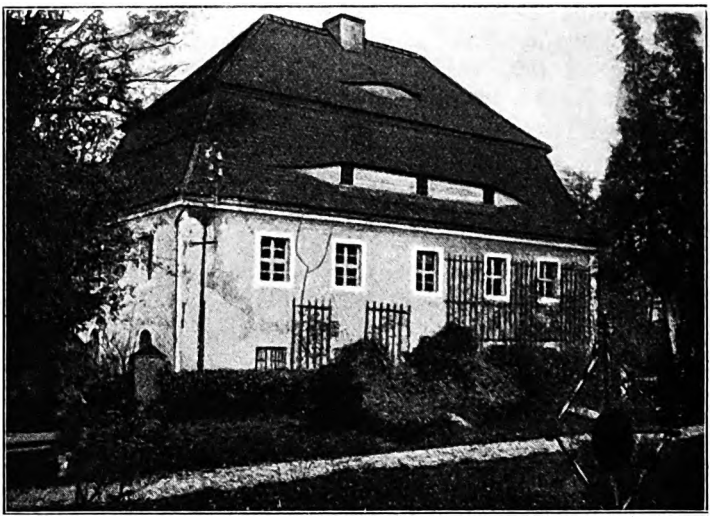


Abb. 18. Gutsgebäude aus Neschwitz (Lausitz).

Vorbildern steile Dächer auf, bringt die unhaltbaren Horizontalgesimse auf die geringste Ausladung, läßt sie auch wie im norddeutschen Putzbarock ganz weg, oder ersetzt sie, wo Gliederung nicht zu umgehen ist, durch die haltbareren Vertikalen, und hält Stockwerkshöhen und Fensterflächen in den seinem Klima entsprechenden Massen. Das ist Eindeutschung (Abb. 18). An den Bauernhäusern aber geht die Renaissance ziemlich spurlos vorüber und das Gefüge bleibt so konstruktiv, daß es oft schwer ist, ein Haus des 18. von einem des 16. Jahrhunderts zu unterscheiden.

Wir sehen also schon hier, wo die Quelle unserer Kraft und der Jungbrunnen für eine künstlerische Erneuerung im Sinne des Völkischen liegt.

Der geschilderte Zustand setzt sich bis in den Beginn des 19. Jahrhunderts hinein fort. Die einzelnen Abschnitte, durch die sich von 1500 an wie ein roter Faden die transalpine Beeinflussung hindurchzieht, sind belanglos. Ein Moment aber muß herausgegriffen werden.

Jede modische, nicht aus der Kunstübung selbst heraus entwickelte Änderung bedeutet eine schwere Erschütterung für das Handwerk, dessen sicherster Boden eine ununterbrochene Überlieferung ist. Dreihundert Jahre hat das deutsche Kunsthandwerk solche modischen Erschütterungen ertragen. Erst mit der Neuantike um 1800, einer reinen Papierkunst, die am Reißbrett erfunden und an ihm ausgeübt wurde, ging das Bauhandwerk als Kunst zu Grabe. Bis dahin entwarf der Baumeister die Einzelheiten noch nicht und überließ es dem Handwerker, die verlangte Form der Tür, der Schmiedearbeit oder der Stuckdecke mit den Erfordernissen seines Materials und seiner Werktechnik in Einklang zu bringen, oder der Handwerker arbeitete selbständig nach skizzenhaften Vorlageblättern, die für ihn nur

Digitized by Google

formale Anhaltspunkte waren. Daher noch die große Leistung der Handwerksmeister im Sinne der Übereinstimmung von Form und Konstruktion. Jetzt aber warf ihn die neue und fremdartige Formengebung aus dem Geleise der Überlieferung heraus. Der Reißbrettarchitekt zwang das Handwerk in seine unhandwerklichen, auf dem Papier entworfenen Formen, er vergewaltigte es. Der Handwerker aber hörte auf, selber Künstler zu sein und sank zum geistlosen Hersteller vorgezeichneter Formen herab. So wurde der Unechtheit, der Imitation, der Surrogatwirtschaft und allen Sünden des 19. Jahrhunderts, mit der Aufhebung des Zunftzwanges auch noch der persönlichen Unzulänglichkeit und Unzuverlässigkeit Tür und Tor geöffnet. Es ist zwar richtig, daß dieser Zustand noch schlimmer wurde, als sich nach dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts die allgemeine geistige Bewegung der Romantik endlich gegen den fremden Geist der Antike auflehnte und die Baukunst auf die Raumvorstellungen und die Einzelformen des traumhaft weit zurückliegenden Mittelalters zurückgriff. Der eigentliche Bruch mit der Überlieferung aber, die ja auch in den Jahrhunderten der Renaissance immer wieder durchbrach, liegt nicht erst bei der Romantik, sondern schon bei der Papierkunst des Neuhellenismus am Ende des 18. Jahrhunderts.

Die Romantik an sich ist die erfreulichste geistige Bewegung Deutschlands im 18. und 19. Jahrhundert gewesen. Die Überwucherung mit dem artfremden Wesen der drei vergangenen Jahrhunderte war aber nicht so schnell zu heilen. Selbst einen Goethe, der als Jüngling, gefesselt von der Erscheinung des Straßburger Münsters, *von deutscher Kunst* schrieb, hat es erfaßt und nach den Jahren in Italien nicht mehr losgelassen. Nur haben die Romantiker und die neumittelalterlichen Bauleute die Werke einer so weit abliegenden Vergangenheit zunächst völlig mißverstanden. Augen, die durch eine lange Krankheit getrübt sind, sehen schlecht. Es ist daher kein Wunder, daß man noch im Banne der formalistischen Kunstanschauung der Antike auch die mittelalterlichen Bauten, zu denen ein geheimnisvoller Trieb hinzog, zunächst ganz formal betrachtete und äußerlich nachahmte. Und doch ist jene Bewegung zum Ausgangspunkt für die endliche Erkennung der wirklichen Zusammenhänge geworden, die gegen Ende des 19. Jahrhunderts aufdämmerte und erst jetzt weitere Kreise zu erfassen beginnt. Die Baukunst freilich mußte noch viele Irrwege gehen, bis die Klärung einsetzte. Das ganze weitere 19. Jahrhundert ist ein wahrer Jahrmarkt, auf dem die haltlose Individualität des Einzelnen in dem Plunder aller Stilarten wahre Orgien feierte. Aber ist es auf den anderen Gebieten der Kultur anders gewesen? Und doch haben wir wieder zurückgefunden zu der Kraft, die uns, wie den niedergeworfenen Antäus, immer wieder neu belebt, zum eigenen Volk und zu unserer Heimaterde.

Das Mittelalter liegt hinter uns und die Gotik mit ihm. Es war ein Irrtum jener neugotischen Romantiker zu glauben, man könne vergangene Formen wieder aufleben lassen. Aber was an unserer heutigen Baukunst gesund, lebens- und entwicklungsfähig ist, ihr Wille zum ehrlichen Ausdruck und die wieder bewußt erstrebte Durchdringung von Form und Konstruktion, verdanken wir doch jenem Irrtum, in dessen Verlauf wir schließlich das wahre Wesen jener alten deutschen Kunst erkannt haben,

Digitized by Google

Abb. 19. Bauernhaus in Fridolfing (Oberbayern).

zu der es uns trotz aller Ablenkungen so lange hinzog, bis sie uns diese Erkenntnis gab.

Ihr Einfluß auf die neue Baukunst ist unverkennbar. Ihre Grundsätze des Gestaltens im Sinne deutscher Art und Vergangenheit sind gerade an den guten Leistungen von heute zu erkennen, auch da oder vielleicht gerade da, wo äußerliche Anlehnungen an Vergangenes bewußt vermieden werden. Aber Gemeingut geworden sind sie noch nicht, und viele der besten Werke leiden noch unter fremden Einflüssen.

Durch nichts wird der Charakter eines Bauwerks von vornherein so sehr bestimmt wie durch sein Dach. Wir haben gesehen, worauf die Steilheit des Daches der nordischen Länder beruhte, auf dem Vorhandensein eines Deckmaterials, das eine dem Klima entsprechende steile Neigung verlangte, dem Stroh. Der später in die Baukunst übernommene Dachziegel und der Schiefer verhalten sich in bezug auf die Neigung ebenso. Aber auch das Alpenhaus, dem der Mangel an Stroh eine flache Neigung aufzwang, ist nicht dachlos. Im Gegenteil, sein Dach macht sich, wenn auch auf ganz andere Weise, bemerkbar durch seinen weiten Dachüberstand an der Traufe und an den Giebeln, der bis zu mehreren Metern geht. Die Wirkung ist nur ganz anders als beim steilen Dach. Sie liegt bei diesem in der Aufsicht von oben, beim Alpenhaus in der Untersicht. Der Zweck dieses Überstandes ist der des Wetterschutzes. Auch beim steilen Dach an sich erwünscht, kann er bei diesem nur knapp sein, weil er sonst die Lichtquellen der unter ihm liegenden Wand völlig überschneiden würde. Diese gesunde, in dem großen Überstand des Daches liegende Rücksicht auf das Klima und die zweckmäßige und wirksame Anordnung von äußeren Um-

Digitized by Google

510752

gängen macht auch das Alpenhaus zu einer eigenartig deutschen Erscheinung (Abb. 19).

Etwas ganz anderes ist aber die Dachlosigkeit des orientalischen Hauses, die der modernen Baukunst als Vorbild dient. Dieses Dach, das gleichzeitig die Decke bildet, hat überhaupt keine wirksame Neigung und keinen Überstand, weil die Wand in einem Lande, in dem es keinen Frost gibt und der Regen gleich von der Sonne wieder aufgesogen wird, keines solchen Schutzes bedarf. Diese Form nun hat man, gestützt auf die Leistungsfähigkeit der modernen Materialien des Eisens, Zements und der bituminösen Dichtungsmittel, auf unsere nordischen Verhältnisse übertragen. Wenn infolge des Fehlens oder Versagens unserer bisherigen Dachdeckmaterialien ein Zwang dazu vorläge, wäre das zu verstehen. Nur aus ästhetischen Gründen zum Unzweckmäßigen zu greifen, ist reine Willkür.

Wo die Aufgabe stärker geneigte Dächer ausschließt, bei den weit gespannten Hallen mancher Industrieanlagen und überall da, wo die steilere Dachform technisch unwirtschaftlich ist, wird man sich mit den Nachteilen der flachen Dachform abfinden müssen, denn ihre Unzulänglichkeit ist, trotz aller Fortschritte der Technik, erheblich. Wo diese Notwendigkeit aber nicht vorliegt, und das ist bei dem überwiegenden Teil unserer heutigen Bauaufgaben der Fall, wird die Dachlosigkeit zum technischen Unfug. Das gewöhnliche Wohnhaus mit wirksamem Dach ist, auch wenn der Dachraum nicht zum Wohnen ausgenutzt wird, in der Herstellung unwesentlich teurer, in der Unterhaltung billiger und im ganzen wirtschaftlicher als das dachlose Haus. Daß dieses seine Anwendung mehr der Vorliebe für die Formen des Orients als technischen Erwägungen verdankt, verrät die Hartnäckigkeit, mit der man die auch beim horizontalen Dach ausführbaren, als Wetterschutz in unserem Klima unentbehrlichen Dachüberstände vermeidet. Die Reparaturarbeiten an solchen neueren Bauten schon bald nach ihrer Erstellung lehren, daß wir schon aus wirtschaftlichen Gründen nicht gut daran tun, unsere Vorbilder anderswo als in unserer eigenen Vergangenheit zu suchen.

Nach der Dachform bestimmt wesentlich den Eindruck eines Hauses das Verhältnis der Lichtöffnungen zur Wand. Hier besteht ein grundsätzlicher Unterschied zwischen der Vergangenheit und heute. In jener Zeit der Holzladenverschlüsse, der Rautenverglasung, der Buzenscheiben und der Sprossenfenster, die erst nach der diktatorischen Anregung Ludwigs XIV. wirklichen Glasscheiben Platz machten, war immer die Grenze der Technik auch bestimmend für die Form. Und immer war die gefundene Form von künstlerischem Reiz. Im 19. Jahrhundert, dem Zeitalter der Technik, hat sich aber deren Grenze in der Herstellung des Glases ins Unendliche verschoben. Es wäre Unsinn, ihr die Form der Fensterverglasung dahin folgen zu lassen. Heute heben praktische Faktoren jenes alte Gesetz auf. Schon die Rücksicht auf eine gesunde Wärmewirtschaft —, wir sprechen ja sonst immer von Wirtschaftlichkeit —, sollte uns vor den Übertreibungen der letzten Zeit in der Verglasung bewahren.

Digitized by Google

Der Formwille des schöpferischen Architekten, vielfach im Unbewußten ruhend, bedarf der Führung und Lenkung durch die bewußte Bindung an die Konstruktion im weitesten Sinne. Diese aber ist uns durch die jahrhundertelange Hervorkehrung des Formalen verloren gegangen. Ihre Wiedergewinnung wird durch die technischen Fortschritte mehr erschwert als erleichtert. Nur unter strengster Beachtung der Rücksichten, die uns die eigenen Verhältnisse, vor allem unser nordisches Klima, auferlegen, werden wir zu einer uns eigentümlichen Ausdrucksweise kommen, wobei die richtig angewandten neuen Materialien und die neuen Herstellungsweisen von selbst für den zeitgemäßen Einschlag sorgen werden. Diese Ausdrucksweise wird unserer eigenen Vergangenheit verwandter sein als den Erscheinungen anderer Länder und Gegenden. Das Artfremde strebt zum Internationalen statt zum Völkischen, es neigt auch mehr zur Mode, zum Sensationellen, zum Neuen um jeden Preis und um seiner selbst willen, zur falschen Sucht nach dem Originellen oder gar zur Reklame. Das Völkische ist in seinem Wesen immer konservativ.

Diese Gedanken sind für manche nicht neu. Sie sind auch außerhalb des Hörsaals schon seit langem geäußert und vertreten worden. Sie haben vielleicht auch unter der Decke fortgewirkt und dazu beigetragen, die Stellung undeutscher und fremdartiger Kunstausübung sturmreif zu machen. Aber erst heute ist für sie wieder richtiger Boden vorhanden. Die große Bewegung, in der wir stehen, unerhört in der Geschichte aller Zeiten, der Versuch einer Arterneuerung des Volkstums und unserer deutschen Kultur von innen heraus, wird auch die Baukunst mitreißen und sie an die großen Leistungen der Vergangenheit wieder anknüpfen.

Anmerkung zu den Abbildungen.

Abb. 1: Nr. 176457 der Sammlung von Dr. Franz Stoedtner, Berlin C 2, Kaiser-Wilhelm-Straße 55.

Abb. 2: Nr. 57853 der Sammlung von Dr. Franz Stoedtner, Berlin C 2, Kaiser-Wilhelm-Straße 55.

Abb. 5: Aus Kürschner, Geschichte der Stadt Marburg, Elwertsche Verlagsbuchhandlung, Marburg, 1934.

Abb. 6: Aus: Deutsche Dome des Mittelalters. Verlag Karl Robert Langewiesche, Königstein im Taunus und Leipzig.

Abb. 7: Aus: Deutsche Dome des Mittelalters. Verlag Karl Robert Langewiesche, Königstein im Taunus und Leipzig.

Abb. 8: Aus: Ernst Gall: Die gotische Baukunst in Frankreich und Deutschland. Verlag Klinkhardt und Biermann, Leipzig 1925.

Abb. 12: Aus: Deutsche Dome des Mittelalters. Verlag Karl Robert Langewiesche, Königstein im Taunus und Leipzig.

Abb. 13: Aus: Fritz Stahl: Schinkel. Verlag Ernst Wasmuth A.G., Berlin 1911.

Abb. 14: Aus: Denkmäler Deutscher Renaissance. Herausgegeben von K. E. O. Fritsch. Verlag Ernst Wasmuth, Berlin 1887.

Abb. 17: Aus: Deutscher Barock. Verlag Karl Robert Langewiesche, Königstein im Taunus und Leipzig.

Abb. 18: Aus: Lüdinghausen: Die Sächsische Oberlausitz. Verlag Ernst Wasmuth A.G., Berlin 1922.

Abb. 19: Nr. 1761 der Sammlung von Dr. Franz Stoedtner, Berlin C 2, Kaiser-Wilhelm-Straße 55.

Digitized by Google

Die Fugen- und Schrägnagelung bei den Germanen, dargestellt an Beispielen der ländlichen Baukunst des Schwarzwaldes.

Von **Prof. Dr. Hermann Phleps**, Danzig.

(Mit Maßaufnahmen des Verfassers.)

Das Holz gehört zu den lebendigsten Werkstoffen. Die Nutzbarmachung seiner verschiedenartigen Eigenschaften konnte keinen trefflicheren Meister finden als den Germanen, denn ihm ist das starke Einleben in das Wesen der zu verarbeitenden Stoffe als Erbgut angeboren. Beim Erforschen unserer alten Wohnkultur hat man bisher auf das Haus mit seinem Gefüge, als Ganzes betrachtet, das Hauptaugenmerk gerichtet. Es lohnt sich aber, auch den Verbindungen im einzelnen die Aufmerksamkeit zu schenken. Gerade hier im Verborgenen hat sich viel Urtümliches erhalten, das uns hilft, über manche volkstümlichen und entwicklungsgeschichtlichen Fragen Licht zu bringen. Ja, nicht nur dieses, auch für den gestaltenden Baumeister ergeben sich hier belangreiche Einblicke. Der Vergiftung unserer einzigartigen Holzbaukunst, die die Zuhilfenahme des Eisens mit sich brachte, können wir nur dann begegnen, wenn wir uns über die werkgerechte Behandlung des Holzes, wie sie unsere Vorfahren übten, Kenntnis verschaffen.

Im Schwarzwald war bis ins 19. Jahrhundert hinein der Bauer sein eigener Baumeister. Zwar führte ein gelernter Zimmermeister, der sogenannte „Spannmeister", die Leitung, was aber den handwerklich begabten, bäuerlichen Bauherrn und die ihm helfenden Nachbarn nicht hinderte, die von den Vorvätern gepflegten Gefüge zu übernehmen. Mit dem den Alemannen auszeichnenden zähen Festhalten am Alten konnten sich hier Verbindungsarten erhalten, die bis in die Vorzeiten zurückgehen.

Zu diesen gehört unter anderem die Fugennagelung. Nach mündlicher Mitteilung von Reinerth, fand er den Fugenkeil schon bei Bauten der jüngeren Steinzeit.

Wie die Abbildung 1 darstellt, haben sich Fugennagelungen noch in Norwegen, in Niedersachsen, in Siebenbürgen, wohin sie im 12. Jahrhundert von Moselfranken übertragen wurden, und im Schwarzwald erhalten.

Das Blatt ist älter als der Zapfen und stellte bei den Westgermanen die gebräuchlichste Verbindungsart ihres Ständer- und Dachwerkes dar. Karl Schäfer fand in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts im Dachstuhl des romanischen Kirchleins zu Idensen am Steinhudermeer, das zwischen 1180 und 1200 erbaut wurde, noch die vorhin erwähnten Fugenkeile. Er sagt darüber (Zentralblatt der Bauverwaltung, 1883, Seite 111) unter anderem:

Digitized by Google

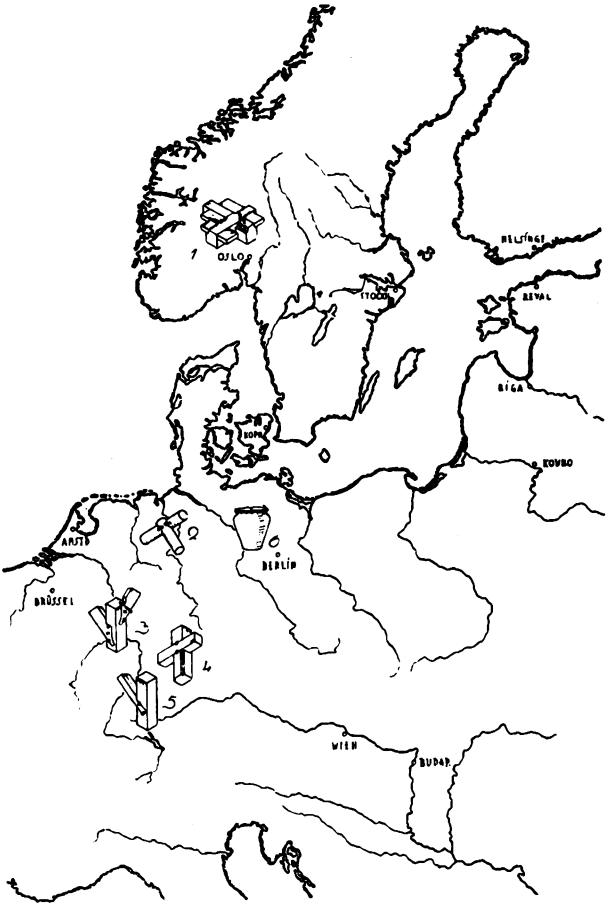


Abb. 1. Nord- und westgermanische Fugennagelungen aus 1. Hedal (um 1200), 2. Strom bei Bremen, 3. Petersdorf in Siebenbürgen, wohin sie in der Mitte des 12. Jahrhunderts von deutschen Siedlern des Mittelrheins und der Mosel gebracht worden sind, 4. Rötenbach und 5. Bergalingen. 6. Die Tonurne vom Königsgrab bei Seddin (800 v. Chr.) gibt mit ihren schräg eingreifenden Tonstiften den Beleg, daß die Schrägnagelung schon damals üblich gewesen ist.

Digitized by Google

„Von damals her erinnere ich mich, daß mir als sehr merkwürdig der Dachverband auffiel, in welchem die Verbindungen nicht genagelt sind, sondern wo die Befestigung durch Keile erfolgt, die, quer auf den Fugen der Schwalbenschwanzblätter sitzend, einen sehr länglichen rechteckigen Querschnitt haben. Das zu Gebote stehende Wissen von solchen Dingen reichte nicht aus, um dieser Eigenart recht auf den Grund zu gehen. Vielleicht fühlt sich ein anderer, welcher Augenschein genommen, zu einer Mitteilung über diesen Punkt veranlaßt."

Lindner bringt in seinem Buch „Das niedersächsische Bauernhaus in Deutschland und Holland", Hannover 1912, Seite 103, eine Holzverbindung mit Hakenblatt und Verkeilung von einem Kätnerhaus in Strom bei Bremen (Abb. 2). Hier liegt, was man als urtümlich ansehen darf, der

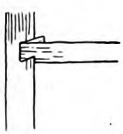


Abb. 2. Verkeiltes Hakenblatt von einem Kätnerhaus aus Strom bei Bremen (nach Lindner).

Keil in der Richtung des Längsholzes. Weil dieser Verband durch das Schwinden des Holzes locker werden kann und deshalb dauernd sorgfältige Beobachtung verlangt, gab man ihn auf. Man ließ den Keil quer zum Längsholz des Blattes eingreifen. Die natürliche Fuge bot aber in dieser Richtung nicht genug Halt, weshalb ein Loch ausgestemmt werden mußte. War man einmal zu diesem Hilfsmittel übergegangen, konnte der Keil in seinen Abmessungen verringert werden und sich zum Nagel verwandeln.

Um sich in frühzeitliche Gefügearten einleben zu können, empfiehlt es sich, auch behelfsmäßige, von ungeschulter Hand ausgeführte Arbeiten der Gegenwart zu beobachten. Hier kommt zuweilen manche urtümliche Ge-

Abb. 3. Ausschnitt aus der Tennwand vom Balthasarhof in Hottingen, an der nachträglich eingefügte Bohlen mit keilförmigen Holznägeln befestigt worden sind. Es wiederholt sich ein Gefüge, das zur Zeit der Erbauung (1678) an dem darüber liegenden Riegel zur Anwendung kam.

Digitized by Google

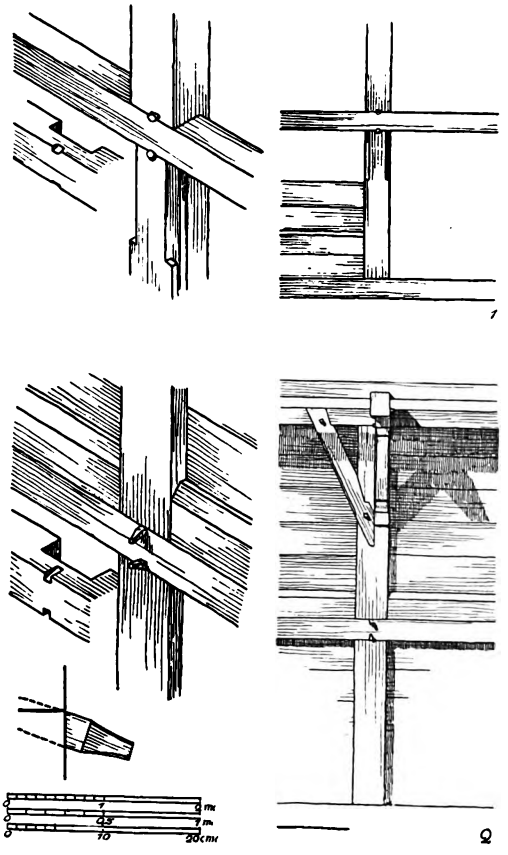


Abb. 4. Fugennagelungen vom Martin-Meier-Hof in Rötenbach (18. Jahrh.) und vom Naglerhof in Bernau-Hof (1538). Die Nagellöcher werden ausgestemmt. Um die Bohlenfüllung der Tennwand am Beispiel 1 auswechseln zu können, verwandelte man unterhalb des Brustriegels in Breite einer Bohle die Nut in einen Falz. Bemerkenswert ist weiter, daß am Fuße der Fächer aus Gründen der Sicherung gegen Beschädigungen (1) oder gegen Regen (2) an Stelle von Bohlen Klotzbalken mit abgefasten Kanten eingefügt worden sind. Beides kennzeichnet ein starkes Einleben in die verschiedenen Vorgänge und Einwirkungen, denen diese Bauteile ausgesetzt sind.

bärde zum Durchbruch, wie es zum Beispiel die Verkeilungen der nachträglich eingefügten Bohlen an der Tennenwand des Balthasarhofes in Hottingen zeigen (Abb. 3).

Für die Fugennagelungen bietet der Schwarzwald zahlreiche Beispiele, die man an dem von Schäfer gemachten Fund anreihen darf.

Man findet sie am häufigsten, außer an den Anblattungen der Kopf- und Fußbänder, an den Riegeln der Außen- und Tennenwände und an dem die Firstsäule in der Längsrichtung versteifenden Katzenholz.

Es sollen deshalb in einer entwicklungsgeschichtlichen Folge die am meisten kennzeichnenden herausgehoben werden, die, wie das in der Volkskunst vorkommt, nicht immer auch zeitlich (ihrer Herstellung nach gemessen) übereinstimmen. Die Eigenheit der Umgebung bildet in den Gestalten der Volkskunst nicht selten einen wichtigeren Beweggrund, als die von der Zeit bevorzugten Formen. So findet man die ursprünglichen Konstruktionen zu-

Digitized by Google

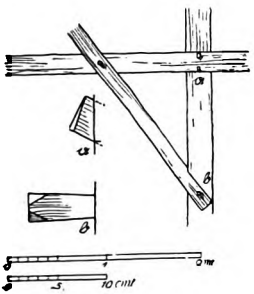


Abb. 6. Ausschnitt vom Dachstuhl des Balthasarhofes in Hofkingen (1678) mit Fugennagelung am angeblatteten Katzenholz.

Abb. 5. Fugennagelung von der Tennwand des Martin-Meier-Hofes in Rötenbach.

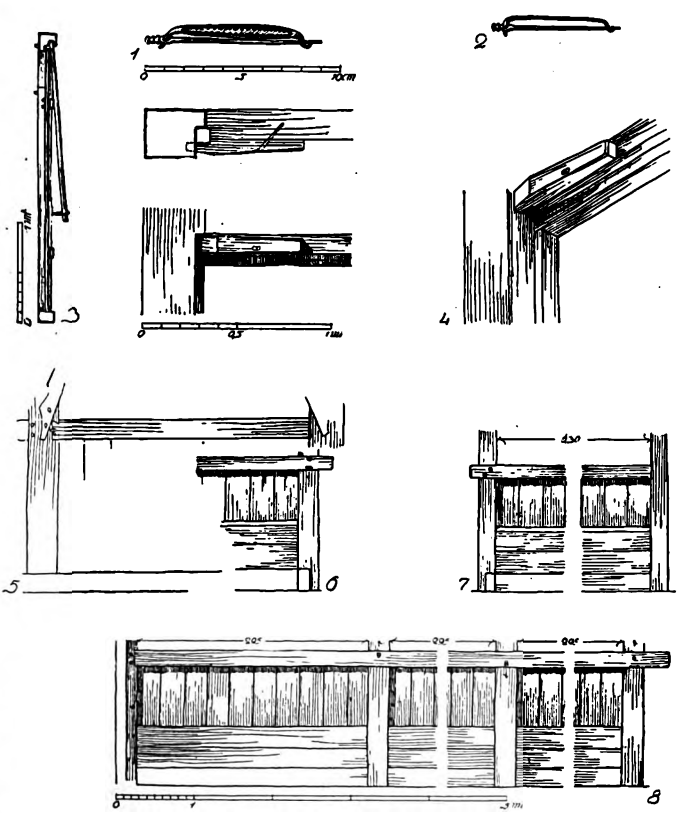


Abb. 7. 1 u. 2 Germanische Sicherheitsnadeln aus Borum Eshöi u. Guldhöi in Jütland aus dem 16. Jahrhundert v. Chr. 3 Torverschluß vom Schwarzburenhof i. Katzensteig bei Furtwangen aus dem Jahre 1580. 4 Befestigung der Torangel v. Oberbauernhof in Gutach. 5 bis 8 Riegel, die an einem Ende eingezapft, sonst aber angeblattet worden sind, vom Meierhof in Bernau (5), Oberbauernhof in Gutach (6), Burlebauernhof in Gutach (7), Fischeraderhof in Gutach (8).

Digitized by Google

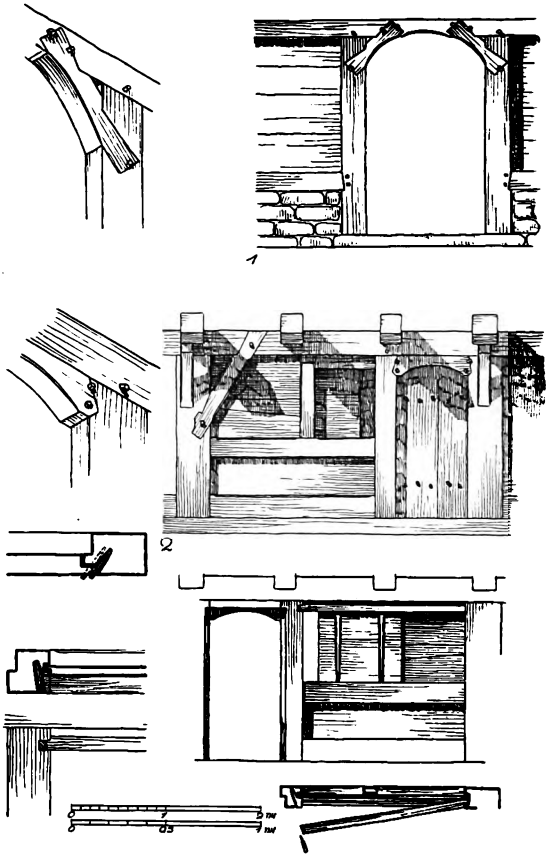


Abb. 8. Türen und Fenster mit Fugennagelungen vom Jakob-Schmid-Hof in Bergalingen (1), und Gabrielen-Hof in Katzensteig (2). Die erste Türe verdankt ihre auffallende Breite ihrem Zweck als „Mistür" zur „Bruck", dem vor dem Stall liegenden Teil des „Schildes". Bei dem unteren Beispiel ist die Befestigung der Gleitbohle am Sturz des Fensters bemerkenswert. Hier kommt derselbe Gedanke zum Durchbruch, wie ihn die germanischen Sicherheitsnadeln verkörpern. Das eine Ende greift gelenkartig in ein Zapfenloch, das andere wird von einem Holzkeil festgehalten. Bei der germanischen Sicherheitsnadel tritt an diese Stelle ein Haken.

weilen noch bei Beispielen, die noch kurz vor dem endgültigen Verfall der Holzbaukunst errichtet wurden.

Die Fugennägel der angeblatteten Riegel und Katzenhölzer umklammern die Blätter durch Schräglage, indem sie, wie im Martin-Meier-Hof

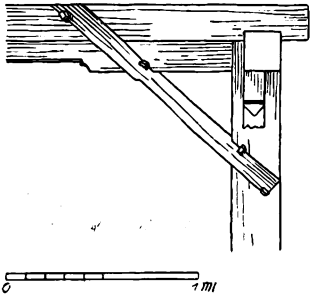


Abb. 9. Ausschnitt von einer Tenneneinfahrt „Ifuhr" vom Gustav-Bechle-Hof in Bergalingen. Die Nägel haben einen Querschnitt von 2,5 × 4 cm.

Digitized by Google

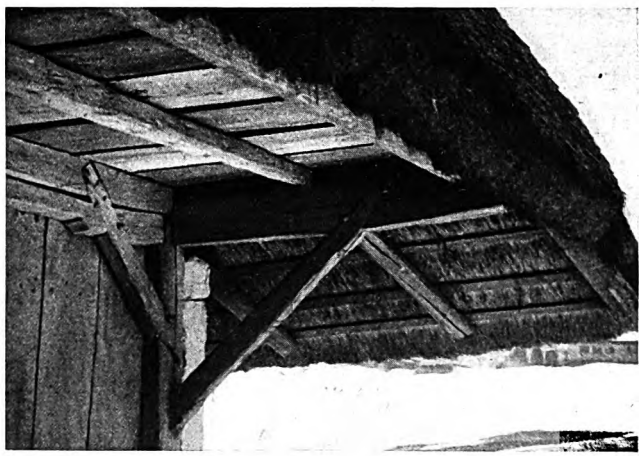


Abb. 10. Angeblattete Kopfbänder m. Fugennagelungen von der „Fuhr" des Gustav-Bechle-Hofes in Bergalingen.

in Rötenbach (Abb. 4_1 und Abb. 5), nur in die Säulen eingestemmt sind, oder daß, wie am Naglerhof in Bernau (Abb. 4_2) und am Balthasarhof in Hottingen (Abb. 6), der Einschnitt des Nagelloches schon im Blatt beginnt.

Während hier die Umklammerung des Längsholzes geschah, gibt es auch Beispiele, wo das Hirnholz in ähnlicher Weise umfaßt wurde, und hier sogar einmal ein Gefüge, wie an einem Fenster des Gabrielenhofes in Katzensteig (Abb. 8), wo dieses noch mit einem Keil geschehen ist.

Diese Nagelungen verraten einen Gedankengang, der den germanischen Fibeln eigen ist. Wie dort der Bügel an einem Ende in eine Durchlochung der Nadel eingreift (Abb. 7_1 und $_2$), so schiebt sich auch hier das eine Ende des Riegels mit einem Zapfen in den Ständer oder die Säule (Abb. 7_3 bis $_8$), und wie dort das zweite Ende mit einem Haken ge-

Abb. 11. Befestigung des Türsturzes einer Kammertür vom Gabrielenhof in Katzensteig (von 1793) mit Schrägnagelung. Der obere Nagel sitzt dicht an der Fuge, der untere etwas davon abgerückt.

Digitized by Google

halten wird, bildet hier ein schräggestellter Keil oder Fugennagel die Bindung. Dieses gibt zu denken und läßt die Vermutung aufkommen, daß bei der Erfindung der germanischen Sicherheitsnadel nicht allein die Nadel mit der durchgesteckten Schnur die Anregerin gegeben haben kann. Wenn auch der Bügel häufig der Form einer Schnur nachgebildet wurde (Abb. 7_2), besitzt er doch, statisch aufgefaßt, ein völlig anderes Wesen als die Schnur.

An einigen Beispielen soll versucht werden, sich in das Kräftespiel innerhalb dieser Gefüge einzuleben.

Dem Verfasser schilderte der Bauer des Schwarzburenhofes in Katzensteig, daß er früher sein Tennentor in der Weise von innen verschloß, in-

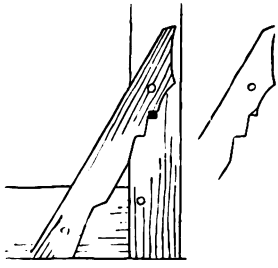


Abb. 12. Fußband vom Oberbauernhof in Gutach, an dem nachträglich, nachdem ein Haken abgespalten worden war, ein Fugennagel eingetrieben wurde.

dem er eine Stange in ein am Torsturz befindliches Loch einfügte, diese hebelartig an die Torwand anpreßte und das untere Ende mit einer Schlinge festhalten ließ (Abb. 7_3).

Am Meierhof in Bernau ersetzte man bei einer nachträglich dem Bau angefügten Verriegelung gewissermaßen die Schlinge durch einen schräggestellten Fugennagel (Abb. 7_5). Beim Oberbauernhof in Gutach, wo das eine Ende des Tennenwandriegels mit einem Zapfen in einen Torpfosten eingreift, geschah das Festhalten an den Säulen durch je zwei das Längsholz umklammernde Fugennägel (Abb. 7_6). Am Fischeraderhof in Gutach aber rückte man die Vernagelung in das Innere des Blattes. Hier bekam jede Anblattung nur einen Nagel, hingegen nutzte man den Vorteil der Schrägnagelung dabei in der Weise aus, daß man die Nägel abwechselnd schräg von oben nach unten und von unten nach oben eingreifen ließ (Abb 7_8).

Zuletzt ging an einigen Orten die Kenntnis von der Wirksamkeit der Schrägnagelung verloren und wurde durch eine senkrechte Nagelung ersetzt (Abb. 7_7).

Der Gedanke der germanischen Sicherheitsnadel fand bis zur Türangel seine Verkörperung. So zeigt zum Beispiel das Tennentor des Oberbauernhofes zu Gutach (Abb. 7_4), gleich dem Bügel der Sicherheitsnadel, eine Holzleiste, die, an einem Ende zapfenartig in den Türpfosten eingreifend, die Torangel umfaßt und durch einen inmitten dieser Leiste liegenden Schrägnagel festgehalten wird.

Außer dem Angeführten findet sich die Fugennagelung, allerdings viel spärlicher als beim Vorigen, an den Hakenblättern der Kopfbänder. In ursprünglichster Form zeigen dieses der Gustav-Bechle-Hof und der Jakob-

Digitized by Google

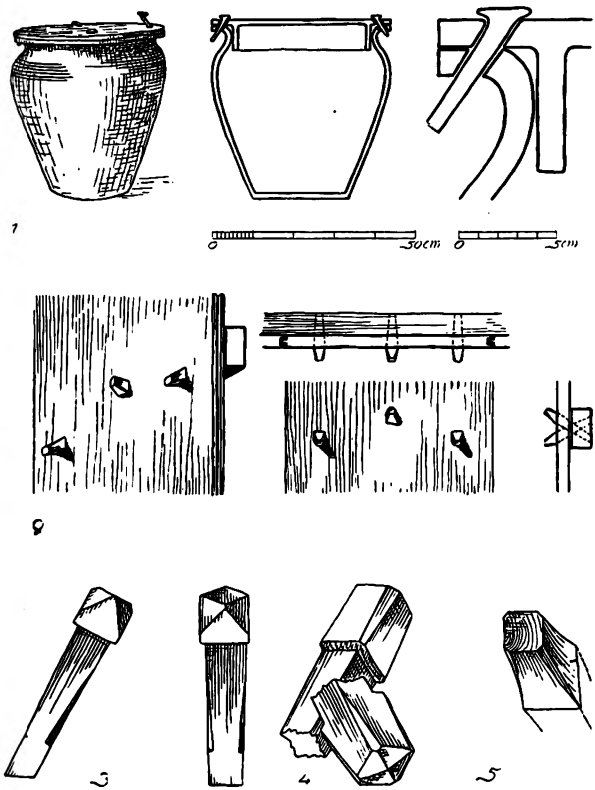


Abb. 13. Schrägstifte u. Schrägnagel. 1 Tonurne aus dem Königsgrab von Seddin (800 v. Chr.) in der Mark Brandenburg (aufbewahrt im Märkischen Museum, Berlin). Der Deckel wird von vier, in einem Winkel von 60° eingreifenden Tonstiften gehalten, die einzeln leicht eingefügt werden können, zusammen aber den Deckel festhalten. Ihre Herkunft vom Holznagel ist unbestreitbar. 2 Schrägnagelung von einem Tennentor aus Rötenbach. 3 Eichennagel von einer Türe des Schwarzburenhofes in Katzensteig (1580), der in einem Winkel von 70° eingriff und mit widerhakenartigen Einschnitten versehen ist. 4 Eichennagel von einer Türe des Sägen-Mathis-Hofes in Vorderschützenbach, bei dem der Kopf nur an zwei Seiten vorspringt. 5 Häufig vorkommende Nagelform, spätere Zeit, die, um das Abspalten beim Eintreiben unmöglich zu machen, nach dem Hirnholz des Kopfes zu verjüngt ist.

Schmidt-Hof in Bergalingen (Abb. 8, 9 und 10). Wenn man von der Form der Blätter absieht, besitzen diese eine Verwandtschaft mit den Hakenblättern des westgermanischen Ständerbaues der Siebenbürger Sachsen (Abb. 1_3).

Eine Sonderstufe stellt der mit schmalem Blatt angeblattete Sturz einer Kammertüre des Gabrielenhofes in Katzensteig dar, wo neben einem schräggestellten Fugennagel ein zweiter in gleicher Stellung aber weiterem Abstand von der Fuge in den Sturzriegel eingestemmt worden ist (Abb. 8_2 und 11).

Merkwürdigerweise verliert sich an den Blättern die Fugennagelung und wird durch eine inmitten des Blattes liegende senkrechte Nagelung ersetzt. Diese bot aber nicht mehr die Sicherheit, als die ältere Art und es fällt auf, wie viele Kopf- und Fußbänder an den heute noch erhalten gebliebenen alten Schwarzwaldhäusern herausgefallen sind. Bemerkenswerterweise hat man an einem Fußband des Oberbauernhofes zu Gutach zur Sicherung nachträglich zur älteren Verbindungsart zurückgegriffen und hier

Digitized by Google

Abb. 14. Tonstifte von der Tonurne des Königsgrabes in Seddin (Provinz Brandenburg, Kreis Westprignitz) aus dem 8. Jahrhundert v. Chr. und ein Holznagel von einer Türe des Schwarzburenhofes in Katzensteig aus dem Jahre 1580. Die Tonstifte griffen mit einer Schräglage von 60° in den Deckel und den Rand der Urne ein. Die Schräglage des mit Widerhaken versehenen Eichennagels betrug 70°.

einen Fugennagel eingetrieben (Abb. 12). Das Zunutzeziehen einer älteren Verbindungsart kann man auch an den Sparren der vorkragenden Dachwalme beobachten, wo man aus Sicherung gegen den Windangriff, außer der jüngeren Vernagelung, noch zu der ursprünglichen Schlinge aus Haselnußruten gegriffen hat.

Die Schrägnagelung vertrat in ihrer ersten Stufe den Gedanken der Umklammerung (Abb. 1_2). Der Weg ist hier ein anderer gewesen, als ihn die Ägypter beschritten hatten, die die Schrägnagelung aus dem Binden mit Hautbändern heraus entwickelten. (Vgl. Phleps, „Die Erfindung der Bretterverzinkung im alten Ägypten", Zentralblatt der Bauverwaltung, 1914, Seite 19.) Bei uns lernte man an der Umklammerung erfahrungsmäßig den festen Halt kennen, der sich durch eine Schräglage ergibt, und verwirklichte diesen Gedanken nun auch anderwärts, wie zum Beispiel bei der Befestigung der Bohlen an die Querleisten der Türen und Tore (Abb. 13 und 17), und als Türverschluß (Abb. 15 und 16). Man kann auch diese Verbindungsart bis in die Bronzezeit, zu mindestens bis in die jüngere, die fünfte Periode, zurückführen.

Kein geringeres Beispiel als das berühmte Hünengrab zu Seddin gibt uns hierüber Nachricht. Hier fand man innerhalb einer Steinkiste eine Tonurne, die das heiligste, eine Bronzeurne mit dem Leichenbrand, verschlossen hielt. Der Tondeckel dieser Urne war mit vier schräggestellten

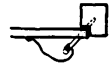


Abb. 15. Türverschluß mit schräggestelltem Stecknagel (nach Koßmann).

Tonstiften befestigt. Auf den ersten Blick erkennt man hieran die Herkunft vom Holze (Abb. 13_1 und 14). Nach einer die slavische Besiedlung überdauernden Sage sollte dort ein König Hinz in einem dreifachen Sarg begraben liegen. So, wie die Überlieferung dieses Geschehnis getreulich be-

Digitized by Google

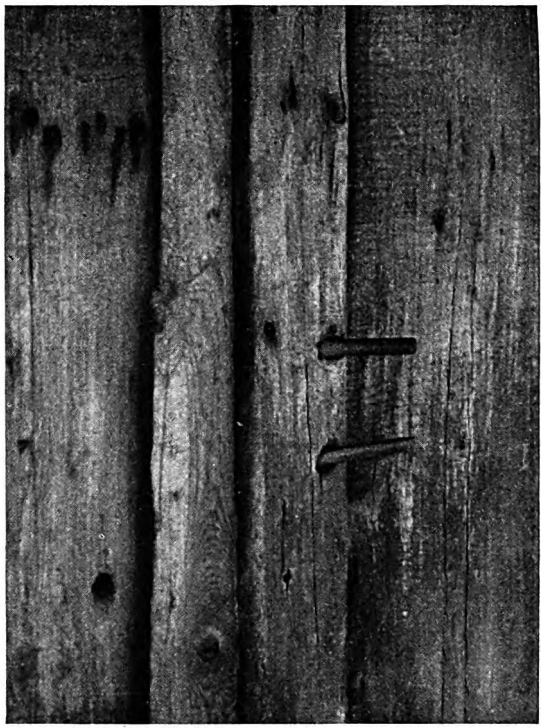


Abb. 16. Schräggestellte Stecknägel als Torverschluß vom Naglerhof in Bernau-Hof. Wegen der Größe der Torflügel, und um gegen ein etwaiges Lockerwerden sowie Herausfallen eines Stecknagels die Sicherheit zu erhöhen, hat man diesen urtümlichen Verschluß verdoppelt. Aus ihm, in Verbindung mit dem die ganze Türbreite überspannenden Riegelbalken, ist das Türschloß hervorgegangen. Anfangs wurde dieses in verschiedenen Abwandlungen in Holz allein ausgeführt. Einen neuen Gedanken brachte das Hinzufügen einer stählernen Spannfeder, die in ihrem Gefolge eine Übersetzung in Eisen zeitigte.

wahrte, hat der Alemanne des Schwarzwaldes eine schon damals übliche Gefügeart bis zum heutigen Tage, über die Einflüsse der Zeit hinweg, zu erhalten gewußt.

Die Abbildungen 13 und 17 geben einige Tore und Türen mit den verbandartig angeordneten Schrägstellungen bis zu der Zwischenstufe der Holz- und Eisennagelung. Die Nägel sind mit oder ohne Nagelkopf ausgebildet und haben, wie das Beispiel vom Schwarzburenhof aus Katzensteig vom Jahre 1580 dartut (Abb. 13$_3$ und 14), ursprünglich sicher allgemein an den Innenkanten widerhakenartig wirkende Einschnitte besessen.

In loser Form fand der schräggestellte Nagel Anwendung als Türverschluß (Abb. 15 und 16).

Es ist belangreich, bei der Besprechung der vorgeführten Beispiele auch auf die Umwandlung der Querleiste hinzuweisen, die zuerst in die Wendebohle, in gleicher Breite durchlaufend, eingelassen wurde, dann nach dem Ende zu sich verjüngend sich hier keilförmig einpreßte und zuletzt mit einer schwalbenschwanzförmigen Nut die Bretter festhielt (Abb. 17).

Am Schluß darf auch auf eine gefühlsmäßig erkannte Gegenwirkung gegen das Hängen des Tores hingewiesen werden, dem man zuweilen mit einer nach der Mitte zu aufwärts steigenden Schrägstellung der Querleisten zu begegnen suchte.

Digitized by Google

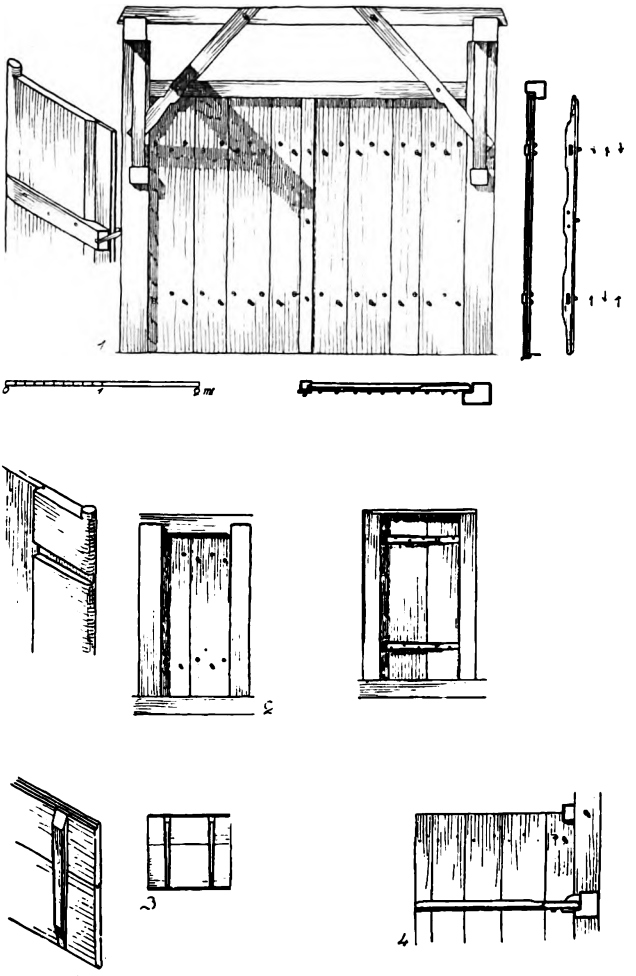


Abb. 17. Holztore, Türen und Fensterläden, die ohne Zuhilfenahme von Leim zusammengefügt worden sind. Bei 1. vom Martin-Meier-Hof aus Rötenbach sind die Querleisten in gleicher Stärke durchlaufend in die Wendebohle eingelassen. Die Vernagelung geschah mit Holznägeln, die verbandartig ihre Schrägstellung wechseln, bei 2. vom Sägen-Matthis-Hof in Vorderschützenbach greifen die Querleisten keilförmig in die Wendebohle ein, bei 3., einem Fensterladen vom Gabrielenhof i. Katzensteig (von 1793), ist zu der Keilform der Leisten noch eine schwalbenschwanzförmige Nut hinzugetreten, bei 4. vom Hasenbauernhof in Langenbach (von 1749) beginnt der Übergang zur Eisennagelung. Nur an der statisch wichtigsten Stelle, an dem Zusammenschluß mit der Wendebohle, hielt man an der ursprünglichen Holznagelung fest.

Muß es uns nicht mit Bewunderung erfüllen, in den Tälern und auf den Hängen des Schwarzwaldes germanisches Erbgut in so ursprünglicher Form erhalten zu finden, das uns über den hohen Stand der Baukunst unserer Vorfahren so deutlich die Augen öffnen hilft?

Wohl ist die germanische Sicherheitsnadel der Bronzezeit hier nie angetroffen worden, aber den Alemannen gebührt der Ruhm, auf ihrer Wanderung nach Süden den Grundgedanken, der zu ihrer Erfindung führte, bis in unsere Tage hinein lebendig erhalten zu haben. Ähnliche Verdienste erwarben sie sich mit der Fugen- und Schrägnagelung, von denen die letztere wiederum in der Bronzezeit Norddeutschlands ihre Urahne besessen hat.

Digitized by Google

Der Spanltanz und seine europäischen Verwandten.

Ein weitverbreiteter Geschicklichkeits-Schwerttanz.

Von Dr. Richard Wolfram, Wien.

Europa als Waffentanzgebiet ist bei weitem vielseitiger, als man im allgemeinen annimmt. Freilich beschränken sich unsere Veröffentlichungen vor allem auf das Archivmaterial, wenn man von der vorbildlichen Ausgabe der englischen Schwerttänze durch Cecil Sharp[1] absieht. Die Tänze selbst blieben überall anders unaufgezeichnet, da ein bedeutendes Maß von tänzerischer Schulung zur Aufnahme eines solchen Waffentanzes gehört, das den meisten Volkskundlern abging. Auf deutschem Gebiet konnte während der letzten sechs Jahre noch in letzter Stunde eine Rettungsarbeit durchgeführt werden, die ein überraschend reiches Ergebnis zeitigte. Über dreißig verschiedene Schwert- und Reiftänze gelang es noch zu bergen, die mit der genauen Beschreibung im Laufe dieses Jahres veröffentlicht werden[2].

Sowohl Cecil Sharps wie meine eigenen Sammlungen umfassen aber hauptsächlich Kettenschwerttänze[3]. Die Schwerter dienen nur als Bindeglieder zur Herstellung einer Kette, die sich nun in der künstlichsten Weise verschlingt und löst; eine bildferne Bewegungskunst von unheimlicher Ausdrucksmacht. In wogendem Gedränge, phantastischem Wirrsal, hemmungslos und doch immer mit mathematischer Sicherheit die Lösung findend, fließen die Linien dahin. Nur dem kundigen Auge ist ihr rascher Lauf erfaßbar. Allen anderen bietet sich das fast dämonische Bild lebendig gewordenen altgermanischen Linienornaments, ohne daß man imstande wäre, die einzelnen Züge herauszuschälen. Sämtliche germanischen Länder, einschließlich der fremdsprachigen Randgebiete und außerdem Spanien, zeigen diese Form des Schwerttanzes. Auch wenn andere Waffentänze dagegen zurücktreten, so sind solche doch in großer Zahl vorhanden, nur kennt man sie nicht. Ihre Vielfältigkeit ist trotz der Beschränkung auf Europa überraschend. Der Osten tanzt überwiegend kühne und gefährliche Geschicklichkeitstänze mit der Waffe, von der kaukasischen Lezginka bis zum ungarisch-slowakischen Hajduktanz[4]. Fast immer zeigt ein Einzeltänzer seine Fertig-

[1] The Sword Dances of Northern England, London, 3 Bände.

[2] R. Wolfram, Schwerttanz und Männerbund, 2 Bände, Bärenreiter-Verlag, Kassel.

[3] In meinem Schwerttanzbuch werden außer den Kettenschwerttänzen noch ein Lanzentanz, ein Schützentanz und der Spanltanz beschrieben.

[4] Réthei Prikkel Marián, A Magyarság Táncai, Budapest 1924.

Digitized by Google

keit. Selten treffen wir eine Gruppe von mehreren Tänzern, die aufeinander bezogen sind, wie im ukrainischen „Záporožec". Dessen schönster Augenblick ist der Tanz in der Hocke. Die vier Männer bewegen sich in dieser typisch russischen Schrittart und schlagen die Säbel bei jedem Vorschnellen eines Beines krachend zusammen. Solotänze sind dagegen der von F. Pospišil gefilmte mährische „Odzemek" (Tanz mit der Axt) und der „Kosačok" der Don-Kosaken (mit einem Säbel). Es wäre eine große Bereicherung unserer Kenntnisse, wenn sich für F. Pospišils reichhaltiges Material vor allem aus dem Osten und Südosten eine Publikationsmöglichkeit ergäbe.

Auch auf deutschem Gebiet mangelt es neben den Kettenschwerttänzen nicht an Geschicklichkeits- und Fechttänzen. Wenn wir von der schwer deutbaren Tacitusstelle absehen — die Beschreibung kann ebensogut einen Kettenschwerttanz meinen, wie einen anderen Waffentanz — so dürften wir in dem sogenannten „gotischen Weihnachtsspiel" der germanischen Leibgarde am Hofe zu Byzanz (10. Jahrhundert) und der Abbildung der Prudentiushandschrift mit sächsischen Anmerkungen (9. Jahrhundert[5]) die ältesten Belege für germanische Waffentänze besitzen. Ihnen ist noch der tanzende Mann auf dem fünften Ring des kürzeren der beiden Goldhörner aus Gallehus (Nordschleswig, 5. Jahrhundert) beizuzählen, der in jeder Hand ein Schwert hält, die er offenbar in der Art des heute noch in Jütland geübten „Kaeppedans" vor und hinter dem Rücken zusammenschlägt. Auch das „Ôsterspil" des Schweizer Minnesängers Goeli (13. Jahrhundert) trägt unverkennbar kämpferische Züge.

Ausführlich beschrieben haben wir einen Geschicklichkeitstanz aus der Zeit um 1700 bei Taubert[6]: „Ich habe vor ungefähr 17 Jahren einen solchen Schwerttanz von einem gemeinen Kerl aus Thüringen mit Verwunderung gesehen. Dieser baumstarke Mann tanzte entweder mit zwei großen blanken Degen, oder wenn er solche nicht bey Händen hatte, mit zwei großen armdicken Prügeln nach der Bierfiedel oder Sackpfeifen wacker herum. Seine Füße gingen zwar nach der spanischen Manier gar gravitätisch und langsam, aber die Arme desto hurtiger und gewaltsamer und zwar so, daß wenn er die eine Hand aufhob und ausholte, indessen die andere zu- und niederschlug. Bald hieb er zu beyden Seiten in die Runde, bald über den Kopf, bald ins Kreuz und in die Quere um sich herum, doch solcher gestalt, daß jedesmal ein Schlag hinter, der andere vorwärts ging. Und dies alles verrichtete er mit solcher Geschwindigkeit, daß man kaum merken konnte, wo die Hiebe zu gingen."

Mit zwei Schwertern ist auch jeder Tänzer bei der Moreska in Curcola (Dalmatien) bewaffnet. Den linken Säbel benützt er zur Abwehr nach der einen Seite, den rechten zum Schlag nach der anderen, so daß eigentlich jeder mit zwei Gegnern ficht. Als Stocktanz ist dieser Typus unendlich weit verbreitet. Ich sah ihn sogar von Indern und die zeitliche

[5] Das Bild zeigt außer einer tanzenden Frau und dem Musikanten auch zwei schwert- und schildbewehrte Männer, die einander in Tanzhaltung gegenüberstehen.

[6] G. Taubert, Rechtschaffener Tanzmeister, Leipzig 1717.

Digitized by Google

Tiefe geben Abbildungen aus Lybien, die bis in das 3. Jahrtausend vor Christus zurückreichen[7]. Ein Fechttanz zweier Parteien war übrigens auch der bis ins 19. Jahrhundert übliche „Pauktanz" der Sibbenkruper[8]. Recht lehrreich sieht die kurze Beschreibung des „Dragonertanzes" aus Siebenbürgen aus[9]. Dieser Faschingstanz, bei dem die vier sogenannten Dragoner ihre rotbemalten Säbel im Takte eines gesprochenen Textes gegeneinanderschlagen, gehört in die Gruppe der kultischen Heischegänge. Es ist hier nicht möglich, die verschiedenen Quellen für unsere vom Kettentypus abweichenden Waffentänze auszuschreiben. Die Mannigfaltigkeit des Stoffes ist jedenfalls aus dem Angeführten bereits erkennbar. Genaueres ist in meinem Buche zu finden. Eine Abart, die dort nicht in voller Ausführlichkeit beleuchtet werden konnte, soll aber mit ihren europäischen Verwandten in diesem Aufsatz näher besprochen werden, nämlich der österreichische „Spanltanz".

1932 kam dieser Tanz nach den Mitteilungen einer 80jährigen Frau aus Modsiedl bei Raabs zum Vorschein[10]. Auf den Boden legt man kreuzweise zwei etwa 40 cm lange Kienspäne. Die Tänzerin führte nun hüpfend zwischen den vier Winkeln folgende Bewegungen aus: In mäßiger Grätschstellung steht man mit jedem Fuß in zwei benachbarten Winkeln. Beim ersten Sprung kreuzt man das rechte Bein über das linke und setzt die Fußspitze in das nächste Feld. Der nächste Sprung bringt wieder die anfängliche Grätschstellung, doch nun hat man sich um ein Feld weiter bewegt (in der Richtung des Uhrzeigers); der rechte Fuß steht in dem Feld, wo früher der linke stand, man hat also eine Vierteldrehung ausgeführt. In dieser Weise wird weitergetanzt. Auf jede Grätschstellung folgt ein Überkreuzen des rechten Beines, bis man wieder in die Ausgangsstellung zurückkommt. Der Tanz kann beliebig lange fortgesetzt werden und ist eine Geschicklichkeitsprobe, da man trotz des raschen Tempos die Späne nicht berühren darf. Einen zweiten Beleg für das Vorkommen des Spanltanzes im nördlichen Niederösterreich gibt E. Frischauf[11].

Dieser einfache Tanz hat eine weitläufige Verwandtschaft und erfordert in einigen Formen hohe Kunstfertigkeit. In Dithmarschen scheint er sogar das Gepräge eines höchst gefährlichen Waffentanzes besessen zu haben. Aus dem deutschen Sprachgebiet kannten wir allerdings bisher so gut wie keine Belege, doch beginnen die Quellen jetzt reichlicher zu fließen, seit die Aufmerksamkeit auf den Spanltanz gelenkt wurde. In Siebenbürgen entpuppt sich der sogenannte „Spießtanz", der schon im 17. Jahrhundert bei

[7] O. Bates, The Eastern Lybians, London 1914, S. 155; Marianne Schmidl, Die Grundlagen der Nilotenkultur, Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 1935, S. 92, 95.

[8] Ein Schwerttanzspiel aus Lippe, Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 1932, S. 245 f.

[9] G. Brandsch, Siebenbürgisch-deutsche Volkslieder, Hermannstadt 1931, S. 155; nach einer Handschrift von 1857.

[10] R. Zoder, Beiträge zur Geschichte des deutschen Volkstanzes, Das deutsche Volkslied, 36. Jahrgang, 1934, S. 11 f.

[11] Heimatbuch des Bezirkes Horn, 1933, S. 547.

Digitized by Google

Taufschmäusen üblich war, als unser Spanltanz[12]. Auf dem Fußboden werden zwei Bratspieße übers Kreuz gelegt und der in den vier Winkeln hin und her Springende muß darauf achten, daß die Spieße nicht aus ihrer Lage kommen. Dabei wurde folgendes Liedchen gesungen:

„Saet, wol štit et,
saet, wol hopt et,
saet, wol štopt et!
Saet, wol kân ich dânzen.
Ti tam! Ti tam!
Se hadde geschnatzelt Heatscher af,
se hadde gâlda Bircher draf.
Pelse wich, Wenbejre seiß,
ech ständj af mejne leiwe Feiß.
Ruisen af de Schânzen,
gar wile mer dânzen.
Ruisenkrânz af mejnen Heat,
hêt ich Gêld, dôt wêr mer geat."

Im Stuhlweißenburger Komitat ist der Tanz unter dem irreführenden Namen „Drei lederne Strümpf" noch in mehreren deutschen Dörfern üblich. Zwei verhältnismäßig starke Hölzer werden wie immer übers Kreuz gelegt. Nun springt man, in der Grätsche bleibend, beidbeinig (also ohne Beinkreuzen) und steif ins Nachbarfeld und wieder zurück; man beschreibt also nur die Vierteldrehung zur Stellung drei des Spanltanzes (mit einem Sprung) und kehrt in die Ausgangsstellung zurück. Als Tanzlied verwenden die Bäuerinnen von Vértesacsa den vor allem aus dem Vorarlbergischen bekannten Scherztanz „drei lederne Strümpf"[13] mit einigen Abweichungen:

„Drei lederne Strümpf
und zwei dazu sind fünf
und wenn ich ein verliere,
so hab ich nur mehr viere.
Zwizermann hat Hosen an,
siebenundsechzig Lappen dran.
Lippen, Lappen, Lippen, Lappen...."

Auf jede Zeile kommen drei Sprünge. Der Kehrreim „Lippen, Lappen" wird beliebig lange wiederholt und das Tempo fortwährend gesteigert. Da nunmehr auf jedes Wort ein Sprung kommt, geschieht es schließlich doch, daß die Tänzerin auf einen der Stöcke tritt. Das hat natürlich zur Folge, daß das Holz aufschnellt und die Tänzerin trifft, was zu großer Heiterkeit Anlaß gibt. Der Tanz ist bei Hochzeiten üblich. Im Nachbardorf Vertes-

[12] J. Mätz, Die siebenbürgisch-sächsische Bauernhochzeit, Programm des evangelischen Gymnasiums in Schäßburg 1816, S. 85; G. Schuller, Der siebenbürgisch-sächsische Bauernhof und seine Bewohner, 1896; G. Brandsch, Siebenbürgisch-deutsche Volkslieder, Hermannstadt 1931, Schriften der deutschen Akademie, Heft 7, S. 155.

[13] Vgl. R. Zoder, Altösterreichische Volkstänze, II, S. 26.

Digitized by Google

boglár tanzen Männer[14]. Bei den Ungarn (Komitat Somogy) tanzen Schweinehirten über einem mit einer Hacke gekreuzten Stock. Die Form aus Koppány-Szántod, die ich filmte, ist etwas reicher, als die deutsche. Die Burschen tanzen zuerst rund um das Kreuz und dann über den Stöcken, wobei die Beine auch gekreuzt werden.

Als Gegenstück zu diesen östlichen Belegen führe ich ein Beispiel aus dem äußersten Westen Europas an. In seiner materialreichen Besprechung der spanischen Tänze erwähnt Aurelio Capmany[15] auch „L'Hereu Riera", den Tanz über zwei auf den Boden gelegte gekreuzte Stöcke und bemerkt dazu, daß sich der Tänzer in den vier Ecken und an den Spitzen des Kreuzes zu bewegen hat, ohne die Stöcke zu berühren. Er meint, daß die Stöcke einmal Kriegswaffen darstellten und der Tanz sehr alt ist. Eine überraschende Stütze scheint diese Ansicht durch eine Abbildung vom Waffentanz aus Dithmarschen[16] zu erhalten, die ich jedoch im Augenblick nicht überprüfen kann, da die Zeit drängt und ich nur das Bild zur Verfügung habe. Auf dem Boden liegen drei (!) gekreuzte Schwerter, über denen ein Bursch tanzt, der seine linke Hand in die Hüfte stemmt, während er mit der rechten ein Schwert in die Höhe wirft und wieder auffängt. Noch nicht genug mit dieser Erschwerung stehen um ihn sieben weitere Burschen im Kreise, die die Spitzen ihrer in Brusthöhe mit gestreckten Armen waagrecht gehaltenen Schwerter auf den Burschen in der Mitte richten. Der Bewegungsraum des mittleren Tänzers ist also recht gering und der Tanz bedeutet nicht nur eine ganz besondere Geschicklichkeitsprobe, sondern auch ein gefährliches Wagestück.

Man wäre vielleicht geneigt, in dieser Abbildung eine freie Phantasie zu erblicken, ausgelöst durch die Beschreibung des längst erloschenen dithmarsischen Kettenschwerttanzes von 1747[17]. Dort heißt es nämlich u. a.: „Bald legen sie solche (die Schwerter) in einer künstlichen Stellung, welche einer Rose nicht unähnlich, und tanzen um solche Rose in einem Creiß und springen darüber, bald halten sie die Schwerter in die Höhe, daß einem jeden eine gevierte Rose über dem Kopf stehet." An die Rose, die zumeist aus gekreuzten oder verflochtenen Schwertern besteht, gemahnen die drei sternförmig übereinanderliegenden Schwerter des Bildes. Das In-die-Luft-Werfen des Schwertes durch den Vortänzer[18], sowie die bedrohliche Ein-

[14] Statt des Kehrreims „Lippen, Lappen uff." wird in Vertesboglár gesungen:

„Möcht ich doch den Plumpsack wissen,
der mir hat mein Strumpf zerrissen."

Ich verdanke diese Mitteilungen Fräulein Erna Pfiffl.

[15] F. Carreras y Candi, Folklore y Costumbres de España, Barcelona 1931, Band II, S. 311 f. Dort auch eine Abbildung.

[16] A. v. Colenfels, Der Waffentanz der Dithmarschen, Illustriertes Familienjournal, Band XIX, Leipzig, Dresden 1863.

[17] Neocorus, Dithmarsche Chronik, herausgegeben von Dahlmann, Band 2, Anhang, S. 566 f.

[18] Dieses Kunststück kannte auch der Kettenschwerttanz von Atteln, Kreis Büren, in Westfalen (zuletzt 1828).

Digitized by Google

kreisung durch die Schwertspitzen der übrigen Teilnehmer sind aber ganz selbständige Züge, die in der alten Beschreibung keine Stütze finden. Schon aus diesen Gründen könnte man die seltsame Zeichnung als Tatsachenbericht anerkennen, durch den eine neue Tanzform festgehalten wird. Volle Sicherheit erhalten wir aber durch eine schottische Beschreibung, die Douglas Kennedy veröffentlichte[19]. Der Tanz stammt von den Highlands, wo ihn Kennedys Gewährsmann vor ungefähr 45 Jahren sah: „Two swords were placed on the ground. At the points two dancers took their places. Six others formed a circle with their swords pointed toward the dancers, whom they ringed in. The dance began slowly to pipe music, and grew faster and faster, the dancers avoiding the ring of swords and never touching the swords on the ground. When one grew exhausted, he danced to the place of one of the six swordsmen, who took his place, and so the dance sontinued until all eight had taken part, when the two swords were taken up swiftly, and seven formed a ring round the eigth man with their swords pointing at his throat." Das Bild ist verblüffend ähnlich dem dithmarsischen (sogar die Tänzerzahl stimmt), aber auch Tacitus taucht wieder im Gedächtnis auf. Gefährliches Springen zwischen und über Schwertern! Doch die Möglichkeiten sind so mannigfach. Vielleicht ist der Schluß des schottischen Tanzes, bei dem die Spitzen aller Schwerter gegen die Kehle des Tänzers in der Mitte gerichtet sind, eine Andeutung der in den Kettenschwerttänzen üblichen Scheintötung.

Ohne den Kreis der umgebenden Tänzer ist der Geschicklichkeitstanz eines Mannes über zwei gekreuzten Säbeln die in Schottland allgemein übliche Form des Waffentanzes[19a]. Die Schotten neigen ja auch in ihren übrigen Solotänzen zu kunstfertigen und schwierigen Schrittformen, die wir z. T. schon aus dem 16. Jahrhundert kennen. Darum werden auch über den Säbeln die erstaunlichsten Figuren ausgeführt. Unwillkürlich legt man sich die Frage vor, ob sich nicht einige ältere deutsche Nachrichten, die einen Geschicklichkeits-Schwerttanz andeuten, auf diese Tanzform beziehen. Im Fastnachtsspiel „Der alt Hannentanz"[20], der einen Tanzwettstreit zum Inhalt hat, spricht z. B. Seitz Huntskranz: „Ich kann tanzen noch der neuen hant auf schwerten, das ist nit ein mer", während sich Hennenmair rühmt: „Ich wil ain kutrolf mit wein oben auf meinem haubt fürn und schol dennoch die erden nit perürn." Über fünf parallel auf der Erde liegende Schwerter, deren Schneiden nach oben gerichtet sind, tanzt ein Bauer barfuß auf Behams bekanntem Holzschnitt von 1535 (Bauernkirmes). Zum Überfluß trägt er noch einen Becher Weines auf dem Kopfe, aus dem nichts verschüttet werden darf. Er tritt in die Zwischenräume

[19] Journal of the English Folk Dance Society, 2nd Series, number 3, 1930, S. 22.

[19a] Eine genaue Beschreibung bei E. Burchanal, Dances of the People, New York 1934; zwei Abbildungen auch bei meinem Artikel „Schottische Tänze" in O. Beckmanns Sport-Lexikon 1933.

[20] A. v. Keller, Fastnachtspiele aus dem 15. Jahrhundert, Bibliographie des Literarischen Vereins in Stuttgart, Bände XXVIII—XXX, Stuttgart 1853.

Digitized by Google

zwischen den Schwertern. Wie alt gefährliche Tanzformen ähnlicher Art sein mögen, läßt die Stelle bei Demokrit ahnen, auf die C. Sachs[21] aufmerksam gemacht hat: „Die Kinder karger Leute gleichen, wenn sie ungebildet sind, den Tänzern, die zwischen Schwertern ihre Sprünge machen. Wenn diese beim Herabspringen die eine Stelle verfehlen, wo sie den Fuß aufsetzen müssen, so sind sie verloren; es ist aber schwer, diese eine zu treffen, da nur ein Fleckchen für die Füße freibleibt." Alles in allem scheint mir demnach die Ansicht, daß Stöcke bei unserer Tanzform nur der Ersatz für wirkliche Waffen sind, sehr begründet. Der gleiche Vorgang ist ja auch beim Kettenschwerttanz unzähligemale zu beobachten.

In England und Schottland ist unser Spaltanztypus zur höchsten Ausbildung gelangt. Ich wähle als Beispiel den englischen Morris Iig „Bacca Pipes"[22], bei dem über zwei gekreuzten langen Pfeifen getanzt wird.

Der Tänzer steht links neben der Spitze des Querbalkens (wir bezeichnen das Kreuz immer nach der Draufsicht) und beginnt nach Morrisart die Einleitungsfigur „Once to yourself" und „Shake up". Nach einem beidbeinigen Sprung auf dem letzten Takt des ersten Melodiestückes tanzt man mit 6 der steifen Morris-Hüpfschritte ein wenig vorwärts und dann wieder zurück und zur Spitze des senkrecht liegenden Balkens; während der letzten beiden Takte wird der rechte Fuß vor dem linken gekreuzt, dann in leichte Grätschstellung gehüpft und beim nächsten Sprung die Füße eng nebeneinander gestellt (feet together). Von den nun folgenden 4 Figuren zerfällt jede in zwei Teile: Heel-and-toe und darauf ein Rundtanz. Heel-and-toe der ersten Figur besteht darin, daß der Tänzer 7 Takte lang am Ort auf dem linken Fuß hüpft (2 Hüpfer in jedem Takt) und dabei auf dem ersten Taktteil den rechten Fuß über den linken kreuzt (Spitze im Nachbarfeld aufsetzen) und im Anfang des nächsten Taktes mit der rechten Fußspitze wieder in den ursprünglichen Winkel tippt (das Gewicht immer auf dem linken Fuß, der Tänzer steht vor der nach unten gerichteten Spitze des Kreuzes). Der letzte Takt bringt als Abschluß feet apart (Grätsche) und feet together. Mit den anfänglichen Morris-Hüpfschritten tanzt man nun im Gegensonnekreis einmal um das Kreuz herum, bleibt aber vor der Spitze des waagrechten Balkens stehen, der sich rechts von der Ausgangsstellung befindet. Nun wiederholen sich Heel-and-toe und Rundtanz noch dreimal, bis man an jeder Spitze einmal getanzt hat. Dies ist die erste Figur.

Die zweite Figur beginnt wieder mit Shake up, dann stellt sich der Tänzer jedoch nicht an die Spitze des Balkens, sondern in den Winkel. Wieder hüpft man die ganze Zeit auf dem linken Fuß; der rechte führt inzwischen folgende Bewegungen aus: Die Ferse wird in den Winkel aufgesetzt, der sich rechts vom Tänzer befindet, beim nächsten Takt wird der rechte Fuß über den linken gekreuzt und nun die Zehenspitze in den Winkel links gesetzt usf. bis zum abschließenden feet apart und together. Auch dieses wird mit der Zwischenfigur des Rundtanzes in sämtlichen Positionen wiederholt.

Die dritte Figur beginnt (nach Shake up) wieder an der Spitze des Kreuzes. Es wird nun das Standbein bei jedem Takt gewechselt. Im ersten Takt kreuzt man den rechten Fuß über den linken und setzt zuerst die Zehenspitze, dann die Ferse auf; beim nächsten Takt blitzschneller Wechsel, Kreuzen des linken Fußes vor dem rechten und Aufsetzen von Zehenspitze und Ferse.

[21] Eine Weltgeschichte des Tanzes, Berlin 1933, S. 76.

[22] Cecil Sharp, The Morris Book, London, bringt im 2. und 3. Band drei Varianten dieses Tanzes, von denen die aus Headington hier geschildert wird.

Digitized by Google

Die Variation der vierten Figur besteht darin, daß der Tänzer wieder im Winkel Aufstellung nimmt und nun in jedem Takt Standbein und Schwungbein wechselt. Im ersten Takt ruht das Gewicht auf dem rechten Fuß; der linke wird über den rechten gekreuzt und mit der Spitze in den Winkel rechts vom Standwinkel gesetzt. In der zweiten Hälfte des ersten Taktes wird der linke Fuß in den Standwinkel zurückgesetzt und gleichzeitig das Gewicht auf ihn verlegt, der rechte Fuß aber gehoben und nach rückwärts ausgeschwungen. Der vorgekreuzte Fuß, der zurückgesetzt wird, schlägt also gewissermaßen das Standbein weg. Dieses (im 2. Takt der rechte Fuß) wird nun vorgeschwungen und über den linken gekreuzt mit der Spitze in den Winkel links vom Standwinkel aufgesetzt, um in der Mitte des 2. Taktes wieder zurückgeschwungen zu werden und das Körpergewicht zu übernehmen, während das linke Bein ausschwingt. Die Melodie der letzten Figur wird wiederholt und während des neuerlichen Achttakters die Ferse in der gleichen Weise aufgesetzt, wie vorhin die Zehenspitze. Rundtanz und Tanz in den verschiedenen Winkeln bis zur Ausgangsstellung vollenden den anstrengenden, aber sehr hübschen Tanz. Dies eine ausführlicher beschriebene Beispiel sollte zeigen, welcher Abwechslung auch eine scheinbar so einfache Tanzart fähig ist.

Noch sind wir aber nicht am Ende des Verbreitungsgebietes angelangt. Skandinavien steuert eine Anzahl neuer Züge bei. In Ostnorwegen tritt insofern eine Erschwerung ein, als zwei Personen, die einander gegenüberstehen und sich bei den Händen halten, in der Art des Spanltanzes über dem Kreuz tanzen. Das Tempo steigert sich während des Tanzes[23]. Besonders reichhaltig ist die schwedische Überlieferung. Schon in dem värmländischen Geschicklichkeitstanz „Dansa på strå“[24] erkennen wir den gleichen Typus, nur in erweiterter Form. Aus Strohhalmen wird auf dem Boden ein Kreuz, eventuell auch ein Stern ausgelegt. Eine unbegrenzte Anzahl von Paaren faßt sich zum Kreis und nun wird in der Weise gehüpft, daß beim ersten Schritt der linke Fuß über dem rechten gekreuzt wird, beim nächsten umgekehrt usf. Bei jedem Schritt soll ein Halm in der Weise übersprungen werden, daß er sich zwischen den gekreuzten Füßen befindet. Wer auf einen Halm tritt, scheidet aus. Sieger ist der zuletzt Übrigbleibende.

Das Kreuz kann außer durch Hölzer auch durch Stroh oder Bänder gebildet werden, ja sogar mit einer Kreidezeichnung begnügte man sich. Die zahlreichen Belege aus Schweden, Dänemark und Finnland sind von E. Klein in einer sehr anregenden Arbeit zusammengestellt worden[25]. Sie umfassen zwei literarische Erwähnungen aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts sowie Nachrichten noch erfaßbarer Überlieferung im Volke aus den Provinzen Halland, Skåne, Västergötland, Bohuslän, Småland, Dalsland, Gotland, ferner aus mehreren Gegenden von Finnland (Nyland, Österbotten, Åboland). Dänemark steuert nur mehr Tanzlieder und den Namen bei. Zu ergänzen wäre noch ein Vorkommen in Estland, wo der Tanz über den gekreuzten Stöcken eine Figur des Pulgatants bildet, und schließlich Litauen.

[23] Nach freundlicher Mitteilung von Klara Semb.
[24] Svenska Folkdanser och Sällskapsdanser, Stockholm 1933, S. 25.
[25] Skinnkompassen, Budkavlen, VIII. Jahrgang 1929.

Digitized by Google

Klein hat den merkwürdigen schwedischen Namen des Tanzes „Skinnkompassen" (der Lederkompaß) sehr einleuchtend als eine volksetymologische Verballhornung der „cinq pas" gedeutet, die das Grundschema der Galliarde darstellen. In den schwedischen Texten wird auch bis fünf gezählt:

„Den som kan dansa skinnkompaß,
den kan dansa temmeligen fast:
en, två, tre, fyra, fem,
så dansar skinnkompassen igen."

In der Melodie der Variante aus Kimito (Åboland) erkannte Klein sogar die im 17. Jahrhundert über ganz Europa verbreitete Weise „Folies d'Espagne", die dem Rhythmus der Galliarden sehr nahe steht. Die genaue Beschreibung der Galliardenschritte, die uns Arbeau in seiner unschätzbaren „Orchésographie"[26] hinterlassen hat, zeigt denn auch immer fünf Beinbewegungen und einen Pausensprung auf sechs Taktteilen. Klein schließt daraus, daß der schwedische Skinnkompassen (weitere Namen sind Slinkepaß, Sinkapas, Skinka Perß) direkt von der Galliarde abstammt. Die Burschen übten die fünf Schritte für sich allein, ehe sie es wagen konnten, den recht anstrengenden Tanz mit einer Dame zu tanzen. Allmählich wurden aber die fünf Schritte zum Selbstzweck und so entstand nach Klein ein lustiger Solotanz mit raschen und interessanten Schritten, der durch die Verwendung eines Tanzgeräts (zwei gekreuzte Stöcke) noch eine Erschwerung erfuhr.

Mit diesem Ergebnis, für das vieles spricht, ist die Problematik meines Erachtens jedoch erst richtig aufgerollt. Es ist wahr, die schottischen Tänze haben besonders viele Elemente der Galliarden im Solotanz bewahrt und sie zu höchster Kunstfertigkeit gesteigert (Highland Fling usf.). Daß die Tänze über gekreuzten Säbeln bei ihnen zahlreich sind, würde mit Kleins Ergebnis sehr gut zusammenstimmen. Doch die Frage geht weiter. Wenn wir uns etwa die norwegischen Springtänze hernehmen (Vestlands-Springar, Numedals-Springar usf.), kehren verwandte Beinschwünge wieder. Der Bursch führt sogar, wie in der Galliarde, das Mädel an der Hand. Ist dies nun alles „gesunkenes Kulturgut", versteinerter Rest eines alten Modetanzes der romanischen Völker? Bedenklich macht bereits, daß die Springtänze einen großen Teil ihrer Figuren mit unseren österreichischen Ländlern gemeinsam haben, die kein Mensch als Galliarden ansprechen wird. Muß man nicht fragen, woher stammt denn die Galliarde selbst, der Lieblingstanz der Renaissancegesellschaft? Sprünge und künstliche Schrittformen des Mannes sind das wichtigste Element so vieler volklicher Werbetänze in Europa (unübertrefflich bei den polnischen Goralen in den Karpathen oder beim ungarischen Csárdás), daß wir die Galliarde kaum aus diesem Zusammenhang lösen werden. Tobias Norlind erblickt in ihr auch die

[26] Thoinot Arbeau, Orchésographie, traité en forme de dialogue, per lequel toutes personnes peuvent facilement apprendre et practiquer l'honnête exercise des Danses, Langres 1588.

Digitized by Google

modisch gewordene Form der alten Springtänze des Volkes[27], die sich in unliterarischer Vorzeit verlieren, aber in immer neuen Wellen die Tänze der Oberschicht befruchten[28].

Es ist sehr wahrscheinlich, daß wir mit dem schwedischen Skinnkompaß eine Station im Entwicklungsgang dieser Tanzform datieren können. Der Name, die Fünfzahl und die komplizierten Schritte mit Beinkreuzen usf. sprechen dafür. Und doch möchte ich erwägen, ob die Grenzlinien nicht weiter gezogen werden müssen, selbst abgesehen vom Ursprung der Galliarde. Zunächst einmal weicht der Tanz über den gekreuzten Stöcken, deren Einführung von der Galliarde aus gesehen etwas ganz Neues bedeutet, von den Schritten der Galliarde doch einigermaßen ab; die Beine werden nicht halbhoch gekreuzt (Anlegen des Fußes an Wade oder Schienbein), sondern mit Spitze oder Ferse auf den Boden aufgesetzt. Auch die Fünfzahl besteht meist nicht mehr. Mit dem Gerät ist eben eine Tatsache gegeben, die den Tanz in eine andere Richtung drängt. In zahlreichen Kettenschwerttänzen kennen wir jedoch auch eine Figur, in der die Schwerter auf die Erde gelegt und umtanzt oder übersprungen werden. Der Geschicklichkeitstanz kann sich auch an diese Stellung angeschlossen und seine Gestalt mit gewissen Abänderungen vom Modetanz der Renaissance bezogen haben. Doch nicht einmal das ist notwendig. Es gibt z. B. im Kaukasus einen Geschicklichkeitstanz, bei dem mit den russischen Hockschritten über im Kreis liegende Säbel getanzt wird, ohne sie zu berühren. Eine Form, die zwar den gleichen Sinn wie unser Spanltanztypus besitzt, aber sonst sicher selbständig ist. Wir müssen also nicht unbedingt nach Vorbildern suchen.

Ganz verwickelt wird die Geschichte aber, wenn wir die Melodien prüfen. Auf einmal ergibt es sich, daß die Weisen von „Skinnkompassen" unserem süddeutschen „Siebenschritt"[29] sehr nahe stehen, was Klein entgangen war. Auch diesen Tanz, der nicht mit dem Siebensprung verwechselt werden darf, konnte ich übrigens bis Norwegen, Estland und Finnland verfolgen. Von einem Geschicklichkeitstanz ist beim Siebenschritt keine

[27] „Dieser Realismus ruhte nördlich und südlich der Alpen auf rein volkstümlichem Grunde und bekam auch in Deutschland erhöhte Bedeutung mit der Reformation. Das Volk hatte aber, während die höheren Klassen ausländische Sitten annahmen, seinen alten Tanz aus dem Mittelalter weitergepflegt, und daß er noch viel von der Heftigkeit und Wildheit des 14. Jahrhunderts hatte, beweisen zur Genüge die vielen Verbote gegen unhöfischen Tanz, die von Kanzeln und Rathaussälen gegen ihn gerichtet wurden. Als sich nun in Italien die neuen lebhaften Tänze der höheren Gesellschaftsschichten bemächtigten, vereinigten sich beide Schichten in demselben ausgelassenen zügellosen Tanz, und nun konnte nichts den Siegeslauf des lebhaften Springtanzes durch Europa hemmen. Wenn die Galliarde also am Ende des 16. Jahrhunderts der Typus des ausgelassenen Tanzes ist, so ist sie ebensosehr der südländische Modetanz, wie der alte volkstümliche Springtanz, der ihr entwicklungsgeschichtlich zugrunde liegt." Den svenska polskans historia, Studier i svensk folklore, Lund 1911, S. 366.

[28] Vgl. dazu auch R. Wolfram, Volkstanz — nur gesunkenes Kulturgut?, Zeitschrift für Volkskunde, Berlin 1931; derselbe, Die Frühform des Ländlers, ebenda 1933.

[29] R. Zoder, Altösterreichische Volkstänze, I, Wien 1924.

Digitized by Google

Rede. Rhythmus und Melodie gleichen dem Skinnkompaß zwar außerordentlich (sogar die charakteristische Pause am Ende des zweiten Taktes findet sich, übrigens auch das Zählen, das freilich bis sieben geht), doch die Tanzgestaltung ist eine völlig andere. Ein Paar geht sieben Schritte vor, sieben Schritte zurück, dann auseinander (drei Schritte plus Pause), in der gleichen Weise wieder zusammen, um dann mit sieben Schritten in geschlossener Fassung am Ort rundzulaufen.

Sogleich erhebt sich ein neues Problem, das an Grundsätzliches rührt. Wenn sich zwei ganz verschiedene Bewegungsfolgen reibungslos ein und demselben Melodietypus anschmiegen, wie ist dann das Verhältnis von Musik und Bewegung? Der verdiente Volkstanzforscher Raimund Zoder ist der Ansicht, daß die Tanzgestaltung Ausdruck der musikalischen Bewegung sei. Ein Paradebeispiel für den Primat der Melodie kann Zoder in dem von ihm aufgezeichneten „Haxenschmeißer" (Altösterreichische Volkstänze I) anführen. Doch scheint das Verhältnis Skinnkompaß-Siebenschritt zu zeigen, daß zu einem Melodietypus auch ganz verschiedene Gestaltungen der Bewegung möglich sind. Aus einem Einzelfall können natürlich keine bindenden Schlüsse gezogen werden, die Untersuchung muß sich auf ein weit größeres Material stützen können, ehe man zur Klarheit kommt. Aber lehrreich bleibt der Fall doch. Volkstanzforschung ohne Berücksichtigung des Musikalischen bleibt nur Stückwerk, gerade da ist aber bisher viel gesündigt worden.

Zuletzt noch einige Hinweise dafür, daß der Skinnkompaß nicht für sich allein stehend betrachtet werden kann. Er gehört in einen viel weiteren Rahmen, wodurch sich auch die Annahme seiner Herkunft aus dem Gesellschaftstanz erledigt (die Möglichkeit einzelner Einflüsse allerdings zugegeben). In Veberöd (Skåne) bezeichnet man folgenden Tanz mit dem Namen Skinnkompaß: Drei Holzschuhe werden in eine Reihe gestellt; in den Zwischenräumen hat man aus und ein zu tanzen, ohne einen der Schuhe zu berühren. Dazu singt man das Skinnkompaß-Lied:

Den som ska kunna dansa skinnkompaß
han ska vara tämligen rask,
/: ett, två, tre, fyra, fem,
skinnkompaß kommer väl igen :/.

Wir erkennen auch in dieser Tanzweise eine überaus weitverbreitete Form, die ich z. B. in Oberösterreich als „Hüatltanz" fand, da drei Hüte die Stelle der Holzschuhe einnehmen. Man tanzte zwischen den Hüten in Achterschlingen aus und ein. Also abermals eine neue Gattung, freilich ohne komplizierte und wechselnde Schrittarten[30]. Klein folgert daraus, daß das Kreuz keineswegs von wesentlicher Bedeutung für den Tanz ist, sondern daß es nur auf die hastig und nach genauer Regel wechselnden Fußstellungen

[30] Einen ins Parodistische und Übermütige gewandten Hüpftanz der Frauen und Mädchen „Sju Skävelappen" erwähnt Klein auch in „Dans i Sverige" Nordisk Kultur, Band XXIV, Idrott och lek, dans, S. 127; vgl. dazu J. Götlind, Två gamla folkdanser, Meddelanden från Landsmålsarkivet i Uppsala, Nr. 1, 1932; O. M. Sandvik, Folkemusik i Gudbrandsdalen, III, S. 54.

Digitized by Google

ankommt. Also eine weitere Stütze für die Herkunft von der Galliarde. Ich glaube, man muß sich auf die Feststellung beschränken, daß der Grundgedanke eines Geschicklichkeitstanzes, bei dem trotz schwieriger Schriftformen ein gewisser Gegenstand nicht berührt oder beschädigt werden darf, weitverbreitet, vielgestaltig und offenbar uralt ist. Das ehrwürdigste Alter können wohl die Hüpfspiele unserer Kinder beanspruchen, bei denen Figuren auf den Boden gezeichnet werden, die es dann unter verschiedenen Erschwerungen zu durchhüpfen gilt, ohne auf die Kreidestriche zu treten. Darüber gibt es ja eine eigene Fachliteratur. Selbst mythische Reste hat man aus den Bezeichnungen Himmel und Hölle für die Endräume dieser Figuren herauslesen wollen. Man kann an die ins Altertum zurückreichenden Steinsetzungen der Labyrinthe denken, an Kalenderdarstellungen usf.

Die Freude des Volkes an der Überwindung von Schwierigkeiten dieser Art ist grenzenlos. Dazu braucht es des Tanzes der Renaissance nicht. Erinnern wir uns bloß des sprichwörtlich gewordenen „Eiertanzes", bei dem über diesem gebrechlichen Gegenstand Schritte ausgeführt werden mußten, ohne ihn zu beschädigen[31]. Die großartigste Geschicklichkeitsprobe legen aber wie so oft, wenn es den Tanz gilt, die Basken ab: „Godalet Dantza", der Weinglastanz des Pferdemannes „Zamalzain" beim altkultischen Aufzug der Masquerade im Februar. Der Pferdemann, die Hauptgestalt dieser Episode, stammt sogar aus vorchristlicher Zeit[32]. Er erhält das Aussehen eines Reiters durch eine umgehängte Attrappe mit Pferdekopf. Zu den altertümlichen Figuren seiner Begleitung, die nie bei solchen Aufzügen fehlen, gehört das Mannweib „Cantinière", der Dämonenauskehrer „Tcherrero", „Gathüzain", der Tänzer mit der Blitzschere, der „Enseñaria" mit geschwärztem Gesicht und schließlich die Gruppe der „Roten" oder „Schönen" und die Gruppe der „Schwarzen", ganz entsprechend den schönen und schiachen Perchten bei unseren Dämonenläufen. Die erste der „Fonctions" ist der Weinglastanz: „Man muß es selbst gesehen haben, um es zu glauben. Ein niederes Glas, etwa drei Zoll im Durchmesser und halb gefüllt mit Rotwein, wird in die Mitte des Tanzplatzes gestellt. Der Tcherrero beginnt seine Schritte rund, über und von allen Seiten um das Glas — ein sehr heikles Unterfangen. Der ‚Gathüzain' nimmt die Melodie auf, als der Tcherrero endigt, genau gleich dem ‚Once to yourself' unserer (englischen) Morris jigs, und nähert sich dem Glase mit einer schüchternen Seitwärtsbewegung, als ob ihn die schmeichelnde kleine Melodie einladen würde, sein Glück zu versuchen. Er wiederholt die Schritte. Dann kommt der Enseñaria, der die Schritte weiter ausschmückt und da und dort einen Entrechat[33] einfügt, wie es dem Tanzmeister der

[31] K. M. Klier, De Eierdans, De Volkdansmare vor de vrienden van de Meihof, Jahrgang 2, Heft 3, 1934, S. 117 ff.

[32] Vgl. R. Wolfram, Robin Hood und Hobby Horse, Wiener Prähistorische Zeitschrift, 1932.

[33] Ein Battement im Hochsprung, wobei die Beine gekreuzt umeinander geschlagen werden. Sämtliche Ballettkunststücke sind den baskischen Bauern bekannt, die sie von altersher mit unglaublicher Virtuosität beherrschen. Der Ruf der Vascones als wundervolle Tänzer ist bereits zur Zeit Strabos fest gegründet.

Digitized by Google

Gruppe zukommt. Als nächster tänzelt das Mannweib Cantinière heran, kleine Röckchen schwingend wie einen schottischen Kilt, und vollendet die Schrittvariationen, bis der große Moment kommt, in dem der Zamalzain hervortritt. Nun fliegt sein bortenbesetzter Pferdeumhang wie ein Ballettrock, im Hochspreizen erscheinen der kleine blitzende Spiegel in der Krone seiner Kopfbedeckung und sein Fuß nebeneinander. Er kann nicht auf der Erde bleiben, sondern zieht die Luft vor, nach seinem Belieben schwebend, während seine magischen Beine sich in einem dreifachen Entrechat blitzschnell nach der einen und anderen Richtung kreuzen. Und während dieser ganzen Zeit kurbettiert und trabt das Pferd und beschreibt rhythmische Kreise rund und über das Glas. Ein zweitesmal beginnen diese Ballettänzer, die Berghirten, Holzschuhmacher und Holzfäller sind, zu kreisen, aber als alle ihre Schritte beendigt haben, beginnt der Fuß des Pferdemannes nach dem Glase zu tasten. Langsam, langsam wird der Ballen des Fußes auf das Glas gesetzt; langsam, langsam das Gewicht des Körpers auf ihn übertragen, bis der Tänzer auf dem Glase steht. Das ist noch nicht alles, denn er muß auch wieder herunter kommen und das ist noch schwieriger. Er springt vom Glas in die Höhe und erreicht den Boden ohne Entgleisung, während der Wein vielleicht etwas schwankt, jedoch keinen Tropfen verschüttet. Wenn der König, das gekrönte Pferd, seine Schlußrunde beginnt, lehnen sich die Zuschauer mit angehaltenem Atem vorwärts. Denn diese tour-de-force muß bloß mittels Gefühl und Gleichgewichtssinn durchgeführt werden. Der Pferdemann kann das Glas nicht sehen! Denn der Umhang mit dem Kopf verbirgt den Boden, auf dem er steht, vor seinem Blick. Aber dies hindert ihn nicht. Er schwingt sich hinauf und über seinem Gefolge und seiner Braut schwebend sieht er aus wie ein minoischer Ritualist mit schlanker Taille und federgeschmücktem Kopfputz, der Mysterien ausführt. Was er wirklich tut ist — um in unsere christliche Zeit zurückzukehren — feierlich das Zeichen des Kreuzes mit dem freien Fuß zu machen[34]."

Mit dieser kaum mehr überbietbaren Probe volkstänzerischer Kunstfertigkeit sei unsere Musterung einer Gattung des Geschicklichkeitstanzes abgeschlossen. Nicht als ob überall bereits Endgültiges und Gerundetes geboten werden könnte. Dazu sind unsere Kenntnisse noch viel zu lückenhaft. Trotzdem glaube ich, daß die Frage nicht unwesentlich gefördert wurde. Wie ist das Material angewachsen und welch verschiedenartige Probleme haben sich aus der scheinbar so einfachen Form des Spanltanzes ergeben! Es geht uns auch auf unserem Gebiet wie dem Naturwissenschaftler: Jeder Zipfel, den wir erfassen, führt uns vor die Unendlichkeit, die unergründliche Fülle des Lebens.

[34] Violet Alford, The Basque Masquerade, Folk-Lore, 1928, S. 78; vgl. ferner Rodney Gallop, A book of the Basques, London 1930.

Digitized by Google

Die frühesten Zeugnisse über Gebildbrote im Frühmittelalter.

Von Dr. Eckstein, Bruchsal.

Im Handwörterbuch des Aberglaubens (2, 786) schreibt Wrede über die sogenannte Predigt des Hl. Eligius: „Bekannt ist seine Predigt gegen das Backen von Teigfiguren, die offenbar zum heidnischen Kult in Beziehung standen." Auch wenn man im Reallexikon der deutschen Vorgeschichte von Ebert um Rat frägt, liest man in dem von dem bekannten Folkloristen Hammarstedt geschriebenen Artikel Gebildbrote (4, 1, 184): „Das älteste literarische Zeugnis aus christlicher Zeit für solche mit dem Volksglauben verknüpften Gebildbrote kommt in einer Predigt des Hl. Eligius (588 bis 659 n. Chr.) vor, wo Gebäcke in Gestalt von Hirschen und Kälbern (vitulos für vetulas gel.) und andere Teigfiguren, die man zum Neujahrsfeste bereitete, genannt werden." Wenn zwei maßgebende Folkloristen über eine der wichtigsten Fragen der germanischen Pemmatologie in solch positiv-apodiktischer Weise den Leser eines maßgebenden wissenschaftlichen Werkes informieren, scheint jeder Zweifel unnötig und unberechtigt zu sein. Aber eine genaue Prüfung der Quellen könnte auch hier nichts schaden. Am sorgfältigsten hat uns Krusch die Überlieferung in den Monumenta Germaniae historica, scriptores rerum Merovingicarum (4, 705, 12) vorgelegt: Nullus in Kal. Januarii nefanda vel ridiculosa, vetulas aut cervulos vel iotticos faciat neque mensas super noctem componat neque strenas aut bibitiones superfluas exerceat. Die meisten Kodices haben: iotticos, daneben iocticos, iotricos; Migne hat in seiner Ausgabe des Eligius (patrologia latina [87, 528]) noch die Lesart ulerioticos in der Anmerkung beigegeben, die in einer Handschrift erhalten ist, welche sonst meist die richtige Überlieferung bietet. Diese Angaben haben wohl schon den Leser darauf vorbereitet, daß der Volkskundler hier wie oft auch das kritische Philologenhandwerk verstehen muß; jeder, der aus den Missionspredigten der Bischöfe und Heidenmissionare oder aus den Bußbüchern und Beichtanweisungen die Kult- und Aberglaubenreste der deutschen Frühzeit herausschälen will, muß diese Kunst üben, wenn er sich vor bösen Irrtümern bewahren will. Und in unserem Falle liegt der Fall so klar, daß auch der Nichtfachmann klar sehen kann, wie man es n i c h t machen darf; auf keinen Fall kann man einfach beide Überlieferungen einer Stelle miteinander unter phantasievoller Inspiration kombinieren. Und damit steht die Deutung Höflers zur Diskussion, des Gewährsmannes der oben zitierten Artikel. Ich habe in meinen kritischen Auseinandersetzungen mit den Höflerschen Theorien im Artikel „Gebildbrote" des Handwörterbuchs des deutschen Aberglaubens (3, 373/405) die Verdienste des Tölzer Pemmatologen hervorgehoben und dem Verewigten die Ehrfurcht bezeugt, die ihm als dem rastlosen Begründer der Pemmatologie und nimmermüden Sammler jeder

Digitized by Google

Fachmann erweist; ich kann auch noch hinzufügen, daß er in seinen letzten Lebensjahren von der naturmythologischen Schule und seiner eigenen Manie, alles deuten zu wollen, ernstlich abgerückt ist; die von ihm geplante Geschichte des Brotes und der Gebäcke sollte die Frucht dieser Erkenntnis sein. Leider hat der Tod diese Pläne gekreuzt. Bei aller Anerkennung werden viele Vorstöße Höflers an der pemmatologischen Front zurückgezogen werden müssen; ein Musterbeispiel ist die Interpretation der Eligiusstelle; Höfler hat in der Zeitschrift für österreichische Volkskunde (1903, 187) folgenden Text veröffentlicht: „aut jotticos (zu jota = warmmûs; jutta = broth, muß id est potio spissior ex lacte confecta Diefenbach Gloss." [1, 308, 2, 221, 224]) alias ulerioticos (nach Vollmöllers ansprechender Deutung vel eroticos) faciat. Höfler nimmt also sowohl iotticos als auch die Anmerkung alias ulerioticos (das soll heißen: an einer andern Stelle ist ulerioticos überliefert) in den Text auf und liest (nach dem Vorschlag Völlmöllers, der als gewandter Paläograph die verführerische Konjektur vel eroticos für ulerioticos machte, aber dem Sinn der Stelle offenbar nicht nachging) mit Umstellung: vel jotticos eroticos oder Gebildbrote in erotischer Form; damit war ein erstklassiger Beweis für das alte Vorkommen erotischer Gebildbrote aus einer Missionspredigt gewonnen; und seit dieser Zeit figuriert diese Eligiusstelle als ein Paradestück uralter germanischer Gebäcküberlieferung, nicht nur in den beiden erwähnten maßgebenden Handbüchern, sondern vor allem in den phantasievollen populären an Weihnachten und Ostern fälligen Aufsätzen in Heimatzeitschriften. Es ist endlich mal Zeit, daß man dieses Paradestück pietätvoll ins Museum stellt.

Jedem Kenner der frühmittelalterlichen und antiken Literatur springt sofort beim Lesen der Eligiusstelle der Ausdruck vetulas vel cervulos facere in die Augen (vgl. auch den Aufsatz von Fehrle in dieser Zeitschrift, 1, 97 ff.). Da gibt es eine lange Überlieferungsreihe bis zu Pirmin und in die Bußbücher hinein, und nicht minder lang ist die Folge der Abhandlungen über diesen Neujahrsbrauch, daß man sich als alte Weiber und Hirsche maskierte; Fehrle, a. a. O., und nach ihm Gall Jecker, Die Heimat des Hl. Pirmin (Beiträge zur Geschichte des alten Mönchtumes, herausgegeben von Ildefons Herwegen, Heft 13, 131 ff.) und Boudriot, Die altgermanische Religion (Untersuchungen zur allgemeinen Religionsgeschichte von C. Clemen, Heft 2, 1928, 73 ff.) bringen alle Literatur; vor allem ist der Aufsatz von Nilsson im Archiv für Religionswissenschaft (19, 70) vorzunehmen. Wir haben zwei Kulturkreise, in denen dieser Mummenschanz als abergläubisch verworfen wird. Einmal erwähnt Ambrosius, gestorben 397 (bei Migne, 14, 813), zum Psalm 41, daß es in der Gegend von Mailand eine Hirschmaskerade der Bauern an Neujahr gebe; ebenfalls in Oberitalien (warum ich das betone, wird unten klar werden) wettert Maximus von Turin (380/465), ein großer Verehrer und Nachahmer des Ambrosius, in einer seiner Homilien (die viel volkskundliches Material bieten) gegen den Kalenderaberglauben, und dabei auch gegen die Unsitte, daß sich „homines a Deo formati aut in pecudes aut in feras aut in portenta transformant". Gleichzeitig mit Ambrosius wirkte in Barcelona seit 365 als Bischof Pacian (gestorben 390), von dessen Leben uns Hieronymus leider

Digitized by Google

wenig erzählt; es wäre zu beachten, ob er mit dem Mailänder Kreis in näherer Berührung stand; bis jetzt konnte nur aus den paar Schriften die Abhängigkeit von Cyprian nachgewiesen werden. Von Hieronymus aber namentlich erwähnt wird eine Schrift, vielmehr eine gegen den Neujahrsaberglauben gerichtete Predigt, worin er die Hirschmaskerade verdammt: scripsit varia opuscula de quibus est cervus. Mit dieser Predigt muß es Pacian eigentümlich ergangen sein; er beklagt sich nämlich in der parainesis ad poenitentiam (Migne 13, 1082): Es ist das beste, wenn man über große Übel schweigt, man erreicht oft bei der Offensive gegen einen Mißbrauch nur das eine, daß die Menschen erst darauf aufmerksam werden; dann fährt er wörtlich fort: Ich Armer, ich glaube, sie hätten das Hirschleinspielen (cervulum facere) gar nicht gekannt, wenn ich es ihnen nicht durch meinen Tadel gezeigt hätte. Pacian hält also gegen einen Neujahrsmummenschanz eine Predigt, der im Volke so wenig verwurzelt war, daß die Leute erst durch das Schelten des Predigers darauf aufmerksam wurden; da liegt eine Vermutung sehr nahe: Dieser Neujahrsbrauch und die Gewohnheit der Prediger, dagegen zu wettern, ist von Oberitalien aus erst nach dem Kulturkreis von Barcelona eingewandert; und für Oberitalien liegt das feste Zeugnis von Ambrosius vor, daß dort die Hirschmaskerade bei den Bauern bodenständig war. Von Pacian an zieht sich nun wie ein roter Faden durch alle Missionsschriften und Bußbücher des Kulturkreises von Nordostspanien und Südfrankreich der Kampf der Heidenprediger gegen das vetulas aut cervulum facere; gerade der Ausdruck cervulum facere, der von Pacian geprägt ist, kehrt neben der späteren Version vadere oder ambulare immer wieder; und man kann wohl die Vermutung aussprechen: Wenn mal die Predigt des Pacian über den cervulus irgendwo auftauchen sollte, wird sich vielleicht die Tatsache ergeben, daß diese Predigt alle nach ihm über diesen Gegenstand Schreibenden oder Predigenden beeinflußt hat! Von Pacian an zieht sich nun die große Überlieferungsverwerfung dieser Neujahrsmaskerade hin: Das Maskieren als alte Weiber und Hirsche ist ein eiserner Bestandteil dieser Literatur, markiert durch die Stationen: Caesarius von Arles (470—542) — Martin von Braga (515 bis 580) mit seiner Mustermissionarpredigt — Eligius, Bischof von Noyon, gestorben 659 — Pirmin, gestorben 753, der wie Eligius vor allem Caesarius und Martin, aber auch Eligius ausschreibt — Regino von Prym, gestorben 915. Die kurze Formel vetula aut cervulo facere übernimmt auch die Synode von Auxerre 578, der vor allem die Bußbücher folgen. Wer die Hauptstellen des maßgebenden Caesarius zusammen mit den Parallelen aus Martin und Eligius schön beisammen vergleichen will, lese die Musterausgabe von Krusch M. G. script. Merov. (3, 479, A. 6 und 4, 705). Die Hirschmaskerade will Schneider (Archiv für Religionswissenschaft 20, 93) in Verbindung bringen mit dem keltischen Gott Cerunnos; indessen ist sie durch Ambrosius als eine bodenständige Bauernsitte für die Gegend um Mailand bezeugt; nach Italien kam sie vom griechischen Kult her, wo die Hirschmaske oft bezeugt ist (vgl. Boudriot 1 c., 74 ff.). Wer über die Formel „vetula aut cervulo facere" mehr wissen will, der lese meinen Aufsatz im

Digitized by Google

Philologus, 1930, 222 ff.). Und damit komme ich auf den Kern des Problemes, auf die verderbten Worte vel iotticos oder iocticos im Bruxellensis, daneben ulerioticos in der Hauptüberlieferung (codex St. Audoeni). Die vorbereitenden Ausführungen waren nötig, um die ganze Stelle als Teilstück in die Überlieferungsmosaik einzusetzen, in die sie gehört. Viel ist an den anscheinend rettungslos überlieferten Worten herumgedeutet werden. Maas (Jahrbücher des österreichischen Arch.-Institutes, 1907, 115 ff.; dazu die Dissertation seines Schülers: Richard Boese Superstitiones Arelatenses ex Caesario collectae, Dissertation, Marburg, 1909, 57 ff.) und Radermacher (Sitzungsberichte der Wiener Akad. phil.-hist. Klasse, 187, 97) haben vermutet, daß noch eine Tiermaske iorci oder catuli erwähnt war; aber in dem obenerwähnten Aufsatz habe ich durch Vergleichung der formelhaften Überlieferungslinie der Tiermaskerade nachgewiesen, daß nie eine dritte Tierart erwähnt ist; immer finden wir den Zweigliederausdruck vetula vel cervulo[1]. Betrachten wir nun die Höflersche Ausdeutung näher: Daß es methodisch unmöglich ist, beide Lesarten mit Umstellung in den Text aufzunehmen, wurde schon oben betont. Aber auch wenn wir die Lesart vel iotticos eroticos für diskutabel halten, versagen die von Höfler herbeigerufenen Hilfstruppen, die Glossen, vollkommen: Er erklärt iottici als Weiterbildung von iota oder iuta; die aus Diefenbach Glossarium latino-Germanicum (1857, 1, 308) zitierte Glosse heißt: Iota: warmoet, wyrmude! In der Glosse (2, 221) ist iota mit warmus gedeutet, und (2, 224) ist iutta mit broth muos als dicker Milchbrei erklärt; Höfler hätte noch Steinmeyer-Sievers (3, 153) (iutta: broth) ergänzend dazu nehmen können. Doch genug des grausamen Spieles: Diese Stelle hat mit Gebildbroten oder gar mit erotischen Gebildbroten nichts zu tun; sie muß endlich als Hauptkronzeugin der deutschen Pemmatologie, als welche sie immer noch zäh und unentwegt trotz des sanften, aber sicheren Begräbnisses (in meinem Aufsatz Philologus, 1930, 222 ff.) ihren Spuk treibt, aus den Handbüchern und Abhandlungen verschwinden! Ganz unverständlich aber ist die Behauptung Hammarstedts, eines der maßgebenden nordischen Pemmatologen, der offenbar Höflers Deutung folgend diese für die vetula-cervulus-Überlieferung typische Stelle völlig mißversteht und im Reallexikon von Ebert von „Gebäck in Gestalt von Hirschen und Kälbern" spricht. Das negative Ergebnis ist wohl unanfechtbar, schrieb Immisch, als er meinen Aufsatz gelesen hatte; aber wie steht es nun mit der positiven Deutung? Dem Gedankengang nach erwartet man: oder anderen Mummenschanz; also könnte einmal da gestanden haben: vel alios iocos (später verdreht zu iocticos und ulerioticos); daß man dieses Hirschlein- und Altweiberspiel als iocus bezeichnen kann, könnte eine Glosse zum Poenitentiale Valicellanum nahelegen (bei Schmitz, Bußbücher, 1, 311, cap. 88): Si quis quod in Kalendis Januarii, quod multi faciunt, adhuc de paganis residet, in cervulum, quod dicitur, aut in vetula vadit, tres annos poeniteat; Glossa: Cervulos aut vetulas sunt quae fiunt more paganorum; iocatur, quia vel homines se indunt in similitudinen ferarum vel bestiarum imagine falsa.

[1] Einmal bietet Caesarius die Variation hinnicula vel cervulo exercere (M. G. scriptores rer. Meroving, 3, 479, A. 6).

Digitized by Google

Im Gegensatz zu dieser schwierigen Eligiusstelle gibt es an dem eigentlichen und richtigen frühmittelalterlichen Zeugnis für Gebildbrote textlich gar nichts zu rütteln, weil hier die Überlieferung einwandfrei ist; um so zahlreicher aber sind die sachlichen Fragen, die da auf uns einstürzen. In den Briefen des Papstes Pelagius des ersten (um 550) steckt viel Material für die Erforschung der Kulturzustände an der Wende des Altertums zum Mittelalter; indem der Papst den heidnischen Aberglauben geißelt, lernen wir diese Bräuche kennen. In dieser Hinsicht ist ein Brief an Sapaudus, den Bischof von Arles (558), sehr lehrreich, weil darin wirklich die erste Nachricht über Gebildbrote im schon oben umrissenen Kulturkreis von Nordostspanien und Südfrankreich zu finden ist. Auch hier liegt die Überlieferung in der zuverlässigen Ausgabe von Krusch vor (M. G. epistulae 3, 445, 4 ff.): Nachdem Pelagius scharf die Unsitte getadelt hat, daß Laien zu Priestern oder gar Bischöfen gewählt werden, fährt er in noch erregterem Tone fort: Quis autem illius non excessus, sed sceleris dicam redditurus est rationem, quod apud vos idolum ex similagine-ve iniquitatibus nostris-patienter fieri audivimus et ex ipso idolo fideli populo quasi unicuique pro merito aures, oculos, manus ac diversa singulis membra distribui? Wer aber wird, ich will nicht sagen für jenen Mißstand, sondern für jedes Verbrechen Rechenschaft ablegen wollen, daß, wie wir hören, bei euch — o weh über unsere Sünden — die Herstellung eines Idols aus Semmelmehl geduldet wird, und daß von diesem Idol dem gläubigen Volke, als ob man damit jedem einen Gefallen tun wolle, Ohren, Augen und Hände und die verschiedenen Glieder verteilt werden? Oft treffen wir auf die Offensive gegen die idola — „aus Metall oder Holz oder irgendeinem andern Stoff gemacht". Wichtig ist hier ein Brief des Papstes Gregor des Zweiten über die Idolatrie bei den Sachsen (722) worin er jede Art von Idolverehrung verwirft: idola manu facta, aurea, argentea, aërea, lapidea vel de quacumque materia facta; obwohl alle möglichen Arten von Stoffen erwähnt sind, suchen wir die idola ex similagine facta vergeblich (M. G. epistulae, 3, 269, 31 ff.). In dem guten Index von Krusch zu dem zweiten und dritten Band der Epistulae oder in den concilia (2, 552 und 3, 748) findet man reiches Material, aber dieser Kult mit einem Teiggott ist nur noch einmal erwähnt, nämlich in dem berühmten indiculus, cap. 26: de simulacro de consparsa farina (M. G. leges 2, 1, 223, Zeile 24); die meisten Erklärer übersetzten „Teiggötter aus geweihtem Teig"; ich habe aber in dem Artikel Gebildbrote im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens (3, 398) nachgewiesen, daß consparsa farina der Terminus für Teig allgemein ist. Daß es allerdings besondere Mischungen gab, zeigt eine Stelle der capitula cum italicis episcopis deliberata: Da wird in der bekannten formelhaften Weise gegen die mensae am Januarsfest gewettert (M. G. leges, 2, 1, 202, Zeile 21): ut nullus kalendis Januariis et broma ritu paganorum colere praesumat aut mensas cum dapibus in domibus praeparare ... nisi voluerint ad eclesiam panem offerre, simpliciter offerant, non cum aliqua de ipsa iniqua commixtione! Wenn man alle im Thesaurus linguae latinae jetzt bequem vorliegenden Stellen prüft,

Digitized by Google

kommt man zum Schluß, daß consparsa farina dasselbe ist wie Semmelteig. Der Indiculus scheint also diese Unsitte, die Pelagius tadelt, zu meinen. Und da treffen wir auf das berühmte Essen des Gottes: Man formt einen Gott aus Teig; man glaubt, daß das Teigsubstitut die Kraft des Gottes enthalte; und man nimmt durch das Essen des Teiggottes oder einzelner Teile an der Kraft des Gottes teil; man vermehrt so das eigene Orenda; diese Vorstellung ist menschliches Gemeinschaftsgut und findet sich überall. (Vgl. meine Artikel Essen und Gebildbrote im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens.) Wir müssen weit gehen, bis wir in der germanischen Überlieferung auf eine ähnliche Vorstellung stoßen: In der Fridthjofssaga wird erzählt, daß ein mit Öl beschmiertes Teigbild Baldrs, das gebacken werden sollte, ins Feuer fiel. Ein altes norwegisches Gesetz vom 13. Jahrhundert erklärt den, der Speiseopfer aus Teig in menschlicher Form im Hause verwahrt, für vogelfrei. Dem Gott Thor opferte man täglich Brote mit seinem Bilde. In Tirol machte man früher aus den Teigresten eine unförmliche Gestalt, die man „Gott" nannte. (Vgl. meinen Artikel „backen" im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens.) Das sind vielleicht illustrierende Parallelen zu der Pelagiusstelle, aber die Kommunion des ganzen Volkes durch den Genuß der verteilten Stücke des Teigbildes ist doch zu speziell und farbig, als daß diese blassen Abbilder etwas besagen könnten; wo finden wir sonst noch diese Verbindung von Theophagie und Kommunion? Ist es ein Zufall, daß wir zunächst in einem südfranzösischen Ernteritus die einzige Parallele finden? Liebrecht, der als einer der ersten das Essen des Gottes als Teigsubstitut behandelt hat, berichtet aus La Palisse in Südfrankreich (am zuverlässigsten zitiert diese Stelle Reuterskiöld, Entstehung der Speisesakramente, 111 ff.): Der letzte Erntewagen führt einen Baum mit, an dem mehrere Weinflaschen hängen; der Gipfel aber trägt eine aus Teig geformte Menschengestalt; dieser Erntebaum wird vor dem Haus des Bürgermeisters aufgestellt; beim Erntefest zerschneidet der Maire den Teiggott und verteilt ihn an alle Festteilnehmer, die die Stücke verzehren. Hier trägt das Teiggottbild die konzentrierte Kraft des Getreides in sich; und an dieser Kraft nehmen die Bauern durch das Essen des Gottes teil. Zwar sind „folkloristische Parallelenjagden" und Spaziergänge zu den primitiven oder alten Kulturvölkern sehr in Verruf gekommen, aber der Erntebrauch von La Palisse verlangt zwangsläufig eine Konfrontierung mit dem Erntefest im alten Mexiko (nach Acosta bei Reuterskiöld, 99): In der zweiten Hälfte des Juli wird zu Ehren des Gottes Xiuhtecutli ein Fest veranstaltet: Die Priester holten einen geraden Baum, den man bis auf ein Büschel an der Spitze entastet hatte; dieser Baum wurde mit den Händen auf Rollen in die Stadt gezogen, wo die Frauen den Männern, die diese Arbeit getan hatten, einen Kultrank anboten. Hierauf wurde der Baum vor dem Tempel des Gottes aufgepflanzt; am Abend wurde er wieder gefällt und die Spitze so behauen, daß man eine Teigstatue Xiuhtecutlis anbringen konnte, also ein anthropomorphes Fruchtbarkeitssymbol; darauf wurde der Baum wieder aufgestellt; am folgenden Tage fanden die bei den Mexikanern üblichen Menschenopfer statt; ein Wettlauf der Jungmannschaft zu dem Baume schloß sich daran an; der Sieger nahm Besitz von dem neben

Digitized by Google

dem Baume stehenden Bild des Gottes; er behielt die Waffen des Bildes und warf den Rest des Bildes unter die Menge; dann wurde der Baum zum drittenmal gefällt, und jeder suchte ein Stück des Teiggottes zu erhaschen. Mit der eigenartigen Stelle im Briefe des Pelagius hat aber ein anderer Kultbrauch der Mexikaner die denkbar engste Berührung (Reuterskiöld, 97 ff.): Vorausschicken muß man, daß die Mexikaner z. B. dem Gott Tezcatlipoca einen ausgewählten Jüngling, der mit den Insignien des Gottes geschmückt war und wie der Gott selbst verehrt wurde, der also den Gott darstellte, opferten und das Fleisch unter das Volk verteilten; dieser letzte Bericht von der Verteilung des Fleisches stammt allerdings aus zweiter Hand, was Frazer (in seinem berühmten Werk the golden bough [2, 342]) nicht hervorhebt; doch das sollte nur eine Vorbereitung für die Beurteilung des Ritus sein, der die einzige Gegenfolie zur rätselhaften Pelagiusstelle ist: Man fertigte eine Kolossalstatue des Gottes Huitzilopochtli aus Teig und schmückte das Teigbild mit allen Insignien des Gottes; dann stellte man es auf einen Altar; das Volk betete das Bild an und opferte Edelsteine, die es einfach in den Teig steckte: am Tag der Opferung schnitt der Oberpriester, wie bei den Menschenopfern das zuckende Herz, so hier das Teigherz aus der Brust; das Teigherz bekam der Häuptling (über das Verzehren des Herzens vgl. meinen Artikel Fleisch im Handwörterbuch des Aberglaubens), die Statue wurde unter das Volk verteilt; vorher hatten Nonnen den Männern, die die Statue verfertigt hatten, Teigstücke in Knochenform geschenkt, die man Fleisch und Knochen Huitzilopochtlis nannte. Der Jesuitenpater José de Acosta, die Hauptquelle über diese Riten (vgl. H. G. Bonte, F. Pizarro ... nach den Berichten des Garcilaso de la Vega und des Paters José de Acosta [in: Alte Reisen und Abenteuer, Heft 14, 1925, 153 ff.]) sah in dieser Zeremonie eine teuflische Nachahmung des hl. Abendmahles; besonders aber hat ihn eine andere Zeremonie erbittert: „Wie der Teufel die Sakramente der hl. Kirche nachzuahmen suchte: In dem ersten Monat feiert man ein sehr heiliges Fest, genannt Capacrayme; ... die Manaconas der Sonne, die wie Nonnen der Sonne waren, hatten einige kleine Brote aus Maismehl gebacken, die mit dem Blute weißer an jenem Tage geschlachteter Widder getränkt waren; nun ließ man die Fremden aus allen Provinzen in Reih und Glied antreten, und die Priester gaben einem jeden von ihnen einen Bissen jenes Brotes mit den Worten, sie gäben ihnen diese Brote, damit sie eins würden mit dem Inkakönig und weder etwas sagten, noch dächten gegen den Inka; und dieser Bissen solle der Zeuge sein ihres guten Willens. Diese Brote wurden auf großen Platten aus Gold und Silber getragen, und alle empfingen und aßen dieses Brot mit großem Dank gegen die Sonne. Trotz der offenkundigen interpretatio christiana ist der Sinn des Ritus klar: Ein Gemeinschaftsmahl mit dem Gottkönig, das Kraft und Verbindung mit dem König vermittelt; als Speiseopfer figuriert der Kraftträger und -vermittler Brot, hier noch vermischt mit dem Opferblut.

Indessen ist dieser letzte Ritus nur erwähnt worden, um den allgemeinen Hintergrund der Theophagie bei den Inkas zu illustrieren. Der Sprung nach Altmexiko hatte ja einen anderen Grund: Es erhebt sich die Frage,

Digitized by Google

ob die eigentümliche Übereinstimmung des von Pelagius getadelten Ritus mit dem Verzehren des Teiggottes Huitzilopochtli — in beiden Fällen verteilt man die Glieder des Gottes — rein zufällig ist oder ob irgendeine Beeinflussung vorliegt; so viel ich weiß, kam man auch auf anderen Forschungsgebieten zur Vermutung, daß lang vor Kolumbus Kulturursträme zwischen Amerika und Europa vorauszusetzen sind. Der griechisch-römische Einfluß, der auf andern Gebieten in Spanien und Südfrankreich mächtig sich auswirkte, kann sich nicht auf diesen speziellen Ritus des Gottessens beziehen; denn wir haben in der griechischen und römischen Religion auch nicht den Schatten einer Gegenfolie. Wenn beide Möglichkeiten ausscheiden, dann bleibt nur noch die Annahme einer allmenschlichen Basis dieser Theophagie, die allerdings in diesem spezialisierten Ritus sonst nicht nachzuweisen ist. Wer hilft da die Frage und das Problem weitertreiben?

In diesem Zusammenhang möge noch kurz eine Streitfrage über eine b a d i s c h e Gebildbrotgruppe erörtert werden: Daß die Howölfle, die ja auf eine bestimmte Anzahl von Dörfern bei Bühl beschränkt sind (vgl. Artikel Howölfle im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, 4, 423 ff. mit Literatur), nicht auf badischem Brauchtumsboden gewachsen, sondern eingeführt sind, ist wohl sehr wahrscheinlich. Gegenüber der Deutung in dem sehr ausführlichen Artikel von O. A. Müller möchte ich auf das nordische Julbrot hinweisen. Wer sich die Mühe nimmt und das bei Höfler (ZfösVk., 1905, Suppl. 4, Tafel 6, Figur 39) abgebildete Julgrisbröd (mit dem eigenartig gezackten Kamm) mit dem ganz ähnlichen Howölfle (vgl. die Abbildung im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, 4, 424) zu vergleichen, wer ferner die Henne im Korb mit der nordischen Julhenne zusammenstellt, den wird die Ähnlichkeit frappieren. Wie die Howölfle wird auch das nordische Julbrot aufbewahrt und zum Talismann des Hausglücks. Daß gerade der Rheinverkehrsschlauch bei Baden-Baden für fremde, auch nordische Einflüsse sehr zugänglich ist, wird wohl nicht zu bestreiten sein. Gerade in Baden-Baden ist ja auch der ganz singuläre, bis jetzt noch nicht erklärte Pollweck zu Hause (vgl. den entsprechenden Artikel im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens).

Soeben sehe ich, daß Radermacher meinen Aufsatz im Philologus beantwortete (in demselben Band 355 ff.). Er stimmt auch dem negativen Ergebnis zu und veröffentlicht eine briefliche Mitteilung des Romanisten Schuchardt: „Sollten die jotticos nicht dem italienischen zotico (mit stimmhaftem ʒ) entsprechen: Rüpel, Tölpel (also unter die ridiculosa gehörig), das man, aber bisher mit großem Bedenken, von ἰδιωτικός herleitet? Wie ist dieses volkstümliche Buchwort nur aus Italien nach dem Frankreich des 7. Jahrhunderts gedrungen? Nach Italien weist ja auch das tt (vgl. patriottico, stradiotta, corfiotto)." Dem Sinne nach deckt sich diese Erklärung mit meinem Vorschlag; auf alle Fälle müßte man aber aus dem verderbten ulerioticos a l i o s i o t t i c o s herstellen. Die Vermutung des Romanisten, daß das Wort aus Italien stammen muß, würde ausgezeichnet mit meiner sachlichen Hypothese übereinstimmen, daß der ganze Volksbrauch aus Italien stammt; er war ja bei den Mailänder Bauern bodenständig; Ambrosius tadelt ja auch den Volksneujahrsbrauch mit leichten Worten, während die Nachahmer und Eiferer Pacian und Nachfolger die Maskerade als heidnischen Aberglauben verdammen.

Digitized by Google

Kleinere Mitteilungen.

Schandstrafen im Schwarzenbergischen und Fürstenbergischen im 18. Jahrh.

„Was hat Gott für eine Ehre", fragt ein Gegner des Mönchtums im 18. Jahrhundert, „was die Kirche und der Staat für einen Nutzen davon, daß der Mönch nach den Kaprizen eines eigensinnigen Obern ... einen berußten Kessel leckt, mit der Zunge am Boden Kreuze macht oder mit einem Querholz im Munde mit ausgespannten Armen vor der Klosterpforte zur Schau steht?"[1] Derlei Schandstrafen waren nicht nur in Klöstern, sondern auch in weltlichen Herrschaftsgebieten üblich. So verurteilte das Fürstlich-Schwarzenbergische Amt Jestetten am 7. Februar 1737 eine Frau aus Bühl bei Waldshut, die ständig fluchte und ihren Mann beschimpfte, dazu, bei Regenwetter fünf Stunden lang mit einem langen Stecken im Maul im Schloßhof zu Jestetten ausgestellt zu werden[2].

Aus dem Fürstlich-Fürstenbergischen Gebiet kennen wir das Maulschloß. Daß es in der Herrschaft Trochtelfingen zur Anwendung kam, ist bereits bekannt[3]. Aber auch im Amt Möhringen wurde die Strafe 1786 zweimal verhängt. Da die Strafe jeweils nur eine halbe Viertelstunde dauerte, muß sie sehr unangenehm gewesen sein[4].

Karlsruhe. Baier.

Der „Schwabenschultheiß".

Daß die Gemeinderechnungen viel wertvolles volkskundliches Material enthalten, ist bekannt. Vergleiche auch meinen Aufsatz „Aus den Eschelbacher Bürgermeisterrechnungen" in Heft 3/4 der Zeitschrift „Mein Heimatland", 1934, S. 128 ff. Einen beachtenswerten Beitrag liefern auch die Gemeinderechnungen der Stadt Sinsheim an der Elsenz von 1712 bis mit 1721, die unter den Einnahmen einen Abschnitt „Innahme-Geld vom Schwaben-Schultheißen" mit der stets wiederkehrenden Bemerkung „nichts" aufführen. Das Fehlen eines Einnahmepostens wird regelmäßig damit begründet, „dieweilen die Hintersaßen oder ehemals genannten Schwaben zu Abtragung der herrschaftlichen Beschwerden in den Registern an-

[1] Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktiner-Ordens, N. F., 14 (1927), S. 35.

[2] Generallandesarchiv Karlsruhe, Protokollband 6962.

[3] Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Altertumskunde in Hohenzollern, 37 (1903/04), S. 100.

[4] Generallandesarchiv Karlsruhe, Protokollband 8021. Auch von der Geige und vom spanischen Mantel wurde fleißig Gebrauch gemacht. Zu einer halben Stunde Geigenstrafe wurde am 24. Mai 1786 eine Ipgingerin verurteilt, die behauptet hatte, der verstorbene Fürst von Fürstenberg gehe in Gestalt eines schwarzen Vogels oder sonst als Geist um.

Digitized by Google

gehalten werden" (Rechnung 1713). In den Rechnungen von 1712, 1714, 1717 ff. wird von „die Hinterſaſſen ſo ſonſten Schwaben genannt" geſprochen.

In den Ratsprotokollen der Stadt Sinsheim, die von 1689 an vollſtändig erhalten ſind, werden weder der Schwabenſchultheiß noch die Schwaben erwähnt und es wird insbeſondere nirgends geſagt, wer den Schwabenſchultheiß ernennt oder wählt. Auch darüber habe ich nichts finden können, weshalb die Hinterſaſſen die Bezeichnung Schwaben erhalten haben.

Verzeichniſſe der Hinterſaſſen ſind leider nicht vorhanden. Die Neubürger, deren Aufnahme in den Ratsprotokollen wie in den Gemeinderechnungen verfolgt werden kann, kamen keinesfalls ausſchließlich aus Württemberg. Die Schweiz und, ſoweit Katholiken in Betracht kommen, der Allgäu und andere bayeriſche Gebiete, Öſterreich und auch Italien haben ebenfalls Anteil an der Auffüllung der durch die Kriegsläufte (Schlacht bei Sinsheim 1674, Zerſtörung von Sinsheim 1689) ſtark gelichteten Bevölkerung. Auch die Hinterſaſſen werden wohl kaum ausſchließlich aus Württemberg gekommen ſein. Es wäre lehrreich zu erfahren, ob auch anderwärts die Hinterſaſſen Schwaben genannt wurden und wie ſich dieſe Bezeichnung erklärt.

Lahr. Strack.

Die Glockenbrunnenhexe.

Die Straße von Richen nach Berwangen führt durch das Tal des Birkenbachs, etwa 3 Kilometer dem Wald entlang.

In früheren Jahren fuhr der Milchfuhrmann jeden Tag zweimal von Berwangen nach Richen zur Bahn. Sobald der Wagen an dem Glockenbrunnen vorbeifuhr (die Quelle des Glockenbrunnens liegt auf der Grenze zwiſchen Berwangen und Richen. Der Name Glockenbrunnen kommt daher, weil das Waſſer durch die ſogenannten Glockenwieſen fließt. Die Glockenwieſen ſind evangeliſches Kirchengut. Der Beſitzer derſelben hatte kein Pachtgeld zu zahlen, mußte aber als Gegenleiſtung das Glockenſeil unterhalten), ſprang eine Hexe auf den Wagen. Sogleich verſtummte das Bellen des Hundes. Kam das Fuhrwerk vor die evangeliſche Kirche, die am Dorfeingang ſteht, ſprang die Hexe ab und der Hund fing wieder an zu bellen. Auf dem Rückweg ſprang die Hexe wieder auf den Wagen; ſofort war der Hund ſtill. Am Glockenbrunnen angelangt, verläßt die Hexe das Gefährt wieder. Solches geſchieht jeden Abend.

Dem Löwenwirt wurden oft des Nachts die Pferde aufgeſchwänzt. Da man annahm, daß der Böſe die Hand im Spiele habe, hielt er von nun an einen ſchwarzen Bock. Seit dieſer Zeit ſoll die Teufelei aufgehört haben.

In früheren Jahren führte die Landſtraße von Richen nach Adelshofen durch die Salgenwieſen, an einem großen Brunnen vorbei. Der Volksmund erzählt, daß in dieſen Brunnen einmal eine Kutſche fuhr und rettungslos verſunken ſei.

Im Feld gegen Eppingen ſoll ſich ein Haſe herumtreiben, den niemand erjagen könne. Wenn es darauf ankommt, ſpringe er über einen Wagen hinweg.

In einer Gaſſe in Richen wurde öfters des Nachts ein Schweinchen geſehen, das Augen hatte ſo groß wie ein Zinnteller.

Auch von einem Schimmelreiter wird da und dort noch erzählt. In beſonderen Nächten raſt er mit ſeinen zwei Pferden durch die Hauptſtraße. Ihn zu ſehen, war nur einigen Leuten vergönnt. Ein verkrüppelter Schuhmacher iſt wohl der Hauptzeuge, der ihn geſehen haben will.

Mannheim. Heinrich Meny.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

Arbeiten zur Entwicklungspsychologie, herausgegeben von Felix Krueger. Fünfzehntes Stück: Armin Bachmann, **Zur psychologischen Theorie des sprachlichen Bedeutungswandels.** C. H. Beck, München 1935. Geh. 3 RM. 68 S.

Die sprachlichen Tatsachen des Bedeutungswandels, die behandelt werden, sind genugsam bekannt: dichterische und scherzhafte Bezeichnungen, Schimpfnamen, Verschleierungen aus Scheu, Scham oder Zartgefühl (Euphemismus) usw. Verfasser sucht diese Vorgänge psychologisch zu erklären. Er kommt zu dem Ergebnis, daß Gefühle und Gefühlserlebnis die entscheidende Rolle dabei spielen. Die psychologische Betrachtungsweise ermöglicht die Angabe, daß unter bestimmten aufzeigbaren Bedingungen ein Bedeutungswandel so oder so verlaufen wird. „Allen Bedeutungswandlungen und Übertragungen liegt letztlich ein Drang nach stimmiger Ganzheit zwischen Erlebtem und sprachlichem Ausdruck zugrunde." Die logische Betrachtungsweise erweckt den Eindruck, als kämen zu einer Wortbedeutung neue „Elemente" hinzu, die allmählich zusammenwachsen, während die Bedeutungswandlung doch als schöpferischer Vorgang anzusehen ist. Die gefühlsbedingten Bedeutungswandlungen lassen bei verhältnismäßig vielen Sprachgenossen eine gleiche Gefühlshaltung und -einstellung erkennen, und so zeigt es sich, „daß Sprache ein in vielen Generationen bedingtes Ausdruckssystem gemeinschaftlichen Lebens ist, beladen mit unendlich viel Tradition und Vererbung". — Mühelos läßt sich diese Betrachtungsweise auf die inneren Wandlungen von Sitten, Bräuchen und Glaubensvorstellungen übertragen. Auch hier werden die letzten Erkenntnisse über diese Vorgänge nicht auf logischem, sondern auf psychologischem Wege gewonnen. Man könnte somit das Büchlein einen Beitrag zur psychologischen Volkskunde nennen.

Heidelberg. Richard Hünnerkopf.

Albert Friehe: **Was muß die deutsche Jugend von der Vererbung wissen?** Die Grundlagen der Vererbung und ihre Bedeutung für Mensch, Volk und Staat. Diesterweg, Frankfurt a. M. 1935. 72 S., 27 Abbildungen. Preis 90 Pfg.

Der Fachbearbeiter für Schulungswesen im Agrarpolitischen Amt der NSDAP. gibt in dieser Schrift, der ein Geleitwort des Sachverständigen für Rasseforschung beim Reichsministerium des Innern, Dr. Achim Gercke, vorausgeht, einen kurzgefaßten lebendigen Aufriß der Vererbungslehre für den Schulgebrauch. Die ungeheuere Bedeutung der Rasse für Familie und Volk, und die sie bedrohenden Gefahren, vor allem die des Judentums, sind klar und eindrucksvoll herausgearbeitet. Ein kurzes Verzeichnis empfehlenswerter Bücher zur Vererbungslehre und gute Abbildungen vervollständigen diese wichtige Schrift, die Erziehern, Eltern und der Jugend ein Wegweiser durch das manchmal nicht ganz einfache Gebiet der Rassen- und Vererbungslehre sein wird.

Gerhard Steiner: **Lebendige Familienforschung und Familiengeschichte.** Mit einem Geleitwort von Ludwig Finckh. (Die nationalsozialistische Erziehungsidee im Schulunterricht.) Zickfeld Verlag, Osterwieck/Harz 1934. 81 S., 8 Tafeln. Preis 2,50 RM.

Digitized by Google

Steiners Buch bietet wesentlich mehr als eine trockene Anleitung zur Familiengeschichte. Über die Grundtatsachen der Familiengeschichte, über die Anleitung zur Anfertigung eines Stammbaums und einer Ahnentafel hinaus versteht es der Verfasser, dem Lehrer, an den sich das Buch besonders wendet, den Stoff, aber auch die Richtung und das Ziel zu einem lebensvollen Einbau der Familienkunde in den Unterricht zu geben. In mancherlei Beziehungen zur Geschichte des Gesamtvolkes, zum Auslanddeutschtum, zu den verschiedenen Sprachformen in der Namensbildung und zur Rassenkunde und vielem anderen erwächst ein Gesamtbild der tiefen Bedeutung, die gerade heute der Familienforschung in Hinblick auf Volk und Nation zukommt. Gutgewählte Zitate aus deutschen Schriftstellern unterstreichen die Wichtigkeit der Familiengeschichte. Die letzten Abschnitte des Buches befassen sich mit der Verwertung des erarbeiteten Stoffes in Schule, Familie und Ortschronik. Das Buch kann in seiner Anlage als guter Untergrund für die Familienkunde im Unterricht bezeichnet werden.

Paul Cretius: **Deutschunterricht. Deutsches Wesen — deutsche Sprache.** (Die nationalsozialistische Erziehungsidee im Schulunterricht.) Zickfeld Verlag, Osterwieck/Harz 1934. 66 S. Preis 2,50 RM.

Dieses Buch steht unter dem Leitgedanken, daß der muttersprachliche Unterricht nicht Fachunterricht, sondern Gesinnungsunterricht zu sein hat. Der Deutschunterricht darf nicht nur eine Beschäftigung mit der deutschen Sprache bieten, sondern muß um des deutschen Volkstums willen erfolgen. Unter diesem Gesichtspunkte gilt es, das Verständnis dafür zu wecken, daß Sprechen, Schreiben, Sprachgeschichte und das gesamte deutsche Schrifttum nur als Ausprägungen deutschen Wesens und deutschen Volkstums richtig erfaßt und empfunden werden können. Bei dieser Einstellung ändert sich folgerichtig auch das Verhältnis zur Mundart im Deutschunterricht, sie ist nicht mehr das gern übersehene Stiefkind, sondern wird zur Keimzelle für jede weitere sprachliche Entwicklung. Es gilt in diesem Zusammenhange den Kampf gegen das Fremdwort in der deutschen Sprache aufzunehmen, und immer wieder auf die Bildhaftigkeit volkstümlicher Redeweise hinzuweisen, wie sie uns besonders auch in Sage und Märchen, Schwank und Volkslied entgegentritt. Das Buch wirkt bahnbrechend, weil es an Stelle einer öden Grammatikpaukerei im Deutschunterricht den Aufbau auf den lebendigen Kräften deutschen Volkstums in all seinen Ausdrucksformen fordert.

Das Reich im Werden. Arbeitshefte im Dienste politischer Erziehung. Reihe: Deutsches Schrifttum. Herausgegeben von Studienrat Dr. Rudolf Ibel, Hamburg. Diesterweg, Frankfurt a. M. 1933. Preis der Hefte 45 Pfg. und 60 Pfg. (je nach Umfang).

Diese Sammlung deutscher Texte, die eine Auswahl aus gutem deutschem Schrifttum bieten, soll der politischen Schulung dienen. Die Hefte, die zum Teil unter einem bestimmten Leitgedanken verschiedene deutsche Schriftsteller zu Wort kommen lassen, z. B. Die Front kehrt heim, Gesänge um Vaterland und Reich, Volk und Arbeit, Großstadt, sind für Schule und Schulung gut geeignet.

Rheinisches Volkstum. Schriftenreihe zur Einführung in die Volkskunde der Rheinlande. Herausgegeben von Karl Meisen und Hans Naumann. Verlag L. Schwann, Düsseldorf 1934.

1. Heft: Karl Meisen: Volkskunde der Rheinlande, ihre Aufgaben, Probleme, Methoden und Hilfsmittel. 64 S. Preis 1,40 RM.

Digitized by Google

2. Heft: Gottfr. Henssen: Rheinische Volksüberlieferung in Sage, Märchen und Schwank. 58 S. Preis 1,40 RM.

3. Heft: Joseph Schmidt-Görg: Das rheinische Volkslied. 98 S. Preis 1,80 RM.

4. Heft: Adam Wrede: Rheinischer Volksbrauch im Kreislauf des Jahres. 77 S. Preis 1,60 RM.

Die Herausgeber haben sich die Aufgabe gestellt, mit der Schriftenreihe „Rheinisches Volkstum", die keine erschöpfende Darstellung des rheinischen Volkstums bieten will, in die wichtigsten Stoffgebiete und Fragestellungen einzuführen und den Leser — die Hefte wenden sich besonders an die Lehrer — zu eigener Beobachtung und selbständigem Nachdenken anzuregen. In ihrer knappen übersichtlichen Form und großzügigen Anlage sind die Hefte der Schriftenreihe „Rheinisches Volkstum" wohl geeignet, diesen Zweck zu erfüllen.

Im 1. Heft behandelt Meisen nach einem kurzen Überblick über Aufgaben und Ziele, Forschungsgebiete und Methoden der Volkskunde deren Anwendung auf das Rheinland, das in dem vielgestaltigen Formenreichtum seines Volkslebens besondere Schwierigkeiten und auch Reize für den Volkskundeforscher birgt. Meisen weist immer wieder mit Recht darauf hin, wie sehr das Rheinland durch seine Lage gleichzeitig Sammelbecken deutschen Wesens, aber auch Einbruchsgebiet fremder Kultureinflüsse gewesen ist. Dem Forscher im Rheinland empfiehlt Meisen die historische Methode.

Henssen bringt im 2. Heft eine übersichtliche Gliederung und Aufzählung der mündlichen Volksüberlieferung im Rheinland, wobei er sich, um die verschiedenen Fälschungen in der Überlieferung gerade dieser Gegend zu umgehen, auf handschriftliche Sammlungen stützt. Er verfolgt in diesem Heft an Hand der Sage mit feiner Einfühlungsgabe die Wirkungen, die das Christentum und in ihm wieder der Unterschied der Bekenntnisse auf die Gestaltung der Volksüberlieferung gehabt haben.

Im 3. Heft breitet Schmidt-Görg vor uns den ganzen Reichtum des rheinischen Volksliedes aus, trotzdem er nur das Wesentliche bringt und auf klare Übersicht und Einordnung des Gebotenen hält. Er untersucht die sprachliche und musikalische Herkunft der Volkslieder, ohne sich dabei allerdings von den veralteten Naumannschen Formulierungen des „gesunkenen Kulturgutes und der primitiven Gemeinschaftskultur" ganz freihalten zu können.

Das 4. Heft bietet eine ausgezeichnete Übersicht über das rheinische Brauchtum im Jahreskreislauf. In flüssiger Darstellung und guter Übersichtlichkeit zeichnet Adam Wrede in diesem Heft ein Bild des bunten rheinischen Brauchtums zu allen Zeiten des Jahres. Bei der Behandlung des Nikolaustages wäre als einziges eine klarere Stellungnahme zu Meisens' Buch angebracht. Das Wredesche Heft wird wie auch die andern Hefte dieser Schriftenreihe maßgebend dazu beitragen, den Sinn und das Verständnis für deutsches Volkstum in breiten Schichten wachwerden und wachsen zu lassen. Gute Schrifttumsverzeichnisse runden die Hefte dieser Reihe ab.

Karlsruhe. W. Treutlein.

Müller-Brandenburg: **Was ist Arbeitsdienst? Was soll er?** Armanenverlag, Leipzig 1933. 51 S.

Arbeitsdienst ist heute Ehrendienst aller jungen Deutschen. Damit hat der Führer dem deutschen Volke eine Erziehungsschule gegeben, die ihm zielbewußte Männer in jahrelanger Arbeit gegen innere Schwierigkeiten und äußere Angriffe aufgebaut haben. Aus dem Schrifttum dieser Jahre greifen wir Müller-Branden-

Digitized by Google

burgs' Heft heraus: Er kennzeichnet das Wesen und die volkswirtschaftliche Notwendigkeit der Organisation und grenzt ihren Aufgabenbereich deutlich ab; zugleich aber entwirft er, an Hand von Worten berufener Männer, ein Bild des Arbeitsdienstes als Bewegung. Er verfolgt deren Ansätze in der Geschichte und zeigt, wie der Arbeitsdienst, geboren aus dem Geiste des Nationalsozialismus, seinerseits berufen ist, wertvolle Erziehungsarbeit zu leisten im Sinne einer Volksgemeinschaft der Tat.

Heidelberg. Hans Fehrle.

Hans Findeisen: **Menschen in der Welt.** Vom Lebenskampf der Völker in der alten und neuen Welt, im Polarland, in Steppe, im Tropenwald. Geleitwort von Sven Hedin. Mit 365 bisher zum größten Teil unveröffentlichten Bildern. Verlag Heinrich Plesken, Stuttgart.

Aus dem Inhalt: Von „primitiven" Völkern und wie man sie kennenlernt / Von den Rassen der Menschheit / Der kulturelle Entwicklungsgang der Menschheit / Einfache Sammlerstämme / Das Jägertum und seine Menschen / Die Kultur der Fischervölker / Die Hirtenwirtschaft in Asien, Afrika und der Neuen Welt / Die Völker urtümlichen Landbaues / Menschen hinter dem Pflug / Gartenbau und Bewässerungskultur / Aus dem Lebenskreis der Stadtkulturen.

Findeisen führt zu den verschiedensten Völkern und Kulturarten. Man blättert immer wieder gerne in seinem anregenden Buche, beobachtet Neues und sieht Bekanntes in neuem Lichte. Das Buch wird weitere Kreise für Völkerkunde und Volkskunde gewinnen.

Karlsruhe. Eugen Fehrle.

Adalbert Depiny: **Oberösterreichisches Sagenbuch.** R. Pirngruber, Linz 1932. 481 S. und 16 Bildtafeln. Preis 11 RM.

Der Herausgeber der oberösterreichischen Heimatzeitschrift „Heimatgaue", Studienrat Dr. Depiny, legt mit diesem Werke als Ergebnis jahrelanger Forscher- und Sammlertätigkeit die erste Zusammenfassung des oberösterreichischen Sagenschatzes vor. Durch einen Stab von Mitarbeitern, vornehmlich Lehrern aus den verschiedensten Gegenden des Landes, war es möglich, außer den schon an anderen Orten veröffentlichten Sagen das noch im Volke lebende Gut mit den mannigfaltigen Abweichungen zu erfassen. Erfreulicherweise legte der Herausgeber besonderen Wert auf Kürze und inhaltsgetreue Sachlichkeit und hat durchweg von unnützem Beiwerk bei der Wiedergabe der Sagen abgesehen, was das Buch vor allem für Wissenschaft und Schule zu einem brauchbaren Hilfsmittel auszeichnet. Unter der Überschrift „Volksglaube" werden die mit diesen verknüpften Sagen im ersten Teile wiedererzählt. Neben uraltem Sagengut sind in einer weiteren Gruppe innerhalb des ersten Teiles „Wundersame Geschichten" zusammengefaßt: Sagen, die in christlicher Zeit entstanden sind und schon teilweise zu den Legenden gezählt werden dürfen. Im zweiten Teile sind die Sagen geschichtlichen Inhaltes vereinigt. Eine Fülle schöner Aufnahmen stimmungsvoller Gegenden und geschichtlicher Orte dient ausgezeichnet der bildhaften Ergänzung, die gerade für die geschichtlichen Sagen recht wertvoll ist. —

Österreich gehört zu Deutschland, ist eins mit Deutschland, sein Volkstum ist unser Volkstum, politische Grenzen und Machenschaften können dies nicht ändern —: das ist es, was uns immer wieder bewußt wird, wenn wir diesen Sagenwald — diesen deutschen Sagenwald — durchschreiten.

Heidelberg. Ferdinand Herrmann.

Digitized by Google

Karl Pöschel: **Die elsässische Lyrik des 19. Jahrhunderts in ihrer Abhängigkeit von den literarischen Strömungen in Deutschland** (= Schriften des Wissenschaftlichen Instituts der Elsaß-Lothringer im Reich an der Universität Frankfurt, N. F., Nr. 6). Selbstverlag des Elsaß-Lothringen-Institut, Frankfurt a. M. 1932. 152 S. Brosch. 5,50 RM.

Pöschel hat sich der großen Mühe unterzogen, durch die Untersuchung der elsässischen Lyrik des 19. Jahrhunderts einen Beitrag zur Frage der geistigen und kulturellen Haltung und damit der volklichen Stellung des Elsasses zu liefern. Zu diesem Zweck behandelt er nicht nur die unmittelbare Beeinflussung der elsässischen Lyrik durch die deutsche Dichtung, die Spiegelung deutscher Dichter, Zeitschriften und Kalender, sondern auch die deutsche Mitarbeit in elsässischen Zeitschriften sowie die persönlichen Dichterbeziehungen im 19. Jahrhundert zwischen Elsaß und dem Reich. Die systematische Darbietung der Quellenbelege stellt er in den größeren Rahmen der Bedeutung der Lyrik des vorigen Jahrhunderts innerhalb des Sprachen- und Kulturproblems des Elsasses.

Dabei ergibt sich die Tatsache, daß trotz aller Einzelbeziehungen der Widerhall dieser deutsch-elsässischen Dichterkreise in der engeren Heimat selbst nicht allzu groß, in Deutschland aber, vom Südwesten abgesehen, der sich natürlich in größerem Maße der gesamtoberrheinischen Lebens- und Schicksalsgemeinschaft bewußt ist, noch geringer war. Dies lag nicht etwa nur an einer Mittelmäßigkeit der Muse, sondern mehr noch an der Einstellung der Umwelt. Daß das französelnde elsässische Bürgertum wenig Anteilnahme zeigte, ist begreiflich, daß aber die breite deutsche Öffentlichkeit achtlos vorbeiging und nichts von dem dahinterstehenden Volks- und Kulturproblem sehen wollte, ist bedauerlich.

Um so höher ist das Bemühen dieser deutsch-elsässischen Dichterkreise einzuschätzen, durch Gebrauch und Pflege der Muttersprache, durch Herausgabe von Gedichtbändchen, Kalendern, Zeitschriften und Flugblättern im Elsaß des 19. Jahrhunderts das Bewußtsein der volklichen und kulturellen Zugehörigkeit zum deutschen Volkstum wachzuhalten.

Karl Zimmermann: **Deutsche Geschichte als Rassenschicksal.** 3. Auflage. Quelle & Meyer, Leipzig 1933. 178 S.

Der Verfasser hat in dieser Arbeit sich an die Aufgabe gemacht, die Mängel der seitherigen Geschichtsbetrachtung aufzuzeigen, dem völkischen Verlangen nach einem neuen Geschichtsbild gerecht zu werden und die Grundlinien und Grundlagen der neuen Betrachtung herauszustellen. Diese Versuch darf im Ganzen als gelungen bezeichnet werden. Mag der Verfasser auch dazu neigen, in manchen Einzelfragen mögliche Wahrscheinlichkeiten als sichere Wahrheiten hinzustellen (z. B. bei Ansichten Herman Wirth's, bei der Frage der nordischen Herkunft des Christentums u. ä.), so ist doch unzweifelhaft seine Herausarbeitung der Notwendigkeit rassebiologischer Grundlegung unserer geschichtlichen Betrachtung sowie die Aufzeigung der Grundwerte artgemäßer Weltanschauung richtig gesehen und anschaulich klar dargestellt.

Bernhard Bavink: **Die Naturwissenschaft auf dem Wege zur Religion.** Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. 1933. 79 S.

Diese Arbeit wendet sich nicht etwa nur an die Naturwissenschafter, sondern mehr noch an die Geisteswissenschafter und an alle Gebildeten überhaupt, denn sie will die neue weltanschauliche Gesamtlage aufzeigen, die sich angesichts der Umwälzungen in der heutigen Physik anscheinend ergibt. Der Verfasser stellt anschaulich den Abbau des klassisch-mechanistischen Weltbildes dar und umreißt die Folge-

Digitized by Google

rungen aus diesem Umbruch. Er geht soweit zu behaupten, daß dadurch nicht nur eine völlige Umwertung bisheriger Grundbegriffe wie Materie, Substanz, Kausalität erfolge, sondern daß auch die Probleme Körper, Seele und Willensfreiheit, ja der Lebens- und Gottesbegriff selbst in neuer Beleuchtung gesehen werden könne und müsse.

Die besinnliche Arbeit ist sehr zu begrüßen, um so eher, als sie nicht etwa darauf hinausgeht, einen neuen „physikotheologischen Beweis" aufzustellen, sondern Naturwissenschaft und Theologie vor die Frage stellt, ob es nicht doch eine neue Grundlage gibt, von der aus die Selbstoffenbarung einer im All wirkenden Gottheit sowohl vom natürlich-sinnlichen wie gläubigen Gemüt empfunden werden kann.

Heidelberg. Siegfried Hardung.

Walter Hohmann: **1914—1934, zwanzig Jahre deutscher Geschichte.** Diesterweg, Frankfurt a. M. 1934. 97 S.

In klarer Übersicht wird hier die Geschichte der letzten zwei Jahrzehnte unseres Volkes gegeben. Das Buch kann weiten Kreisen empfohlen werden.

Nur einige Schönheitsfehler, die auf veraltete Bildungsansichten zurückgehen und deshalb nicht zu dem sonst neuzeitlich eingestellten Buch passen: Hindenburg bereitet den Russen ein furchtbares Cannä. Die waghalsige Argonautenfahrt der Mannschaft der Emden, Hekatomben von Menschen werden vor Verdun geopfert. Wir sollten derartige Begriffe aus dem humanistischem Gymnasium früherer Zeit nicht in ein deutsches Buch bringen, das von weiten, auch nicht humanistisch geformten Kreisen unseres Volkes gelesen werden soll.

Karlsruhe. Eugen Fehrle.

Ludw. Finckh: **Der unbekannte Hegau,** mit Lichtbildern von Hilde Wilcke. **Konkordia A.-G., Bühl (Baden).** 61 S., 1,50 RM.

Ludwig Finckh kennt den Hegau in seinem erdgeschichtlichen Werden, im Ablauf der Besiedlungs-, Stammes- und Burgengeschichte, er kennt ihn als Wanderer und Verteidiger. Was aber das Schönste ist, all diese Kenntnis stammt nicht aus nüchternem Verstand und klügelnder Schönheitslehre, sie ist geboren in tiefem Verantwortungsbewußtsein, das Erbe ganz und heil den kommenden Geschlechtern weiter zu geben und getragen in treuem Herzen und tiefer Liebe zum deutschen Vaterlande.

Eine große Zahl von Lichtbildern, von denen die schönsten von Hilde Wilcke so ganz dieser Hegaukenntnis und Liebe entstammen, machen das Büchlein zusammen mit den Worten von Ludwig Finckh und einer Karte zum lieben Führer, Künder und Verteidiger dieser wundersamen deutschen Landschaft.

Karlsruhe. Ernst Fehrle.

Elisabeth Walter: **Rosmarin und Nägili,** alemannische Gedichte, Mundart vom Hotzenwald. **Verlag Konkordia, Bühl (Baden).** 39 S., geb. 1 RM.

Seit Johann Peter Hebel gibt es im Alemannischen viel Mundartdichter und auch viel Dichterlinge. Zu den besten Dichtungen in dieser klangvollen Mundart gehören die schönen, gemütvollen Lieder von E. W. Wir Alemannen freuen uns, daß dies auch über die Grenzen unserer engeren Heimat hinaus anerkannt ist. Dr. B. Payr von der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums

Digitized by Google

schreibt über Walters Gedichte: „Rosmarin und Nägili gehört unstreitig zum Schönsten, das deutsche Mundart an Kunst hervorgebracht hat." Das liebe Büchlein ist vom Verlag sehr gut ausgestattet.

P. C. Tacitus: **Germania**, hrg., übersetzt und mit Erläuterungen versehen von Eugen Fehrle, 2. verb. Auflage. Lehmann, München 1935. 119 S., 16 Bildtafeln.

Im lateinischen Text und in der Übersetzung der Germania habe ich der ersten Auflage gegenüber wenig geändert. Dagegen sind die Erläuterungen stark ergänzt. Vor allem war mir daran gelegen, das neueste Schrifttum zu verarbeiten. Gerade über das germanische Altertum ist in den letzten Jahren viel geschrieben worden. Es galt, die von dieser Forschung gewonnenen Gesichtspunkte und das dabei grundsätzlich Neue zu verwerten und Stellung dazu zu nehmen.

Karlsruhe. Eugen Fehrle.

Rudolf Benze: **Rasse und Schule**, hrg. vom Nationalsozialistischen Lehrerbund, Gau Südhannover-Braunschweig. Verlag E. Appelhans, Braunschweig 1934. 40 S., 1 RM.

Das Heft gibt eine klare Übersicht über die Behandlung der Rassefragen im Unterricht und kann jedem Lehrer warm empfohlen werden.

Ernst Krieck: **Musische Erziehung.** Armanen-Verlag, Leipzig 1933. 50 S.

Was Krieck in diesem Schriftchen zeigen will, sagt er im Vorwort: „Wehrhaftigkeit vollendet sich erst im Seelischen, in Haltung und Ethos, in Ehre, Hingebung und Gefolgschaftstreue. Dahin führt aber zusammen mit der leiblichen Übung erst die musische Erziehung durch die Formgewalt der rhythmischen Künste." Die inhaltsreiche Schrift gibt jedem Erzieher wertvolle Anregungen.

Heinrich Lohoff: **Ursprung und Entwicklung der religiösen Volkskunde.** (Deutsches Werden, Greifswalder Forschungen zur deutschen Geistesgeschichte, hrg. von L. Magon und W. Stammler, Heft 6.) Universitätsverlag L. Bamberg, Greifswald 1934, 158 S.

Die Arbeit schildert eingehend, wie evangelische Pastoren der Aufklärungszeit sich um das Verständnis der Volksseele bemühten, um in Predigt und Religionsunterricht mehr Wirkung auf ihre Gläubigen auszuüben. Deshalb ist sie ein beachtenswerter Beitrag zur deutschen Aufklärung und zwar zu einer guten Seite dieser Bewegung.

Irreführend oder zu vielsagend ist der Titel; ebenso gehen die Folgerungen des Verfassers zu weit, wenn er S. 153 sagt: „Die ersten Anfänge der religiösen Volkskunde nehmen von der Aufklärung ihren Ausgang" und „Die Aufklärung öffnete wohl den Weg zur Religiosität des Volkes" —. Diesen Weg haben Justus Möser, Herder und andere besser gekannt, und lange vor den Aufklärern sind ihn katholische Ordensleute mit großem Erfolg gegangen (vgl. K. v. Spieß, Deutsche Volkskunde als Erschließerin deutscher Kultur 11 f.).

Karlsruhe. Eugen Fehrle.

Alle Rechte vorbehalten. — Die Verantwortung für die einzelnen Beiträge tragen die Verfasser, für die Gesamthaltung der Zeitschrift die Schriftleitung. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: J. Apel. Bühl i. B. Druck und Verlag: Konkordia A.-G., Bühl i. B. (Direktor W. Veser). — Auflage dieser Ausgabe 2000.

Digitized by Google

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde
Schriftleiter: Ministerialrat Univ.-Prof. Dr. Eugen Fehrle, Heidelberg, Moltkestraße 27

2./3. Heft 9. Jahrgang 1935

Krieger und Bauer — Stadt und Land.

Von **Prof. Dr. Richard Hünnerkopf**, Heidelberg.

Kriegertum und Bauerntum sind bei den Germanen von ihrem ersten Auftreten in der Geschichte an eng miteinander verknüpft. Die Kimbern und Teutonen, die 113 v. Chr. an der römischen Grenze auftauchen, sind bäuerliche Scharen, ebenso die germanischen Völkerschaften, mit denen Cäsar in Gallien zusammentrifft; die Römer haben ihre kriegerische Kraft im Kampfe gespürt und gefürchtet. Man wende nicht ein, die Germanen hätten ihre Acker durch andere Leute, meist durch Sklaven, wie ja auch Tacitus bezeugt, bebauen lassen, ohne sich selber um die Landwirtschaft zu kümmern (was, nebenbei bemerkt, für die Menge der kleineren Bauern nie in Frage gekommen ist): auch der heutige Großbauer wird wesentliche Teile der landwirtschaftlichen Arbeiten durch seine Knechte und Mägde verrichten lassen; auch dann, wenn er nicht selbst zugreift, muß er bäuerlich eingestellt sein, sonst müßte sein Besitz bald zugrunde gehen. In dieser Verbindung von Kriegertum und Bauerntum hat man einen Widerspruch finden und diesen auf rassische Zwiespältigkeit zurückführen wollen. Und zwar stellte man sich das so vor: der Grundbestandteil der Urgermanen sei die schwerfällige, an der Scholle klebende fälische Rasse gewesen, und über diese habe sich die nordische Rasse, ein kriegslustiges Hirtenvolk, als Herrenschicht gesetzt. Läßt man auch die rassischen Unterschiede, die teilweise heute noch beobachtet werden können, in bestimmten Grenzen gelten, so läßt sich doch nicht absehen, wie auf diese Weise für die Masse des Volkes der Typ des kriegerischen Bauern, den wir durch die Jahrhunderte verfolgen können, hätte entstehen sollen[1].

Zunächst muß man sich einmal klar machen, daß Krieger und Bauer von Haus aus keine Gegensätze sind, sondern notwendige Ergänzungen. „Der freie Bauer muß seine Freiheit verteidigen können, sonst bleibt er nicht frei[2]." Nur mit der Waffe in der Hand wird der Siedlungsboden errungen und behauptet. Die Bauern aus Deutschland, Skandinavien, England und Holland, die Nordamerika besiedelten, mußten die Büchse und das breite Messer jederzeit bereit haben. „Es gibt viele Gegenden in den

[1] Vgl. dazu W. Darré, Das Bauerntum als Lebensquell der nordischen Rasse, besonders S. 12 ff. Siehe auch das unten über die Germania des Tacitus Gesagte.

[2] Ebenda 60.

Digitized by Google

Vereinigten Staaten, wo noch vor 50 Jahren der Siedler nicht ohne Büchse auf der Schulter hinter dem Pfluge schreiten konnte[3]." Man denkt an die Zeit der Völkerwanderung, wo Spieß und Schwert zum Bauern gehörte, oder an die bäuerlichen Besiedler Islands. Mit Bauernheeren hat das alte Rom die Apenninenhalbinsel unterworfen und Karthago auf die Knie gezwungen; mit dem Niedergang des römischen Bauerntums und den Söldnerheeren des Marius beginnt zwar noch einmal ein Aufschwung des römischen Reiches, aber zugleich der Verfall des römischen Volkes. Und auch die Kraft unseres alten Heeres beruhte nicht zum geringsten Teil auf der Bauernschaft.

Naturgemäß kann man erst dann bei einem Volke von einem Bauernstand reden, wenn andere Stände daneben sich deutlich abheben. Es war das Unglück des fränkischen Bauern, daß er nicht zugleich Krieger bleiben konnte. Die lange Teilnahme an Kriegen und schließlich auch der Besuch von Volksversammlungen und Gerichten waren ihm, den seine Wirtschaft zu Hause festhielt, auf die Dauer unmöglich. Mit dem Aufkommen des Lehnswesens nahm der Grundherr, der eigene Kriegsknechte stellen konnte, dem Bauer, den er sich zinspflichtig machte, die Verpflichtung zum Kriegsdienst ab, aber dieser verlor seine Freiheit, während neben ihm ein besonderer Kriegerstand und auch ein besonderer Beamtenstand sich bildete. Durch Barbarossas Italienpolitik tritt der Ritter in den Vordergrund, und der unfrei gewordene Bauer, durch eine weite gesellschaftliche Kluft vom Ritterstand getrennt, versucht nun, je besser es ihm wirtschaftlich geht, um so mehr, es diesem gleich zu tun; um so mehr aber auch erntet er Spott und Verachtung von dieser Seite. Dies wird auch nicht besser, als das Rittertum abgelöst wird durch das Bürgertum der Städte. Alle Kulturbewegungen und Kulturfortschritte bleiben in den oberen Kreisen hängen, während der Bauer vom Ende des Mittelalters an wieder wirtschaftlich herabsinkt, am tiefsten in der Zeit der Bauernaufstände und des Dreißigjährigen Krieges, und als im 19. Jahrhundert endlich die Bauernbefreiung da ist, bleibt zunächst, als Erbe von Jahrhunderten, der gesellschaftliche Abstand zwischen Stadt und Land bestehen.

Die Geschichtswissenschaft hat die Linien dieser Entwicklung aufgedeckt. Wollen wir aber den deutschen Bauer sehen, wie er in jenen Zeiten leibt und lebt, und die persönliche Einstellung der einzelnen Stände zueinander in ihrer Einzelauswirkung erkennen, so sind wir für Deutschland im wesentlichen auf die Dichtungen der Zeit angewiesen, soweit der Bauer in ihnen auftritt. So bemerkenswert diese Zeugnisse für uns sind, so müssen wir uns doch von vornherein darüber klar sein, daß hier vieles übertrieben und einseitig dargestellt wird, zumal die Verfasser des Schrifttums ja ausschließlich dem ritterlichen oder bürgerlichen Stande angehören. Den übermütigen, geckenhaften Bauer, der über seinen Stand hinausstrebt, sehen wir zum erstenmal in den Winterliedern Neidharts von Reuental. Kulturgeschichtlich am wertvollsten ist der Meier Helmbrecht des Wernher von Gartenaere, wenn wir auch annehmen dürfen, daß so traurige Gestalten

[3] Ebenda 64.

Digitized by Google

wie der junge Helmbrecht die Ausnahme und nicht die Regel bildeten. Aber nur mit Vorsicht ist als Geschichtsquelle zu werten der „Ring" des Heinrich Wittenweiler, eines bürgerlichen Edelmanns aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, das erste komische Heldenepos in Deutschland. Für den Bürger und Edelmann jener Zeit kommt als Held eben nur der dumme, tölpelhafte und rohe Bauer in Frage. Außerordentlich wichtig ist uns aber eine Stelle des Epos (V. 42 ff.):

Doch vernempt mich, welt ir, eben!
Er ist ein gpaur in meinem muot.
Der unrecht lept und läppisch tuot.
Nicht ener, der aus weisem gfert
Sich mit trewer arbait nert:
Wan der ist mir in den augen
Sälich vil, daz schült ir glauben.

Also, ausdrücklich wird festgestellt: als „Bauer" wird nicht der bezeichnet, der sich durch redliche Arbeit nährt, sondern nur, wer unrichtig lebt und sich läppisch benimmt; „Bauer" ist ein Schimpfwort geworden. Das ganze bürgerliche Schrifttum hat nur Hohn und Spott für den Bauer übrig. Ihm gerecht zu werden, bemüht sich allenfalls Hans Sachs. Im ganzen sind seine Bauernschilderungen wirklichkeitstreu, und in der Fabel vom Zipperlein und der Spinne wird dem Bauer sogar ein hohes Lob zuteil, aber ganz frei vom Überlegenheitsgefühl des Städters gegenüber dem Bauer ist er doch nicht. Besonders stark zeigt sich dies in seinem Fastnachtsspiel „Der Roßdieb von Fünfing", und in den „Ungleichen Kindern Eve" werden unter den Nachkommen der schlimmen Kinder Evas, die „hart und armutselig leut" auf Erden werden sollen, an erster Stelle die Bauern genannt.

Ein einseitiges Bild muß dieses Schrifttum auch schon deswegen ergeben, weil es keineswegs das gesamte deutsche Bauerntum umfaßt. Noch heute haben wir in Westfalen, Braunschweig, Hannover und Oldenburg, dann auch in Altbayern, Franken, dem östlichen Württemberg und im Schwarzwald einen Bauernstand, der durchaus nicht so aussieht, als sei er jahrhundertelang gedrückt gewesen, sondern vielmehr den Eindruck macht, als habe er seine alte stolze Art in durchgehender Linie von den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart festgehalten. Diese „Prachtexemplare deutschen Bauerntums", wie Wilhelm Heinrich Riehl sie nennt, sind an erster Stelle die Hofbauern. Der klassische Hofbauer lebt im alten Sachsenlande. „Man kann es wohl verstehen, wenn sich der niedersächsische Bauer wie ein kleiner König fühlt im eigenen Reich. Ganz besonders gilt das von den großen „einstelligen Höfen", die abseits von geschlossenen Dörfern für sich allein, umrauscht von einem Kranze mächtiger Eichen, inmitten weiter Heide oder unwegsamen Fuhrenwaldes versteckt liegen. Gewöhnlich fließt ein Bach in ihrer Nähe vorbei, an dessen Ufer saftige Weiden prangen, und soweit das Auge reicht, gehört alles in der Umgebung, Feld und Wald und Heide, zum Hofe[4]." Ähnlich äußert sich Rosegger über den steirischen Bauer[5].

[4] W. Bomann, Bäuerliches Hauswesen und Tagewerk im alten Niedersachsen. 63.
[5] Vgl. meine Anführung, Oberdeutsche Zeitschrift f. Volkskunde 8, 1934, 40f.

Digitized by Google

Tatsächlich konnten sich auch im alten Niedersachsen zunächst noch Freie in größeren Massen halten[6], und auch späterhin waren sie immer noch verhältnismäßig frei: sie hatten eine freie, nach uraltem Brauch geregelte Gemeindeverfassung, eine eigene Gerichtsbarkeit und nur mäßige Steuern zu zahlen. Im Bauernkrieg sind die Niedersachsen überhaupt nicht aufgestanden, und auch die eigentlichen Bayern sind im ganzen ruhig geblieben, ein Zeichen, daß ihre Lage erträglich war[7]. Sehr gut stimmt dazu das Bild, das Hermann Löns in seinem „Wehrwolf" aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges entwirft, wo wir die unbeugsamen, wehrhaften Bauern sehen, und auch das in Immermanns „Oberhof"; dort spricht der Diakonus aus, „daß der Bauernstand nur einen zweiten ihm ähnlichen hat, den sogenannten alten oder hohen Adel, wo ein solcher nämlich noch wahrhaft besteht". In trotzigem Selbstbewußtsein lehnen diese Bauern jede Einmischung ab. „Für den Städter oder Nichtlandwirt hat der echte Bauer ... im Grunde seines Herzens nur eine tiefe und meistens schweigende Verachtung übrig. Manches Urteil eines Städters über Bauern würde wohl anders ausfallen, wenn die Städter nicht so blind durch die Natur laufen wollten und die Gedanken hinter den Stirnen unserer Bauern zu lesen verständen[8]." An einer einzigen Stelle in der mittelhochdeutschen Literatur klingt dieser Bauernstolz einem andern Stande gegenüber an, in den Worten des alten Helmbrecht an seinen Sohn (Meier Helmbrecht V. 289 ff.):

wan selten im gelinget,
der wider sînen orden ringet.
dîn ordenunge ist der pfluoc.
dû vindest hoveliute genuoc
swelches ende dû kêrest.
dîn laster dû gemêrest,
sun, des swer ich dir bî got:
der rehten hoveliute spot
wirdestû, vil liebez kint.

Da wir also im ganzen aus dem älteren deutschen Schrifttum kein klares und einwandfreies Bild über das Leben der freien und der erst allmählich unfrei werdenden Bauern und ihr Verhältnis zu den anderen Ständen gewinnen können, müssen wir uns zu jenen Geschichten wenden, die für das germanische Bauernleben der ältesten Zeit unsere reinste und vollständigste Quelle sind: zu den isländischen Sagas. Im Jahre 872 beginnt durch den Sieg Harald Schönhaars im Hafrsfjord das Einheitskönigtum in Norwegen. Harald eignet sich alle freien Bauerngüter an und setzt über jeden Gau einen Jarl, der Recht und Gesetz im Lande aufrecht zu erhalten und das Lehngeld und die Abgaben für den König einzuziehen hat: die freien Bauern sind Pächter geworden[9]. Wir haben hier also den Übergang vom altgermanischen Volksstaat zum mittelalterlichen Lehnsstaat, und ob-

[6] Adolf Bartels, Der Bauer in der deutschen Vergangenheit 12.
[7] Ebenda 104.
[8] Darré, a. a. O., 279.
[9] Heimskringla, Haralz saga hárfagra. 6; Egilssaga 4.

Digitized by Google

wohl das Christentum erst unter Haralds Nachfolgern kommt, blickt deutlich das große Vorbild aus dem Süden durch: Karl der Große. Aber gerade die stolzesten und selbstbewußtesten Bauern wollten ihren Nacken dem Einheitskönig nicht beugen. Sie wanderten aus nach Island, und in den zwei folgenden Menschenaltern vollzieht sich die Besiedlung der Insel. Somit sind wir in der Lage, in einzigartiger Weise eine Übergangszeit in allen Einzelheiten zu überblicken: auf Island germanisches Altertum, in Norwegen beginnendes Mittelalter; auf der Insel die freien Hofbauern, im Königsstaat ein Bauerntum, das sich zum Teil unter Haralds christlichen Nachfolgern verzweifelt wehrt, zum Teil aber von vornherein seinen Vorteil ersieht und irgendwie den Anschluß an die Hofkreise sucht, daneben die Entstehung eines „höfischen" Kriegerstandes. Es bildet sich um den König eine ausgewählte Schar von Gefolgsleuten, die sogenannte hirð. Zu diesem Gefolge gehören die Skalden, die ja nur am Fürstenhofe auf eine würdige Entlohnung hoffen können, vor allem aber auch auserlesene Krieger. Die eigentliche Kerntruppe eines Königs besteht häufig aus Berserkern[10]. Alle diese Leute heben sich deutlich vom Bauernstand ab und sind stolz darauf. Das soll nun keineswegs heißen, daß es in Norwegen keine Großbauern mehr gegeben habe. Bei einem Aufgebot des Königs Magnus des Guten wird ausdrücklich erwähnt, daß er neben den Lehnsleuten auch die mächtigen Bauern entbot[11]. Aber Abgaben an den König mußten sie alle bezahlen. Nur die Isländer haben die Aufforderung König Olafs des Heiligen, das gleiche zu tun, rundweg abgeschlagen[12]. Öfters haben die Bauern auch den späteren Königen schwer zu schaffen gemacht, und diese mußten ihnen zuweilen versprechen, ihre alten Rechte wiederherzustellen[13]. Durchgeführt wurde das allerdings nie.

Ein in vollem Umfange freies Bauerntum hielt sich nur auf Island. Wenn die Isländer „Krieger und Bauern, Helden und Alltagsmenschen zugleich" sind, wenn neben ihrer Abenteuerlust eine sich an die Scholle, an den Besitz klammernde Gesinnung steht, so empfinden wir dies allerdings manchmal als einen scharfen Gegensatz[14]. Aber man darf nicht vergessen, daß hier ganz besondere Verhältnisse vorlagen. Diese wehrhaften Bauern sahen sich auf der Insel auf einen engen Raum beschränkt, durch unwegsames Gelände am Verkehr mit den Volksgenossen gehindert, durch das Meer von der Außenwelt abgeschlossen, in einem Staate, der kein Heer hatte, weil er grundsätzlich keine Kriege führte. Da mußte die eine Seite ihres Wesens schließlich brachliegen, und so erklären sich die vielen Fehden im Innern des Landes, die zahlreichen Auslandsreisen, die fast alle Isländer in jüngeren Jahren unternehmen, als Kaufleute, als Wikinger oder auch vorübergehend als Gefolgsleute eines Fürsten. Wohl aber gab es,

[10] Lily Weiser, Altgermanische Jünglingsweihen und Männerbünde (Bausteine zur Volkskunde und Religionswissenschaft, Heft 1), 44.

[11] Heimskringla, Magnús saga góða 19.

[12] Óláfs saga helga 25.

[13] Magnús saga góða 15; Haralz saga harðráða 43; Hákonar saga góða 1; Óláfs saga helga 37.

[14] Meißner in der Einleitung zu Thule 6, 12.

Digitized by Google

besonders unter den älteren Siedlern, Leute, die dem Fürstendienst völlig abgeneigt waren. Der Musterlandwirt Skallagrim, dessen Kraft und Stärke den folgenden Geschlechtern als übermenschlich erscheint, muß erleben, daß sein Bruder Thorolf im Dienste Haralds zu den höchsten Ehren steigt, dann aber durch Verleumder in Ungnade fällt und schließlich von Königsmannen niedergehauen wird. Sehr gegen seinen Willen geht sein Sohn Thorolf in die Dienste König Eiriks. Der König, der Skallagrims fürstenfeindliche Einstellung kennt, sucht ihn dadurch zu versöhnen, daß er dem nach Hause reisenden Sohn ein Ehrengeschenk für den Vater mitgibt, eine kostbare Axt, groß und vergoldet, am Schafte mit Silber umwunden. Skallagrim nimmt die Axt, betrachtet sie eine Zeitlang schweigend und legt sie beiseite. Als er im Herbst zwei Ochsen schlachtet, läßt er sie mit gekreuzten Hälsen einander gegenüberstehen, richtet unter ihren Hälsen eine ziemlich große viereckige Steinplatte auf, holt die Axt und haut damit den beiden Ochsen mit einem Streiche die Köpfe ab. Die Axt prallt auf den Stein, die Scheide bricht aus, und der Stahl wird rissig. Nun stößt Skallagrim die Axt in den Türbalken der Küche und läßt sie den Winter über dort stecken, so daß sie verrostet und der Schaft geschwärzt wird. Als Thorolf wieder abreist, übergibt ihm sein Vater das Königsgeschenk mit der Weisung, es dem Spender zurückzubringen. Der weltgewandte Thorolf hat allerdings Takt genug, dem Vater zwar nichts zu erwidern, aber auf der Fahrt wirft er die Axt ins Meer[15]. Man glaubt einen alten Bauer unserer Tage zu sehen, der aus der Stadt ein „feines" Geschenk erhält, etwa seidene Hosenträger. Er zieht sie eines Tages an und geht damit aufs Feld, dort bückt er sich einmal, und die Hosenträger zerreißen. Da wirft er den „Schund" verächtlich weg.

Egil, der andere Sohn Skallagrims, ist zwar mehr Skalde und Wiking als Bauer; erst im Alter bleibt er auf seinem isländischen Gehöft sitzen. Aber jederzeit bewahrt er seinen stolzen Bauerncharakter, auch im Verkehr mit Fürsten. Als ihm König Adalstein zum Dank für seine Tapferkeit in der Schlacht auf der Winheide Ehrengeschenke überreicht, empfängt er sie mit der Würde eines Mannes, der weiß, was er verdient hat und was ihm zukommt. Irgendwie abhängig fühlt er sich dadurch nicht. Aber gerade in der Geschichte von Egil ertönt zum ersten Male das Wort „Bauer" am Königshofe in verächtlichem Sinn. Egil lebt in grimmiger Feindschaft mit König Eirik, dem er alle Schmach angetan, sogar einen Sohn getötet hat. Eines Tages fällt er bei einer Notlandung an der englischen Küste Eirik in die Hände. Egils Freund Arinbjörn, der zum Gefolge König Eiriks gehört und dessen Bemühungen es Egil im wesentlichen zu verdanken hat, daß er mit dem Leben davonkommt, sagt unter anderm zum König: „Kein Mensch wird Eirik deshalb einen mächtigeren Mann nennen, weil er einen ausländischen Bauernsohn (bóndason) erschlug, der sich in seine Gewalt ergab."[16] Arinbjörn verachtet Egil ganz gewiß nicht, aber er glaubt, den König milde stimmen zu können, wenn er ihm gegenüber verächtlich von

[15] Egilssaga 38.
[16] Ebenda 60.

Digitized by Google

dem „Bondensohn" spricht (altisländisch bóndi ist „Bauer" im guten Sinne unserer Gegenwart).

Den Stolz der Berufskrieger dem Bauernstand gegenüber kennzeichnet trefflich eine Geschichte aus der Eyrbyggjasaga. Der Isländer Vermund erbittet sich von dem norwegischen Jarl Hakon dessen beide Berserker als Geschenk, denn sie könnten ihm bei seinen vielen Fehden auf Island von großem Nutzen sein. Der Jarl meint: „Es geht über die Kraft der meisten Bauernsöhne, die Berserker in Zucht und Gehorsam zu halten," aber er gibt dem Drängen Vermunds schließlich nach. Die Berserker murren, daß sie einem Bauer folgen sollen, lassen sich jedoch endlich dazu überreden. Auf Island zeigen sie sich sehr wiederspenstig und lehnen es entrüstet ab, Hofarbeit zu tun. Vermund bekommt allmählich Angst vor ihnen und bietet sie seinem Freunde Styr an. So unwillig die Berserker anfangs darüber sind, daß sie, die stolzen Krieger, wie eine Ware von Hand zu Hand gehen sollen, ändern sie doch ihre Gesinnung, nachdem sie Styr gesehen haben: er gefalle ihnen, er sehe „tüchtig und häuptlingsmäßig" (vel ok höfdingliga) aus. Einer der Berserker bittet dann um die Hand von Styrs Tochter mit der Begründung: „Unsere Unterstützung soll deine Häuptlingsschaft mehr stärken, als wenn du deine Tochter dem mächtigsten Bauer (bónda) im Breidafjord verheiratest." Immer wieder erscheint in diesen Reden der Bauer als das Minderwertige. Zuletzt gelingt es Styr, die beiden durch einen hinterlistigen Anschlag zu beseitigen[17].

In Norwegen selbst vergrößert sich der Abstand zwischen Bauer und Krieger sehr rasch. Der Wiking Ivar lebt zusammen mit seinem Bruder Hreidar. Dieser verrichtet alle Arbeit im Hause, Ivar aber geht jeden Sommer auf Wikingfahrt, und wenn er im Winter selbzehnt oder selbzwölft nach Hause zurückkommt, dann müssen ihnen alle dienen, die zugegen sind[18]. Da brauchen wir uns nicht mehr zu wundern, wenn Olaf Tryggvason die aufständischen Bauern von Thrandheim nicht gerade freundlich benennt: er habe sich schon gegen größere Übermacht schlagen müssen als gegen diese Bauernkerle (þorpara, „Dörper", woraus „Tölpel" entstanden ist)[19].

Für uns taucht nun die Frage auf: Hat sich das Überlegenheitsgefühl der Krieger erst in jenen Zeiten gebildet, oder war es schon früher irgendwie vorhanden? Für die Zeit des Tacitus dürfen wir eine scharfe Trennung in Kriegerstand und Bauernstand noch nicht annehmen, und doch blicken in der Germania die Ansätze dazu schon durch. Im 13. Kapitel redet der römische Schriftsteller von der zahlreichen Schar auserlesener junger Männer (magnus et electorum iuvenum globus), die der Gefolgsherr um sich hat. Man denkt an die Isländer der Sagas, die häufig in jungen Jahren einem fürstlichen Gefolge angehören, um dann später nach Island zurückzukehren und sich einen Hausstand zu gründen[20]. In den beiden

[17] Eyrbyggjasaga 28; vgl. auch Heiðarvígjasaga 1 ff.

[18] Víga-Glums saga 2. 3.

[19] Laxdoelasaga 40.

[20] Vgl. das zu griech. τέκνον gehörige ahd. degan „Degen", eigentlich „junger Mann".

Digitized by Google

folgenden Kapiteln redet dann Tacitus davon, daß diese Leute die bäuerliche Arbeit verschmähen, ja geradezu verachten. Es ist dies die oft angeführte Stelle von den auf der Bärenhaut liegenden Germanen, die man meistens fälschlich verallgemeinert hat, ohne zu beachten, daß sie in den Abschnitt über das Gefolgswesen gehört. Wenn Tacitus (Kap. 15) sagt, daß gerade die Tapfersten und Kriegstüchtigsten keine Arbeit verrichten (fortissimus quisque ac bellicosissimus nihil agens), so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß jene Kerntruppe gemeint ist. Da ausdrücklich von jungen Männern geredet wird, darf man wohl annehmen, daß die meisten später nach Hause zurückgekehrt sind, um zu heiraten und ihrem bäuerlichen Berufe obzuliegen. Und noch ein weiteres wird klar: diese jungen Leute, die immer um die Person des Führers waren und besonders in kriegerischen Zeiten eine wichtige Rolle spielten, bildeten ganz von selbst somit eine Art Oberschicht, und der Kriegeradel, der erst viel später deutlich in Erscheinung tritt, ist also damals schon im Keime vorhanden.

In diesem Zusammenhange sei noch auf ein Götterlied der Edda verwiesen, die Hárbarzljóð. Ein Dichter der nachheidnischen Zeit, für den die Götter nur noch Sagenwesen sind, zeigt uns Odin, den weltgewandten Krieger, den Herrn der vornehmen Gesellschaft, und Thor, den derben, treuherzigen und einfältigen Bauer, im Scheltgespräch. „Ich aß in Ruhe, ehe ich von zu Hause wegging, Heringe und Hafergrütze, davon bin ich noch satt," sagt Tor, und spöttisch ruft ihm Odin zu: „Barfuß stehst du da, im Bettlergewand, nicht einmal deine Hosen hast du an!" Den plumpen Taten, die Thor erzählt, stellt Odin seine eigenen Erlebnisse gegenüber: siegreiche Schlachten und Abenteuer mit Weibern. Die beiden Typen sind absichtlich übertrieben dargestellt, um eine humoristische Dichtung zu schaffen, aber bezeichnend sind sie doch.

Die in Deutschland vom Mittelalter bis in die Gegenwart beobachtete Tatsache, daß der „höhere" Stand vielfach den Bauer verachtet, wird also durch das nordische Schrifttum erhärtet und geklärt. Wir wenden uns nun zu der Klage, die neben dieser Tatsache herläuft, dem Vorwurf, daß der Bauer über seinen Stand hinausstrebe, seine alten Sitten aufgebe, die Mode der höheren Kreise nachahme und sich in übler Weise von ihnen beeinflussen lasse. Auch dazu lassen sich in den isländischen Sagas deutliche Ansätze erkennen. Zunächst ist festzustellen, daß der häufige Verkehr im Ausland, besonders in den norwegischen Hofkreisen, mehrfach auf die Isländer abfärbt, aber durchaus nicht immer im ungünstigen Sinne. Gunnlaug soll auf Thorsteins Wunsch ins Ausland gehen, um sich nach Art guter Männer zu bilden[21]. Als Hrut von Norwegen Abschied nimmt, erklärt König Harald Graumantel, er verstehe sich auf den Umgang mit hochgeborenen Männern[22]. Der von Norwegen nach Island zurückgekehrte Björn tritt großartig auf und kann sich gewandt benehmen, denn er hatte sich nach Art norwegischer Häuptlinge gebildet[23]. Andere aber entwickeln

[21] Gunnlaugssaga 7.
[22] Njalssaga 6.
[23] Eyrbyggjasaga 40.

Digitized by Google

sich im Auslande zu ihren Ungunsten. Gislis Bruder kommt hochmütig nach Island zurück und will in der Wirtschaft nicht mithelfen[24]. Thorkel will in Norwegen Bauholz holen für eine Kirche auf Island, die so groß werden soll wie die König Olafs. Wenn der König darauf erwidert: „Gewiß ist es Hochmut von einem Bauernsohn, wenn er sich mit uns messen will," so ist in diesem Fall die Abfuhr sicher gerechtfertigt[25].

Ein Hauptvorwurf, den man den Bauern macht und der vom Mittelalter an bis in unsere Tage nicht mehr verstummt, ist die Neigung zu Luxus und Modetorheiten. Hier ist es nun tatsächlich schwer, die richtige Grenze zu ziehen. Daß der Bauer, der die Woche über sein Arbeitsgewand von Morgen bis Abend trägt, am Sonntag und bei Festlichkeiten das Recht hat, in seinem Staat daherzukommen und sich daran zu erfreuen, wird man kaum abstreiten können. Ebenso klar ist es wohl, daß gelegentlich Überschreitungen vorkommen. Bartels (a. a. O. 44) sagt über die bäuerliche Mode im Mittelalter: „Wo sich größerer Wohlstand verbreitete, wie in Österreich, drang die Mode auch wohl in die bäuerlichen Kreise. Zunächst wurden ausländische Tuche verwandt; statt der hier und da sogar gesetzlich vorgeschriebenen Farben, Grau (für den Alltag) und Blau (für den Feiertag), wählte man das glänzende Rot, Blau und Grün, auch möglichst viel von verschiedenem Stoff, ließ das Haar wachsen und gar wickeln, um die Locken der Freien nachzuahmen, und trug seidengefütterte und verschnürte Hüte und Kappen. Berühmt ist die Schilderung der Kappe des jungen Helmbrecht, auf der nicht weniger zu sehen war als auf dem Schild des Achilles. Daß die Frauen noch ein übriges taten, sich parfümierten und schminkten, Spiegel an der Seite trugen usw., wird auch berichtet. Doch darf man die Schilderung des bäuerlichen Luxus schwerlich als allgemeingültig annehmen; so sicher eine Tendenz, die Mode mitzumachen, alle Zeit durch alle Stände geht, so gern hat man die hervorstechenden Ausnahmen als die Regel angesehen, sie noch übertrieben und dann über die Verderbnis gejammert ... die Arbeitstracht bleibt, schon aus praktischen Gründen, im wesentlichen dieselbe, beinahe bis auf unsere Zeit." Auch in einer Zeit, wo es dem Bauer bereits schlecht geht, klagt Sebastian Brant in seinem „Narrenschiff" (82. Abschnitt):

Der Zwilch schmeckt ihnen nicht mehr sehr,
Sie wollen keine Joppen mehr;
Es muß sein leydisch und mechelsch Kleid
Und ganz zerhacket und gespreit,
Mit aller Farb, Wild über Wild,
Und auf dem Ärmel ein Guckucksbild.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts, wo der Bauer endgültig frei geworden ist, setzen die Klagen über den bäuerlichen Luxus wieder ein. Rosegger macht allerdings das Zugeständnis, daß er über die Frauen und Mädchen erst gar nicht redet, weil die Eitelkeit zur weiblichen Natur gehöre, nur

[24] Gislasaga 9.
[25] Laxdoelasaga 74.

Digitized by Google

die Geckenhaftigkeit der Bauernburschen gibt ihm Anlaß zur Klage. Sicher hat er damit recht, daß Bartsalbe, Haarpomade und kölnisches Wasser für den Bauernburschen überflüssig sind, aber wir können uns damit trösten, daß Modetorheiten meist von selbst wieder vergehen, und solange die Bauern nichts Schlimmeres tun, können wir immer noch zufrieden sein. In den Sagas tritt an vielen Stellen deutlich zutage, welche Freude die Bauern an bunten Kleidern und schön verzierten Waffen hatten. Besonders auf dem Thing, wo man sich vor den anderen zeigen konnte, trat man gerne prächtig auf, und die schönsten Prunkstücke hatte man sich aus Norwegen mitgebracht. Daß in diesem Punkt das Ausland einen verderblichen Einfluß auf den isländischen Bauer gehabt hätte, läßt sich kaum irgendwo feststellen. Wenn wir gelegentlich von ein paar weiblichen Eifersüchteleien wegen eines feinen Halstuches oder eines schönen Wandteppichs aus dem Ausland hören, so hat das wahrhaftig nichts zu besagen. Dazu kommt, daß gerade die beiden Geschichten, die uns am meisten Pracht und Prunk vorführen, die Laxdoelasaga und die Njalssaga, darin nicht als verläßliche Quellen angeführt werden können. Die uns überlieferten Fassungen sind ziemlich spät und deutlich bereits von den sogenannten Südlandsgeschichten beeinflußt, die zum größten Teil aus Übersetzungen höfischer Dichtungen Frankreichs bestehen. König Hakon Hakonarson (1270—63), der sein Land mit Gewalt modern machen wollte, glaubte auf diese Weise das höfische Rittertum auf den Norden übertragen zu können. Daß der Schwulst im wesentlichen auf die Literatur beschränkt blieb und das nordgermanische Wesen im Innern nicht berührt hat, ist ja noch ein Glück.

Im „Meier Helmbrecht" wird gelegentlich über die Ausbildung des Trinkwesens geredet, das die bäuerlichen „Ritter" mit Wonne übernehmen (V. 985 ff.):

daz sint nû hovellîchiu dinc:
trinkâ, herre, trinkâ trinc!
trinc daz ûz, sô trink ich daz!

Im Norden bleibt der „Comment" völlig auf Norwegen beschränkt[26], ebenso der freiere Verkehr mit Frauen[27]. Eine einzige Ausnahme bringt uns die Hallfreðarsaga (Kap. 9). Kolfinna, Hallfreds Jugendgeliebte, ist mit einigen Frauen auf dem Sennhaus. Der (nicht bäuerlich veranlagte) Skalde Hallfred, der gerade aus Schweden zurückgekehrt ist, wo er geheiratet hat, kommt zufällig mit seinen Leuten dorthin. Er selber schläft nun bei Kolfinna, und auch jeder seiner Gefährten bekommt sein Weib für die Nacht. Da aber dieses heikle Abenteuer in isländischer Sagadarstellung kaum ein Gegenstück findet[28], kommt es für eine Wertung der allgemeinen Zustände nicht in Frage.

Es ist scharf zu betonen, daß es sich da, wo die Beeinflussung eines Isländers durch ausländische Einflüsse getadelt wird, jeweils um charakter-

[26] Vgl. dazu meinen Aufsatz: Gemeinschaftsleben und Geselligkeit im alten Island und im deutschen Bauerntum, Niederd. Zeitschr. f. Volkskunde 12, 1934, 202.

[27] Ebenda 205 f.

[28] Vgl. Felix Niedner in der Einleitung zu Thule 9, 17.

Digitized by Google

lich minderwertige Personen handelt, die eben überall vorkommen können. Man denkt an den Sohn Eleseus des Bauers Isaak in Knut Hamsuns „Segen der Erde", der, obwohl von bester bäuerlicher Abstammung, völlig aus der Art geschlagen ist, schließlich nach Amerika geht und dort verkommt. Und dies bringt uns noch einmal auf den Gegensatz zwischen Stadt und Land. Der Stolz des fürstlichen Kriegers hatte, wenn er mit der Zeit auch in Hochmut ausartete, immerhin zunächst eine gewisse Berechtigung, und da sehen wir mit Staunen, daß das städtische Bürgertum, sobald es sich richtig entwickelt hat, mit einer viel größeren Verachtung auf den Bauer herabsieht, als es je von seiten der Ritter geschehen ist. Worauf war denn das Bürgertum so stolz? Man kann den Gedanken nicht von sich weisen, daß der Bürger in jenen ersten Zeiten etwas vom Emporkömmling an sich hat, der ja immer den Abstand nach unten schärfer betont als einer, der seit vielen Geschlechtern einer vornehmen Familie angehört. Schließlich gründete sich aber der städtische Hochmut auf die sogenannte „Bildung", und man war ängstlich bestrebt, diese für sich allein zu pachten und vom Bauer möglichst fern zu halten. Wenn der Bauer dann dem vornehmen Städter wenigstens in Kleidung und Lebensweise gleichzukommen trachtete, jammerte man über den bäuerlichen Dünkel. Dabei handelte es sich in erster Linie um diejenigen Bauern, die mit der Stadt in Berührung kamen, wie ja auch heute die Bauern in nächster Nähe einer Stadt den verderblichen Einflüssen am meisten ausgesetzt sind, und diese Gefahr hat sich durch die Verkehrsentwicklung natürlich gesteigert. Wenn heute einmal ein Abkömmling aus gutem altem Bauerngeschlecht auf die schiefe Ebene gerät, handelt es sich eben um eine jener Ausnahmen, die, wie wir gesehen haben, immer einmal vorkommen können. Sehr zu Unrecht hat daher der Städter seine Verachtung ohne weiteres auf den ganzen Bauernstand ausgedehnt, wohl auch deswegen, weil er meistens die echten Bauern nicht kennt, und die Klagen, die in den letzten Jahrzehnten über die Verderbnis der Bauern aus der Stadt gekommen sind, waren deshalb sehr oft nicht gerechtfertigt. Um den Bauernstand wieder in die Höhe zu bringen, mußte man das Übel an der Wurzel anfassen, und das hat erst unser neuer Staat getan. So notwendig das Bauerntum wirtschaftliche Hilfe brauchte, wichtiger war zunächst die Wiederherstellung seiner Ehre, und heute ist es nun endlich so weit, daß das Wort „Bauer", das seit Jahrhunderten im Munde der anderen Stände ein Schimpfwort geworden war, wieder ein Ehrenname ist, den nur der führen darf, dem er zukommt und der sich dessen würdig erweist.

Digitized by Google

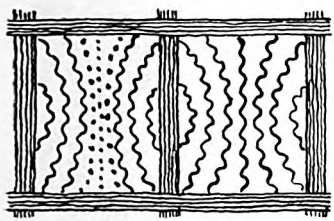
Kratzputz im badischen Frankenland.

Von Heiner Heimberger, Neunkirchen.

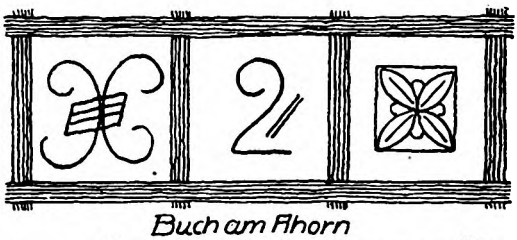
Wer heute in den Bauernhäusern nach den Erzeugnissen der alten Volkskunst sucht, der findet meist zu seiner schmerzlichen Enttäuschung von dem Inventar der Großväterzeit kaum noch bemerkenswerte Stücke. Dafür sind die Stuben gefüllt mit städtischer Massenware, wie sie von den Dorfbewohnern während der Dienstzeit oder der Lehrjahre in der Stadt kennen gelernt und als höchst erstrebenswert empfunden wurde. Und die alte Einrichtung des Bauernhauses? Es zeugt weder von Überlieferungstreue noch von Standesbewußtsein, wenn heute die bemalte Hochzeitstruhe der Urgroßmutter als Futterkiste im Stall steht, oder wenn der Jude die schöne alte Kastenuhr als Anzahlung auf eine moderne Standuhr — womöglich mit Westminsterschlag — vom Hofe schleppen konnte. Dieser Niedergang in geschmacklicher Hinsicht kam nicht von ungefähr, er ist eine Begleiterscheinung des Zerfalls der bäuerlichen Gemeinschaftskultur, der einsetzte, als die Zeit der „Aufklärung" auch für das Land angebrochen war. Nun auf einmal fühlte sich der Bauer eingeengt durch den schlichten Lebenskreis seiner Vorfahren und statt ihn in stolzer, sicherer Selbstgenügsamkeit und im Bewußtsein der Eigenart und des Eigenwertes zur Welt zu erweitern, schielte der Bauer sehnsüchtig nach den städtischen Kulturssegnungen und suchte sie seinem Heim zuzuführen. Wollte das ländliche Handwerk — der Hauptträger der Volkskunst — lebensfähig bleiben, so war es gezwungen, die Geschmacksänderung seines bäuerlichen Kunden mitzumachen.

Was von der alten Volkskunst dieser Zeiten überlebte und weitergeübt worden war, das zerbröckelte seit dem Weltkriege durch die nun einsetzende wirtschaftliche und seelische Not. Aus Billigkeitsgründen konnte sich der Handwerker gar nicht mehr die Zeit nehmen, auf seine Arbeiten die Werkfreude und Liebe zu verwenden, die zur Vollendung des Ganzen eben jene spielerische Ausschmückung dazu gibt, die sein und des Bestellers Schmuckbedürfnis befriedigt und die Volkskunst ausmacht. Damit sei jedoch durchaus nicht gesagt, daß die alte Volkskunst sich wieder belebt und entfaltet, wenn nun durch die wirtschaftliche Wiedergesundung und Sicherheit ihrer beiden Träger, des Handwerks als dem Erzeuger, des Bauern als dem Verbraucher, wenigstens die materiellen Voraussetzungen dafür gegeben sind! Vielmehr muß es dem Bauern selbst klar werden, daß er durch seine Erneuerungssucht das ganze Dorf zum Zerrbild städtischer Lebensgewohn-

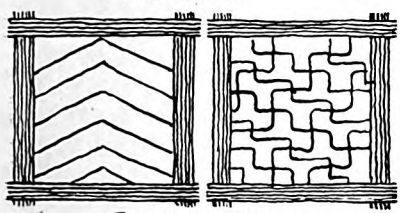
Digitized by Google



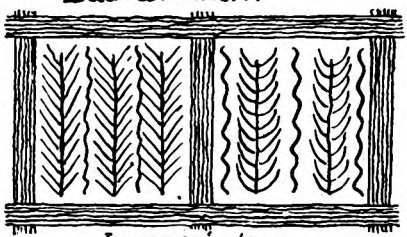
Hirschlanden



Buch am Ahorn

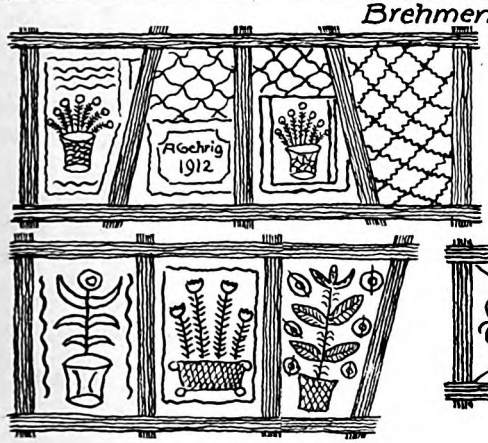


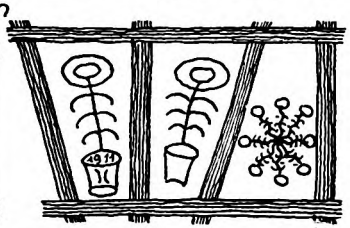
Buch am Ahorn



Lengenrieden

Brehmen





Gissigheim

heiten und Moden gemacht hat. Diese Erkenntnis allein wird den Bauernstand zum Kurswechsel veranlassen, wird die stockenden Lebenssäfte im Volkskörper wieder zum Fließen bringen und die Möglichkeit der Wiedergeburt einer gesunden deutschen Bauernkultur schaffen.

Der Wert der Erzeugnisse des Volkskunstschaffens als Ausdruck der Kultur des zweitgrößten Standes unseres Volkes wurde leider erst sehr spät erkannt. Seitdem aber füllen sich die Heimatmuseen mit viel wertvollem und aufschlußbringendem Gut, das vor dem bäuerlichen „Bildersturm" gerettet werden konnte. Vornehmlich diese Sammlungen sind heute die Fundgruben für den Volkskunstforscher. Doch hat er auch jetzt noch — wenn auch nur selten — die Möglichkeit, aus der lebensfrischen Wirklichkeit des Volkes zu schöpfen. So lebt noch heute einer jener uralten Überlieferungsreihen der Volkskunst in einem Winkel unserer Heimat. Es handelt sich hierbei um Zeichnungen, die in den Verputz der Fachwerkwände von Wohnhäusern und Scheuern hineingekratzt sind und daher im Volkskunstschrifttum mit „Kratzbutz" bezeichnet werden. Volkstümlich ist diese Namengebung jedoch nicht, denn die Hersteller der Kratzmuster verstehen unter „Kratzputz" eine jener vielen modernen Verputzarten, die nichts mit diesen Zeichnungen zu tun hat. Eine allgemeine Benennung kennen sie nicht, da und dort bezeichnen sie die Verzierungen mit „Blümli".

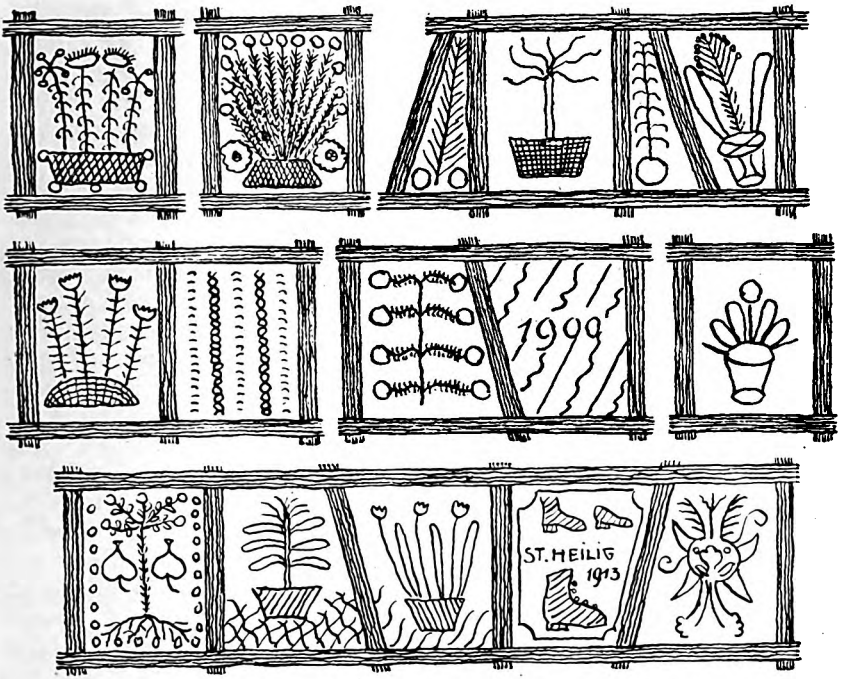
Das hier behandelte Gebiet des Kratzputzes umfaßt die südöstliche Ecke des badischen Frankenlandes: das Bauland, das im Osten von der Tauber und im Süden von der Jagst begrenzt wird. Im Norden geht das Vorkommen über die Linie Buchen — Hardheim — Königheim nicht hinaus, im Westen jedoch deuten Reste in einzelnen Orten des Schefflenz- und Seckachtales (Adelsheim und Roigheim) darauf hin, daß diese eigenartige Verputzart früher auch in dem Gebiet gegen den Neckar zu vorgeherrscht hat. Heute bildet die Linie Winzenhofen a. Jagst — Merchingen — Buchen die Grenze. In Süddeutschland ist Kratzputz bis jetzt noch nicht festgestellt in Hessen[1] und in den Haßbergen[2]. Es ist jedoch nicht Aufgabe dieser Abhandlung, Vergleiche zwischen den einzelnen Fällen zu ziehen, sondern lediglich den in 36 Baulanddörfern gesammelten Stoff rein sachlich zu betrachten.

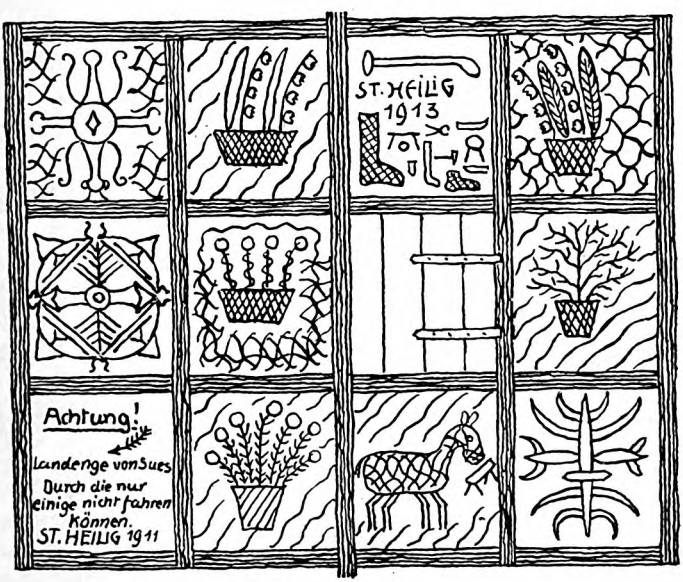
Voraussetzung für den Kratzputz ist der Fachwerkbau. Die Zimmermannsarbeit des Bauländer Bauernhauses ist rein konstruktiv. Ohne Verzierung ordnet sie sich zu einem Gerippe von Pfosten, Streben, Pfetten und Riegeln, das die Wände in einzelne Felder aufteilt. Die Ausfüllung dieser Fache geschah früher in der Hauptsache durch Stückhölzer, die mit Wickeln aus Lehm und Langstroh gedichtet wurden, oder durch mit Lehm ausgeschlagene Flechtwerkswände. Darüber kam ein Glattstrich aus Lehm, der mit Kammstrichmuster verziert wurde. Heute werden die Fache meist mit Backsteinen ausgemauert und zwar etwas zurückgesetzt, so daß der Putz bündig mit der Außenfläche des Fachwerks liegt. Als Grundstoffe des

[1] Hahm, Deutsche Volkskunst, Verlag Deutsche Buchgemeinschaft, Berlin, 1928, S. 73.

[2] Dünninger, Dr. J., „Kratzputz in den Dörfern der Haßberge", Fränkische Monatshefte, 1931, Heft 12, S. 347 ff.

Digitized by Google





Gissigheim

Digitized by Google

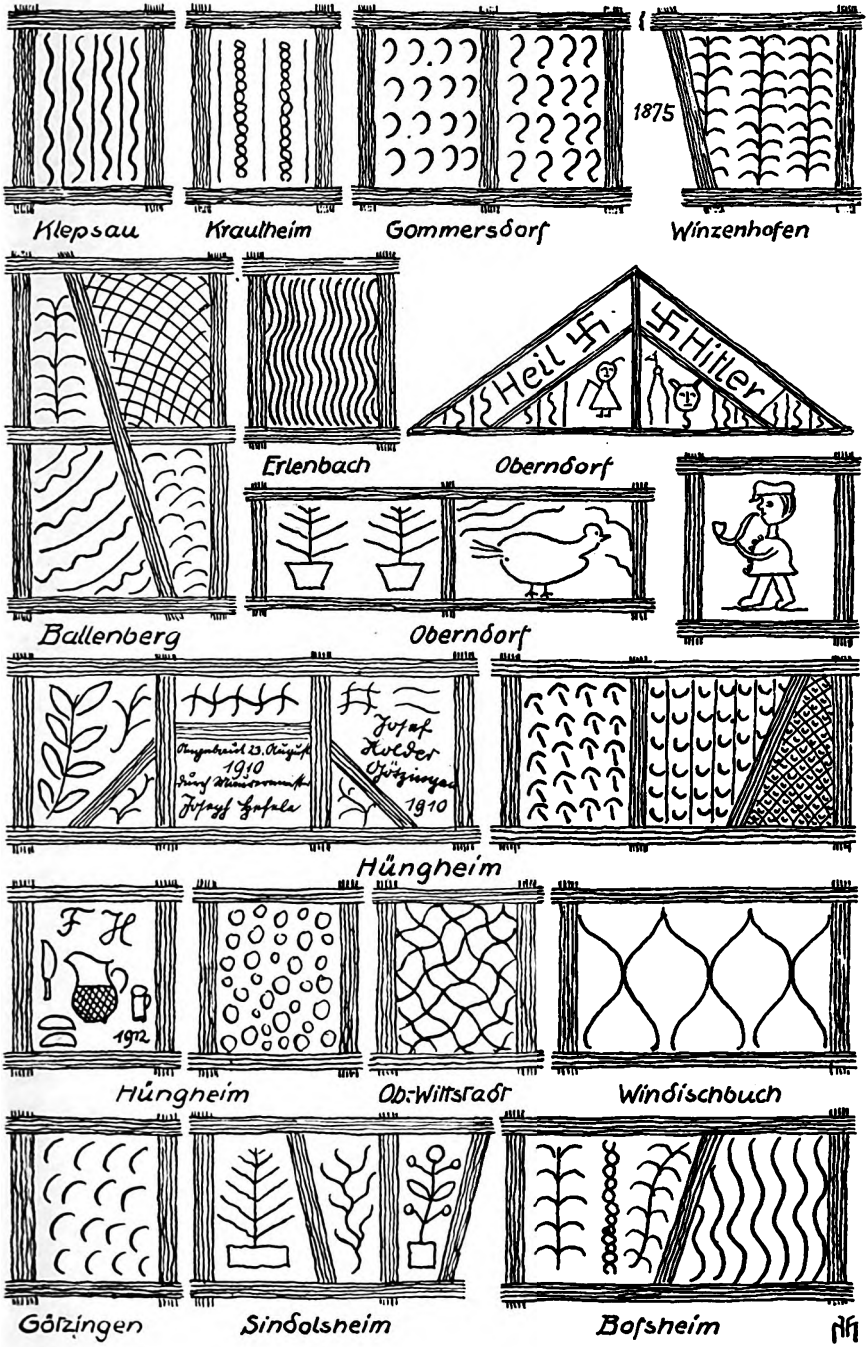
Verputzes werden heute wie in früheren Zeiten, der Billigkeit halber, die heimischen Werkstoffe verwendet: der erdige Grubensand und der Luftkalk. Da jedoch der daraus bereitete Kalkmörtel bei unsachgemäßer Mischung und Verarbeitung Schwindrisse bekommt, sucht der Maurer diesen Übelstand schon im voraus dadurch zu verhindern, daß er in die bestochenen und mit der Kelle geglätteten oder auch abgescheibten Fache vor dem Abbinden Linien hineinreißt. So lautet wenigstens die Erklärung der Maurer auf die Frage nach dem Zweck des Kratzputzes. Daß die Zeichnungen zugleich die Aufgabe erfüllen, die Flächen zwischen dem Gerippe der schlichten Holzkonstruktion des Wohnhauses und der Scheuer zu schmücken und ausdrucksvoller zu gestalten, das ist eine unausgesprochene Selbstverständlichkeit.

Das Bestechen der Flächen besorgt der Geselle, sie zu bemustern bleibt dem Meister vorbehalten. Als Werkzeug hierzu benutzt er, was er gerade an Geeignetem zur Hand hat: das Kelleneck, einen Nagel, das Zimmermannsblei oder das Fugeisen. Durch die Armlichkeit dieser Hilfsmittel wird die Schöpfergabe des einzelnen Volkskünstlers noch unterstrichen. Dazu kommt, daß der weiche „Speis" jeder Augenblickslaune der zeichnenden Hand gehorcht und zugleich den Stempel der Haltbarkeit in sich trägt.

Betrachtet man die einzelnen Muster der großen Bilderbogen auf den Hauswänden, so läßt sich vor allem die ausgesprochene Neigung erkennen, die Zeichnungen zu vereinfachen und zu wiederholen. Unnötig zu betonen, daß dies von den Handwerkern völlig unbewußt geschieht. Dies ist vielmehr ein uraltes Wesensmerkmal, das schon deutlich bei den naiven Höhlenmalereien der Urvölker zum Ausdruck kommt und heute auch dort noch in Erscheinung tritt, wo die Überschicht der Kultur fehlt, z. B. bei den Zeichnungen der Kinder. Gerade in dieser Hinsicht sind die Kratzmuster doppelt beachtenswert, denn in ihrer Ornamentik sind sie in den tiefsten Grundschichten der menschlichen Entwicklung verankert.

Die Vielfalt der Formen ist groß. Allein schon die aus den einfachsten Formelementen, der Geraden, der Wellenlinie und des Bogens zusammengesetzten Muster beweisen eine erstaunliche Kombinationsfähigkeit der einzelnen Meister. Diese Muster sind die häufigsten und über das ganze Bauländer Kratzputzgebiet verbreitet. Im Jagsttal und in dessen Hinterland fertigen sie die Maurer Möhler in Winzenhofen und Erlenbach, in Hüngheim und Umgebung die drei Brüder Hefele, ein junger Meister in Assamstadt, ebenso in Heckfeld. Auch die Maurer von Hettingen und Götzingen, die in einem Umkreis bis 15 Kilometer schaffen, wenden in der Hauptsache Linienmuster an. Jedoch hat jeder dieser Meister außer diesen allgemeinen Mustern seine eigenen. Inhaltlich gleichen sich alle, denn sie sind durchweg der bäuerlichen Umwelt entnommen, einem in sich ruhenden Lebenskreise, der seit Jahrhunderten in altgeprägten Formen wirkt. Meist werden Zweige und Bäume, Blüten und Blumenstöcke, Hühner und Hühnchen, Pferde und schließlich der Bauer mit seiner Tabakspfeife zum Vorbild genommen. Auch der Volkswitz findet hin und wieder im Kratzputz bildlichen Ausdruck: Ein Bauer, der während des Baues seiner Scheuer den Handwerkern gegenüber mit dem Vesper knauserte, erhielt, ihm zum Ärger und den Dorfgenossen zur Warnung, im Scheunengiebel einen Mostkrug mit Glas, Brotlaib und

Digitized by Google



Klepsau Krautheim Gommersdorf Winzenhofen

Erlenbach Obernsdorf

Ballenberg Obernsdorf

Hüngheim

Hüngheim Ob:Wittstadt Windischbuch

Görzingen Sindolsheim Bofsheim

6

Digitized by Google

Messer eingeritzt. Daß selbst die nationale Erhebung im Kratzputz verewigt wurde, beweist eine mit großen Hakenkreuzen geschmückte Scheuer, die die Inschrift trägt: „Erbaut im Jahre der Freiheit" und ein Giebel, von dem die Worte „Heil Hitler" grüßen! (Blatt 1, Oberndorf.)

Was bei den meisten Erzeugnissen der Volkskunst am stärksten ins Gewicht fällt, immer aber durch die zu starke Betonung des Wortes „Volk" in den Hintergrund gedrängt wird, ist die Begabung des einzelnen Meisters. Dies wird augenfällig bei einem Vergleich der übrigen Bauländer Kratzputzornamentik mit dem Schaffen des in Gissigheim, Amt Tauberbischofsheim, ansässigen Maurermeisters Johann Heilig. Aus seinen Zeichnungen sprudelt eine Fülle von Motiven, es ist kaum ein Gefach, in dem ein Muster wiederkehrt. Er verwendet nicht die althergebrachten und bewährten Formen, sondern schafft in unerschöpflicher Erfindungsgabe und Gestaltungsfreude immer Neues. Dabei sind auch seine Muster völlig auf die Umgebung abgestimmt: „naiv im Bild, grob im Stil" und nie von eines Kunststils modischem Gewese angekränkelt, kurz: bäuerlich. Sein eigenes Wohnhaus ist über und über mit Zeichnungen bedeckt: Rosenstöcke, Blumentöpfe, eigenartige Linienornamente, sogar des Vaters Schusterwerkstatt mit Tisch, Dreibein, Werkzeug und Schuhen erkennt der Beschauer. Da das Haus in eine schmale Gasse des Dorfes hineinragt und sie noch mehr verengt, bildet es für die Heu- und Erntewagen mancher Bauern ein ärgererregendes Verkehrshindernis. Drum sorgte der Meister für den Spott und kratzte den Spruch in den Putz: „Achtung! Landenge von Sues, durch die nur einige nicht fahren können".

Abgesehen von solchen Selbsterfindungen stammen viele, besonders die einfacheren Bauländer Kratzmuster, sicherlich aus der Überlieferung. Bei ihrer Würdigung und dem Versuch, sie zu deuten, zieht man leicht Fehlschlüsse. Immerhin könnte sich hinter den in der Bauernkunst so beliebten Blumenstöcken der uralte Lebensbaum verbergen. Da sogar hin und wieder das Sinnbild des Sonnenrades angewendet wird, so liegt die Vermutung nahe, daß diese Heilszeichen ursprünglich vielleicht bewußt als Sinnbilder auf die Hauswände geritzt wurden. Später freilich hatten sie jeden tieferen Sinn verloren und waren zum bloßen Linienspiel geworden.

Der Bauer selbst steht im allgemeinen dem Kratzputz völlig gleichgültig gegenüber; seine Bindung an die althergebrachte Sitte ist nur noch lose, sie besteht vielfach nur noch im Gewährenlassen des Maurers. Es ist also keineswegs so, daß der Maurer in bezug auf die Kratzmuster an irgendeinen Auftrag seines Arbeitgebers, des Bauern, gebunden wäre, er schafft frei. „Früher war es viel gemütlicher, da hatte der Bauer noch Geld und wir Maurer noch Zeit für so etwas!", dieser Ausspruch eines alten Handwerkers zeigt deutlich den Wandel der Zeiten.

Digitized by Google

Ein Richtfest in Edingen am Neckar im Gilbhart 1935.

Von Dr. Luise Vogel, Edingen.

Das Haus ist aufgerichtet. Leise regnet es seit heut morgen. Regen bringt Segen. Wir stehen auf dem Bauplatz, die ganze Familie, Groß und Klein. Auch ein paar Leute aus dem Dorf sind dabei. Und wir warten alle, bis die Erdarbeiter, Maurer und Zimmerleute sich versammelt haben. Am Himmel droht eine neue Regenwolke. Aber sie zieht vorüber und wir können mit der Feierstunde beginnen.

Hoch oben auf dem Dachgerüst haben sich inzwischen die Zimmerleute aufgestellt.

Hoch mit der Tanne,
Bier in die Kanne,
Schluck auf den Tisch,
Braten und Fisch,
Der Bauherr ist gut,
Das gibt frohen Mut.

Da haben sie auch schon den Richtbaum heraufgezogen und die Hakenkreuzfahne. Lustig flattern die bunten Taschentücher an dem Maien. Und auch die Fahne trägt ihren Schmuck: Einen Tannenkranz mit farbigen Bändern und bunten Blumen. Sie grüßen das Dorf, grüßen uns alle.

Nun aber tritt der junge Zimmermeister in seiner kleidsamen Tracht allein vor und sagt seinen Richtspruch:

Nach wackrer Arbeit, Müh' und Plagen
Hat nun die Feierstund geschlagen,
Gar stattlich steht zu unsrer Freude
Gerichtet da dies neu Gebäude:

Am Firste grüßt die lieben Gäste
Der Tannenbaum zum Richtefeste,
Und froh und stolz ist jeder heute —
Vorab die Zunft der Zimmerleute!

Digitized by Google

Heut hat von luftig hohem Ort
Der Zimmermann das Weihewort;
Er darf den Neubau zünftig weih'n,
Legt seinen Segen stolz hinein.

Von deutscher Kunst und echter Art
Hat Edingen manches sich bewahrt;
Und so wird auch der Neubau künden:
Hier ist noch Handwerkskunst zu finden!

Seh'n wir auf das, was heut vollbracht,
Das Herz uns froh im Leibe lacht:
Manch Kranken hier in diesen Landen,
Zu aller Nutzen ist's erstanden!

Was Fleiß und Tüchtigkeit erspart,
Das ruht hier fest und wohlverwahrt,
Gibt Segen hundertfältig wieder
Für unser Dorf und seine Glieder.

So laßt mich denn den Neubau weih'n:
Mög Glück und Frieden hier gedeih'n,
Des Richtbaums leuchtendes Tannengrün
Bedeute dem Haus Gedeih'n und Blüh'n!

Unserm lieben Bauherrn ein zünftiges
Holz — Holz — Holz her!
Nun bin ich an der Rede Schluß.
Erhebt die Hand mit mir zum Gruß:
Dem Führer ohne Furcht und Wanken,
Dem wir des Reiches Bau verdanken,
In dessen Geist und stolzer Kraft
Wir alle hier vereint geschafft,
ein herzhaftes Sieg Heil!

Alle Arme heben sich und stimmen in den Ruf ein. Darauf leert der Zimmermeister sein Glas und wirft es hinunter:

Nun Glas zerschmettere am Grunde,
Geweiht sei dieser Bau zur Stunde!

In tausend Scherben zerspringt das Glas.
Jetzt steht der Altgeselle oben:

Das neue Haus ist aufgericht,
Gedeckt, gemauert ist's noch nicht.
Noch können Regen und Sonnenschein
Von oben und überall herein.
Drum bitt ich den Meister der Welt,
Daß er treue Wacht behält.
Daß nicht Blitz noch Feuergefahr
Darüber hereinbrechen mag.

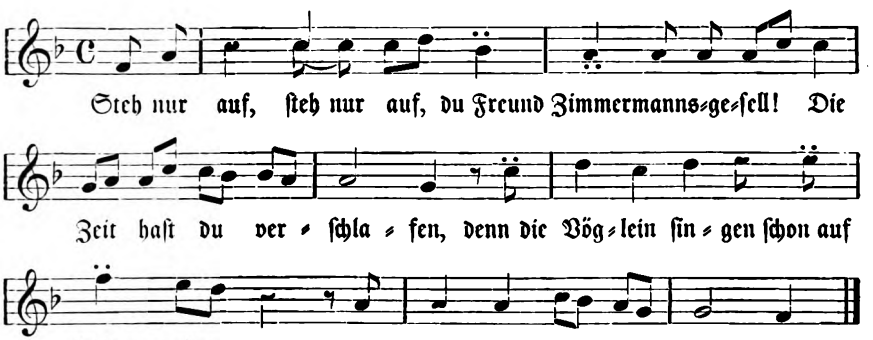
Digitized by Google

So bitt ich Euch alle, die Ihr an diesem Haus mit besten Kräften habt geholfen, daß recht lange Jahre unser lieber Bauherr und dessen Familie glückliche Stunden darin verleben soll.
Daher nehme ich mein Glas in die Hand
Und trinke es aus mit bestem Dank.
Ruft, darum bitte ich Euch, meine lieben Kameraden, unserm lieben Führer und Volkskanzler sowie unserm werten Bauherrn und Familie, daß sie uns wieder Arbeit und Brot verschafft haben, ein kräftiges Sieg Heil!

Als es verklungen, spricht der Bauherr[1] ein paar Worte des Dankes und gibt jedem der Handwerker und Arbeiter einzeln die Hand. Wir sind auf einmal alle wie eine Gemeinschaft. Still ist es ein Weilchen. Allen griff die Feier ans Herz.

Dann aber klettern all die neunzehn Mann, die am Bau mitgeschafft haben, unter Scherzen und Lachen noch einmal hinauf auf den First. Jeder knüpft sich von dem Maien ein Taschentuch los und bindet es sich um den Hals. Im Gänsemarsch geht es nachher ins Dorf. Der älteste Geselle führt ihn nach altem Brauch im Zickzack durch die Straße bis zum Gasthof. Sie singen dazu ihr Zimmermannslied:

Zimmermannslied



Steh nur auf, steh nur auf, du Freund Zimmermannsgesell,
Die Zeit hast du verschlafen;
Denn die Vöglein singen schon auf frischer, grüner Heid,
Frischer, grüner Heid, der Fuhrmann tut schon klatschen.

[1] Dr. med. Lehmann in Edingen.

Digitized by Google

Ei was frag ich, ei was frag ich nach der Vögelein Gesang
und nach des Fuhrmanns Klatschen.
Denn ich bin ein jung frisch Zimmermannsgesell,
muß reisen fremde Straßen.

An dem Rheinstrom, an dem Rheinstrom liegt 'ne wunderschöne Stadt,
Stadt Mannheim soll sie heißen.
Stadt Mannheim ist uns allen wohlbekannt, allen wohlbekannt,
Da wollen wir hinreisen.

Als wir kamen, als wir kamen vor das Heidelberger Tor,
Die Schiltwach täten wir fragen,
Allwo der Zimmerleute Herberge sei, Herberge sei,
Das möchten sie uns sagen.

In der Schiffer, Schifferstraße, in dem Ritter St. Georg
Da sollen wir einkehren.
Da bringen wir ein Gruß nach Handwerksgebrauch, Handwerksgebrauch,
Dem Herbergsvater zu Ehren.

Seid willkommen, seid willkommen, meine lieben Zimmerleut,
Hier steht eine Kanne mit Weine.
Steht euch der Sinn zur Arbeit wohl hin, Arbeit wohl hin,
So schenk ich euch noch eine.

Zu der Arbeit, zu der Arbeit sind wir alle schon bereit,
Und auch die Herbergsschwester,
Allwo die Zimmerleut zünftig sein, zünftig sein,
Da schlägt man dreimal mit dem Zollstab drein.

Das war einmal ein Richtfest, heißt's noch Tage nachher im Dorf. So sollte es bei jedem Neubau sein!

Vgl. die Schilderung eines Richtfestes bei Fehrle, Badische Volkskunde 1, 126 ff.

Digitized by Google

Der Alamannenfürst Chnodomar.

Von **Eugen Fehrle**, Heidelberg.

Franz Rolf Schröder schreibt in seinem Buch „Altgermanische Kulturprobleme" (Berlin 1929), S. 68, über Einflüsse des Orients auf die germanische Kultur und erwähnt unter den „Beziehungen von Germanen zu antiken und orientalischen Kulten" unseren Alamannenfürst Chnodomar: „Ammianus Marcellinus, der Freund Julians Apostata, berichtet uns (XVI. 12, 25): Der Alemannenfürst Chnodomar ... sei lange Zeit in Gallien als Geisel festgehalten, habe dort einige griechische Mysterien kennengelernt und nun seinen Sohn, der in heimischer Sprache Agenarich gerufen sei, Serapion benannt." Schröder fügt hinzu: „Es ist klar, daß solche Männer — und ihre Zahl wird weit größer gewesen sein, als uns die wenigen versprengten Angaben ahnen lassen — auch manchesmal die Vorstellungswelt ihrer Stammesgenossen durch neue Ideen nachhaltig beeinflußt und gewandelt haben werden."

Schröder hat aber die Mitteilung des Ammianus Marcellinus nicht genau gelesen: A. M. berichtet von den Kämpfen zwischen Germanen und Römern am Oberrhein im Jahre 357 n. Chr. Der Hauptgegner der Römer war der Alamannenfürst Chnodomar. Trotz der erbitterten Gegnerschaft spricht der römische Geschichtsschreiber, der selbst als Offizier gegen die Germanen mitkämpfte, mit höchster Achtung von seinem Gegner. Ich gebe die in Betracht kommenden Sätze in der lateinischen Urschrift und in deutscher Übersetzung wieder.

23. Ductabant autem populos omnes pugnaces et saevos, Chnodomarius et Serapio, potestate excelsiores ante alios reges. 24. Et Chnodomarius quidem nefarius belli totius incentor, cuius vertici flammeus torulus aptabatur, anteibat cornu sinistrum, audax et fidus ingenti robore lacertorum, ubi ardor proelii sperabatur, immanis, equo spumante sublimior, erectus in iaculum formidandae vastitatis, armorumque nitore

23. All diese streitbaren und ergrimmten Stämme führten Chnodomar und Serapio, die an Macht andere Könige übertrafen. 24. Und Chnodomar, der verruchte Anstifter des ganzen Krieges, auf dessen Scheitel hellblond ein Haarschopf leuchtete, ging dem linken Flügel voraus, kühn vertrauend auf die gewaltige Kraft der Arme, wo heißes Toben des Kampfes zu erwarten war, über andere erhaben auf schäumendem Rosse, gestützt auf einen Speer von

Digitized by Google

conspicuus, et antea strenuus miles et utilis praeter ceteros ductor. 25. Latus vero dextrum Serapio agebat, etiam tum adultae lanuginis iuvenis, efficacia praecurrens aetatem: Mederichi fratris Chnodomarii filius, hominis quoad vixerat perfidissimi: ideo sic appellatus, quod pater eius diu obsidatus pignore tentus in Galliis, doctusque Graeca quaedam arcana, hunc filium suum, Agenarichum genitali vocabulo dictitatum, ad Serapionis transtulit nomen.

Schrecken erregender Wucht, strahlend im Glanze seiner Waffen, auch früher schon ein wackerer Soldat und vor anderen als Führer tüchtig. 25. Den rechten Flügel aber führte Serapio, damals noch ein Jüngling von sprossendem Flaumbart, aber durch Tatkraft seinen Altersgenossen vorauseilend, ein Sohn des Mederich, des Bruders Chnodomars. Mederich war sein Lebtag ein treuloser Tropf. Sein Sohn war deswegen Serapio genannt, weil der Vater lange in Gallien zum Pfand als Geisel festgehalten war, dort in griechische Geheimkulte eingeweiht wurde und diesen seinen Sohn, der in seiner heimischen Sprache Agenarich hieß, nun Serapio umbenannte.

Die hier geschilderten Kämpfe sind ein kleiner Ausschnitt aus der Auseinandersetzung zwischen dem Germanentum und Rom, oder statt Rom sagen wir vielleicht besser Romania. Damit ist der weite Kulturbereich gemeint, den damals die lateinische Sprache umfaßte: Die Pyrenäenhalbinsel, Gallien, die südlichen Alpenländer und Italien mit seinem Machtbereich im Mittelmeergebiet und südlich davon[1].

Die Römer haben den Alamannenfürsten Mederich als Geisel nach Gallien abgeschleppt, lange dort behalten und versucht, ihn in orientalisch-römische Kultureinflüsse hineinzuziehen und somit zu dem ihrigen zu machen. Vielleicht haben sie gerade diesen Fürsten gewählt, weil sie ihn (nach dem eigenen Zeugnis des Ammianus Marcellinus) für einen treulosen Tropfen angesehen haben. Man darf wohl daraus schließen, daß die Römer in ihrer Verführungspolitik mit klugem Blick und mit Kenntnis der Verhältnisse auswählten. Dort hat Mederich — ob freiwillig oder unter Zwang, wissen wir nicht — seinen Sohn Agenarich umbenannt in Serapio. Aber der Sohn Agenarich war besser als sein Vater. Nach Rückkehr in die Heimat wurde er nicht, wie die Römer wohl glaubten, ein Verfechter der römischen Sache, sondern kämpfte als treuer Sohn seiner Heimat an der Seite seines Onkels Chnodomar gegen seine Unterdrücker. Der Name Serapio, den man ihm in der Fremde aufgehängt hatte, hat ihm die germanische Seele so wenig verdorben wie die orientalisch-griechischen Mysterien, in die man ihn wohl mit dem Vater in der Fremde eingeweiht hatte.

Und nun zu Schröders Bericht und Folgerungen: Es ist nichts davon berichtet, daß Chnodomar in Gefangenschaft war und sich treulos bewies, im Gegenteil, er gehörte zu den zähen Alamannen, die unentwegt in der

[1] Das Wort Romania steht bei Ammianus Marcellinus 16, 11, 7. Vgl. Philolog. Wochenschrift 1925, S. 381 f.

Digitized by Google

Südwestecke des Reiches gegen die römischen Eindringlinge kämpften. Solchen Helden und dieser alamannischen Zähigkeit verdanken wir es, daß das Volkstum in der Südwestecke des Reiches, trotz aller Überfremdungsversuche, seit vielen Jahrhunderten deutsch geblieben ist und deutsch bleiben wird. Die Zähigkeit, mit der damals die Alamannen gegen die Römer kämpften, hat der Alamanne heute noch, im Alltagsleben wie bei jedem Kampf.

Schröder hat diese Nachrichten des römischen Geschichtsschreibers eingereiht unter die Belege für starken Einfluß orientalisch-griechisch-römischer Kulte auf das Germanentum. Ich halte diesen Einfluß nicht für so groß. Es wird im wesentlichen die verstädterte Bevölkerung im Rheinland erfaßt, das germanische Volkstum aber höchstens da und dort oberflächlich berührt haben.

Jedenfalls ist das, was Schröder von Ammianus Marcellinus heranzieht, zu berichtigen und anders zu bewerten. Die Ehre unseres wackeren Alamannenfürsten Chnodomar ist unbefleckt.

Ob die Zahl der ihrem Volkstum untreuen Germanen weit größer gewesen sei, als uns die wenigen versprengten Angaben ahnen lassen, wie Schröder vermutet, möchte ich bezweifeln. Aber wir Deutsche sollten in solchen Fragen, wo es sich um angebliche Entartung unseres Volkstums handelt, derartige Vermutungen gar nicht aussprechen. Denn aus der — ja ganz unbegründeten und durch die hier besprochene Stelle widerlegten — Vermutung machen zu leicht Gegner, die gerne germanisch-deutsche Art in den Schmutz ziehen, eine Behauptung.

Die Ausgabe des Ammianus Marcellinus von Clark muß neu durchgearbeitet und verbessert werden.

Ich habe den Text in dem oben angeführten Stück so gestaltet, wie er mir richtig scheint, und mich nicht an den Text von Clark gehalten.

Digitized by Google

Kuoni von Stockach und sein Narrenprivileg.

Von Dr. Hermann Baier, Karlsruhe.

Von all denen, die über Kuoni von Stockach und die Stockacher Fastnacht schrieben, hatte, wie es scheint, nur Theodor von Liebenau das Bedürfnis, sich zu fragen, was es denn eigentlich mit dem Ahnherrn der Stockacher Fastnachtsfreudigen für eine Bewandtnis habe[1]. Alle andern erzählen von ihm mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der sie von der weißen Dame reden, die dem Prinzen Louis Ferdinand von Preußen vor dem Gefecht bei Saalfeld erschienen sein soll[2].

Kuoni von Stocken oder Stockach — dies ist sein eigentlicher Name, erst Mißverständnisse und Unverstand machten einen Hans Kuoni und Hans Kühne aus ihm — wird heute gewöhnlich mit der Schlacht am Morgarten in Verbindung gebracht. Im Kriegsrat des Herzogs Leopold von Österreich, vor diesem ersten großen Waffengang zwischen Habsburgern und Eidgenossen, soll der herzogliche Hofnarr, eben unser Kuoni, als die Ritter einhellig zum Angriff rieten, auf des Herzogs Frage, wie ihm der Rat gefalle, geantwortet haben, der Rat gefalle ihm nicht; die Herren hätten alle nur geraten, wie man in das Land hinein, nicht aber, wie man wieder herauskomme.

Die erste Erwähnung Kuonis findet sich viel später, als man gewöhnlich annimmt. Die ältesten Nachrichten über die Schlacht am Morgarten nennen ihn nicht. Die Chronik des Minoriten Johann von Winterthur z. B. schreibt lediglich: „Es beschlossen daher die Kriegsleute dieses Heeres einstimmig wie Ein Mann, jene Bauern zu bezwingen und zu demütigen, trotzdem sie von den Bergen wie mit Mauern beschützt seien." (Liebenau, Morgarten, S. 25.) Man sieht aber unschwer, daß diese Darstellung Raum ließ für eine Auffassung, die derjenigen der Kriegsleute nicht entsprach. Damit ist freilich noch nicht gesagt, daß eine solche tatsächlich durch einen

[1] Theodor von Liebenau, Berichte über die Schlacht am Morgarten. Mitteilungen des Historischen Vereins des Kantons Schwyz. 3. Heft (1884), besonders S. 37 f. (künftig kurz als Liebenau, Morgarten bezeichnet). Derselbe, Die Schlacht bei Sempach (1886), besonders S. 446 f. (künftig kurz Liebenau, Sempach genannt).

[2] Vgl. Hans Saring, Prinz Louis Ferdinand als Führer der Avantgarde im Oktober 1806. Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte 45, S. 233—261.

Digitized by Google

Narren zum Ausdruck gebracht wurde. Kuonis und seiner Warnung wird erstmals gedacht in der sog. Berner anonymen Stadtchronik, die nach heutiger Auffassung von dem Berner Stadtschreiber Conrad Justinger kurz vor 1420 verfaßt wurde[3]. Die beiden Berner Bendicht Tschachtlan und Diebold Schilling, die auch sonst in den älteren Teilen ihrer Chroniken völlig von Justinger abhängen, bringen gleich diesem die Erzählung von Kuonis Warnung, desgleichen der Luzerner Melchior Ruß, der wieder auf Tschachtlan fußt, und die 1507 im Druck erschienene Chronik des Luzerners Petermann Etterlin, der unmittelbar auf Justingers anonyme Stadtchronik zurückgeht[4]. Man darf also wohl sagen, die gesamte ältere Überlieferung beruhe mittelbar oder unmittelbar auf Justinger[5].

Diese ältere Überlieferung kennt nur einen Kuoni von Stocken. Wie Heinrich Brennwald, der letzte Propst von Embrach, obwohl er Justinger und Etterlin kannte, dazukam, ihn in seiner Schweizerchronik Jenny von Stocken zu nennen[6], wissen wir nicht. Vielleicht war es ein bloßes Versehen. Kein Mensch hätte wohl so schnell wieder etwas von Jenny von Stocken gehört, wäre nicht Johann Stumpf Brennwalds Schwiegersohn gewesen und Jenny von Stocken nun auch in Stumpfs berühmte Schweizerchronik übergegangen[7]. Nun war die Verwirrung da, und sie wurde nicht geringer, als eine andere Berühmtheit, Gilg Tschudi in seiner Eydgnoßischen Geschichte, bei Cuni von Stocken blieb[8]. Seitdem sprach von Jenny von

[3] Vgl. Historisch-Topographisches Lexikon der Schweiz 4, S. 429. Die Angabe bei Liebenau, Morgarten S. 37, ist unzutreffend. Druck der Warnung bei G. Studer, Die Berner Chronik des Konrad Justinger (1871) S. 341, nach diesem bei Liebenau, Morgarten S. 36 f. In der im amtlichen Auftrage verfaßten jüngeren Chronik Justingers wird zwar ein Narr und seine Warnung (Studer, S. 47, und Liebenau, Morgarten, S. 31), nicht aber der Name des Narren erwähnt. —

[4] Liebenau, Morgarten S. 39—41.

[5] Für Etterlin vgl. Liebenau, Morgarten, S. 41; Druck Etterlins in der Ausgabe von Spreng (1752), S. 39. Aus Diebold Schilling scheint die S. Urbaner Chronik des Sebastian Seemann geschöpft zu haben (vgl. Liebenau, Morgarten, S. 42, und Cisterzienser-Chronik 1897, insbesondere S. 35). Seemann schrieb zwischen 1513 und 1519. Bestimmt auf Schilling zurück geht die Chronik des Werner Schodeler von Bremgarten (1524). (Vgl. Liebenau, Morgarten, S. 43 f.) Ohne den Namen des Narren findet sich die Warnung bei Willibald Pirckheimer (Liebenau, Morgarten, S. 44 f.). —

[6] Liebenau, Morgarten, S. 46. Jetzt ist zu benützen Rudolf Luginbühl, Heinrich Brennwalds Schweizerchronik (Quellen zur Schweizer Geschichte. N. F. I. Abt. Chroniken) 2 Bände. Jenny von Stocken in I, S. 284. Die Chronik ist nach Luginbühl II, S. 614, wohl zwischen 1508 und 1516 entstanden. Darnach sind die Angaben bei Liebenau, Morgarten, S. 45 und Sempach, S. 233, zu berichtigen. —

[7] Liebenau, Morgarten, S. 56 f. Sebastian Münsters 1544 erschienene Cosmographia spricht von Cune von Stocken (Liebenau, Morgarten, S. 54). Kuni heißt er auch bei Hans Füßlin (Liebenau, Morgarten, S. 49), in einer Züricher Chronik von 1536 (Liebenau, Morgarten, S. 50). Sebastian Franck (1539) spricht vom Narren, ohne seinen Namen anzuführen (Liebenau, Morgarten, S. 51). Marx Escher vom Luchs in Zürich hat Cuni von Stocken (Liebenau, Morgarten, S. 59).

[8] Liebenau, Morgarten, S. 62. —

Digitized by Google

Stocken[9], wer es mit Stumpf, von Cuni von Stocken[10], wer es mit Tschudi hielt. Wer sich nicht zu helfen wußte, wie J. J. Rüeger in seiner Chronik der Stadt und Landschaft Schaffhausen, schrieb Jeni (Cüeni) von Stockach (S. 561). Kritiklose Leute verfielen auf den Gedanken, Jenny für den Tauf-, Kuni für den Familiennamen zu halten und von Hans Kuoni oder Hans Kühne[11] von Stockach zu reden und zu schreiben. Auf Einzelheiten kann füglich verzichtet werden.

Nun gibt es aber, woran man zumeist nicht denkt, noch eine Überlieferung, die Kuni von Stockach mit der Schlacht bei Sempach in Verbindung bringt. So bringt Diebold Schilling von Luzern (1512) in der Erzählung über die Schlacht bei Sempach genau die gleiche Warnung des Herzogs durch den Narren — ohne dessen Namen zu nennen —, die andere von Morgarten berichten. Inzwischen war aber die Gestalt Kuonis schon so eng mit der Schlacht am Morgarten verwachsen, daß man ihn nicht noch einmal bei Sempach auftreten lassen durfte. Man erzählte daher die Warnung in anderer Gestalt und nannte den Narren Heini von Uri[12]. Man könnte die Sache auf sich beruhen lassen, wenn sich nicht an der Türe der angeblichen Zelle der Königin Agnes von Ungarn im Kloster Königsfelden eine Figur befunden hätte, die man schon 1480 als Kuni von Stocken bezeichnete[13], und wenn nicht der Humanist Heinrich Bebel in seinen 1509 erstmals erschienenen Facetiae die Erzählung auf die Schlacht bei Sempach bezogen hätte[14]. Das läßt immerhin die Annahme zu, daß es einmal eine Zeit gab, in der man in weiteren Kreisen nicht wußte, ob die Erzählung zu Morgarten oder zu Sempach gehöre.

An dieser Stelle ist nun auf eine Nachricht hinzuweisen, die man früher völlig übersehen hatte, die aber schon deshalb Beachtung verdient, weil sie wohl die früheste Erwähnung Kuonis nach Justinger darstellt. Sie findet sich in Heinrich Wittenwilers Ring, einem Lehrgedicht des 15. Jahrhunderts[15].

[9] So Johann Jakob Grasser in seinem 1625 erschienenen Schweizerischen Heldenbuch und der 1668 erschienene Spiegel der Ehren des Ertzhauses Österreich von Birken (Liebenau, Morgarten, S. 57).

[10] So Christoph Silberysen, Abt von Wettingen (Liebenau, Morgarten, S. 69). Das 1633 verfaßte Verzeichnuß lobwürdiger geschichten und Feldtschlachten, das den Narren Cuni von Stouffen nannte (Liebenau, Morgarten, S. 78), vermochte keine weitere Verwirrung zu stiften.

[11] Die sehr wenig zu Stockach passende Schreibart Hans Kühne scheint auf Kolbs Historisch-statistisch-topographisches Lexikon von Baden (1813/16) zurückzugehen.

[12] Liebenau, Sempach, S. 208 und S. 446 f.

[13] Liebenau, Sempach, S. 447.

[14] Vgl. G. Bebermeyer, Heinrich Bebels Facetien (Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart, Band 276), S. 118. Bebel nennt zwar den Namen des Narren nicht, aber da er den Kriegsrat in Stockach stattfinden läßt, wäre es seltsam, wenn er nicht an Kuoni von Stockach, sondern etwa an Heini von Uri gedacht hätte. Außer bei Bebel findet sich die Erzählung (auf Sempach bezogen) in Zincgrefs Apophthegmata (1626) und in Flögels Geschichte der Hofnarren. Flögel nennt den Narren Jenny von Stocken (S. 267).

[15] Neueste Ausgabe von Edmund Wießner, Heinrich Wittenwilers Ring. Leipzig, Reclam, 1931.

Digitized by Google

Nach dem Ring kam es im Anschluß an Streitigkeiten bei einer Bauernhochzeit zum Krieg zwischen den Orten Lappenhausen und Nissingen. Als die beiden Heere in Sehweite voneinander standen, sprach Kaiser Lechspiß:

„Wer nu ze ritter werden well,
Der mach sich fürher so geswind!"
Des cham da her sam aus eim traum
Perchtold von dem Kerssenpaum,
Ein edelman und fechper gar.
Dar nach so cham geriten dar
Chuoni von Stochach
Und der Tirawätsch hin nach;
Haini von Gretzingen
Cham auch zuo denen Dingen.
Des zoch der kaiser aus sein swert
Und sprach: „Ir seits der eren werd."
Er schluog seu mit der chling entwerchs
Und ward in singend disen vers:
„Hie besser ritter danne knecht!"
Die andren sprachent: „Daz ist recht." (Vers 8624—8640.)

Die Ritterherrlichkeit dauerte nicht lange. Sie erstickten im Kampfe in ihren Rüstungen:

„Die ritter augten auch ir macht
In irer nüwen ritterschaft,
Bis das seu allesammt so
Derstikten in der hitz aldo." (Vers 9182—9185.)

Über Wittenwilers Ring ist in den letzten Jahren viel geschrieben worden[16]. Auch mit Chuoni von Stochach hat man sich beschäftigt, und man hat geglaubt, in ihm den Züricher Stadtschreiber Michael Stebler, genannt Graf von Stockach, erblicken zu können, der im sog. Alten Zürichkrieg (1439 ff.) eine bedeutende politische Rolle spielte[17]. Wenn derlei Auffassungen von Leuten von der Bedeutung Nadlers und Adolf Freys[18] vertreten werden, besteht die Gefahr, daß sie wenigstens zeitweilig Anerkennung finden und Verwirrung stiften. Hätte man sich daran erinnert, daß Justinger schon 20 Jahre vor dem Alten Zürichkrieg, zu einer Zeit, wo Michael Stebler noch ein unbekannter Mann war, den Kuoni von Stockach im Zu-

[16] Eine Reihe von Untersuchungen ist angeführt bei H. Edelmann, Zur örtlichen und zeitlichen Bestimmung von Wittenweilers „Ring" in den Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte, herausgegeben vom Historischen Verein des Kantons St. Gallen 29 (1934), S. 121—141.

[17] Vgl. Edelmann, S. 135 f., und Historisch-Biographisches Lexikon der Schweiz III, S. 626.

[18] Edelmann, S. 135 f.

Digitized by Google

sammenhang mit der Schlacht am Morgarten nannte, so wäre man sicher nie auf den Gedanken verfallen, eine derartige Gleichsetzung vorzunehmen[19]. Sie ist unmöglich, und man sollte sich beeilen, sie möglichst schnell zu vergessen. Dagegen hat man mit Recht im Erstickungstod Kuonis im Harnisch eine Parallele zur Schlacht bei Sempach gefunden, wo tatsächlich zahlreiche Ritter bei der herrschenden großen Hitze in ihren Harnischen erstickten. Auch auf sonstige Anklänge an die Überlieferung über Sempach hat man meines Erachtens mit Recht hingewiesen[20]. Ich möchte jedoch davor warnen, nachdem die Gleichsetzung Kuoni von Stockach = Michael Stebler unmöglich ist, Kuoni von Stockach etwa unter den Toten von Sempach zu suchen. Wiederholt begegnen wir in den Nachrichten über die bei Sempach Gefallenen einem Heinrich Stocker von Pruntrut[21]. Da ihn auch eine Thurgauer Chronik aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts nennt, bestünde immerhin die Möglichkeit, daß der Name auch dem Dichter des Ringes bekannt geworden wäre. Ist es schon einmal soweit, so gerät man zu leicht in die Versuchung, auch nach dem Tirawätsch Umschau zu halten. In der Tat fielen bei Sempach eine Anzahl von Rittern ab der Etsch, z. B. Konrad von Thuring ab der Etsch, Niklaus und Christoffel Götsch von Bozen und Fridricus Tarraws vom Etschland[22]. Ich halte es für völlig ausgeschlossen, daß der eine oder der andere dem Dichter des Ringes vorschwebte. Wäre der Dichter des Ringes unbedingter Parteigänger der Eidgenossen, so ließe sich darüber reden; da er dies nicht ist, wüßte ich nicht, was ihn dazu bestimmt haben sollte, Männer zu verhöhnen, die bei Sempach geblieben waren. Man braucht nur unbefangen den Ring durchzulesen und man wird sich überzeugen, daß die Angehörigen und Parteigänger Stockers usw. in der Erwähnung eine Lächerlichmachung der Gefallenen hätten erblicken müssen. Sollte man dem Dichter das wirklich zutrauen? Überdies war, wie aus Justinger hervorgeht, Kuoni von Stockach bereits bekannt, als der Ring entstand, und es ist keinerlei Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden, daß Justinger mit seinem Narren den Heinrich Stocker von Pruntrut gemeint hätte.

Wann die Verse entstanden sind, läßt sich wenigstens vorläufig nicht mit Bestimmtheit sagen. Vor allem wird es sich auch darum handeln, ob sie zum ursprünglichen Bestand des Ringes gehören oder ob sie späteres Einschiebsel sind. Feststehen dürfte aber heute schon, daß Justinger nicht den

[19] Auch daß Wittenwiler den Versuch gemacht haben sollte, den Züricher Stadtschreiber in das Gewand des aus der Morgartenüberlieferung bekannten Kuoni von Stockach zu kleiden, halte ich für ausgeschlossen. Kuoni von Stockach warnte; Stebler aber trieb zum Krieg. Man sollte meinen, damit sei die Sache abgetan.

[20] Edelmann, S. 137 f.

[21] Vgl. etwa Liebenau, Sempach, S. 103, 133, 188, 223, 239, 261, 316, 331. Eine Züricher Chronik aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts führt unter denen, die den Eidgenossen absagten, einen Diether von Volknant von Stockach auf (ebenda S. 146). Zurlauben spricht von Heinrich von Stockheim, genannt der Koli von Bruntrut (ebenda, S. 327).

[22] Vgl. Liebenau, Sempach, S. 103, 131, 192, 199, 225, 261, 268, 283, 332.

Digitized by Google

Ring benutzt hat und der Ring nicht auf Justinger, Tschachtlan oder Diebold Schilling fußt[23].

Soweit die älteren Nachrichten über die Schlacht am Morgarten Kuoni von Stockach überhaupt nennen, wissen sie nur von seiner Warnung im Kriegsrat zu berichten. In neuerer Zeit genügte das nicht mehr. Man empfand das Bedürfnis, des Narren Weisheit belohnt zu sehen. Über den Zeitpunkt ist man sich nicht ganz einig. Nach der einen Lesart gewährte der bei Morgarten besiegte Herzog Leopold selbst in Winterthur dem Narren ein Privileg zur Haltung eines Narrengerichts in seinem Geburtsort Stockach. Als Leopolds jüngster Bruder, Herzog Albrecht der Weise, 1352 vor Zürich zog, erschien Kuoni auch vor ihm und erhielt von ihm eine Bestätigung des Privilegs und zugleich die Bestätigung der von ihm im Jahre 1351 errichteten Narrenzunft. Da man aus Chroniken wußte, daß sich auch die Nellenburger am Züricherkriege beteiligt hatten, war man um eine stimmungsvolle Aufmachung nicht verlegen. „Landgraf Eberhard gab dem Hans Kühne sicheres Geleit, wozu sich Gelegenheit durch Abordnung eines Zugs von Rittern und Reisigen in sein Stammschloß Nellenburg darbot. Die Kunde des herannahenden Zuges belebte in Stockach jung und alt, alles drängte sich dem hochgeehrten Mitbürger und Stifter der Narrenzunft freudig entgegen, er und seine Begleiter wurden in feierlichem Zuge in die Stadt geführt und in deren Mitte die Bestätigung der Privilegien der Narrenzunft bekanntgemacht. Hans Kühne, der die letzten Jahre seines Lebens in Stockach zubrachte, starb daselbst im Jahre 1355 und dessen Geschlecht ist vor etwa 30 Jahren erloschen[24]." Andere erzählen den Hergang etwas anders[25].

Bettinger[26] z. B. meint, Herzog Leopold sei zwar damit einverstanden gewesen, der Bitte Kuonis um ein Privileg für die Gründung einer Narren-

[23] Die Einwände Wießners in Zeitschrift für Deutsches Altertum 64 (1927), S. 145, gegen die Ausführungen Nadlers im Euphorion 27 (1927), S. 172—184, nach denen der St. Galler Benediktiner Gallus Kemli um 1460 die Satire ins Lehrhafte umgedichtet habe, sind für mich überzeugend. Vgl. auch Edelmann, S. 139 f. Auch Nadlers Ausführungen in seiner Literaturgeschichte der deutschen Schweiz (1932), S. 73 ff., vermögen mich nicht zu überzeugen. Ob alle örtlichen Bestimmungen, die Edelmann machen zu können glaubt, zutreffend sind, will mir gelegentlich zweifelhaft erscheinen. Die Nissinger sind lediglich die Sippe, die Nisse (= junge Kopfläuse; vgl. Schweizerisches Idiotikon 4, Sp. 814 f.) hat, Lappenhausen ist Tölpelhausen (vgl. Schweizerisches Idiotikon 3, Sp. 1350 f. und Wießner in Zeitschrift für Deutsches Altertum 50 [1908], S. 252). Ich glaube kaum, daß der Dichter an Hausen bei Lichtensteig und an Nassen gedacht hat. Ich betone das nur, weil Gefahr besteht, daß das, was Edelmann lediglich als Möglichkeit andeutet, von weniger vorsichtigen Leuten als feststehende Tatsache betrachtet wird.

[24] So Haager in Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees 5 (1874), S. 147 f.

[25] J. Barth übernimmt diese Erzählung wörtlich in seiner 1894 erschienenen Geschichte der Stadt Stockach (S. 402), nur läßt er Kuonis Geschlecht „vor etwa 100 Jahren" erloschen sein. Überhaupt hielt sich jeder für berechtigt, hinzuzufügen oder wegzulassen, was ihm gerade beliebte.

[26] Die Stockacher Fastnacht (1930), S. 12.

Digitized by Google

zunft zu entsprechen, sei aber gestorben, „ohne daß diese Angelegenheit eine rechtliche Erledigung gefunden hätte".

Nach dem 1801 erschienenen Lexikon von Schwaben (II, Sp. 746) war Kuoni gar der Hofnarr „Kaiser Alberts I." Aufbewahrt wurde die Stiftungsurkunde oder, wie man auch sagte, der Hauptbrief im Narrenarchiv, d. h. in der steinernen Säule des Marktbrunnens zu Stockach, eine Abschrift im Narrenschatzkasten, der Narrenlade. Im Dreißigjährigen Krieg soll der Brunnen samt dem Brief zugrunde gegangen sein, weshalb 1670 eine Abschrift im neuerbauten Brunnen verwahrt wurde. Derlei Neueinlegungen sollen seitdem noch neunmal erfolgt sein. Die älteste „Abschrift" des Privilegs stammt von 1743. Wir brauchen uns mit dieser Urkunde nicht weiter zu beschäftigen, obwohl nach Bettinger (S. 13) keine Veranlassung besteht, „ihren Sinn in seiner Echtheit zu bezweifeln"[27].

Wie steht es nun mit Kuoni von Stockach und seinem Privileg in Wirklichkeit? Zunächst das Privileg. Von Herzog Leopold I. hat Kuoni sicherlich kein Privileg erhalten. Hören wir Johann von Winterthur: „Aus allen einzelnen Städten, Flecken und Dörfern waren viele umgekommen; deswegen verstummten überall die Stimmen der Freude und des Jubels, und es wurden nur Klagelaute und Weherufe gehört. Aus der Stadt Winterthur aber kam niemand um als ein einziger Bürger, welcher von den andern sich abgesondert und zu seinem eigenen Unheil den Adeligen sich angeschlossen hatte; alle übrigen kehrten mit heiler Haut und in allem wohlbehalten zu den Ihrigen zurück. Mit ihnen kam auch Herzog Lüpold zurück; aus übergroßer Traurigkeit schien er wie halbtot. Ich habe dies mit eigenen Augen gesehen, weil ich damals ein Schüler war und mit andern Schülern unter nicht geringem Jubel meinem Vater vor das Tor hinaus entgegenlief. Mit Recht aber erschien das Angesicht Lüpolds traurig und verstört; denn er hatte beinahe die ganze Kraft und Stärke seines Heeres verloren[28]." Diesem Augenzeugen werden wir doch wohl Glauben schenken dürfen und werden gleichzeitig auch begreifen, daß man in dieser seelischen Verfassung keine Narrenfreiheiten erteilt. Aber nehmen wir einmal an, Kuoni habe trotz allem von Herzog Leopold ein Privileg erhalten. Dann hat dieser arme Narr 36 Jahre lang, bis 1351, nicht ge-

[27] Nach dem Hauptbrief wird Kuoni jährlich in der Fastnacht durch das Narrengericht vergönnt, unter Stiftung je eines Eimers Wein aus dem Amtskeller und dem Stadtkeller. Alle Neubürger und alle heiratenden Bürgerssöhne haben sich jeweils zwischen Lichtmeß und Lätare mit einem halben Eimer Wein beim Narrengericht einzukaufen und dem Narrengerichte Gehorsam zu leisten. Wer sich dem Gehorsam entziehen will, hat einen halben Eimer Wein zu geben. Das Narrengericht hat Gewalt, alle widerspenstigen Narren und diejenigen, die den Narren ohne Ursache etwas in den Weg legen oder sie beschimpfen, mit der Peitsche zu bestrafen oder in den Brunnen zu werfen. Alle Juden, die in den drei letzten Tagen der Fastnacht nach Stockach kommen, sind (mit Erlaubnis der Obrigkeit) „mit der Straff und Baden des Sauzubers zu belegen", können sich aber mit einem Stück Geld im Wert von etwa einem Eimer Wein loskaufen (Bettinger, S. 14). Wer nicht ohne weiteres merkt, daß eine solche Urkunde aus neuerer Zeit stammt, dem ist nicht zu helfen.

[28] So nach der Übersetzung bei Liebenau, Morgarten, S. 27.

Digitized by Google

merkt, was für einen Schatz er in Händen hatte, und seine guten Stockacher haben gleichfalls 36 Jahre lang nicht geahnt, was aus ihm zu machen sei. Nun gut, dann stammt das Privileg eben von Albrecht II. aus dem Jahre 1352. Man möchte beinahe glauben, die Habsburger hätten nach jedem unglücklichen Feldzug keine größeren Sorgen gehabt, als Narrenprivilegien zu erteilen. Man lese doch einmal die Geschichte der Jahre 1351 und 1352 nach. Man müßte schon sehr leichtherzig sein, um in solcher Lage sich mit Fastnachtsprivilegien zu befassen, und zwar, und das ist das Entscheidende, mit Dingen, die einen überhaupt nichts angehen. Einem Kuoni von Winterthur, das damals österreichisch war, konnte Herzog Albrecht ein Privileg gewähren, nicht aber einem Kuoni von Stockach. Stockach war im Besitze der Grafen von Nellenburg und jede Privilegierung dort war deren Sache, nicht die der Herzoge von Österreich. Man wende nicht ein, die Nellenburger seien Verbündete der Habsburger gewesen. Politische Freundschaften nahmen auch im Mittelalter oft schnell ein Ende. Ein Privileg, auch ein Narrenprivileg, aber war ein Rechtsakt, der nicht mehr ungeschehen zu machen war und bei veränderter politischer Lage weittragende Folgen hätte haben können. Die Gewährung eines solchen Privilegs war und blieb eben eine Ausübung landesherrlicher Rechte. Dummheiten dieser Art mit anschließendem festlichem Einzug des Narren in Stockach sollte man denn doch den Nellenburgern nicht zutrauen. Selbst wenn man sich mit Fastnachtsbräuchen befaßt, schaden einige Kenntnisse in Rechtsgeschichte nicht. Und nun gewinnt eine andere Beobachtung Bedeutung: Bis zum Jahre 1670 haben wir nicht die geringste Nachricht von dem vielberufenen Narrenprivileg. Alle älteren Schriftsteller, auf die man sich immer wieder beruft, nennen wohl den Narren und berichten von seiner Warnung, erzählen aber kein Sterbenswörtchen von einem Privileg. Das ist kein Zufall. Solange Stockach den Nellenburgern gehörte, also bis 1465, schied jeder Gedanke daran aus den erwähnten rechtlichen Erwägungen aus. Auch nach 1465 blieb die Erinnerung an die nellenburgische Zeit zunächst noch lebendig. Erst als kein Mensch mehr daran dachte, daß Stockach einmal nicht zu Österreich gehört haben könnte, war Raum für die Erzählung von Kuonis Privileg. Es ist so gut wie sicher, daß der vielberufene Hauptbrief erst um etwa 1670 entstanden ist. Darauf deutet die Überlieferung hin und damit lassen sich auch Form und Inhalt der Urkunde aufs beste vereinbaren[29]. Schade, daß sowohl die Protokolle des Oberamts Nellenburg wie die Nellenburger Amtsrechnungen aus dieser Zeit verloren sind. Aus ihnen hätten wir am ehesten irgend welche Nachrichten erwarten können.

Ich will nicht behaupten, daß die Stockacher sich an fremde Vorbilder angelehnt haben. Aber es gibt doch zu denken, daß nach Ausweis der Surseer Ratsprotokolle der dortige Stadtnarr schon 1626 am Tag der unschuldigen Kindlein im Kostüm Heinis von Uri, des Doppelgängers Kuonis, in den Straßen herumlief[30]. Wenn schon der kleine Heini von Uri solcher

[29] Die jüngere Überlieferung stützt sich gutenteils auf die Ausführungen in Nr. 252 und 253 des Morgenblatts für gebildete Stände von 1807. Von hier wörtliche Übernahme durch Birlinger, Aus Schwaben II (1874), S. 45 ff.

[30] Liebenau, Sempach, S. 447.

Digitized by Google

Ehren teilhaftig wurde, was durfte dann erst der große Kuoni von Stockach erwarten?

Und nun zur entscheidenden Frage: Hat es je einen Kuoni von Stockach gegeben? Liebenau behauptet (Sempach, S. 447), er sei „historisch beglaubigt". Einen Beweis dafür erbringt er nicht, und die Sache stimmt nur dann, wenn die Nachrichten über Morgarten und Sempach, die sich auf ihn beziehen, nicht bereits legendär sind[31]. Wenn man allerdings Haager hört, könnte man meinen, jeder Zweifel an Kuoni von Stockach wäre eine Torheit, denn, wenn Kuonis Geschlecht erst „vor etwa 30 Jahren" — Haagers Aufsatz erschien 1874 — erlosch, ist die Sache ein für allemal entschieden. Es ist nur merkwürdig, daß Barth in seiner 1894 erschienenen Geschichte von Stockach das Geschlecht vor etwa 100 Jahren erloschen sein läßt. Hätte Haager recht, so hätte Barth von älteren Leuten noch Näheres erfahren müssen. Offenbar wußten diese nichts, und so behalf sich Barth damit, daß er das Aussterben der Familie weiter zurückverlegte. Aber auch das nützt nichts. Wir besitzen die Stockacher Narrenchronik[32] mit Einträgen seit 1743. Wenn irgendwo, hätte hier das Erlöschen von Kuonis Familie vermerkt werden müssen. Aber keine Spur davon. Die ganze Erzählung vom Fortleben von Kuonis Familie in Stockach ist daher, es bleibt gar kein anderer Schluß übrig, eine freie Erfindung aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts — übrigens kein vereinzelt dastehender Fall, wie jeder weiß, der sich in neuzeitlicher Familienforschung etwas auskennt. Nun hat man neuerdings darauf hingewiesen, daß 1407 ein Konrad Härdli von Stockach urkundlich erwähnt ist[33]. Es ist nicht die geringste Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden, daß dieser Konrad Härdli mit Kuoni von Stockach gleichgesetzt werden dürfte. Es ist ein wahres Glück, daß unsere Überlieferung über die Stockacher Geschichte des 14. und 15. Jahrhunderts so lückenhaft ist; denn wohin würde es führen, wenn einige hundert Stockacher namens Konrad daraufhin untersucht werden müßten, ob sie nicht der berühmte Kuoni von Stockach seien? Es bleibt also dabei: Bis heute wissen wir über Kuoni von Stockach nur das, was in der Überlieferung über Morgarten und Sempach von ihm erzählt wird[34].

Daß der bei Sempach gefallene Herzog Leopold III. Freude am Spaßmachen hatte, ist durch so unverdächtige Zeugen wie die Basler Rechnungsbücher sichergestellt[35]. Aber, wird man fragen, wenn Leopold III. einen Hofnarren bei sich hatte, mußte dann auch Leopold I. einen haben? Völlig ausgeschlossen ist es nicht, daß man auf Leopold I. übertrug, was man von

[31] Liebenau hat sich auch sonst umgesehen, Kuoni aber nirgends erwiesen gefunden. Wohl aber glaubt er (Morgarten, S. 38) bei Lichnowsky, Geschichte des Hauses Habsburg III (nicht IV, wie Liebenau angibt), einen Hofnarren Ernst von Stockhorn im Dienste des Herzogs Albrecht entdeckt zu haben. In der angeführten Nr. 1781 ist aber nicht von einem Hofnarren, sondern von einem Hofmarschall die Rede.

[32] Vgl. Bettinger, S. 33 ff.

[33] Vgl. Edelmann, S. 136.

[34] Der Ring scheidet hier aus.

[35] Vgl. Liebenau, Sempach, S. 69 f.

Digitized by Google

Leopold III. mit Bestimmtheit wußte. Doch ist zu beachten, daß die Übertragung in der immerhin etwas kurzen Zeit von 1386 bis nicht ganz 1420 stattgefunden haben müßte. Aber es braucht sich gar nicht um einen Hofnarren im eigentlichen Sinne zu handeln. Zu allen Zeiten und in allen Heeren hat es Spaßvögel gegeben, die alles und jedes, was geschah und nicht geschah, mit ihren mehr oder minder treffenden Bemerkungen begleiteten. Es waren nicht immer die besten Soldaten, und gleichwohl waren sie vielfach dem Hauptmann so unentbehrlich wie der Truppe. Warum soll nicht ein Stockacher Spaßvogel im 14. Jahrhundert unter Habsburgs Fahnen mitmarschiert sein und vor einem Gefecht — es braucht nicht gerade Morgarten gewesen zu sein — eine vorlaute Bemerkung gemacht haben, die sich dann herumsprach? Aber ebensogut kann die Erzählung entstanden sein, wenn man nur überhaupt einen Spaßvogel kannte, dem eine solche Bemerkung zuzutrauen war. Ja, die Gestalt des Kuoni kann selbst eine freie Erfindung der Eidgenossen sein. Der gemeine Mann nahm von jeher in gebundener und ungebundener Rede Stellung zu den Ereignissen. Man vergleiche nur die Lieder über die Schlacht bei Sempach. Daß das Selbstbewußtsein der Eidgenossen nach den Siegen am Morgarten und bei Sempach wuchs, ist selbstverständlich. Nach erfochtenem Sieg erschien in der Erinnerung alles viel selbstverständlicher, als es gewesen war. Es konnte ja gar nicht anders sein. Die Österreicher *mußten* unterliegen. So, wie die es angefaßt hatten, ging es nicht. Derlei Dinge muß man vorher gründlich überlegen. Einer, der die Bänke einer Gelehrtenschule gedrückt hatte, hätte an die Höhle des Löwen erinnert, in die viele Spuren hinein, aber keine herausführen. Aber mit gelehrten Erinnerungen an Äsop plagten sich die Schweizer Bergbauern und Hirten nicht. Für sie war die Redeweise, die man Kuoni von Stocken zuschrieb, weit angemessener. Ob es je einen Kuoni von Stockach gab oder nicht gab — vermutlich gab es einen etwas beschränkten Burschen dieses Namens, über den man sich allerlei Geschichten erzählte und dem man schließlich auch die Warnung vor der Schlacht am Morgarten zuschrieb —, man hatte die Ausdrucksweise gefunden, in der man den Habsburgern, diesen „dummen Teufeln", mit wenig Worten sagen konnte, wenn man mit den Schweizern Händel anfange, müsse man sich die Sache zunächst einmal gründlich überlegen; sonst könnte der Fall eintreten, daß man den Heimweg nicht mehr finde[36].

Das Gerede von Kuonis Narrenprivileg ist also, um das Ergebnis zusammenzufassen, erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts entstanden, und Kuoni von Stockach war kein hochgeehrter Stockacher Bürger, wie uns ein Oberstaatsanwalt belehren möchte, sondern ein armer Kerl, in dessen Oberstübchen nicht alles ganz in Ordnung war, der aber gerade deshalb für die Schweizer der geeignete Mann war, um durch seinen Mund den Österreichern ihre Dummheit vor Augen zu halten. Wer Kuoni von Stockach

[36] Als 1848 der Auszug von Buchheim, Bez. Meßkirch, nach dem Zusammenbruch des Heckeraufstandes wieder heimkam, rief ein etwas beschränkter Landsmann vom Straßenrand her: „Jetzt hond (= habt) Ihr Rebuttlig (Betonung auf der zweiten Silbe; natürlich meinte er Republik), jetzt singet Fisatt" (Betonung auf der Schlußsilbe).

Digitized by Google

recht verstehen will, darf nicht an die Fastnacht denken[37]. Er muß betrachtet werden im Rahmen des werdenden Gegensatzes zwischen Eidgenossen und Schwaben. Mit den Schlachten am Morgarten und bei Sempach hub dieser Gegensatz an[38]. Der Schwabenkrieg von 1499 führte die gegenseitige Abneigung auf ihren Höhepunkt. Man lese nur Heinrich Hugs Villinger Chronik[39]. Hier wird der Wert des deutschen Landsknechts gemessen an der Zahl der Schweizer, die er totgeschlagen hat. Alle andern Erwägungen treten demgegenüber zurück. Hier reichen sich schon Haß und politische Dummheit gelegentlich friedlich die Hand. Soweit war es noch nicht, als man von Kuoni von Stockach zu erzählen begann. Aber die Gegensätze waren da. So darf man meines Erachtens nach wie vor Morgarten und Kuoni von Stockach miteinander nennen; nur ist der Zusammenhang ein anderer, als man bisher gemeint hat.

[37] Ich sehe voraus, daß es Leute gibt, die töricht genug sind, diese Ausführungen als einen Angriff auf uraltes Volkstum hinzustellen. Ich bin persönlich überzeugt, daß die Stockacher im 14. Jahrhundert genau wie ihre Nachbarn Fastnacht feierten, soweit ihre Obrigkeit und ihre Mittel es erlaubten. Darum bin ich aber noch lange nicht verpflichtet, an ein Narrenprivileg zu glauben.

[38] Daß die Eidgenossen seit Sempach ihren Gegnern alles üble nachsagten, geht aus den Quellenzeugnissen bei Liebenau ganz eindeutig hervor. Aber man lese auch schon die Schilderung Johanns von Winterthur über Morgarten: „Und da sie (die Kriegsleute Herzog Leopolds) ihres Sieges und der Eroberung jenes Landes, des Raubes und der Plünderung schon ganz sicher waren, nahmen sie Seile und Stricke mit sich, um daran die Beute an Klein- und Großvieh wegzuführen. Als die Bauern dies hörten und sich gar sehr fürchteten" usw. (Liebenau, Morgarten 25). Mit der Furcht fängt es an. Bei Sempach hatten die unter der Siegesbeute aufgefundenen Stricke nach Auffassung der Sieger bereits die Bestimmung, alle Eidgenossen daran aufzuhängen. Ein Schwabe bemerkt zu Sempach: A maledictis Swiczensibus prope Sentbach, qui confundantur et semen eorum deleatur in eternum (Liebenau, Sempach, S. 105). Das Chronicon Moguntinum (etwa 1406) nennt „die Schwytzer" montales et bestiales homines sine domino (ebenda, S. 141). Felix Hämmerlin spricht von ihnen als einem populus scelestus (ebenda, S. 167).

[39] Ausgabe von Christian Roder in der Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart, Band 164 (1883).

Digitized by Google

Hexenprozesse aus den Jahren 1635–1636 Löffingen–Blumberg.

Von Frau **Landgerichtsrat B. Wangner**, Heidelberg.

Der Glaube an überirdische Wesen, an Geister, die teils das Gute wollen, teils das Böse verkörpern, strömte aus ältesten Zeiten, aus allen Weltteilen, aus allen Religionen her. Er verdichtete sich in Europa im Mittelalter zum Dämonenglauben, der zu solch einer Macht anwuchs, daß während dreier Jahrhunderte die arme Menschheit dadurch schwer leiden mußte.

Es gab nichts, was nicht dem Aberglauben unterworfen war, überall war die Erklärung zur Hand, „daß es nicht mit rechten Dingen zugehe." Die Lehre des Christentums konnte die Gefahr nicht bannen; leider war sogar gerade der Kirche vorbehalten, dieses Feuer noch zu schüren und zur verzehrenden Flamme anzufachen. Es war eine leicht faßbare Erklärung, das Böse im Menschen als vom Teufel herkommend zu bezeichnen, den Streit des Himmels und der Hölle um die Menschenseele auszumalen. Was böse war, kam vom Teufel, was abwich vom Gewohnten, war des Teufels; hinter allem Möglichen suchte man Hölle und Höllenkunst.

So wurde ein Dämonenwahn gezüchtet. Aus der Bibel zusammengesuchte Stellen sollten und mußten die Beweise für das Vorhandensein von Teufels- und Zauberwerk liefern. Die Kirche erließ Verbote, setzte Strafen fest und führte die Inquisition ein. Schließlich gelang es, ihrem Begriff über Hexenwesen auch die staatliche Anerkennung zu verschaffen. Das mit der Folter arbeitende Malefizgericht wurde eingesetzt, und es beginnt eine Massenverfolgung, welche die Bevölkerung in größte Aufregung versetzt. Selbst die Reformation hatte noch keinen unmittelbaren Einfluß, so sehr war alles vom Glauben an Hexen und Teufel durchseucht. Erst später war es einzelnen tapferen, unerschrockenen Männern vorbehalten, ihre Stimme gegen das unmenschliche Verfahren zu erheben. Endlich siegte die geistige Freiheit, es kam das Zeitalter der Aufklärung. Das Strafrecht wurde gesäubert vom trüben theologischen Einfluß und damit die Welt von der Hexenverfolgung befreit.

Es war ein langer Weg bis dahin, und mit Recht erscheint uns diese Zeit als düster und dunkel. Es ist kein Ehrenblatt für die christliche Kirche, es ist geschrieben mit dem Blut der Hexen, und ihre Asche sollte der Streu-

Digitized by Google

sand darüber sein. Aber wenn wir in solchen „Hexenakten" lesen, fällt der Streusand ab und die Schrift tritt wieder rot leuchtend vor unsere Augen.

Solche Akten liegen vor uns. Es handelt sich um zwei Bände, die im Fürstlich-Fürstenbergischen Archiv in Donaueschingen sich fanden und bisher unveröffentlichte Hexenprozesse aus den Jahren 1635—1636 enthalten.

„Sie stellen vor das gerichtliche Verfahren wider zwei Männer und 23 Weiber, alle des Amts Löffingen, welche für Zaubrer-Leut gehalten, durch die Folter zur Bekenntnis des Zaubers gebracht und im Jahre 1635 bis 1636 zu Blumberg mit dem Tod, auch nach dem Tod an Geld und Gut gestraft worden."

Der erste Teil hat folgenden Betreff: Fünf aus einigem Verdacht der Hexerei im Winter-Monat des Jahres 1635 gefänglich eingezogene, durch Peinigung zur Bekenntnis des Zauberwerks gebrachte und am 22. d. Mts. durch Henkers Hand hingerichten Weiber, nämlich:

1. Die Keßler Maria.
2. Die Schloßerin Anna Zinkin.
3. Die Schreinerin Anna Friedrichin.
4. Die Sattler Bärbel, alle von Löffingen.
5. Die Maria Morzin des Hausers von Rötenbach Wittib.

19 Fragen, welche den Angeklagten gestellt wurden, waren festgelegt.

Interrogatoria.

„Worüber die verhaften Unholden von Löffingen Ihrer bezüchtigten Zauberei-Laster befragt worden."

1. Was für ein Heidenpflicht die Verhafte zum Geist und Übeln geleistet habe, auf was Manier solches geschehen und zugegangen.

2. Wie ihr Buhl und verführerischer Geist genambst werde.

3. Wie die Verhafte zu diesem Handel kommen, was der Geist ihr und sie dem Geist verheißen, mit was Worten solches geschehen sei.

4. Was für Nutzen, Geld, Gut und Ehre die Verhafte von ihrem Buhl erhofft und bekommen.

5. Wie die Verhafte hinaus bei Löffingen auf den Ahlenberg bei der Brunnenstube und sonsten andern zauberischen Tanzplätzen gebracht worden sei, ob sie zu Fuß hingangen oder aber geführt worden sei.

6. Ob die Verhafte mit einem Schmer sich bestrichen habe, woraus die Schmer gemacht und an welchem Ort sie zubereitet worden.

7. Ob sie anstatt ihres Mannes den verführerischen Buhlen genommen, damit sich vermischt und ihren Mann umzubringen dem Geist nit versprechen müssen.

8. Was die Verhafte für Menschen, Vieh und Frucht verletzt und beschädigt, auch Hagel, Reifen, Regen, Raupen, Mäuse und ander Ungeziefer gemacht habe.

9. Wer unter den Unholden vor oder nach auf die Zaubertänz mit der Verhaften gereist.

Digitized by Google

10. Ob es gewiß, daß sie wachend zu den Zusammenkünften und durch die Luft leibhaftig gefahren sei, mit was Mittel sie hin- und herkommen. Ob es ihr unterweilen geträumt habe.

11. Ob sie ihren Mitgespielen und bösen Geist bei den Zusammenkünften wesentlich und wahrhaftig mit Augen oder aber durch eine Verblendung gesehen habe.

12. Was die Verhafte und ihre andern Gespielen ihrem Buhl, dem Teufel und Abgott erzeiget und geleistet habe.

13. Was die Verhafte am meisten und fleißigsten ihrem Buhl habe verrichten müssen.

14. Wieviel und welche Leute mit der Verhaften auf den Hexenplätzen und bei ihren Geistern gewesen.

15. Zu was Ende und wie oft solches geschehen sei und welcher Zeit sie haben müssen zusammenkommen, was ihre Verrichtung gewesen, wie lang sie sich habe neben andern Mitgespielen aufgehalten, ob es in der Wildnis, in Bergen, außerhalb der Brunnenstube und allwo in fremden Häusern geschehen.

16. Ob die denunzierte und bezüchtigte Unholdin ihr Laster der Zauberei gebeichtet habe.

17. Ob sie das heilige Sakrament empfangen und genossen habe.

18. Ob sie es nit ihrem Buhlen gegeben oder anders wo hin getan und verunehrt habe, wo sie das heilig Sakrament gelassen habe.

19. Ob sie das heilig Sakrament mit Nadeln oder Messer gestochen habe.

Die erste Angeklagte, die vorgeführt wurde, war Maria Keßler. Sie war von den in Bräunlingen hingerichteten Hexen denunziert und als Unholdin angegeben worden, war auch sonst der Zauberei verdächtig. Sie wurde am 13. Dezember festgenommen und ins Gefängnis gebracht. Anfangs wurde sie gütlich, als sie aber nichts bekennen wollte, peinlich examiniert und etliche Male an der Tortur aufgezogen. Sie bekannte auch darauf hin nichts, „deswegen sie dann bis auf den 14. hinwieder eingesperrt wurde und dato vor- und nachmittags peinlich befragt worden, aber unangesehen sie unterschiedliche Male aufgezogen und auf die Leiter gespannt wurde, nichts bekannt.

Am 15. wird sie wieder morgens vorgeführt, gütlich und peinlich befragt, bekennt aber nichts. Die Ohnmacht, die sie befällt, wird mit einem teuflischen Schlaf bezeichnet. Mittags, angesichts der drohenden Folterwerkzeuge, bekennt sie auf die erste Frage: Ihr Buhl und verführerischer Geist werde Wölflin genannt und er habe sie Mohrle geheißen. Zu den andern Fragen sagt sie, daß sie erst seit einem Jahr „darhinter" kommen. Der böse Geist sei ihr übers Bett gekommen. Sie habe gemeint, es sei Keßler. Nach dem Beischlaf habe der Teufel zu ihr gesagt, er wolle sie nicht Hungers sterben lassen und ihr Essen schaffen, habe ihr Geld versprochen, sei keine ganze Stunde bei ihr gewesen. Er sei dann noch sechs Mal zu ihr gekommen, habe sie Gott und alle Heiligen, auch unsere liebe Frau verleugnen lassen. Auch ins Gefängnis sei er einmal zu ihr gekommen. Schließlich gibt sie auch an, daß der Teufel von ihr verlangt habe, des Nachbars Kuh zu lähmen und der-

Digitized by Google

gleichen. Sie habe dies aber nicht getan und sei deshalb geschlagen worden. Auf dem Tanzplatz war sie auch und hat dort verschiedene Bekannte gesehen, darunter auch Anna Zinkin.

Anna Zinkin, die Schlosserin oder auch Schreinerin genannt, weil der erste Mann Schreiner, der andere ein Schlosser gewesen. Nach peinlicher Frage, „als sie nur wenige Mal aufgezogen war und nit lang" gesteht sie, daß sie bei den Hexen sei. Ihr Buhl heiße Kommutzig. Das erste Mal sei er vor drei Jahren gekommen, gekleidet wie ein Kriegsmann, mit Stiefeln, Federbusch, gesprengeltem Kleid. Sie wollte gerade Holz holen. Er versprach ihr immer Holz zu holen, wenn sie ihm zum Willen sei. Der Beischlaf sei aber nit natürlich gewesen wie bei ihrem Mann, sondern kalt. Ein anderes Mal habe er ihr Geld gegeben, um Holz zu kaufen, seien aber nur Hafenscherben gewesen. Sie mußte Leib und Seel übergeben, Gott verleugnen. Mit einer Schmer mußte sie sich unter dem Knie salben. Dann wurde ausgefahren auf den Ahlenberg. Sie habe Sattler Bärbel gesehen. Auf dem Tanzplatz habe es Brot gegeben, das nicht richtiges Brot war und saueres Fleisch. Sie mußten Luzifer anbeten. Nach einer Stunde sei alles wieder heimgefahren. Ihr Mann sei allerwegen im Bett gelegen, sie hab ein Kissen neben ihn getan, allwo sie neben ihm gelegen. Die Sattler Bärbel sei die Vornehmste gewesen. Ihr Buhl habe sie einmal geschlagen, weil sie ein Roß nicht lähmen wollte. Am 20. Dezember ist sie nachmittags um etwas aufgezogen worden und bekennt weiter, daß sie den Vogt zu Rötenbach auf dem Ahlenberg gesehen habe, worauf sie leben und sterben wolle. Auf Geheiß ihres Buhlen sei sie einmal ins Feld gegangen, habe ein Kraut genommen und es in des Teufels Namen in ein Loch gesteckt, worauf Reif und Frost gekommen und den ganzen Bluest (Blüte) verdorbe habe. Mit einer Salbe habe sie ihre Kunkel bestreichen müssen, was beim Spinnen eine Unzahl Raupen geworden, die alles abgefressen haben. Im Frühjahr habe sie einen Hafen umgestoßen in des Teufels Namen, worauf ein Platzregen erfolgte. Das Hexenlaster habe sie viermal gebeichtet. Das heilige Sakrament habe sie empfangen, aber wieder herausfallen lassen.

Annele Friedrich, des Schreiners Frau, sagt nach Peinigung aus. Sie gesteht ihre Hexerei ein. Ihr Geist habe sich Peterle genannt, seine Liebkosungen waren kalt, seine Gelder Scherben. Auf einer Heugabel sind sie zur Brunnenstube gefahren. Die Gabel war mit schwarzer Salbe bestrichen. Sie sind durch den Zimmerladen ausgefahren. Auf dem Tanzplatz hat sie Wein getrunken, hat aufgewaschen, hat aber auch mit Peterle getanzt. Sie haben den Teufel Obrist angebetet. Das Brot war schwarz, Salz gab es nicht. Später hat sie zünden müssen; „der Peter hat ihr das Licht hinten ins Arschloch gesteckt". Das Licht war ein brennend Holz gewesen, und sie habe auf Händen und Füßen stehen müssen.

Menschen hat sie nicht gelähmt, aber Roß und Kalb in des Teufels Namen mit dem Ellenbogen gestoßen.

Sattler Bärbel wird mit andern confrontiert, die sie als Unholdin bezeichnen. Nun wird sie gütlich und peinlich befragt. Endlich gesteht sie, ihr Buhl seit 5—6 Jahren sei Luzifer selbst, er ist der Obrist. Er sei des Nachts zu ihr gekommen, habe braune Kleider angehabt und ihr versprochen, ein

Digitized by Google

besserer Mann zu sein als der ihre. Er habe aber begehrt, daß sie Gott verleugne und alle Heiligen, weil er höher sei als Gott. Vom rechten Arm habe er ihr ein Zeichen genommen: Fleisch und Blut. Beim Tanz, vor dem sie sich gesalbt, sei sie die Vornehmste gewesen. Der Böse habe sie allezeit abgeholt. Ihren Mann habe sie mit einer Wurzel eingeschläfert. Beim Tanz seien Geiger und Sackpfeifer dagewesen. Der Geiger sei ein altes Männle von Hüfingen, der Pfeifer stamme von Immendingen. Auf dem Ahlenberg sei auch die von Schellenberg gewesen und habe getanzt; die habe eine große Pracht getrieben, ein braun gesprengeltes Kleid getragen und einen Hut aufgehabt. Sie seien lustig gewesen und hätten allerlei Leichtfertigkeiten getrieben. Der Spielmann sei in der Mitte gestanden und sie hätten ihn umtanzt. Als Bärbel von neuem aufgezogen wurde, gibt sie an, auch Vieh gelähmt zu haben. Um Hagel und Reif zu machen, sei sie zu vornehm gewesen. Unter andern gibt sie die Vögtin zu Rötenbach als Unholdin an.

Morzin Maria, Witwe von Rötenbach, bekennt, gütlich befragt, nichts. Nachdem sie zum ersten Mal aufgezogen worden ist, bekennt sie auch nichts, ebensowenig als sie schon zum sechsten Mal aufgezogen worden. Erst beim 7. Aufzug sagt sie: es sei ihr übel gegangen und da sei der Geist zu ihr ins Haus gekommen und habe versprochen, ihr zu helfen, wenn sie seines Willens sei. Das war vor dreißig Jahren. Er habe sie beschlafen in der Kammer, habe sie nicht natürlich gedünkt und sie habe gemerkt, daß es nicht recht zugehe. Der Geist sei schwarz gekleidet gewesen und habe Stiefel angehabt. Das andere Mal sei er drei Tage später, als ihr Mann im Bergwerk war, um Mitternacht zu ihr gekommen und dann noch öfters. Er hieß Hämmerle und habe sie Hexe genannt. Sie mußte ihm Leib und Seele versprechen und Gott aufgeben. Zum Zeichen habe er ihr unterm Arm Haar weggenommen. Vor dem Tanz auf dem Ahlenberg habe er ihr Salbe gegeben, womit sie den Leib beschmieren mußte, um besser fortzukommen und seinen Willen zu tun. Das erste Mal sind sie auf einem schwarzen Stecken ausfahren, zum Fenster hinaus, sagend: „Wir wollen ausfahren in des Teufels Namen. Um und um, stoß nirgends an.“ Als sie auf Hornberg gefahren seien, war auch ein Scherzinger von Vöhrenbach und Berkheim Dorothe dabei. Sie seien die Vornehmsten gewesen. Auf dem Ahlenberg seien auch viele Männer gewesen, sie hätte aber nur den Vogt von Rötenbach erkannt. Hämmerle habe ihr einen Stecken gegeben, damit habe sie ein Roß gelähmt. Das heilige Kreuz durfte sie nicht machen oder mußte dabei sagen: alt Lumpen, alt Papier. — In dieser Weise haben die fünf Frauen mehr oder weniger ausführlich unter dem Eindruck der Folter Aussagen gemacht. Einmal heißt es: die Verhafte ist ziemlich schwach, also hat weiter nichts mit ihr angefangen werden können. Die fünf Frauen wurden zum Tode verurteilt und dem Henker übergeben.

Im gleichen Monat wurden wieder Hexen in Haft genommen. Es waren sieben Weiber, dazu kamen noch zwei Männer.

1. Veronika Ichenhoferin oder des alten Benz Weib.
2. Die Elsäßerin oder Welsch Maria.
3. Scherers Maria.

Digitized by Google

4. Katharina Schaublerin, alle von Löffingen.
5. Michael Mayer, Salpeter-Sieder von Göschweiler.
6. Thebus Weber, genannt Schüssele, Sackpfeifer von Löffingen.
7. Anna Erlacherin,
8. Anna Mädlin oder Kessel Anna,
9. Rosina Schumpin, Martin Riedmüllers Weib, alle drei von Löffingen, welche wegen Verdachts des Zauberwerks im Wintermonat 1635 in Verhaftung gezogen. Darauf durch die Folter Zauberwerk zu bekennen gezwungen und dann wegen getaner Bekenntnis im Christmonat erbärmlich hingerichtet worden.

Nachdem Veronika Ichenhoferin als eine angegebene Hexe wohl peinlich als güflich examiniert und befragt worden, bekennt sie. Sie habe ihren Buhlen Hölderlin genannt. Er sei vor acht Jahren das erste Mal zu ihr in den Garten gekommen und begehrt, sie solle seines Willens sein, wolle ihr Geldes genug geben. Auch zu dem Ende von ihm in einem Tüchlein Geld empfangen, so aber hernachen nur Hafenscherben gewesen, daß sie sich einmal gegen ihn beklagt, worauf er geantwortet, habe es nit besser. Alsdann er zu unterschiedlichen Malen gekommen, habe sie auf sein Begehr ihm Leib und Seele übergeben, auch Gott, unsere liebe Frau und alle Heiligen verleugnet. Zum Zeichen dafür habe er ihr Haar unter beiden Armen weggenommen. Wenn sie zu den Hexentänzen gefahren, habe sie eine Gabel mit einer Salbe, so sie von ihrem Buhlen empfangen, beschmiert und rittlings darauf gesessen, sprechend: „wohl her und dran, umb und an, in des Teufels Namen, stoß nirgends an", sei sie auf den Hornberg gekommen und allda mit ihrem Buhlen herumgefahren. Hernachen mußte sie mit einer Kienfackel zünden. Habe in die 50 Personen gesehen, darunter etliche erkannt. Des Obrist Hex sei Hagel und Blitz zu machen auferlegt worden. Sie selbst sei einmal auf dem Ahlenberg und bei der Brunnenstube auf dem Tanz gewesen, habe abermals viel Leut da gesehen und ihren Buhlen anbeten müssen, welcher ihr befohlen, daß sie den Leuten Schaden zufügen solle. Zu dem Ende habe er ihr ein Reisrütlein zugestellt; sie habe damit ein Schaf gelähmt, item ein Schwein und eine Kuh. Habe in des Teufels Namen einen Hafen umgeschüttet, worüber ein großer Regen erfolgte. Sie könne aber nit allezeit Hagel machen, wenn sie wolle, denn Gott lasse es nit immer zu. Sie habe Hagel über Möhringen gemacht. Ihr Buhl habe ihr angezeiget, als man sie fangen wollte, sei auch ins Gefängnis zu ihr gekommen und habe gesagt, wolle ihr helfen.

Welsch Maria erscheint vor Gericht. Wie die andern, wird auch sie in Gegenwart des Junkers von Reischach, des Lukas Heitzmann, Schaffners zu Löffingen, und des Schaffners Jakob Ziegler vernommen. Welsch Maria war von Sattler Bärbel und der Veronika denunziert worden. Sie wurde am 22. festgenommen und am 23. vor das Malefizgericht gestellt. Da sie nicht geständig war, wurde sie sowohl gütlich als peinlich examiniert. Sie gibt zu, daß sie des Ehebruchs schuldig sei, auch mit Stabhalter Glunk. Nachdem sie ausführlich darüber ausgefragt und geantwortet hat, will sie weiter nichts bekennen. Und weilen sie auf alles Zusprechen keine andern Aussagen macht, ist sie am andern Vormittag wieder aufgezogen und dann

Digitized by Google

eine Viertelstunde hängen gelassen und weil sie auf solches, sowohl auch zum andern, als zum dritten Mal nicht bekennen wollte, sondern eine Stunde ausgehalten hat, wurde ihr die Veronika unter Augen gestellt. Nachmittags ist sie abermals peinlich vorgestellt und gebunden worden. Darauf, nachdem sie ein wenig abgesetzt, bekennt sie auf vorgesetzte Interrogatoria: nachdem sie einige Zeit Umgang mit dem Bösen gehabt, sei sie nach Einsiedeln gewallfahrt, um zu beichten. Sie bekam ein Heiltum, das hat sie sechs Jahre lang vor Anfechtung bewahrt. Beim Waschen fiel ihr das Heiltum ab und hat hernach keine Kraft mehr gehabt. Ihr Buhl sei dann wieder zu ihr gekommen in grünem Kleid, Stiefeln und weißer Feder. Er gab sich als Forstknecht aus. Das Sakrament hat sie ausgespeit in der Kirche, weil der Buhl ihr verbot, es zu schlucken. Ihr Buhl heißt Gräßle. Als sie zum ersten Mal zum Tanz gefahren, ist er über das Bett zu ihr gekommen und hat zu ihr gesagt: Mädlin auf, wir wollen zum Tanz fahren, worauf er sie auf eine Gabel, sich aber auf einen Geißbock gesetzt habe, welche er beide mit Salbe beschmiert. Sie fuhr davon, sprechend: wohl auf und an, stoß nirgends an, fahr im Namen des Teufels. Bei dem Tanz habe sie unterschiedliche Personen erkannt. Sechs Jahre habe sie dem Laster dann wieder entsagt, dann sei Gräßle wieder gekommen und habe gesagt, er habe nun erneut Teil an ihr, habe sie wieder beschlafen und ihr Haar unter dem Arm weggenommen, ihr dabei auch kund getan, daß sie des Nachts auf den Ahlenberg müsse, welches geschehen. Seien allda rote und weiße Weine genug gewesen, item Braten, aber kein Brot. 50 Personen seien dagewesen. Sie habe auch den Tanz beim Bildstock in Göschweiler mitgemacht und auch dort gesehen, daß die Armen allerlei tun müßten und der Reichen Fußschemel seien. Ihre Verrichtung sei gewesen, daß sie mit der Kienfackel zünden mußte (wie oben). Ihrem Mann habe sie eine Wurzel, so ihr der Buhl gegeben, unter die Füße gelegt, weswegen er lang schlafen mußte. Gräßle sei zu ihr gekommen, als man sie fangen wollte, und habe ihr gesagt, solle nichts bekennen, werde wieder los werden. Sie habe sollen den armen Leuten Pulver geben, Roß lähmen und Wetter machen, habe es aber nit getan.

Katharina Schäublerin gibt ihre menschlichen Verfehlungen zu, das Hexenwesen aber bestreitet sie. Deswegen wird sie gebunden, an die Tortur geschlagen und ein wenig aufgezogen. Darauf bekennt sie, daß der Böse bei ihr gewesen in schwarzer Gestalt. Sie wird mit den andern confrontiert, die behaupten, sie sei eine Hexe wie sie. Da Katharina nichts weiter aussagt, wird sie erneut aufgezogen und immer wieder, bis sie aussagt: Der Böse sei vor einem Jahr in der Ernte zu ihr gekommen, als sie von ihrem Mann geschlagen worden war, bis sie ohnmächtig wurde. Er sei in Gestalt des Schmalz zu ihr gekommen, habe ihr ein Zeichen an der Seite genommen. — Daraufhin wurde Katharina an der Seite gestochen, es kam kein Blut heraus, sie hatte auch kein Empfinden.

Maria Mayerin, Scherers Maria von Löffingen genannt, wird gütlich und peinlich examiniert. Die Aussagen sind auch hier im wesentlichen die gleichen. Dieses Mal heißt der Böse Federle und ist in einer Soldatengestalt zu ihr gekommen, mit schwarzem Kleid und Degen. Hat versprochen,

Digitized by Google

sie und ihre Kinder durchzubringen. Ist öfters zu ihr gekommen und sie hat ihm Leib und Seele übergeben. Sein Geld sei nur Verblendung gewesen. Als sie sich darüber beklagte, frug er, ob sie nicht wisse, daß der Teufel ein Schelm sei. Zu den Hexentänzen sei sie mit einer Schürgabel gefahren, nachdem sie sich zuvor mit einer Salbe über den Rücken gefahren. Auf dem Ahlenberg sei der Tanz angestellt worden. Sie habe aufgewaschen und verschiedene Personen gesehen, sei aber alles dergestalt durcheinander gesprungen, daß sie nicht alle habe erkennen können. Ihr Buhl habe ihr Salbe gegeben, womit sie ihren Mann umbringen sollte. Sie sei auf ihren Kühen in des Teufels Namen herumgeritten, daß solche lahm geworden, habe des Weißgerbers Kuh, so hernach gestorben, gelähmt. Habe auch helfen Hagel und Reifen machen. Das Laster habe sie gebeichtet, und das Sakrament wohl empfangen und genossen, sei dafür von ihrem Buhlen geschlagen worden. Ihr Gebet sei: alt Hosen, alt Lumpen. Das heilige Kreuz habe sie in des Teufels Namen gemacht.

In Gegenwart des Herrn Obervogts Dr. Hammar, Junkers von Reischach und Schaffners Ziegler bekennt Michael Mayer, Salpeter-Sieder, nachdem er viermal aufgezogen war. Sein Buhl heiße Finkenreiterin. Sie sei vor etwa vier Jahren in Gestalt einer schönen Jungfrau auf einem Feld unter einem Baum zu ihm gekommen. Er habe sie beschlafen und nach solchem sei sie wieder verschwunden. Habe hernachen sie noch unterschiedliche Male beschlafen und ihr deswegen Leib und Seele übergeben, auch zugleich Gott verleugnet. Daher der Nagel am kleinen Finger der rechten Hand zum Zeichen ihm abgehauen worden. Habe aber kein Geld und Gut von seinem Buhl empfangen. Mit einem Stecken sei er auf die Tanzplätze gefahren. Sein Buhl habe er anstatt seines Weibes genommen. Seinem Weib habe er einen Strohwisch an die Seite gelegt im Namen des Teufels, bis er wieder gekommen. Je länger man bei den Tänzen geblieben, je lieber sei dies dem Bösen gewesen. Den Wein hätten sie aus den Kellern geholt, die nicht gesegnet waren. Wo man nicht recht gesegnet, könne der Feind überall hinein, denn er habe tausend Listen. Er habe Kälber, auch seines Sohnes Kinder lähmen sollen, solches habe er aber nicht getan. Ihm selbst seien Tiere gelähmt worden. Er habe auch geholfen, Unwetter zu machen. Habe solches Laster niemals gebeichtet. Wenn er das Sakrament empfangen, habe er solches aus dem Mund genommen und seinem Buhl alsdann zugestellt. Außer dem Ave Maria habe er alles beten können, sei ihm gleichwohl auferlegt worden: alte Juppen, alte Kleider, alte Strümpfe zu beten.

Thebus Webers, des Sackpfeifers Buhl, war Hänslin genannt. Er war aus Armut, als vor sieben Jahren das Kriegswesen angefangen, in das Zauberlaster gefallen. Zum Zeichen ist ihm Blut aus der rechten Hand genommen. Habe öfters bei den Hexentänzen aufgespielt und sei auf einem Geißbock oder einer Schürgabel dahingefahren. Sein Buhl habe er lieber als sein Weib haben müssen. Habe Pferde gelähmt, aber nichts gebeichtet. Solches sagt er alles aus, nachdem er die Folter erduldet hat.

Anna Erlacherin von Löffingen: „Nachdem sie als eine denunzierte und angegebene Hexe sowohl peinlich als gütlich examiniert und über absonderliche Punkte befragt worden, bekennt sie, ihr Buhl werde Laible genannt.

Digitized by Google

Sie sei ledigerweise und bereits mit 26 Jahren in dem Laster gesteckt. Der Böse sei das erste Mal in braunen Kleidern zu ihr gekommen und habe versprochen, wolle sie reich machen, sie solle nur seinen Willen tun, welches sie das andere Mal auch zugegeben. Es sei aber kalt und nit gut gewesen, worauf sie gesagt: behüt mich Gott", weswegen er wieder verschwunden. Sie habe ihm später aber doch Leib und Seel übergeben, auch Gott verleugnet. Als Zeichen habe er Haar von ihr genommen. Das Geld, das er ihr gegeben, sei Kot, Laub oder Frösch gewesen. Sie sei zum ersten Mal auf einem Hanfschaff zum Tanz gefahren, bestrichen mit einer Salbe. Auf dem Tanzplatz sei sie unter über sich gekehrt und ihr das Licht in den Hintern gesteckt worden, welches ihr weh getan. Auf dem Tanzplatz habe es Fleisch und Wein, aber kein Brot gegeben. Den Teufel habe sie mit den Worten anbeten müssen: Paule Portschein, Wulleweber, Gumpen und Kraufständer. Vor vier Wochen sei sie auf dem Heuberg gewesen, habe aber nicht getanzt, sondern allein auf obige Weise zünden müssen. Sei ihrem Buhl nichts Lieberes gewesen, als wenn sie gelähmt habe. Habe deshalb viel Vieh bestrichen und gelähmt. Sie zählt noch geschädigte Tiere auf, ebenso gemachte Unwetter. Das Sakrament habe sie nur in Teufels Namen genommen.

Anna Kessel, Mädlin genannt, der Kessel Maria Schwester, hat Hämmerlin zum Buhlen. Vor zehn Jahren hat sie sich zum ersten Mal mit dem Bösen vermischt. Im übrigen sind ihre Aussagen gleich denen der andern.

Rosina Schumpin wird gefoltert und gibt an, daß ihr Buhl Kasperle genannt wird. Er sei vor vier Jahren zum ersten Mal in Gestalt ihres Mannes zu ihr gekommen, sei auf einer Katze mit ihr auf den Ahlenberg gefahren. Sie habe versprechen müssen, niemand von der Gesellschaft zu verraten. Es sei dem Buhl am liebsten gewesen, wenn sie auf dem Tanzplatz gewaltig mit ihm im Ring umgefahren sei und geschworen habe. Sie habe einmal gebeichtet, ihr Buhl habe aber gesagt, sei nur Narrenwerk; das Sakrament habe er ihr aus dem Maul geschlagen, es hingeworfen und gesagt, es sei nur „Treckh". Ihr Buhl habe ihr auch geraten, solle entlaufen, man werde sie fangen. Er sei zweimal in das Gefängnis zu ihr gekommen. Das erste Mal habe er gesagt, solle nichts verraten, das zweite Mal habe er ein brennend Licht in Händen gehabt und gesagt, er habe das Schloß mit Schwefel und Pech angezündet. Es werde nun jedermann der Brunst zulaufen, weswegen sie durchbrennen könne. Worauf sie gesagt, sie könne nicht, sei gar zu schwach. Er hinwiederum: dann solle sie in Teufels Namen liegen bleiben. Darauf mit dem Licht wieder hinauskommen, wohin wisse sie nicht.

Auch über diese Menschen wurde das Todesurteil gefällt.

Ein neues gerichtliches Verfahren wird eröffnet wider elf Weiber, alsda sind:

1. Anna Müllerin, genannt Braun Anna,
2. Maria Frejin,
3. Rosina Luzin, des Stoffels Weib,
4. Schmid Anna,
5. Anna Vetinger, Bartel Eckerts Weib,

Digitized by Google

6. Maria Dienerin, des Scherers Tochter,
7. Anna Mezin, das Schweizer Annele,
8. Schneider Christine,
9. Margarethe Buzin, alle von Löffingen.
10. Anna Hollein,
11. Anna Vetinger oder Salz Anna, beide von Reiselfingen,

welche wegen Verdacht der Zauberei gefänglich eingezogen, gefoltert und durch die Folter zur Bekenntnis der Hexerei gebracht und sotaner Bekenntnis halber am 22. des Christmonds 1635 mit dem Tode gestraft wurden. Es wird Anna Müllerin von Löffingen, die Braun Anna genannt, als eine angegebene Hexe und nachdem sie gegen die jetzt hingerichtete Bärbel Sattler confrontiert worden, erstens gütlich stark erinnert, dem allmächtigen Gott, ihrem Schöpfer die Ehre zu geben und ihre arme Seele zu betrachten, die Wahrheit zu bekennen und sich vor Marter und Pein zu hüten, darauf sie der Hexerei halber nichts, der Hurerei wegen aber bekennt, daß sie vielmals darinnen begriffen und deswegen abgestraft worden. Und weil sie gütlich nichts bekennen wollte, ist sie an die Tortur geschlagen und etliche Male, doch nur ein wenig vom Leder gezogen, aber nit über eine Viertelstunde. Sie bekennt auf die erste Frage: Es sei ungefähr vor vier Jahren der Böse zu ihr ins Bett gekommen, habe sie zu beschlafen begehrt; weil sie sich aber gesegnet habe, sei er wieder hinweggefahren. — Auf solches ist sie wieder wegen vollführter Unwahrheit aufgezogen und alsbald wieder heruntergelassen worden. — Nun sagt sie weiter, daß vor vielen Jahren, als sie noch verliebt in den Schmalz gewesen, ihr Schlosser fort und sie ihres Gedenkens voller Wein gewesen, der böse Geist in Gestalt des Schmalz zu ihr kommen sei. Habe wohl bemerkt, daß es nit mit rechten Dingen zugehe, weil der Geist keine richtigen Füße gehabt. Nach solchem sei der Schlosser wieder heim kommen, habe gesagt: behüt mich Gott, da sei der böse Geist verschwunden, habe gesagt, wolle bald wieder kommen. Das andere Mal sei er wieder, als sie trunken im Wirtshaus gewesen, zu ihr kommen, sie heimgeführt und sie in Abwesenheit ihres Mannes beschlafen und von ihr begehrt, sie sollte ihres Mannes müßig gehen, und ihn annehmen. Sie mußte auch Gott verleugnen. Er wollte ihr soviel Geld geben, daß sie keinen Mangel leiden werde.

Das dritte Mal sei er zwei Tage nachher auf Oberhofen in des Schmalz Gestalt zu ihr kommen und habe sie begehrt. Ihr Buhl heiße Hämmerlin und sie werde von ihm Käterle genannt. Er habe ihr unter dem rechten Arm ein Zeichen weggenommen. (Es findet sich aber bei der Besichtigung keines.) Bekennt auch, daß sie auf Hannsens Geiß, beschmiert mit einer Salbe, die sie vom Geist in einem Häfele empfangen, zum Hexentanz gefahren ist. Um 10 Uhr nachts ist sie aufgesessen und augenblicklich dahin verbracht worden. Der Tanz habe von 10—1 Uhr nachts gedauert. Es sei eine ganze Welt, bis 300 Personen dagewesen, darunter die Riedmüllerin, die Sattler Bärbel, auch Anna Salz von Reiselfingen, die Frejin und der Sackpfeifer mit einem Zitherschlager. Man habe gesagt, die von Schellenberg sei auch dabei. Sie habe auftragen müssen, die Küche sei im Braiterfeld gewesen, der Tanz bei der Brunnenstube. Der Wein sei durch Fuhr-

Digitized by Google

leute mit Roß, Wagen und Karren dazu geführt worden. Die Lichter, so Fackeln gewesen, seien den häßlichen Weibern in den Hintern gesteckt worden. Ihr Buhl habe ein gesprengeltes Kleid angehabt, bisweilen Stiefel, ein anderes Mal Strümpfe und habe grüne oder blaue Federn getragen. Mit der Geiß sei sie zweimal auf dem Ahlenberg gewesen, habe beim Tanz Welsch Maria gesehen, welche gesagt habe, der große Hagel sei auf dem Ahlenberg gemacht worden.

Rosina Schumpin hat den Tanz ein- oder mehrere Male als eine Obristin mitgemacht. Sie wolle darauf leben und sterben, daß sie Abrahams Weib und Mädlin von Unadingen leibhaftig bei den Tänzen gesehen habe. Der Buhl von Abrahams Weib sei in glänzenden Kleidern, mit schwarzem Bart, auf einem Kalb, so dem Seiler Hannsen gehört, gewesen. Ein anderer sei in einem gelben Soldatenkleid auf einem Schaf zum Tanz kommen. Vogt Eckerts Weib habe sie auch gesehen, die hab eine Katze gehabt und ihr Buhl zwirnene Hosen und kleinen Bart. Außer dem Schmalz sei Bartlins Geist an Fastnacht mit einem Diebsschlüssel kommen, als sie backte. Er habe nach dem Schlosser gefragt, wolle etwas machen lassen. Darauf habe er ihr die Pfanne vom Feuer genommen und mit ihr Unzucht verübt. Habs nie gebeichtet. Ihr Buhl habe sie gelehrt: alt Hosen, alt Strümpf zu beten; das Kreuz habe sie mit den Worten gemacht: 1 Kreuzer, 2 Kreuzer, 3 Kreuzer. Wenn sie Weihwasser genommen, habe sie das Kreuz nur solcher Gestalt gemacht. Ihr Buhl sei alle Woch zwei- oder dreimal zu ihr kommen. — In diesem fieberhaft geschwätzigen Ton spricht sie noch über das Lähmen von Roß und Kälbern und denunziert nebenbei andere Menschen.

Maria Frejin, Abrahams Weib, auch die alte Vögtin genannt, wird mit Braun Anna confrontiert. Diese sagt, daß sie Maria auf dem Ahlenberg gesehen habe, leibhaftig auf einem Kalb. Die alte Vögtin will nichts bekennen. Nachdem sie dreimal aufgezogen worden, erzählt sie von einem Buhlen Hämmerlein, der in Friedenweiler zu ihr gekommen. Er habe ihr zugemutet, Leute mit Pulver zu vergiften, habe es aber nicht getan. Habe einmal ein Pülverlein, welches Raupen und Schnecken verursachen sollte, gesät, wisse aber nicht, ob solche daraus erfolgt. Als der diesjährige, große Hagel zu Bräunlingen zugerichtet worden, habe sie auch sollen erscheinen. Weil sie es aber nicht getan, sei sie geschlagen worden. Der böse Geist habe ihr gesagt, der Hagel werde bis weit in Schwaben gehen und alles verderben. Die Leute würden alsdann verzweifeln und von ihm abhängig werden. Den Stabhalter habe sie vergeben sollen, solches aber, weil er so wohl gesegnet gewesen, nit verrichten können. Ihrem Liebsten habe sie den größten Gefallen getan, wenn sie Tiere gelähmt und Schnecken gemacht, denn er hoffte, die armen Leute würden ihm durch Verzweiflung zu teil werden. Aus dem Pfarrhof habe sie auf einer Katze in des Teufels Namen 6 Maß Wein geholt. Wenn Weihwasser darüber gewesen, hat sie nichts daraus nehmen können. Der Hexentanz zeige der böse Geist jeweilen an und bestimme den Ort der Zusammenkunft. Wenn bei solcher der Name Jesus genannt werde, müsse alles weichen. So oft es gegangen, habe sie das heilige Sakrament entführt und im Ofen verbrannt, woraus dann ein weißer Dampf gefahren. Ein anderes Mal habe sie es ihrem Buhlen zugestellt, da

Digitized by Google

sei das Sakrament blutrot erschienen. Das heilige Sakrament habe sie mit Nadel und Messer stechen sollen, damit Gott wieder gekreuzigt werde. Sonst habe sie nicht beichten dürfen, weil der böse Geist die Beichte für ein Gaukelspiel halte.

Rosina Luzin, des Stoffels Weib, gibt an, ihr Buhl heiße Gräßlin. Er sei das erste Mal zu ihr gekommen als sie in großem Jammer war. In Gefangenschaft habe er sie getröstet und ihr versprochen, sie zu befreien. Sie habe den Pakt mit ihm gemacht, daß, wenn sie noch 10 Jahre lebe, müsse sie einäugig werden, wenn sie ehnder sterbe, müsse sie ewig sein werden. Sie habe nicht mehr recht beten können, sondern allein mit dem Maul genappet, als wenn sie betete.

In praesentia Herrn Dr. Hammars und des Jägermeisters v. Reischach, die auch die andern Untersuchungen führten, wird Schmidt Anna stark erinnert, die Wahrheit zu sagen und das überwiesene Laster der Zauberei in der Güte anzuzeigen. Sie wird mit Bartlin Eckerts Weib confrontiert, die sagt ihr unter Augen und will darauf leben und sterben, daß sie leibhaftig auf der Haßlen und der Brunnenstube war beim Hexentanz. Des Abrahams Weib wird ihr gleichfalls unter Augen gestellt, die sagt, habe sie auf dem Ahlenberg gesehen. Ihr Buhl sei in schwarzen Kleidern aufgezogen und sie sei auf einer schwarzen Katze dahinkommen. In summa: sie sei wie sie eine Hexe. Nach solchem wird sie abermals ermahnt, die Wahrheit zu sagen. In Verbleibung davon ist sie zu binden und aufzuziehen anbefohlen worden, welches nun geschehen, und nachdem sie nur ein wenig und niemalen vom Boden aufgezogen worden, bekennt sie: ihr Schweher habe sie also geschlagen und gestoßen, worüber sie jammerte. Da sei der böse Feind um den Mittag zu ihr in schwarzen Kleidern gekommen. Sie habe sich ihm verpflichtet und er ihr zum Zeichen Haar vom Kopf und der Scham genommen, zugleich etwas Blut von dem kleinen rechten Zeh. Ihr Buhl heiße Kasperle.

Sie hat solches aber nicht gleich bekannt, sondern sich erst ein wenig aufziehen lassen. Sei wöchentlich auf Freitag von ihm besucht worden. Sie sei auf einem Hasen auf den Ahlenberg gefahren, zum Fenster hinaus, das Sprüchlein sagend: Fahr um und an, stoß nirgends an, in des Teufels Namen. Ihr Buhl sei hinter ihr auf dem Hasen gesessen und habe sie mit den Armen um den Leib gehalten. Habe ihr in einem Büchslein Salbe gegeben, habe sich gesalbt, ehe sie ausgefahren. Sie seien hoch über die Häuser in der Luft gefahren und auf den Ahlenberg. Seien viel Leut dagewesen. Habe ½ Stunde getanzt, der oberste Teufel habe gesagt, sie müsse ewig bei ihm in der höllischen Pein sein und wenn sie jemand von der Gesellschaft verrate, wolle er sie mit einem Schwert voneinander hauen. Sie habe ihm alles in die Hand versprochen.

Es habe Fleisch, Wein aber kein Brot gegeben. Ihre Verrichtung sei gewesen, daß sie zünden mußte, was ihr sehr wehe getan. Habe 1 Stunde so zünden müssen. Die Vornehmsten auf dem Tanz seien des Welsch Frau und Vogt Bartlins Frau gewesen. Die Elsässerin sei auf einem Esel zum Tanz geritten. Die Tiere mußten oben in des Teufels Namen stille stehen, bis man wieder fort gewollt. Vergangenen Donnerstag sei der Böse das letzte Mal bei ihr gewesen und habe ihr gesagt, sie würde gefangen, er wolle

Digitized by Google

ihr aber helfen. Er sei auf der Kanzlei, als man sie hergebracht, bei ihr gewesen und habe ihr abermalen versprochen, ihr zu helfen, solle nichts bekennen. Nachdem sie abermals gefoltert, bekennt sie vom Tiere lähmen und Wetter machen. Gibt andere Hexen an, auch die Schellenbergerin, auch den Stabhalter Glunk.

Anna Vetinger, Bartlin Eckerts Weib wird gütlich und peinlich befragt. Nach der peinlichen Befragung gibt sie an, daß ihr Buhl Federle heiße und sie Gretlein. Vor drei Jahren, als sie durch das Kriegswesen das Ihrige verloren, sei er zu ihr gekommen, um sie zu trösten. Hat ihr aber nie das versprochene Geld gegeben. Sie habe ihm seinen Willen getan, zum Zeichen wurden ihr Haare genommen. Ihren Mann habe er mit einer Wurzen entschläft. Habe ihr angezeigt, daß man sie fragen wolle und befohlen, solle diese Wurzen verbrennen, denn wenn man nichts dergleichen bei ihr finde, werde man sie nit zur Bekenntnis bringen können. Als sie allhero auf dene Wagen geführt worden, hab sie ihr Buhl, desgl. im Gefängnis getröstet, sprechend, solle nichts bekennen, werde bald wieder nach Hause kommen und ledig werden. Sie fuhr auf einer Katze zum Ahlenberg, hielt Luzifer auf Geheiß für den höchsten Gott, betete ihn an und versprach, ewig mit ihm in der Hölle zu sein und niemand zu verraten. Der Obrist habe rotes Kleid mit glänzenden Feldzeichen angehabt, eine Krone auf dem Haupt. — Vergangenen Frühling habe sie etwas Wasser in einem Scherben zum Laden ausgeschüttet, woraus ein Reifen erfolgte. Bei dem Krautgarten habe sie aus einem Krüglein Wasser ausgeschüttet, worauf eine Menge Würm an das Kraut gekommen. Im Herbst habe sie Asche zum Fenster hinausgeworfen, worauf ein übelstinkender, pestilenzischer Nebel erfolgte. Der Federle habe ihr gesagt, die Mäuse seien darum gemacht, damit alles verderbt, alsdann die armen Leut sich hernach hintersinnen und ihm verfallen.

Nun wird Maria Dienerin, des Scherers Tochter, vorgeführt. Nach der Tortur gibt sie ihre Verbindung mit dem Bösen, Meister Gräßle, zu. In den Lenden wurde ihr vom Blut entnommen. (Man findet das Zeichen und sticht hinein, es kommt kein Blut heraus.) Er hat ihr eine gute Heirat versprochen. Sie tanzte auf den Tanzplätzen mit ihm und dem Obrist. Der Obrist hatte vier Diener, die Gestalt wie ein junger Geselle und heiße Luzifer. Habe auf eine Stunde nur mit ihr getanzt und sie hernach beschlafen, dann auf sein schwarzes Pferd gesetzt und sie heimgeführt. Der Obrist habe gesagt, sie solle lustig und guter Dinge sein: „Ihr seid jetzt mein und müßt mit mir in die ewige Pein, da will ich euch die ewige Flamme geben." Sie war auch auf dem Tanz bei der Haßlen. Ist zwischen Luzifer und Gräßle gesessen. Der Luzifer und Gräßle haben sich ihretwegen mit glühenden Bränden geschlagen, aber wieder von selbst aufgehört. Die Katze habe müssen stille stehen in des Teufels Namen. Sie habe mit dem Luzifer und dem Gräßle ½ Stunde getanzt, habe einschenken müssen, was ihr gut gefallen habe. Luzifer habe gesagt: Mein Mädle tritt herzu, Schenkwart steht dir wohl an. Ihr Buhl sei in braunen Kleidern und weißer Feder aufgezogen, habe gesagt, sie sei jünger als die andern, werde aber nicht schwanger werden, unangesehen sie solches gefürchtet. Sie sei leibhaftig, wie sie dasitzt, schoßlingen auf der Katze zum Tanz gefahren, ihr Buhl habe sie

Digitized by Google

gehalten und sei rittlings daraufgesessen. Der Gräßle habe gesagt, sie solle seines Willens pflegen, er sei noch ein junger Gesell, was sie dann auch versprochen. Sie habe auf sein Begehr sich auch anerboten, Leute zu lähmen, habe es aber dann doch nicht getan.

Als ihr das Bekenntnis vorgelesen wurde, hat sie alles wieder verleugnet und verneint. Da es spät geworden, brachte man sie wieder in den Kerker.

Andern Tags, nach erneuter Folter, bestätigt sie wieder ihr Bekenntnis, gibt noch die Orte an, wo sie hätte Tiere lähmen sollen.

Anna Merzins Buhl heißt Saurudi — sie wird Schatz genannt. Sei einmal von der jetzt hingerichteten Welsch Maria angesprochen worden, solle mit ihr auf den Ahlenberg gehen. Solches sei geschehen. Seien zwei Männer gekommen, der eine habe sie, der andere die Welsch Maria genommen. Sei oft mit ihm gewesen. Letzten Sonntag habe er ihr angezeigt, daß man sie fangen wollte und sei bis unter die Tür, allwo sie gefoltert werden sollte, in Gestalt eines kleinen Männleins mit ihr gegangen und nichts zu bekennen befohlen. Sei auf Hund oder Stecken zu den Hexentänzen gefahren, habe getanzt und viel Wein getrunken. Sie und die Welsch Maria haben einmal über des Adam Michels Roß eine böse Luft gemacht, daß solches lahm, aber durch Beräuchern wieder gesund geworden. Des Weißgerbers Schimmel bei hellichtem Tage ein Pulver in die Krippe gelegt, worauf solcher abgegangen. Item ihrer selbst ein Kalb mit einer Salbe umgebracht.

Schneider Christine gibt zunächst nur ihre Unzucht zu. Bartlin Eckerts Weib sagt aber, sie habe sie bei der Brunenstube gesehen. Sie sei auf einer Geiß gekommen. Darauf bekennt Christine, sie sei vor 20 Jahren im Laster der Zauberei gesteckt. Der Böse sei ihr damals in Gestalt ihres damaligen Mannes entgegengetreten, er habe ihr auf dem Acker geholfen, sei mit ihr heim und habe sie kochen geheißen.

Weil man aus diesem Bekenntnis nur Betrug heraushört, wird sie gebunden und aufgezogen. Dann wird die alte Vogtin ihr gegenübergestellt. Die sagt ihr, sie sei eine Hexe wie sie. Darauf bekennt sie, daß sie sieben Jahre im Laster befangen war.

Hat abermalen fabuliert und ist deswegen wieder ein wenig aufgezogen worden. Anna Schmidt wird ihr gegenübergestellt, die will darauf leben und sterben, Christine beim Tanz gesehen zu haben. Diese will jedoch weiter nichts aussagen. Sie wird wieder aufgezogen und gibt nun zu, sich dem Bösen verschrieben zu haben. Er heißt Spindele, sie kleine Krott. Er habe sie alle Woch zweimal besucht, warnte sie auch vor dem Gefängnis. Beim Tanz mußte sie Lichterstock sein. Habe beim Tanz einen bittern Trunk bekommen, wie Galle so bitter, habe sich ein wenig aufgerichtet, habe aber gleich wieder zünden müssen. — Die Angaben über das Wetter machen sind die gleichen wie bei den andern, ebenso die über das Sakrament.

Anna Hollerin, des Marx Pausch Weib, hat als Buhl den Federle. Vor zwölf Jahren ist er schon zu ihr gekommen. Habe begehrt, wenn sie innerhalb 12 Jahren sterbe, solle sie mit Leib und Seel sein eigen sein, wenn sie aber nicht sterbe in dieser Zeit, solle sie wieder frei sein. Jetzt müsse sie

Digitized by Google

aber Gott verleugnen. Nun bekennt sie Unzucht, Hexentanz, Roß lähmen, Wetter machen. Die letzte Unholdin dieser Serie ist Anna Vetinger oder Salz Anna aus Reiselfingen. Zunächst gibt sie nichts zu, wird gebunden und aufgezogen. Bekennt, daß der Böse von Löffingen her zu ihr gekommen sei. Schwarz gekleidet, schwarzer Bart, schwarzes Pferd. Er heißt Luzifer. Sie habe ihm Leib und Seel übergeben, auf der Brunnenstube getanzt, durch das Küchenfenster auf einer Schürgabel gefahren, den Teufel als Vitzebu und Höllenprinz angebetet, Tiere gelähmt, Wetter gemacht. — Das Todesurteil wurde über alle gesprochen.

Auf dem zweiten Aktenband steht:

Betr.

1. Fürnehmlich einen Mann und fünf Weiber, welche wegen einem auf sie gefallenen Verdacht der Zauberei halber an die Folter geschlagen, auch solcher Maßen sie durch die Peinigung gezwungen, einiges Zauberwesen auf sich bekannt hatten, erbärmlich hingerichtet worden im Jahre 1636.
2. Die über angetaner Todesstrafe von diesen unglücklichen Menschen oder derselben Erbschaft bezogenen Geld- und Gutsstrafen.
3. Ein Anhang von etlich andern für zauberisch gehaltenen Menschen.
   1. Ursula Lohrerin,
   2. Maria Herrin, des Ciliaxen Weib,
   3. Anna Pontin, alle von Reiselfingen.
   4. Schneider Bläsele,
   5. Anna Gsellin,

auf welche man der Zauberei halber einigen Verdacht gefaßt habe. Deswegen selbige auch ohne genugsame Anzeigung zu haben, jedennoch gefoltert, durch die Folter zur Bekenntnis des Zauberwerks getrieben und endlich, ohne einzige vorhergehende Beweisung einer begangenen Zauberei, gleichwie die vorne Bedachten hingerichtet worden sind.

16. Januar 1636.

In Gegenwart des Herrn Dr. Hammar, des Junkers v. Reischach und Schaffners Ziegler wurden sich Angeber und Angegebene gegenübergestellt und vorgenommen. Stadtknechts Weib ist schwanger, sie ist auch nur einmal angegeben worden und wird dimittiert, ebenso eine Schumpin, die andern werden wieder in Haft genommen.

Ursula Loherin, Conrad Beckers Weib von Reiselfingen, ist auf vorgehende Confrontation hin in Güte befragt worden, ob die Aussagen der beiden Angeberinnen richtig sind. Sie hat verneint und ist darauf hin dem Scharfrichter übergeben worden, sie an die Folter zu binden und aufzuziehen. Sie will nicht bekennen. Sie begehrt das zweite Mal, abgelassen zu werden, behauptet aber, unschuldig zu sein, wird wieder angezogen und also mit ihr im Auf- und Abziehen eine Stunde continuiert, endlich ein zwanzig Pfund schwerer Stein angelegt. Als aber die Stunde verflossen, ist sie wieder eingekerkert worden.

Am 8. Januar ist sie wieder vorgenommen und ihr erst gütlich zugesprochen worden. Weil aber solches nicht verfangen wollte, wurde sie

Digitized by Google

wieder an die Folter geschlagen. Ist abgelassen und auf den Stuhl gesetzt worden, dann erneut aufgezogen. Man droht ihr mit dem Pflock, sie will abgelassen werden und die Wahrheit sagen.

Ihr Buhl heißt Federle, komme jeden Dienstag zu ihr. Dann erzählt sie das Gleiche wie viele andere vor ihr, vom ersten Besuch des Bösen, vom Tanzplatz, vom Zauberwerk und gibt zuletzt noch andere an. Sie wird zuletzt vielmal gütlich ermahnt, ob sie dies alles bewendig sein lassen wolle, ob es die Wahrheit sei, ob sie auch niemand Unrecht tue. Darauf bekennt sie nochmalen das Gleiche und will darauf den bittern Tod erleiden.

Des Ciliaxen Weib, Vogtin in Reiselfingen, wird am 8. Januar, nachts um 4 Uhr, vorgenommen und dieweil die Güte nichts bei ihr verfangen will, ist sie dem Scharfrichter zur Tortur übergeben worden. Eine Stunde ungefähr ist sie darin auf- und abgelassen worden. Anfänglich schien sie gleichsam in einer Ohnmacht zu verbleiben und ist wie in einem Schlaf an der Tortur gehangen. Weil auch nichts bei ihr verfangen wollte, ist sie in den Turm zu legen befohlen worden.

Am 9. Januar ist sie nochmals in Güte befragt und alle Gnade ihr angeboten worden, aber nichts hat verfangen. Daher sollte sie von neuem an die Tortur geschlagen und mit Strenge behandelt werden. So wurde eine Stunde mit Auf- und Ablassen zugebracht und ihr ein 20pfündiger Stein angehängt. Weil aber alles nichts verfangen wollen, ist ihr der spanische Stiefel auf eine Viertelstunde angelegt worden.

Am 10. Januar wird sie wieder vorgeführt. Nun ist die Zunge gelöst und sie erzählt ausführlich. Auch sie gibt den Stabhalter Glunk an.

Anna Pontin von Reiselfingen wird vom 9.—12. vorgenommen, gepeinigt und befragt. Sie gibt erst nach langer Peinigung an. Ihre Angaben sind nicht phantasievoller als die der andern, im Gegenteil, denn sie will sogar der Schürgabel in des Teufels Namen befohlen haben, stille zu stehen.

Schneider Bläselin, der am 11. Januar an die Tortur genommen wird, bekennt schon nach einer halben Stunde, daß der Böse in Weibskleidern zu ihm gekommen sei. Dies sei vor vier Jahren gewesen. Er habe die Jungfrau gefragt, woher sie komme, sei mit ihr gegangen und habe sie dann öfters getroffen. Habe ihr Leib und Seele versprochen. Sie seien auf einem Geißbock zusammen auf die Tanzplätze gefahren, sich an dessen Hörnern haltend. Sie seien durch den Kamin geflogen, nachts um 12 Uhr. Er habe viele Bekannte auf den Tanzplätzen gesehen, auch den Stabhalter Glunk. Dessen Buhl sei 20—30 Jahre alt gewesen, schöne und stattliche Kleider angehabt, krause Locken mit einer Spitzenhaube, dickem und glattem Kragen und einem „hinterführ" Hut, samt Wams mit zerschnittenen Armeln. Der Stabhalter sei auch da hoch geachtet gewesen. Er, Bläselin, hätte solang darüber geschwiegen, weil er erhofft, daß er mit dem Stabhalter wieder davon komme und es dann bei ihm entgelten müsse.

Anna Gsellin ist schon seit 20. Dezember in Haft. Man hat sie solange nicht vernommen, weil die einen sie angezeigt, die andern sie wieder entschlagen hatten. Nun gesteht sie nach der Tortur und wird als Hexe dabehalten.

Am 16. Januar 1636 ist das Malefizgericht besetzt mit dem Obervogt Dr. Hammar, Junker v. Reischach, Georg Mann als Stabhalter und

Digitized by Google

14 Richtern. (Schöffen.) Abgeurteilt werden die fünf oben genannten armen Sünder, die vermöge peinlicher und gütiger Bekenntnis sich, wie aus den Extrakten hervorgeht, mit dem verdammten Hexerei-Laster eine Zeitlang und etliche Jahre her befaßt und dadurch vordererst die Majestät Gottes aufs höchste verunehret, neben göttlicher Majestät unsere Liebe Frau und alle Auserwählten Gottes verleugnet, anstatt Gottes den Teufel verehrt und angebetet, das christliche, heilige und selig machende Gebet verworfen und verschimpfet, weltliche hohe Obrigkeit samt christliche Gemeine, auch sich selbsten mit ihrer Zauberei verletzt, Luft und Elemente verunreiniget, Feld- und Baumfrüchte mit Hagel, Reiffen und andern teuflischen Ungewittern beschädigt, vielen Menschen höchsten Schaden zugefügt, allerhand Vieh mit unholdischem Lähmen und Zauberei hingerichtet und stark zugesetzt, neben unterschiedlichen mit ihren höllischen Buhlen verübten Vermischungen begangen, das hochheilige Sakrament verunehret, ausgewustet und in des Teufels Namen eingenommen, ihr Leib und Seel, so am meisten zu bedauern, den höllischen Geistern übergeben, zugestellet und des himmlischen, versprochenen Paradieses und Vaterlandes also beraubt, daß sie viel lieber mit ihren verdammten Geistern in der ewigen Pein zu sein, als eine unholdische Person aus ihrer Gesellschaft zu verraten, versprochen. Als ihnen im Namen des hochgeborenen Herrn, Herrn Vratislaw Grafen zu Fürstenberg, Heiligenberg und Werdenberg usw... mit einhelligem wohlbedachtem Rat, Sinn und Gemüt obgedachte überwiesene Hexen und Hexenmeister kraft eigener Bekenntnis, vermöge geistlichen und weltlichen Rechten, auch habender, hohen Kayserl. Privilegien hiermit condemnieren und verurteilen, daß die Unholden durch den Ratsknecht dem Scharfrichter übergeben zur assignierten Richterstatt geführt und allda zur wohlverdienten Straf durch das Schwert vom Leben zum Tod hingerichtet und folgends zu Aschen verbrannt werden sollen.

Blumberg, 16. Januar 1636.

Betr.

Mathias Glunk von Löffingen, gewesener Stabhalter bei dem Bahr. Fürstenberg. Landgericht.

Er ist angeklagt wegen Zauberei und mit Männern verübter Unzucht.

„Ist ganz unrechtlich, unverantwortlicher Weis durch die Folter zur Bekenntnis des Zauberwerks gebracht worden."

Diese Worte sind nachträglich vor die Akten gesetzt worden. Tatsächlich ist der Fall Glunk ein ganz besonders trauriger Fall. Glunk, der als Beamter schon vielen Malefizgerichten beigewohnt hatte, sah sein Schicksal vor Augen und wehrte sich verzweifelt.

Am 20. Dezember 1635 ist Glunk das erste Mal vernommen worden in Anwesenheit der schon öfters genannten Herren. Er hatte um die Anwesenheit Dr. Vischbachs, des Obervogts von Bonndorf, gebeten; der war aber durch einen Kriminal-Prozeß abgehalten, an diesem Tag zu erscheinen.

Man unterrichtet Glunk zunächst, auf welche Manier er von 9 Personen angegeben worden ist. Er solle sich gütlich accomodieren, man wolle

Digitized by Google

die Schärfe gegen ihn nicht anwenden; er solle aber bedenken, daß man ihm solche Personen unter Augen stellen und mit ihm confrontieren werde.

Der Stabhalter bittet um Gottes Willen, sich nicht zu übereilen, sondern zu Obacht zu ziehen, was für großen Neid und Haß die Hexen gegen ihn tragen, da er selbige gefangen nehmen mußte, sie selbst examinieren half und sie zum Bekenntnis gebracht. Er habe genug erfahren und gesehen, wie mit diesen Leuten prozediert werde, also wenn er sich in diesem Laster schuldig wissen würde, hätte er nicht solange gewartet, sondern sich in anderer Gestalt salviert. Er bittet also nochmals um Gnade, weilen der böse Feind ein Lügner und wohl den einen oder andern angeben kann. Er bittet um die Gnad, daß der von der gnädigen Herrschaft beauftragte Dr. Vischbach als ein unparteiischer Rechtsgelehrter der Confrontation beiwohnen möchte.

Ist seinem Begehr gewillfahrt worden und ein reitender Bote zu Dr. Vischbach entsandt worden.

21. Dezember. Herr Obervogt Dr. Vischbach hat sich abermalen wegen noch habender Maleficanten und Anwesenheit der Amtsleute nicht einstellen können. Weil aber der Criminalprozeß wegen vorstehender heiliger Zeit auf den 22. unumgänglich vorgenommen werden sollte, also hat man mit der Confrontation länger nit innehalten können. Damit aber der Stabhalter sich der Parteilichkeit nit beklagen möge, sind neben Dr. Hammar, von Reischach und Ziegler noch beordert worden: Georg Mann und Theuß Schalk, beide von Blumberg.

Die Angeber werden nacheinander vorgeführt. Ihre Aussagen über Glunk werden vorgelesen. Jeder wird nochmals erinnert, die Wahrheit zu sagen. Sie bleiben bei ihren Aussagen und wollen darauf leben und sterben. Die alte Vögtin allein sagt, sie sei für sich bereit zu sterben, was sie aber über Glunk angegeben, sei nit wahr. Man brachte sie ins Gefängnis zurück, um sie später nochmals zu foltern. Als wieder vorgeführt wird, kommt sie auf ihre ersten Angaben zurück. Glunk bittet die Frauen, ihm nicht Unrecht zu tun. Zu Braun Anna sagt er, sie wisse wohl, daß sie solches nie gesehen. Sie darauf: man habe ihr auch also getan. Sie bleibt bei der Beschuldigung, wird aber dem Beichtvater übergeben.

Die ordentlicher Weis vorgenommenen Confrontationen sind beendigt. Der Stabhalter wird nochmals in Güte erinnert, er habe nun ausführlich von den vorgestellten Personen klar vernommen, wessen er beschuldigt wird und solle jetzt nichts verschweigen. Daher solle er, ein verständiger Mann, welcher den Gnädigen Herrschaften angenehm gewesen, zuvörderst Gott vor Augen nehmen und die Herrschaft um Gnad bitten, deren er um Gottes willen genieße und solche empfangen werde.

Worüber sich der Stabhalter in aller Demut erklärt mit diesen Worten: habe sich anders besonnen, wolle in gnädigster Herrschaft Gnad und Ungnad leben und sich in aller Untertänigkeit darein ergeben.

Am 15. Januar ist er wieder confrontiert worden mit neuen Angeberinnen. Sowohl der Pfarrer zu Blumberg als der zu Riedböhringen wurden in ihrer Eigenschaft als Beichtväter der Hexen vernommen. Es diente auch dies nicht zur Entlastung.

Digitized by Google

19. Januar. Ist Stabhalter morgens, nachdem er abends sich ganz angelegt hatte und dem Wächter befohlen hatte, ihm das Eisen und das Schloß anzulegen, da er nit gern sehe, wenn er seinetwegen in Gefahr käme, zwischen 5 und 6 Uhr, als es noch nicht Tag gewesen, entflohen. Als der eine Wächter die Eimer zum Schloß herein getan, dem andern aber befohlen hatte, Wasser aus dem Brunnen zu holen, war Glunk allein in der Stube gewesen und hatte ohne Zweifel das eine Schloß vorher offen gehabt, was er mit einem Nagel getan hat, den man nachher bei ihm fand. Er hatte sich von der Stube aus nach der hinteren Kastei zugewendet und ist durch das „haimbliche" Gemach auf zweieinhalb Klafter hoch hinabgelassen ohn jedes Seil, und dann in der Halde gegen Fützen zu gelaufen. Weil er aber durch den Bach gehen müssen, und teils Ort etwas Schnee gewesen, auch ihm gleich albald mit der ganzen Gemeind nachgefolgt wurde, ist er durch Jakob Kuhn, Hanns Sattler und Mathies zuerst gefunden und dann von der ganzen Gemeind in das Schloß zurückgeführt und in sein alt Ort gesetzt worden. Zur Erkundigung der Wahrheit sind hernach manche vernommen worden, insonderheit die, so die Wache gehabt.

29. Februar 1636.

Es sind nun 13 Personen, von denen Glunk der Zauberei wegen beschuldigt wird. Dr. Klinglin, beider Rechte Doktor, von der gnädigen Herrschaft beordert, sagt ihm, daß er auf Wunsch des Grafen von Fürstenberg die Untersuchung übernommen habe, wie er, Glunk, es ja selbst auch gewünscht. Nun werde er sich ja wohl erinnern können, weswegen er hier sei und daß er 13 Denunziationen so leichtlich nicht widerlegen könne. Er solle also Gott die Ehre geben, dem Teufel widersprechen und sich mit dem Bekenntnis bequemen, damit zunächst seiner Seele Heil wieder zuweggebracht und man wider ihn die Schärfe nicht anwenden müsse. Solches, um desto besser ins Werk zu richten, solle er sich mit dem heiligen Kreuz bezeichnen, hernach das Vater unser, Ave Maria, christlichen Glauben und zehn Gebote sprechen. Nach solchem ist er befragt worden, wie lang er hinter dem Hexenwesen her sei. Darauf er geantwortet, sei niemals darhinter gewesen. Herr Dr. Klinglin hinwider: die indicia und denunciationes seien aber so stark, daß man ihm nit glauben könne. Stabhalter darauf: wenn man auf der hingerichteten Hexen Sag gehen wolle, könne dies jeder Bauer. Er wolle da nicht sitzen, wo er Befugnisse gehabt. Dr. Klinglin: Gott habe der Menschen Herz in seiner Gewalt und könne solches richten und lenken nach seinem Willen.

Dr. Hammar sagt ihm nochmals, daß er befragt wird, weil Anzeigen gegen ihn vorliegen.

Glunk will nichts gestehen, sagt, wenn noch hundert auf ihn bekennen wollten, wäre es doch nit wahr und habe ihm sonderlich Herr Dr. Hammar gesagt, die von Schellenberg sei allbereits eingezogen, examiniert und habe auf ihn bekannt. Solches sei aber nit wahr. Dr. Hammar widerspricht solchem: dies sei nicht richtig, gehöre auch gar nicht daher. Man habe eben besondere indicia, so ihn in diesem Laster verdächtig machen. Erstlich, daß er beim ersten Malefizgericht geweint, als er den Stab gebrochen, zweitens, weil er so melancholisch und traurig gewesen und drittens: als er von

Digitized by Google

Schaffhausen gekommen, habe er gefragt, welche Personen ferner angegeben seien. Viertens: wenn es eine rechte Sache wäre, warum er dann den Prozeß nicht erwartete, sondern aus dem Gefängnis sich losmachen wollte. Fünftens: warum er sich bei der ersten Confrontation der Herrschaft Gnad und Ungnad ergeben wollte, wenn er sich unschuldig fühlte?

Stabhalter zu Nr. 3: man solle ihm diejenigen, die er gefragt, unter Augen stellen. Zu Nr. 4 sagte er: Herr Dr. Hammar wisse darin Bescheid, ihn habe er gebeten, seinen Sohn nach Meßkirch zu Ihrer Exzellenz zu nehmen. Dies sei seinem Sohn nicht vergönnt worden und es sei keinerlei Bescheid gekommen.

Darauf Dr. Hammar: er habe seinen Sohn nit aufgehalten und für sich nur den Bescheid bekommen, Ihrer Exzellenz alles zu referieren. Herr Dr. Klinglin erinnert ihn, lieber zu sagen, wie lang er beim Zauberwerk sei oder der Scharfrichter müßte seine Arbeit tun. Dagegen Stabhalter: müsse es geschehen lassen, habe aber nie kein Hexenstück begangen, es werde sich auch nit finden, daß er einige Gemeinschaft mit den hingerichteten Hexen gehabt und seien ihm die Angeberinnen spinnefeind gewesen. Es habe ihn doch ein Teil wieder entschlagen. Weilen ihm aber vorgehalten worden, daß sie dessen bei den Priestern wiederum bekenntlich gewesen und sie darauf gestorben seien, sagt Stabhalter: wenn sie darauf gestorben, werden sie ewig verdammt sein. Er habe sich mit keinem Teufel verbunden. Darauf werden ihm die Umstände, wie sie angegeben, nochmals vorgehalten. Er hat sich aber entschuldigt und gesagt, er habe bei der Confrontation keine Widerrede machen dürfen, er sei unschuldig angegeben. Dagegen: man könne ihm nicht glauben. Ist also abermalen mit Beispielen darauf aufmerksam worden, wie liederlich die Leute sind und sonderlich, wie sie sich der Geilheit ergeben.

Er behauptet weiter, unschuldig zu sein, wird dem Scharfrichter übergeben und etwas aufgezogen. Sagt nichts anders, als sei nie dabei gewesen. Wenn er schwätzen würde, täte er dies doch nur der Tortur wegen und würde nit wahr sein. Als er mehr aufgezogen wird, sagt er, man könne ihn ja gleich hinaus führen und hinrichten lassen.

Herr Dr. Klinglin dagegen: man müsse zuvor sein Bekenntnis haben; man hätte zwar seines Ausbruchs und der begangenen Ehebrüche wegen genugsame Ursach.

Glunk: sei fälschlich und wenn er von tausend statt von hundert angegeben würde. Er habe jetzt ein viertel Jahr wohl abgebüßt, wolle aber nichts desto weniger gern sterben, bittet, man solle ihn niedersitzen lassen, er wolle doch bedenken, ob angezeigte Ursach ihn zum Ausreißen bewegt habe. Er sei kein Hexenmeister, aber sonsten ein armer Sünder. Bittet um Gottes Willen, man solle ihm auch glauben.

Dagegen Dr. Klinglin: Glunk sei ja selbst ein Richter gewesen und wisse wohl, wem man glauben solle oder nit. Sonderlich weil er ausgerissen, habe man größere Ursach, so mit ihm zu prozedieren, solle derentwegen in sich selber gehen und die Wahrheit sagen, ehe die Schärfe ferner genommen werde und auch bedenken, daß er sich bereits der gnädigen Herrschaft Gnad

Digitized by Google

und Ungnad ergeben. Glunk widerspricht anfänglich und sagt, man solle ihm raten, wie ers jetzt anfangen solle.

Darauf Dr. Klinglin: solle bekennen, wie er hinter das Hexenwesen gekommen. Inzwischen aber und solange er negiere, könne man, weilen der testimonia soviel, mit der Tortur nicht aussetzen. Welches aber alles nicht verfangen wollen, daher etwas besser aufgezogen worden. Glunk bittet nun, man solle ihn ablassen, er wolle bekennen, was er wüßte.

Darauf er abgelassen und gesagt: hätte niemalen keine Hexereien, aber sonst viel böse Streich begangen, sonderlich mit der Sodomiterei sich belastet, indem er wider die Natur, aus lauter Mutwille mit Mannspersonen sich verfehlt. Und solches vor 12 oder 14 Jahren mit einem seiner Knechte, ohne ihn dafür zu bezahlen. Das Gleiche habe er noch mit andern begangen.

Weilen er ferner nichts bekennen wollte, sondern weiter darauf bestand, daß er mit der Zauberei nichts zu schaffen habe, wurde er wieder aufgezogen. Spricht weiter: er wisse wohl, daß er der angegebenen Missetat wegen sein Leben verwirkt habe, wolle auch gern und willig ausstehen, was ihm deswegen das Urteil bringen werde. Bittet um Gottes Willen, ihn der Tortur zu entlassen, denn wenn er schon der Zauberei wegen etwas bekennen würde, solches doch nit wahr sei.

Bei also verspürter Halsstarrigkeit wird er abermalen etwas anzuziehen befohlen. Er hat sich dann bald anders bedacht und ihn herabzulassen gebeten, vorgebend, er wolle bekennen, was er jemals delinquieret habe, zumalen er darüber zu bekennen, schon begonnen habe.

„Vor zwei Jahren sei ihm bei Seppenhofen der böse Feind begegnet, mit Felleisen und wollte bei ihm übernachten. Er habe darauf das Felleisen mit sich heim genommen. Der böse Feind sei dermalen aber nicht, sondern erst nach einigen Tagen zu ihm gekommen und habe das Felleisen verlangt. Weil aber das Geld, was darin gewesen sein sollte, nicht mehr da war, sollte der Stabhalter es ersetzen. Er hatte kein Geld und mußte deshalb Leib und Leben versprechen, sonsten wollte der Böse ihn zerreißen und verzerren.

Das zweite Mal sei der böse Feind zwischen Rötenbach und Löffingen, wie ein Soldatenweib gekleidet, eine Stunde nach Betzeit zu ihm gekommen. Nach Vermischung habe sich die Weibsperson in eine Mannsperson verkehrt und geschrien, er müsse jetzt sein werden, was er ihm versprochen habe.

Acht Tage nachher sei der Böse in Mannsgestalt wieder gekommen, und er habe Gott verleugnen müssen und weil er erst nicht wollte, sei er geschlagen worden. Das vierte Mal ist er wieder in Soldatenweibskleidern zu ihm gekommen. Ein Monat später sei ihm der Tanz zum ersten Mal in seinem Haus angesagt worden und er darauf auf seinem braunen Roß durch ein Loch zum Stall hinaus auf den Ahlenberg geführt worden. Allda war eine Hochzeit; ein Tisch voll Leute, darunter diejenigen, die ihn angegeben hätten. Nach einer halben Stunde ist er auf dem Roß wieder heim. Habe sonst keinen gekannt, er würde sie sonst angeben, da seiner ja auch nicht geschont wird. Nach weiteren 14 Tagen ist er auf dem Stecken zum Tanz gefahren. Die gleichen Hexen waren wieder da. Er sei mit seiner Buhlen obenan gesessen. Dies alles war vor zwei Jahren. Es wird ihm

Digitized by Google

vorgehalten, daß dies schon länger her sein müsse. Man sei mit seinen Aussagen noch nicht zufrieden. Damit er aber sich etwas bedenken könne, so wolle man ihn erst ins Gefängnis zurückführen.

Am 1. März vormittags vorgeführt, ermahnt, seine bisherigen Aussagen vorgelesen. Er fügt hinzu, daß der böse Geist mit großem Getümmel verschwunden sei. Einmal habe er ihm unter den rechten Arm einen Griff getan, daß er vermeint, der Arm schweiße, wisse nit, ob er dort ein Zeichen habe. Beschreibt nochmals wie oben den Hexentanz. — Sein Weib sei wegen Krankheit abgesondert gelegen, habe von seiner Abwesenheit keine Wissenschaft haben können.

Bekennt Ehebrüche mit den Angeberinnen.

Habe von seiner Buhlen Samen bekommen, um Ungeziefer zu säen, wäre aber nichts daraus erfolgt. Das Pulver, was er den Leuten, besonders seinem Weibe eingeben sollte, damit sie unsinnig werde, habe er verbrannt. Die Zauberfalbe habe er, nachdem ihm selbst ein Füllen darauf gegangen, weggeworfen. Zweimal sei er auf dem Geißbock geritten, habe Hagel gemacht durch Ausschütten einer Zauberbrüh. Hätte vom diesjährigen Hagel schon vorher gewußt. Hätte sich mit dem Buhl nicht immer vermischen können, deshalb sei er geschlagen worden. Auf den Tanzplätzen sei solch teuflisches Wesen, daß man schier keine Person gewiß erkennen möge. Er könne sonst niemand angeben als die, so ihn selbst angegeben hätten.

Sonsten, weil ihn die beiden Wächter alle Nacht mit Weihwasser besprengt, habe sein Buhl ins Gefängnis nit zu ihm kommen können. Aber einmal sei in einer Nacht vor dem Schloß ein solch Gerumpel gewesen, daß er vermeint, es falle ein großer Scheiterhaufen darnieder. Der Böse habe ihm auch nit angezeigt, daß man ihn beifangen werde, wolle sonst nit dasitzen, hätte sich wohl mit der Flucht gerettet. Nach solchem wird er nochmals nach den Mitgespielen gefragt, sonderlich ob er die von Schellenberg bei den Zusammenkünften gesehen habe. Weil er darüber nichts bekennt, sondern seiner vorigen Meinung beharrt, daß er niemand sonst erkannt hat, wird er dem Scharfrichter übergeben und angezogen. Er bleibt aber bei seinen Aussagen.

Herabgelassen, wird er gefragt, ob dies alles, was er nun gesagt, die lautere Wahrheit sei. Er sagt erneut, die andern hätten falsch gegen ihn ausgesagt. Er soll nun abgeführt werden, bittet aber noch, daß man den Wächtern von seiner Hab etwas gebe, dem einen den Mantel, dem andern die Stiefel, was ihm bewilligt wird.

Und wieder vorgeführt und nach seiner Sodomie befragt, gibt er nähere Auskunft darüber. Das ganze Protokoll wird ihm nochmals vorgelesen; er will bei dem Bekenntnis bleiben, will darauf leben und sterben, ist auch in ziemlicher Hoffnung das ewige Leben zu erlangen. Dann wird er hinweggeführt.

Am 3. März 1636.

Gezeichnet von 7 Männern und von Dr. Klinglin und Dr. Hammar.

Das Urteil lautet:

Demnach Mathias Glunk, gewester Stabhalter zu Löffingen, vermöge eigener, gütlich und peinlich getaner, nunmehr auch gerichtlich abgelassener

Digitized by Google

Bekenntnis vor etlichen Herren bei währender Ehr und darinnen erzeugter Schinderei, zu verschiedenen Malen sodomistische Mißhandlungen verübt wider die Natur und außerhalb der Christenheit, mit dreien verschiedenen Mannspersonen sich fleischlich vermischt, dabei die verdammte, hochsträfliche Zauberei wirklich angenommen und dadurch die Macht Gottes aufs höchste verunehret, auch neben der allerhöchsten Mutter und aller andern Auserwählten Gottes verleugnet, Leib und Seel dem höllischen Geist übergeben, das christlich seeligmachende Gebet verworfen, weltliche, hohe Obrigkeits-christliche Gemeind und sich selbsten mit bereuter Zauberei beschädigt, so, daß neben unterschiedlichen, mit seinem höllischen Buhl verübten Vermischung mit etlichen seiner unholdischen Mitgespielen, sowohl bei den Tanzplätzen als sonsten unterschiedlichen Ehebruch begangen, und aus dem Gefängnis vor der gerichtlichen Bekenntnis auch ausgerissen; so ist ihm durch verordnete Stabhalter und Richter anstatt und im Namen hochgeborenen Herren, Herrn Vratislaw, Graf zu Fürstenberg, unseres gnädigen Landgrafen und Herrn, mit einhelligem wohlbedachtem Rat kund getan, daß er kraft abgelassener, eigener Bekenntnis und nach Ausweisung des geistlichen und weltlichen Rechts, sonderlich aber Kayserl. Peinlicher Halsgerichts-Ordnung und habender hoher, obrigkeitlicher Freiheiten ihn, Matthias Glunk, hiermit condemnieren und verurteilen, daß er durch den Stadtknecht dem Scharfrichter übergeben, zu assignierter Richterstatt geführt und allda zu wohlverdienter Straf, andern aber zu einem Exempel und Beispiel, durch das Feuer vom Leben zum Tod gestraft und zu Aschen lebendig verbrannt werden soll.

Hintenachen aber um Gnad und Milderung dieser Criminal-Sentenz unterthänig, inständig gebeten und vor hochgedachter Ihrer Exzellenz, unseres gnädigen Herrn und Landgrafen Gewalthaber, solches erhalten worden. So solle er Matthias Glunk, auf verordneter Richterstatt durch den Scharfrichter vorderst mit dem Schwert vom Leben zum Tod hingerichtet, hernachen aber zu Aschen völlig verbrannt werden.

Blumberg, 4. März 1636.

Wer sich in diese lebensnahen Hexenprozesse einzuleben versucht, dem wird die Psyche der armen Opfer immer klarer und verständlicher; sie ist m. E. eine sehr einfache. Die als Unholde angeklagten Frauen und Männer konnten nicht hexen, sie waren an die Naturgesetze gebunden wie andere Menschen auch. (Sie hätten sonst sicher sich oder das Gericht verzaubert.) Sie waren wohl allesamt Menschen, die irgendwie gegen die Sittengesetze gefehlt hatten, ja, sich vielleicht auch schon öfters strafbar gemacht hatten. Es ist ebenso nicht ausgeschlossen, daß sich auf den Tanzplätzen ab und zu eine Gesellschaft traf, die Ausschweifungen nicht abhold war, doch werden auch diese Zusammenkünfte von den meisten Forschern in die Phantasie der Hexen verlegt.

Es war die Zeit des 30jährigen Krieges. Auch in der Baar lag eine große Soldateska in den Winterquartieren. Ob einige Kriegsknechte in das Schicksal der einen oder andern Frau eingegriffen haben, mag dahin gestellt bleiben. Auf jeden Fall spielt in der Phantasie das Soldatenkleid

Digitized by Google

eine Rolle, was wir in Prozessen vor dem 30jährigen Krieg nicht finden. Alle Aussagen über Hexen und Zauberwerk sind Ergebnisse der Folter.

Unter den wahnsinnigen Schmerzen, welche die Tortur bereitete, wurden die Menschen körperlich und geistig zermahlen. Sie spürten das Reißen ihrer Sehnen, hörten das Knirschen ihrer zerdrückten Knochen und warteten mit verhaltenem Atem, ob dieser Schmerz, der wohl kaum mehr gesteigert werden konnte, nicht bald nachlasse. Und wenn sie dann Atem holen mußten, da entschlüpfte ihnen die Bitte, herabgelassen zu werden. Wahrscheinlich schrien sie auch diese Bitte oder brachten sie stoßweise heraus. Die Akten erzählen darüber nichts. Die Armen versprachen, zu bekennen. Und nun saßen sie auf dem Stuhl, die Gelenke schwollen an, das Herz tobte oder drohte zu versagen — schon fing das Fieber an, den Körper zu schütteln —; der Kopf aber war leer. Nun begann das Fragespiel und sie antworteten, um nur nicht wieder angebunden zu werden. Und hatte einer die Tortur mehrere Male ausgehalten, der war sicher zuletzt ganz mürbe, ganz widerstandslos. War der Körper so widerstandsfähig, nicht beim ersten Mal zusammenzubrechen, so taten mehrere Aufzüge ihre Schuldigkeit. Wenn der schmerzende Leib dann im Kerker lag, hatten die Menschen nur noch den einen Wunsch: zu sterben, möglichst rasch zu sterben, damit es kein Erwachen, keine Folter mehr gebe. Sie antworteten auf alle Fragen die ihnen gestellt wurden, je nach Phantasie und Intelligenz, in einer gewissen Einförmigkeit allerdings, die aber bedingt war durch die festgesetzten Fragen und die dem Volk geläufigen Schilderungen der Hexentänze und Zaubereien. Hätten die Richter aber ausnahmsweise einmal gefragt, wie es auf dem Mond aussähe, sie hätten sicherlich auch darüber mehr oder weniger ausführliche Erzählungen bekommen. Jedes Sprechen verzögerte ja die neue Tortur, war also für den Augenblick das einzige Mittel zum Fernhalten neuer Schmerzen.

Aber die Fragen versiegten, es versiegte auch die Phantasie und schon hatte man sich schuldig bekannt. Was tats? Verloren war man doch — jede Lebensenergie gebrochen — der Leib geschändet, die Seele krank.

Rätselhaft ist aber die Psyche der Richter. Waren sie derart befangen in religiösem Wahn, daß sie diese Bekenntnisse in Wahrheit glaubten, oder waren sie solche Rohlinge, daß sie unberührt ihres Amtes nur walteten oder fürchteten sie sich davor, selbst der Zauberei verdächtigt zu werden, wenn sie skeptisch diesen Aussagen entgegentraten? Man kann aus der Zeit heraus wohl verstehen, daß der richterliche Augenschein auf den Tanzplätzen unterbleiben mußte, daß das Anrufen des Teufels vor Gericht nicht gewünscht wurde; nicht verstehen kann man aber, daß viele Angaben auf ihre Richtigkeit hin nicht geprüft wurden und auf die Aussagen der Angehörigen überhaupt kein Wert gelegt wurde.

Wir wollen zugunsten der Priester und Richter annehmen, daß sie so beschränkt waren und keine Gewissensskrupel über Anklage und Urteil sie überkamen. Welch ein Konflikt müßte sonst in ihrer Seele gewesen sein!

Wie aber die Tragik sich auch in die Reihen der Richter einschlich, sehen wir an dem Fall Glunk. Er hatte zwar nur eine Art kleiner Gerichtsbarkeit ausgeübt, er hatte jedoch Festnahmen vorgenommen und war bei dem Verhör der „Hexen" zugegen, er hatte zum Schluß den Stab zu

Digitized by Google

brechen über den Verurteilten. Hatte er vorher noch an die Richtigkeit eines Hexenprozesses geglaubt, so wurde ihm ein schauerliches Erkennen am eigenen Leib, wie solche Bekenntnisse zustande kommen; denn gerade bei Glunk erkennen wir ganz deutlich die Linie, die wahre Aussagen von erpreßten Geständnissen trennt.

Ein Hexenprozeß war nicht nur eine aufregende, er war auch eine kostspielige Angelegenheit. Der Hingerichtete bezahlte nicht allein mit seinem Leben, sondern auch mit seinem Vermögen, das nach seinem Tode eingezogen wurde. Die Familien verarmten, und keine Prozeßführung half ihnen. Es ist dies noch ein weiteres trauriges Kapitel der Hexenprozesse. Man stößt in der einschlägigen Literatur oft auf die Meinung, daß die Beschlagnahme des Vermögens Vielen Anlaß dazu gab, möglichst zahlreiche Hexen abgeurteilt und verbrannt zu wissen. Das Vermögen wurde bis ins Kleinste aufgenommen und beschlagnahmt. Es gehört dem Herrn, der die Gerichtsbarkeit ausübte. Alle andern mußten ihre Forderungen einreichen. Eine Rechnung des Scharfrichters gibt uns Einblick in das System. Sie lautet:

Erstlich pro examine 33 malefizische Personen, so 1635 und 1636 gerichtet worden, tut . . . . . 45 fl.
Item 33 hingerichtet und zu Brennen von jeder Person 5 fl., tut zusammen . . . . . 165 fl.
Item Hanns von Achdorf mit dem Schwert gerichtet, tut dafür . 2 fl.
Item zwei Personen von Bachen, der eine mit Ruten geschlagen, der andere ledig gelassen . . . . . 1 fl.

Von der Familie Glunk z. B. sind zahlreiche Eingaben und Beschwerden geschrieben worden; ein Sohn gebraucht solch heftige Worte, daß er festgenommen werden soll, ein anderer, der durch das Unglück gezwungen war sein Studium aufzugeben und zum Soldatenstand überzutreten, bittet inständig für seine alte, verarmte Mutter. Das nähere Eingehen auf diese Folgeerscheinungen der Hexenprozesse würde über den Rahmen dieser Arbeit hinausgehen. — Es führt zu sehr hinein in die Einzelbelange der betroffenen Familien. Die Gesamtheit der Einzelschicksale, das Verarmen und Verelenden der vom Unglück heimgesuchten Geschlechter gibt aber dem Kulturbild von damals jene unheimlich dunkle Untermalung, die den Eindruck des Grauens bei uns hervorruft.

Digitized by Google

Volkskundliches aus der Zimmernschen Chronik.

Von Rudolf Kapff, Urach.

Abgesehen von den deutschen Schriften des Mystikers Heinrich Seuse ist die älteste, reichlicher fließende literarische Quelle für schwäbisch-alemannische Volkskunde die Zimmernsche Chronik. Sie ist im Jahr 1566 oder 67 in Meßkirch abgeschlossen worden. Und obgleich sie wenigstens zu einem Teil aus adliger Feder stammt, tut dies ihrer Volkstümlichkeit durchaus keinen Eintrag. Reden und schreiben doch diese Freiherren v. Zimmern in ganz naiver Weise von Trinkgelagen und Abenteuern „im Frauenzimmer", von großen Reichstagen und Hoffesten, von Sagen und Schwänken nicht anders, als wären sie Bauern, nur eben um eine gesellschaftliche Stufe gehoben, aber in ihrem Denken und Fühlen ganz bodenständig trotz dem leichten humanistischen Firnis, der, wenn auch immer wieder geflissentlich ins Licht gerückt, doch nur wie eine dünne Schicht über dem Urgestein derbschwäbischer Geistesart lagert.

Besonders auf dem Gebiet der Sage enthält die Chronik vieles, was sonst von Aufklärung und Industrialisierung längst unwiederbringlich weggeschwemmt worden ist. Dafür einige nach religionsgeschichtlichen Gesichtspunkten aufgereihte Beispiele. Wie in der ganzen schwäbischen Sage spielt auch bei den in der Zimmernschen Chronik überlieferten die geschichtliche Sage eine ganz untergeordnete Rolle. Das ursprünglich-Religiöse besonders nach seiner numinösen, d. h. die übersinnliche Macht in überragend schrecklicher, unholder Weise zeigenden Seite hin, steht völlig im Vordergrund. Und zwar ist die übersinnlich-„ungeheure" Macht nicht etwa bloß in Menschengestalt geglaubt, als Wodan-Muete, Donar oder Ziu; es stehen vielmehr viel ältere religionsgeschichtliche Horizonte an, bis hinunter zum Fetischismus, zu der Primitivstufe religiösen Gestaltens, auf der der einfache Mensch die übermenschliche Macht in einem leblosen Gegenstand sich offenbaren sieht. Auf diese Stufe gehört die Sage vom Wunderstein am Blautopf bei Blaubeuren, die in Mörikes „Hutzelmännlein" in freier Weise wiederkehrt. Sie ist im Wortlaut der Zimmernschen Chronik III, 108, in meinen „Schwäbischen Sagen" (Diederichs, Jena 1926), Seite 106 f., abgedruckt. Die numinos-gefährliche Seite an dieser übersinnlichen Macht wird durch den letzten Satz der Sage

Digitized by Google

besonders deutlich beleuchtet: „Wie sie nun baide vermerkt, daß die Craft von dem Stain herraich, do haben sie nach langer Beratschlagung und Erwegen, was sie mit diesem Stain, als aim kostlichen Erbkleinat anfahen wellten, sich letstlichen dohin entschlossen und bedacht, was Nachtails und Übels ire Nachkommen und Erben hiemit anstiften möchten, dardurch ir Geschlecht in Spott, Unehr und höchst Verderben gefürt kund werden, darumb sich beraten, daß sie des Stains und seiner Tugent und Kraft sich wolten verwegen und verzeihen[1], und darmit warfen sie den Stain ainhelliglichen in den Ursprung der Blaw, welcher dann vil Claffter dief, und niemands sorgen darf, daß ihn etwar[2] wiederum vom Grund herauf bring."

Da der Stein, der in dieser Sage der Träger der übernatürlichen Kraft ist, völliges Naturstück ist, an dem noch keine Menschenhand etwas getan hat, so liegt hier das älteste Urgestein primitiven Glaubens zutage. Schon etwas jünger ist der Glaube an einen von Menschenhand bearbeiteten lebloſen Gegenstand als Vermittler wunderbarer Kraft in der Sage von der eichenen Scheibe in der St. Jörgenkapelle im „Weiler an der Tonow"[3] (Z. Chr. II, 364; meine „Schwäbischen Sagen", S. 116). Ihre „Form und Größe" ist „wie ain zimlicher Faßboden", ihre Kraft besteht darin, einen versunkenen Leichnam in der Tiefe des Flusses aufzufinden. Auch gibt es noch weitere solcher Scheiben „an der Tonow, sonderlichen aber bei denen Kirchen, so in der Ehr des lieben hailigen Ritters S. Jörgen seien geweiht". Alle diese Sagenzüge legen es nahe, dabei an einen leicht kirchlich überkünchten Sonnenfetisch zu denken.

Die nächstjüngere, totemistische, d. h. tiergestaltige Stufe der Frühreligion ist in der Zimmernschen Chronik nur schwach vertreten. Einmal erscheint der Rabe als Totenvogel (IV, 169) in Mößkirch auf dem Turm am Schloß, in dem der sterbende Graf Gottfried Werner von Zimmern lag, ein „feurin Vogel zu Ahelfingen[4] uf dem dach" des Schlosses in derselben Eigenschaft (III, 50), der Hase als böses Vorzeichen und ein Geist auf der Reichenau, der erst als „ein brüllender Ochs, nachgehends in einer andern Gestalt, zum drittenmal wie ein groser, faister Münch in der Kuten" sich zeigt (IV, 89). Zweimal kommt der Drache vor: das eine Mal als numinose Macht, die aber dem Menschen nichts zu leid tut; vielmehr ist er nur „an die Kirch zu Büttelschieß geschossen, da soll er sich angestoßen haben, daß er geschweißt. Solcher Schweiß ist an der Kirchen von unvordächtlichen Jahren bis uf den heutigen Tag bliben, und do es schon vilmals seithero darüber ist gedunchet und geweisget worden, so sicht doch der Schweiß hindurch und laßt sich das Wunderwerk Gottes nit verbergen" (II, 154). Das andre Mal ist „ain groser Drach oder Wurm, der dem Grafen oder der ganzen Landschaft ein Beschwerdt", Anlaß zum Bau einer Kapelle auf Eberstein im Murgtal (IV, 114); „bald darnach ist das Gewurm verstrichen". Die einzige ausgeführte, wenigstens wegen der Parallele mit der

[1] verzichten. [2] irgend jemand.
[3] Heute Thiergarten bei Sigmaringen.
[4] Hohenalfingen bei Aalen.

Digitized by Google

Hamelner Sage wahrscheinlich als solche anzusprechende Tiersage ist die Sage vom Rattenfänger von Mößkirch (III, 196). Allerdings steht in der Mößkircher Sagenwendung ausdrücklich nichts von einer Macht des Rattenfängers über Menschenseelen, sondern nur über die Tiere. Aber ein bedeutsamer magischer Zug an der Sage ist es, daß der „Abenteurer ... als nun die Christnacht kommt, alle Gaßen und Gäßle durchgat in dem ganzen Flecken; das trib er die ganze Nacht biß Mitternacht, daß man Schrecken läute umb zwelfe. Do gieng er user der obern Stat uf das Markbrucklin und verbannte die Ratzen ußer der Stat". Die Sage von der Rottenburger Luftfahrt auf dem Kalb (II, 30) gehört in den Kreis der Luftunholdinnen. Die Beziehung zum Venusberg, als dem Ziel der Fahrt, ist wohl spätere, zufällige Zutat. Schlangensagen fehlen in der Zimmernschen Chronik auffallenderweise ganz; ebensowenig spielt die Maus oder das Käuzchen als Seelentier irgendwelche Rolle.

Um so reicher ist die Chronik an menschengestaltigen Sagen: Erdmännchen, Wasserfrauen, Hexen, Wilder Jäger und Muetes Heer. Ihre ganze harmlose Freude am Drolligen entfalteten die Chronikschreiber in den Erdmännleinsagen, dieser anheimelnden Gestaltung der faszinosen, den Menschen an sich lockenden Macht der Mutter Erde. Die Erdleutlein helfen backen, wie im Schloß zu Büdingen (IV, 134) in Gestalt „ains kleins barfets Mändles, ungefarlichen einer Elen lang; das stund in Taig, knet den, macht nachgends das Brot daraus, schieß es ein ... darzu wardt das Prot bösser und geschmackter". Sie hüten Schätze; so lebt im „Heberberg im Hegew", d. i. im Hohenhöwen, eines, „das warte uf ain, so Hans haiße" (II, 342). Auch mit dem Wasser haben sie gelegentlich wenigstens gute Nachbarschaft, z. B. in Herrenzimmern bei Rottweil a. N., dem Stammsitz der Chronikschreiber, „an der Halden ob dem Scheurbronn, neben dem Schloß, haben sie vil Wonung im Berg gehabt, insonderheit umb den Bronnen an derselbigen Seiten des Bergs, so noch auf den heutigen Tag genannt wurt des Erdenmendlis Bronnen" (IV, 132). Von den Schätzen der Erde schenken die Erdenmännlein gerne. So bekommt die im Wochenbett liegende Frau des Stuttgarter Hofschuhmachers Kinspach von dem Erdmännlein, dem Urbild von Mörikes Hutzelmännlein, „ein kupferin Kessel" angeboten, „da sie nit gesehen, was im Kessel gelegen, und haben damals vil verstendiger und erfarner Leut nit anders vermaint, dann es sei vil Gelts oder Geltswert im Kessel gewesen oder aber der Kessel hab ein wunderbarliche Art und Tugendt an ihme gehapt". Einen leicht numinosen, abschreckenden Zug enthält die Sage darin, daß die Frau „ab ime so übel erschrocken, daß sie ir nit enthalten künden, sonder überlaut anfahen schreien, darab das Erdenmendle erzürnt ..." (IV, 136). Ja, die Volksdichtung hat sich mit diesen heimeligen Gestalten so gerne befaßt, daß die Chronik (IV, 114) einmal eine ganze Erdleutlein-Novelle enthält: „Bei Zeiten des frommen Graf Bernharten von Eberstain ist gar ain andechtige, erbare Fraw im Clingel[5] gewesen, die der Capellen gewart mit beschliesen und Amplnanzünden. Im Jar 1517 hat sich begeben, als die guet

[5] Kapelle bei Eberstein.

Digitized by Google

Fraw schlafen gangen, ist gar nahe umb Mitternacht was an ir Behausung komen und anklopft. Sie ist ufgestanden und an das Fenster gangen und gefragt, wer da seie. Do hat sie ein alten Mann, wie ein Ordensmann in einem langen, weisen Rock gesehen, der hat ein weisen Part biß uf die Gürtel gehapt, umb ihn und hünder ihm seien bei acht oder zehen Personen gewesen, kleine, kurze Leutle, ihres Erachtens Weibsbilder, haben schwarze Claider angetragen, wie die Closterweibsbilder, und ihr iedes ein Laternen in der Handt mit einem brinenden Liecht. Der alt Mann hat die Frawen gebetten, daß sie unbeschwert ihnen die Capellen öffnen, des wellen sie ihr lohnen. Die Fraw hat sich angelegt, ist herab zu ihnen gangen und die Capellen geöffnet. Do hat sie mit dem alten Man geredt; der hat ir auch widerumb Antwurt geben, aber die kleinen Weiblin haben nichts geredt. Der alt Man ist vor ihnen allen in die Capellen gangen; darin hat er in eim Buch, so er mit ihm dargebracht und under dem Arm gehapt, gelesen und gebettet. Die andern sein ihm alle nachgangen, in Par und Par, und alladieweil der alt Man in dem Buch gebettet, haben sich die andern alle kreuzweis als in einer Venia in der Kirchen gelegt. Die alt Fraw hat ihnen ernstlich zugesehen, was doch zuletzt darauß werden solt, und als solichs bei einer Stund ungefarlich gewert, do sein sie wieder aus der Capellen gangen, der alt Man vor, die andern geparet hernach. Also hat der alt Man der Frawen für ihre Mühe ain Goldguldin geschenkt und sein damit abgeschaiden, daß die alt Frau nit sagen künden, wo sie hin kommen, allain daß sie gesehen, daß sie mit ainandern den Karrenweg am Eberstainer Perg hinauf gangen, als ob sie in das Schloß wellten. Und das hat die Fraw weiter gesagt, was der alt Man mit ihr geredt, das hab er alles zwaimal gesagt. Hiebei kann ich nit underlasen zu vermelden, als der alt Mann, der Frawen den Goldguldin geschenkt, hat er gesagt: ‚Liebe Fraw, lasen Euch disen Guldin lieb sein und behalten ihn wol, dann ihr werden sein noch ganz notturftig werden!‘ Das hat die Fraw gethan und im selbigen Jar ist ein solche gähe Theurung im Murgenthal und deren Enden eingefallen, daß vil under denen Armen grosen Mangel und Hunger leiden müesen. Also wie die Fraw alles ihr Vermögen umb Brot und ander Victualien ußgeben und sonst nichs mer anzugreifen, hat sie den alten Guldin, so ir, wie oblaut, zugestanden, zu Gerspach[6] uf dem Wochenmarkt umb Frucht ußgeben. Es ist aber solch Stuck Golds eins solchen alten Schlags oder Gepräg gewest, daß es nit ist erkennt worden. Und wie dann dergleichen Sachen oft fürkommen, als das an den Vogt und an ein Rath zu Gerspach[6] gelangt, hat man vermaint, es hab villeucht die Fraw ein Schatz gefunden, dann ihnen wol bewüßt, daß sie ain arme Fraw und solche Gulden nit ererbt, derhalben sie beschickt und ernstlichen befragt, waher ir doch solch Stuck Goldts kommen. Do hat sie ihnen die Warhait und all Sach, wie hieob gemelt, geöffnet und nichs verhalten. Also hat man die guet Fraw wider lasen abscheiden, iedoch ir bei höchster Peen eingebunden, waver disе Compania wider kommen, daß sie nit underlasen, sonder eilends der Stat zu welle und etlichen Verordneten in der Vorstat

[6] Gernsbach.

Digitized by Google

solches anzaigen soll, bei denen auch versehen worden, daß sie, im Fahl ihnen was weiters fürgebracht, sich hierinnen der Gepür nach halten und, was es doch für Leut seien, erkundigen sollen ... Im Jar nach Christi Gepurt 1542, als der groß Türkenzug angangen, darin doch laider nit vil außgericht worden, ist Graf Wilhelm von Eberstain des schwäbischen Kreis Obrister gewest. Mitler Weil und er in Hungarn gewesen, do sein sie aber ein mal in Clingel kommen, dergestalt. Es ist fast umb Mitternacht der alt Mann für das Haus kommen, angeklopft und an die Fraw begert, man soll ihm die Capellen ufthuen. Das hat die Fraw gethon. Do hat sie den Alten in aller Gestalt und Beklaidung gesehen, wie hievor ... Es sein ihm drei Paar kurzer Mentschle nachgangen, alweg ein Mansperson und ain Weib ... in weltlicher Claidung, und under den Weibspersonen ist eine allerdings zugerüst gewesen, als ob sie ain Hochzeitere were. Sie sein in die Capellen gangen, aber zwen Mann, die ihnen am letsten nachgefolgt und ieder ein Leiren bei sich gehapt; die sein vor der Capellen bliben. Der alt Mann aber hat, wie sie hineinkommen, sein Buech herfür gezogen und darin gelesen, und alle die Zeit er gelesen, sein die drei Paar kreuzweis uf dem Boden gelegen, nachgeends wider ufgestanden. Do ist der alt Greis zu ihnen gangen, und hat die Clingelfraw gesehen, daß er zwaien under ihnen die Hendt zusammen gefüegt und was darzu geredt, daß sie doch nit verstanden, in aller Gestalt, als so man zwai Eheleut zusammen gibt. Do hat sich der alt Mann uf ein Kloß, der vor der Capellen, gesetzt, aber die zwen mit der Leiren haben zu Danz gemacht. Do haben die drei Paar ganz züchtigelichen mit ainandern gedanzet und allwegen zwischen zwaien Paaren sein zwai cleine Thierle geloffen, in der Größe und Gestalt, wie die Schaff; sein rot gewest, haben Zimbelen an den Hälsen gehapt. So sich dann der Danz verenderet, und daß sich die Mentscher gegen ainanderen gebuckt oder genaigt, so sein dise kleine Dirle auch vor ainandern gestanden und sich genaigt. Diser Danz hat ein guete Weil geweret; dem hat der alt Greis zugesehen und die Clingelfraw. Hiezwischen hat niemands mit dem andern geredt. Nachdem nur der Danz sein Endtschaft erraicht, do sein sie mit ainandern in der Ordnung, wie sie kommen, abgeschaiden und den Weg, als ob sie uf Eberstain welten, wie hievor gangen. In selbigem Hingeen haben sie diser Frawen kain Gelt mehr geben, auch hat der alt Mann weiters mit der Frawen nit geredt, sein ungeredt mit ainandern darvon zogen. In etlicher Zeit ist Graf Wilhelm widerumb aus Hungarn kommen, do hat man ihm, daß die unerkannt Compania vorhanden gewesen, bericht. Also hat er der Frawen bevolchen, wann sie mehr kommen, daß sie das anzaigen solle. Auch hat er Ordnung geben, daß man wachen und insonderhait darauf soll Achtung geben. Aber solcher Bevelch ist diser Compania gleich zu Oren kommen, derhalben in gar wenig Tagen hernach der alt Mann helles Tags zu der Frawen zum Clingel kommen. Der hat ihr verwisen, daß sie ihren Ankunft hab eröffnet mit Anzaigen, sie haben wol gewißt, daß sie dem Grafen (und damit hat er den Tag und die Zeit, als das beschehen, benempt) verhaißen, sie zu melden. Darbei hat er der Frawen gesagt, sie hab ihnen mit ihrem Anzaigen grosen Schaden zugefüegt und haben alberait vil user ihrer Gesellschaft verloren. Seithere sein sie

Digitized by Google

nit mehr gesehen worden, hat auch niemands mehr in selbiger Landtsart was von ihnen gehört ... Vor vil Jaren ist uf ein Nacht ein unerkanter Mann geen Gerspach ans Thor kommen; der hat einer Hebammen eilends begert. Also hat man ihme ein Hebamma, ein guete alte Fraw, verfolgen lasen. Die hat er uf ein Stund zwo[7] ungefarlich in der Finstere umbher gefüert, daß sie nit gewist, wohin sie kommen. Letstlich hat er sie weit in ein holen Felsen und in ein Berg hinein gefüert. Da hat sie vil Liechter, auch sonst vil kleiner Leut gefunden, under denen ain schwangere Fraw, die gepären sollen. Und hat niemants mit ihr geredt; sie hat bei der schwangeren Frawen ir Ampt volbracht. Im Abschaiden hat man ihr ain rheinischen Pfening zu Lohn geben. Dessen hat sie sich beschwert, mit Bericht, ihr gesetzter Lohn sei drei Batzen oder sovil Schilling. Sie sei ain arme Fraw, die des ihren selbs wol bedurfe. Sie haben ihr nit mehr geben wellen, sonder gesagt, sie solle sich des Pfenings benugen lasen, welcher die Tugendt hab, so lang sie ihn behalten, werde ihr Gelts nimmermer zerrinnen, sonder werd alle mal, so sie Gelts bedurfe, ein Pfening weiter im Seckel befünden. Also ist die guet Fraw mit diser Vertrostung userm Berg geschaiden ... Hernach hat sich befunden, daß dieselbig Hebamma ihr Leben lang Gelts zue ihrem Gebrauch genug gehapt ... Und bei sollichen abenteuerlichen und ungewonlichen Sachen ist der Gewalt und die Allmächtigkeit Gottes reuchlichen zu speuren."

Der Glaube, von dem sich die Novelle nährt, ist also für die Verfasser der Chronik noch ein voller religiöser Wert, wie die letzten Worte zeigen.

Wenn die Erdleutlein in dieser Novelle zweimal den Weg zum Schloß Eberstein einschlagen, ist dies ein Zeichen dafür, daß der Wirkungskreis der Zwerge ebenso die Erde wie das Haus ist. Das ist ganz verständlich. War doch zu den Zeiten der Entstehung des Erdmännleinglaubens, ob es nun die Jungsteinzeit oder die Bronzezeit oder schon die erste Eisenzeit gewesen ist, die Bauweise der menschlichen Hütte so einfach, daß die Scheidung zwischen Erdboden und Haus bautechnisch viel schwächer betont, also der räumliche Übergang zwischen Erde und Wohnung viel ungehinderter war.

Die schönste Gestaltung des Hausgeistzwergs in der Zimmernschen Chronik ist der Entenwick im Großsachsenheimer Schloß (III, 6 ff.; vgl. meine „Schwäbischen Sagen", S. 48). Er saß ursprünglich „ain tausend Jahr in ainem kleinen Röhrlein in aim Moos". Von da an ist er „mit aim raisigen Diener von Cöln heraufgeraist, stettigs hünder ihm ufm Roß gesessen. Auch vermeldt der Diener, daß die ganz Rais sein Pferd ganz schwerlich gangen, als ob es ain großen Last trüege". Der Entenwick spricht „anders nit, denn wie ain Vogelstimm" und ist hilfreich: „Solches hat man im Luft sehen dahergeen und niemands, der das getragen, sehen künden." Daß er der gute Geist des Hauses war, zeigt sich daran, daß „er sich vernemen lassen, aldieweil er zu Sachsenheim, so werde das Geschlecht an Ehren und Guet nimmer zerrinnen" und daß er „im Abschiedt den Abgang des Geschlechts verkündt", als ihn der Schloßherr „hat beschwören und davon verbannen lassen".

[7] Etwa zwei Stunden.

Digitized by Google

Auffallend ist, daß die Zimmernsche Chronik von keiner Riesensage berichtet. Um so häufiger redet sie von Wassergeistern. Einmal sind drei Adelige, ein Herr von Zimmern, einer von Tengen und ein Graf von Kirchberg im Krieg wider die Ungläubigen am Meer spazieren gegangen und haben sich mit drei Meerfrauen verlobt und verheiratet (I, 27 und meine „Schwäbischen Sagen", S. 75). Von einer noch animistischen Beziehung eines Geistes zum Wasser weiß die Geschichte von Graf Hans zu Wolfegg (II, 240), den man nach seinem Tod „hat lange Zeit in der Herrschaft reiten sehen, so Tags, so Nachts; sonderlichen so man die Weiher hat gefischet, ist es Nachts ganz ungehewr darbei gewest".

Einen deutlichen Zug des Glaubens an den Feuerdämon enthält die Sage von der Hexe, die Schiltach angezündet hat (III, 1 ff.): eine Oberndorferin verdingt sich als Magd nach Schiltach in ein Wirtshaus. Der Wirt kündigt ihr, weil sie „ein sollichen, unrainen, bösen Incubum[8] an ihr gehapt". Der Geist bleibt aber in Schiltach und „ließ auch merken, seitmals man ihme sein Bulschaft aldo vertriben, so wellte er das Stettlin verbrennen". Am kommenden Gründonnerstag wurde die Magd gleichzeitig zu Oberndorf und zu Schiltach gesehen. Sie gab in Schiltach vor, auf der Bühne des Wirtshauses etwas vergessen zu haben. „Als sie zu Schiltach zu ihrem Incubo kommen, hab ihr derselbig auf der Binin ein Hafen voller Wusts geben und sie gehaißen, den umbzuschitten mit Vermelden, wover sie das thuen, werde das Haus und die Statt gleich darauf an und in Grundt abbrinnen." Diese Sage, die auch Künzig in seinen „Schwarzwaldsagen", S. 16, erwähnt, ist um so wertvoller, als das Schwäbische nur eine einzige, aus Wierlings bei Kempten stammende ausgeführte Sage vom Feuerdämon kennt. Auch Künzig hat außer dieser Schiltacher Sage keine zweite derartige aus dem Schwarzwald zu berichten.

Vom Nebelgeist in Menschengestalt erzählt die Zimmernsche Chronik (I, 281 und meine „Schwäbischen Sagen", S. 103), daß ein Herr von Bodman auf einer weiten Reise — die Chronik meint in den hohen Norden — verirrt und endlich an ein großes Wasser gekommen sei. Da begegnete ihm „ein kleines Mendle"; das habe ihn in seine von Laub und Gras überwachsene Wohnung geführt, ihm dort viele Arten Wein angeboten, auch Seewein von Bodman. Darauf sagt ihm das Männle, er sei kein natürlicher Mensch, sondern der Nebel; „was oder wieviel Weins von dem Nebel hin und wieder in den Weinländern verderbt, das gang ihm zu Nutz". Auch beschreibt ihm das Nebelmännle, wie er seine Weinreben künftig vor Nebelschaden bewahren könne. Er solle ihm dagegen versprechen, nicht mehr gegen den Nebel läuten zu lassen. Dieses Nebelmännle hat also trotz seinem frostigen Namen den faszinos-freundlichen Grundzug, wie ihn die Erdleutlein zeigen, denen er an äußerer Gestalt gleicht.

Dagegen sind die eigentlichen Luftgeister in Menschengestalt vorwiegend numinos unhold. Von den vielen Hexengeschichten der Chronik ist die ursprünglichste, an Einzelzügen reichste und zugleich mit einem totemistischen Zug der Tierverehrung ausgezeichnete, die Sage von dem Luftritt auf

[8] Alp, Geist.

Digitized by Google

dem Kalb (II, 30 und meine „Schwäbischen Sagen", S. 96). Der Zauber kommt hier ohne Zutun einer weiblichen Unholdin zustand; ein Mößkircher Bürger, der sich für einen fahrenden Schüler ausgibt und aus dem Venusberg kommen will, macht die Luftfahrt. Reden bricht den Zauber, so daß bei der Fahrt über Rottenburg a. N. einer der beiden Luftfahrer vom Kalb stürzt und in ein Storchennest fällt. Die meisten andern Hexengeschichten sind schon in kirchlicher Weise mit dem Teufel zusammengebracht. Dieser gestaltet sich bald als menschlicher Kegelspieler, bald als Tier, z. B. als Katze oder Pudel. Von einem nicht weiter bezeichneten Gespenst gefaßt, macht der Hirt Hailpronner von einem Kreuzweg bei Igelswies aus eine Luftfahrt. Diese endigt in einer Höhle, in der eine Menge Geister versammelt waren (II, 155 und meine „Schwäbischen Sagen", S. 15). Am dritten Tag stirbt der Hirt. Das Heimholen des zum Tod Bestimmten erinnert an eine Seite der Tätigkeit von 's Muetes Heer (siehe unten). Auch dessen Machtgebiet ist ja die Luft.

Die gewöhnlichen Geistergeschichten, von denen die Zimmernsche Chronik wimmelt, sind entweder in älterer Gestaltung rein animistisch gehalten oder sind sie auf dem Weg zum menschengestaltigen Glauben an den wilden Jäger als Sturmunhold und schließlich an Wodan als Sturmgott und Führer des Totenheers. Nennenswerte Einzelzüge des in der Chronik ausgesprochenen Animismus sind die Geisterpredigt (IV, 133) zu Mößkirch, das Totenmahl im Schloß auf dem Stromberg, zu dem ein großer Hirsch den Weg zeigt (I, 102), das Verschwinden eines Geistes durch das Kamin, daß es Gnaisten d. h. Funken gibt (I, 485), der Geist in Riesengestalt (II, 155) bei Hausen am Andelsbach, Geister in Gestalt feuriger Lichter (I, 298), der dreschende Geist an Sommerjohanni bei Rinkenbach unweit Meßkirch (III, 12), der Brückengeist bei Igelswies (IV, 112), wohl ein Vorgänger des Wasserdämons, die Ankündigung des Todes eines Familienglieds durch „lotter werden und wacken" eines Steines in der Wand, wie es in Trochtelfingen im Laucherttal und in Öttingen im Ries vorkam, ein halbanimistischer und — weil an einem leblosen Gegenstand hängender — halbfetischister Glaube (III, 50), und das Berufen von Geistern, die unfehlbar der Aufforderung folgen, wie es der Wildhans Spät (I, 626) erfahren hat. Der Totentanz auf Schloß Eberstein (IV, 118), in dem sich ein noch Lebender mittanzen sieht, der nach Ablauf eines Jahres sterben muß, gehört schon in den Kreis der Muetesheersagen, wenn auch dieses dabei nicht ausdrücklich genannt ist.

Der Wilde Jäger tritt vielfach mit geschichtlichen Personen eingeworben auf, also in junger Gestaltung, so mit einem Grafen von Hohenberg (IV, 124). Mehr Waldgeist als Sturmgeist scheint das Jägerlein Epp bei Pfalzgrafenweiler mit seinen beiden Hündlein Will und Wall zu sein (IV, 131). Wenigstens bringt den Meister Epp seine Zwerggestalt in unmittelbare Nähe der Erdleutlein. Aber seine Macht ist die des Wilden Jägers: er rennt in toller Jagd in kurzer Zeit vom Schwarzwald nach Prag, verschafft seinem Herrn wunderbares Jagdglück, sichert ihm Frieden im Haus seines abgesagten Feindes, und die Trennung von ihm bringt dem Pfalzgrafen Unheil und Tod (vgl. meine „Schwäbischen Sagen", S. 19).

Digitized by Google

Der Wilde Jäger zeigt sich hier durchaus von der holden Seite, was ganz selten ist. Von der unholden Seite erscheint er dagegen in seiner Vermischung mit dem gestorbenen Ritter Schmeller von Ringingen (II, 161 ff.): er erscheint im Wald zu Pferd, dabei erhebt sich „ein Prastlen und grausames Wesen, als ob Perg und Thal alles zusammen breche". Wenn er wegreitet, darf man ihm nicht nachsehen — alles Züge aus dem Glauben an 's Muetesheer. Von diesem selber spricht die Chronik gerne und ausführlich. Muete = Wodan ist der einzige germanische Gott, der in der schwäbischen Sage mit seinem Namen erhalten ist, überhaupt die einzige Göttergestalt, die unzweideutig in der heutigen Sage gefaßt werden kann: ein deutliches Zeichen seiner großen Macht. In dieser beherrschenden Stellung macht er den Eindruck eines alle anderen überragenden Gottes. In der Zimmernschen Chronik ist er mehr Herr des Totenheeres als Sturmgott. So in den beiden reichsten Muetesheer-Sagen, der von Veringen-Stadt (IV, 122) und der von Maulbronn (IV, 123 und meine „Schwäbischen Sagen", S. 7 und 8). In der ersteren ist der Weg des Heeres genau beschrieben und zwar vom Banholz und Wald Minchsgereut, dann durch die „Herdtgassen" zum Mößkircher Siechenhaus, die Katzensteig hinauf, dem Härdlin zu nach Nordorf ins Hardt und von dort nach Veringen an der Lauchart. Dort erscheint es nachts 12 Uhr. Einer aus seiner Mitte, ein geborener Veringer, mit zerspaltenem Kopf bittet den Nachtwächter, ihn zu verbinden, was dieser nach einigem Zögern tut; er verbietet, beim Weggehen ihm nachzusehen. Das Grausen davor legt den Nachtwächter sechzehn Wochen krank und macht ihn fast stumm, aber ohne daß er daran sterben würde. Die Maulbronner Sage enthält das aus Uhlands Gedicht vom Junker Rechberger bekannteste Motiv vom Abholen eines dem Tod Verfallenen durch 's Muetesheer nach Jahresfrist. Auch dort wie bei Uhland nimmt der Geist den verlorenen Handschuh des Betreffenden — es ist ein Herr von Seckendorf — als Pfand. Auf dem Weg zu der Kapelle, in der sein Handschuh liegen geblieben war, begegnet ihm 's Muetes Heer mit allen üblichen Offenbarungsformen und an dessen Ende ein einzelner Knappe mit einem mageren Schimmel, der für ihn selbst bestimmt ist, wie er auf Anfragen erfährt. Sein Todfeind, ein Herr von Erlikon, werde ihn übers Jahr erschlagen. Aus Schrecken darüber geht Seckendorf ins Kloster, wird aber übers Jahr richtig von seinem Feind dort entdeckt und getötet, als dieser in seiner Not sich auf einen mageren weißen Bauernschimmel schwingen wollte, der eben da stand.

Ein Rest des Schimmelreiters ist das gespenstige schneeweiße Füllen im Wald zwischen Ravensburg und Zußdorf (II, 173 f.). Wenn dadurch „etliche sein erschreckt worden, daß sie gestorben", so zeigt sich darin die Aufgabe des Muete, dem Tod Verfallene in sein Machtbereich zu holen. Seine unholde Art offenbart sich auch dadurch, daß es gelegentlich zu riesiger Größe anschwillt.

Auch das Wunderroß des Grafen Friedrich von Zollern (I, 279 und meine „Schwäbischen Sagen", S. 28), das man immer „gegen Niedergang der Sonnen abzeumen und absatlen" mußte, das er „für und für sein Leben lang haben, ja auch die ganz Welt damit durchreisen kunt". Daß es drei

Digitized by Google

Verstorbene sind, die dem Grafen nach seiner wunderbaren Heimfahrt auf dem Roß verkündigen, sie seien es tatsächlich gewesen, die ihn in Gestalt des Rosses heimgetragen haben, deutet auf den Zusammenhang des Rosses mit dem Seelenheer hin.

Ein Mittel, den Bann von 's Muetes Heer zu brechen, enthält die Sage II, 155: Eine Priestersmagd geht von Hausen am Andelsbach nach Bittelschieß. „Das Heer ... ein Jäger oder sonst ein Gespenst ... hat die Kellerin begriffen und gewaltiglichen den Weg mit sich genommen und vor ihm anhin getrieben ... Indes ist ain Kriegsmann ... der Kellerin und dem Gespenst ohn all Gevärd begegnet. Den hat die Kellerin umb Gottes willen von ferrem umb Hilf angeschrewen und gebetten, sie zu erledigen mit Vermeldung, wafer er so turstig[9] und mit der bloßen Weer sie und das Gespenst werd durfen bekraisen, so meg sie erledigt werden." Darauf ist „der Jäger ... mit aim großen Gedös, Klingle und Geschrai in Lüften darvon gefahren". Das Jägerhorn aber, das der Kriegsmann dem Gespenst bei der Einkreisung „vom Maul hinweg gehauen, daß solchs in den Kraiß gefallen und auch bliben, ... ist dazumal zu ewiger Gedechtnus der Sachen in die Kirchen zu Büttelschieß ufgehenkt worden": ein sprechendes Zeichen dafür, daß 's Muetes Heer damals noch eine religiös völlig ernst genommene Größe war.

So spricht die Zimmernsche Chronik in ungebrochener, gläubiger Kindlichkeit immer wieder den ursprünglich religiösen Sinn der Sagen geradezu urkundlich aus.

[9] Mutig.

Digitized by Google

Was kann uns ein Kirchenbuch erzählen?

Von Dr. Luise Vogel, Edingen a. N.

Man muß es nur einmal zur Hand nehmen und sich die Mühe machen, es von Anfang bis zu Ende genau durchzuarbeiten, dann wird man sehen, daß das Kirchenbuch für die Orts- und Familiengeschichte eine wichtige Quelle ist. Es genügt dabei natürlich längst nicht, nur die aufgezeichneten Namen und Daten herauszuschreiben; die kürzeren oder längeren persönlichen Bemerkungen des Pfarrers sind ebenso wichtig. Ja, ich möchte beinahe sagen, für den Volkskundler sowie auch den Familienforscher wird das Kirchenbuch wertvoller, je „unsachlicher" der Pfarrer die Einträge macht, d. h. je mehr er als Seelsorger der Gemeinde und nicht einfach als der Angestellte der Kirchenbehörde arbeitet, zu dessen Befugnissen es eben gehört, Geburten, Eheschließungen und Todesfälle einzutragen. Und darin sind die älteren Kirchenbücher denen aus dem letzten Jahrhundert und auch zum Teil den gegenwärtigen meist überlegen. Woran es liegt? Mag sein, daß die Pfarrer durch das Größerwerden der Gemeinden und vor allem aber auch durch die immer mehr anwachsende reine Büroarbeit nicht mehr in der alten Weise Zeit für persönlichere Angelegenheiten haben. Es sind so viel rein äußere, organisatorische Dinge zu erledigen, daß für die eigentliche Seelsorge weniger Zeit und Kraft übrig bleibt. Aber in der Hauptsache wird es auch wohl auf die persönliche Einstellung und Fähigkeit des Pfarrers ankommen, ob er nicht trotzdem noch Zeit findet für Nöte und Sorgen seiner Gemeindemitglieder, nicht nur materieller, sondern vor allem auch ideeller Art. Auch in den alten Kirchenbüchern spürt man zwischen den Eintragungen der verschiedenen Pfarrer einen sehr deutlichen Unterschied. Bei dem einen sind die Eintragungen so, daß die Menschen, die doch längst dahingegangen sind, wie lebendig wieder vor uns erstehen; so plastisch macht er sie uns durch die oder jene kurze Bemerkung. Der andere dagegen trägt nur Namen für Namen mit den dazu üblichen Formeln ein. Es ist dann alles so unlebendig, wenn nicht glücklicherweise in vielen Fällen doch die Namen selber sprächen. Diese Art der Eintragungen sind natürlich auch zum Teil ein Zeichen der Zeit, gerade auch der Zeit vor der nationalen Revolution. Was bedeutete da so vielen noch die Familie, Kinder, die Ahnen? Man zerschlug die Familie vielfach bewußt und ließ das Erinnern an die Ahnen verloren gehen. Man lebte nur für

Digitized by Google

die Gegenwart, nur die eigene Bequemlichkeit spielte eine Rolle. Was ging es einen an, woher man kam, wessen Blut in einem kreiste? Und warum sollte man an die Zukunft, an die, die nach uns kommen, denken? So etwas machte das Leben nur schwer. Man wollte aber sein Leben genießen, es auskosten bis zum Letzten. So war die Einstellung des Staates, so natürlich auch die Einstellung der meisten des Volkes. Ohne Verantwortung wollte man sein. Daran mußte der alte Staat zugrunde gehen. Denn man kann einen Staat nur aufbauen auf dem ganz starken Verantwortungsbewußtsein jedes einzelnen im Volke. So ist es aus der Zeit heraus zu verstehen, daß die Kirchenbücher meist anders geführt wurden als früher. Kaum einer fragte je nach seiner Familiengeschichte und der Pfarrer selbst hatte — vielleicht durch die allgemeine seelische Haltung dahin gebracht — auch keinen Sinn mehr für Eintragungen in das Kirchenbuch, die über das Notwendigste hinausgingen. Heute ist das nun Gott sei dank wieder anders geworden. Der Staat Adolf Hitlers hat all diesen Sinn für Ahnenforschung, Familiengeschichte und Volkskunde, der nur noch in kleinen Kreisen unseres Volkes lebendig war und gepflegt wurde, wieder im ganzen Volk geweckt. Man braucht nur einmal auf den Pfarrämtern zu fragen, dann wird man hören, wie viele Tausende sich jetzt um diese Dinge kümmern. Und ich könnte mir denken, daß die Kirchenbücher der Pfarrer, die wirklich ganz stark diese neue Zeit miterleben, auch wieder ein ganz anderes Gesicht bekommen. Oder aber daß, wenn solche „Unsachlichkeiten" aus rein äußeren Gründen im Kirchenbuch nicht mehr möglich sind, man sie in ein besonderes Tagebuch einträgt. Ein Pfarrer sagte mir, daß er das Verkündbuch dazu benutze. Denn darüber müssen wir uns doch klar sein, daß wir nicht nur Sammler des Alten sein wollen und es dann wie früher in schön gebündelten Akten weglegen mit der Befriedigung eines verknöcherten Antiquars, sondern daß wir dieses Alte wieder lebendig machen wollen. Das aber tun wir nur dann, wenn wir es in unsere Zeit hineintragen und es für sie auswerten und dann selbst wieder für unsere Kinder und Kindeskinder Neues, Eigenerlebtes dazutun, daß sie an dem Faden weiterspinnen können, immerfort.

Ein Kirchenbuch, das so eigentlich das Tagebuch des Pfarrers und der Gemeinde ist, weiß so viel, so viel zu erzählen. Was allein sagen schon die Namen! Erst im 17. Jahrhundert etwa sind ja die Zunamen fest und beständig geworden. Wenn man also noch weiter zurück Kirchenbücher hat, so kann man vielleicht aus dem Namen des Ur-Urahnen oder dem Ort, in dem er wohnte, oder der Flur, die er bebaute, auch aus seiner Tätigkeit oder seiner körperlichen Beschaffenheit eine Erklärung für den jetzigen Zunamen finden. In dem gleichen Kirchenbuch sieht man oft auch noch den Übergang vom losen zum festen Zunamen. So fand ich aus dem Jahr 1799 noch den Namen: Michael — und dabei — cognomine (mit dem Beinamen) Friderich. Nachher heißen er und seine Kinder einfach „Friderich", ohne den Zusatz cognomine. Dann die Vornamen. Wie bei den Zunamen fallen einem oft in einem Ort Namen auf, die hier sonst gar nicht üblich sind. Da wird man gleich stutzig. Und gewöhnlich ist es dann so, daß die Leute irgendwie von anderswoher eingewandert sind. Oftmal ist die Namen-

Digitized by Google

gebung auch bestimmt durch die Vornamen der Adligen, die dort am Ort Besitzungen haben. Leute des Ortes arbeiten bei ihnen und tun sich ein Besonderes, ihren Kindern auch so einen feinen Namen zu geben, wie ihn der Graf oder die Gräfin oder deren Kinder haben. Vielmal muß auch der Schutzpatron der Gemeinde oder der Kirche seinen Namen hergeben, vor allem, wenn er einfach und leicht auszusprechen ist. In manchen Gemeinden gibt es unglaublich viel gleiche Vornamen. Das erschwert natürlich das Aufstellen eines Stammbaumes sehr. So ist es z. B. in einem Ort üblich, den Namen des verstorbenen Kindes dem nachher geborenen wiederzugeben, so daß man also bei der Stammtafel für zwei Geschwister gleiche Namen hat. Oder es kommt auch vor, daß das eine Kind den vollen, das andere nur den abgekürzten Namen bekommt. So gibt es in einer Familie einen Willi und einen Wilhelm. Beide Kinder leben. Vielfach erhalten die Kinder die Namen nach ihren Paten. Wie die gewählt werden, auch davon erzählt das Kirchenbuch. Oft ist es nur ein Pate, oft aber auch drei und noch mehr. In sehr vielen Fällen aber, dem Sinn der Patenschaft entsprechend, nur zwei. Sie sorgen an Stelle von Vater und Mutter für das Kind. Diesem Sinn widerspricht es natürlich, wenn man in vielen Gegenden die Großeltern zu Paten macht. Denn menschlichem Ermessen nach werden sie doch meistens früher als die Eltern sterben. Häufig sind Geschwister der Eltern die Paten, oft aber auch Freunde. Daraus wieder kann man ein Stück Dorfgemeinschaft erkennen. Man sieht, welche Familien untereinander befreundet waren. Diese Freundschaften, die auch beim Wählen der Zeugen für die Hochzeit eine Rolle spielen, sind dann auch sonst im Leben der Gemeinde wohl nicht ohne Bedeutung. Auch die Beziehungen zu den Nachbargemeinden ergeben sich daraus. Dann wird aber oft weder ein Verwandter noch ein Freund Pate oder Zeuge, sondern irgendein Angesehener der Gemeinde: Der Gutsherr, der Lehrer, ein Schöffe usw. So lesen wir aus dem Kirchenbuch auch die Rangordnung der Bewohner. Man kennt Bürger, Einwohner und Beisaßen. Damit kommen wir auch gleich auf die verschiedenen Tätigkeiten, die häufig angegeben sind, und die uns meist ein gutes Bild von dem wirtschaftlichen Leben der Gemeinde geben. Es ist für die Familien-, Rassen- und Volkskunde nicht unwesentlich, ob der Ort größtenteils aus Bauern besteht oder ob viel Handwerker da sind, ob häufig Kaufleute kommen und gehen, und ob viel fahrend Volk hindurchzieht.

Das Kirchenbuch meldet die Geburten und sagt uns so von der Kinderzahl der Familien. In einem Kirchenbuch fand ich sogar, daß ein Pfarrer für seine Amtszeit von allen Familien seiner Gemeinde eine kurze Familientafel aufgestellt hat, so daß man alles schön übersehen und auch bis zu einem gewissen Grade die Zahl der damaligen Einwohner bestimmen kann. Dazu können einem auch oft die von manchen Pfarrern eingetragenen Listen der Konfirmierten helfen (d. h. derer, die die Firmung bekommen haben), da darin sämtliche Jugendlichen von 10 bis 14 Jahren genannt sind.

Besonders ertragreich sind auch die Totenlisten. Da können wir z. B. gerade bei den älteren Kirchenbüchern die Beobachtung machen, wie viel größer früher die Säuglingssterblichkeit war als heute, erschreckend groß.

Digitized by Google

Oder man erkennt aus der Vielheit der Todesfälle in kurzer Zeitfolge und vielleicht auch aus der Gleichaltrigkeit der Menschen, die der Tod hinwegraffte, daß da irgendwelche Epidemien gewesen sein müssen. Wenn der Pfarrer noch die Todesursache hineinschreibt, ist das besonders wertvoll. Angemerkte Unglücksfälle, die zum Tod führten, lassen oft auf die Lage des Ortes und die Beschäftigung der Bewohner schließen. Ich denke da z. B. an den Tod durch Ertrinken. Auch sonst ist im Kirchenbuch mancherlei über die Ortsgeschichte zu erfahren. Da und dort wird vielleicht mal ein Flurname erwähnt. Die Möglichkeit dazu ist gegeben, wenn der Pfarrer z. B. die Stelle, an der das oder jenes Unglück geschehen ist, genauer angeben will. Oder er schreibt auf ein besonderes Blatt des Buches die Dinge auf, die zu seiner Amtszeit und noch vorher geschehen sind und die ihm wichtig scheinen. Der Krieg spielt herein, flutet durch das Dorf, bringt fremde Menschen und macht die Sitten locker. In solchen Zeiten werden meist mehr uneheliche Kinder geboren als sonst. Häuser brennen nieder, vielleicht verschwindet ein ganzes Dorf. Bisweilen wird das dann im Kirchenbuch der Nachbargemeinde erwähnt. Oder wir lesen Namen von Dörfern und Familien, die wir heute in der Gegend gar nicht mehr kennen, deren Vorhandensein aber so durch das Kirchenbuch bewiesen ist. Auch über Sitten und Bräuche hören wir manches. So daß z. B. normalerweise in der Kirche getauft wurde und nur, wenn das Kind nicht lebensfähig war, die Taufe im Haus stattfand. Da hat jedermann das Recht zu taufen; öfters übt es die Hebamme aus. Oder es ist in der Gemeinde eine neue Kirche erbaut worden. Und nun erzählt der Pfarrer von der Grundsteinlegung, daß da z. B. ein Brötlein und ein Fläschlein Wein mit hineingemauert wurde, mit ein paar Münzen schön verwahrt auf einer zinnernen Platte. Dann haben sie eine feierliche Prozession veranstaltet vom alten zum neuen Kirchlein, so daß wir oft daraus die Lage der alten Kirche bestimmen können. Ferner werden Gegenstände genannt, die der Gemeinde besonders wertvoll sind, und dabei erzählt der Pfarrer, wer sie gestiftet und hergestellt hat; so: Wegkreuze, Glocken, Kirchenbänke, eine besonders schöne Tür, Kanonen (mit ihnen wird an Fronleichnam geschossen und auch zu anderen besonders festlichen Gelegenheiten der Kirche). Aus den scheinbar trockenen Daten kann man auch allerhand herauslesen. Denn mancher Pfarrer bezeichnet die von der Gemeinde gefeierten Festtage besonders. Oder er erwähnt z. B., daß auf den Johannistag zum erstenmal die neuen Glocken geläutet wurden, und daß auf den Sebastianstag von der Gemeinde ein Amt gestiftet wurde zu Abwendung der Viehseuche. Dem, der davon etwas versteht, sagen dann auch noch die Handschriften der einzelnen Pfarrer eine ganze Menge über deren Wesensart, die sich ja auch so stark und lebendig in der Art, wie sie ihre Eintragungen machten, widerspiegelt.

So ist das Kirchenbuch, wenn man es richtig zu lesen versteht, ein lebendiges Stück von der Gemeinde selbst. Es erzählt uns von ihrem und ihrer Familien Wohl und Wehe, von Freud und Leid, von Leben und Sterben. Und es überkommt einen ein merkwürdig Gefühl, wenn man solch ein Buch vor sich liegen hat, und Namen auf Namen, Datum auf Datum, Geschehen auf Geschehen herausschreibt. Hunderte von Schicksalen,

Digitized by Google

die da an einem vorüberziehen, deutlich oder undeutlich, je nach der Eintragung. So wie du selbst standen auch sie einmal im Leben, die einen mutig und tapfer, mit Stolz und Geradheit das Schicksal meisternd, die andern haltlos und feige an ihm zerbrechend. Und wenn es gar noch das Kirchenbuch deines eigenen Heimatdorfes ist, das du bearbeitest, und aus dem du nun auch die Namen der eigenen Ahnen mit herausschreibst, dann ist das noch ganz besonders eigen und — ja ich möchte sagen — besonders wertvoll. Du lernst das Blut kennen, von dem auch ein Teil in dir fließt, und du wirst begierig, mehr zu hören und mehr zu erfahren, um aus Tugenden und Schwächen deiner Vorfahren für dein eigen Leben zu lernen und für das deiner Kinder. So trägt dich die Arbeit am Kirchenbuch mitten hinein ins lebendige Leben, läßt dich weiter forschen und fragen, von Mund zu Mund. So gibst du es deinen Kindern weiter mit all der Verantwortung, die dir aus dem Wissen um dein seelisches und körperliches Erbe erwächst. Und so dienst du dem Volk, daß es werde, wie der Führer es will.

Ein feiner Professor für Deutschkunde.

Der Verlag dieser Zeitschrift schickte vor einiger Zeit Anzeigen der „Oberdeutschen Zeitschrift" und anderer volkskundlicher Arbeiten an Gelehrte des In- und Auslandes. Dr. Wilhelm Oehl, Professor für deutsche Literatur, germanische Philologie und allgemeine Sprachwissenschaft in Freiburg in der Schweiz, schickte diese Schrift zurück, strich das Hakenkreuz auf der ersten Seite durch und schrieb daneben: Ich bin ein Deutscher, kein Narr. Weiter unten unterstrich er die Worte: unseres großen Führers Adolf Hitler, machte ein Fragezeichen daneben und schrieb darunter: Ich bin katholischer Österreicher.

Wenn ein deutscher Professor so taktlos wäre und dazu noch dem Ausland gegenüber, wie würden da unsere Gegner schreien!

Digitized by Google

Wundbehandlung im Mittelalter.

Von **Heiner Heimberger**, Adelsheim.

Das älteste Gebiet der Volkschirurgie ist zweifellos das der Wundbehandlung. Durch Jahrhunderte hindurch, die ihres kriegerischen Charakters zufolge an Wunden jeglicher Art reicher waren als die Jetztzeit, sammelte sich im Volk ein Schatz sorgfältig beobachteter Erfahrung an. Neben der Blutstillung und der allenfallsigen Entfernung des Fremdkörpers, der die Wunde verursacht hatte und in ihr steckengeblieben war, einher ging auch in früheren Zeiten naturgemäß das Bemühen, die Wunde rasch und ordnungsgemäß zum Verheilen zu bringen. Wenn man von den bösen Mächten absieht, die — wie überall —, auch hier dem menschlichen Bestreben entgegenwirkend, oft als Ursache der Verschlimmerung der Wunden angenommen und durch Sympathiemittel bekämpft wurden, so war es das Natürliche, die Wunde von eingedrungenem Schmutz, zersetztem Wundsekret, Giften und anderem zu säubern. Des weiteren wurden Mittel gebraucht, um die Wunde in einem guten, möglichst entzündungsfreien Zustand zu erhalten. Unter den verschiedenartigen Verbänden, Pflastern, Wundsalben und Streupulvern waren wohl die wenigsten keimfrei und mußten daher oft das Gegenteil vom Angestrebten, nämlich einen gestörten, regelwidrigen Heilungsverlauf herbeiführen. Darum also auch die vielen Verordnungen, die sich gegen die Verschlimmerung von Wunden, wie Wundfieber, Brand, Gliedwasser usw., richten.

Einen Einblick in die volkstümliche Wundbehandlung des 16. und 17. Jahrhunderts bieten die aus der Adelheimschen Rezeptsammlung[1] zusammengestellten Heilvorschriften. Daß in ihnen die zweckmäßigste Wundbehandlung, die Naht, nie erwähnt ist, erklärt sich daraus, daß die Handschrift von Laien für den Hausgebrauch niedergeschrieben wurde und man bei schweren Verwundungen den Wundarzt, den Bader oder den heilkundigen Schmied zuzog. Auch die Operationen, die das Entfernen von Fremdkörpern aus der Wunde bezweckten, wurden womöglich umgangen. Wußte doch das Volk aus Erfahrung, daß oberflächlich sitzende Fremdkörper herauseitern, tiefsitzende aber vielfach einwachsen. Ehe man zum Messer oder zur Sonde griff, brauchte man erst noch das Zugpflaster:

[1] Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 4, 1930, 58 ff. und 5, 1931, 125 ff.

Digitized by Google

„Wann Einer geschossen wirt / pfeil vnnd kugeln aus zu zihen / so nim einen lebentigen kreps / stos jn mit hasenschmaltz vnnd bints vber / es zeucht vber nacht aus." Was dem lebenden Krebs eigentümlich ist, das Rückwärtsgehen, das mußte doch auch die aus ihm bereitete Salbe bewirken: der Fremdkörper sollte den Krebsgang antreten. Verstärkt wurde die Wirkung durch das Hasenschmalz, das an sich schon als Hausmittel zur Bereitung von Zugpflastern wohlbekannt war[2]. Auch „wer Dorn jn füssen oder henten hat", der nahm nach einem ähnlichen Rezept ein Pflaster von „5 oder 6 lebentig krebs vnd hasen smaltz". Das Fett, das die Haut weich macht, wird den guten Ruf der Salbe gewahrt haben.

Es ist sicherlich anzunehmen, daß das Volk in Fällen, bei denen der Heilungsverlauf genau zu beobachten war, eine strenge Auslese unter den Heilmitteln vornahm. Die so erfahrungsgemäß für wirkungsvoll anerkannten Mittel stellten den wichtigsten Schatz der früheren Heilkunde dar. Es ist durchaus nicht befremdend, wenn die moderne medizinische Wissenschaft an Hand von Forschungen den Wert einer ganzen Reihe dieser alten Rezepte bestätigt und sie — der Neuzeit entsprechend umgeändert — anwendet. Heute verordnet der Arzt innerlich Calcium als Blutstillungsmittel. Letzten Endes läuft es auf dasselbe hinaus, wenn in einem mittelalterlichen Heiltrank Kalk in Form zerstoßener Krebsaugen (Kalkbildungen im Magen des Krebses) angewendet wird. „Ein köstlich wunt Dranck So einer verwunt wirt auff was wech Es sei. Nim krepsaugen 1 quintlein / stos vnnd Duhe Es jn virtelein des besten weins / Misch woll vnder Einander etlich mal / wan Einer verwunt wirt / So gib jm Alle Morgen 2 löffel uoll zu Morgens vnnd zu Nachts / wan Es zu sehr heillen will / so gib jm nur 1 löffeluol vnnd las die wunden mitt dem Dranck auswaschen vnnd leg Ein kölblat darüber". Der Wein, als Trank eingenommen, wirkt zugleich als Stärkung für den Körper. Außerst zweckmäßig ist auch die Waschung der Wunde mit Wein, weil sie durch den in ihm enthaltenen Alkohol desinfiziert wird[3]. Das Bedecken der Wunde mit einem Kohlblatt (Brassica) geschah, um eine kühlende Wirkung hervorzurufen.

In der Edda und anderen Sagen des altnordischen Kulturkreises sind uns Wundbehandlungen überliefert, die gewöhnlich im Bestreichen mit Salben bestanden. Auch im Mittelalter war dies die allgemein verbreitete Art der Wundbehandlung. Solche Salben setzten sich aus den verschiedensten Fetten und Ölen zusammen. Als besonders heilkräftig gerühmt und immer wieder verwendet wurden Bienenwachs, Hirschunschlitt, Schweineschmalz und Baumöl. Sie bilden auch die Hauptbestandteile eines Pflasters, das: „heilet Alle wunden / so man kuchel / pfeil / Stein / holz / auszochen hatt. Nim wachs von Einem jungen Imen 5 lot / weis hartz 2 lot / reinberger schmer / hirschen vnschlig jetes 4 lot / baumöl 10 lot / hönig 1 löffel sol / las Alles aneinander siten / Ein glein weil / Trücks durch ein Duch / streigs auff ein Duch / legs vber." Bemerkenswert ist, daß das Volk heute auf schlecht granulierende Wunden mit großem Erfolg zwar nicht Honig, wie

[2] Hovorka und Kronfeld, vgl. Volksmedizin, 1, 199.

[3] Ebenda, 2, 358.

Digitized by Google

ehemals, sondern Zucker legt. Aus der Verordnung geht auch hervor, daß man früh schon die flüssigkeitaufsaugende Wirkung des Bienenwachses erkannt hat. Die Bedeutung des Wortes „reinberger schmer" kann ich nicht ermitteln.

Wie die moderne Medizin, so kennt auch die Volksheilkunde des Mittelalters die Verwendung von Streupulvern bei nässenden Wunden. Bei diesen Mitteln darf natürlich ein Anspruch auf chemische Reinheit nicht erhoben werden. Ihre Wirkung jedoch steht außer Zweifel. Zunächst sei das Hirschhorn erwähnt, das folgendermaßen angewendet wurde: „ein hail bulffer. So pren hirschhorn zu bulffer / das zwischen unsser Frauen Dag gefangen ist / das las so in die wundten / das hailt gar vast vnd wan ainem das gar wär vonnandter brochen / so wegst es witer zusamen vnd ist bewärt." Das Hirschhorn ist in der Geschichte der Medizin seit der Antike bekannt. Hier wirkt es, zu kohlensauerem Kalk gebrannt, flüssigkeitaufsaugend. Der Aberglaube aber, der sich darin offenbart, daß der das Horn liefernde Hirsch zwischen den Frauentagen gefangen sein muß, läßt vermuten, daß der Hauptwert des Rezeptes in einem Sympathiezauber liegt. In den Tagen zwischen Mariä Himmelfahrt und Mariä Geburt soll die ganze Natur dem Menschen besonders günstig gesinnt sein und die in ihr vorkommenden Heilkräfte sollen eine besonders starke Wirkung haben[4]. Ein Beweis, welche Wunderkraft solchem Hirschhorn beigemessen wurde, ist der, daß mit ihm einer der schwersten, von der früheren Heilkunst meist aufgegebenen Fälle behandelt wurde: wenn einem das „Gar(n)" gebrochen war. Darunter ist eine Bauchwunde mit Verletzung des Gedärmes und Austritt von Darminhalt zu verstehen[5].

Ein weiteres trocknendes Mittel besteht in dem gepulverten Laub der Erle (Alnus): „Das irle laub gedert (gedörrt) vnd gebulfert in die fließenten wundten gedan hailt auch gar vast (gut)". Die Verwendung von Erlenlaub als Wundpulver gründet sich wahrscheinlich darauf, daß die Erle, ein germanischer Kultbaum, das Holz zu Brandopfern lieferte. Alles, was beim Kultopfer abfiel — also auch das Laub —, hatte Heilwert[6].

Wie das Volk zu vielen seiner Heilmittel durch Vergleiche zwischen den Vorgängen in der Natur und seinen Krankheiten gelangt ist, veranschaulicht die Verordnung: „Wan Einer verwund wirt / Es sei auff welchen Tach Es woll / damitt im keine wuntsucht berühr oder das gelit wasser dar zu schlag / so nim eine schlangen haut / wie Es die schlangen pflechen Abzustreiffen / stos zu bulffer vnnd strei sie in die wunten / Es Sei gestochen oder gehauen oder geschossen / so schlagt kein böszer Zustant derzu / so man die schlangen haut nicht haben kann / so drücke man geribene Muschgatnus darein vnnd gebe dem grancken Eine Muschgatnus in munt / das Ers Ese." Entspricht nun das Bestreuen der Wunde mit gepulverter Schlangenhaut dem Glauben an die vermutliche Wunderkraft der Schlange, ihre Haut durch Abstreifen der alten zu erneuern, oder ist dies

[4] Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart, § 102.
[5] Höfler, Deutsches Krankheitsnamenbuch, 818.
[6] Wuttke, a. a. O., § 147, und Hovorka und Kronfeld, a. a. O., 1, 126.

Digitized by Google

Tun lediglich eine magisch-symbolische Handlung — immer liegt ihm ein kindliches Vertrauen auf die hauterneuernde Wirkung des Mittels zugrunde[7]. Gilt doch die Schlange im deutschen Volksaberglauben überhaupt als geisterhaftes Wesen, dessen sich das Brauchtum zu allerlei geheimnisvollen Zaubern bediente[8]. Neben solchem, in jeder Beziehung außergewöhnlichen Pulver erscheint uns die als Ersatzmittel empfohlene Muskatnuß (Semen Myristica) sehr nüchtern. Bezeichnend für die abergläubische Einstellung des Volkes ist auch, daß, abgesehen von der Schwere der Verletzung, der Tag, an dem sie geschah, mitbestimmend für ihre Auswirkung galt. In allem wurde den glücklichen und unglücklichen Tagen der Woche und des Jahres strenge Beachtung geschenkt[9]. Das Rezept zeigt auch, welche Verschlimmerung im Heilprozeß eintreten kann. Eitrige Entzündungen schwerer Wunden, die mit Fieber begleitet waren, bezeichnete man mit „Wundsucht"[10]. Was hier unter „Gliedwasser" zu verstehen ist, schildert Hadrianus Junius medicus (Nomenclator, Frankfurt 1591) folgendermaßen: „dann so ein glied verletzet wird vnnd die Neruen, Flachsadern, Musculn vnd anders auch verwundet werden, so lassen sie ihr Feuchtigkeit fahren; die fließet manchmalen zur Wunden auß und wird das Gliedwasser genennet." Es ist also damit das wässerige Serum gemeint, das sich aus der Wunde ausscheidet, zum Unterschied von der Synovialflüssigkeit, die bei Gelenksverletzungen ausfließt und ebenfalls mit Gliedwasser bezeichnet wird.

Im allgemeinen wurden infizierte Wunden im Mittelalter mit „hitzige Wunde", „hitzige Schäden"[11] und „Brand"[12] bezeichnet, Namen, die ja deutlich genug ihr Hauptmerkmal, die fiebrige Entzündung, kennzeichnen. Für den Laien ergab sich daher die Notwendigkeit, die Hitze durch kühlende Umschläge zu lindern. Da jedoch diese Entzündungen, besonders aber der „Brand", als dämonistisch verursacht angenommen wurden[13], war das Volk darauf bedacht, Rezepte anzuwenden, die neben ihrer kühlenden Eigenschaft auch zauberabwehrend wirken. Ein Beispiel hierfür: „Zu allen hitzigen wund vnd alten schäden ain wasser zu machen / das da wunder barlich ser kült. Item nim die Knöpf / die harig sind in den hagen Dörnen / die selbigen dör vnnd mach Sy zu bulffer / darnach bren barchente fleckle zu der äschen vnd zu dem bulffer vnd temperir es wol vnder ain ander / darnach netz ain rains thuch darin jn ainer schüsslen vnd leg es auff den schmertzen vnd schaden / So Siestu (siehst du) wunder wie es serr kült / es ist auch offt durch die gnad gottes bewert worden." Es ist anzunehmen, daß mit den „haarigen Knöpfen" die moosartigen, durch die Rosengallwespe verursachten Rosenäpfel an den Heckenrosen gemeint sind. Dann haben wir es mit einem Sympathiemittel zu tun, da das Volk den Abnormitäten in der Natur gerne besondere Kräfte beimaß. Eine solche Anwendung von

[7] Hovorka und Kronfeld, a. a. O., 2, 359.
[8] Wuttke, a. a. O., § 153 und Register.
[9] Wuttke, a. a. O., § 64 ff.
[10] Höfler, a. a. O., 719.
[11] Höfler, ebenda, 549.
[12] Höfler, ebenda, 817.
[13] Höfler, ebenda, 817.

Digitized by Google

Rosenäpfeln ist zwar vereinzelt, denn sie werden meist als Schlafmittel und bei Viehkrankheiten gebraucht[14]. Da die aus Halbleinen und Baumwolle bestehenden „barchenten" Stoffreste beim Verbrennen kaum Aschenrückstände hinterlassen, bleibt als einziger kühlend wirkender Bestandteil des Rezeptes das Baumöl übrig.

Das Weitergreifen einer septischen, brandigen Eiterung suchte man folgendermaßen zu verhüten: „So Ein schat Entzünt vnnd schwartz will werden / So nim ein Neugelecht Ei / glopfs woll vnnd Rühr darein schön oder rocken mell (Roggenmehl) und 1 quintlein schisbulffer / das man zu hacken (Hakenbüchsen) braucht / Rühr es zu Einer salben / streichs auff Dücher vnnd legs über den schaten." Dieses Rezept ist wiederum ein schlagender Beweis dafür, daß die Volksheilkunde in vielen Fällen rein gefühlsmäßig das Richtige traf. Besteht doch die Salbe aus artfremdem Eiweiß, das den Heilungsverlauf fördert und aus Schwarzpulver, von dessen Bestandteilen jeder einzelne durchaus zweckentsprechend ist: Kohle, heute noch das beste äußere und innere Desinfizienz, Salpeter, ebenfalls keimtötend und Schwefel, ein altbewährtes Hausmittel. Außerdem schließt die Salbe die Wunde vorzüglich ab. In der Volksheilkunde wird Schießpulver allenthalben äußerlich und innerlich angewandt[15]. Wenn es im nachstehenden Rezept nochmals erscheint, und zwar als Gegenmittel gegen den „Brand", so beruht hier die Anwendung wohl auf dem alten Grundsatz, demzufolge der Stoff, der die Wunde verursacht hatte, auch imstande sein mußte, sie zu heilen. „brant zu leschen / so vom büchsen bulffer geschigt. Reib büchsen bulffer gar klein jn einem Mörsner oder auf einem stein wie mell / darnach Nim geismilch oder kühmilch / vnder 12 löffel uol (voll) milch mus man Ein löffel uol des geriben bulffers duhn vnd woll vnder einander vermengen / netz Zwifache Düchlein darein / die leg über den brant / So offt Es drucken wirt / So netze Es wider 3 oder 4 nacht / jst es aber geschossen vnnd dief hinnein / so soll man solche Vermischung fein warm machen oder löblicht (lauwarm) vnnd jn die schus sprötzen / Alle stunt 3 oder 4 Mal nach einander / were aber der brant so gros / das man besorgt Es möchte dem hertzen zu schlagen vnnd die hitz jnwentig Zihen / So Nim Rotzen Esig / Rotzen wasser / weißen wein / Seblumen wasser / jetes Ein Viertel Einer Maß / boli Armeni Auffs kleinste gebülfert vnd vnder Einander vermischt / daruon gib Einem 3 oder 4 löffelvoll Ein vnd über Eine stunt wider So viel / das benimpt alle hitz vnnd brant / solcher Drank also gemengt bleipt Ein jar lang jn seiner krafft." Der erste Teil des Rezeptes empfiehlt also einen Umschlag von Milch (artfremdes Eiweiß) mit Schießpulver vermischt. Als lauwarme Einspritzung wird die gleiche Mischung bei tieferen Schußwunden verwendet. Der zweite Abschnitt der Verordnung ist dadurch besonders lehrreich, weil in ihm einer Verschlimmerung der Septikämie vorzubeugen versucht wird, die wohl meist zum Tode führen muß, wenn nämlich der „Brand nach dem hertzen zu schlagen vnnd die hitz jnwentig Zihen" sollte. Hiergegen wurde eingenommen

[14] Wuttke, a. a. O., § 141.

[15] Hovorka und Kronfeld, a. a. O., 2, siehe Sachregister.

Digitized by Google

Alkohol in Gestalt von Wein und alkoholischen Extrakten von Rosen und Seblumen = Pfingstrosen (Paeonia officinalis). Diesen Flüssigkeiten wurde Bolus zugesetzt, eine Tonerde, deren Wirkung auch in der neueren Medizin wieder anerkannt wird, weil sie eine große Aufnahmefähigkeit für Bakteriengifte besitzt[16].

Zwei alte Hausmittel, die auch heute noch im Volke da und dort sowohl bei Wundbrand als auch bei Brandwunden gebraucht werden, sind Haferschleim und besonders Sauerkrautbrühe[17]. „Ein brant leschung. seute habern jn wasser Also woll bis Er ein Zeh schleimig wasser gipt / das Seih Ab vnd So Eins geschossen wirt / so netz ein leinen Duch darein / zeuchs durch den brant / Ein Mall 2 oder 3 / Es lescht on Allen schatten (Schaden). Sauer kraut brüh jst über die Massen eine gewaltige leschung von brant / mitt Düchlein darüber geschlagen / man darf gantz nichts darunter dun / Es lescht geschwind vnd balt / ist offt probirt." Wenn auch diese beiden Mittel einer kritischen Untersuchung nicht ohne weiteres standhalten können, so steht doch die Wirkung der folgenden Verordnung außer jedem Zweifel, da sie heute als Brandliniment — ohne das nebensächliche Rosenwasser — allgemein ärztlich verschrieben wird. „Nim vngeleschten kalglaugen vnnd Roßen wasser / rühre Es woll vnder Ein ander / wan es sich woll gesetzt hatt / so schöpf das lauter (reine) Raber (herunter) vnnd Rühr baumöll darunter vnnd streichs auff Ein Duch vnnd legs vber den schaten vnnd Erfrisch offt." Die gleichen Bestandteile enthält die etwas umständlicher zubereitete Salbe: „wann sich ains geprent hat. Item nym drey hant vol kalch / stos den clain vnd rür jn mit ainem wasser / das ein musel daraus werd vnd laß jn widerumb an der sunen oder luft trucken werden / stoß awer (abermals) vnd machs wider an mit ainem wasser vnd truckn jn wider / das thue 9 mal nach ainander vnd behalt den kalch jn ain schektl (Schachtel) vnd wan du die salben machn wild / so nym des gestoßen kalchs vnd pämöl darunder vnd laß siedn jn ainem pfändel vnd kochs wie ein kinds musel vnd streichs durch ain tüchl jn ein puchsel (Büchslein) / salb dich damit / probatum." An Stelle von Öl tritt im folgenden Rezept Fett, das natürlich die gleiche Schmerzlinderung und Heilwirkung besitzt: „Ein geprentz gelid zu hailen. Item nym schweinen speck vnd hüner smaltz zusamen vnd hitz Ein Eysen vnd Entlaß die Zway an dem Eysen in ain kaltz wasser vnd salb die verprent stat damit / Es hailt."

In den Abschnitt über Wundbehandlung gehören auch eine Anzahl von Verordnungen aus der Rezeptsammlung, die die Stellung des „Gliedwassers" bezwecken. Damit bezeichnet die mittelalterliche Volksmedizin die bei Gelenksverletzung ausfließende Synovialflüssigkeit und allgemein auch das als von Organ zu Organ, von Glied zu Glied zirkulierend gedachte Phlegma[18]. Eine sicherlich heilende Wirkung besteht in der Behandlung mit Hitze, wie sie das folgende Rezept verordnet: „gelit wasser Stellen / So dropf in die wunten heis baumöll etlich mal so heis Eins leiten kann."

[16] H. Pflüger, Wer kann heilen?, 1930, 183.

[17] W. Zimmermann, Badische Volksheilkunde, 87; Hovorka und Kronfeld, a. a. O., 2, 415, 418.

[18] Höfler, a. a. O., 784.

Digitized by Google

Erfolgreich ist auch das Bestreuen mit gepulverter Kohle, die ja als Desinfiziens und wegen ihrer Giftstoffe und Flüssigkeit aufnehmenden Eigenschaft in der Medizin eine hervorragende Stellung einnimmt. Hier freilich erscheint sie in einem mystischen Gewand: „für das glit wasser / So Nim Ein Rücken leib brot (Roggenbrot) / laß jn woll vnnd hart backen / das Es auswenkig woll verbrent Sei vnnd schab mitt einem messer oben das verbrent woll rab (herunter) auff ein Papir / das Es rein abgeschaben wirt wie Ein rein bulffer / So nun Einem das glit wasser geht / So streuh das bulffer drein vnnd wans wider Anbricht / so duhe Es wider drein. Der verwund mus Sein schonen ein Dach 2 oder 3." Brot, der Inbegriff aller menschlichen Nahrung, nimmt im deutschen Volksbrauch eine überragende Stellung ein. Es ist daher nicht verwunderlich, daß wir in der Volksmedizin immer wieder auf Verordnungen stoßen, die auf der wohltätigen Wirkung des Brotes beruhen. Es spielt als Zwischenträger bei Krankheitsübertragungen eine Rolle, häufiger aber als Schutz vor Behexung[19]. In diesem Sinne wird hier die verkohlte, abgeschabte Rinde von Roggenbrot zur Stellung des Gliedwassers gebraucht.

Noch heute erzählt sich das Volk allerlei Absonderliches über den Keimling der Walnuß (Juglans regia)[20]. In früheren Zeiten muß der Glaube an jene geheimnisvollen Kräfte des „Nagels" oder „Kreuzes" der Welschnuß noch viel stärker gewesen sein, denn das nachstehende Rezept schreibt einem Stäubchen des an sich schon kleinen Nußpartikels die Eigenschaft zu: „Das gelit wasser zu stellen. Nim Ein kreutz aus Einer welschen Nus / dürs vnnd stos zu bulffer / dessen duh gar ein wenig jn die wunden / versteht Es das Erst mal nicht / so duhe Ein wenig mehr darein als zuuor / oder Nim Ein ganz kreutz aus Einer Nus / Stos zu bulfer vnnd gibs den verwunden Ein jn einer brüh."

Wenn im folgenden Rezept „Scharlach" auf einem glühenden Eisen zu Asche gebrannt und diese in die Wunde gestreut werden soll, so ist mit aller Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß es sich hier um den rotgefärbten Stoff dieses Namens handelt. Die rote Farbe gäbe — in ihrer Ähnlichkeit zur Wundfarbe — die einzige folgerichtige Erklärung für die Verwendung, die feuchtigkeitaufsaugende Wirkung der Asche aber die Erklärung für den Erfolg des Mittels. „Für das glid wasser. Scharlach / brenn jn auff eim eissin (Eisen) vnd Zettel (streue) das puluer in die wunden."

Ein bewährter Heiltrank, der das Gliedwasser von Stund an stellt, besteht nach folgender Verordnung aus einem Absud von „Steinkraut" in Wein. Da diese Pflanze „zeitlose Blätter" hat und auf altem Gemäuer wächst, wird es wohl die zur Familie der Fettblattgewächse gehörende Hauswurz (Sempervivum tectorum) sein. Ihre saftigen Blätter sind heute noch in der Volksmedizin ein vielverwendetes Wundmittel, das zwar meistens äußerlich als kühlender Umschlag in Anwendung kommt[21]. In der Oberpfalz wird Hauswurzsaft auch bei Brand- und Stichwunden gebraucht[22].

[19] Wuttke, a. a. O., § 175.
[20] Marzell, Unsere Heilpflanzen, 43.
[21] W. Zimmermann, a. a. O., 86.
[22] Marzell, Bayerische Volksbotanik, 143.

Digitized by Google

„vir das glit waſſer zu ſtellen. Nim ſtain khraut / das hat zeigtloſe bletter / wagſt in den allten meiren / das ſeudt in wein vnd drinnckh dar von / das ſtelts von ſtundtan.

Wenn in der deutſchen Volksheilkunde aus dem Mineralreich ſtammende Heilmittel verwendet werden, ſo ſind ſie meiſtens aus der antiken Medizin auf dem Wege über die mittelalterliche Schulmedizin in den Heilſchatz des Volkes gelangt. Dies trifft auch bei dem Alaun zu, der ſeiner zuſammenziehenden Wirkung wegen in der Heilkunde ſeit der Antike bekannt war. In der mittelalterlichen Wundbehandlung wurde er mit Vorliebe zuſammen mit einem dem Bluteiweiß artfremden Eiweiß verordnet, eine Miſchung, die durchaus heilkräftig erſcheint: „das weis von ainem air vnd ain vngebrennten allaun durch einandter geriert / das es Dieckh (dick) wert wie ain phechl (Pech) / nez ain hanif werckh (Hanffaſern) darin / legs yber / ſo verſtet es.“ In erweiterter Form erſcheint dieſe Salbe unter Hinzufügung von Bleiglätte und Safran. „mer für das glid waſſer. Item nym glet zway lot / vngeprenten anlaun 2 lot / ſaffran 1 lot / air klar von dreyn ayrn / das ſchlach als durchainander vnd zertreib Es / iſt gut für das glidwaſſer.“ Bleiglätte (PbO) iſt ein Bleioxyd, das wie das Blei ſelbſt ſchon in der Antike häufig zur Wundbehandlung benutzt wurde. Celſus wendet ſie u. a. zum Reinigen von Geſchwüren an[23]. Der Safran (Crocus sativus) ſoll nach Celſus austrocknend und zuſammenziehend wirken[24], Eigenſchaften, die für die Wundbehandlung bzw. Stillung des Gliedwaſſers von beſonderem Wert ſind.

Ein Wundmittel, das Celſus zum Wegbeizen wuchernden Fleiſches bei Wunden und Geſchwüren benutzt, iſt der Galmei, ein zinkhaltiges Erz[25]. Er bildet einen Beſtandteil des Pulvers: „Für das glid waſſer. Nym galmein vnd glas gallen / ains als vil als des andern vnd miſchs durchainander vnd thue das puluer darauff da das glid waſſer aus geet.“ Glasgalle ſind Verunreinigungen des Glaſes (meiſt Natrium- und Calciumſulfate, die ſich während des Schmelzens aus dem Glaſe abſcheiden und als dünnflüſſige Schmelze die Oberfläche bedecken und abgeſchöpft werden.

[23] Celſus, Über die Arzneiwiſſenſchaft, 595.
[24] Celſus, ebenda, 667.
[25] Celſus, ebenda, 247.

Digitized by Google

Erik Axel Karlfeldt und seine Dalbilder in Reimen.

Von Dr. Werner Wolf, Heidelberg.

Wer Schweden kennt und den Namen Dalarne hört, denkt sofort an eine Landschaft besonderer Prägung. Er erinnert sich sicherlich Faluns und seiner Kupfergruben, dann aber vor allem des Siljansees, der so recht die Mitte jenes farbenprächtigen Landstriches ausmacht. In zahlreichen, wundervollen Buchten greift er ins Land und spiegelt in unvergeßlicher Anmut die vielbesungenen „blauen Berge" mit ihrem Föhrenwald, die bald steilen, ernsten Gipfel, bald sonnigen, sanften Hänge.

Um den See herum liegen drei besonders eigenartige Orte: Rättvik, ernst und steil im Osten mit seiner alten gedrungenen Kirche, die ganz am Wasser liegt und etwas an unsere Bodenseeklöster gemahnt, dann Mora im Norden, wo Gustav Wasa auf der Flucht vor seinen dänischen Verfolgern Hilfe und Unterstützung fand, und endlich Leksand auf breiterem, offnerem Strand im Süden. Von Leksand winkt dem Kommenden ein eigenartiger Kirchturm: eine richtige morgenländische Zwiebel. Kriegsgefangene aus der Zeit Karls XII. haben hier eine Holzkirche errichtet, und seither steht sie dort, ein kleines Stück Rußland mitten in der schwedischsten aller Landschaften.

Buntheit wie nirgends sonst, das ist der erste Eindruck, den „die Täler" — denn dies bedeutet der Name „Dalarne" — auf den Fremdling machen. Der zweite Eindruck aber ist Bodenständigkeit, Echtheit einer alten Bauernkultur, die durch Jahrhunderte in immer neuen Kämpfen sich bewährt und erhalten hat. Wer die Geschichte kennt, weiß, daß die Dalmänner erst spät im Mittelalter und nur ganz langsam das Christentum in sich aufnahmen, weiß, daß sie immer frei waren und es trotz häufiger Armut auch blieben, daß sie aus diesem Grunde Gustav Wasa unterstützten und die Dänen aus dem Land schlagen halfen, daß sie sich aber eben deswegen auch mit größter Bestimmtheit gegen ihn selbst wandten, als er ihre eingeborenen, alten Rechte anzutasten drohte.

Handwerk, alles was mit der Kultur eines Bauernhauses zu tun hat, ist die Arbeit der Dalbewohner. Bunte Teppiche, Gewebe, Uhren, Schnitzereien u. dgl. findet man überall feilgeboten, wenn man heute in die Gegend kommt; leider jedoch mit der Zeit auf die Ansprüche und den Geschmack der Sommerfrischler mehr und mehr zugeschnitten.

Digitized by Google

Aber das Eigenartigste, was Dalarne hervorgebracht hat, sind doch die „Dalbilder", die in früherer Zeit in reichem Maße die Bauernhäuser und -stuben schmückten. Gewiß gibt es ähnliche Gemälde auch in anderen Gegenden Schwedens, etwa die noch älteren gemalten Tücher und Tapeten aus Blekinge und Halland[1], die bei festlichen Gelegenheiten, zu Weihnachten, Ostern oder Hochzeit als Schmuck an die Wände gehängt wurden; die in Dalarne jedoch zeichnen sich durch Technik und Stil besonders aus[2].

Wir unterscheiden zwei Arten der Darstellung, je nachdem wo wir sie antreffen: Schrankmalerei und Wandmalerei. Die Schrankmalerei beschränkt sich im allgemeinen darauf — ähnlich wie die unsrer deutschen Bauern —, Schränke, Truhen u. dgl. mit Blumen- oder Fruchtgirlanden zu umwinden; eine Kunst, für die Karlfeldt den sehr sprechenden Namen „Kürbismalerei" erfunden hat. Die Wandbilder dagegen suchen, in die Gesamtwirkung des Stubenraums eingegliedert, Szenen von allerlei Art, wiederum von Girlanden umrahmt und gegeneinander abgegrenzt, möglichst wirklichkeitsnah und farbenfröhlich darzustellen. Letztere nennen wir „Dalbilder" in engerem Sinne.

Und was sind es für Inhalte, die hier dargestellt werden? Meist biblische aus dem alten und neuen Testament; dann aber auch solche aus Fabel und Legende, ferner Bilder aus dem täglichen Leben des Landvolks. So finden wir neben Hochzeit und Beerdigung, neben Schmaus und Tanz die damals so beliebten Motive jeder volkstümlichen biblischen Geschichte. Da ist der Garten Eden und die Erzählung vom Sündenfall, Jakobs Traum von der Himmelsleiter, Isaaks Opferung durch Abraham, Jonæ Seefahrt im Bauch des Walfisches, Daniel in der Löwengrube, Elias und sein feuriger Wagen, der verlorene Sohn und die Schweine, aber auch Jesus von der Geburt und den drei Königen an bis zu den oft grausamen Bildern des Jüngsten Gerichts. Aber auch andere Motive sind beliebt, besonders das Glücksrad der Fortuna, die „wunderbare" Altweibermühle oder die Legende von St. Georg und dem Drachen.

Was gewöhnlich mitfolgt mit jedem Bild, ist der dazugehörige Bibelspruch oder eine freiere Überschrift, mit zierlichen, gotischen Buchstaben, bald in lateinischer, bald schwedischer Sprache geschrieben.

Aber wie sind diese Motive nicht behandelt! Es ist, als wäre das heilige Land mitten nach Dalarne verlegt worden, als seien die Erzväter Dalbauern und ihre Hütten echte Dalhütten gewesen. So ganz aus der Wirklichkeit der Zeit und Umgebung der Künstler sind alle Bilder geschaffen. Und wir fragen mit Recht, wann und aus welcher Strömung heraus sie entstanden.

Siebzig Jahre umspannen die eigentliche Blütezeit des „Dalbildes": etwa von 1780 bis 1850. Etwaige frühere Reste spielen keine bedeutende Rolle, und nach 1850 muß man feststellen, die echte, alte Kunst zerfällt ungemein rasch, wird in Darstellung und verwendetem Material immer gröber

[1] Vgl. hierzu: Allmogemålningar från Småland och Halland, Nordiska Museets och Skansens Bilderböcker, Nr. 1.

[2] Vgl. hierzu und zum folgenden: Allmogemålningar från Dalarna, Nordiska Museets och Skansens Bilderböcker, Nr. 5.

Digitized by Google

St. Georg und der Drache. Bild aus Leksand von 1838. Die Aufschrift lautet: „Die Prinzessin wird erlöst. Ritter St. Georg, der mit dem Drachen stritt. 1838." (Aus Allmogemålningar från Dalarna S. 14.)

Digitized by Google

und so zu recht dürftigem Handwerk herabgewürdigt. Heute freilich sind wieder ernste Versuche im Gang, an das alte, vollendete Dalbild anzuknüpfen.

Was das Material betrifft, wurde in älterer Zeit auf Gewebe verschiedenster Qualität mit Leimfarbe gemalt. Von 1800 ab wird jedoch Papier immer gewöhnlicher, und vor allem ist es ein grobes, lockeres Graupapier, das man gerne verwendet. Die Zerfallszeit setzt Ölfarbe an Stelle der Leimfarbe, und somit treten schreiende Töne an Stelle der matten, die den wertvollsten Stücken ihre besondere Schönheit verliehen.

Dem luftig-anmutigen Blumengewebe sowie den heiter stilisierten Gestalten sehen wir die Abkunft des Dalbildes vom Rokoko an. Auch sind einige Übergangsformen noch erhalten, in denen die Muschel, das Kennzeichen des Rokokoornaments, in der Komposition Verwendung findet. Doch ist die Tändelei jener graziösen Zeit irgendwie bodenständiger und massiver geworden; und das ist auch ganz natürlich, da sie ja aus den Schlössern der feinen Gesellschaft in die Bauernstube eingekehrt ist.

Wie allerdings das Rokoko zu den Dalbauern kam, wird sich endgültig nicht klären lassen. Tatsache ist nur, daß die Dalbewohner seit Alters den Sommer über auf „Saison- oder Herrenarbeit" auszogen, und daß sie wegen ihrer Anspruchslosigkeit und ihres Fleißes überall gern angestellt wurden. So gab es in Stockholm zu gewissen Zeiten ganze Kolonien von Dalekarliern, und sicherlich waren zwischen 1750 und 1770 viele von ihnen bei der Arbeit der Innendekoration des neuen königlichen Schlosses angestellt. Denn schon Tessin der Jüngere wußte sie und ihren Kunstsinn wohl zu schätzen, und in einem Schreiben an seinen Auftraggeber Karl XII. erklärt er, er stelle am liebsten Dalbauern und Sörmländer an, weil sie „von kleinauf mehr als andere sich hätten ans Arbeiten gewöhnen müssen". So ist es also gut möglich, daß das Dalbild, umrandet von Blumen- und Blattgirlanden in seiner heute bezeichnenden Form seinen Anfang im Stockholmer Schloß genommen hat.

Heute hat man viele Gemälde von ihren Wänden in Dalarne losgelöst, und das Nordische Museum in Stockholm verfügt über eine ganz wundervolle Sammlung. Trotzdem aber sollte man sie eigentlich an Ort und Stelle, in der Landschaft sowohl wie in der Eingliederung in die Bauernstube, genießen können; und dazu gerade bietet der Back Hansgård im Svärdsjö-Kirchspiel — um nur einen von den schönsten Höfen zu nennen — eine herrliche Gelegenheit. Er ist im Jahre 1781 von Erik Eliasson aus Rättvik ausgemalt worden und zeigt wunderbare biblische Szenen neben solchen von Tenne und Garten. Ja, eine Stubenwand hat sogar eine Krokodiljagd aufzuweisen.

Was die Vorbilder zu den Darstellungen aus der Bibel betrifft, so reichen diese natürlich in fernere Zeiten als das Rokoko hinauf. Die sogenannte Biblia pauperum, die Bibel für die Armen, die nicht lesen konnten, ist im Ausgang des Mittelalters ein sehr beliebtes Unterrichtswerk, um durch bildliche Darstellung die Kenntnis der heiligen Schrift in Laienkreise zu tragen. Hiermit hängt wohl in Schweden auch die immer häufigere Ausmalung von Kirchen zusammen, die gerade die Vorreformationszeit so sehr kennzeichnet. 1541 erschien dann, in enger Anlehnung an Luthers

Digitized by Google

erste vollständige heilige Schrift von 1534, die reichillustrierte Gustav-Wasa-Bibel, die mit ihren künstlerisch vollendeten Bilderfolgen ungeahnte Wirkungen ausübte. Abgelöst wurde diese erste Ausgabe 1618 durch Gustav Adolfs Bibel, die bei Olof Olofsson Helsing in Stockholm gedruckt wurde. Auch diese ist reich bebildert, und, wie in der vorigen, liegen auch hier die besten Schnitte niederdeutscher Meister zugrunde. Diese Darstellungen also, durch Bibel und Andachtsbuch immer neu verbreitet, gaben dem Dalvolk reiche Anregung, humorvoll und lebendig im äußeren Gewand des Rokoko ihre Hütten und Stuben auszuschmücken.

Erik Axel Karlfeldt, ursprünglich Erik Axel Eriksson, ist der große, unerreichte Dichter seiner Heimat Dalarne. Als er noch im Tode 1931 mit dem Nobelpreis gekrönt wurde, lauschte die Welt auf; aber die wenigsten konnten mit seinem Namen auch nur den geringsten Begriff verbinden. Dennoch ist er unbestreitbar einer der Größten, und hätte er nicht schwedisch, sondern irgendeine Weltsprache geschrieben, so wäre er wohl in aller Gebildeten Munde.

Sechs schmale Bände Lyrik, dazu einige Reden und Aufsätze, sind alles, was wir von ihm besitzen. Und doch, welcher Reichtum! Aber Lyrik, besonders die ganz reife, die in ihrer Diktion schlechthin einmalige, ist in fremde Sprachen so gut wie nicht umzusetzen. Und darin gerade liegt die große Schwierigkeit seines Verständnisses über die Grenzen schwedischer Zunge hinaus.

Über sein Leben und seine Werke einige kurze Daten: Er ist den 20. Juli 1864 auf dem Tolvmansgård im Folkärna-Kirchspiel im südlichen Dalarne geboren. Seine beiderseitigen Vorfahren waren in langer Geschlechterfolge Dalbauern und Bergleute; und stolz kann er sich seiner freien, bäuerlichen Herkunft rühmen, die einem mit ungebrochener Frische aus jeder seiner Zeilen entgegenweht. In seinem Gedicht „Die Väter" schildert er jene Alten unvergeßlich, wie sie in langer Reihe bis in graue Urzeit vor seinem inneren Auge stehen. „Hier, im alten Erzland, brachen sie ihren Acker am Fluß und das Kupfer aus benachbarter Grube. Sklavendienste kannten sie nicht, verstanden sich nicht auf Ziererei. Sie saßen wie Fürsten im eigenen Haus und leisteten sich bei hohen Gelegenheiten ihren Rausch. Sie küßten Mädchen im Frühling ihres Lebens, und eine von ihnen wurde ihre treue Verlobte. Sie ehrten den König, sie fürchteten Gott und starben dann in Stille, von ihren Jahren gesättigt." Aus solchem Blute also kommt unser Dichter.

Seine Jugend verlebte er als Bauernsohn zu Hause und nahm so die ganze Landschaft und den Lebenskreis in sich auf, von dem seine Dichtung bis ins Alter zehren sollte. Mehr als durchschnittlich begabt, kam er 1878 auf die Mittelschule nach Västerås und wurde dort 1885 Student.

Als er die Universität zu Uppsala im gleichen Frühling beziehen sollte, machte sein Vater Konkurs, und der väterliche Hof mußte verkauft werden. Dies und alle hiermit zusammenhängenden Schwierigkeiten warfen die ersten schweren Schatten über sein Leben. Er überlegt deshalb ernstlich, ob er nicht sein Studium aufgeben und zur Arbeit seiner Väter zurückkehren soll, bleibt aber dann nach längerem Schwanken dem eingeschlagenen Wege treu.

Digitized by Google

Wir finden ihn also von nun an als Student der Philosophie in Uppsala, seine Studien jedoch immer wieder durch praktische Lehrtätigkeit unterbrechend.

1889 vertauscht er seinen Namen Eriksson mit dem städtischeren Karlfeldt, wird Mitglied einer literarischen Studentenvereinigung und veröffentlicht hie und da Gedichte in Zeitungen und Kalendern.

1895 erscheint seine erste Gedichtsammlung unter dem Titel „Wildmarks- und Liebeslieder", geht aber trotz großer, tiefempfundener Ansätze fast spurlos an der Öffentlichkeit vorbei; denn wir stehen gerade mitten in den sich überstürzenden Frühlingstagen schwedischer Lyrik, in denen Fröding, Heidenstam und Levertin fast gleichzeitig in die Schranken treten.

1898 wird Karlfeldt endlich Lizentiat mit einer Abhandlung über Fielding als Dramatiker. Von seiner während des Studiums geübten Schulpraxis hat er inzwischen genug bekommen und wird 1900 Amanuensis an der königlichen Bibliothek zu Stockholm, 1903 Bibliothekar an der dortigen Landwirtschaftsakademie.

Seit jener Zeit also sitzt er in Stockholm fest, wiewohl sein Sinnen und Trachten nie von Dalarne sich losreißen konnte.

Was ihm die Herzen seines Volkes fast in einem Siegeslauf zuwandte, waren seine beiden folgenden Gedichtbände: „Fridolins Lieder" 1898 und „Fridolins Lustgarten" 1901. Mit ihnen und der Erfindung seines Landjunkers Fridolin sprach er so recht aus der Tiefe allschwedischen Empfindens. Die Akademie schenkte ihm alsbald ihre Anerkennung und machte ihn 1904 zu ihrem Mitglied. 1912, nach Wirséns Tode, wurde er dann ihr ständiger Sekretär.

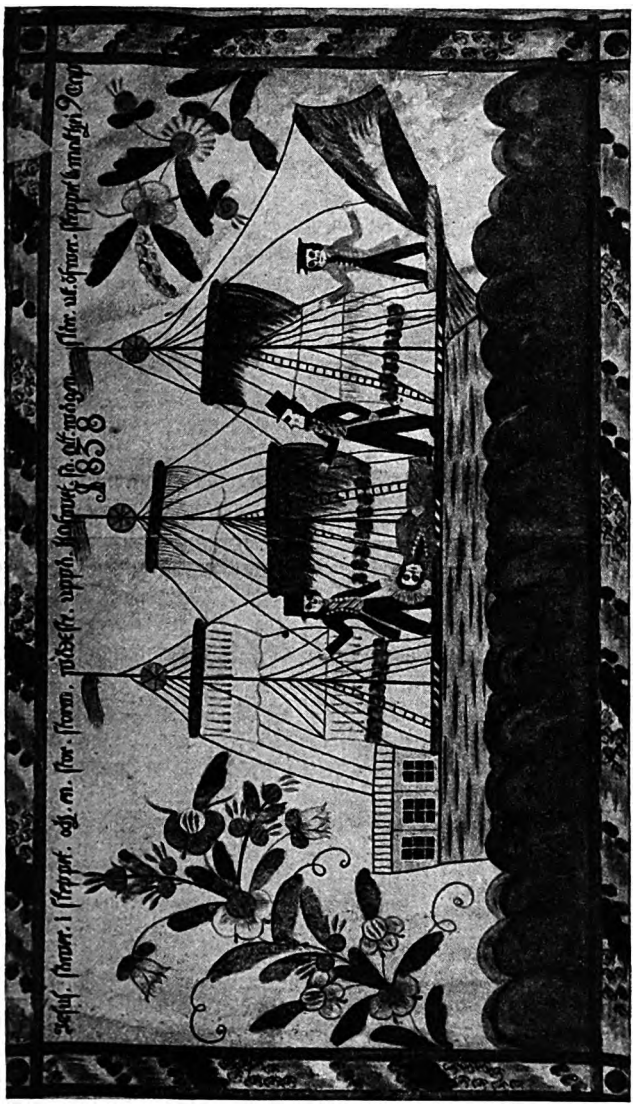
Seine weiteren Gedichtsammlungen erschienen in immer größeren Zwischenräumen: 1906 „Flora und Pomona", 1918 „Flora und Bellona" und als letztes 1927 „Füllhorn des Herbstes". Nach seinem Tode schloß dann ein dünner Band „Gedanken und Reden" 1932 die Reihe seiner Werke ab[3].

Den 8. April 1931 starb Erik Axel Karlfeldt zu Stockholm.

Was bei seinen Dichtungen als erstes in die Augen fällt, ist seine ungeheuere Lebenskraft, eine Ganzheit und Ungebrochenheit, wie sie bei Lyrikern der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts nur selten anzutreffen ist. Nie fast hört man ihn klagen über das Leben, immer ist alles schön, viel zu schön für die Menschen; und mit Liebe und kräftigen Farben malt er, was ihm vor die Augen kommt. Sein Werk, seine Lieder sind ihm alles, und nichts die Person dessen, der sie schafft; sie muß vielmehr in den Hintergrund treten, im Anonymen verschwinden. Deshalb finden wir auch bei Karlfeldt fast kein einziges Wort über ihn selbst, nur selten, gleichsam

[3] Auf Schwedisch lauten die Titel: 1895 Vildmarks- och Kärleksvisor, 1898 Fridolins Visor och andra Dikter, 1901 Fridolins Lustgård och Dalmålningar på rim, 1906 Flora och Pomona, 1918 Flora och Bellona, 1927 Hösthorn, 1932 Tankar och Tal. Eine Gesamtausgabe aller Dichtungen ist bei Wahlström och Widstrand, Stockholm, kurz nach seinem Tode 1931 als Minnesupplaga in 5 Bänden erschienen.

Digitized by Google



Jesus im Seesturm. Bild aus Leksand von 1838. Die Aufschrift lautet: „Jesus schläft und ein großer Sturm ist auf dem Meer entstanden, so daß die Wogen über das Schiff schlagen. Matth. Kap. 9. 1838." (Aus Allmogemålningar från Dalarna S. 15.)

Digitized by Google

eingeschmuggelt, eine Bemerkung über eigenes Fühlen. Eine Ausnahme machen nur seine letzten Gedichte. In „Flora und Bellona" stand er ganz unter dem Eindruck des Weltkriegs, durch den sein Glaube an das Menschliche aufs peinlichste verwundet wurde, und ein Gedicht wie „Schwarze Weihnacht 1917" und „eine Pesthymne" legen in erschütternder Weise Zeugnis von seinem edlen Kummer ab. Durch sein „Füllhorn des Herbstes" zieht sich, gleichsam im Titel angedeutet, die Ahnung des nahen Todes. Nicht klagend, sondern voller Gelassenheit und Reife schaut er dem Ende entgegen, stets dankbar und fast trunken in seinen Rhythmen von den vollen Farben seiner Vollendung. Dies zeigen am schönsten seine Gedichte „Der lange Sommer" und „Sub luna".

Seine „Dalbilder in Reimen" finden wir als Anhang in „Fridolins Lustgarten" und dann weiter durch die folgenden Sammlungen zerstreut. Deshalb ist es nötig, uns die Gestalt dieses Junkers ein wenig näher anzusehen, da ja Karlfeldt hinter ihr in keuscher Zurückhaltung sein Eigenstes zu verschanzen sucht. Zu „Fridolins Liedern" gibt er eine Prosaeinleitung und stellt uns seinen Schützling mit folgenden Worten vor:

„Fridolin nannte sich ein studierter Junker aus Bauerngeschlecht, der zur Lebensweise seiner Väter zurückgekehrt war, da es ihm lockender erschien in der Erde zu graben, nachdem er alle seine Tage nur in Büchern gegraben hatte. Eine Folge dieser Lebensveränderung war, daß er nicht recht wußte, zu welchem Stand er sich eigentlich zählen sollte. Aus verschiedenen Gründen kam er jedoch nicht dazu, sich ein Weib zu wählen, obgleich er große Neigungen zur Ehe besaß und in seinen mannhaftesten Jahren stand. In der Einsamkeit seines Junggesellenlebens fing er an, sich durch Liederdichten die Zeit zu vertreiben. Bald besang er, wie es ihm selbst ging oder ergangen war, bald versuchte er sich vorzustellen, wie andere Junggesellen sein Leben auffaßten" usw.

Deutlich sehen wir hier Karlfeldts einsame Jahre und die Überlegung sich abspiegeln, ob er nicht doch aufs Land zurückkehren und das Handwerk seiner Väter wieder aufnehmen solle. Nur ist alles in liebenswürdiger Weise objektiviert und von ihm selbst losgelöst. Und jener Fridolin, wie lebenswahr steht er nicht vor uns, umgeben von seiner Landschaft und seinen Dalbauern! Ganz lebt er mit ihnen aus ihrem Volksglauben heraus, kennt und zitiert ihre Bauernpraktika, und vor allem ihre altertümliche, ehrwürdige Bibel. Der Dichter faßt seine Art, bald als Landmann, bald als gelehrter Junker sich zu geben, in folgende Worte zusammen:

Er redet mit Bauern in Bauernmanier,
doch mit kundigen Herren Latein.

Und das ists gerade, was Karlfeldts Sprache so anziehend macht: jener kernige Grundstock bodenständischen, erdgewachsenen Bauernwortschatzes aus der Urzeit, untermischt mit dunklen, magischen Brocken Lateins aus Brauchbuch und Praktika, und das Ganze in ehrwürdige Höhe biblischer Redeweise emporgehoben.

Seine Dalbilder, wenn wir sie alle zusammennehmen, machen einen dünnen Band aus. Auch sie sind wieder durch ein kleines Prosavorwort

Digitized by Google

eingeleitet, in dem der Dichter mit kurzen Sätzen sagt, was er eigentlich will. So wie die alten Dalmaler mit Farbe und Pinsel die bekannten Motive zeichneten, will er den Versuch wagen, mit Worten ein Gleiches zu tun: „Zu einigen von diesen Auslegungen," schreibt er, „befinden sich die Vorbilder nur in des Dichters Phantasie. Als malender Dalbauer aber beanspruche ich das bescheidene Recht meiner älteren Berufsbrüder: so zu malen, wie es mir einfällt, indem ich mit launischem Pinsel meinen Bildern bald Scherz, bald Ernst im Geist meiner Vorgänger beimische, wenn auch teilweise mit anderer Technik". Und dann beginnt er mit der Schilderung des Gartens Eden vor und nach dem Sündenfall.

Ehe wir nun aber die schönsten seiner Auslegungen deutsch betrachten, seien noch einige erläuternde Worte über die besonderen Schwierigkeiten gesagt, die jedem seiner Übersetzer sich entgegenstemmen. Abgesehen davon nämlich, daß Karlfeldt ein kaum glaublicher Virtuose ist, was Rhythmus, Klang und Reim angeht, wählt er mit Vorliebe so eigenbildhafte Worte, mit großer Deutlichkeit aus ganz bestimmten, fast einmaligen Lebensbezirken genommen, daß sie selbst in seiner Muttersprache kaum durch andere ersetzbar wären. Und dies gerade gibt seiner ganzen Ausdrucksweise den herrlichen Reiz, nicht selten aber auch die schwer zu überbietende Komik. So schildert er die Lage nach dem Sündenfall mit folgenden Worten: „Eva steht beschämt in siegellackroter Sonne und befingert ihren steifen Feigenblätterrock. Adam, in grünen Unterhosen, schneidet Grimassen vor Magenweh und Reue. Die Schlange im Baum, so schadenfroh, p e i t s c h t mit dem Schwanz zwischen Apfelblättern. Der Engel mit feuergelben Hosen schwingt die größte aller Äxte." Das Wort aber, das hier durch „peitschen", also allgemein, wiedergegeben ist, kann schwedisch nur in einem ganz bestimmten Sinn verwendet werden, nämlich nur, wenn ich davon rede, jemand schlägt Eierschnee, bereitet Schlagsahne oder etwas Ähnliches. Jeder also, der in der Ursprache unseren Ausdruck hört und versteht, muß in Gelächter ausbrechen.

Und nun, nach dieser Vorbemerkung, machen wir den Versuch, „Eliæ Himmelfahrt" in deutschen Versen wiederzugeben.

Eliæ Himmelfahrt.

Hier fährt Sankt Elias in das himmlische Land.
Schau den Wagen so funkelnd und neu!
Trägt den Leichenschmauszylinder und die Peitsche in der Hand,
An den Knieen lehnt sein grüner Parapleu.

Hoch und würdig ist sein Anblick; denn er fährt vom Erdental
Zum Gerichtsberg, wo die Sessel stehn im Ring,
Ist von seinem Herrn gerufen: „Komm und sitz in meinem Saal
Als ein Schöffe auf des Rechts und Friedens Ting!"

Ja, sein Herr hat ihm den Wagen und die Rosse selbst geschickt,
Dazu Botschaft: „Du mein guter Bauersmann,
Hab erkundet deine Weisheit, und sie hat mich sehr entzückt;
Deines Rats will ich genießen nun fortan."

Digitized by Google

Und schon rollt der Wagen aufwärts, und Elias' breite Hand
Allen Erdenlebens Tälern Abschied winkt:
Und wir sehn, es ist ein Stück von unsrem eignen Dalaland,
Das in träumender Fichten Ruh versinkt.

Hier sind blinkende Gewässer und der Strand so golden bunt
Wie von Jungfrau oder Weib ein Blumenbeet.
Kinder schrein und deuten luftwärts auf der Räder fliegend Rund:
„Unser Nachbar, wie entsetzlich fährt er, seht!"

Hier steht Leksands Zwiebelkirchturm, und des Faluerzes Klang
Läutet Sabbat zu des Seligen Flucht.
Und ihn trägts aus Glockenklingen in den brausenden Gesang
Auf! in ewiglicher Orgelchöre Wucht.

Wenn du sitzest, o Elia, droben bei des Meisters Hort
Und erblickest unsre Bosheit, unsre Not,
Sprich zum Richter du ein mildes, ein versöhnendes Wort,
Bitt für Dalarne, das hungert, um Brot!

Nun versinkt die Sonne. Sicher fährt jedoch durch Weltraums Nacht
Bei den friedlich-kleinen Lichtern der Prophet,
Die Gott Vater voller Güte längs der Straße angebracht,
Die da gastfrei zu seinem Saale geht.

Hoch den Skorpion, den bösen, in den fernen Räumen schau!
Hör den Hund und seines Bellens wilden Schall!
Hier hat Bärenpaar und Löwe und die Schlange ihren Bau,
Doch sie bringen Gottes Fohlen nicht zu Fall.

Feuer steht aus ihren Nüstern, Feuer aus den Hufen springt;
Durch die Nacht sie eilen aufwärts immerfort
Bis zum Milchweg, jener goldnen Lichterstraße, die sie bringt
Ganz ins Himmelreich zur Paradiesespfort.

Und der Herr tritt auf die Staffel und empfängt ihn gnadenreich:
„Tritt herein du mein heiliger Prophet!"
Und er winkt nach einem Engel, der sofort und alsogleich
Mit den Rennern auf die Himmelsweide geht.

Meisterhaft ist der bäuerliche Stil hier getroffen, und gerade das, was die alten Dalmaler so sehr erstrebten, kommt voll und ganz zur Wirkung: die liebenswürdig-derbe Umsetzung des Biblischen ins Bäuerlich-groteske. Aber nicht nur lustig oder gar nur komisch sind die Farben, die der Dichter aufträgt; nein, mit tiefer Innigkeit zeichnet er die heimatliche Landschaft, bis sein kindliches, hingebendes Gefühl im Gebet für Dalarne und seine Bewohner den Höhepunkt erreicht. Weiter kennzeichnet ihn ein sicher beherrschtes Raumgefühl, und man sieht förmlich, wie der Feuerwagen durch die Sternennacht enteilt.

Digitized by Google

Als nächstes Bild sei die Altweibermühle gegeben:

Die wunderbare Mühle.

Die Mühle schaut hin
Aus Gold und Rubin!
Der Stempel, er raffert, der Läufer, er knattert.
Wie Säulen des Himmels die Eckpfeiler stehn.
Kein Flut kann sie brechen, kein Sturm sie verwehn.
Die Wanne aus Silber, aus Jaspis die Schraube,
Und Salomos Siegel, stolz strahlts an der Haube.
Zu stehn und hinab in den Trichter zu schauen,
Es ist wie Geheimnis und greift dich mit Grauen.
In Pfosten aus Marmor die Türen sich schließen.
Der Müllersknecht ruft: „Hier ist euch verhießen
— Kommt Alter! Kommt Alte! —
Kein Hoffen erkalte:
Zu Vollem wird Leeres, zu Weizen wird Spreu,
Das Dürre wird saftig, das Alte wird neu!"

Schaut: Greise sie kommen
Gebückt und beklommen,
Mit schwindenden Kräften sie knuffen sich, drängen.
Es humpelt und stolpert,
Es strauchelt und holpert:
Schaut her, die Betrüblichen, wie sie sich zwängen!
Hier einer im Trichter: Rick-ricke-tirack!
Schon tanzt er hervor als ein Bräutgam im Frack.
Und hier stürzt sein Nachbar in gähnenden Graus:
Alter rinn! Junger raus!

Schau das Weib an der Knute
Mit Pfeif in der Schnute!
Das Mieder es schlottert, die Zunge sie stottert.
Sie taucht in den Trichter: Rick-ricke-tiruf!
Gleich steht da ein Fräulein mit Schleier und Hut.
Und der Müller halbtoll
Um ihr Leibchen nimmt Zoll:
Kriegt die Hände so voll.
Und es drängen sich alle, als ging es zum Schmaus:
Alte rinn! Jungfer raus!

Schau das Paar, wie sichs trifft in der Laube beisammen,
Wo die Schwertlilie züngelt mit lodernden Flammen!
Die Jungfrau, errötend die Wange sie senkt
Und der Jüngling den stolzen Zylinder schwenkt:
„Vor fünfzig Jahren wir küßten uns treu!"
— „Küß aufs Neu! Küß aufs Neu!"

Wo der Sturzbach donnert, verlassen ich gehe
Und über verödete Hügel ich spähe.
Und die Wasser, sie rauschen, tosen und springen.
Der Mühlenwind schlägt mich mit peitschenden Schwingen.
Es braust von Jugend, von Lenz mir und Wein.

Digitized by Google

Ich ging und ich suchte jahraus, jahrein,
Ich forschte auf all meinen Wegen, den langen,
Wo Gipfel der Gletscher den Himmel umfangen:
„Wohin sind die herrlichen Müller gegangen?"
Da kichert ein Bergtroll verächtlich mich aus:
„Alter rinn! Alter raus!"

Wir sehen: dieselbe Treffsicherheit und Farbenfülle wie oben; und eine Szene reiht sich, fast unmerklich in ihren Übergängen, an die andere. Nur die letzte hat eine Art persönlicher Prägung und läßt die Gefühle des Dichters erraten. Denn während zuerst die überschäumende Stimmung eines Märchens uns entgegenschlägt, das alle Wünsche erfüllt und sie sogar noch übertrifft, zeigt der Abschluß, ebenso unwirklich wie der Anfang, eine fast gespenstische Prägung: Wohl ist wieder Frühling, wohl bereiten sich neue Säfte zu neuem Wachstum vor, aber die Mühle ist nicht mehr zu finden und der Dichter einsam und alt. Das Einzige, was seinem Rufen und Fragen eine gellende Antwort gibt, ist das schadenfrohe, hämische Lachen eines Trolls; und Trolle gerade sind im Norden die Verkörperung des unabänderlich Bösen, Alten und Häßlichen.

Zeigte „Eliæ Himmelfahrt" Scherz und innigen Ernst in vollkommener Verflechtung miteinander, so ist „Jonæ Meerfahrt" aufs Heitere und Groteske allein abgestimmt. Hierbei sind die Einzelbilder mit so unglaublicher Plastik vor den Beschauer hingezeichnet, daß er wohl schwerlich etwa den Rachen des Walfisches in all seiner Furchtbarkeit wieder vergessen wird. Ähnliches kennen wir in deutscher Kunst nicht, es sei denn in einer ganz blutrünstigen Moritat.

Jonæ Meerfahrt.

Wie das Schiff vor Anker schaukelt
Und am grünen Strande gaukelt,
Steht der Schiffsherr hoch an Deck und schreit: „Hei, Westwind, weh!
Hei ihr Knappen und Matrosen,
Die ihr euch ergetzt bei Rosen,
Tauscht des Waldes Turteltaube für die Möwe salzger See!"

Und schaut her: hier fährt die Kogge übers salzige Meer.
Dalekarlier winzig baumeln im Getakel hin und her.
Und der Kriegsherr hinten droben,
Rückgebeugt und kopferhoben,
Er, der hinterm Segel süffelt, Kapitän und Chef ist er.

Doch der Höh und Tiefe Drachen
Spein und schrein, die Bohlen krachen,
Daß der Schiffsherr seine Flasche fallen läßt in Wogengraus.
Da in Zornes Rasen schreit er:
„Kaum der Kahn noch trägt uns weiter!
Wer von allen ist der Dickste? Einen werfen wir hinaus!"

Und schaut her: hier zeigt sich Jona, der bescheiden-fromme Mann,
Er ist schwer und feist und würdig, und es steht ihm prächtig an.
Bleich doch tät ers Antlitz tragen,
Hält die Hände vor den Magen,
Deutlich sieht man, er ist seekrank und er sehnt sich sehr von dann.

Digitized by Google

Und an Jona sie sich geben,
Doch er bettelt: „Laßt mich leben,
Bin ich doch ein Mann des Geistes, ein gewaltiger Prophet!"
Doch sie rufen: „Jona, gläubst du,
Wasser trampelnd oben bleibst du;
Zwar dich trägt dein eigner Schmerbauch, o Prophet so probstenfett!"

Und schaut her: hier habt ihr Jona, Kopf nach unten im Revier.
Seinen Schoßrock überm Nacken sieht man seines Leibchens Zier.
Und in Abgrunds Wogenfeuer
Gähnt ein gräßlich Ungeheuer,
Und aus breiten Rachen bleckend starrt das weiße Zahnklavier.

Landvolk muß man glücklich nennen,
Weil die Fährnis sie nicht kennen
Gierig-wilder Ungeheuer in der Wogen Raserei.
Mögen sie das Los ergründen,
Das so manche Schiffer finden,
Die da werden aufgeschnappt von einem Walfisch oder Hai.

Und schaut her: hier habt ihr Jona in das Walfisches Bauch.
Deutlich sehnt er sich von dannen, krank und blaß, der arme Gauch.
Da ist kalt und nackt und widrig,
Eng und bang. Das Dach hängt niedrig.
Darum sehn wir in der Hucke unseren Propheten auch.

Doch wir wissen aus dem Buche,
Wie entronnen er dem Fluche,
Wie er lange, weit und ferne irrte in der Wogen Graus.
Und sein Schoßrock, walzerbissen,
Eingefranst und ausgeschlissen,
Sieht — verwandelt, umgemodelt — fast wie eine Joppe aus.

Und schaut her: hier schreitet Jona auf dem grünenden Strand!
Wie er lächelt gen dem Schilde gleich zu seiner linken Hand!
Und seht, hier steht er am Tische,
Einen guten Schnaps zum Fische
Gießt er, und ich wünsche Gleiches jedem Jüngling hierzuland!

Waren die bis jetzt aufgeführten Dalbilder lustiger Art, so ist „Jungfrau Maria" durchaus ernst und zugleich eines der schönsten Karlfeldtschen Gedichte überhaupt. In ihm preist der Dichter die Mädchen seiner Heimat, all das Knospenhaft-zarte, was noch unberührt und unbewußt in ihrer Seele schlummert. Und dadurch gerade, daß er irgendeine Ungekannte wählt und auf ihrem sinnenden Gang über die Halde begleitet, wird der nur in der Überschrift angedeutete Vergleich mit der reinen Magd, der Rose ohne Dornen, immer stärker. Inniger, zurückhaltender und keuscher ist selten mit Dichterworten mädchenhafte Anmut gepriesen worden, als gerade hier von Karlfeldt.

Digitized by Google

Jungfrau Maria.

Sie kommt herab die Halde, der Jungfrauen Kranz,
Sie ist ein zartes Mägdlein aus Mandelblütenglanz,
Ja, wie Mandelblüt und Rosenblüt, weitab von Lärm und Tanz,
Da andere nicht traben noch wandern.
Daß die Sonne dich nicht bräunte, welche Wege nahm dein Tritt?
Was träumtest du Maria — dein junges Herz es litt —
Daß dein Blut dir nicht brennt wie das der andern?
Es rinnt ein Schein so wundersam von deinem bloßen Haar,
Deine Stirn gleicht dem Mond und seinem Bogen,
Wenn über Berghangshügel und Schlehn, gebeugt und klar,
Der lichte im Frühling kommt gezogen.

Nun weht der Westwind kühler am Akeleienrain,
Und goldne Lilienglocken, sie läuten Stille ein;
Kaum wiehert noch das Fohlen, kaum hörst ein Lamm du schrein,
Kaum zirpt es in den Nestern noch im Walde.
Nun gehn die Dala-Burschen und -Mädchen Paar bei Paar.
Du bist erwählt vor andern, erkoren wonnebar.
Was gehst du sinnend einsam da zur Halde?
Du gleichst der Jungfrau, kommend vom ersten Abendmahl,
Die wachen in der Pfingstnacht will, der klaren,
Zu denken an die Worte mit freudgen Herzens Qual
Und die Wunder, die ihr Mädchentum erfahren.

Wend um! Wend um, Maria! Nun wird der Abend spat.
Es sorgt sich deine Mutter um deinen rauhen Pfad.
Du bist so klein, zerbrechlich wie Weidenrispen zart;
Und ein schlagender Bär kommt gegangen.
Ach, die Rose ist dein Hüter, die du trägst in deiner Hand,
Dir gebracht von einem Engel aus der Selgen Gartenland;
Du kannst treten auf Dornen und Schlangen.
Ja, der Strahl, der sich breitet so leuchtend und lang
Über Siljan von des Abendrots Gehege —
Du könntest gehn zum Paradies, jetzt, deinen Hochzeitsgang
Auf dem schmalen, dem schwebenden Stege.

Die Reihe der Dalbilder beschließt natürlich „Das Jüngste Gericht". Großartig baut es sich auf in vier gewaltigen Szenen, die in ihrer Stimmung oft stark an Dürer und die apokalyptischen Reiter gemahnen. Diese ganze, wenn auch kleine „göttliche Komödie" hier mitzuteilen, verbietet der Raum; deshalb sei nur in kurzen Worten erzählt, was wir dort finden: Im ersten Gedicht zieht der Spielmann gen Abend durch die Welt und will wie sonst seine lustige Geige rühren. Aber das einzige Echo, was ihn überall trifft, sei es am Bach bei der trinkenden Kuh oder beim Wanderer, der ihm am Waldrand begegnet und dem er sein „Grüß Gott" zuruft, ist: Sterben. Die ganze Welt um ihn her vereinigt sich zu dem einzigen Ruf: Sterben, Sterben, Sterben! Im zweiten Gedicht geschehen Wunder und Zeichen: Antichrist geht im Bischofsornat und schmäht ungestraft den Herrn, Blut träufelt vom Horn des Mondes, Hunger, Krieg und Pestilenz verheeren die Erde, und ohne Zweifel ist das Ende nahe. Zuletzt rasselt die ausgeleierte Weltenuhr

Digitized by Google

mit Rad und Schraube: die Gewichte sind nicht mehr weit vom Boden entfernt, der Zeiger steht fast auf Zwölf. Da blitzt ein Schein in der Ferne auf und vom Himmel herab, einem Bein vergleichbar, hängt die Posaune des Gerichts, und Gabriel ruft die Toten und Lebendigen zur Verantwortung. Das dritte Bild zeigt ein wildes Stimmengewirr, nicht unähnlich dem in Goethes Walpurgisnacht, wo alle sich zum Blocksberg drängen, nur hier grausig und unerbittlich; denn es geht vor den ewigen Richter. Wir sehen den König, der auf Erden falsch regiert, den Kaufmann, der falsch gewogen, und den Priester, der anders gelehrt als gehandelt hat. Aber auch der Soldat ist da, der tapfere, unerschrockene, der weder Teufel noch Hölle fürchtet und St. Peter seine Dienste anbietet; und der liebende Jüngling, die reine Braut an der Hand führend, und schuldlose Kinder und zuletzt der Dalmaler. Im vierten und Schlußgedicht lüftet sich dann das drückende Dunkel allmählich wieder: Ein Schiff steuert über das langsam sich beruhigende Weltmeer, in dem alle Sünder ertrunken sind, durch die noch dauernde Nacht der sicheren Seligkeit entgegen. Klein ist die Schar, die es birgt, aber der Herr steht am Steuer und führt sie, und Finsternis kann ihnen nichts anhaben.

Mit den Worten des Dalmalers im dritten großen Bild nimmt der Dichter von seinen Hörern Abschied, und seine Verse lauten, wie folgt:

Der Dalmaler.

Ich malte euch Elia,
Er fährt ins Himmelreich,
Auch malte ich Maria
So rein und taubengleich.
O könnt ich heute malen
Mein' eigen schwarze Seel,
Daß klar sie möchte strahlen
Vor Gottes Sohn und Michael!

Ich malte Stubenwände
Und Truhendeckel auch,
Und Edens Lustgelände
Voll Blüten, Baum und Strauch.
O könnt ich heute werden
Ein Blum zu Christi Preis,
Der Schmutzfleck hier auf Erden
Ein Lilienbaum im Paradeis!

Einige der schönsten von Karlfeldts Dalbildern haben wir nun kennengelernt. Sie sind in seiner Heimat nicht minder gepriesen und geliebt als die seiner älteren Berufsbrüder. Das hat darin seinen Grund, daß er in einzigdastehender Weise den wahrhaft bäuerlichen Ton in Reim und Wortbild beherrscht, und darum sind sie, wie viele seiner anderen Dichtungen auch, auf dem Weg, echtes Volksgut zu werden. Welch großer, bescheidener Persönlichkeit aber bedarf es, selbst hinter seinem Werk so ins Dunkel zurückzutreten, damit das Gewordene der Allgemeinheit eines Landes gehöre! Und die gerade ist Erik Axel Karlfeldt gewesen.

Digitized by Google

Volkskundliches um Faust und Speyer.

Von **Oberstudiendirektor Dr. Albert Becker**, Heidelberg.

Über den geschichtlichen Faust und das älteste Faustbuch ist schon viel geschrieben worden. „Ein guter Freund von Speyer" hatte die erschreckliche Geschichte des weitbeschreiten Zauberers dem Drucker und Verleger Johann Spies in Frankfurt a. M. geschickt, wo gegen Ende des Jahres 1587 dieses erste Faustbuch herauskam.

Die Frage nach dem ungenannten Verfasser des Volksbuches führt wohl hin in den geistigen Bereich der alten Reichsstadt Speyer und hier wieder auch in den Umkreis ihrer Volkskunde. Wenn der Verfasser, wie der gute Kenner des einstigen Speyer Georg Berthold einmal wahrscheinlich machte[1], ein Speyerer Schulmann war, so erklärt sich leicht die lehrhafte Grundabsicht des Buches, durch das „schreckliche Exempel des teuflischen Betrugs, Leibs- und Seelenmordes" alle Christenmenschen zu warnen; denn selbst die beste Erziehung vermag nach des Verfassers Erfahrung nicht vor böser Gesellschaft und ihren schädlichen Einflüssen zu bewahren, die auch den gutgearteten jungen Menschen schließlich mißraten lassen können. Was der Verfasser dabei vom klassischen Altertum und sonstiger Gelehrsamkeit weiß, legt die weitere Vermutung nahe, daß jener Schulmann im Kreise des Gymnasiums der Freien Reichsstadt Speyer zu suchen sei.

Diese Annahme bestätigt wohl eine genauere Prüfung des Werkes nach seinem örtlich-volkhaften Hintergrund, nach den volkskundlichen Grundlagen seiner Gestaltung. Wenn auch Speyer, vielleicht mit Absicht, in dem frühesten Faustbuch gar nicht genannt wird, so schimmert doch das Bild der alten Kaiserstadt, wie der Verfasser sie sah, deutlich genug aus dieser ersten Faustgeschichte hervor. So fällt besonders auf, daß der Verfasser, der seine Erzählung nach Mittel- und Norddeutschland, also in eine weinbauloſe Gegend verlegt, sich doch als gründlicher Weinkenner erweist, als Freund eines guten, herrlichen, wohlschmeckenden, besten Weines, wie ihn eben die Weinhandelsstadt, die Speyer bis zur Zerstörung durch die Franzosen im Jahre 1689 war, die damals berühmte Versandstelle des köstlichen Erzeugnisses unserer Haardtberge, ihren Bewohnern in erster Linie darbot. An das edle Handwerk der Küferei, an seine auch für die Volkskunst bedeutsamen Schöpfungen etwa im Schloßkeller zu Heidelberg oder in der

[1] Bericht des Historischen Museums der Pfalz in Speyer Nr. 2, 1914, 62 ff.

Digitized by Google

Kellerei des Speyerer Bischofs erinnert der Speyerer Verfasser des Faustbuches sich und uns, wenn bei der Sternenfahrt (Kap. 25) Faust findet, daß die Sonne größer sei als die ganze Welt, während er sonst geglaubt, daß sie kaum „eines Faßbodems groß" sei — ein ohne Zweifel außerordentlich bezeichnendes Vergleichswort, das uns zudem auch mundartlich etwas besagt. Auch auf der Weinkarte (44 a) weiß der Verfasser vorzüglich Bescheid, so daß man ihn seinen Weinkenntnissen nach fast als Weinkieser bezeichnen möchte. Sonst hätte wahrscheinlich Faust selber im Keller des Bischofs von Salzburg unter des Bischofs „herrlichem Weinwachs" nicht gleich den besten dort herausgefunden (45); ein andermal trinkt man wieder auf gut pfälzisch, bis man „voll und doll" ist (46). Aber auch schon die schönen Weinreben „um Christtag" in Fausts Zaubergarten (55) und die der Gräfin von Anhalt (44) im Januar vorgezauberten frischen roten und weißen Trauben dürfen hier herangezogen werden. Fast verräterisch für den Verfasser wird es, wenn er (23) von dem Rücken des greulichen Teufels Asteroth sagt, er sei „ganz kestenbraun" gewesen, so braun also wie die Frucht der Edelkastanie, die unsern Reben eng verbunden die Höhen unseres milden Rheinlands schon seit alters kränzt[2]. Wie die Formen „Faßbodem" und „Kesten", so verraten auch sonst sprachliche Dinge die Eigenart der um Speyer lebendigen rheinfränkischen Mundart, die im einzelnen aus dem Faustbuch herauszuschälen anderer Feder empfohlen sei: so wenn der Lindwurm (8) „am Bauch geel und schegget" ist, wenn die Geister den Faust als „Omeissen" (23) quälen, wenn an der schönen Helena „kein Untädlin" zu finden ist (49) und wenn der ungefällige Bauer (50) mit „Dölpel und nichtswerdiger Unflat" angesprochen wird — ein paar Beispiele nur für unverkennbare Art und Haltung, in der der Speyerer die alte Speyerer Sprachlandschaft vorgegeben sieht. Aber auch sachliche Eigenheiten wieder weisen in die Pfalz am Rhein, so (40) der dem Kreuzer gleichgesetzte Löwenpfennig, den ein Bauer für seinen Wagen „voll Grummats", sein „Fuder Heu" erhalten soll.

Der gründliche Kenner der Örtlichkeit will über das allgemein Speyerische hinaus aus Andeutungen des Verfassers sogar die Lage seiner Speyerer Wohnung bestimmen können; ja das zwölfzeilige Sinngedicht, das zwar nicht die erste Ausgabe des Faustbuches, aber die Lübecker niederdeutsche Übertragung Johann Balhorns (1588) und die Berliner Ausgabe von 1590 aufweist, kann mit seinem Schluß als unterschriftliches Kryptogramm des Verfassers gedeutet werden und so seinen Namen verraten: in den Worten Astra Fides penetrat (Der Glaube reicht bis zu den Sternen) könnte der Verfasser nach der Sitte der Zeit seinen Namen versteckt haben, wenn man nach Umstellung der Buchstaben daraus etwa herauslesen darf: Andreas Frei p[raeceptor] testat[ur], Lehrer Andreas Frei bezeugt es. Ist diese Deutung richtig, so ist aber der Verfasser des Faustbuches: Andreas Frei aus Buchen, der, am 1. Juli 1563 an der Universität Heidelberg eingeschrieben[3], sich am 11. Februar 1566 den Titel

[2] Vgl. dazu V. Hehn-O. Schrader, Kulturpflanzen und Haustiere[8] (1911), 401; J. Hoops, Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum[1] (1905), 551 ff.

Digitized by Google

eines magister artium erwarb[3]. Vielleicht ein in Speyer am Reichskammergericht tätiger älterer Bruder[4] mag Andreas Frei nach Speyer gezogen haben, wo er von 1568 bis 1594 das Gymnasium als Rektor leitete. Ich hoffe, es veranlassen diese Zeilen zu einer erneuten Nachprüfung der hier behandelten Fragen und Persönlichkeiten, die ein Stück oberrheinischer Volkskunde von großer Tragweite umspannen[5].

[3] G. Toepke, Die Matrikel der Universität Heidelberg II (1886), 30. 463.

[4] G. Toepke, a. a. O. I (1884), 600: Bartholomäus Frey, Frei aus Buchen.

[5] Vgl. auch A. Becker, Doktor Faust und Speyer (1914); derſ., Pfälzer Volkskunde (1925), 85. 181; derſ., das Hutten-Sickinger-Bild im Zeitenwandel (Beiträge zur Heimatkunde der Pfalz, hrsg. von Albert Becker, Heft 16, 1936), 8 f.

Volksglaube aus Südtirol.

Aus dem Nachlaß von Karl Wohlgemuth.

Gegen die „Gilm" (Gelbſucht) helfen die Gilmäpfel. Es ſind dies Erdgewächſe, ſo ähnlich wie Strohblumen, die morgens in Waſſer zu nehmen ſind. Gilmäpfel werden auch um den Hals gehängt.

Das Hühneraugenkraut, ähnlich dem Spitzwegerich, hat am Stengel ſechs kleine Blättchen. Es wird fein auf den Saft geklopft und auf das Hühnerauge aufgelegt. Doch heißt es dabei vorſichtig ſein, daß es auf keine offene Wundſtelle kommt, denn dieſes Kraut iſt ſcharf und giftig!

Die Enzianwurzel wird gegen alle Magenblähungen in Schnaps angeſetzt. Mit der getrockneten Meiſterwurz werden die Wohnräume nach anſteckenden Krankheiten geräuchert. (Bauerndoktor Gruber in Sankt Jakob im Ahretal.)

Auf Fichtenbäumen befindet ſich, wenngleich ſehr ſelten, das Altneſt. Dasſelbe ſtellt einen knorrigen Aſtauswuchs dar. Das „Altneſt" wird ſorgſam vom Baum genommen und dient als gutes Mittel gegen die Schweinepeſt. Das kranke Schwein wird über das brennende Altneſt geſtellt und ſo damit geräuchert. (Bauerndoktor Jakob Hopfgartner in Mühlwald.)

Die „Bockwurze" wird zum „Stillen" des Blutes verwendet. Wenn jemand irgendwo blutet, ſo nimmt man die Bockwurze in die entgegengeſetzte Hand und das Blut „ſteht". (Hopfgartner in Mühlwald.)

Eugen Fehrle.

Digitized by Google

Der Karfunkel von J. P. Hebel.

Von **Hermann Schaab**, Mannheim.

Der Dichter des badischen Landes, Johann Peter Hebel, hat mit seinen alemannischen Gedichten den Beifall Goethes gefunden. Vielleicht ist Beifall zu wenig gesagt, denn er spricht vom „unschätzbaren Hebel".

Was bedeutet dieser Dichter unter seinen Zeitgenossen denn Besonderes? Er hat so wenig geschrieben, daß seine gesammelten Werke eben einen handlichen Band füllen; aber in diesem Bande ist manches Gedicht und manche Erzählung, die fast jedes deutsche Schulkind kennt. Und so lebendig sind diese Sachen geblieben, wie nur die besten Werke der Dichtkunst lebendig bleiben. Daß er der erste war, der alemannisch dichtete, das ist das Geheimnis seiner Wirkung auf das deutsche Volk nicht; denn das erschwert nur das Verständnis. Daß er Stoffe aus der Volksdichtung verwendet hat, ist auch nichts Besonderes, denn das haben zu seiner Zeit alle Poeten getan, sogar programmäßig. Denn seit sich in Hamann und Herder der deutsche Geist gewehrt hatte gegen den geistigen Bildersturm, den die Aufklärung betrieb, seither war allgemein klar geworden, daß der deutschen Kunst der gesunde Mutterboden völkischer Überlieferung abhanden gekommen sei. Diese Erkenntnis war so allgemein, daß Forscher und Dilettanten sofort nach den verschütteten Quellen gruben. Es war noch nicht zu spät. Der Ertrag des Suchens war reichlich und wurde allgemein zugänglich gemacht. Alte und junge Dichter bemächtigten sich der poetischen Stoffe und verarbeiteten sie zu Lyrik, Epik und Dramatik, allerdings mit nicht eben unbedenklichen Erfolgen. Wir sehen heute in den so entstandenen Werken abgeleitete Literatur, ebensosehr zweiten Aufguß wie in den Erzeugnissen des 18. Jahrhunderts. Die große Forderung der Romantik nach einer Dichtung, die aus dem Mythus kommt, aus dem bildhaften Geistesgut des ganzen Volkes, das Anschauung, religiöse Ahnung und rechtliche Gesinnung aller Volksgenossen, der Zeitgenossen und Vorfahren in sich enthält, diese Forderung wurde schlecht erfüllt.

Von Johann Peter Hebel aber muß man sagen, daß er es vermochte, aus dem Mythischen heraus zu dichten, und das ist das Geheimnis seiner Wirkung. Niemand wird es je einfallen, ihm den Vorwurf der Unechtheit zu machen, der so viele Gebilde der Romantik trifft.

Die Betrachtung des Gedichtes „Der Karfunkel" soll das des Näheren dartun. Dieses Gedicht gehört zu den weniger bekannten. Der Grund dafür

Digitized by Google

ist wohl darin zu suchen, daß es so sehr seine Wirkung im Klang der Worte und im Tempo des Vortrages hat, daß die Buchsprache es nur schlecht wiedergeben kann. Ferner ist es in ganz besonderer Weise Volksgut, seinem Stoffe nach, so daß wohl nur ein solcher in das Gedicht ganz eindringen kann, der in einem alemannischen Dorf aufgewachsen ist und dem die Sprache Muttersprache ist. Ein solcher mag denn auch nicht ganz unberufen sein, etwas über Hebel zu schreiben. —

Eine kleine Verlegenheit bereitet die formale Einordnung des Gedichtes in die üblichen Gattungen. Wir haben die Wahl zwischen Novelle, Ballade und Romanze. Aber keiner dieser Begriffe kann in diesem Fall unbestrittenen Anspruch auf den „Karfunkel" machen, denn er hat von der Novelle die Rahmenform, von der Ballade Stimmung und Gang der Handlung und von der Romanze den tragischen Charakter der jungen Frau. Wenn wir uns das Gedicht stofflich analysieren, finden wir darin viele geläufige romantische Requisiten, und zwar von solcher Art, daß wir zu unserem Schrecken plötzlich versucht sind, den „Karfunkel" eine Schauerromanze zu nennen. Und wenn wir uns gar vor Augen halten, daß der Schluß des Gedichtes eine Moral enthält, können wir uns nicht mehr des für Hebel beschämenden Einsehens verwehren, daß es sich sogar um die gar nicht literaturfähige Spezies der Moritat handelt.

Der Teufel, ein Engel, ein Bösewicht und seine arme Frau, Wirtshaus und Kartenspiel, ein Kapuziner, ein prophetischer Traum von prophetischen Schicksalsspielkarten mit den romantischen Symbolen: Roter Karfunkel, sieben Kreuze, blutiges Herz und Schaufelbub. Endlich Zauber, Mord und Selbstmord, — wahrlich, es ist etwas viel für uns; wir werden an üble Schauerromanzen erinnert, sogar an die Schicksalstragödie und an die Moritat.

In diesem Stoff, dem Hebel aus eigener Erfindung wohl nur den Engel beigefügt hat, lag also genug Gefahr, die einen anders begabten Dichter, z. B. den frühen Uhland, sicher verleitet hätte, ins Unkünstlerisch-stofflich-Effektvolle abzugleiten. Hebel aber hatte trotz seiner klaren Einsicht in diese Gefahr den Mut, diesen heimatlichen Stoff zu formen und den feinen künstlerischen Takt, ihm das Grellfarbige zu nehmen und ein sehr sauberes Kunstwerk daraus zu machen.

Dies ist bewundernswert. Welche Mittel hat er angewandt, um dies zu erreichen? Zunächst hat er den Stoff in einen Rahmen gefaßt und ihn so zum Bild gemacht und zurückgedrängt. Und dieser Rahmen ist idyllisch. Ein Hausvater erzählt seinen Lieben an einem Winterabend eine Geschichte. Um uns noch völlig heimelig zu machen, stopft er erst das Pfeifchen und steckt es umständlich in Brand. Das Idyll könnte auch als Kontrast gegen die Moritat ausgenutzt werden; das ist selbstverständlich unterblieben. Hebel vermeidet des weiteren trotz aller Sympathie für das gute Opfer Kätherli jeden sentimentalen Klang. Er läßt sie dort reden: „Chunnsch, du Lump?"

Er gibt ihrem Schicksal wahrhaft tragische Größe durch die einfachen Worte, die unsentimentaler nicht sein könnten:

Digitized by Google

„Es het en us Liebi gno, doch nit us Liebi zum Michel,
nei, zue Vatter un Muetter; es isch ir Willen un Wunsch gsi."

Welcher junge romantische Dichter wäre nicht stolz gewesen auf einen Knalleffekt zum Schluß, wie der ist, wenn der Teufel zum Mörder spricht:

„Sä, do hesch e Messer, i ha's am Blotzemer Märt ghauft;
hau der Gurgle selber ab, so chost di's kei Trinkgeld."

Hebel ist Bauer genug, um diesen derb-männischen Schluß zu erfinden, aber zu sehr Künstler, um ihn so stehen zu lassen. Erst erinnert der Rahmen noch einmal, daß alles ein Bild ist, ein Kunstwerk, dann löst sich die schaurige Spannung dadurch doppelt, daß sie selbst angesprochen wird und daß die ganze Erzählung als allegorische Einkleidung einer moralischen Warnung gedeutet wird.

Man könnte bezweifeln, daß diese Schlußmoral als künstlerischer Dämpfer gemeint sei und einwenden, daß tatsächlich die Moral der Grundgedanke des Gedichtes von Anfang an war und alles andere nichts anderes als eine gelungene allegorische Einkleidung sei. Dieser Einwand könnte aber nur gemacht werden von einem, der nicht weiß, daß solche Stoffe wie der des Gedichts in jedem Bauerndorf erzählt werden, und der den Vorgang dichterischer Konzeption nicht kennt. Einen abstrakten Gedanken poetisch einkleiden — das ist einer ganz anderen Art von Dichtung vorbehalten, nie einer solchen, zutiefst epischen, wie es die Art Hebels ist. Vielmehr ist für ihn das Bild, der Stoff einfach da, wird sogar schon mündlich geformt übernommen, und erfährt in der dichterischen Ausformung nur eine nachträgliche Deutung. Freilich geschieht dem Stoff dadurch keinerlei Zwang, die moralische Deutung liegt schon in der Natur der Sage. Sage ist immer ethisch empfunden. Das Gerechtigkeitsgefühl des Volkes und die Ehrfurcht vor unergründlichen Dingen übt bestimmenden Einfluß auf ihre Fassung; und es ist ein weiteres Anzeichen der tiefen Volksverbundenheit Hebels, daß er in allen seinen Werken diesem Zug nachgibt. Im Mythischen sind Dichtung und Lehre immer einig. Hebel tut sich selber unrecht, wenn er uns die Karfunkelgeschichte als Allegorie deutet. Einzig der Engel ist eine allegorische Zutat, alles andere ist wahrhaft mythisch und symbolisch. Aber was er mit dieser Deutung und mit der Anfügung des „lockigen Knaben" erreichen wollte, das hat er erreicht. Er hat sein künstlerisches Gewissen beschwichtigt und aus dem bedenklichen Stoff ein unfadeliges Kunstwerk gemacht.

Das Wertvollste des Gedichtes und sein inneres Leben beruht auf dem Klang und Gang der Worte, ist anders nicht darstellbar. Jeder, der es liest, und der die alemannischen Bauern kennt und ihre Sprache, der muß einsehen, daß der „Karfunkel" ein Stück Leben ist, an dem alles lauter und wahr und kein Stäublein von gefälschter Natur ist. Das ist viel. Wo ist einer unter den vielen Dialektpoeten, der von sich sagen kann wie Hebel, daß er keinen Gedanken in der Bauernsprache gedichtet habe, den ein Bauer nicht gedacht haben könnte? Wo ist einer, dem man den Vorwurf nicht machen könnte, er habe hochdeutsche Gedanken und Gefühle in die Mundart „übersetzt"? Es bleibt noch hinzuweisen auf die bündig-schmucklose

Digitized by Google

Schilderung des Wirtshaus- und Spielerlebens; alles ist kurz und schlagend wie ein guter Holzschnitt. Und auf die vier Spielkartenzeichen, die das Schicksal der unglücklichen Frau bedeuten. Unvergeßlich ist der Satz:

„Chumm, o Schuflebueb, un schufle mi abe."

Hebel stand abseits vom zünftigen Literaturbetrieb, einmal hat er von Ludwig Uhland Besuch gehabt — irgendeinen andern engeren Zusammenhang mit der Romantik kann man nicht feststellen. Und dieser Mann hat das Programm der Romantik in einem sehr wichtigen Punkt erfüllt. Der Forderung, aus der mythischen Verbundenheit mit dem Volk herauszuschaffen, kam keiner von denen, die das Programm aufgestellt hatten, so nach wie Hebel. Den Seinen gibts der Herr im Schlafe. Wir können alle froh sein, daß Hebel aus dem Dichten keine Profession machte. Der Mythos seiner Heimat war nicht unausschöpfbar wort- und gestaltenreich. Als er in rascher Produktion sich ausgesprochen hatte, war er still und wunderte sich ein wenig: Der Genius sei rasch an ihm vorübergegangen. Er hatte soviel gesunden Instinkt, daß er nicht nach fremden Stoffen griff, die nicht in ihm gewachsen waren. Was er nicht seiner Mutter zu verdanken hatte und der dörflichen Welt seiner Heimat, das ließ er liegen als nicht sein eigen. Andre aber kramten in alten Schriften und bezogen Mythos von den Brüdern Grimm und aus dem Almanach der Sagen und Legenden. Wir haben sie ziemlich gebührend vergessen. Johann Peter Hebel aber hat ein Denkmal in unseren Herzen, nicht nur bei seinen alemannischen Stammesgenossen, auch bei den Franken; denn in ihm war alemannisches mit fränkischem Blut gemischt; das gibt ihm eine Leichtigkeit der Auffassung und Darstellung, die dem schwerfälligen und dickblütigen Alemannen sonst nicht eigen ist. So ist er der gute Geist geworden, der in der deutschen Dichtkunst das badische Land darstellt, das Alemannen und Franken beherbergt. Und genau da hat er als Dichter gehaust, wo die beiden Stämme sich berühren und sich mischen, in der badischen Residenz. Sie haben ihm dort im Schloßgarten ein Denkmal erstellt.

Hebel hat dafür gesorgt, daß wir ihn auch ohne Denkmal nicht vergessen.

Digitized by Google

Aus einem alten Fuhrmannsbuch. (Gegend von Rheinbischofsheim.)

Von **Walter Zimmermann**, Illenau.

Mein Standesgenosse Apotheker Kratzeisen in Lenzkirch übergab mir ein Fuhrmannsbuch aus dem Kreise seiner Vorfahren aus dem badischen Hanauerland. In diesem sind unter Merkungen über Geldschulden nach Eisenach, in die Freikenstat, von Frieburg, Kaufbeir und Aarau, die meist an der Ostermesse in Straßburg gemacht und zurückbezahlt wurden, neben Lieferverkehr an den ockſenwirt von Linz, nach Honau, Neufreistett, Bodersweier, Bischofsheim, an den „Tirolerseppel" in der Waldmatt, nach Gamshurst und Kehl Heilsegen und Heilmittelvorschriften, Tabakbeizen und Farbvorschriften verzeichnet. Uns berühren nur die Einträge von älterer, reichlich ungelenker und nicht leicht entzifferbarer Handschrift. Die älteste Jahresangabe ist 1779. Die für uns wichtigen Aufzeichnungen sind von dieser Zeit bis ins erste Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts gemacht worden.

Der Wert dieser Merkungen für die Volkskunde wird erhöht durch den besonderen Umstand, daß die Mundart lautgetreu niedergeschrieben ist. Ohne die Stelle „von meinem Vater in Bischen" gelesen zu haben, hörte ich beim Lesen die Mundart der Gegend von Rheinbischofsheim (heute noch Bische genannt) heraus. Vergleicht man die Schreibweise mit der „Lautlehre der Mundart von Rheinbischofsheim" von F. Weik (1913, Doktorschrift Freiburg i. Br.), so sind mit zwei Ausnahmen die Regeln erfüllt.

§ 19. i>e: hötze (hitze; der Schreiber hat offenbar selbst gefühlt, daß hier ein abweichender Laufer vorlag, und schreibt deshalb ö für e), geb (gibt), sewe (sieben), schet, scheten, gescheet, (schütte, schütten, geschüttet; kurzes mhd. ü wurde zunächst i, vgl. limbel für lümpel), steckel (Stückel), gommegut (Gummigut), gomme (Gummi).

§ 23. ö>e: rotschen, rotschehn (Rotschöne), onageleſt (unabgelöscht).

§ 24. u>o: stont (Stunde), pfont (Pfund), rohmschlagen (herumschlagen), scholtig (schuldig), onageleſt (unabgelöscht), drocke (drucke), gommegut (Gummigut), gomme (Gummi), Kalfoniom (Colophonium).

§ 33. i>ei: durch Verquickung der Formen ‚geliehenes' und ‚gelehntes Geld' zu ‚geliehnt' wird ‚geleint Geld'.

Digitized by Google

§ 68,6. —ent>et: verrechent >verrecht (verrechnet).

§ 72,1. e+g>eij: leyen (legen; der Schreiber drückt den Lautklang eij durch ey aus, vgl. zey).

§ 73,3. g>b: laube (Lauge; bei Welk ist laub sächlich!; durch dieses Wort war die Mundart von Freistett ausgeschaltet, denn lauge wird dort läb).

§ 73,4. Auslautendes g fällt ab: zey (Zeug).

§ 69,6. Auslautendes b kann abfallen: onageleſt (unabgelöscht).

Diese Übereinstimmungen mit der heute noch gesprochenen Mundart von Rheinbischofsheim genügten, um die Herkunft des Fuhrmannes eindeutig festzulegen. Die Ausnahmen fierleng statt lautlehrgerechtes fierli (§ 68,9) und totzend statt zu erwartendem totzed (Dutzend, § 68,6) sind durch Anlehnungen an die Vorlage oder auf Reisen gehörte Wortformen zurückzuführen.

Bei Besprechung des Büchleins in Freistett erfuhr ich eine Bedeutung des Wortes benschen, die von der im Badischen Wörterbuch und der im Elsässischen Wörterbuch abweicht. Bad. Wb. 1, 147 bedeutet ‚den Segen sprechen', Els. Wb. 2, 65 erklärt: 1. beten, 2. segnen, den Segen geben, 3. durch Bestreichen und Besprechen heilen. In Freistett hat es den Sinn, ‚verhexen, verwünschen' (der isch an die gebänscht, ‚er hängt sich an sie wie verhext'; die könne bänsche ‚verhexen, Unsegen anhängen'. Das Wort kommt aus dem Jiddischen von benedicere. In Freistett ist also der Sinn gerade verkehrt.

1. Heilsegen und -vorschriften.

V i e r d e n W u r m. Christus gien über einen acker. adam fur darauf zacker. er fur 3 fürcht herum. es lagen 3 würme daroben. der ein war weis. der antre war roth. der 3 ist allen 77 Würmen iehr bieter[1] todt. in den x x x.

F i e r d e n b r a n t. Christus gieng über den rost. da kam unser Lieber Herrigot ihm zu trost. er dadt ihm füer den kalten und fier den heißen brand, das nicht dieser eingrabt und nicht höher aufstett. in x x x.

F u i e r d e n b r a n t. Jesus und Seine Liebe Mutter gienen über das Lant. seine Liebe Mutter sprach zu ihm. recke aus deine rechte Hand. Löse ihm die Hötze und auch den brand. Ein[2] as das nicht aus as voll wie der Mohnt und klare[3] wie ein ey. in der 3 Stont soll es am heilen sein. Im x x x.

E i n s a l b z u M a c h e n f i e r d i e r o t s c h e n[4] u n d f i e r d e n b r a n t.

[1] bittrer.

[2] Der Schluß ist verstümmelt, weil offenbar die Vorlage schwer leserlich war; der Sinn ist: das Brandgeschwür soll sich nicht vollfressen wie der Mond, sondern glatt herausheilen und nur so groß wie ein Ei.

[3] „Klare" ist wohl mißverstanden für glatt, in meiner badischen Volksheilkunde (S. 90) teile ich einen Brandsegen mit, „daß du glatt herausheilst wie ein Ei".

[4] Rotschöne = schwere Hautentzündung, Rotlauf.

Digitized by Google

Erſtlich Nim 4 lot baum Eehl 4 lot ſchaumgartz (verſchrieben für -hartz[5], ſiehe nächſte Vorſchrift) 4 lot wacks und 1 Erbs gros weißen fickroll[6] und kochs und er ein nanker. geb ein gute (Salb).

ferner ein gute heil offoſter (wohl ſtatt pflaſter nach einer unverſtandenen Vorlage nachgemalt). Nim 4 lot gel wacks 4 lot nierenfet 4 lot ſchum hartz[5] und walwortzel lo vie(l) als leiten mgt. kochs in einem ſtol hafen iſt gut.

Vor die rot ſchehn[4] zu brauchen. Sey Mier wiellkommen Karfunckel. wie bieſt du ſo finſter und ſo dunckel. Miet gott dem Vatter habe ich dich und Miet gott dem Sohn uiber kom ich dich und Miet gott dem heiligen geiſt vertrieb ich Diech. in x x x. Jakob Haag.

Vor die ſchmerzen vor ein wund. Glück Selieg iſt die Wunt, glieck Selieg iſt die Stunt, glieck Selieg iſt der tag, da Chriſtus der Herr gebohren wahrd. in x x x.

2. Tabaksbeizen.

1779 Hagenauer tuwack zu machen. nim ein halben zentner bleter tuwack und las in malen. nort nim ein fierleng allun. den allun zerſtoß und koche in und las in kalt werten. dan nim ein fierleng ſalmeack[7] und ein fierleng botaſch und ein fierleng roſen mell[8] und 4 pfont ſaltz. dieſes due zuſamen und mache den tuwack tamitt an und due in in ein ſtieber[9] und ſtell in vor den ofen das er heys wirt und las in 3 wochen ſten. dan wirt er gut werten.

ſchwartzen tuwack zu machen. Ein halben zentner bleter genommen und dar zu mus man haben ein halb pfont ſternen ehnes[10] ein fierleng roſen mell[8] ein pfont allun ein halb pfont dürre geſchwektlen[11] 4 pfont ſaltz zuſamen in ein Keſel und 2 ſtont zu kochen laſen und auch ein halbe ſeweſangcarot[12] darzu gethan. und wan die ſos kalt iſt, dan nim ein Mas alten weyn und ſchet in darzu. die ſos kan man auf der mil dronter ſcheten nach und (nach). oter man kan auch die bleter mit beyſen und laſt ſie 3 wochen liegen. einmal mus man ſie rohm ſchlagen[13].

[5] Schaumharz = wiederholt durch Kochen gereinigtes Harz.

[6] Vitriol.

[7] Salmiakſalz.

[8] Gepulverte trockene Roſenblätter.

[9] Stiwi m. = Packfaß für trockene Stoffe z. B. Zucker, Kleie (Elſ. Wb. II, 571 Stübig n., Schw. Wb. V, 1896 Stübich m.).

[10] Sternanis.

[11] Mit dem ſchwierigen mundartlichen Wort Quetſchen für Zwetſchgen kam der ungelenkte Schreiber nicht ganz zurecht.

[12] Das kann nur als „7 Cent Karotte", alſo gelbe Rübe, wie man ſie für 7 Centimes erhält, aufgelöſt werden; zu Farbbeizen kochte man in Freiſtett Kutterfarbe, Braſilienſpähne und eine gelbe Rübe.

[13] Wenden.

Digitized by Google

3. Farbvorschriften.

roti farb zu machen von dem fierne bock[14] mit bier und alun[15].

Gorgl mell[15] mit milch gekocht, das ist ein gele farb. dieses muß in einem neyen hafen gekocht werten.

Griene farb zu machen von den kreyßberen[16]. nim ein hant foll kreyßberen und schete ein halben schoben waser kran und lase es sten ein halben tag darnach schete es witer ab und leye dareyn ein steckel grinspon, bis er vergann.

gele farb zu machen nim gantzen saffer[17]. bint in in ein limbel und schete waser daran und las in 2 tag sten. darnach kanst du mit ferben.

Zennober und saure milch[18].

ferlebock[19] mit Eesig angemacht, 3 tag sten lasen und ein steckel allun darein, das der Essig und der fernebock[19] zugleych stet. darnach abgeschet und ein wenig Kreyt dareyn, bis es von sich selbs kocht[20].

mer ferlebock mit wasser gekocht und ein steckel alllun einer erbs gros dareyn und ein steckel onagelester[21] Kalck einer nos gros und das in ein limbel gebonten und in ein gescher geleyt und den ferle bock siedig darieber geschet und den Kalck gleych witer daraus. und die farb mus siedig geferb werten.

Griene farb zu machen. nim somen[22], so viell du willt, due in in ein hafen und darey ein steckel gommegut[23] und ein steckel alun due gomme[24] dareyn und koche es mit ein nanter eine weile.

rose roti farb zu machen nim ein halb fierleng saflor[25] und due es in ein seckel und weyche es ein 24 stont. dar nach nim es und wasche es, bis hell waser lauft. dar (nach) nim es und due es in ein schissel und koche ein gute laube[26] von einer guten asche und lase die laube sten, bis sie lowarm ist. darnach nim ein schoben laube und seye es und schete es uiber den saflor nunter und lase 3 stont sten. dar nach nim das seckel und due den saflor dareyn und drocke es saufer daraus. danim (= dann nimm) ein Schopen guten weyneffig und schete den essig in die brie nach und nach und nin (statt: nimm) ein holz und riere darin, bis es schaum[27] gebt. da

[14] Fernambukholz, heute noch so.

[15] Gepulverte Kurkuma-Wurzel.

[16] Kreuzdornbeeren, Fructus Rhamni cathartici.

[17] Saffran.

[18] Unvollständig.

[19] Fernambukholz.

[20] D. h. schäumt durch Entwicklung von Kohlensäure.

[21] Unabgelöschter; in Freistett hat fast jede Hofraite ihre Grube mit abgelöschtem Kalk.

[22] Wohl Hanfsamen (?).

[23] Gummigutt.

[24] Gummi arabicum.

[25] Blüten der Saflorpflanze, Carthamus tinctorius.

[26] Lauge; g>b vgl. Walk, Mundart von Rheinbischofsheim (in Freistett heißt es läb).

[27] Die kohlensauren Salze der Asche geben mit Essig Kohlensäure frei.

Digitized by Google

schneyt 2 totzent blumen[28] und due sie in die farb hinneyn und las sie sten 12 stont bies sie rot ist. so nimme die geschnetene blume und leye in ein babbir und due das babbir .. zamen klappen (klopfen?) und lase es nicht bey dem ofen trecklen.

bloe farb zu machen. nim berliner blo und reybe in zart und schete wasser daran und ferbe das babbir bis blo ist.

bloe trauben zu machen als weren sie natirlich nimme nim erbis und weyche sie ein, das sie weych werten. darnach nim trot und fase sie an. darnach nim Kalfoniom[29] und doncke die Erbis dareyn. dar (nach) nim gerieben berliner blo und blase in auf die traube.

streyß zu machen weisen Bast gelen Bast. weisen gelen schlangen tradt[30]. roten und gelen foli[31] [32].

[28] Wohl Papierblumen.
[29] Kolophonium.
[30] Spiraldraht.
[31] Folie (Zinnfolie?, „Silberpapier").
[32] Wohl unvollständig.

Volksglaube aus Südtirol.

Aus dem Nachlaß von Karl Wohlgemuth.

Alte Leute erzählen noch, daß am Christabend etwas vom Essen in der Erde vergraben wurde, etwas von der Speise warf man ins Wasser und in das Herdfeuer. Noch vor wenigen Jahren schüttete ein altes Weib am heiligen Abend beim „Nachtmahlkochen" (Abendessen) einen Löffel voll Speisen ins Feuer. (Pojen im Ahre.)

Im Tale von Sties kann man an vielen Ställen zwei gekreuzte Pferdeköpfe aus Holz sehen. Sie helfen gegen Stallzauber.

In der Habergais wohnt der Teufel. Das Volk fürchtet sich vor der Habergais und hütet sich, ihr nachzuspotten. Einmal ahmte ein Hirte, der sich noch spät abends allein im Walde befand, das Geschrei der Habergais nach. Da hörte er durch die Luft ein Geflatter. Schnell lief der Bursche in den Schafstall, der in der Nähe war, und versteckte sich hinter einem weißen Schaf. Da schrie das Ungetüm:

„Wärst du nicht hinter einem weißen Schaf,
Hätt' ich dich zerrissen zu Stab."

(Schalders im Eisaktal.)

Eugen Fehrle.

Digitized by Google

Kleinere Mitteilungen.

Alfred Bassermann

geb. am 9. Febr. 1856 in Mannheim, gest. am 3. Mai 1935 in Königsfeld (Schwarzw.).

Bassermanns Lebenswerk ist die Übersetzung und die Durchforschung von Dantes Divina Comedia. Wie Bassermann zu Dante gekommen ist, was Dante ihm bedeutet und was er auf dem Gebiet der Dante-Übersetzung und -forschung geleistet und mit welchen Widerständen er zu kämpfen gehabt hat, schildert er anschaulich in seinem Aufsatz Vita Dantesca, abgedruckt im deutschen Dante-Jahrbuch 11. Band/Neue Folge, 2. Band, Weimar 1929, S. 53 ff. Auf Seite 94, a. a. O., findet sich ein Verzeichnis der Dantesca. Die wichtigsten sind: Dantes Hölle, übersetzt Heidelberg 1892; Dantes Spuren in Italien, Heidelberg 1897 und München 1898; Dantes Fegeberg, übersetzt München 1909; der Weihnachtsbaum von Ktesiphon, Heidelberg 1916; Dantes Paradies, übersetzt München 1921; Dante Alighieri, die Blume (Il fiore), übersetzt Heidelberg 1926.

Bei seinen Dante-Studien beschäftigte sich Bassermann mit Vorstellungen, die im Mittelpunkt volkskundlicher Betrachtung stehen und in großen Mythen behandelt sind. Deshalb gedenken wir seiner in dieser volkskundlichen Zeitschrift.

Zur Beschäftigung mit den großen Mythen, insbesondere dem Sonnenmythos, ist Bassermann gelangt durch seine Untersuchungen über die vielumstrittene Bedeutung der großen Weissagung Vergils im ersten Gesang der „Hölle" über den „Hatzhund" (Vers 100 bis 111). Das Nähere ist zu ersehen aus der Abhandlung Veltro-Sonnenmythos-Hitler (in der Schrift: Für Dante und gegen seine falschen Apostel, Streifzüge von A. Bassermann, Bühl i. B., Verlag Konkordia, 62 S).

Im Krieg — Bassermann ist 1914 im Alter von 58 Jahren als Landwehrkavallerist ins Feld gezogen und, abgesehen von der zur Erholung von seiner schweren Verwundung in der Heimat verbrachten Zeit, immer an der Front gewesen — hat sich Bassermann nochmals in seinem „Weihnachtsbaum von Ktesiphon" in einer reizvollen populären Form mit jenen großen Mythen befaßt. Er schreibt darüber in der Vita Dantesca, S. 88, a. a. O.: Die fantastisch unwirkliche Weltkriegsstimmung ließ nun in seltsamer Wechselbeziehung allenthalben die uralten Gedanken der Götterdämmerung, des Weltuntergangs, der Schlacht auf dem Walserfeld wieder erwachen, und die Situation war ja auch derart, daß die ungeheuersten Bilder für sie nur gerade angemessen schienen. So kam ich denn auf den Gedanken, die ganze mir von meinen Veltro-Untersuchungen her so vertraute Vorstellungsreihe mit unserem gegenwärtigen Erlebnis in ein Gesamtbild zusammenzufassen und die wahnwitzige Last dieser Gegenwart, in den großen kosmischen Zusammenhang gerückt, dadurch erträglicher zu machen und in der Dante-schen Veltro-Idee der läuternden Wiederkunft des sonnenhaften Retters und Wiederherstellers einen tröstenden Ausblick und Ausklang finden zu lassen. So

Digitized by Google

entstand mein kleines populäres Heft ‚Der Weihnachtsbaum von Ktesiphon', das von der Presse wieder ignoriert, aber an der Front und daheim manchen Freund fand und mir selbst bei der Niederschrift in der Zeit des Still-liegens eine wohltätige Entspannung war."

Bassermann war kein nüchterner Stubengelehrter. Die großen Gedanken kamen ihm vom Herzen. Darum konnte er in der gewaltigen Zeit des Weltkrieges, was er dichtete und dachte, als Soldat mit vielfacher Kraft erleben. Und das große Erlebnis vom Sonnenhelden, der sein Volk aus der Finsternis zum Lichte führt, packte ihn von Neuem, als Adolf Hitler sein Deutschland, das hoffnungslos darniederlag, aus den Tiefen zur Höhe führte. Somit ehren wir Volkskundler Bassermann als einen der unseren.

Karlsruhe. Eugen Fehrle.

Der deutsche Gruß bei der Königskrönung Ottos I. im Jahre 936.

Eine zufällige Benützung der Res gestae Saxonicae, auch Rerum gestarum Saxonicarum libri tres genannt, des Corveyer Mönchs Widukind weckte die geschichtliche Begründung der Grußform, die die nationalsozialistische Bewegung im deutschen Volk geläufig gemacht hat. Hören wir, was Widukind im Abschnitt über die Wahl und Krönung Ottos dazu zu sagen hat: „Nachdem also Heinrich, der Vater des Vaterlandes und der Könige größter und bester verschieden war, erkor das ganze Volk der Franken und Sachsen dessen Sohn Oddo, der schon früher vom Vater zum Könige bestimmt war, zu seinem Fürsten und als Ort der allgemeinen Wahl bezeichnete und verordnete man die Pfalz zu Aachen. Dort versammelten sich die Herzöge und die ersten der Grafen mit der übrigen Schar der vornehmsten Ritter in dem Säulengang, welcher mit der Basilika des großen Karl verbunden ist, und sie setzten den neuen Herrscher auf einen dort errichteten Thron; hier reichten sie ihm die Hände, gelobten ihm Treue und Hilfe gegen alle seine Feinde und machten ihn so nach ihrem Brauch zum Könige.

Während dies seitens der Herzöge und der übrigen Würdenträger geschah, erwartete der höchste Bischof mit der gesamten Priesterschaft und der ganzen Volksmasse unten in der Basilika den Aufzug des neuen Königs. Als dieser vorschritt, ging ihm der Erzbischof entgegen und berührte mit seiner Linken die Rechte des Königs. Und während er selbst in der Rechten den Krummstab trug, angetan mit der Albe, geschmückt mit der Stola und dem Meßgewand, schritt er bis in die Mitte des Heiligtums. Dort blieb er stehen, und sich zum Volk umwendend, welches ringsum stand ... es waren nämlich in dieser Basilika Säulengänge unten und oben im Kreise errichtet ..., so daß er von allem Volk gesehen werden konnte, sprach er so: „Sehet, hier führe ich euch vor den von Gott erkorenen und vom Herrn und Gebieter Heinrich früher bezeichneten, nun aber von allen Fürsten zum König erhobenen Herrn Oddo; wenn euch diese Wahl gefällt, so bezeugt dies, indem ihr die rechte Hand zum Himmel emporhebt."

Darauf hob alles Volk die Rechte in die Höhe und wünschte mit gewaltigem Rufen dem neuen Führer Heil.

Was dem deutschen Volk in jenem hochfeierlichen Augenblick heilig gewesen ist, soll auch uns teuer sein. Der deutsche Gruß ist geschichtlich tief gegründet.

Freiburg i. Br. Prof. Dr. Veit.

Digitized by Google

Bemerkungen zu den frühesten Zeugnissen über Gebildbrote im Frühmittelalter.

Jeder Mitarbeiter am HdA. weiß nur zu gut, welch ungeheure Mühe und Arbeit in jedem Beitrag niedergelegt ist. Man wird sich daher nur schwer entschließen, unterlaufene Fehler aufzuzeigen. Es ist jedoch in diesem Fall nötig. Das erste der unten besprochenen Beispiele ist in seiner falschen Form auch sonst noch im HdA. zu finden und neuerdings auch in einer der großen zusammenfassenden Darstellungen der altgermanischen Religion. Es handelt sich darum, zwei mittelalterliche nordgermanische Überlieferungen, die durch Übersetzungsfehler mißverstanden und auch wieder im letzten Heft dieser Zeitschrift als Belege für gebackene Teigbilder von Göttern angeführt wurden, endgültig aus Betrachtungen über die Geschichte der Gebildbrote zu entfernen. Im Artikel Gebildbrote HdA. 3, 379, heißt es: „Eine ähnliche Bedeutung wie der mexikanische Teiggott mag auch der gebackene Vegetationsgott Baldr gehabt haben, von dem uns die Fridthjofssaga erzählt: die Heiden beschmieren Götterbilder mit Öl und backen sie, dabei fällt ein gebackener Baldr ins Feuer. Das ist das einzig sichere Zeugnis aus germanischer Zeit, das die Existenz von Götterteigbildern im germanischen Kulturkreis beweist." NdZfVk., 9, 53: „In der Fridthjofssaga wird erzählt, daß ein mit Öl beschmiertes Teigbild Baldrs, das gebacken werden sollte, ins Feuer fiel." Die betreffende Stelle der Saga ist zitiert nach Liebrecht 437, der sich seinerseits auf Grimm, Myth. 1, 51, und Simrock, DM. 511, beruft. Der verhängnisvolle Übersetzungsfehler Grimms beruht darauf, daß er das altnord. Wort „baka" mit „backen" übersetzt, während es an diesen Stellen „wärmen" bedeutet. Altnord. „baka" Braten, backen, die Hände am Feuer wärmen und reiben. Diese Bedeutungen finden sich noch in norwegischen Dialekten. Im Schwedischen sagt man „baka sig i solen", sich in der Sonne wärmen, ebenso im Norwegischen. Ableitungen davon sind mnd.-holl. „bakeren" wärmen, pflegen, holl. „zich in de zon bakeren" sich in der Sonne wärmen; mhd. becheln sich wärmen, sich sonnen[1]; bächeln (báchln) in bayerischer Mundart warm halten, sorgfältig behandeln, pflegen[2], dieselbe Bedeutung hat das schweizerische „bacheren"[3].

Von dem mißverstandenen Backen wird auf den Teiggötzen geschlossen, wovon in der Saga nicht die Rede ist. Es heißt hier, Fridthjofssaga 9: „... ihre Frauen saßen am Feuer und wärmten (bokudhu) Götter, einige salbten und trockneten sie mit Tüchern ... Fridthjof ... sah den Ring an der Hand Helgas, die einen Baldur am Feuer wärmte (bakadhi). Fridthjof griff nach dem Ring, der fest an der Hand saß und zog sie den Saal entlang nach der Tür, der Baldur aber fiel ins Feuer. Die Frau Halfdans griff schnell nach ihr. Da fiel auch ihr Götzenbild in's Feuer, an dem sie es gewärmt hatte (hafdhi bakat)." Auf den hier besprochenen Übersetzungsfehler macht E. Reuterskiöld, Die Entstehung der Speiseſakramente, S. 125, leider nur in einer Anmerkung aufmerksam. In der kritischen Ausgabe der Fridthjofssaga, Altnordische Sagabibliothek 9, herausgegeben von Ludvig Larsson, ist ebenfalls bei der besprochenen Stelle, Kap. 9, S. 35, „bokudhu" mit „wärmten" erläutert[4]. Unrichtig ist allerdings die Bemerkung Larssons zu der ganzen Stelle: „Die hier erwähnte Behandlung der Götterbilder wird durch keine zuverlässige Quelle bestätigt." Im norwegischen Brauchtum hat

[1] Falk und Torp, Norwegisch-dänisches etymologisches Wörterbuch s. v. bage.
[2] J. A. Schmeller, Bayerisches Wörterbuch.
[3] Staub und Tobler, Schweizerisches Idiotikon.
[4] Richtig wiedergegeben findet sich die Stelle in NdZfVk. 4, 13; HdA., Kobold I.

Digitized by Google

sich das Salben, Trocknen und Wärmen von hölzernen Hausgöttern und z. T. auch heilig gehaltenen Steinen bis ins vorige Jahrhundert hinein erhalten[5]. Im allgemeinen kann man aber einer Überlieferung, die nur aus einer Fornaldarsaga bekannt ist, keinen Quellenwert beilegen[6]. Dieses Beispiel zeigt, daß man sich bei der Beurteilung älterer germanischer Überlieferungen nicht nur auf die trotz ihres unbestrittenen Wertes in vielem veralteten Werke von Grimm, Simrock und Liebrecht verlassen und bei derart wichtigen Erstbelegen nie aus Quellen zweiter Hand, wie die genannten, oder gar aus Quellen dritter und vierter Hand, wie im folgenden Beispiel, schöpfen kann.

Im Artikel „Gebildbrote" im HdA. heißt es dann weiter: „Nach der Sage des hl. Olaf opferte man Thor täglich Brote mit seinem Bilde." OdZfVk. 9, 53: „Dem Gott Thor opferte man täglich Brote mit seinem Bilde." Die Anmerkung zu dieser Stelle im HdA. verweist auf Globus 72, 373. Hier findet man in einem Artikel „Die nordischen Festgebäckformen, namentlich die Weihnachtsbrote", einer Übersetzung der schwedischen Arbeit E. Hammarstedts: „Brödets helgd hoffvenskarne, särskildt julbrödens" in Samfundet for Nordiska Museets Främjande 1893 och 1894, folgenden Satz: „Nach den Sagen des hl. Olaf war es auch im heidnischen Norden üblich, täglich dem Gotte Brot darzubringen und zwar wurden 4 ‚levfar' geopfert, eine Bezeichnung, die mit dem lateinischen libum verwandt ist und ein Bildnis Thors darstellt[7], den Hammer in der Hand." Der fatale Übersetzungsfehler geht sofort aus einer wörtlichen Übersetzung der Worte bei Hammarstedt, S. 17, hervor: „Wie aus der Saga Olaf des Heiligen hervorgeht, war es auch im heidnischen Norden üblich, dem Gott täglich Brot vorzusetzen. In dem hier genannten Falle wurden vier ‚levfar', ein Wort, das dem obengenannten lateinischen libum nahe verwandt ist, dem Bilde geopfert[7], das angeblich Thors Zeichen getragen haben und einen Hammer in der Hand gehabt haben soll." Hammarstedt verweist auf eine schwedische Übersetzung der Saga. Die Originalstelle in der Saga des heiligen Olaf (Heimskringla 112, 5, 6) zeigt noch deutlicher, daß es sich um ein einfaches Brotopfer für das Götterbild handelt und nicht etwa um ein Brot in Gestalt oder mit dem Bilde eines Gottes. Der Sohn Gudbrands erzählt König Olaf folgendes über den Gott seines Vaters: „Er sei nach Thor geformt und hat einen Hammer in der Hand. Er ist von großer Gestalt und innen hohl, und unter ihm hatte man ein Gestell gemacht, auf dem er draußen (im Freien) stand. Er hat keinen Mangel an Gold und Silber, das er an sich hat. Vier Brote[8] gaben sie ihm täglich und außerdem Fleisch."

Die beiden angeführten Belegstellen haben also keinerlei Bedeutung für die Geschichte der Gebildbrote. Die erste Stelle aus der Fridthjofssaga handelt überhaupt nicht von Brot, sondern von Holzgötzen; die zweite Stelle aus der Saga Olaf des Heiligen berichtet von einem Brotopfer für ein Götterbild, wobei über ein besonderes Aussehen dieses Brotes nichts ausgesagt wird.

[5] Rikard Berge, Husgudar i Noreg (1921) 16 ff.

[6] Vgl. z. B. Helga Reuschel, Untersuchungen über Stoff und Stil der Fornaldarsaga. Bausteine zur Volkskunde und Religionswissenschaft 7.

[7] Von mir gesperrt.

[8] Hleifar. „Hleifr" das einzelne Brot im Gegensatz zu „braudh" Brot, das den Stoff bezeichnet. Hleifr wird von Fritzner (Ordbog over det gamle norske sprog) mit „runder Kuchen" von Hertzberg (Norges gamle Love V. Glossarium) mit Brotlaib, Flachbrot, Kuchen, der zu einer flachen runden Scheibe ausgewalkt ist, übersetzt. Vgl. Fredrik Groen. Om kostholdet i Norge intil aar 1500. Skrifter utgitt av Det Norske Videnskaps Akademi, Oslo 1926, II, Histor.-Filol. Kl. Nr. 5, S. 53 ff.

Digitized by Google

Von den drei im HdA. und im letzten Heft dieser Zeitschrift angeführten mittelalterlichen nordgermanischen Belegen für Gebildbrote bleibt also nur der Passus aus dem Eidsiva-Gesetz (13. Jahrh.), wo u. a. von einem Opfer in Mannsgestalt aus Teig die Rede ist[9]. Lily Weiser-Aall, Oslo.

Flurnamensammlung und Steinkreuzforschung.

Die Bedeutung der Flurnamen als wertvolles Hilfsmittel für die verschiedensten Wissensgebiete ist allmählich erkannt worden. Man weiß heute, daß sie wichtige Weiser zur Heimat sind. Dies gilt auch für ein Sondergebiet, das erst in den letzten Jahrzehnten ausgebaut wurde, für die Steinkreuzforschung, wo man jetzt versucht, die Aufzeichnung der Kreuze systematisch durchzuführen, um durch Auswertung eines möglichst reichhaltigen Stoffes zu gewissen Ergebnissen zu kommen. In einzelnen Ländern, z. B. in Württemberg, vor allem aber in Sachsen, liegen schon abgeschlossene Sammlungen vor, in den meisten Staaten aber ist mit der Arbeit erst begonnen worden. Eine deutsche Zentrale unter Leitung von Dr. Kuhfahl in Dresden (Sächsisches Denkmalarchiv, Abteilung für Steinkreuzforschung) will später alle Arbeiten zusammenfassen.

Unscheinbar und vielleicht architektonisch minderwertig, recht unbeholfen und armselig stehen oder liegen diese Steinkreuze am Wegrand, hocken sie an verschwiegenen Waldpfaden, am Ackerrain vor reifendem Korn, ertrinken fast am Wiesenweg in der Fülle der Blumen, im wogenden Meer des weichen Grases. Wie wenig wurden sie doch sowohl vom Volk wie auch vom Fachmann beachtet! Ihr Wert aber darf nicht nach ihrer äußeren Erscheinung beurteilt werden. Als Träger der Landschaftsstimmung sind sie vom ästhetischen Standpunkt aus beachtenswert, als Spiegelung alten Volksschaffens für den Volkskundler wertvoll. Religiös wird man sie als Ausdruck frommer Sitte vergangener Zeiten werten können. Aber auch sonst haben sie Bedeutung. Sie können z. B. Bausteine sein zur Kenntnis der Rechtspflege des Mittelalters, können Anhaltspunkte für die Feststellung des alten Straßennetzes geben usw.

Über die Verbreitung dieser schlichten Kultmale ist man sich ziemlich einig. Man kann sie von den Pyrenäen bis zum Kaukasus, von Skandinavien bis nach Oberitalien nachweisen. Auch über ihr mutmaßliches Alter bestehen nur geringe Meinungsverschiedenheiten. Man nimmt gewöhnlich als frühesten Zeitpunkt der Erstellung das frühe Mittelalter an. Einzelne Forscher wollen allerdings die ältesten Kreuze als letzte Zeugen aus der Germanenzeit ansprechen (z. B. als Thingsteine). Doch die Ansichten über die Gründe für ihre Erstellung gehen teilweise stark auseinander. Vor allem stehen sich da ziemlich unversöhnlich die Anhänger der Grenzkreuztheorie und die der Sühnekreuztheorie gegenüber.

Aber gerade hier können die einzelnen Flurnamensammler mithelfen, uns einer Entscheidung näher zu bringen. Denn nur nach Auswertung eines reichen Urkundenmaterials wird diese ermöglicht. Zu umständlich wäre jedoch die Durchprüfung der Urkunden der einzelnen Orte, nur um Stoff für die Steinkreuzforschung zu gewinnen. Eine solche Arbeit ist im Zeitalter größter Zeitausnützung geradezu unverantwortlich, da ja in vielen, wenn nicht in den meisten Fällen das Aktenstudium für den Steinkreuzforscher kein Ergebnis zeitigt, zum mindesten der Erfolg nicht die darauf verwandte Zeit und Mühe lohnt. Ganz anders liegt die Sache aber bei dem örtlichen Flurnamensammler. Muß er doch an und für sich schon diese Kreuze oft in seine Sammlung aufnehmen, da sie häufig Namen tragen

[9] Norges gamle Love 1, 383.

Digitized by Google

und dann ein Metzgerskreuz, ein Schulzenkreuz, das Kätterleskreuz, das Russenkreuz oder weißes Kreuz z. B. als Flurbezeichnungen zu werten sind. Dann wird weiter der gewissenhafte Sammler Flurnamen wie „Kreuzäcker, Kreuzfelsen, Rotkreuz, Kreuzberg, beim Krizle" usw., gerade wenn keine Kreuze mehr stehen, auf ihre Entstehung hin nachprüfen. Solche Studien werden für die jeweilige Einzelsammlung oder für eine Ortsgeschichte selbst bei geringem oder negativem Ergebnis immer noch von Wert sein. Der Flurnamensammler wird also nicht vergeblich suchen. Manchmal aber wird er dann bei der Bearbeitung der Urkunden ungewollt auf Stellen stoßen, die für ihn vielleicht weniger, dafür aber für den Steinkreuzforscher von großer Bedeutung sind.

Als Beleg für diese Ansicht will ich aus meinem engeren Arbeitsgebiet zwei mir übersandte Mitteilungen wiedergeben. Auf der Grenze zwischen Moos und Hildmannsfeld (Amt Bühl/Baden) steht ein kleines Steinkreuz mit der Inschrift: „Mooß nr. 4. 1653 renoviert 1794" und dem Dorfzeichen von Moos und Hildmannsfeld. Die Vermutung, daß wir hier ein Grenzkreuz vor uns haben, lag nah. Ein Beweis war aber nicht zu erbringen. Da fand Hauptlehrer Huber von Hildmannsfeld bei der Arbeit für seine Flurnamensammlung einen Vertrag zwischen der Gemeinde Hildmannsfeld und einem Steinhauermeister Simon Maushard vom 25. Juli 1794. Darin heißt es u. a., daß der Meister sechs „Lochsteine" (Grenzsteine) machen soll, „fünf ortenary Stein, und Einen welcher zum Haubtstein dienen soll — soll in Creutzform gehauen ..." werden. Dazu kam dann noch die „Belohnung" vom 6. September 1794 wo es u. a. heißt: „der vierte Stein ist ein gehauenes Kreutz, hat auf einer Seite das Mooßer Dorfzeichen ... und wurde der zerbrochene alte Bannstein und zwei Wackensteine neben dem neuen eingegraben und solches damit befestigt. Der alte Bannstein hatte, soviel annoch abzunehmen war, die Jahrzahl 1653."

Aus diesem Urkundenbeleg geht also klar hervor, daß dieses Kreuz als Grenzstein diente. Wir können darum behaupten, daß zum mindesten in den letzten Jahrhunderten neben den eigentlichen Sühne- und Mordkreuzen auch kleine Steinkreuze als Grenzzeichen sich finden. Ob solche Kreuze nun bewußt als „Haubtsteine" gehauen wurden, oder ob Kreuze, die aus anderen Gründen zufällig auf der Grenze standen, als willkommene Grenzmale benützt wurden und dann bei Erneuerung der alte „Bannstein" in der Form getreu (eben als Kreuz) nachgebildet wurde, könnte nur durch weitere ähnliche Aktenfunde entschieden werden.

Für die Beweisführung zu Gunsten der Sühnekreuztheorie haben wir zwar verhältnismäßig zahlreiche Belege. Doch gibt es auch da noch eine Reihe von Einzelfragen, die der Klärung bedürfen. Auf zwei davon soll in der folgenden Mitteilung hingewiesen werden. Ein gewisser Hans Roser hatte einen Thomas Götz von Hagenbuoch bei Wolfach (Baden) erschlagen. Es wurde ihm zwar der Prozeß gemacht, doch wurde er auf besondere Fürbitte begnadigt. Dafür mußte er aber u. a. Geldentschädigungen an den minderjährigen Sohn des Erschlagenen, wie an die Herrschaft Fürstenberg zahlen, mußte dreißig Messen lesen lassen, für den Toten eine Jahresmesse stiften, Wachskerzen geben, drei Wallfahrten machen, und was uns hier besonders angeht, „Ain staine gehowen crütz um Hagenbuoch setzen, das dry schuech hoch ob dem Boden sig, uff ain malstat, da sy (die Verwandten des Getöteten) inn des beschaiden werden ... (4. April 1503). Diese Sätze zeigen uns einmal, daß noch zu Beginn der Neuzeit Sühnekreuze erstellt wurden, und weiter, daß sie nicht unbedingt an der Mordstelle errichtet werden mußten, sondern da, wo die Angehörigen des Erschlagenen es verlangten (wohl meist an viel begangenen Wegen). War dies überall so Brauch? Flurnamensammler können für die Entscheidung solcher Fragen weitere wertvolle Belege bringen. Dafür kann wieder der Steinkreuzforscher dem einzelnen Flurnamensammler aus seiner besseren

Digitized by Google

Kenntnis des Einzelgebietes heraus über die allgemeine Bedeutung der Steinkreuze, ihre allgemeine Geschichte, über Ausdeutung der Zeichen (meist wohl Berufszeichen des Getöteten, nicht Mordwerkzeuge) usw. Auskunft geben. Zwei Teilgebiete der Volkskunde werden so durch richtige Zusammenarbeit gefördert.

Für Übermittlung solcher und ähnlicher Urkundenauszüge wäre ich darum dankbar, sei es, um sie selbst zu verarbeiten, sei es, um sie an die entsprechenden Stellen weiterzuleiten. Prof. Dr. O. A. Müller, Offenburg i. B.

Eigentumswiedereinsetzung durch Übergabe einer Scholle Erde. 1707.

Nach Einführung der Reformation in Weinheim wurde im Jahre 1565 auch das 1293 gegründete Karmeliterkloster aufgehoben, und die Güter und Gefälle von Kurpfalz eingezogen. Die geistliche Administration in Heidelberg ließ die Besitzungen und Einkünfte des aufgehobenen Klosters durch einen Schaffner verwalten, der in Weinheim im Klostergebäude seinen Wohnsitz hatte.

Über 1½ Jahrhunderte lang blieb das Weinheimer Vermögen den Karmelitern entzogen.

Gleich nach dem Regierungsantritt der katholischen Neuburger Kurlinie im Jahre 1685 zogen die Karmeliter wieder in Weinheim auf, mußten sich aber mit einer Provisionalbesoldung begnügen. Ihre Bemühungen, die Güter und Gefälle vom Staat zurückzuerhalten, hatten während der Regierungszeit des Kurfürsten Johann Philipp (1685—1690) keinen Erfolg. Die Finanznot der Kurpfalz nach den schweren Kriegen zu Ausgang des Jahrhunderts war sehr groß, so daß auch der den Karmelitern sehr geneigte Nachfolger, Kurfürst Johann Wilhelm (1690—1716), die immer wieder betriebene Rückgabe des Vermögens ablehnte. Erst durch die sogenannte Religionsdeklaration vom 21. November 1705 wurde den Karmelitern das Vermögen wieder zugesprochen. Es blieb aber vorerst weiter in der Verwaltung des Staates.

Erst im Jahre 1707 erfolgte alsdann die Wiedereinweisung.

Nachdem eine Regierungskommission am 13. Oktober in Weinheim eingetroffen war, begab sich diese am folgenden Morgen in das Kloster, wo sich alsdann zwischen 11 und 12 Uhr außer dem kurfürstlichen Kämmerer, Regierungs- und Hofgerichtsrat Grafen von Inzaghi, der kurfürstliche Schaffner Johann Bartholomäus Glaser, und als Zeugen die Weinheimer Ratsherren Georg Friedrich Vogler, reformiert, Johann Philipp Waltz, lutherisch, und Johann Wolfgang Sommer und W. Endel Escherich, beide katholisch, eingefunden hatten. Als Vertreter des Klosters waren anwesend der Prior Bertholdus a Sta. Maria und der Prokurator Casparus a St. Gregorio. Der kaiserliche und apostolische Notarius Johannes Diemer war als Protokollführer zugegen.

Graf von Inzaghi verlas nun das kurfürstliche Dekret, nach dem er beauftragt war, die Karmelitergefälle nach der in seinen Händen befindlichen Spezifikation dem „Convent patrum Carmelitarum" zu imittieren.

Zum eigentlichen actum immissionis begab man sich alsdann in Gemeinschaft auf den nächstliegenden, zur Karmelitur gehörenden Acker, der unweit vor dem Obertor lag.

Nachdem auch hier noch einmal auf den Zweck der Handlung hingewiesen worden war, nahm als Zeichen der Übergabe der Notar eine Scholle Erde und gab sie den Herren Patribus zu Handen.

Digitized by Google

Durch diesen Akt waren die Karmeliter wieder in den Besitz ihrer Gefälle eingesetzt und „zwar solcher Gestalt, daß wie die Patres in diesen Acker imittiert wurden, also sie auch in alle übrigen zu den Karmelitergefällen gehörenden Weinbergen, Acker, Wiesen, Waldungen, Gefälle und Zinsen mit allen Zugehörungen, apertinentien und Gerechtigkeiten, sie mögen Namen haben, wie sie wollen, imittiert sein sollen, ohne weitere Ansprache, solche zu nutzen und zu gebrauchen, die ausständigen, auch die fälligen Zinsen mit allen dem Kloster zukommenden Gerechtigkeiten, procunque modo einzunehmen, zu renovieren und damit libere zu disponieren."

Hiermit wurde auch gleichzeitig der kurfürstliche Schaffner exmittiert.

Es vollzog sich also die Wiedereinsetzung in uralter germanischer Form.

Nach dieser Handlung begab man sich wieder in das Kloster zurück, wo alsdann der bisherige Schaffner alle Akten und Rechnungen unter angelobter Handtreu den Paters übergab.

Über den ganzen Vorgang wurde vom Notar ein „offenes Instrument" aufgesetzt und mit dem Notariats-Signet und später auch mit dem Ratssiegel bekräftigt.

Am 12. Januar 1708 kam alsdann der Pater procurator des Ordens aufs Weinheimer Rathaus, legte das Instrument vor, und bat, daß auch die bei dem Immissionsakt zugegen gewesenen Ratsherren es unterschreiben sollten. Dies geschah, und auf die Bitte des Prokurators wurde die Immissionsurkunde Wort für Wort dem Ratsprotokoll einverleibt.

Weinheim. Karl Zinkgräf.

Volksglaube aus Richen im Kraichgau (Baden).

An Weihnachten muß man an drei Brunnen „unbeschrauener" Weise Wasser holen. Dasselbe soll Glück bringen.

An Neujahr kocht man Weißkraut, damit das Geld nicht ausgehen soll.

„Palmen" vom Palmsonntag schützen vor Unheil und Gewitter. Wenn ein Gewitter im Anzuge ist, werden sie verbrannt und die Asche aufbewahrt.

An Charsamstag werden drei Stückchen Holz verschiedener Sorten mit „natürlichem Feuer" in der Kirche angezündet. Diese angebrannten Hölzer nimmt man mit nach Hause und steckt sie unter das Dach zum Schutze des Hauses.

Am Dreifaltigkeitsfest ist die Salzweihe. In eine Tasse mit Salz werden drei Stückchen Brot hineingedrückt. Alsdann wird es geweiht. Das Salz wird für Mensch und Vieh verbraucht.

Sogar Protestanten ließen sich Salz weihen.

Die Hand mit den Warzen.

Ein Mann (Chr. M., noch lebend) hatte in seiner Jugendzeit an einer Hand viele Warzen. Da ihm diese sehr unangenehm waren, hätte er sie gerne losgehabt. Er versuchte alles, aber nichts wollte helfen. In seiner Not wandte er sich an einen Mann, der des „Brauchens" kundig war. Dieser riet ihm folgendes Mittel: Wenn er wieder seine Notdurft verrichte, solle er seine „kranke Hand" über den Dampf des Wassers halten. Er hat dieses getreulich befolgt unter Anrufung der „drei Höchsten Namen" und die Warzen — waren weg.

Das kranke Bein.

Fr. Phs. Sohn hatte ein krankes Bein (engl. Krankheit). Die Mutter scheute weder Mühe noch Kosten, um das Kind von seinem Leiden zu heilen. Da hörte

Digitized by Google

sie auch von einem Doktor, der mehr können sollte, als alle andern. Es war ein Viehdoktor und kam von dem Städtchen Schwaigern in Württemberg. (Die Stadt Schwaigern hatte ihn studieren lassen. Er war ein Waisenknabe und hieß Benzle. Die von ihm verordneten Heilmittel bekam man nur in der Apotheke von Schw. Da er aber wegen verschiedener Vorkommnisse von Regierungsseite beobachtet wurde, mußte man die Rezepte so frühzeitig holen, daß man beim Hellwerden aus Schwaigern war.) Er gab der Mutter folgendes Mittel an: Ein Junge soll in einen Haselbaum gen Norden drei Löcher bohren. In diese Löcher soll er drei rote Zäpfchen stecken. Dieses wurde auch getan — aber der Junge behielt sein krankes Bein.

Ein Mittel gegen Ohrenleiden.

Frau Sp. war an einem Ohrenleiden erkrankt. Sie wurde vom Benzle von Schwaigern behandelt. Er riet ihr, zwei Brotkrusten, die frisch gebacken waren, auf die Ohren zu binden. Sind die Krusten erkaltet, so solle sie an ein Wasser gehen und dieselben „unbeschrauenerweise" gegen den Strom werfen. Das führte sie dreimal aus. Beim viertenmal wurde sie „beschrauen", und die Sache wirkte nicht.

Der singende Geist.

Ein Mann namens St. von Berwangen ging abends spät von Richen nach Berwangen. Unterwegs hörte er im Walde ein Singen. Da rief er zum Wald hinüber: Komm' mal rüber Alte und sing mir eins. Auf einmal kam eine ganz abscheuliche Gestalt auf ihn zu. Als er dies sah, betete und fluchte er in einem. Er rannte und tobte, schrie und fluchte weiter, aber die Gestalt begleitete ihn bis nach Berwangen. In Schweiß gebadet und abgehetzt kam er nach Hause. Seine Angehörigen glaubten einen Geist vor sich zu haben, so furchtbar sah er aus. Daraufhin wurde er schwer krank.

Mannheim-Waldhof. Heinrich Meny.

Volkskunde zur Zeit der Aufklärung.

Die Aufklärung war lange Zeit als volkstumsfeindlich verschrien. Erst in unserer Zeit kommt man dazu, die stark nationale Seite dieses deutschen Geschichtsabschnittes zu entdecken. Ein reiches Quellenmaterial liegt noch ungenutzt in den Bibliotheken verborgen und wartet darauf, gehoben und für die volkskundliche Forschung fruchtbar gemacht zu werden. Weitreichende volkstumskundliche und volkskundliche Bestrebungen auf dem Gebiet der Geschichtsschreibung, der germanischen Vorgeschichte, der Mythologie und des deutschen Rechts sind überall aufzuzeigen. Eine gründliche Sicht des umfangreichen Stoffes würde uns sonder Zweifel das erhellende Bild einer von den Humanisten zu den Romantikern bis in unsere Tage ununterbrochen fortdauernden volkskundlichen Wissenschaft darbieten. Manches der Quellenunkenntnis zuzuschreibende Vorurteil würde damit zunichte gemacht und durch eine der geschichtlichen Wirklichkeit gemäßere Erkenntnis ersetzt werden.

Hier soll beispielsweise nur in Kürze auf ein volkskundliches Werk jener Zeit hingewiesen werden, auf die eines Neudrucks würdige „Geschichtsmäßige Untersuchung / der / Fastel-Abends-Gebräuche / in Deutschland" aus der Feder des Mecklenburgischen Regierungs-Raths Johann Peter Schmidt vom Jahre 1742.

Digitized by Google

Das Vorwort dieses Büchleins möge uns einiges vom Wollen der Zeit verraten:

§ 1.

„Daß nebst der Betrachtung solcherley Vorfallenheiten in den Bürgerlichen Gesellschaften, welche füglich nach den moralischen, politischen, juristischen und andern Grund-Regeln können beurtheilet werden; Insonderheit auch die Untersuchung der Sitten, Zeremonien, herkömmlichen Gebräuche, und der gemeinen Lebens-Art eines Volcks, ihre Anmuth und gar großen Nutzen habe, begehret fast niemand in Zweiffel zu ziehen. Denn je gewisser es ist, daß die mehreste solcher Gewohnheiten nicht zufälliger Weise entstanden, sondern aus besonderen Ursachen eingeführet worden, und gemeiniglich ein Stück aus den Geschichten, oder aber die natürliche Neigung des Volcks zum Grunde haben: Ja! daß offtermahlen dieselbe, so betrachtungs-unwerth sie auch anfänglich wohl scheinen; doch in die größeste Staats-Begebenheiten hineinschlagen, und zu den mercklichsten Veränderungen in den Reichen und Staaten das ihrige mit beitragen: daß weiter, und mithin auch, eben durch derselben Erkäntniß, so Reichs- als Landes-Geschichte aus vielen Dunckel- und Unvollkommenheiten herausgerissen, und dagegen in ein helleres Licht gesetzet: auch so gar manche Staats- Geheimnisse, die sonsten wohl verborgen bleiben dürfften, dadurch deutlicher aufgekläret werden: desto unwiederstreitlicher ist daraus zu folgern, daß es nicht nur höchst diensahm, sondern auch gewisser massen nothwendig sey, nicht sowohl mit einer kaltsinnigen Gleichgültigkeit dieserley Weisen und Umstände vorbey- und überhin zu sehen, als selbigen vielmehr zu ihrer näheren Erkundigung, einige Gedancken, Zeit und Nachdencken zu widmen. Und dannenhero mag die Beschäftigung nicht vergeblich angewendet heissen, welche auf die Nachforschung der Sprüch- Denck- und Schelt-wörter; imgleichen der Landüblichen Kleidertrachten, und derselben verschiedener Veränderungen; dann besonders der Aberglaubens und Fabelhafften Einbildungen des gemeinen Mannes, und endlich aller dergleichen K l e i n i g k e i t e n; so unter dem weitläufftigen Begriff von Gewohnheit und Gebräuchen nur immer vorkommen mögen, zugebracht wird, sondern handeln rechtschaffene Liebhabere der Gelehrsamkeit vielmehr klüglich, wenn, bey allen solchen Vorkommenheiten, sie wohl deren wesentliche Beschaffenheit erörtern als auch, so viel möglich, auf ihren ersten Grund, Anlaß und Ursache zurück gehen, und so ferner, eine nützbahre Anwendung davon zu machen sich angelegen sein lassen.

§ 2.

Und gesetzt auch, daß hie und da die Absicht wohl fehlschlagen dürffte, so, daß allen Fleisses ungeachtet, man dennoch, nicht allemahl eben, und durchgängig, von jeder Gewohnheit, Weise und Gebrauch, den eigentlichen Grund ausfündig machen könne; weilen etwa der ein- oder andere derselben, bey einer unmercklichen Gelegenheit seinen ursprünglichen Anfang genommen hat, oder aus einem solchen Einfall des ersten Urhebers herrühret, welchen ein anderer, mit völliger Gewißheit, zu treffen nicht vermag; oder aber, so gleich die erste Veranlassung beträchtlich seyn möchte, doch deßhalben in den Schriften nicht das geringste verzeichnet zu befinden: noch auch sich übrigens es füget, daß durch Hülffe der wahrgenommenen Ähnlichkeit zwischen zweyen Gebräuchen, aus dem bekandten Ursprung des einen, auf die Ursache des andern könne die Folge gezogen werden: so will doch solches alles noch lange dahin nicht zureichen, daß deßentwegen dieser gantzen Bemühung insgemein und durchaus aller Nutzen abgesprochen werde: sondern ist schon genug, daß gleichwohl bey den mehresten solcher Vorkommenheiten derselben Anfang und Anlaß könne heraus gebracht werden, und solcher gestalten die Verfehlung des abgezielten Endzwecks bey der einen Untersuchung, durch so

Digitized by Google

manche glückliche Entdeckung in so vielen anderen Erörterungen, gar reichlich wiederumb ersetzet werde."

Für das auch schon damalige Vorhandensein des Kampfes der volkskundlichen Wissenschaft um ihre Anerkennung gegenüber allerlei Anfechtung und Verächtlichmachung seitens der „Gelehrten Welt" mögen folgende Verwahrungen Schmidts als Beweis dienen:

„Diesen, und mehr dergleichen Einwürffe, machen gemeiniglich diejenige, welche an dieser Wissenschaft keinen rechten Geschmack finden. Denn bey solchen heisset es bald: dieserley Wahrnehmungen wären nichtswürdige Kleinigkeiten, und dermassen niederträchtige Dinge, mit welchen kein Gelehrter seine so kostbare Zeit verspillen müste. Bald: Es sey wunderlich, bey zufälligen Dingen, auf einen gewissen Grund ihres Ursprungs dencken wollen, da selbige doch keine andere Ursache ihrer Entstehung, als in der Zufälligkeit selbst, hätten. Bald: dieses alles sey nicht de pane lucrando, usw."

Heidelberg. Dr. Aloys Wannemacher.

Bücherbesprechungen.

August Heinrich, **Vum Gute 's Beschd!** Ausgewählte Gedichte in Pfälzer Mundart. Neue, verbesserte und vermehrte Auflage, 1933. Verlag Zechnersche Buchdruckerei, Bellheim (Pfalz). 128 S.

Selten hört man herzlicher lachen, als wenn der Bellemer Heiner — so heißt der Dichter in der Pfalz — seine heiteren Gedichte vorträgt. Ein wundervoller Pfälzer Humor spricht aus ihnen. Es ist aber nicht nur Witzmachen, hinter all der Fröhlichkeit steht eine schöne innere Haltung: Sich nicht unterkriegen lassen, aus aller Not immer wieder hoch kommen, trotz Mißgeschick immer wieder fröhlich sein. Man lese den „Pessimischt un Optimischt", dann kennt man den Bellemer Heiner und Pfälzer Fröhlichkeit und wird sich immer wieder von der unverwüstlichen Lebensfreude hinreißen lassen.

Fr. Langewiesche, **Sinnbilder germanischen Glaubens im Wittekindsland.** 250 Bilder und 60 Kleinzeichnungen bäuerlicher Handwerkskunst (insonderheit Holzschnitzkunst) und heimischer Vorzeitfunde. Verlag Hans Langewiesche, Eberswalde 1935. 83 S. 5 RM.

Ein prächtiges Buch! und zugleich ein sehr lehrreiches und anregendes Buch! Man wünscht, daß für alle deutschen Gebiete sich ein Mann fände, der so viel wertvolles Volksgut aufspürt und uns in so klaren und herrlich gelungenen Bildern vorführt. Mag die Deutung bisweilen zweifelhaft sein. Sie lockt zur Stellungnahme, regt an und zeigt uns in vielen Fällen fraglos richtig, daß uralte germanische Vorstellungen bis heute in der Kunst des Volkes weiterleben. Sonnenzeichen und Lebensbaum sind im Wittekindsland an Türen und Handgeräten zahlreich und in schöner Darstellung erhalten. Wissenschafter und Lehrer werden gerne zu dem Buch greifen und dem für die Geschichte seiner Heimat in früher und späterer Zeit hochverdienten Forscher herzlich dankbar sein. Eugen Fehrle.

Bausteine zur Volkskunde und Religionswissenschaft, herausgegeben von Eugen Fehrle. Konkordia A.-G., Bühl (Baden).

Heft 9. Siegfried Hardung, **Die Vorladung vor Gottes Gericht.** 1934. 100 S. 2,50 RM.

Die Arbeit behandelt folgendes Motiv: Ein bedrängter Mensch, der vom irdischen Gericht keine Hilfe und Rettung mehr erhoffen kann, lädt den Gegner

Digitized by Google

innerhalb einer bestimmten Frist vor Gottes Richterstuhl. Der erste Teil (Die Vorladung im Wandel der Zeiten) bringt 86 Belege vom 5. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Der zweite Teil (Aufriß der Vorladung) betrachtet die Kläger (bis ins 14. Jahrhundert ausschließlich Geistlichkeit und Adel), die Beklagten, den Richter, den Ort des Gerichtes (vom 15. Jahrhundert an meist das Joel 3, 7 aufgeführte Tal Josaphat) und die Terminsetzung. Der dritte Teil (Wesen und Nährboden der Vorladung) stellt fest, daß die Vorladung dem Zauberspruch weit näher steht als dem Gebet. Der Fluchzauber jeder Art spielt eine überaus große Rolle im Volksglauben bis in die Gegenwart. Auch die Wirkung auf den Vorgeladenen wird besprochen. Der Schlußabschnitt beleuchtet die Vorladung im Bewußtsein der Umwelt. Man gewinnt ein gutes Bild des gesamten Vorstellungskreises, das zu weiteren Fragen anregt. Eine wird (Seite 20) kurz berührt: wieweit sah sich das germanische objektive „Rache muß sein" gedeckt durch das alttestamentliche, subjektive „Auge um Auge, Zahn um Zahn"? Auch möchte man gerne wissen, wieweit die klerikalen Quellen der älteren Zeit den im Volke umlaufenden Überlieferungen entsprachen, wenn sich das überhaupt noch feststellen läßt. Das volkstümliche Rechtsempfinden, das aus der Vorladung spricht, ist für uns besonders reizvoll in einer Zeit, in der das deutsche Recht nach einer volksgemäßen Grundlage sucht.

Heft 10. Hermann Eckert, **Die deutschen Inschriften in Baden vor dem Dreißigjährigen Krieg.** 1935. 115 S.

Die Arbeit sucht zu erweisen, daß die bisher von der Wissenschaft zugunsten der Antike vernachlässigten deutschen Inschriften der Sammelarbeit durchaus wert sind. Behandelt werden im ganzen 904 Inschriften, und zwar auf Grabsteinen, Glocken, Glasscheiben, Gemälden, Kreuzen, Bildstöcken und Wappentafeln, ferner Haus-, Gründungsinschriften u. a. Sie sind bis auf die Glockeninschriften, die aus Akten entnommen sind, in der Mehrzahl am Fundort gesammelt. Das Auftreten der Inschriften nach Zeit und Ort, ihr Inhalt, ihre sprachliche Form, die Verteilung und das Aussehen der Beschriftung ergeben allerlei kulturgeschichtliche Beiträge: von 1500 an treten deutsche Inschriften häufiger auf, in den dreißiger und vierziger Jahren des 16. Jahrhunderts werden sie seltener durch die humanistische Strömung mit ihrer Begünstigung des Lateinischen, in der Barockzeit werden sie schwülstig und weitschweifig; der Wandel des religiösen Gefühls spiegelt sich in der Auswahl der Bibelsprüche. Die beiden Gruppen „Grabsteine" und „Glocken" werden eingehender dargestellt. Bei den Grabsteininschriften sind u. a. die Abkürzungen, die Raumaufteilung und die Entwicklung des Datums zu beachten; die Glockeninschriften nennen als einzige auch die Verfertiger. Es folgt ein Verzeichnis der Glockengießer, mehrere Tabellen über das zeitliche und örtliche Vorkommen der Inschriften, sowie einige ausgewählte Urkunden zum Vergleich und ein Ortsnamenverzeichnis. Selbstverständlich wären die Ergebnisse weiter und sicherer geworden ohne die örtliche und zeitliche Beschränkung, die die Arbeit sich auferlegt, aber die engere Begrenzung des Stoffes war aus praktischen Gründen kaum zu vermeiden, da hier zum erstenmal ein Vorstoß in noch nicht bearbeitetes Gebiet gemacht wird. Als Anregung zu weiteren Arbeiten über deutsche Inschriften ist das Büchlein durchaus zu begrüßen.

Heft 11. Mechtilda Brachetti, **Studien zur Lebensform des deutschen Volksmärchens.** 1935. 72 S.

Die Wissenschaft ging bisher bei ihren Bestrebungen, das Wesen des Märchens zu erfassen und es gegen Volkssage und Schwank abzugrenzen, immer noch zu sehr von der nach den Grimmschen Märchen gebildeten Vorstellung aus, die aber in mancher Beziehung nicht zum lebendigen Volksmärchen paßt. Verfasser untersucht daraufhin die ostholsteinischen Märchen der Wisserschen Sammlung und

Digitized by Google

die von Hertha Grudde gesammelten ostpreußischen Märchen mit dem Ergebnis, daß der landläufige Begriff vom Märchen einer Berichtigung bedarf. Ausdrückliche Berufung auf den Gewährsmann und die Tatsache, daß der Erzähler einen Zug vergessen hat, galten bisher als typisch für die Volkssage. Die Gruddeschen Märchen passen sich in weitem Umfang der äußeren Wirklichkeit an. Sie spiegeln die sozialen Verhältnisse Ostpreußens aus der Sicht des Arbeiters; der adlige Großgrundbesitzer erhält die Rolle des Märchenkönigs, die Welt der Besitzlosen sind im Märchen die herrschaftlichen Diener, der Bauer wird realistisch geschildert mit seiner Liebe zur Scholle, selten wird ein Armer reich oder heiratet ein Kind aus dem Volke einen Prinzen. Der Kindlichkeit des Grimmschen Märchens steht bei den Wisserschen Männermärchen die Neigung zu geschlechtlicher Offenheit und zu drastischer Derbheit gegenüber. Und schließlich, was bisher die Volkssage scharf vom Märchen zu trennen schien: bei den Gruddeschen Märchenerzählern steht das Wunder auf festem Glaubensgrund, was nun allerdings bedingt, daß das Wunderbare sich auf Verzauberungsspuk und Erlösungszauber beschränkt. Als Wisser seine Märchen sammelte, war der Märchenglaube schon in der Auflösung begriffen oder ganz geschwunden, der Schwerpunkt hatte sich vom Mythischen auf das Schwankhafte verschoben. Einstweilen nehmen aber die Gruddeschen Märchen eine Ausnahmestellung ein, denn noch sind wir nicht in der Lage, sie mit dem Gemeinschaftserzählgut anderer Landschaften vergleichen zu können. Die Arbeit bietet somit einen beachtenswerten Beitrag zur Lösung der schwierigen Frage nach dem Wesen des Märchens.

Heidelberg. Richard Hünnerkopf.

Wilhelm Merk, **Verfassungsschutz.** XII und 675 S. Stuttgart, W. Kohlhammer. 1935. Geh. 36 RM.

Der Verfasser, der Professor an der Universität Tübingen ist, untersucht die staatsrechtlich wichtige Frage, in welcher Weise die verfassungsrechtliche Ordnung des deutschen Staates in den verschiedenen Formen ihrer Gestaltung von der germanischen Zeit bis zum Dritten Reich rechtlich geschützt war bzw. ist. Das Werk ist gegliedert in drei Teile, von denen der erste die allgemeinen, begrifflichen und geschichtlichen Grundlagen (diese bis 1918), der zweite den Verfassungsschutz nach der Weimarer Zwischenverfassung und der dritte den Verfassungsschutz im Dritten Reich behandelt; der Gegenstand wird im übrigen nicht nur planmäßig-gesamtschaulich, rechtsdarlegend und rechtsgeschichtlich, sondern auch rechtsvergleichend — unter Berücksichtigung insbesondere z. B. des englischen, amerikanischen, französischen, schweizerischen und österreichischen Rechts — vorgeführt. Es handelt sich in Wirklichkeit um eine Darstellung der deutschen Verfassungsverhältnisse in Vergangenheit und Gegenwart unter dem besonderen Gesichtspunkte des Verfassungsschutzes, d. h. der Frage, ob und inwieweit die Verfassung gegen rechtswidrige Angriffe von außen und innen geschützt und die Durchführung ihrer Vorschriften gesichert ist. Es ist hier nicht der Ort, auf die rechtswissenschaftlichen Einzelheiten des Buches einzugehen; es genüge hier der Hinweis, daß der Verfasser zwischen Verfassungsschutz im weiteren Sinne oder sachlich-rechtlichem Schutz — Rechtsungültigkeit, Entschädigung, Verfassungseid, Verantwortlichkeit und persönlichem Schutz — und Verfassungsschutz im engeren Sinne oder verfahrensrechtlichem Schutz — aufsichtsrechtlichem und gerichtlichem Schutz —, ferner zwischen staatsrechtlichem, strafrechtlichem und bürgerlichrechtlichem Schutz sowie zwischen vorbeugendem und unterdrückendem Verfassungsschutz unterscheidet. Die Arbeit enthält aber auch Ausführungen, die nicht nur den Juristen und Geschichtsforscher berühren, sondern allgemeinere Beachtung, insbesondere auch für den Politiker

Digitized by Google

und Volkskundler, beanspruchen dürfen; daher rechtfertigt sich eine Erwähnung auch an dieser Stelle. So zeigt die eindringende Darstellung, daß der Verfassungsschutz im Dienste der Aufrechterhaltung der Verfassung steht und nach den verschiedenen Grundlagen für die jeweilige Verfassung eine ganz verschiedene Gestaltung aufweist, wie namentlich z. B. für die Verfassung des zweiten Kaiserreichs, des Weimarer Zwischenreichs und des Dritten Reichs. Dabei ergibt sich die allgemeinere Erkenntnis, daß bei einem gesunden und entwicklungsfähigen Volke und Staate auch die Verfassung wie das Recht überhaupt, von dem sie als staatliche Grundordnung einen — den wichtigsten — Teil bildet, im lebendigen Flusse der Entwicklung steht; auf einen unabsehbar dauernden Bestand kann eine bestimmte Verfassung nur dann rechnen, wenn sie Ausdruck des — insbesondere rassisch bedingten — Volksgeistes einer bestimmten Zeit ist oder ihm entspricht. So besteht denn auch die sicherste Gewähr für die Aufrechterhaltung der Verfassung dann, wenn sie im Herzen der Staatsangehörigen begründet ist und ihre Regelung als gerechte und vernünftige Ordnung der bestehenden Verhältnisse entsprechend den Bedürfnissen in der Volksgemeinschaft empfunden wird; umgekehrt vermögen im gegenteiligen Falle auch alle rechtlichen Sicherungen der Verfassung deren Bestand nicht zu gewährleisten. Dies gilt ganz besonders hinsichtlich der auf dem Verrat vom 9. November 1918 beruhenden Weimarer Zwischenverfassung mit ihrer Nachahmung ausländischer, westlicher, Verfassungseinrichtungen, ohne daß doch die gesellschaftlichen und politischen Voraussetzungen für ihr Wirksamwerden bei uns gegeben waren. Für sie war kennzeichnend ein übermäßiges und ausgeklügeltes System des Rechtsschutzes der Verfassung vor allem in aufsichtsrechtlicher und in gerichtlicher Hinsicht, jenes insbesondere im Verhältnis zwischen Reichstag und Reichsregierung (sowie Reichspräsidenten) — Abhängigkeit der Reichsregierung vom Vertrauen der jeweiligen Mehrheitsparteien und ihren Führern —, dies insbesondere im Verhältnis zwischen Reich und Ländern — Einrichtung namentlich des Staatsgerichtshofs zur Entscheidung von Streitigkeiten zwischen ihnen. Demgegenüber trat der Gedanke einer kraftvollen Führung der Geschicke des deutschen Volkes und Staates in der schweren Nachkriegszeit völlig in den Hintergrund, und so glich das deutsche Volk unter der Weimarer Verfassung die meiste Zeit hindurch trotz eines ungeheueren außenpolitischen Drucks und großer innerer, mit dem wirtschaftlichen Aufbau des deutschen Volkes zusammenhängender Not einer führerlosen Horde — mit den Folgen, die noch in aller Erinnerung sind. Demgegenüber ist es der Vorzug des Dritten Reichs und hierbei die geschichtliche Tat und das persönliche Verdienst vor allem des Führers, in allen diesen Verhältnissen einen grundlegenden Wandel geschaffen zu haben. Durch die Neugestaltung der Verfassungsverhältnisse im völkischen Führerstaat als dem deutschen Einheitsstaat ist eine zielbewußte, kraftvolle und einheitliche Führung des deutschen Volkes und Staates ermöglicht unter Zurückdrängung des Gedankens des Schutzes verfassungsrechtlicher Verhältnisse gegenüber dieser Führung. Dadurch ist der Weg frei gemacht für die außenpolitische Befreiung und Sicherung des deutschen Volkes, wie sie insbesondere durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht eingeleitet ist, und für die Umschmelzung des bisher in zahlreiche Einzelstaaten aufgespaltenen deutschen Volkes über die äußere staatsrechtliche Einigung im Bismarckreiche hinaus zu einem einheitlichen, namentlich nach außen innerlich fest zusammengeschlossenen Volke unter Überwindung insbesondere des Klassengedankens und Voranstellung der Belange der deutschen Volksgemeinschaft als solcher. — So darf denn auch die ausführliche Behandlung der Verhältnisse unter der Weimarer Zwischenverfassung unter dem Gesichtspunkt der Betrachtung als eines — Gott sei Dank — endgültig überwundenen Zustandes von „gestern" mit all seinen Mängeln als einer Art „Gegenbeispiel" im Vergleich

Digitized by Google

mit heute als abschließende zusammenfassende Darstellung und Bewertung bleibenden Wert und Bedeutung auch für die endgültige Gestaltung der neuen deutschen Verfassungsverhältnisse beanspruchen.

Merks Darlegungen sind wohlbegründet, klar und übersichtlich.

Karlsruhe. Eugen Fehrle.

Otto Lauffer: **Der Weihnachtsbaum in Glauben und Brauch.** Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter, 1934. 54 S., 8 Abb. auf Tafeln.

Lauffer gibt eine übersichtliche Darstellung der Geschichte des Weihnachtsbaumes. Er tritt mit Recht der Ansicht entgegen, daß der Weihnachtsbaum aus dem Paradiesbaum herzuleiten sei und als christliche Vorstellung bezeichnet werden müsse. Richtig scheidet Lauffer zwei Vorstellungen, die uns in vorchristliche Zeit zurückführen: 1. Die immergrünen Pflanzen um die Weihnachtszeit, 2. Die Lichter. Beide wurden später miteinander verbunden und im wesentlichen aus dieser Verbindung entsteht der Weihnachtsbaum. Aber ich kann Lauffer in der Deutung dieser beiden deutschen Vorstellungen nicht folgen. Er leitet sie zurück auf abergläubische Meinungen: Weihnachtsgrün und Licht sollen dämonische Mächte verscheuchen. Im allgemeinen kann man sagen, daß aus solchen Abwehrvorstellungen nie ein so festlicher Brauch wie der Weihnachtsbaum entsteht. Dann aber hat Lauffer auch die Empfindungen und Regungen, die zu solchen Bräuchen führen, nicht richtig beurteilt. Wenn wir in der kalten Winterszeit grüne Zweige irgendwo im Zimmer anbringen, so herrscht das Empfinden vor, daß sie Sinnbilder von Lebenskraft seien. Schließlich entsteht doch aus solchem Empfinden ein Glaube und Brauch. Das Empfinden geht hier mit vielen anderen germanischen Vorstellungen Hand in Hand. Ich bin überzeugt, und werde es in einer besonderen Arbeit ausführlich begründen, daß der Weihnachtsbaum seine Wurzel im germanischen Lebensbaum hat, und daß die Lichter Lebenslichter sind, die selbstverständlich auch der Übelabwehr dienten. Denn alles Segenspendende ist zugleich ein Sinnbild für die Abwehr des Unsegens.

Dienst am Deutschtum, Jahrweiser für das deutsche Haus. 1936. J. F. Lehmann, München. 1 RM.

Ein schöner Jahrweiser mit gut ausgewählten Bildern und willkommenen Schriftenangaben. Eugen Fehrle.

Kurt Maßmann: **Hitler-Jugend — Neue Jugend!** (Hirts Deutsche Sammlung, Sachkundliche Abteilung, Geschichte und Staatsbürgerkunde, Band 3. Bestellnummer 6897.) Breslau, Ferd. Hirt. 80 S.

Kurt Maßmann, ein alter Kämpfer im NSDTB. und in der HJ., zeigt in seiner Schrift in klarer und übersichtlicher Form den Werdegang, das Wesen und das Ziel der Hitler-Jugend, die zur neuen deutschen Staatsjugend wurde. Maßmann schildert in verschiedenen Abschnitten seines Buches, das viele Abbildungen aus dem Leben der HJ. enthält, einzelne einschneidende Tage von großer Bedeutung auf diesem Wege der deutschen Jugend, ihre Führer und ihren Aufbau. Das Buch gehört in die Hand eines jeden Jugenderziehers.

Mannheim. Treutlein.

Alle Rechte vorbehalten. — Die Verantwortung für die einzelnen Beiträge tragen die Verfasser, für die Gesamthaltung der Zeitschrift die Schriftleitung. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: J. Apel, Bühl i. B. Druck und Verlag: Konkordia A.-G., Bühl i. B. (Direktor W. Vesper). — Auflage dieser Ausgabe 2000.

Digitized by Google

Wortweiſer.

Von Anne Boſſong, Heidelberg.

Aall, Lily 178 ff.
Agenarich 88
Ahlenberg 102
Altweibermühle 150, 159 f.
Ammianus Marcellinus 87 f.
Aufklärung 184

Bachmann, Arnim 58
Baier, Hermann 56, 90 ff.
Bartels 73
Baſſermann, Alfred 176 f.
Bauerntracht 73 f.
Bauerntum 65 ff.
Baukunſt 1 ff.
Bavink, Bernhard 62 f.
Becker, Albert 164 ff.
Benze, Rudolf 64
Berſerker 69, 71
Biblia pauperum 152 f.
Blutſtillung 166
Brachetti, Mechtilda 187 f.
Brant, Sebaſtian 73
Brot 147

Caeſar, Karl 1 ff.
Chnodomar, Alamannenfürſt 87 ff.
Chriſtabend 175
Chroniſten, ſchweizeriſche 90 ff.
Cretius, Paul 59

Dalbilder 149 ff.
Depiny, Adalbert 61

Eckert, Herm. 187
Eckſtein, F. 48 ff., 178 ff.
Edda 72
Egil 70
Eirik, König 70
Eligius, hl. 48 f.
Erdmännleinſagen 128
Erle 143
Erntebaum 53
Eſſen des Gottes 53
Eyrbyggjaſaga 71

Farbe, ſchwarz 104 f., 107, 112 f.
Faſtnacht 90 ff.
Fauſt 164 ff.
Fehrle, Ernſt 63
Fehrle, Eugen 61, 63 f., 87 ff., 177, 186 ff.
Fehrle, Hans 60 f.
Feuerdämon 132
feurig 133
Finckh, Ludwig 63
Findeiſen, Hans 61
Flechtwerkwände 78
Flurnamen 180 ff.
Flurſage 57
Friehe, Albert 58

Gartenaere, v., Wernher 66
Gebildbrote 48 ff., 178 ff.
Geiſt, ſingender 184
Geiſtergeſchichten 133
St. Georgs Kirchen 127
Glaswerfen 84
Gruß, deutſcher 177

Haar 105 f., 107, 109
Habergeis 175
Hakon Hakonarſon 74
Hakon, Jarl 71
Hamſun, Knut 75
Harald Schönhaar 68 f.
Harbarzljod 72
Hardung, Siegfried 62 f., 186 f.
Hausbau 23 ff.
Hausgeiſtzwerg 131
Hebel, Joh. Peter 167 ff.
Heilſegen 172 f.
Heimberger, Heiner 76 ff., 141 ff.
Heini von Uri 92, 97
Heinrich, Auguſt 186
Heldenepos, komiſches 67
Herrmann, Ferdinand 61
Heuberg 109
Hexe 105 ff., 132
Hexenprozeſſe 101 ff.
Hexenſalbe 102 ff.
Hexentanz 102 ff.
Hirſchmaskerade 50 f.
Hohmann, Walter 63
Hohwölfle 55
Hornberg 106
Hünnerkopf, Richard 58, 65 ff.

Jarl 68
Jbel, Rudolf 59
Jenny von Stocken 91 f.
Immermann 68
Johann von Winterthur, Chroniſt 90
Isländerſagas 71 ff.
Julbrot 55
Juſtinger, Konrad 91

Kapf, Rudolf 126 ff.
Kappe 73
Karlfeldt, Erik Axel 149 ff.
Karſamstag 183
Katze 109, 112 f.
Kirchenbuch 136 ff.
Kratzputz 76 ff.
Krebs 142
Kreuzzeichen, hl. 105, 108

Digitized by Google

Krieck, Ernst 64
Kriegertum 65 ff.
Kunkel 104
Kuoni von Stockach 90 ff.

Lähmen 104 ff., 111
Langewiesche, Fr. 186
Lauffer, Otto 190
Lebensbaum 82
Leopold von Österreich 90 ff.
Liebenau, v., Theodor 90 ff.
Lohoff, Heinrich 64
Löns, Hermann 68
Luftgeister 132
Luzifer 104 f., 113

Magnus der Gute 69
Malefizgericht 101 ff.
Maßmann, Kurt 190
Mederich 88
Meier Helmbrecht 66, 68, 74
Meny, Heinrich 57, 183
Merk, Wilh. 188 ff.
Mode, bäuerliche 73
Morgarten 90 ff.
Müller, O. A. 180 ff.
Müller-Brandenburg 60 f.
Mundartliches 171

Narrengericht 95
Narrenprivileg 90 ff.
Narrenzunft 95 f.
Nebelgeist 132
Nellenburg, Grafen von 95 ff.
Neujahr 183

Oberhof 68
Odin 72
Olaf, der Heilige 69

Pferdekopf 175
Phleps, Hermann 23 ff.
Pöschel, Karl 62

Rechtsbrauch 182 f.
Reuental, v., Neidhart 66
Rheinisches Volkstum 59 f.
Richtfest 83 ff.
Riehl, Wilh. Heinrich 67
Ring 92 ff.
Rosegger 73
Rute 106

Sachs, Hans 67
Sagen 126 ff.
Sakrament 103, 107, 109, 111 f.
Salbe 102 ff.
Salzweihe 183
Schaab, Hermann 167 ff.
Schandstrafen 56
Scheibe, zur Auffindung Ertrunkener 127
Scherben 104, 106
Schlangenhaut 143
Schröder, Franz Rolf 87
Schwarzwaldhaus 23 ff.
Schwerttänze 35 ff.
Sempach 90 ff.
Serapion 87 f.
Skallagrim 70
Sonnenrad 82
Spanitanz 35 ff.
Spinnen 104
stechen 103
Steiner, Gerhard 58 f.
Steinkreuz 56 f., 180 ff.
Strack 56 f.

Tacitus 72
Tacitus Germania 64
Taschentuch 83 f.
Teiggott 53 ff., 178 ff.
Teufel 102 ff., 104, 107, 113, 133
Thor 72
Thorolf 70
Tiersagen 127 f.
Totemismus 127, 132 f.
Totentanz 133
Treutlein, Wolfgang 58 ff., 190

Unbeschrauen 183 f.

Veit 177
Vogel, Luise 89 ff., 136 ff.
Volksheilkunde 141 ff., 166, 172 f., 183 f.
Volkskunde 184
Volkskunst 76 ff.

Walnuß 147
Walter, Elisabeth 63 f.
Wangner, B. 101 ff.
Wannenmacher, Aloys 184 ff.
Wassergeister 132
Weihwasser 111
Werwolf 68
Wetterzauber 104, 108, 111, 113
Wikinger 69
Wilder Jäger 133 ff.
Winterlieder 66
Wittenweiler, Heinrich 67, 92 ff.
Wohlgemuth, Karl 166, 175
Wolf, Werner 149 ff.
Wolfram, Richard 35 ff.
Wunderstein 120 f.

Zauberei 101 ff.
Zeiten, bl. (Frauentage) 143
Zimmermann, Karl 62
Zimmermann, Walter 171 ff.
Zimmernsche Chronik 126 ff.
Zinkgräf, Karl 182 f.
Zürichkrieg 93

Digitized by Google

STATE UNIVERSITY OF IOWA
AUG 3 1936
LIBRARIES

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde

10. Jahrgang 1936 / Heft 1

Verlag Konkordia A.G. / Bühl-Baden

Digitized by Google

Die Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde erscheint jährlich dreimal mit einem Gesamtumfange von mindestens 12 Bogen. Bezugspreis für drei Hefte vom Verlag oder durch den Buchhandel 4 RM. Mitglieder der an der Herausgabe beteiligten Vereinigungen zahlen 3 RM. bei unmittelbarem Bezug vom Verlag: Konkordia A.-G., Bühl (Baden). Postscheckkonto Karlsruhe 237.

Anzeigen-Aufträge durch den Verlag. Preise: 1/1 Seite RM. 50.—, 1/2 Seite RM. 25.—, 1/4 Seite RM. 12.50, 1/8 Seite RM. 6.25. Beilagen bis zu 15 g einschließlich Postgebühren RM. 20.—

An die Bezieher unserer Zeitschrift.

Die Volkskunde ist heute wesentlich für die Erziehung im Sinne des Dritten Reiches. Deshalb bitte ich alle Bezieher und Leser dieser Zeitschrift, für ihre Verbreitung besorgt zu sein und auch in diesem Jahr mir wenigstens einen neuen Bezieher zu melden.

Heidelberg, Moltkestraße 27. Eugen Fehrle.

Inhaltsangabe:

Eugen Fehrle, Volkstum und Staat, 1 / Hermann Phleps, Volkskunde und Handwerk, 11 / Richard Hünnerkopf, Das isländische Gehöft in der Saga, 18 / Hermann Baier, Zur Frage der Verbreitung des Strohdachs in Oberschwaben im 18. Jahrhundert, 30 / Otto Höfler, Der germanische Totenkult und die Sagen vom Wilden Heer, 33 / Aloys Wannenmacher, Hochzeitsbrauch aus einem barocken Geschichtswerk, 50 / Kleinere Mitteilungen, 53 / Bücherbesprechungen, 57.

Abdruck ganzer Aufsätze und größerer Teile, ebenso Übersetzung in fremde Sprachen sind nur mit Erlaubnis der Schriftleitung gestattet. Wer ohne vorherige Vereinbarung ein Manuskript einschickt, möge Rückporto beilegen.

Digitized by Google

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Schriftleiter:

Universitätsprofessor Dr. Eugen Fehrle

Heidelberg, Moltkestraße 27

10. Jahrgang 1936

Verlag Konkordia A.-G., Bühl-Baden

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis des 10. Jahrgangs

Seite

Abhandlungen:

Eugen Fehrle, Volkstum und Staat 1
Hermann Phleps, Volkskunde und Handwerk 11
Richard Hünnerkopf, Das isländische Gehöft in der Saga . 18
Hermann Baier, Zur Frage der Verbreitung des Strohdachs in Oberschwaben im 18. Jahrhundert 30
Otto Höfler, Der germanische Totenkult und die Sagen vom Wilden Heer 33
Aloys Wannenmacher, Hochzeitsbrauch aus einem barocken Geschichtswerk 50
Richard von Kienle, Der Alamannen-Name 65
Eugen Fehrle, Die geschichtliche Bedeutung des alamannischen Volkstums 76
Eugen Fehrle, Das bodenständige deutsche Haus, mit besonderer Berücksichtigung des oberdeutschen Gebietes 87
Julius Glück, Einbau und Gehöft im westlichen badischen Odenwald 98
Wilhelm Zaiß, Wie wohnt das Volk in der Gegend von Heiligkreuzsteinach (Amt Heidelberg)? . 109
Luise Vogel, Die Entwicklung des Bauernhofes zur Mietskaserne im Dorfe Edingen 114
Wolfgang Treutlein, Aus den vorstädtischen Kleinsiedlungen der Stadt Mannheim. Ein volkskundlicher Versuch 122

Seite

Hermann Phleps, Das Stampfdach, eine ursprünglich allgermanische Dachdeckungsart 129
Ernst Krieck, Die drei Frauen. (Bemerkungen zu einem Buch) . 136
Siegfried Hardung, Heimatgebundenheit und Heimatbewußtsein im oberrheinischen Volks- und Kinderreim 139
Engelbert Strobel, Hemsbacher Pfingstritt im 16. Jahrhundert . 146
Albert Becker, Pferdeehrung rechts und links des Rheins . . 152
Albert Becker, Eine Heidelberger Sondergemeinde 156
Arthur Haberlandt, Weihnachtsbaum — Paradiesbaum — Lichterbaum 158
Reinhard Hoppe, Das Wegkreuz von Ziegelhausen 163
Alexander Haggerty Krappe, Über die altnordische Entsprechung einer Bodenseesage 165
Ernst Christmann, Vom Irrlicht 168

Kleinere Mitteilungen . 53

Hans Hahne †. Rudolf Much †. Volksglaube aus Tirol, aus dem Nachlaß von Karl Wohlgemuth. Eine germanische Vorstellung und ein darauf beruhender Brauch, von Fr. Losch 54
Eigentumsüberweisung 1768, von Reinhard Hoppe 55

Bücherbesprechungen 57 ff 176 ff

Digitized by Google

Digitized by Google

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde
Schriftleiter: Universitätsprofessor Dr. Eugen Fehrle, Heidelberg, Moltkestraße 27

1. Heft 10. Jahrgang 1936

Volkstum und Staat.

Von **Eugen Fehrle**, Heidelberg[1].

> Geschichte „lernen" heißt die Kräfte suchen und finden, die als Ursachen zu jenen Wirkungen führen, die wir dann als geschichtliche Ereignisse vor unseren Augen sehen.
>
> Adolf Hitler, „Mein Kampf".

Die große Bedeutung des 30. Januar ist uns allen bekannt. Wir haben ja die weltgeschichtliche Wende 1933 erlebt, als Adolf Hitler vom Reichspräsidenten v. Hindenburg zum Reichskanzler berufen wurde. Und doch ist es notwendig, die Tragweite jener Ereignisse aus ihrem Werden heraus, durch geschichtliches Betrachten zum Bewußtsein zu bringen. Erst dadurch, daß wir erkennen, *wie* wir geworden, können wir nach einem Ausspruch von Achim v. Arnim zu einem tieferen Bewußtsein unser selbst und zu einem festeren Vertrauen auf die Natur unseres Vaterlandes gelangen. So wollen wir die nationalsozialistische Revolution und unser Drittes Reich in das Werden unseres Volkes einstellen.

Diese Revolution hat eine langgehegte Sehnsucht des deutschen Volkes erfüllt, die Sehnsucht nach der völkischen Bindung unseres Volksganzen, die Sehnsucht nach dem völkischen Staat.

Die völkischen *Voraussetzungen* zu einer solchen Revolution sind zum erstenmal klar ausgesprochen und eingehend erörtert in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von Johann Gottfried *Herder*.

Wohl haben etwa zur selben Zeit und kurz vorher in einigen Ländern Europas vereinzelt Männer sich gegen die rein verstandesmäßig erdachte Auffassung des Lebens und Werdens eines Volkes gewandt, und das Unwägbare und nicht Meßbare im Leben, das Irrationale, aller klugen Berechnung gegenüber als bestimmend für das Schicksal der Völker betont. Aber sie stellten doch mehr den äußeren Ablauf fest. Einen Einblick in die treibenden Kräfte im Volkwerden, in sein Entstehen und währendes Leben hatten sie kaum. Auch in Deutschland redete man vom „Geist der Nation", faßte damit aber mehr das gemeinsame Erleben der Gegenwart und seine

[1] Nach einer Rede, die ich am 30. Januar 1936 an der Universität Heidelberg gehalten habe.

Digitized by Google

verschiedenartigen Ausdrucksformen auf, also die Erscheinung des Volkslebens in seiner umfassenden, vielen gemeinsamen Eigenart, aber nicht sein Werden und das daraus ersichtliche Wesen, nicht seine bleibenden Eigenschaften, seine Erbmasse, kurz das Volkstum als Urquell und ewigen Jungborn des Lebens, das immer richtungweisend ist für Bestand und Art eines Volkes.

Für diese neue Lebensauffassung ist vorbildlich das Leben und Wirken zweier deutscher Männer: Justus Möser und Johann Gottfried Herder.

Justus Möser hatte in dem kleinen Osnabrücker Lande zeitweise die ganze Verwaltung in Händen und damit die Möglichkeit, in der Staatsführung das anzuwenden, was er durch Beobachten und Forschen als richtig erkannt hatte. Er beschäftigte sich mit germanischer Frühgeschichte und Volkskunde seiner Zeit und suchte aus der Verbindung solchen Forschens das Bleibende unseres Volkstums herauszustellen. Vor allem erkannte er die große Bedeutung des Bauernstandes für unser Volksleben. Die Ergebnisse seiner Forschung übertrug Möser in den Verwaltungsdienst und in die Rechtspflege. Das war in einem so kleinen Staatsgebilde möglich. Wir haben demnach dort zum erstenmal die Verbindung volkskundlicher Forschung mit dem Staatsleben. Was später Heinrich Riehl erörterte, war im osnabrückischen Land 80 Jahre vorher von Justus Möser durchgeführt. Riehl stand sehr unter Mösers Einfluß und hat um das Jahr 1850 gefordert, Volkskunde solle eine Vorhalle der Staatswissenschaft sein und Staatsführung nichts anderes als angewandte Volkskunde.

Mösers Volkstumspflege fand zunächst keine Nachfolger. Aber die von ihm vertretenen Grundsätze wurden von Herder vertieft und erweitert.

Herder prägte 1769 den Ausdruck „Volksseele". Er faßte damit das Volk nicht als eine Masse von Einzelpersonen auf, sondern als ein lebendes, engverbundenes Ganzes, als Organismus; denn nur dann ist der Ausdruck „Seele" verständlich, in welcher Übertragung er auch gebraucht sein mag. Von Herder wird gegen die liberalen Aufklärer das Irrationale im Volksleben, das Volkstum und seine Eigenart betont. Dieses deutsche Volkstum stellt er nun allen undeutschen Einflüssen scharf und entschieden entgegen: es wird betont gegen die Überfremdung durch die klassische Dichtung, die von der Mittelmeerkultur bestimmt ist, gegen die Verwelschung deutscher Sitte, Sprache und Kunst, gegen das Verkümmern der deutschen Volksseele durch Rationalismus und Aufklärung.

Herder schrieb aber nicht nur für Gelehrte und für wissenschaftliche Besprechung, nicht nur zur Betrachtung, sondern zum Gestalten der Gegenwart und Zukunft. Er gab deshalb Ratschläge zum völkischen Unterbauen des Nationalstaates und betonte, ein Staat sei nur gefestigt, wenn er vom Volkstum ausgehe. Dieses Volkstum allerdings dürfe dann nicht überfremdet sein. Dafür habe der Staat zu sorgen. Herder erörtert in solchem Sinne eingehend das Problem der Juden[2]. Er sagt: „Die Religion der Juden ist, wie sie selbst sagen, ein Erbstück ihres Geschlechts, ihr

[2] Herder, Sämtliche Werke, hrg. v. B. Suphan, Berlin 1886, 24. Bd., S. 61 ff.

Digitized by Google

unveräußerliches Erbteil ... Das Volk ist und bleibt also auch in Europa ein unserm Weltteil fremdes asiatisches Volk, an jenes alte, unter einem entfernten Himmelsstrich ihm gegebene und nach eigenem Geständnis von ihm unauflösbare Gesetz gebunden. Wiefern nun dies Gesetz und die aus ihm entspringende Denk- oder Lebensweise in unsere Staaten gehöre, ist kein Religionsdisputat mehr, wo über Meinungen und Glauben discurrirt würde, sondern eine einfache Staatsfrage ... Jeder Staat hat sie für sich zu beantworten, keiner darf dem andern darüber Gesetze vorschreiben, am wenigstens hat der Philosoph a priori hierüber zu entscheiden. Denn da das mosaisch-sinaitische Gesetz und das ihm anhängige Volk, seinem eignen Bekenntnis zufolge, nach Palästina, nicht nach Europa gehört, da Israel sich in seinen Gebeten als ein von allen Völkern unterschiednes eignes Volk achtet, wie könnte es von andern Nationen anders geachtet werden? Endlich: da das Geschäft der Juden seit mehr als dreitausend Jahren bekannt ist und der Einfluß, den dies Geschäft auf den Charakter des Volks gehabt und unwandelbar noch hat, sich in der ganzen Geschichte desselben darlegt: wozu jene entfernteren Discussionen, z. B. über Rechte der Menschheit, wenn bloß die Frage ist: wie viele von diesem fremden Volk dürfen in diesem europäischen Staat dies ihr Geschäft ohne Nachteil der Eingebornen treiben? unter welchen Bedingungen? in welchen Schranken? unter welcher Aufsicht?" Herder nennt gegen Schluß seiner Ausführungen den Ausspruch eines englischen Philosophen, daß die Juden einst wieder nach Palästina kommen und ruft aus: „Glück also, wenn ein Messias-Bonaparte sieghaft sie dahin führt, Glück zu nach Palästina!" Herder hat also die Gefahr der Überfremdung und Zersetzung des deutschen Volkstums durch die Juden klar erkannt.

Auch bei Goethe finden sich ablehnende Äußerungen über die Juden. In Wilhelm Meisters Wanderjahren, Buch 3, Kap. 11, sagt er: „In diesem Sinne dulden wir keinen Juden unter uns, denn wie sollten wir ihm den Anteil an der höchsten Kultur vergönnen, deren Ursprung und Herkommen er leugnet." In einem Gespräch mit F. v. Müller (September 1823) sagt Goethe: „Wenn der Generalsuperintendent Charakter habe, müsse er lieber seine Stelle niederlegen als eine Jüdin in der Kirche im Namen der Dreifaltigkeit trauen." Und etwas weiter: „Das Ausland müsse durchaus an Bestechung glauben, um die Adoption dieses Gesetzes (Judenemanzipationsgesetz von 1812) begreiflich zu finden, wer wisse, ob nicht der allmächtige Rothschild dahinter stecke."

Die Gefahr des Juden, der gerne Revolutionen schürt und Unruhen verursacht, erwähnt Goethe im Jahrmarktsfest zu Plundersweiler, in einem Zwischenspiel, wo Haman den König Ahasverus mit dem „Bedeutenden der Judenheit" zu schrecken sucht:

Und dieses schlaue Volk sieht einen Weg nur offen,
So lang die Ordnung steht, so lang hats nichts zu hoffen.
Es nährt drum insgeheim den fast getuschten Brand,
Und eh wir's uns versehn so flammt das ganze Land[3].

[3] Vgl. dazu Chamberlain, Briefe 1882 bis 1924, 1. Bd. (1928), S. 170 f.

Digitized by Google

Deutschland war im 18. Jahrhundert auf dem besten Wege, einen Nationalstaat völkisch zu gestalten. Doch diese Entwicklung wurde jäh unterbrochen durch die französische Revolution. Sie kennt keine völkische Eigenart, vom Einzelmenschen geht man zur Menschheit.

Aber lange dauerte die Zurückdrängung der völkischen Bewegung in Deutschland nicht. Die Unterdrückung unseres Vaterlandes durch Napoleon I. entfachte die Empörung des deutschen Volkes. Überall flammte das Feuer auf, das bisher nur unter der Asche glimmen konnte.

Mitten in dieser Bewegung legte 1806 Kaiser Franz die deutsche Kaiserkrone nieder. Der Kampf gegen die Fremdherrschaft ging nun von einzelnen Staaten und Gruppen aus. Die völkische Bewegung schritt trotz der politischen Niedergänge weiter. Achim von Arnim dichtete damals einen „Rundgesang gegen Unterdrücker des Werdenden":

Alter Glanz ist nun verflogen,
Gestern ist ein leeres Wort,
Scham hat unsre Wang' umzogen,
Doch der neue Tag scheint dort.
Unerschöpflich ist die Jugend,
Jeder Tag ein Schöpfungstag,
Wer mit froher, reiner Tugend
Fördert, was sein Volk vermag.

Das Lied schließt mit den Worten:

Heb' dein Aug in Morgenglück,
Und es kommt der alte Glaube
Mit dem neuen Mut zurück.

Das ist die deutsche Volksseele, die sich damals in den Besten offenbarte. Für sie ist jeder Tag ein Schöpfungstag, wenn sie fördern, was ihr Volk vermag.

Was das Volk vermag — dem spürte man eifrig nach. Aus Volksliedern — der Begriff stammt von Herder — Volksmärchen, Volkssagen, Volksrechten suchte man die Art des deutschen Volkstums zu erschließen, dem Volke zum Bewußtsein zu bringen und damit dieses Wissen zu einer Kraft zu gestalten, die den politischen Kampf entfachen und treiben müsse.

Im Jahre 1812 ließen die Brüder Grimm den ersten Band der deutschen Märchen erscheinen, 1813 entschied das deutsche Volk in der Völkerschlacht bei Leipzig, daß es wieder ein eigenständiges Volk werden wolle — und nun ging die Befreiung vorwärts.

Ermöglicht und gefördert war sie durch die vorangehende und sie begleitende geistige Erhebung.

Als man Napoleon I. einst Bedenken gegen seine Fremdherrschaft in Westfalen äußerte, weil dort deutsches Fühlen der Bauern sich rege, erwiderte er mit spöttischer Überlegenheit: „Was haben die Gefühle der westfälischen Bauern mit Politik zu tun?" Er konnte die völkische Erhebung nicht verstehen! Er hatte ja all seine Pläne auf den Gedanken des

Digitized by Google

Machtstaates aufgebaut. Darum verteilte er auch die Länder Deutschlands willkürlich, wie ein Räuberhauptmann seine Beute[4].

In Deutschland aber wußte man, daß eine Erhebung und Befreiung von der Fremdherrschaft nur vom Volkstum her möglich sei. Der Freiherr vom Stein arbeitete für Preußen Verwaltungsreformen aus, die auch im einfachen Mann das Bewußtsein wecken sollten, daß er ein vollwertiges Glied der Volksgemeinschaft sei. Männer wie Fichte, Ernst Moritz Arndt, Friedrich Ludwig Jahn, der Turnvater, und viele andere riefen durch Rede und Schrift das Volk zur Selbstbesinnung und Erhebung. Der Begriff des Volkstums wird im Anschluß und im Zusammenhang mit den Bestrebungen der Wissenschaft lebhaft besprochen. Damals entstand das Wort „Volkskunde". Man forderte damit wissenschaftliche Pflege und Vertiefung der Idee des Volkstums und so Deutschlands Erwachen.

Die Männer, die dieses Ziel wollten, gingen verschiedene Wege. Fichte betonte den Nationalstaat und spottete über den „schollengebundenen Patriotismus" von Ernst Moritz Arndt, Arndt und Jahn wollten den völkischen Staat und stellten sich damit in Gegensatz zu den Männern der „Spekulation", wie sie z. B. Fichte bezeichneten.

In der Folgezeit kam es weder zum Nationalstaat noch zum völkischen Staat. Fehlte es am Führer? War das Volk nicht reif dafür, einem Führer zu folgen? Das sind Fragen, die hier nicht erörtert werden sollen. Jedenfalls gab es jahrzehntelang keinen einheitlichen Staat.

Deutschland war tatenarm wie vor der Bedrückung durch Frankreich. An solche Deutsche richtete Hölderlin sein Gedicht:

Spotte ja nicht des Kinds, wenn es mit Peitsch und Sporn
Auf dem Rosse von Holz mutig und groß sich dünkt,
Denn, ihr Deutschen, auch ihr seid
Tatenarm und gedankenvoll.

Oder kömmt, wie der Strahl aus dem Gewölke kommt,
Aus Gedanken die Tat? Leben die Bücher bald?
Oh, ihr Lieben! so nehmt mich,
Daß ich büße die Lästerung!

Aus den Gedanken kam noch lange nicht die Tat. Die Rufe Herders, Arndts, Jahns blieben jahrzehntelang ungehört oder waren wenigstens nur von einzelnen vernommen. Die Bücher dieser völkischen Männer lebten noch lange nicht.

Erst dem großen Kanzler Bismarck war es beschieden, das deutsche Volk in einem Staate zusammenzufassen. Am 18. Januar 1871 wurde mitten im Feindesland das zweite Deutsche Reich gegründet. Dies Reich war aber kein völkischer Staat, wie Herder, Arndt, Jahn und andere ihn ersehnt haben, sondern — wenn wir auf den Zwiespalt der Auffassungen Fichtes und Arndts zurückgehen wollen — ein Nationalstaat im Sinne Fichtes.

[4] Vgl. Joh. Haller, Die Epochen der deutschen Geschichte, 1922, S. 308.

Digitized by Google

Es wäre kurzsichtig und falsch, wollte man deswegen dem großen Bismarck mangelnde Einsicht vorwerfen. Bismarck war ein klarsehender Staatsmann und wußte, was damals möglich war. Viele von uns kennen noch das Reich Bismarcks und haben es mit Stolz erlebt, allerdings auch die Schwächen dieses Zweiten Reiches empfunden: den Mangel am Unterbau durch das Volkstum. Zu denen, die wohl am klarsten diese Schwäche des Bismarckschen Reiches erkannt und offen ausgesprochen haben, gehört Paul de Lagarde. Das Bismarcksche Reich erzeugte in vielen Deutschen das Gefühl: Wir sind jetzt wohlgeborgene Bürger, die gut regiert werden, und können den Staat Staat sein lassen. Der Bürger war gesättigt. Das Große war geschaffen. Man konnte die Hände in den Schoß legen. Die wenigen, die mitschaffen wollten, gaben sich damit nicht zufrieden. Lagarde schrieb: „Wir sind es müde, mit Geschaffenem und Gemachtem abgefunden zu werden: wir wollen Geborenes, um mit ihm zu leben, Du um Du. Aber der Geist ist noch nicht über Heide und Halde gefahren: die Keime träumen noch, und niemand weiß, an welcher Stelle sie träumen. Larven huschen her und hin, christlich, jüdisch, hellenisch vermummt, auf der Wetterscheide des Gebirges zwischen Tag und Nacht im Ehebruch der Güte mit dem Bösen erzeugt, ungreifbar und Greifens unwert, unheilbar und unerziehbar, weil nur Schemen, die Beute der Sonne und der Winde, wenn die Sonne nur scheinen und die Winde nur wehen wollten." Es sah so aus, als ob die Sonne nur dem einzelnen scheine. Nur die einzelnen erwarteten für sich, daß der Wind ihnen etwas zuwehe. Die persönliche Lebensgier wuchs immer mehr: Der Staat war für viele nur der Rahmen, um sie zu schützen: „dem einen ein Werkzeug, um den Getreidepreis in die Höhe zu drücken, dem andern eine Waffe, um eine halbe Stunde Verkürzung der Arbeitszeit durchzusetzen, dem dritten Schlauheit, um für diese oder jene Aktie eine hohe Dividende herauszuschlagen und so fort[5]." Der Liberalismus entwickelte eine unerhörte Eigennützigkeit. „Sie stellt den einzelnen Menschen auf sich selbst und sie kennt keine andere Triebkraft des Willens, als die Selbstsucht der einzelnen. Furcht vor Schaden und Hoffnung auf Genuß, Lust und Unlustgefühle, Bequemlichkeit, Wohlbefinden und eigener Vorteil sind die einzigen Triebkräfte, die sie noch anerkennt." Diese mahnenden Worte Fichtes gelten auch für einen großen Teil des Bürgertums im Zweiten Reich.

Die Größe des Zweiten Reiches lag in seiner Organisation. An der Spitze steht hier die herrliche Wehrmacht. Sie war Erzieherin des deutschen Volkes zu Zucht, Ordnung und Kameradschaftlichkeit, sie hat Deutschland im Weltkrieg geschützt gegen eine unerhörte Übermacht von Feinden, sie ist, wenn auch zunächst nur in einem kleinen, aber gesunden Teil, erhalten worden über die dunkelste Zeit Deutschlands hinüber; und nun hat unser Führer uns die Wehrmacht in voller Entfaltung wieder geschenkt. Dies herrliche Geschenk des Führers hat überall im deutschen Volke die größte Freude ausgelöst, vom Bauersmann bis zum Angestellten, Arbeiter und Beamten der Stadt. Der alte Soldat des Zweiten Reiches

[5] Max Maurenbrecher, Der Heiland der Deutschen, 1930, S. 38.

Digitized by Google

reicht freudig dem jungen nationalsozialistischen Kameraden die Hand. Überall ist das Empfinden: Das Wertvollste aus alter Zeit lebt hier weiter.

Und ein anderes großes Geschenk hat uns das Zweite Reich übergeben, das deutsche Beamtentum. Die Pflichttreue des deutschen Beamten ist auch in der schwarzen Zeit nach 1918 geblieben. Wer weiß, wie wir durch den Sumpf der schwarzroten Herrschaft durchgekommen wären, wenn nicht der deutsche Beamte sich seiner Pflicht dem Volke gegenüber bewußt geblieben wäre. Darum nimmt sich das Dritte Reich mit besonderer Betreuung seiner Beamten an.

Diese Organisationen hatte das Zweite Reich in vorbildlicher Art ausgestaltet. Es fehlte nur, auch bei ihnen, der Aufbau vom Volkstum her. Das Zweite Reich war ein organisiertes Gebilde, kein Organismus. Wohl lebte völkisches Empfinden auch dort, aber es war nicht ausschlaggebend für Verwaltung und Gestaltung des Staates. Der Staat war mehr Machtstaat als ein völkisch unterbauter Organismus. Sonst wäre es nicht möglich gewesen, daß ein fremdrassisches Volk wie die Juden in Verwaltung, Recht, Kulturfragen, Erziehung, Wirtschaft so maßgebenden Einfluß bekommen hätte, wie es in Wirklichkeit der Fall war. All die Warnungen vor der Überfremdung und Zersetzung deutschen Wesens, wie sie Herder, Arndt, Jahn, Lagarde und viele andere dem deutschen Volke zugerufen hatten, schienen ungehört verhallt zu sein. Es sah so aus, als ob Deutschland wirtschaftlich und kulturell dieser fremden Rasse ausgeliefert sei.

Das deutsche Volk, das in Wissenschaft, Technik und Wirtschaft so herrliche Erfolge aufwies, war der Überfremdung gegenüber wiederum tatenarm dagestanden. Wer vom Volkstum aus eine Erhebung wollte, war verlacht und einsam geblieben.

Es ist erschütternd zu vernehmen, wie bitter deutsche Männer diese Einsamkeit empfunden haben. Lagarde schreibt: „Ich bin nachts am Meere durch die Dünen gewandelt: Im Sande knirschte und fraß die harte, kurze, ebbende Flut: der Seewind seufzte im Ried, aus dem der Schrei des aufgescheuchten Seevogels emporfuhr, um sofort jäh in dem weiten Schweigen zu versinken: ich habe in gluthellem Mittagslichte felsigstes Hochgebirge durchstreift, wo Pans Schlaf die Seele so ängstigte, daß unwillkürlich der Mund liebe Namen rief, um ihr das Gefühl der Verlassenheit zu nehmen[6]: aber was ist solche Einsamkeit des Ozeans und der Alpen gegen die Einsamkeit, die jetzt mitten im Gewühl der Menge alle umfängt, welche, Söhne alter, versinkender Zeit, Bürger einer künftigen Welt, mühseligen Trittes und schweigenden Mundes, zu besserer Arbeit ungeschickt und unberufen, Ähren und Ährchen lesen zum Gebrauch für Gottes Kinder im Winterschnee, zur Aussaat für den — ach, so fernen — neuen Tag, der sich ja freilich mit seinen breiten, goldenen Wogen prächtig Bahn brechen, den aber des jetzt tändelnden und sich anlügenden Geschlechts nicht einer erblicken wird. Gäbe es wenigstens Verschworene unter uns, einen heimlich offenen Bund,

[6] Ein schönes Beispiel für die Empfindungen, die zu allerlei Vorstellungen des Volksglaubens um die Mittagszeit führen. Vgl. Handwörterbuch d. deutschen Aberglaubens 6, 398 ff.

Digitized by Google

der für das große Morgen sänne und schaffte, und an den alle sich anschließen könnten, deren unausgesprochenem Sehnen er das Wort böte: gäbe es dann und wann im Vaterlande für ein warmes Herz ein warmes Herz."

Der größte unter den Einsamen unserer Zeit war Adolf Hitler. Er hatte den Weltkrieg und die Not der folgenden Zeit mit all ihren Bitternissen erlebt. Er empfand mit heißem Herzen den Niedergang Deutschlands und faßte den damals vielen phantastisch vorkommenden Entschluß, das Vaterland zu retten, und das zu vollbringen, wonach viele Deutsche sich längst gesehnt hatten. Bald scharte sich eine kleine Kameradschaft Gleichgesinnter um ihn: Diese Nationalsozialisten setzten sich das Ziel, das deutsche Volk zu erheben und zusammenzufassen in einem völkischen Staat. Chamberlain hat in einem Brief an Hitler im Jahre 1923 schon richtig erkannt, durch was Hitlers Persönlichkeit so viele Deutsche anzog, wenn er schrieb: „Sie sind kein Fanatiker, wie Sie mir geschildert wurden. Der Fanatiker erhitzt die Köpfe, Sie erwärmen die Herzen." Die Sehnsucht Lagardes, daß es in Deutschland für ein warmes Herz noch ein warmes Herz gäbe, ward nun für Tausende und Millionen Deutscher erfüllt. Adolf Hitler wurde „Erwecker der Seelen aus Schlaf und Schlendrian".

Man wundert sich immer wieder, wenn man die Schriften unseres Führers liest und seine Anordnungen überdenkt, wie klar der völkische Staat mit allen Erfordernissen ihm von Anfang an vor Augen stand. Während früher solche Erfordernisse nur als Lehren aufgestellt waren, werden sie jetzt ins Leben umgesetzt: das Fernhalten fremdartiger Rassen, besonders der Juden und ihres Einflusses auf die Leitung des Volkslebens, Gesunderhalten des deutschen Volkskörpers, Ausgangspunkt aller Kulturerscheinungen vom deutschen Volkstum, d. h. vom Rassehaften, Arteigenen unseres Volkes, Hervorheben des bodenverbundenen Menschen, besonders des Bauernstandes als Kern des Volkstums, soziale Verpflichtung jedem Volksgenossen gegenüber. Dieser nationalsozialistische Staat ist nun nicht mehr bloß ein organisiertes Gebilde, sondern ein Organismus, in dem jedes Glied zum anderen gehört und alle zusammen einen einheitlichen Körper bilden.

Gerade in der Durchführung der sozialen Umgestaltung und Neuordnung geht das Dritte Reich weit über alles hinweg, was in dieser Hinsicht je erhofft worden ist. Soziales Empfinden ist selbstverständlich für jeden Menschen, der vom Volkstum ausgeht. Es hat sich auch schon im Anfang des 19. Jahrhunderts im Anschluß an das Wiederbeleben deutschen Volkstums entwickelt. Bald nachher, um 1840, sind darüber schon Gedanken laut geworden, die auch heute noch einem Volkswirtschafter Ehre machen würden. Später hat besonders W. H. Riehl volkskundliche Bestrebungen mit sozialen Gedanken durchsetzt. Aber die „Gesellschaft" blieb getrennt vom „Arbeiter". Erst Adolf Hitler hat hier Wandel geschaffen. Sein Staat ist somit wahrhaft ein Organismus.

Mit dem 30. Januar 1933, an dem Adolf Hitler Reichskanzler wurde, war der Sieg des Nationalsozialismus entschieden. Wenn wir den 18. Januar zusammen mit dem 30. feiern, so bringen wir damit zum Ausdruck, daß wir das Zweite Reich als einen Vorläufer des Dritten Reiches ansehen. Mit

Digitized by Google

Bismarcks Schöpfung war ein Teil des deutschen Volkes zusammengefaßt, auf daß von diesem Staate aus die Festigung und Gesundung des deutschen Volkstums erfolge.

Das Volkstum war durch die ganze deutsche Geschichte der Jungborn, aus dem immer wieder frisches Leben floß und der vor allem hell und mächtig emporquoll, wenn Überfremdung und Zersetzung deutsches Leben zu trüben drohten. Um solche Gefahren abzuwenden, bemühten sich seit fast zweihundert Jahren deutsche Männer, vom gesunden Volkstum her einen Staat zu gestalten. Der Nationalsozialismus ist also keine Erscheinung, die erst in unserer Zeit willkürlich erfunden ist. Er ist selbstverständlich auch nicht einfach die Folge früherer Erscheinungen; er ist etwas Einmaliges.

Das weltgeschichtlich Große ist die Tatsache, daß unser Führer mit seinem Reich deutsches Volkstum zum Durchbruch brachte und auf ihm den Staat aufbaut. Keiner der Vorausgehenden hatte es vermocht, seine Ideen in die Wirklichkeit umzusetzen und den Staat danach zu gestalten. Wir ehren all die Männer, die für den völkischen Staat kämpften, als Vorläufer unseres großen Führers und als Wegbereiter für das Dritte Reich: Herder, den Vater des völkischen Gedankens, Justus Möser, dann Arndt und Jahn, den Freiherrn vom Stein, die großen Heerführer der Befreiungskriege, Yorck, Blücher, Gneisenau, Scharnhorst, den eisernen Kanzler des Zweiten Reiches und den großen Führer des Krieges 1870/71, Generalfeldmarschall von Moltke, den ersten Kaiser des Zweiten Reiches, Wilhelm I., der Männer wie Bismarck und Moltke an seine Seite rief und auf sie hörte, den Mahner und Erwecker zu Bismarcks Zeit, Lagarde, die Führer des Weltkrieges Hindenburg und Ludendorff, und mit ihnen viele Ungenannte, viele Wohlbekannte. Daneben marschieren in langen Reihen Tausende, die gekämpft haben und gefallen sind für Deutschlands Ehre und Freiheit in den Freiheitskriegen zur Zeit unserer Urgroßväter, 1870 bis 1871 zur Zeit unserer Väter und Großväter, im Weltkrieg und im Kampfe um das Dritte Reich. Lange mußten sie schlafen, weil die Lebenden tatenarm dahindämmerten. Aber jetzt klingt es uns entgegen wie von einem feierlichen Chor aus der Erdtiefe, in die sie gebettet wurden:

Wir Toten, wir Toten sind größere Heere
Als ihr auf der Erde, als ihr auf dem Meere!
Wir pflügten das Feld mit geduldigen Taten,
Ihr schwinget die Sicheln und schneidet die Saaten,
Und was ihr vollendet und was wir begonnen,
Es füllt noch dort oben die rauschenden Bronnen,
Und all unser Lieben und Hassen und Hadern,
Das klopft noch dort oben in sterblichen Adern,
Und was wir an gültigen Sätzen gefunden,
Dran bleibt aller irdische Wandel gebunden,
Und unsere Töne, Gebilde, Gedichte
Erkämpfen den Lorbeer im sterblichen Lichte,
Wir suchen noch immer die menschlichen Ziele —
Drum ehret und opfert! Denn unser sind viele!

Digitized by Google

Unser Führer hat sie zum Leben erweckt, ihr Blut lebt in uns weiter, ihr Wollen ist unser Wollen. Ahnen und Enkel sind wieder eine starke, lebendige Einheit. Wir sind voll Stolz auf die deutsche Vergangenheit, freudigen Mutes zum Schaffen in der Gegenwart und gläubiger Hoffnung auf eine glückliche Zukunft.

Das Gefühl solcher Gemeinschaft ist Deutschlands größte Stärke. Jetzt erst sind Vergangenheit und Gegenwart in einem Volkstum verbunden und bringen uns zum Bewußtsein, was deutsche Volkheit bedeutet, und machen es uns zur Pflicht, in ihrem Wollen zu wirken.

Volkheit.

Wir brauchen in unserer Sprache ein Wort, das, wie „Kindheit" sich zu „Kind" verhält, so das Verhältnis Volkheit zum Volke ausdrückt. Der Erzieher muß die Kindheit hören, nicht das Kind; der Gesetzgeber und Regent die Volkheit, nicht das Volk. Jene spricht immer dasselbe aus, ist vernünftig, beständig, rein und wahr; dieses weiß niemals vor lauter Wollen, was es will. Und in diesem Sinne soll und kann das Gesetz der allgemein ausgesprochene Wille der Volkheit sein, ein Wille, den die Menge niemals ausspricht, den aber der Verständige vernimmt und den der Vernünftige zu befriedigen weiß und der Gute gern befriedigt.

Aus Goethes „Maximen und Reflexionen" (682).

Digitized by Google

Volkskunde und Handwerk.

Von **Professor Dr. Hermann Phleps**, Danzig.

Das Haus stellt einen Organismus dar, dessen räumliche Gestaltung sowie Gefügearten verschiedenen Einflüssen unterworfen gewesen sind. Auf der einen Seite sehen wir eine Entwicklung aus eigener Wurzel, aufsteigend und absteigend; auf der anderen einen Austausch oder eine Vermengung von Baugewohnheiten verschiedener Volkskörper.

Weil auf dem Lande der Bauer bis in die jüngste Zeit hinein sein eigener Baumeister war, erhielten sich hier vereinzelt ursprüngliche Gefügearten länger, als bei den in Zünften vereinigten Bau- und Zimmermeistern der Stadt, und dieses insbesondere in der handwerklichen Ausführung der Einzelheiten.

Es ist deshalb von Wichtigkeit, bei der Untersuchung eines Hauses sich nicht allein mit der räumlichen und konstruktiven Gestaltung, im Großen betrachtet, zufrieden zu geben, sondern auch der handwerklichen Ausführung bis zu den kleinsten Einzelheiten nachzugehen.

Dieses Vertiefen in ursprüngliche Handwerksübungen hat auch einen erzieherischen Wert. Es öffnet uns Buchmenschen die Augen über die enge Verbundenheit, die unsere Vorfahren in ihrem Denken und Fühlen mit den verschiedenen technischen Aufgaben verband. Es hilft uns, die Erfindungstätigkeit und den mit ihr verbundenen entwicklungsgeschichtlichen Aufbau lebendiger, aber auch sicherer erfassen und lösen zu können, als es ohne dieses Einleben möglich wäre. Der Hausforscher, ob Volkskundler oder Architekt, muß dem Anatomen gleichzustreben suchen.

Wie mitteilsam Gefügearten sein können, dafür sei als einführendes Beispiel die Türe gewählt, und zwar die Türe in ihrer ursprünglichsten Gestaltung.

Wie die von Reinerth freigelegten Funde aus der jüngeren Steinzeit dartun, bestand damals der Türflügel aus einer 55 bis 70 cm breiten, einheitlichen Holzplatte, die aus einem Stamm abgespalten und geglättet worden war.

Es liegt nahe, daß das Werfen des Holzes bei einer Holzplatte von der geschilderten Abmessung zu verbessernden Umgestaltungen zwingen mußte. Glücklicherweise ist uns die Form der aus diesem Notstand herausführenden zweiten Stufe der Entwicklung in noch im Brauch befindlichen

Digitized by Google

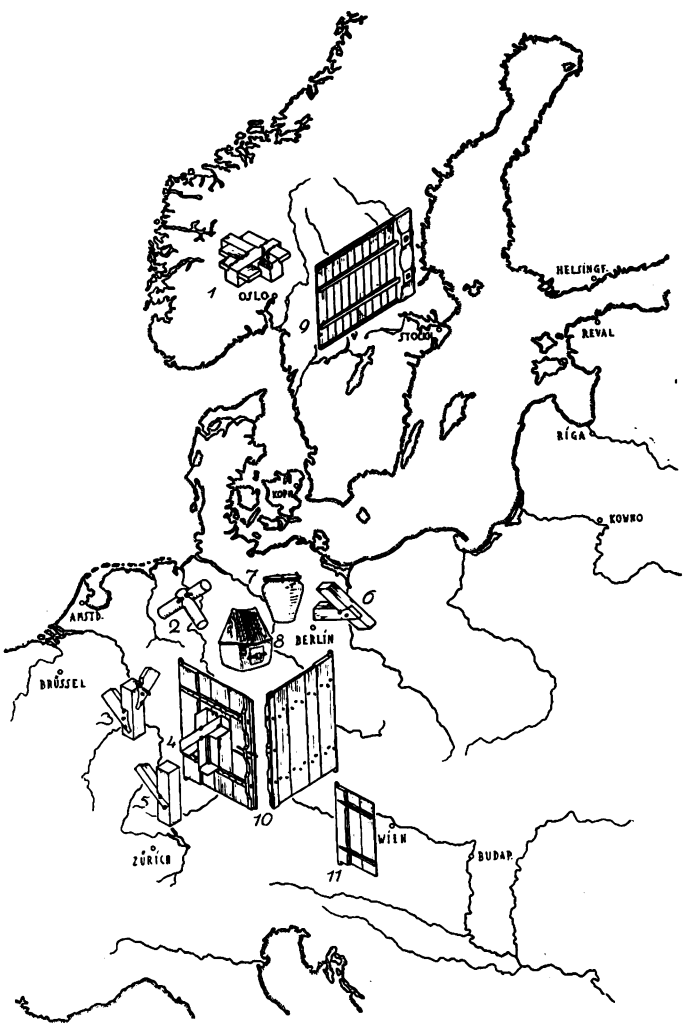


Abb. 1. Ausbreitung der germanischen Fugen- und Schrägnagelung, sowie der mit Wendebohlen versehenen Tür- und Torflügel. 1. Hedal (um 1200). 2. Strom bei Bremen. 3. Petersdorf in Siebenbürgen, wohin sie in der Mitte des 12. Jahrhunderts von deutschen Siedlern des Mittelrheins und der Mosel gebracht worden sind. 4. Rötenbach. 5. Bergalingen. 6. Grimnitz. 7. Die Tonurne vom Königsgrab bei Seddin (800 v. Chr.) gibt mit ihren schräg eingreifenden Tonstiften den Beleg, daß die Schrägnagelung schon damals üblich gewesen ist. 8. Hausurne aus Königsau (um 600 v. Chr.). 9. Tennentor aus Östnor, Kirchsp. Mora, Dalarna. 10. Scheunentor vom Martin-Meier-Hof in Rötenbach. 11. Balkontüre von der Mühle zu Steegen bei Peuerbach, Ober-Österreich.

Digitized by Google

Beispielen in Schweden, im Schwarzwald und dann in Ober-Österreich überliefert worden (Abb. 1).

Auch an Gestaltungen, die als Anregende gewirkt haben, fehlt es nicht. Bei dieser vervollkommneten Form löste sich der Türflügel in Einzelteile, betraut mit verschiedenen statischen Aufgaben, auf (Abb. 2 und 4). Es entstand ein lebendig durchdachtes Gebilde von regster Ausdrucksweise.

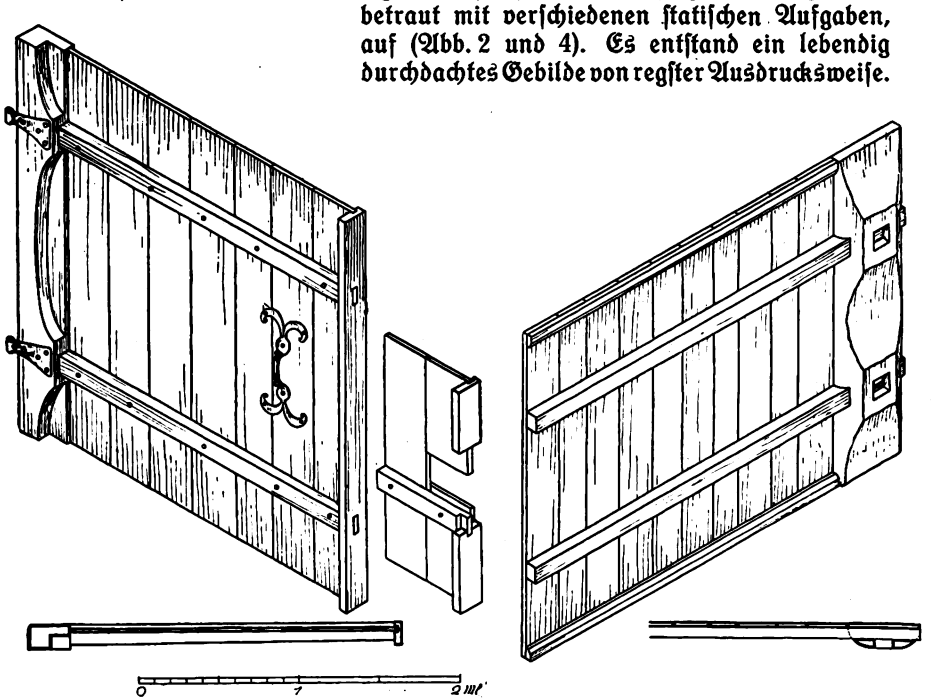


Abb. 2. Schwedische Tennentore mit Wendebohle. Links: Tennentor aus Mora. Rechts: Tennentor vom Alvroshof, beide jetzt in Skansen. (Eigene Aufnahmen[1].) Die Angelzapfen sind hier, trotz des Beibehaltens der ursprünglichen Gefügearten, an der Wendebohle, von schmiedeeisernen Beschlägen verdrängt worden.

Dort, wo die stärksten Beanspruchungen auftreten, in der Drehungsachse, vergrößerte man die alte Wandstärke, die zum Beispiel auf dem steinzeitlichen Türblatt von Robenhausen 4 cm betrug, in Form einer 6 bis 15 cm dicken Wendebohle. Unmittelbar aus ihr wurden die Angelzapfen herausgeschnitten. Die notwendige Türbreite erreichte man durch angeschobene Bretter. Zu ihrem Zusammenhalt dienten zwei Querriegel, die an einem Ende in die Wendebohle eingriffen und eng verbunden mit ihr ein festes Gerüst bildeten. An dieses unverrückbare Gefüge konnten die Bretter nun mit Holznägeln befestigt werden.

[1] Die Darstellung geschah in Kavalierperspektive, damit jede Einzelheit in den richtigen Maßen abgegriffen werden kann.

Digitized by Google

Woher kam die Anregung zu dieser Querversteifung? Zunächst ist an die Hausurnen zu denken, wo die Türen mit einem Querriegel verschlossen wurden (Abb. 1). Diesen Querriegel brauchte man bloß in feste Verbindung mit den nebeneinandergereihten Brettern und der Wendebohle zu bringen und die Erfindung war getan.

Wir sehen hier den gleichen Gedanken befolgt, wie ihn germanische Verriegelungen im Gefüge der westgermanischen Ständerwand und wie sie die germanischen Sicherheitsnadeln (Abb. 6) verkörpern. (Vgl. Phleps, Die Fugen- und Schrägnagelung bei den Germanen, „Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde", 1935, Seite 23.) So, wie hier das eine Ende in ein Zapfenloch, beziehungsweise in eine Öse eingreift, ließ man auch die Querleisten des Türflügels in der ursprünglichen, noch in Skandinavien erhaltenen Form in einem aus der Wendebohle ausgestemmten Loch einen festen Halt finden. Die Befestigung der Bretter geschah mit abwechselnd schräg aufwärts und schräg abwärts gerichteten Holznägeln (Abb. 4 und 5). Eine Unterstützung erhielt der durch die Schräglage verstärkte Reibungswiderstand in einem in dem Nagel eingeschnittenen Widerhaken (Abb. 6).

Dieses alles verrät ein Einfühlen, das seine Wurzeln schon in den ersten Anfängen menschlicher Kultur geschlagen haben muß. Man versetze sich — gleichsam wie im Spiel — in die Aufgabe, ein Bäumchen zur Erde zu biegen und es in dieser Stellung festhalten zu wollen (Abb. 6). Ganz wie von selbst wird man zwei Pflöcke zu Hilfe ziehen und diese in entgegengesetzter Richtung schräg in den Boden eintreiben.

Während in Schweden, dem Eisenland, die Holznagelung frühe durch die Eisennagelung überflügelt wurde, konnte sich im Schwarzwald die erstere in ursprünglichster Form bis heute erhalten. Hier (Abb. 4 und 5) werden die Querleisten aber, beeinflußt von den angeblatteten Kopf- und Fußbändern des westgermanischen Ständerwerkes, an die Wendebohle angeblattet und gleich den Brettern angenagelt. Es ist belangreich, daß sich hier an Beispielen, wo die Eisennagelung Eingang fand, an Stelle des ältesten Teiles, also an der Wendebohle die Holznagelung aber länger erhielt, als an den jüngeren Sprößlingen, den Brettern (Abb. 4).

Ein weitere Vervollkommnung erhielt dieses Türgefüge dadurch, daß man die Querleiste nicht von oben her einließ, sondern sie nach vorne sich verjüngend, wie einen Keil seitlich eintrieb (Abb. 5). Schließlich gab man auch die Wendebohle auf und faßte — was man als dritte Stufe ansehen darf — die durchgehend aus gleich starken Brettern bestehende Türe mit eingeschobenen Querleisten. Diese, mit schwalbenschwanzförmiger Feder in eine entsprechende Nut eingreifend, machten die ursprüngliche Holznagelung überflüssig (Abb. 5).

Welches Alter ist der vorhin beschriebenen zweiten Stufe zuzusprechen? Hierüber geben uns die schwedischen Beispiele ziemlich genaue Antwort. Sie deutet dahin, daß diese Konstruktion in einer Zeit entstanden sein muß, die zum Ausstemmen von Löchern nur kurz bemessene Werkzeuge besaß. Sie reicht also über die Eisenzeit hinweg, vielleicht bis in die jüngere Steinzeit zurück. Die eigenartige Form der Einschnitte in der Mitte der Bohle

Digitized by Google

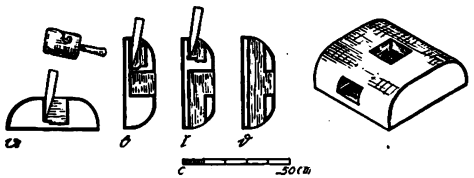


Abb. 3. Arbeitsvorgang beim Ausstemmen des Loches für den Querriegel vom Tennentor aus Mora. Das Stemmwerkzeug ist schematisch dargestellt worden.

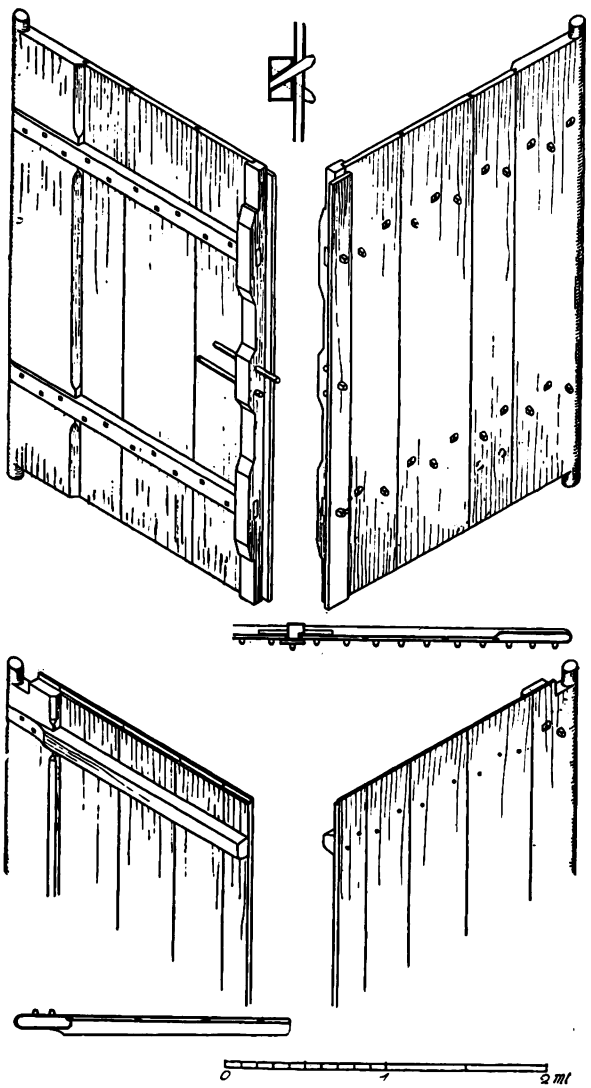


Abb. 4. Schwarzwälder Tennentore mit Wendebohle. Oben: Vom Martin-Meier-Hof in Rötenbach. Unten: Vom Hasenbauernhof in Langenbach (1749). Bei beiden blieb der ursprüngliche Angelzapfen in Anwendung. Am oberen Beispiel sind die Bretter durch schräggestellte Holznägel mit den Riegeln verbunden; am unteren erhielt sich diese älteste Nagelungsart bloß an der Wendebohle, während bei den Brettern schon die Eisennagelung Eingang fand.

Digitized by Google

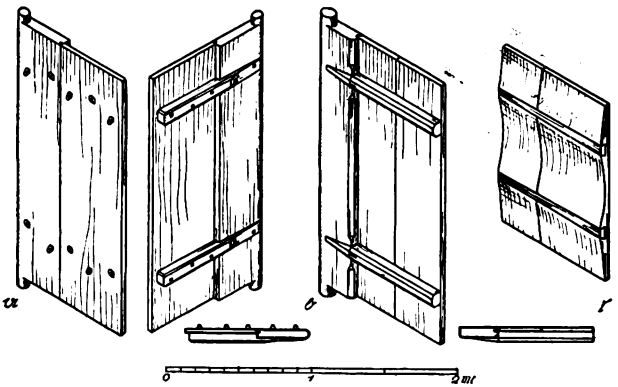


Abb. 5. Türen. a. Vom Sägen-Matthis-Hof in Vorderschützenbach. b. Von der Mühle zu Steegen bei Peuerbach, Ober-Österreich. c. Aus Mora, 1574. Bei a und b greifen die Querleisten keilförmig in die Wendebohle ein. Bei c ist die Wendebohle verschwunden. Die Querleiste, im Querschnitt stark verringert, ist in voller Stärke in eine schwalbenschwanzförmige Nut eingelassen worden.

ist aus der Unfähigkeit heraus zu erklären, die ganze Bohlenbreite hindurch ein Loch ausstemmen zu können. Man verringerte die Tiefe in der Weise, indem man zunächst in der Mitte eine Aushöhlung herausstemmte (Abb. 3) und dann zu dieser sich gewissermaßen durch Zuführungskanäle vorarbeitete. Als man die Werkzeuge vervollkommnete, behielt man dieses Motiv aus Freude an der belebenden Wirkung bei.

Es ist kennzeichnend für die ursprüngliche Erfindungsgabe des bäuerlichen Gestalters, daß, wo erneut Aufgaben erwuchsen, die einer vorangegangenen verwandt waren, er zu dieser älteren Konstruktion zurückgriff. Dieses erkennt man an der Schlagleiste der zum großen Scheunentore verbreiterten Türe. An dem Beispiel aus dem Schwarzwald lebt solch ursprüngliche Verbindung an dieser Stelle länger, als an der älteren Wendebohle, wo sie durch die Anblattung abgelöst worden war, fort.

Das Alter der Schrägnagelung können wir, wie uns die Urne vom Königsgrab in Seddin überliefert, bis zum 8. Jahrhundert v. Chr. belegen. Sie ist aber viel älter. Hervorgegangen aus dem Fugenkeil und des ihm folgenden Fugennagels, findet man ihre Spuren, wie beigefügte Karte (Abb. 1) zeigt, von Skandinavien bis zum Schwarzwald und bis zu den im 12. Jahrhundert nach Siebenbürgen ausgewanderten Niederdeutschen und Franken.

Man könnte Zweifel hegen und behaupten wollen, daß die hier beschriebenen Konstruktionen unabhängig voneinander entstanden seien. Das ist jedoch nicht der Fall gewesen, denn wir sehen Verwandtes auch bei anderen Arten des Gefüges. Auch eine Entlehnung aus der Fremde fällt fort, denn gerade mit der Türe ist der Bewohner am lebendigsten verbunden. Er öffnet sie in der Frühe, wenn er die Sonne grüßt, und schließt sie am Abend, wenn er sich nach vollendetem Tagewerk der Ruhe hingibt. Wenn eine Übernahme stattgefunden hat, dann kann sie nur durch zugewanderte Volksgruppen geschehen sein.

Digitized by Google

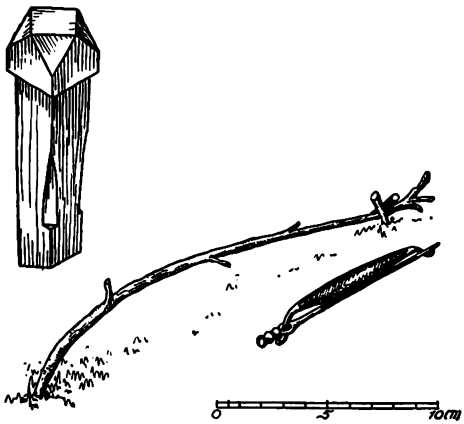


Abb. 6. Eichenholznagel mit Widerhaken von einer Türe des Schwarzburenhofes in Katzensteig vom Jahre 1580. Die Schräglage betrug 70°. Germanische Sicherheitsnadel aus Borum Eshöi in Jütland (16. Jahrhundert v. Chr.). Daneben ein umgebogenes Bäumchen, das durch zwei schräg in die Erde getriebene Pflöcke gehalten wird. Hier kommen dieselben statischen Vorgänge zur Auswirkung wie bei der germanischen Sicherheitsnadel.

In den vorangegangenen Zeilen beschäftigten wir uns gewissermaßen mit Elementen einer Ursprache. Leiten wir dieses Suchen auch auf die anderen Einzelheiten des Hauses bis zu den Zäunen und Feldgeräten über, dann tragen wir einen Schatz zusammen, der uns nicht nur über den bautechnischen Werdegang des Hauses Aufschluß gibt, sondern auch über die Wesensart seiner Erbauer und die völkischen Zusammenhänge unterrichtet.

Die einzelnen Gefügearten erhalten die Rolle von Wörtern eines, auch den Schwestergebieten der Volkskunde nützenden, Nachschlagewerkes. Unsere Aufgabe ist es nun, durch emsiges Suchen, diesen Wortschatz so reich wie möglich auszugestalten.

Fremdwörter sind Fremdkörper. Deshalb meide sie möglichst!

Digitized by Google

Das isländische Gehöft in der Saga.

Von Prof. Dr. Richard Hünnerkopf, Heidelberg.

Die Baukunst hängt, wie alle Kulturerscheinungen, in hohem Grade von den örtlichen Verhältnissen ab: Baustoff und Klima wirken wesentlich auf Form und Art des Hauses ein[1]. So erklärt es sich, daß in der Völkerwanderungszeit die Hausformen nicht mit den Völkern gewandert sind[2]. Die Norweger, die in der Zeit von 870 bis 930 Island besiedelten, konnten das Haus ihrer waldreichen Heimat nicht in gleicher Form auf der holzarmen Insel errichten; der neue Baustoff bedingte in wesentlichen Teilen eine Umgestaltung des Gehöftes. Und doch wäre es falsch, die Gestalt des Bauernhofes allein aus den natürlichen Gegebenheiten erklären zu wollen, vielmehr sind Siedlung und Haus Ausdrucksformen des Gemeinschaftslebens[3]. Das Bild, das die Schilderungen der Sagas vor unseren Augen erstehen lassen, zeigt uns aber nicht nur die Bedeutung des Gehöftes für das bäuerliche Leben, sondern vor allem auch für das Fehdewesen, das einen wesentlichen Teil dieser Erzählungen ausmacht. Die Eigenart der isländischen Familiengeschichten wurzelt somit zum guten Teil auch in der Anlage von Haus und Hof[4].

Erde, Rasen und unbehauene Steine sind der Baustoff, den der Boden liefert. Aber ganz ohne Holz wird kein ordentliches Gehöft aufgeführt. In erster Reihe kommt dafür Treibholz in Frage, und in Gegenden, wo dies reichlicher zu haben ist, wird demgemäß auch mehr Holz beim Bau verwendet. Skallagrim läßt ein Gehöft an einer Stelle errichten, wo man das Treibholz gut abfassen kann[5]. Nur die Reichen können es sich leisten, Zimmerholz aus Norwegen zu holen oder von norwegischen Kaufleuten, die an der Insel anlegen, einzuhandeln[6]. Die Lastschiffe der da-

[1] Vgl. K. Caesar, Deutsche Baukunst. Oberd. Zeitschr. f. Volksk., 9, 1935, 1.

[2] O. Lauffer, Das deutsche Haus in Dorf und Stadt, 39.

[3] A. Helbok in: Volkskunde und Schule, herausgeg. von R. Beitl, 25.

[4] Hauptwerk über das altnordische Haus: Valtýr Guðmundsson, Privatboligen paa Island i Sagatiden samt delvis i det övrige Norden.

[5] Egilssaga, 29.

[6] Vatnsdoelasaga, 16; Laxdoelasaga, 11; Gíslasaga, 7; Reykdoelasaga, 9.

Digitized by Google

maligen Zeit waren aber viel zu klein, um Baumstämme in wirklich großen Mengen befördern zu können. Die Hauswände konnten daher nur als Fachwerk aufgeführt werden. Das Schlafhaus Gunnars in Hlidarendi, das ganz aus Holz gebaut ist und ein Plankendach hat, steht einzigartig da[7]. Aus Holz sind vor allem die Dachstühle, die Dächer sind in der Regel mit Erde und Rasen bedeckt. Die stoffliche Beschaffenheit der Häuser spielt besonders bei den im alten Island häufigen Mordbränden eine Rolle. Da wird zunächst Heu oder Brennholz vor den hölzernen Türen aufgeschichtet, aber wenn die Leute im Hause wach sind, gelingt es ihnen manchmal, das Feuer durch Herabgießen von Molken zu löschen. So haben die Mordbrenner in der Njálssaga (129) zunächst große Schwierigkeit, das Feuer zu

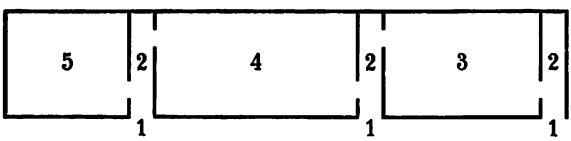


Abb. 1.
Grundriß des ältesten isländischen Gehöftes. Nach Gudmundsson, Privatboligen paa Island. S. 76.

1. Außentüren. 2. Gänge. 3. Stube. 4. Küche und Schlafraum. 5. Speisekammer.

entfachen, bis sie endlich einen brennenden Vogelgrashaufen in einen Bretterboden unterm Dach werfen. Beim Mordbrand in Langalid steigen Leute aufs Haus, brechen ein Loch ins Dach und legen Feuer an den Dachstuhl. In alle Fenster (die sich nur im Dach befinden) wird Heu gestopft[8]. Im Gegensatz dazu brennt die Halle Thorolfs in Norwegen, die aus dürrem und geteertem Holz besteht und ein mit Schindeln bedecktes Dach hat, im Augenblick lichterloh[9].

Das rauhe Klima und der neue Baustoff haben auch die Gehöftanlage gegenüber der Norwegens geändert: während in der Heimat die einzelnen Gebäude auf dem Hof zerstreut und voneinander abgesondert lagen, rücken jetzt die Wände der einzelnen Häuser unmittelbar aneinander, so daß ein Haus mit mehreren Dächern entsteht. Auch der Gang hat immer ein eigenes Dach. Entwicklungsgeschichtlich handelt es sich also nicht um ein Einheitshaus, so wenig wie beim mitteldeutschen Gehöft, wenn da gelegentlich die Einzelgebäude aus baulichen Gründen zusammengeschoben und mit einem einzigen großen Dach überdeckt sind[10]. In ältester Zeit liegen die Stube, die zugleich als Schlafraum dienende Küche, und die Speisekammer in einer Reihe nebeneinander (Abb. 1), später bilden sie, nachdem ein von der Küche gesondertes Schlafhaus entstanden ist, eine Doppelreihe, verbunden durch einen einzigen Gang, der öfters mit seinem Ende auf die Badstube stößt (Abb. 2). Auch beim deutschen Bauernhof ist der Grundriß ja so

[7] Njálssaga, 77.
[8] Sturlungasaga, herausgeg. von Vigfusson, 1, 153.
[9] Egilssaga, 22.
[10] Lauffer, 48 ff.

Digitized by Google

angelegt, daß keine zeitraubenden Umwege bei der Arbeit nötig sind[11]. Dazu kommen dann die Außengebäude (útihús), die mehr oder weniger vom Wohnbau entfernt liegen, wie Vorratshaus, Schmiede, Abort, Stallungen und Heuschober; Gehöfte in der Nähe des Meeres haben noch eine Schiffshütte und eine Trockenhalle für die Fische, und schließlich kommen noch die Sennhütten auf den vom Hofe abgelegenen Wiesen und Weiden dazu. Die beinahe vierhundertjährige Gehöftentwicklung, die wir in der Saga verfolgen können, verläuft in der Weise, daß allmählich ein immer größerer Teil der Außengebäude an den Wohnbau heranrückt (Abb. 3 und 4). Wir haben hier die gleiche Gestaltungs- und Keimkraft wie bei der oberdeutschen Hausform, die gegenüber der niederdeutschen eine viel größere Anpassungsfähigkeit zeigt[12]. Eine Stelle aus der Grettissaga (14) könnte den Anschein erwecken, als habe es in ältester Zeit auf Island ein Einheitshaus gegeben. Es wird dort berichtet, man habe früher große Herdhallen (eldaskálar) gehabt, dort seien die Männer am Abend am Feuer gesessen, dort habe man gegessen und auf den Erhöhungen an den Rückenwänden geschlafen, die Frauen hätten dort am Tag gearbeitet. Unwillkürlich denkt man an das alte niedersächsische Bauernhaus; dort bildete das Flett den einzigen Aufenthaltsort für alle Hausbewohner, und auch die sogenannten Schlafbutzen befanden sich dort[13]. In Wirklichkeit kann es sich aber in der Saga nur um kleinere Gehöfte handeln, wo man sich, um Feuerung zu sparen, die meiste Zeit in der Küche, die zugleich Schlafraum war, aufhielt, wie ja auch bei uns in der Stadt manche Familien im Winter aus dem gleichen Grund vorwiegend in der Küche weilen.

Der Wohnbau liegt in der Mitte der gedüngten Hauswiese (tún), die von einer Mauer oder einem Zaun umgeben ist. Die Außengebäude liegen teils innerhalb, teils außerhalb der Umzäunung. Gelegentlich entstehen Streitigkeiten, weil fremdes Vieh auf der Wiese weidet[14]. Die Vorderseite der Häuserreihe entlang läuft ein Hausteig (hlað), ein festgestampfter Boden[15], manchmal auch ein Pflaster; beim nächtlichen Angriff auf Saudafell hört deshalb ein Mädchen im Hause das Pferdegetrampel der ankommenden Feinde[16]. Über der Außentüre ist ein Brettergiebel (vindskeiðr), öfters prächtig ausgeschnitten. Auf Saudafell hören wir von einer Hirschkopftür (dýrshöfuðsdyrr) und einer Schiffsschnabeltür (brandadyrr)[17]. Man erinnert sich an die Pferdeköpfe am Giebel des niedersächsischen Hauses. Die Dächer sind oft — auch heute noch — mit Blumen und Gras bewachsen, manchmal weiden Tiere darauf. Die Außenwände sind recht niedrig, und das Dach liegt in der Weise auf, daß die äußere

[11] R. Mielke, Der deutsche Bauer und sein Dorf in Vergangenheit und Gegenwart, 47.

[12] Lauffer, 22.

[13] W. Bomann, Bäuerliches Hauswesen und Tagewerk im alten Niedersachsen, 41.

[14] Heiðarvígasaga, 6; Víga-Glumssaga, 7.

[15] Njálssaga, 128.

[16] Sturlungasaga, 1, 285.

[17] Ebenda.

Digitized by Google

Kante der Wand frei bleibt; man kann also leicht hinaufsteigen[18]. Die Fenster (gluggr, ljóri, vindauga) finden sich so gut wie ausschließlich am Dach. Ursprünglich hatte man nur eine Dachöffnung für Licht und Rauchabzug; so ist es im heutigen Island meistens noch in der Küche[19]. Im niedersächsischen Haus zieht der Rauch heute noch in der Regel durchs „Uhlenlok" ab. In einem solchen Rauchloch steht in der Harðarsaga (31) ein Mann bei der Verteidigung des Hauses mit einem Bogen in der Hand. Im Innern des Hauses sind nur die Wände, auf denen ein Dach aufliegt, aus Torf und Rasenstücken; gelegentlich wird ein besonderer Raum durch eine Querwand (þverþili) abgetrennt, die aus Brettern besteht und nicht bis zum Dachgebälk reicht. Der geächtete Gisli hält sich einige Zeit in einem Hause ver-

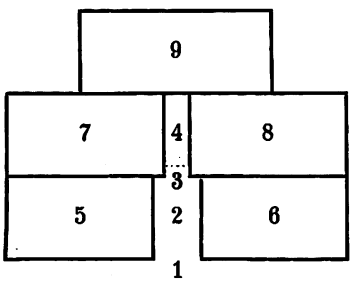


Abb. 2. Grundriß einer entwickelteren isländischen Hausform der älteren Zeit. Nach Guðmundsson, Privatboligen paa Island. S. 81.

1. Außentüre. 4. Gang. 7. Stube.
2. Vorplatz. 5. Schlafraum. 8. Speisekammer.
3. Gangtüre. 6. Küche. 9. Badstube.

borgen. Sein Verfolger Helgi kommt dorthin und übernachtet in einem Gemach, das durch eine Bretterwand von der Küche abgetrennt ist. Indem er an der Wand hinaufklettert und darüber sieht, bemerkt er in der Küche das für Gisli angerichtete Essen[20]. Die Innentüren waren nicht sehr hoch und hatten oben, manchmal auch unten zwischen Tür und Schwelle, einen freien Raum. Als der Skalde Kormak bei Steingerds Eltern zu Besuch ist, blickt diese von außen über die Türe weg in die Halle, dabei sieht Kormak ihre Füße und dichtet sofort eine Strophe darüber[21]. Etwas höher ist die Stubentür, über die Vakr in der Hávarðarsaga (2) Olaf und Sigrid beobachtet, wie sie im Gang miteinander reden; er muß dazu auf eine Querleiste springen. Verschließbar sind die Außentüren von innen durch Riegel (lokur, grindar), von außen durch Schlagbalken (slagbalkar). Will also jemand bei Nacht auf regelrechtem Wege ins Haus gelangen, so müssen die Riegel innen zurückgeschoben sein[22]. Der aus dem Hause Fliehende hemmt die Verfolger, indem er draußen den Schlagbalken niederläßt[23]. Als Hrafn in der Sturlungasaga (2, 299) einen Angriff erwartet, stellt er bewaffnete Männer in den Häusern auf und läßt alle Türen offen, aber die Querbalken vor die Eingänge legen. Sehr häufig werden auch

[18] Heiðarvígasaga, 10.
[19] Paul Herrmann, Island, 1, 320.
[20] Gíslasaga, 24.
[21] Kormakssaga, 3.
[22] Gíslasaga, 15; Sturlungasaga, 1, 285.
[23] Gunnarssaga þiðrandabana, 4.

Digitized by Google

Geheimtüren (laundyrar) erwähnt, die im Falle der Gefahr die Flucht ermöglichen[24], aber dem im Hause Angegriffenen gefährlich werden, wenn der Gegner sie entdeckt hat[25]. Der etwas breitere Flur hinter der Außentür heißt Vorraum oder Türhalle (anddyri, Abb. 2 bis 4); manchmal ist auch eine besondere Türhalle vorgebaut (Abb. 3). Die Flure bestehen aus festgestampftem Boden; in dem vornehmen Gehöft Flugumyr in der Sturlungasaga (2, 168) sind sie bis zur Stube hinein mit Holz bekleidet. Zweistöckige Gebäude wie in Norwegen hat man im alten Island nicht, wohl aber eine Art Obergeschoß, das aus einem Bretterboden (lopt) besteht. Es befindet sich in der Regel über der Türhalle und wird als Schlafgelegenheit benützt. Svart, der den Auftrag hat, den Goden Snorri zu töten, steigt dort hinauf, nimmt einige Bretter aus dem Fußboden und stößt von oben herab mit einem Speer nach Snorri, als er hinausgeht[26].

Wir wenden uns nun zur Betrachtung der einzelnen Baulichkeiten. Der Hauptraum, in dem sich das eigentliche Familienleben abspielt, ist die Stube (stofa, Abb. 5 und 6). Auf besseren Gehöften ist sie mitunter sehr groß, 100 bis 200 Personen befinden sich dort bei Gastmählern. Sie ist der Aufenthaltsort aller Leute des Gehöfts am Abend und bei den Mahlzeiten, wie auch im deutschen Bauernhof das Mahl Familie und Gesinde vereinigt. Das Dach des großen Raums wird durch zwei Reihen Außenpfeiler und zwei Reihen Innenpfeiler getragen. Durch die Mitte der Stube läuft der festgestampfte Lehmboden; auf ihm sind eine oder mehrere Feuerstellen. Auch im niedersächsischen Bauernhause brannte das Feuer noch bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts auf der nackten Erde[27]. Die Erinnerung an das Feuer als den wichtigsten Teil der Behausung lebt noch in der Sitte fort, wie die ersten Siedler Islands ihr Land in Besitz nehmen: sie umreiten es mit einem brennenden Scheit[28]. Ursprünglich dient das Feuer nicht nur als Wärmequelle, sondern auch zur Beleuchtung; erst in späterer Zeit hat man Leuchter (log), wahrscheinlich kleine mit Öl getränkte Lampen[29]. Bei festlichen Gelegenheiten wird der Fußboden mit Binsen bestreut[30]. Die Wände bestehen aus Erde und Steinen, doch innen befindet sich eine Holztäfelung. Bei Gastmählern werden die Wände mit Teppichen behängt[31]. Ein kostbarer, 60 Klafter langer Wandteppich (refill) aus Norwegen wird in der Gíslasaga (11) erwähnt. Diese Teppiche hängen an Pflöcken[32] und zwar so weit von der Wand entfernt, daß man sich dahinter verbergen kann[33]. Die Herdhalle Olafs in der Laxdoelasaga (29) enthält so kunstreiche Darstellungen berühmter Sagen, daß es prächtiger wirkte, wenn keine

[24] Heidarvígasaga, 7; Njálssaga, 128.
[25] Sturlungasaga, 1, 378.
[26] Eyrbyggjasaga, 26.
[27] Westphäl. Magazin zur Geographie, Historie und Statistik, 2, 268, 272 f.
[28] Landnámabók, 112, 144, 305; Vatnsdoelasaga, 10.
[29] Sturlungasaga, 1, 286; 2, 157.
[30] Gíslasaga, 15.
[31] Hávarðarsaga, 14.
[32] Sturlungasaga, 2, 127.
[33] Ebenda, 2, 173.

Digitized by Google

Teppiche aufgehängt waren. Längs der drei Wände ohne Eingangstüre liefen Bretterdielen, die beiden Langdielen (langpallar) und die Querdiele (tvaerpallr), und auf den Dielen waren Bänke. Im Hause Thorleiks in der Heidarvigasaga (7) läuft um die Sitzplätze am Feuer ein Geländer, so daß man zwischen dem Geländer und der Wand im Rücken der Leute entlang gehen kann. Von dort aus erschlägt Gest den am Feuer sitzenden Styr. Die eine Bank ist die höhere, vornehmere im Gegensatz zur niedrigeren Bank. Dort sitzen die Ingimundssöhne im Winter nach der Erschlagung ihres Vaters; solange er nicht gerächt ist, verschmähen sie den vornehmeren Platz[34]. Zuweilen liegen Kissen (hoegindi) auf den Bänken. In der Mitte einer jeden Langbank ist der Hochsitz (öndvegi), der höhere als Platz des

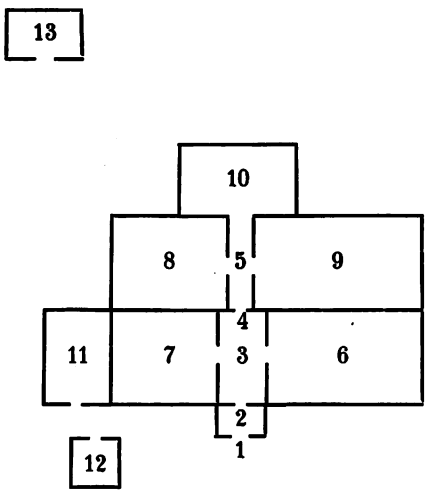


Abb. 3. Grundriß eines isländischen Gehöftes aus dem ersten Viertel des 11. Jahrhunderts nach der Darstellung in verschiedenen Sagas. Nach Guðmundsson, Privatboligen paa Island. S. 85.

1. Außentüre.
2. Türhalle.
3. Vorraum.
4. Gangtüre.
5. Gang.
6. Schlafraum.
7. Küche.
8. Speisekammer.
9. Stube.
10. Badstube.
11. Vorratskammer.
12. Schmiede.
13. Abort.

Hausherrn, der niedrigere für den vornehmsten Gast, doch können mehrere Personen zugleich dort sitzen. Die Hochsitzpfeiler sind besonders schön geschnitzt, manchmal mit dem Bildnis Thors[35], auch das Hagbardsschnitzwerk, hinter dem sich Steingerd in der Kormaksaga (3) verbirgt, wo sie dann unter Hagbards Bart hervorlugt, scheint an einem der Pfeiler zu sein. Die Heiligkeit der Hochsitzpfeiler kommt zum Ausdruck, wenn mehrere Siedler sie von zu Hause mitnehmen, sie im Anblick der Insel ins Wasser werfen und sich dann da ansiedeln, wo sie sie ans Land geschwemmt finden[36]. Die Frauen sitzen gewöhnlich auf der Querbank, auch die Braut bei der Hochzeit inmitten der anderen Frauen[37]. Als Liegestätte dient sie in der Sturlungasaga (1, 359) auf Saudafell, als Sturlas alter Vater zu Besuch kommt:

[34] Vatnsdoelasaga, 24.
[35] Eyrbyggjasaga, 4; Landnámabók, 73.
[36] Landnámabók, 8, 73, 250, 268, 270; Laxdoelasaga, 3; Eyrbyggjasaga, 4.
[37] Njálssaga, 6, 10; Laxdoelasaga, 69.

Digitized by Google

man legt ihm in der Ecke der Querbank ein Kissen unter den Kopf. Manchmal ist die Frauenbank innen hohl und hat einen aufklappbaren Deckel, so daß man sich darin verstecken kann[38]. Auf die Verteilung der Plätze beim Mahl wird großer Wert gelegt. Je näher der Mitte, desto vornehmer ist der Platz. Eine gleich strenge Sitzordnung kennt vielfach auch das deutsche Bauerntum[39]. Sind sehr viel Gäste da, werden Außenbänke auf den Langdielen aufgestellt, bei Ingibjorgs Hochzeit in Flugumyr außerdem noch Kirchenstühle in der Mitteldiele, so daß man in sechs Reihen sitzt[40]. Die kleinen und niedrigen Tische werden beim Mahl vor die Gäste hingestellt (vgl. Tacitus, Germania, 22, wo von den Einzeltischen der Germanen die Rede ist). Größere Gehöfte der späteren Zeit haben mitunter in der Stube einen Tischgeräteraum (borðhús, Abb. 4, Nr. 11) oder einen Alkoven (klefi, Nr. 13), manchmal gibt es auch noch eine „kleine Stube" (lítlastofa, Nr. 12).

Die Küche (eldhús) dient im 9. und 10. Jahrhundert zugleich als Schlafraum. Um die Feuerstätte in der Mitte sitzt am Abend das Gesinde zum Kleidertrocknen, aber zur Mahlzeit geht man (von ärmeren Gehöften abgesehen) in die Stube. Alkoven für Lebensmittel sind manchmal vorhanden.

Etwa seit dem Jahre 1000 ist der Schlafraum (skáli) überall von der Küche getrennt. Das Wort skáli ist mit „Schale" verwandt und bedeutet eigentlich eine bienenkorbförmige Hütte[41], später aber das Schlafhaus, in dem alles ohne Unterschied des Geschlechts schläft. Als nicht mehr üblich erwähnt die Ljósvetningasaga (13), daß früher Frauen und Männer, wenn sie auf einem Gastmahl waren, gesondert schliefen. Wenn in der Sturlungasaga (2, 128) im 13. Jahrhundert ein Frauenschlafzimmer vorkommt, so handelt es sich um einen Teil des allgemeinen Schlafraums, der durch eine Holzzwischenwand abgetrennt ist (Abb. 4, Nr. 8). Besonders gerühmt wird das Schlafhaus in Saudafell[42]: es ist ganz tapeziert und über der Wandbekleidung mit Schilden behängt, während die Brünnen vor den Bettstellen hängen. Dies ist bezeichnend für die fehdenreiche Zeit; bei Nacht hängen die Waffen im Schlafzimmer, bei Tag in der Stube. Am Ende des Schlafraums sind die Bettkammern oder Bettschränke (lokhvílur, lokrekkjur) für die Herrschaft und ihre nächsten Verwandten, Bretterverschläge mit zweischläfrigen Betten, so wie im Flett des niedersächsischen Bauernhauses teilweise noch heute die Schlafbutzen stehen. In der Regel ist der Bettschrank durch eine Tür verschlossen und kann abgeriegelt werden[43]. Das sorgfältige Verschließen der Bettkammer ist besonders dann notwendig, wenn man einen nächtlichen Überfall fürchten muß. Skuta in der Reykdoelasaga (28) läßt sogar eine Alarmvorrichtung über seinem Bett anbringen, einen Kessel mit Ringen, an den jeder stoßen muß, der hereinkommt. Unter dem Bett ist außerdem eine Falltür (hlemmr) zu einem

[38] Landnámabók, 86; Eyrbyggjasaga, 20.
[39] Wuttke, Sächsische Volkskunde, 474, 477; Bomann, 97.
[40] Sturlungasaga, 2, 157.
[41] Herrmann, 1, 312.
[42] Sturlungasaga, 1, 285.
[43] Egilssaga, 78; Droplaugarsonasaga, 11; Hávardarsaga, 11.

Digitized by Google

unterirdischen Gang, dessen zweiter Ausgang im Schafstall mündet. Manchmal ist das Bett auch von Teppichen umhängt[44]. Auch von der Vorhangstange (tjáldsmótti) über dem Bett hören wir in der Sturlungasaga (2, 163): als bei dem Überfall auf Flugumyr Gizur, in seinem Giebelbett stehend, einen Schlag gegen den vordringenden Eyjolf führen will, stößt die Spitze des Schwerts oben gegen die Vorhangstange, und der Hieb prallt ab. Im übrigen enthält der Schlafsaal offene Betten auf Bretterdielen (set), die die beiden Langseiten entlangziehen. Gegen den Mittelgang sind sie durch

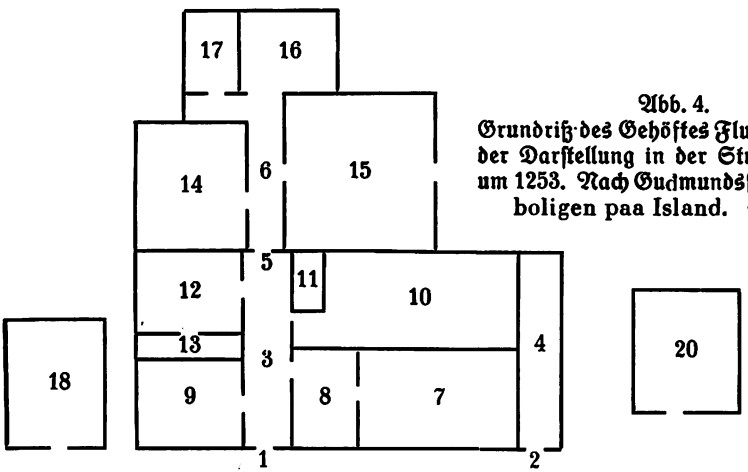


Abb. 4.
Grundriß des Gehöftes Flugumyr nach der Darstellung in der Sturlungasaga um 1253. Nach Gudmundsson, Privatboligen paa Island. S. 84.

1. Nördliche Türe.
2. Südliche Türe.
3. Türhalle.
4. Vorraum.
5. Gangtüre.
6. Gang.
7. Schlafraum.
8. Frauenschlafraum.
9. Gästehaus.
10. Stube.
11. Tischgeräteraum.
12. Kleine Stube.
13. Alkoven.
14. Küche.
15. Speisekammer.
16. Badstube.
17. Abort.
18. Vorratshaus.
19. Schmiede.
20. Schafpferch.

eine Brüstung, die Bettpfosten (setstokkar), abgetrennt, auf die man sich setzen kann, wenn man sich bei Tag im Schlafraum aufhält[45]. Diese Bettpfosten scheinen zuweilen kunstvoll geschnitzt gewesen zu sein. Zweimal wird von einem Streit um entliehene Bettpfosten erzählt, die wahrscheinlich als Modell dienen sollten[46]. Die gleiche Rolle wie die Hochsitzpfeiler spielen sie bei der Auswanderung Hasteins nach Island, der sie angesichts der Insel über Bord wirft[47]. Die Betten sind mit Stroh angefüllt, darüber breitet man Decken und Kissen. Der geächtete Gisli verbirgt sich im Bettstroh der Frau des Bauern Ref, eine Decke kommt darüber, und die Frau muß sich

[44] Heidarvígasaga, 8.
[45] Grettissaga, 28.
[46] Landnámabók, 77; Eyrbyggjasaga, 24.
[47] Landnámabók, 326.

Digitized by Google

obendrauf legen[48]. Die einzelnen Schlafstellen waren manchmal durch eine niedere Bretterwand (brík) voneinander getrennt[49]. Einen Schlafsack (húdfat) für zwei Mann, worin man auf der Diele liegt, kennt die Sturlungasaga (2, 128). Daneben muß es auch bewegliche Bettstellen gegeben haben. Als ein Sturm das Dach von Gislis Haus teilweise abdeckt, so daß der Regen hereindringt, schieben die Geschwister Vestein und Aud ihre Betten von der Wand weg und stellen sie der Länge nach ins Zimmer[50]. Öfters kommt der dunkle Gang (skot) vor, der sich im Schlafgemach zwischen Außenwand und Holztäfelung befindet, denn die Bretterwand ist von den feuchten Torf- und Rasenwänden ein Stück entfernt. In diesem Gang verbergen sich zuweilen Verfolgte[51].

Die Speisekammer (búr) findet sich schon bei den ältesten isländischen Wohnbauten (Abb. 1, Nr. 5). Hier werden die Vorräte, wie Brot, Butter, Käse, Milch und Molken, aufbewahrt. Deshalb hat sie manchmal als einziges Gemach der zusammenliegenden Häuser ein Schloß. Dorthin wird das Essen aus der Küche gebracht, wenn es fertig ist, und die Mahlzeit verteilt. Männer treffen wir fast niemals in der Speisekammer, denn es gilt für ihrer unwürdig, unter den Weibern zu stehen, wenn die Speise verteilt wird.

Eine Badstube (badstofa) finden wir schon früh auf vielen Gehöften, in der zweiten Hälfte der Sagazeit so gut wie überall. Es handelt sich um Dampfbäder. Ein steinerner Ofen wird stark erhitzt, durch darüber gegossenes Wasser entwickelt sich der Dampf. Gewöhnlich befindet sie sich am Ende des Ganges (Abb. 2 bis 4). Auch unterirdische Badstuben kommen vor. Eine solche läßt Styr in der Eyrbyggjasaga (28) bauen; durch eine Falltüre gelangt man hinunter, oberhalb des Ofens ist eine Öffnung zum Wassereingießen. Bezeichnend ist, daß man heute auf den isländischen Gehöften nirgends mehr eine Badstube findet. Badstofa bedeutet später einfach ein heizbares Gemach, und heute ist es der gemeinschaftliche Wohnraum, auch wenn er keinen Ofen hat[52].

Die Frauenstube erinnert durch ihren Namen dyngja, der mit „Dung" zusammenhängt, noch an die unterirdischen mit Mist bedeckten Gruben, die schon Tacitus in der Germania, 16, als Zufluchtsort für den Winter und Vorratsraum für Früchte erwähnt. In geschichtlicher Zeit ist sie aber ein mehr oder weniger stattliches, zunächst freistehendes Frauenhaus geworden, das später als Frauengemach an den Wohnbau heranrückt. Beim Gehöfte Gislis liegt das Frauengemach an der Südseite des Saalbaus (um gegen die kalten Nordwinde geschützt zu sein) und etwas tiefer, also wohl teilweise in den Boden eingegraben (útan ok sunnan undir eldhúsinu)[53]. Manchmal kommt auch die Bezeichnung Nähstube (saumstofa) und Web-

[48] Gíslasaga, 26.
[49] Kormaksſaga, 19.
[50] Gíslasaga, 13.
[51] Reykdoelasaga, 27; Ljósvetningasaga, 25; Vatnsdoelasaga, 44.
[52] Herrmann, 1, 318.
[53] Gíslasaga, 9. Vgl. Tacitus Germania, herausgeg. von Fehrle, S. 86 ff.

Digitized by Google

ſtube (vefjarstofa) vor. Sowohl in der Gíslaſaga (9) wie in der Njálsſaga (44) entwickelt ſich Unheil aus dem Klatſch, der aus dem Frauengemach weitergetragen wird.

Der Abort (heimilishús, naðahús, salerni, kamarr) ſtand in der erſten Hälfte der Sagazeit ein gutes Stück vom Wohnbau entfernt (Abb. 3, Nr. 13). Kjartan in der Laxdoelaſaga (47) hat ſich mit Bollis Familie überworfen; er verhöhnt die Leute dadurch, daß er drei Tage mit Bewaffneten die Ausgänge von Bollis Wohnbau belagert und ſämtliche Hausgenoſſen ſo am Austreten hindert. Für Dänemark und Norwegen iſt belegt, daß der Abort auf Stützen ſtand und eine Treppe hinaufführte; die Öffnung unter dem Sitz ging gleich ins Freie. Möglicherweiſe war auf Island das abſeits

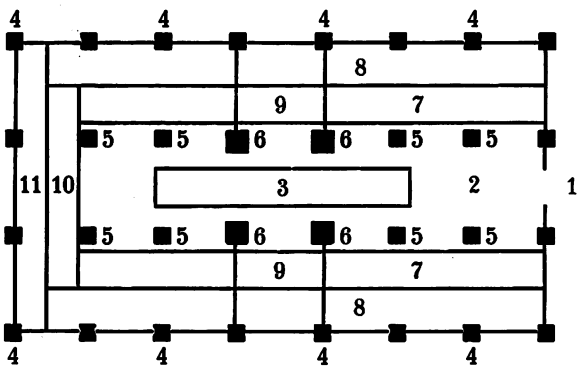


Abb. 5. Grundriß der altisländiſchen Stube.
1. Türe.
2. Boden.
3. Feuerſtätte.
4. Außenpfeiler.
5. Innenpfeiler.
6. Hochſitzpfeiler.
7. Langdielen.
8. Langbänke.
9. Hochſitze.
10. Querdiele.
11. Querbank (Frauenbank).

ſtehende Häuschen in gleicher Weiſe angelegt. Vielleicht bedeutet die Miſtgrube (hlandgrof), in die Rannveig in der Droplaugarſonaſaga (9) die Kleider ihres im Bette liegenden Mannes wirft, nachdem ſie ihm ihre Scheidung erklärt hat, die Abortgrube. Auch auf deutſchen Bauernhöfen iſt ja das Häuschen häufig bei der Dungſtätte[54]. Der Abort war mehrſitzig, ſeine Wände waren jedenfalls aus Holz, da man darauf zeichnen konnte. Tjörvi zeichnet das Bild ſeiner Geliebten Aſtrid und ihres Mannes Thorir an die Abtrittswand, und jeden Abend, wenn die Hausleute den Ort aufſuchen, ſpuckt er dem Bilde Thorirs ins Geſicht und küßt das Aſtrids[55]. Etwa von der Mitte des 11. Jahrhunderts an iſt der Abort immer mit dem Wohnbau verbunden (Abb. 4, Nr. 17). Wie die Badſtube, iſt auf den isländiſchen Höfen die Notdurftſtätte in ſpäteren Zeiten geſchwunden, erſt im letzten halben Jahrhundert iſt wieder eine Beſſerung eingetreten[56]. Vor etwa 50 Jahren war dieſe Örtlichkeit vielfach auch dem niederſächſiſchen Bauernhof noch unbekannt[57].

[54] Sartori, Sitte und Brauch, 2, 27.
[55] Landnámabók, 245.
[56] Herrmann, 1, 317.
[57] Bomann, 56.

Digitized by Google

Zu den Außengebäuden gehörte ursprünglich auch das Vorratshaus (skemma). Es enthielt den gesamten Wintervorrat, wie Fleisch, gedörrte Fische, Käse, Butter, zuweilen aber auch Kisten, Kleider und allerlei Gerätschaften. Deshalb hatte es ein Schloß, und bei Plünderungen mußte es aufgebrochen werden[58]. Manchmal diente es als Versteck für Verfolgte[59]. Das Obergeschoß, das aus einem Bretterboden besteht, wird oft als Schlafraum benützt[60], besonders wenn viele Gäste da sind. (Das gestahús, „Gästehaus", das gelegentlich vorkommt, ist auf größeren Ge-

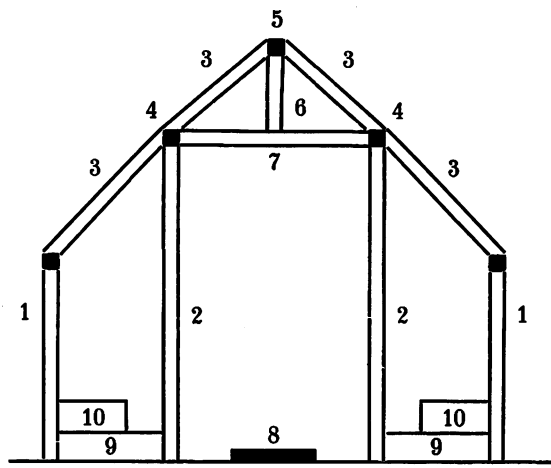


Abb. 6. Aufriß der altisländischen Stube. Nach Stephani, Der älteste deutsche Wohnbau und seine Einrichtung. I. S. 365.

1. Außenpfeiler.
2. Innenpfeiler.
3. Dachbalken.
4. Seitendachbalken.
5. Firstbalken.
6. Firstträger.
7. Querbalken.
8. Feuerstätte.
9. Langdielen.
10. Langbänke.

höften der Übernachtungsraum für Bettler; Abb. 4, Nr. 9.) Wenn das Vorratshaus nahe beim Wohnbau steht (Abb. 4, Nr. 18), führt manchmal von da ein Trockenbalken (váðáss) zum Aufhängen von Wäsche und Kleidern zur Wand des Wohnbaus hinüber. An einem solchen Balken hängen Thorkel und seine Leute den Hrafnkel und seine Hausgenossen, die sie morgens in der Frühe überfallen haben, an den Beinen auf[61]. In späterer Zeit ist das Vorratshaus öfters an den Wohnbau herangerückt[62] (Abb. 3, Nr. 11).

Das Erdhaus (jarðhús) tritt in zwei Formen auf. Einmal ist es ein geheimer unterirdischer Gang, der meist in der Bettkammer des Hausherrn seinen Eingang hat und im Vorratshaus oder einem entfernten Schafstall mündet[63]. Bei einem Überfall oder einem Mordbrand konnte diese

[58] Landnámabók, 97.
[59] Heiðarvígasaga, 8; Gunnarssaga þiðrandabana, 5.
[60] Gíslasaga, 3; Sturlungasaga, 1, 393; Hávarðarsaga, 15, 18.
[61] Hrafnkelssaga, 5.
[62] Sturlungasaga, 1, 161.
[63] Hávarðarsaga, 11.

Digitized by Google

Einrichtung sehr wertvoll sein. Dann ist es aber auch ein unterirdischer Raum mit den notwendigsten Bequemlichkeiten als Aufenthaltsort für Verfolgte. Der geächtete Gisli ist zeitweise auf solche Behausungen angewiesen[64]. Einen richtigen Keller (kjallari) im Hause kennt die Sturlungasaga (1, 393). Dort wird der berühmte Snorri Sturluson ermordet, nachdem er vor seinen Gegnern dorthin geflohen ist.

Zu einem richtigen Gehöfte gehört eine Schmiede (smidja), Abb. 3, Nr. 12; 4, Nr. 19), wo man Sensen schärfen, auch Waffen, Reitzeug und allerlei Geräte aufbewahren kann. Auch die deutschen Einzelhöfe haben vielfach eine Schmiede oder eine Geschirrkammer, da man sich, fern von der Stadt, möglichst unabhängig von fremder Hilfe machen muß[65]. Eine verhängnisvolle Mordwaffe wird dort in der Gislasaga (11) geschmiedet. Die Schmiede Skallagrims liegt ziemlich weit vom Gehöfte am See, als Amboß holt er sich einen großen, schweren Stein vom Meere herauf[66].

Von den Stallungen liegt der Pferdestall in der Nähe des Wohnbaus, während die Schafställe mitunter recht weit abliegen. Der Ochsenstall Olafs in der Laxdoelasaga (25) liegt weit weg im Walde; dort erscheint dem erschrockenen Knecht der gespenstige Wiedergänger Krapp. Auf Helgis Gehöft in der Droplaugarsonasaga (13) aber ist der Kuhstall durch einen Gang mit dem Wohnbau verbunden.

Bis heute hat sich auf Island die Buntscheckigkeit und Weitläufigkeit der Bauten des Gehöftes bewahrt, heute noch trifft man Häuser aus Erde und Rasenstücken mit Rasendächern, dicht aneinandergerückt wie Stuben mit gesonderten Dächern. Aber die heutigen Höfe geben uns keinen richtigen Begriff von den mitunter so ansehnlichen und prächtigen Gebäuden der alten Zeit[67]. Der Wohlstand des Sagazeitalters ist nicht wieder erreicht worden, und die Familiengeschichten zeichnen uns nicht zuletzt durch die Schilderung der Bauernhöfe ein anschauliches Bild von der Kulturhöhe des alten Island.

[64] Gislasaga, 27, 28; vgl. auch Laxdoelasaga, 49.
[65] Bomann, 53.
[66] Egilssaga, 30.
[67] Herrmann, 1, 316.

Abb. 7. Isländische Hausanlage.
Nach Stephani, Der älteste deutsche Wohnbau und seine Einrichtung, I, S. 376.

Digitized by Google

Zur Frage der Verbreitung des Strohdachs in Oberschwaben im 18. Jahrhundert.

Von Hermann Baier.

Am 22. April 1758 brannten in Unterelchingen (Ba. Neuulm) ein Bauernhaus, zwei Seldnerhäuser, eine Scheune und ein Schafkotten (Schafstall) ab. Da der Brand anscheinend durch einen auf dem Strohdach des Schafstalls weiterglimmenden Papierfetzen beim Hochzeitsschießen aus Puffern verursacht worden war, verbot man das Hochzeitsschießen sofort bei zehn Reichstalern Strafe. Der Abt von Salem, dem Unterelchingen unterstand, wollte nun aber auch wissen, wieviele Strohdächer noch vorhanden seien[1]. Es ergab sich, daß noch 17 Wohnhäuser, 11 Scheunen, 5 Häuser mit Scheunen und 2 Kotten mit Stroh gedeckt waren[2], ziemlich viel in einer Ortschaft, die nur ungefähr 400 Einwohner zählte. Da kaum anzunehmen war, daß es sich um einen vereinzelt dastehenden Fall handelte, hielt ich nach andern Belegen Ausschau und zwar, da die Akten Salems versagen[3], in den sog. Verhörprotokollen der Jahre 1739 und 1740 und 1756 bis 1761. Man könnte nun einwenden, die Jahre seien unglücklich gewählt, da 1739, 1740 (ungewöhnlich langer und harter Winter) und 1758 Notjahre waren. Der Einwand wäre richtig, wenn es sich um die Feststellung von Bau-

[1] Karlsruher Generallandesarchiv, Protokollband 13 445, Bl. 256 ff.

[2] Ebenda, Bl. 333 f.

[3] Nicht einmal die Salemer Bauordnung ist auffindbar, doch ist sicher, daß „der untere Hausstock aufgemauert" (Prot. 13 426, Bl. 352 von 1740) und das Haus mit „Walbendächern" versehen werden mußte (Prot. 13 425, Bl. 139 von 1739). Bei den Bauten halfen sich die Bauern gegenseitig aus durch unentgeltliche Fuhren, den sog. Ehrtag. Abends wurden dann Gastereien gehalten wie bei Hochzeiten und die „unentgeltlichen" Fuhren kamen teurer zu stehen, wie wenn Taglohn hätte gezahlt werden müssen. Es wurde daher 1739 angeordnet, daß künftig am Abend nur Suppe, Kraut oder Knödel, für den Bauern 1½, für den Knecht 1 Pfund Fleisch, für den Bauern 1½, für den Knecht 1 Maß Wein nebst Hausbrot gereicht werden durfte. So kamen die Kosten nur noch auf etwa 35 Kreuzer, während im Taglohn für den Bauern und seinen Knecht 1 Gulden 20 Kreuzer zu zahlen gewesen wären (Prot. 13 425, Bl. 601).

Digitized by Google

vorhaben handeln würde; aber die wertvollsten Angaben finden sich in Heiratsabreden, bei der Feststellung des Ehrschatzes bei Gutsübernahmen, bei Brandfällen und Sturmschäden. Leider sind die Einträge sehr ungleichmäßig und daher die Gefahr von Fehlschlüssen groß. Völlig fehlen Nachrichten aus Salems Besitz im Nellenburgischen, doch wissen wir, daß im Jahre 1604 in Mainwangen je etwa zur Hälfte Stroh- und Ziegeldächer vorhanden waren[4]. Zunächst schien es mir, als ob im Linzgau das Ziegeldach sich bereits völlig durchgesetzt gehabt habe. Ganz war das aber doch nicht der Fall, denn im Januar 1739 riß in Lippertsreute der Sturm 200 Ziegel und bei 100 Schaub Stroh von den Rafen eines Scheunendachs[5]. Der Widemhof der Pfarrei Weildorf im benachbarten Beuren war mit Schindeln gedeckt[6]. 1759 soll in Wendlingen bei Wittenhofen ein altes verfaultes Schindeldach auf einer Scheune durch ein Ziegeldach ersetzt werden[7]. Urban Sailer in Beuren bei Weildorf hatte ein altes Hohlziegeldach. Da Hohlziegel nicht zu bekommen waren, durfte er sie durch gewöhnliche Ziegel (Platten, wie es fast stets statt Ziegel heißt) ersetzen[8]. Zahlreicher sind die Nachrichten über Strohdächer in Salems Besitzungen bei Pfullendorf, in der Gegend von Ostrach und im obern Württemberg, so in Herdwangen[9], Oberboshasel[10], Ostrach[11], Magenbuch[12], Levertsweiler[13], Eschendorf[14], Gunzen-

[4] Karlsruhe, Akten Salem, Heft 3051. Das Schafhaus in Grindelbuch hatte 1739 ein Ziegeldach (Prot. 13 425, Bl. 184). Die Pfarrscheune in Mainwangen war schon 1720 mit Ziegeln gedeckt (Prot. 13 448, Bl. 292).

[5] Prot. 13 425, Bl. 53.

[6] Ebenda, Bl. 68.

[7] Prot. 13 446, Bl. 72 f.

[8] Prot. 13 425, Bl. 268 f. Die wenigen sonstigen Nachrichten aus dem Linzgau betreffen Ziegeldächer.

[9] Prot. 13 425, Bl. 339. Das Wohnhaus war mit Ziegeln, die Scheune mit Stroh gedeckt.

[10] Prot. 13 443, Bl. 134.

[11] Prot. 13 443, Bl. 20: Sattler Frick ersetzte das Strohdach durch ein Plattendach; ebenso 13 444, Bl. 66 f. Martin Schmidt. 13 443, Bl. 103 und 13 445, Bl. 244 Verleihung eines Gütchens an Andreas Birkhofer gegen die Verpflichtung, das Strohdach durch ein Ziegeldach zu ersetzen. Mit Stroh gedeckt waren auch das Langenbergersche (13 425, Bl. 390) und das Halbersche Haus (13 447, Bl. 60 und 571). Ziegeldächer werden in Ostrach erwähnt 13 443, Bl. 267 und 333; 13 446, Bl. 313, 321, 326; 13 448, Bl. 102. Beim Brand der Schmiede in O. erschienen die Ostracher und die benachbarten Gemeinden 1757 mit ihren Feuerspritzen (13 444, Bl. 322).

[12] Strohdächer werden durch Ziegeldächer ersetzt 13 444, Bl. 325; 13 446, Bl. 94 und 13 447, Bl. 183. Die Scheune der Witwe Birkhofer ist zu ¾ mit Ziegeln, zu ¼ mit Stroh, das Wohnhaus ganz mit Ziegeln gedeckt (13 446, Bl. 213). Ein wohlgebautes Ziegeldach 13 425, Bl. 575.

[13] 13 445, Bl. 253 und 286. Das Strohdach soll durch ein Ziegeldach ersetzt werden. In Tafertsweiler werden zwei Häuser mit Ziegeldächern erwähnt (13 447, Bl. 564, 568), je ein mit Ziegeln gedecktes Haus auch in Eschendorf (13 426, Bl. 268) und Jettkofen (13 448, Bl. 47).

[14] 13 445, Bl. 434. Soll jetzt Ziegeldach erhalten.

Digitized by Google

hausen[15], Kalkreute[16], Spöck[17], Bremen[18], Erlingen[19], Herbertingen[20], Frankenhofen[21], Apfingen[22], Schemmerberg[23] und Altheim bei Biberach[24].

Überblickt man alles, so fanden sich doch wesentlich mehr Angaben, als man zunächst erwartet hatte. Die Hoffnung freilich, ermitteln zu können, wieviele Ziegel-, Stroh- und Schindeldächer in jedem Ort vorhanden waren, wird man aufgeben müssen[25]. Sicher ist, daß das Ziegeldach in unaufhaltsamem Vordringen begriffen war, weil die Herrschaft Schindel- und Strohdächer wegen der größeren Brandgefahr bei Neu- und Umbauten durch Ziegeldächer ersetzen ließ und dazu gelegentlich namhafte Beihilfen leistete.

[15] 13 445, Bl. 323.

[16] 13 446, Bl. 92.

[17] 13 444, Bl. 67 f. Die Scheune erhält jetzt Ziegel.

[18] Wohnhaus und Scheune eines Landgarbenhofes waren mit Ziegeln, bei einem andern das Wohnhaus mit Ziegeln, die Scheune mit Stroh gedeckt, eine weitere Scheune mit Ziegeln (13 425, Bl. 258 f.).

[19] Scheune des Martin Flur zur Hälfte mit Stroh gedeckt (13 446, Bl. 114). 13 448, Bl. 46, Haus und Scheune mit Stroh gedeckt. Das Bindersche Wohnhaus war mit Ziegeln, die Scheune zur Hälfte mit Stroh gedeckt (13 444, Bl. 105).

[20] Ein Teil des Daches eines Lehenhauses. Soll durch Ziegel ersetzt werden (13 445, Bl. 442). Auch ein anderes großes Bauernhaus hatte statt des Strohdachs ein Ziegeldach erhalten (13 425, Bl. 161).

[21] 13 448, Bl. 216. Die Kapellen in Stetten und Tiefenhüle hatten noch 1759 mit Schindeln gedeckte Türmchen (13 446, Bl. 291). In Heufelden ist 1761 auch ein Haus ohne Kamin (13 448, Bl. 118).

[22] Mindestens fünf Häuser, die noch ganz mit Stroh gedeckt waren (13 446, Bl. 197, 13 447, Bl. 366, 369, 13 448, Bl. 32), eine Scheune mit Strohdach, 13 448, Bl. 5; zwei weitere Häuser halb Stroh-, halb Ziegeldach (13 447, Bl. 20, 368). Ziegeldächer, 13 446, Bl. 219, 13 447, Bl. 228, 229, 233.

[23] Schaubdach, 13 447, Bl. 370, 13 448, Bl. 6, 13 443, Bl. 83 (auch auf einem Stadel). Ziegeldächer, 13 447, Bl. 232, 373.

[24] Scheune (13 447, Bl. 232). Als in Unterelchingen 1756 der Sturm eine Scheune einriß, erhielt der Neubau ein Ziegeldach (13 443, Bl. 112 ff.).

[25] Insbesondere die Steuerveranlagung von 1730 (Berain 11 300) versagt völlig. Unverstand schrieb hier dauernd „6jährige" Behausung usw. statt 6karige, da die Größeneinheit des Hauses das Kar bildete. Prot. 13 447, Bl. 20, hat den Schreibfehler Schaub h o l z statt Schaub h a u s.

Digitized by Google

Der germanische Totenkult und die Sagen vom Wilden Heer.

Von Professor Otto Höfler, Kiel.

Kaum ein Gebiet der germanischen Volksüberlieferung ist so umstritten wie die Sagen vom Wilden Heer. Daß in ihnen der Name Wodan-Odins fortlebt, und zwar in Skandinavien wie in Deutschland (schwed. Odens jakt, mhd. Wuotanes her), ist nur ein Zug, der diesen Mythenkreis besonders auszeichnet. Auch sonst erkennt man, daß in ihm eine breite Fülle urtümlichen Glaubensgutes vor uns liegt.

Für viele ältere Mythologen galt es als ausgemachte Sache, daß die Seele dieser germanischen Totenmythen die Angst sei. Die Angst vor den Verstorbenen sei mit der Angst vor nächtlichen Stürmen zusammengeflossen: dies sei der „psychologische" Kern der Sagen vom Wodansheer.

Es bleibt ein lehrreiches Kennzeichen für den Geist des 19. Jahrhunderts, daß diese Deutung wenig Bedenken wachgerufen hat. Totengott war Wodan freilich schon in der altgermanischen Zeit. Und aus den nordischen Überlieferungen sehen wir, daß er dort, wie noch im deutschen Volksglauben, auch Führer eines „Totenheeres" war. Überdies war er Kriegsgott und Ahnherr der Könige — was alles nicht gerade für seinen Ursprung aus der Furcht spricht. Aber daß es außer der „Angst vor den Toten" auch Verehrung der Toten und eine innere Verbundenheit mit ihnen gibt, das hatten diese Forscher, wie es scheint, aus den Augen verloren. Sonst wäre es nicht möglich gewesen, daß man sich mit der Angst-Theorie begnügte, obwohl ihr zahlreiche Überlieferungen ganz klar widersprechen.

Vor einigen Jahren haben Lily Weiser und Karl Meuli der Erforschung unserer Toten-Mythologie neue Wege gewiesen[1]. Sie zeigten u. a., daß die Masken-Umzüge altertümlicher Jungmannschaften das Wilde Heer „darzustellen" pflegten. Ich bin diesen Spuren weiter nachgegangen und habe im I. Band einer Arbeit über „Kultische Geheimbünde der Germanen" (1934) die Sagen vom Totenheer und ihre Zusammenhänge mit dem Totenkult eingehend untersucht.

Ich habe mich zu zeigen bemüht, daß der lebendige Kern der germanischen Totenreligion nicht die Angst vor den Toten war, sondern eine

[1] L. Weiser, Altgerm. Jünglingsweihen und Männerbünde (1927); K. Meuli, Schweiz. Archiv für Volkskunde, 28, S. 1 ff. (1928).

Digitized by Google

durchaus heroische Verehrung der Verstorbenen und eine höchst eigentümliche, der älteren Forschung vollständig unbekannte Art der Verbundenheit, ja des Einswerdens der Lebenden mit den Toten. Mit der Aufdeckung dieser eigenartigen Kultform tritt die germanische Mythologie in ein völlig neues Licht. Nicht nur zahlreiche Einzelheiten der Überlieferung rücken damit in ganz neue Zusammenhänge, sondern der Geist der germanischen Mythologie selbst erscheint in anderer Gestalt, wenn erst der Bann der alten Angst-Theorie gebrochen ist. Dann erst wird es möglich, die positiven Kräfte zu erkennen, die den germanischen Totenglauben geformt haben.

Wie tief der Unterschied zwischen den beiden Anschauungen ist und wie er die Auffassung aller Einzelheiten sowie des Ganzen bestimmt, das mag eine Auseinandersetzung mit Fr. v. d. Leyen beweisen, der als Vertreter der älteren Anschauung auftritt und unbeirrt an der Überzeugung festhält, die Totenheer-Sagen seien im wesentlichen auf Angst und Angstvisionen und allerlei Geistesschwäche „zurückzuführen".

Seine Ausführungen, die im Anzeiger für deutsches Altertum, 52, 1935, S. 153—165, erschienen sind, können in einigen entscheidenden Punkten so sehr als typisch gelten, daß eine Auseinandersetzung sich wohl verlohnt. Überdies enthalten sie eine Menge grober sachlicher Irrtümer und Entstellungen, die einer Berichtigung bedürfen.

Ich habe eine Reihe von kultischen und mythischen Traditionen der germanischen Völker in einen ungewohnten Zusammenhang gerückt. Zahlreiche Maskenbräuche der Jul- und Fastnachtszeit, die man meistens als („apotropäische") Gespensterabwehr oder aber als bloßen Fruchtbarkeitszauber zu deuten pflegte, sehe ich als ursprüngliche „Verwandlungskulte" an. Ihr Sinn ist dieser: die Maskierten gelten selbst als mythische Wesen und sollen durch ihre Vermummung nicht bloß „Dämonen vertreiben". Sie sind auch nicht bloße Vegetationsdämonen, sondern weithin die (wiederkehrenden) Toten, die man scheu und doch mit Ehrfurcht und Freude aufnimmt. Die „Verwandlung" der Maskenträger wird durchaus ernst genommen, nicht nur von den miterlebenden Zuschauern, sondern auch von den Maskierten selber — ein seelischer Tatbestand, mit dem die allgemeine Religionswissenschaft längst rechnet, der aber auch im germanischen Raum klar nachweisbar ist (siehe meine Kult. Geheimbünde, besonders S. 304 ff.). Das kultische Einswerden mit mythischen Wesen, besonders mit den verehrten Toten, ist nun eine höchst bedeutsame Kultform, die weder mit den herkömmlichen Begriffen wie Analogiezauber, Dämonenabwehr, Angsthalluzination, vegetative Nutzmagie u. dgl. zu packen ist, noch auch aus ihnen psychologisch irgendwie als etwas Spätes, Unursprüngliches „abgeleitet" werden kann[2]. Diese kultischen „Verwandlungen" geben m. E. den Schlüssel zum Verständnis zahlreicher Überlieferungen, die bisher unbegreif-

[2] Etwas ganz anderes ist es, daß diese Gemeinschaft mit den Toten, wie die Verwandlungskulte sie gewähren, den Verwandelten auch übermenschliche Kräfte und eine Naturverbundenheit verleiht, die sie zu Fruchtbarkeitsriten u. dgl. befähigt. Das Grunderlebnis ist hier die Verbundenheit mit den Toten, nicht der „Analogiezauber" o. dgl.

Digitized by Google

lich schienen. Die vielleicht auffallendste Folge des eindringlichen Ernstnehmens der kultischen Maskierung ist die, daß diese Maskendarstellungen auch von den miterlebenden Zuschauern als „höhere", d. h. mythische Wirklichkeit aufgefaßt wurden. Dieses mythische Auffassen aber der regelmäßig wiederkehrenden „Erscheinungen" wird zur Quelle einer Fülle von Sagen: von diesen „Erscheinungen" der Toten und dämonischer Tiere und sonstiger mythischer Wesen des Verwandlungskultes (zumal der Jul- und Fastnachtszeit) erzählt auch — was ja in keiner Weise überraschen kann — die mündliche Volksüberlieferung, die an alles Mythische gerne anknüpfende Volkssage. Dies der Grund der (an sich höchst überraschend scheinenden) Tatsache, daß nun die Verwandlungskulte samt ihrem äußeren Drum und Dran in den Sagen vom Totenheer (der „wilden Jagd" usf.) wiederkehren, was ich in ausführlicher Untersuchung gezeigt und psychologisch gedeutet habe.

Die uns fremd gewordene, aber klar durchleuchtbare „Psychologie" der germanischen Verwandlungskulte erschließt somit der mythologischen Forschung eine neue Richtung. Für die Geschichte der volkhaften Gemeinschaften aber ist es entscheidend, daß an diesen Kulten nicht jeder Beliebige als Maskenträger teilzunehmen berechtigt war, sondern nur Angehörige bestimmter Verbände (dörflicher Burschenschaften, Gilden und Zünfte, Kriegerverbände usf. — darüber sehr ausführliche Belege im II. Band meiner Arbeit). Das gibt diesem Totenkult eine besondere Bedeutung für die Sozialgeschichte, wie im folgenden Band der Untersuchung erwiesen werden soll.

v. d. Leyen hat die neuen oder doch ungewohnten Grundbegriffe der Arbeit weder berücksichtigt noch auch widerlegt, sei es durch grundsätzliche Einwendungen, sei es durch Nachprüfung ihrer praktischen Verwendbarkeit. Vielmehr beharrt er darauf, daß die herkömmlichen und längst gewohnten Begriffe wie „Analogiezauber", vegetative oder „apotropäische" Magie, Angstphantasie u. dgl. völlig ausreichend seien, um alle unsere Überlieferungen zu deuten. Nun sind gegen diese landläufigen „Deutungen" schwere Einwendungen gemacht worden (vgl. Kultische Geheimbünde, S. 5 ff., 10 ff., 13 ff., 289 ff., 304 ff., 339 ff. u. ö.). Darüber setzt sich v. d. Leyen kurzerhand hinweg, ohne eine Widerlegung zu versuchen. Überdies aber unterdrückt er unbequemes und mit jenen Erklärungen unvereinbares Belegmaterial in einer so erstaunlichen Weise, daß eine öffentliche Richtigstellung der entscheidenden Punkte hier notwendig ist.

Praktisch läuft v. d. Leyens Kritik darauf hinaus, daß er Überlieferungen, die ich zusammengestellt hatte, als nicht zusammengehörend wieder auseinanderzieht. Besonders ausführlich tut er dies bei der Besprechung eines baltischen „Werwolf"-Verbandes, den er als mein „Prunkstück" bezeichnet (S. 158) und dem er — wie auch ich — besondere Bedeutung beimißt. Man erwartet also hier, wenn irgendwo, eine gewissenhafte Auseinandersetzung.

Ich habe (K. G., S. 22 ff.) einerseits baltische Berichte über Maskenbräuche kultischer Verbände mit entsprechenden süddeutschen verglichen. Die Übereinstimmungen sind sehr auffallend und deshalb besonders wichtig, weil es sich um geographisch völlig getrennte Rückzugsgebiete handelt. Was sie an übereinstimmenden Altertümlichkeiten bewahrt haben, wiegt deshalb

Digitized by Google

besonders schwer. Diese bündischen Bräuche nun konnte ich überdies als Verwandlungskulte deuten und habe auf ihre und ihrer Verwandten Spiegelungen in Volkssagen über das Wilde Heer und die Wilde Jagd hingewiesen. — Beide Verbindungen sucht v. d. Leyen als „Fehlverbindungen" (S. 158) zu erweisen.

Die süddeutschen Bräuche (die schweizerischen „Butzen"läufe und ihre Verwandten: Perchtenlauf, Schembartlauf usf.) können nach v. d. Leyen mit dem baltischen Werwolf-Laufen nicht zusammengestellt werden. Denn das „Wesen" der süddeutschen Maskenläufe seien Fruchtbarkeitsriten und solche fehlten nach v. d. Leyens Darstellung bei den baltischen Maskenverbänden. Dort handle es sich um einen Analogiezauber zur Abwehr von Wölfen.

Die Gemeinsamkeiten des nördlichen und des südlichen Brauchs sind nun außerordentlich groß und auffallend.

Männer, die einen festen Verband bilden, versammeln sich zu bestimmten Zeiten, und zwar besonders in den „Zwölften" (daneben in Deutschland zur Fastnachtszeit); sie vermummen sich bis zur Unkenntlichkeit, wobei besonders Tierfelle eine wichtige Rolle spielen. Die so Maskierten streifen dann umher, sie ziehen von Haus zu Haus und treiben bestimmte Gaben an Speise und Trank ein, meist in ziemlich gewalttätiger und „wilder" Form. — Man kennt solche Maskenumzüge und Heischegänge bekanntlich in Hülle und Fülle. Hier in diesen vom Verkehr wenig berührten und auch sonst in so vieler Hinsicht besonders altertümlichen Rückzugsgebieten wird es ganz deutlich, daß an dem Maskenkult nicht jeder Beliebige teilnehmen durfte, sondern nur Mitglieder von Verbänden. Nun ist es bekannt, daß solche Heischeumzüge in allen Schattierungen bis herab zum bloßen Kinderspiel, dem sich ungefähr ein jeder anschließen kann, belegt sind. Es ist hier eine der entscheidenden Fragen: welches ist die ursprüngliche Form — diejenige, bei der die Heischenden eine zufällig zusammengewürfelte Menge sind, oder diejenige, bei der feste Verbände das alleinige Heischerecht haben? Ein einfacher Blick auf die geographischen Verhältnisse kann diese Frage beantworten: in Gegenden mit atomisierter Bevölkerung und zersetztem Brauchtum herrscht die Form, daß die Heischenden mehr oder weniger zufällig zusammenkommen — in urtümlichen Gegenden sind es feste *Verbände*, die den Brauch tragen (darüber noch einiges im weiteren!). —

Trotz aller dieser Übereinstimmungen zwischen dem süddeutschen und dem baltischen Brauch (wozu sogar noch eine so auffallende Einzelübereinstimmung wie der Probesprung der Bundesmitglieder kommt) —, trotz aller dieser Übereinstimmungen dürfen nach v. d. Leyens Meinung der südliche und der nördliche Brauch nicht zusammengestellt werden. Denn sie seien in ihrem Wesen verschieden. Im Norden sei das Wesen des Brauches magische Wolfs-Abwehr durch „Analogiezauber". Im Süden hingegen sei der Zweck der Maskenkulte der Fruchtbarkeitszauber.

Zwei Erscheinungen also, die in höchst auffallenden Zügen übereinstimmen, seien trotzdem nicht zusammenzustellen, sondern zu trennen, weil die Unterschiede zwischen ihnen das Wesentliche seien.

Bei diesem kritischen Gedankengang ist v. d. Leyen zweierlei offenbar völlig entgangen:

Digitized by Google

Erstens kommen Wolfsmasken nicht nur beim baltischen Brauch vor, sondern auch beim entsprechenden süddeutschen.

Zweitens kommen Fruchtbarkeitsriten nicht nur beim süddeutschen Brauch vor, sondern auch beim entsprechenden baltischen.

Und diese beiden Beleggruppen, auf deren Nichtvorhandensein v. d. Leyen seine apodiktische Behauptung aufbaut, brauchte er nicht erst durch eigene Nachforschungen ausfindig zu machen, sondern sie stehen in meinem Buch.

Die ihm entgangenen Belege für die süddeutschen Wolfsmasken kann v. d. Leyen auf S. 55 ff. der von ihm besprochenen Arbeit finden. Falsch ist freilich seine Behauptung, es handle sich bei jenen Wolfsvermummungen ausschließlich um Abwehrzauber (die entsprechenden Hunde-Aufzüge, vgl. K. G., S. 64, werden doch wohl auch nicht als magische „Hunde-Abwehr" zu deuten sein?). Die Apotropie ging freilich in den Kult mit ein (und zwar im Süden *und* im Norden!), nicht aber ist sie allein sein „Wesen". — Zweitens, so führt v. d. Leyen seinen Beweis weiter, seien die süddeutschen Bräuche vom baltischen durch das *Vegetative* getrennt, das im Baltikum nach v. d. Leyens Meinung nicht vorhanden sei.

v. d. Leyen hat dies in sehr bestimmtem Ton vorgetragen. Einen Bericht des Olaus Magnus (1555) über den baltischen Werwolfbund bezeichnet er als nicht „zuverlässig" (S. 158). Aber der so herabgesetzte Gewährsmann wird durch zwei von ihm unabhängige Zeugnisse geradezu *glänzend* bestätigt und in wertvollster Weise ergänzt (und auch sie habe ich a. a. O. wiedergegeben): erstens (1557) durch einen Freund Melanchthons (siehe K. G., S. 28 ff.) und dann durch ein Gerichtsprotokoll von 1691, das ich in einem „Anhang" S. 345 bis 357 abgedruckt und ausführlich kommentiert habe. Dort werden von einem Analphabeten, der durch Olaus Magnus gewiß nicht beeinflußt war, die Angaben dieses Schweden überraschend gut bekräftigt, nur noch sehr erweitert, und zwar besonders durch eine höchst ausführliche Schilderung von *Fruchtbarkeitsriten*, die den baltischen — wie den süddeutschen! — Pelzmasken oblagen! Man findet diese, von Professor v. d. Leyen als nicht vorhanden ausgegebenen Belege auf S. 346 ff. meines Buches. —

Dies also ist v. d. Leyens kritischer Einwand, mit dem er die beiden so überraschend ähnlichen Überlieferungsgruppen auseinanderreißt!

Es ist bei einem flüchtigen Leser wohl begreiflich, daß er Einzelheiten eines Buches, auch wenn sie wichtig sind, übersieht. Daß aber ein Kritiker bei einem Zusammenhang, den er selbst (mit Recht!) als besonders wichtig hervorhebt, volle zwölf Seiten überspringt bzw. totschweigt, ist minder gewöhnlich. Ich bin genötigt, mich gegen diese Methode ausdrücklich zu wehren, da die Leser einer angesehenen Zeitschrift gewiß nicht mit einem solchen Verfahren rechnen.

Und ich muß dies um so mehr, als der soeben besprochene bemerkenswerte Fall in v. d. Leyens Ausführungen, wie ich zu zeigen habe, keineswegs der einzige seiner Art ist. Sondern noch in einer ganzen *Reihe* von Fällen hat er in ganz ähnlicher Weise entscheidende Quellenbelege als nicht vorhanden ausgegeben.

Digitized by Google

Für die Beweisführung vielleicht noch einschneidender als die bisher genannten Einwände v. d. Leyens ist seine Behauptung, es sei eine „Fehlverbindung", daß ich den Brauch des wilden Umherstreifens der Wolfsmasken während der Zwölften, ihr Rauben von Speise und Trank, mit dem Umzug der Dämonen der Wilden Jagd in den Zwölften zusammengestellt habe. Wiederum verweist er auf Differenzen zwischen den („wirklichen") dämonischen Julumzügen und den Sagen von dämonischen Julumzügen. Von der das Ganze tragenden Grundvoraussetzung, der Psychologie der Verwandlungskulte, sagt er nichts. — Nun ist es freilich richtig, daß solche Unterschiede bestehen: Es fragt sich bloß, was hier das Wesentliche sei, die Unterschiede oder die Übereinstimmungen? Ist die Entscheidung darüber bloß subjektiv? Auch unter den Tausenden von Sagenüberlieferungen über das Wilde Heer (bzw. die Wilde Jagd) gibt es ja kaum zwei, die wortwörtlich identisch sind: muß man sie deshalb alle voneinander „trennen" und — statt von einem Sagenkomplex und seinen Varianten zu sprechen — nur tausend zusammenhangslose Einzeltrümmer sehen?

Dies ist ja offenbar eine methodologische Grundfrage.

Und umgekehrt: Nicht zwei Maskenumzüge der Jul- (bzw. Fastnachts-) zeit sind untereinander in sämtlichen Einzelheiten restlos kongruent — auch nicht innerhalb desselben Dorfes oder Gebirgstales. Und doch darf man hier von einer Einheit „des" Umzugsbrauches reden, bei dem ein Kern von Motiven immer wieder vorkommt, freilich mit vielerlei Varianten, aber doch im ganzen erstaunlich fest beharrend — und dies, wie Almgren gezeigt hat, schon in der nordischen Bronzezeit. Und wenn freilich vereinzelte Motive nicht beweisend sind, so sind es derartig feste Bündel von Motivgruppen desto mehr. Und solche gebündelte Motivgruppen (nicht aber herausgerissene Einzelheiten, wie v. d. Leyen S. 164 fälschlich behauptet!) sind den Totenheer-Sagen mit den Verwandlungskulten gemeinsam.

Drei Unterschiede zwischen Sage und Brauch sind es, auf die v. d. Leyen seine Ablehnung einer Verbindung gründet: 1. Den Wilden Jäger begleiten, so sagt er (S. 158), Hunde, nicht aber Werwölfe (S. 158). Daß nach dem nordischen Mythos Odin von Wölfen begleitet wird, davon sagt v. d. Leyen nichts. Offenbar ist es so, daß v. d. Leyen die Wölfe des altnordischen Odin von den Hunden des neunordischen Oden (des deutschen Wode usf.) wieder „streng" trennen will. Denn er erwähnt ihrer nicht. Und auch nicht der wolfsgestaltigen Toten im altnordischen Totenreich, der altertümlichsten Vorstellung in diesem Zusammenhang (über sie sehr ausführlich K. G., S. 172 ff.). Bekanntlich sind ja Wolf und Hund auch in Griechenland, Italien usw. als Totentiere nächstverwandt, und wie den altnordischen Odin Wölfe begleiten, so auch noch bisweilen den neuzeitlichen Wilden Jäger (siehe K. G., S. 43 und Anm. 146 f.). Da es begreiflich ist, daß der Wolf später vom Hund verdrängt wird, so ist das merkwürdige Verbindungsglied zwischen beiden Varianten, die Bezeichnung der Wölfe (auch der baltischen Werwölfe!) als „Gottes Hunde" (K. G., S. 43 und 345) und ihr zähes Fortleben desto beachtenswerter. —

Das Weglassen der Wodanswölfe also bildet hier v. d. Leyens erstes Beweisstück. Das zweite ist: Die bündischen Probesprünge werden bei den

Digitized by Google

Schilderungen der Dämonenumzüge nicht erwähnt. Dies ist nun minder überraschend — denn diese Probesprünge fanden gar nicht bei den Umzügen statt, sondern an einer einsamen Stelle (sowohl in der Schweiz wie im Baltikum, siehe K. G., S. 23 und 26)! — Und endlich der dritte Einwand: „Der wilde Jäger und die Seinen rauben und saufen auch nicht." — Wiederum habe ich offenbar völlig vergebens Belege zusammenge„schleppt" (so v. d. Leyen, siehe S. 159; wodurch dieser verächtliche Ausdruck für jahrelange Arbeit motiviert wäre, das ist mir unbekannt geblieben). Der Leser findet die meinem Kritiker unbekannten Zeugnisse dafür, daß die Wilde Jagd Trank- und Speise-Gaben in oft gewalttätiger Form eintreibt, und zwar besonders in der Julzeit, auf den Seiten 120 bis 133 meines Buches „zusammengeschleppt". Diese Belege, deren Nichtvorhandensein Professor v. d. Leyen S. 158 in autoritativem Ton behauptet hat, reichen von den Alpen bis ins norwegische Bergland. Hat mein Rezensent alle diese Seiten ebenso übersehen wie die zwölf Seiten des Anhangs?

Diesen drei Argumenten fügt schließlich v. d. Leyen noch folgenden Beweis gegen den Zusammenhang des Werwolf-Verbandes mit der Wilden Jagd bei: Nach Olaus Magnus haftete an dem Platz, wo die Werwölfe nachts rasteten, etwas Prophetisches. Wer dort mit seinem Schlitten umfiel, glaubte im selben Jahre sterben zu müssen. Dazu sagt v. d. Leyen: „Wenn diese Auffassung zutrifft, so fällt jede Verwandtschaft dieses Werwolfzaubers mit dem Treiben kultischer Geheimbünde fort" (S. 158). Ich bekenne, daß ich diese Worte nicht begreife. Denn daß den Stätten „heidnischen" Brauchtums und besonders den Versammlungsplätzen dämonischer Kultverbände abergläubische Scheu entgegengebracht wird, ist ebenso verständlich wie gut belegt. Nur der selbstsichere Ton v. d. Leyens kann hier verblüffen. — Hiermit habe ich die sämtlichen Einwände besprochen, die v. d. Leyen gegen mein „Prunkstück", wie er es nennt, vorgebracht hat. Das Urteil über seine hier angewandte Methode und das sie tragende wissenschaftliche Verantwortungsbewußtsein darf ich der Zukunft überlassen. —

Meine Untersuchung des Gleichlaufs von Totenheer-Sagen und Verwandlungskulten kritisiert v. d. Leyen ziemlich breit, wobei er sich jedoch nicht mit der Grundvoraussetzung, dem mythischen Ernstnehmen kultischer „Darstellungen", auseinandersetzt. Dieses geistige Band, das alle jene Einzelheiten zusammenschließt, fehlt in seinem Referat ganz. Seine Methode geht vielmehr darauf aus, daß er die Einzelbelege, die ich unter einem Gesichtspunkt zusammengefaßt hatte, wieder auseinanderzieht und sie wieder in den alten Kategorien unterzubringen sucht.

So sei der Wagen, der uns wiederholt als Bestandteil des Dämonenumzugs geschildert wird, streng zu trennen von dem Wagen, der in den (entsprechenden!) Maskenumzügen, und zwar schon in der Bronzezeit, mitgeführt wird. Auch v. d. Leyen glaubt an Almgrens Nachweis aus den schwedischen Felszeichnungen, daß schon vor 3000 Jahren der Kultwagen zu den wichtigsten Teilen der Kultumzüge gehört habe (S. 160). Aber er bringt das folgende höchst merkwürdige Argument: „Sind denn auch diese Kult- und Schiffswagen (S. 292 ff.) überhaupt germanischen Ursprungs? Aus

Digitized by Google

Almgrens Forschungen geht doch hervor, daß sie aus den westlichen und Mittelmeer-Ländern in der Bronzezeit zu den Germanen kamen" (S. 160). Was Almgren erwiesen hat, ist, daß diese Wagen im germanischen Kult in der Bronzezeit bereits völlig eingebürgert waren. Ob sie von außen entlehnt waren, ist hingegen noch keineswegs sicher. Aber selbst angenommen, sie wären vor mehr als 3000 Jahren aus dem Süden gekommen — können deswegen die mit Dämonengestalten besetzten Wagen des deutschen Brauchtums von den Zuschauern nicht als „Dämonenwagen" aufgefaßt worden sein? Sollten denn, wenn solche Wagen in der Neuzeit wie vor 3000 Jahren beim festlichen Kultumzug mitgeführt wurden, sollten denn da die Zuschauer irgendwie geahnt haben, daß dabei eine „vorbronzezeitliche Entlehnung" vor ihren Augen stand?

Aber v. d. Leyen selber hat eine ganz andere Erklärung für den Wagen der Wilden Jagd (bzw. des Wilden Jägers), und zwar eine „psychologische": Dieser Wagen, den so viele Schilderungen des Umzugs kennen, war eine Halluzination, eine „Vision" (S. 160). Nun begreift man wohl, daß durch Atemnot die „Halluzination" eines Aufhockekobolds entstehen kann u. dgl. m. Aber wenn der Wagen, den man an bestimmten Tagen oder Abenden des Jahres über bestimmte Wege fahren sieht (K. G., S. 84 ff.), eine „Vision" (wessen?) sein soll, dann kann man ebensogut sämtliche anderen Motive der Sage auch als Gehörs- und Gesichtshalluzinationen abtun und erspart sich aufs bequemste alle weitere Mühe des Nachdenkens. Dann kann z. B. auch der getreue Eckhart, der zu Weihnachten und Fastnacht an der Spitze des „Gespensterzuges" durch Nürnberg, Eisleben usw. zog (K. G., S. 18 ff., 39, 72 ff.) und der das zudrängende Volk zum Ausweichen aufforderte, eine „Vision" sein und jede beliebige andere Überlieferung desgleichen.

Hier sind v. d. Leyens Auslassungen vielleicht am erstaunlichsten. Wenn man die Berichte über die Wilde Jagd „recht deuten" wolle, müsse man „zuerst darauf hinweisen, daß sie sehr oft von einsamen Wanderern stammen, die in dunklen schreckhaften Nächten ihres Weges gehen, und daß sie fast immer unverkennbare Zeichen von gesteigerter Erregung, von schweren Angsterscheinungen, ja von geistigen Dämmerzuständen zeigen" (s. S. 160).

Daß es Angstphantasien und geistige Benebelung gibt, bleibe unbestritten. Aber daß sie die Hauptquelle unserer germanischen Toten-Mythen seien, darin irrt v. d. Leyen. Wenn hier Angstgesichte einzelner Personen vorlägen, wie merkwürdig dann ihre Verdichtung zu dermaßen festen Volksüberlieferungen! (Stammt z. B. der Wagen des Dionysos auch aus Angstvisionen? Warum hätte dann auch den Griechen ihre Angstlichkeit gerade einen Wagen vor die Augen gezaubert? Lehrt die Psychiatrie, daß man in der Angst gerade einen Wagen als „Vision" zu sehen pflegt?) Das eigentlich Entscheidende hat v. d. Leyen hier wiederum vollständig beiseitegelassen, obwohl ich es wiederholt mit aller Deutlichkeit unterstrichen hatte: Zahlreiche Belege zeigen nämlich, daß eine ganze Reihe gerade von den eingehendsten Berichten über den Dämonenzug keineswegs von „einsamen Wanderern" stammt, sondern daß sie Aufzüge schildern, die vor aller Augen stattgefunden haben sollen; so in Nürnberg, Eisleben, Schwaben, in der Westermarsch, in Greifswald, Heidelberg, Luzern, Straß-

Digitized by Google

burg uff. (siehe K. G., S. 19 f., 33 ff., 39, 72 ff., 109, 313 u. ö.). Ich habe auf diese höchst merkwürdige Tatsache als eine grundlegende hingewiesen, und es liegt wirklich nicht an mir, wenn v. d. Leyen diese Tatsache, die mit seiner Halluzinations-Theorie allerdings völlig unvereinbar ist, einfach wegläßt. Ich habe sie mit allem Nachdruck und so deutlich hervorgehoben, daß sie keinem unvoreingenommenen Leser entgehen konnte. Entweder hat v. d. Leyen auch alle diese vielen Belege und Analysen meines Buches nicht gelesen (vgl. oben), oder er müßte hier, um seine Halluzinations-Theorie zu retten, Massenhalluzinationen annehmen, und zwar an bestimmten, regelmäßig wiederkehrenden Tagen eintretende. Doch er versucht dergleichen nicht einmal, sondern unterdrückt einfach diese entscheidenden Tatsachen der Überlieferung.

Auf die zahlreichen Einzelargumente v. d. Leyens will ich hier nur knapp eingehen: Die zeitliche Fixierung der Kult-Mythen „schwankt" keineswegs so sehr, wie v. d. Leyen behauptet (S. 158); vielmehr ist bekanntlich ihre Anknüpfung an die Zwölften (und in Deutschland daneben an die Fastnacht) außerordentlich fest und haltbar. — Christliche Einflüsse in der Volkssage zu leugnen, ist niemandem eingefallen, auch mir nicht (siehe K. G., S. 98 ff. u. ö.). Doch die Verfolgung von Dämonenweibern durch den Wilden Jäger ist gewiß nicht deswegen christlicher Herkunft (vgl. v. d. Leyen, S. 161), weil die Verfolgten z. T. in Deutschland (nicht in Skandinavien!) auf Stämmen mit Kreuzen Schutz suchen, oder deshalb, weil sie manchmal „weiße Gewänder" tragen! Die Ähnlichkeit mit der mimischen Dämonenverfolgung dagegen, auf die ich hingewiesen hatte (S. 276 ff.), ist doch immerhin recht auffallend. v. d. Leyen glaubt aber deswegen an keinen Zusammenhang der Sage mit dem Kult, weil die Gejagte im Kult verbrannt werde, in der Sage nicht (S. 161). Dies ist wieder falsch, denn auch im Kult fehlt das Verbrennungsmotiv häufig genug (wie aus den Belegen zu ersehen gewesen wäre). — Im Wodanszug sind u. a. die Gehängten. Und Hängen ist ein Opfer an Odin. Besteht da wirklich „nicht das leiseste Zeichen" für einen Zusammenhang? (S. 161). — Die Kriegernamen wie Valþjofr sind in der Tat höchst merkwürdig und mein Versuch einer Deutung ist mit Vorbehalt ausgesprochen (K. G., S. 264). Keine Erklärung aber für sie scheint es mir, daß man ehedem gewöhnliche „kühne" Diebe bewundert und gefeiert habe, wie v. d. Leyen meint (S. 161). Daß dagegen feste soziale und kultische Einrichtungen zu Namensbildungen Anlaß geben, hat Analogien. — Sturmvorstellungen sind natürlich in die Sagen vom Wilden Heer mit eingegangen (S. 161), dies habe auch ich mit aller Deutlichkeit gesagt und erörtert (K. G., S. 71, 79, 327 f. und ib. Anm. 155). — v. d. Leyen fragt dann, was Hunde und Pferde für kultische Geheimbünde bedeuten (S. 162). Die Antwort steht bei Schurtz und in fast allen einschlägigen Arbeiten zu lesen. Solche Tiersymbole gehören (wie allbekannt) zu den allergewöhnlichsten Symbolen der Altersklassen und Männerbünde. — Ebenso erstaunlich für jeden, der sich mit Völkerkunde beschäftigt hat, sind die Worte v. d. Leyens: „Die Behauptung vom Zusammenhang von Männerbünden und Fruchtbarkeitsriten (Höfler, S. 88) müßte doch erst erwiesen werden" (S. 159). Ich kann demgegenüber nur sagen, daß ich mich an kaum

Digitized by Google

eine einschlägige wissenschaftliche Arbeit erinnere, in der dieser Zusammenhang nicht belegt wäre! Und was das germanische Gebiet betrifft, so gehören dort bekanntlich die Jungmannschaften zu den wichtigsten Trägern von Vegetationskulten. — Über die Wilden Männer hatte ich keine Gesamtdarstellung geben wollen, sondern hatte nur soweit von ihnen zu reden, als sie mit meinem Gegenstand zu tun haben (siehe K. G., besonders S. 70 f.). Darum habe ich mich auch damit begnügen können, auf die Literaturnachweise in einer neueren Arbeit von 1932 zu verweisen (K. G., S. 70, Anm. 252). Der spöttische Satz v. d. Leyens: „Wir verweisen ihn auf das Deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm" (S. 162), ist daher, so bemerkenswert sein Ton ist, nicht am Platz. Mir war dieses vortreffliche Werk schon vor v. d. Leyens Mitteilung bekannt. — Daß tiergestaltige Götter altertümlicher und z. T. wohl auch älter sind als anthropomorphe, dies erscheint v. d. Leyen ganz besonders komisch (S. 162; vgl. seinen witzigen Vergleich vom Hexenbesen). Wie steht es dann wohl mit den berühmten gotländischen Bildsteinen — ganz zu schweigen von altgriechischen, indischen und unzähligen anderen theriomorphen Göttern? Die sind dann wohl ebenso „seltsam" wie die germanischen! Sie sind indessen wirklich kein origineller Einfall von mir. — Über die „Prüfungen und Entbehrungen der Jünglingsbünde" (S. 163) erzählen die Schilderungen von den Umzügen der Wilden Jagd allerdings nichts. Dies aber hat den einfachen Grund, daß diese „Prüfungen und Entbehrungen" nicht während der Umzüge stattfanden oder stattfanden (vgl. oben)! Auf seine rhetorische Frage, welche Sage von der wilden Jagd denn von kultischen Tänzen berichte (S. 163), findet v. d. Leyen die Antwort auf S. 103 meines Buches, und zwar in Anmerkung 393a sowie im Text, wo Belege eben dafür zu lesen sind. Auch sie sind ihm, wie es scheint, völlig entgangen. — Meine „Versuche", die zwei- und dreibeinigen Pferde der Wilden Jagd mit den achtfüßigen Sleipnir in Zusammenhang zu bringen, „sind gescheitert" (so v. d. Leyen, S. 162), desgleichen der Versuch, den mimischen Kult auch hier als nicht sekundär, sondern als ursprünglich zu erweisen. v. d. Leyen sagt nicht nur nicht, woran sie „gescheitert" sind, sondern überhebt sich auch der Notwendigkeit, mitzuteilen, daß jene dämonischen Pferde wiederum in Sage und Brauch parallel vorkommen, aber nicht bloß, wie er es darstellt, „zwei- und dreibeinige". Sondern auch das achtbeinige Roß des Schimmelreiters kommt im Verwandlungskult vor (vgl. K. G., S. 46). Da die Identität des Schimmelreiters mit dem Wilden Jäger kaum zu leugnen ist, so entsprechen sich also im neuzeitlichen deutschen Verwandlungskult das achtbeinige Wodanspferd und im altnordischen Mythos das achtbeinige Odinspferd (Vergleichbares auf nordischen Bildern). Mag sein, daß das achtbeinige deutsche Roß des Schimmelreiters unmöglich etwas mit dem achtbeinigen nordischen Odinsroß zu tun haben kann: Aber eine ernstzunehmende Kritik wäre offenbar nur eine solche, die den Grund für diese Unmöglichkeit verriete, und die überdies das Vorhandensein dieser Parallelität nicht totschwiege! (Ähnlich beim Schmied-Motiv, S. 162 f.). Ich bin gezwungen, mit aller Schärfe auf diese Eigentümlichkeit von v. d. Leyens Kritik, das wiederholte Totschweigen des Wesentlichen, hinzuweisen, weil verschiedene Leser den Eindruck gewonnen haben, v. d. Leyen,

Digitized by Google

der sich „aufrichtig" auf meinen 2. Band zu „freuen" versichert (S. 165), habe über mein Buch objektiv referiert. Ich stelle hiermit die Frage, ob sich die Summe der hier aufgewiesenen Tatsachen als eine Reihe kleiner und verzeihlicher „Ungenauigkeiten" interpretieren lasse oder nicht.

Dem treffenden Hinweis v. d. Leyens, daß es in der germanischen Mythologie außer Kultverbänden auch noch andere Dinge gegeben habe, nämlich „Fruchtbarkeitskulte und den Glauben an die Zauberei, den Glauben an die Macht der Toten, den Eindruck der Natur um uns und manches andere" (S. 164), kann ich völlig beipflichten. Falls aber v. d. Leyen glauben sollte, ich leugne diese Dinge, so muß ich wieder auf meine Arbeit verweisen, wo sowohl von ihnen als von „Spiel" und „Phantasie" (siehe v. d. Leyen, S. 164) vielfach die Rede ist (siehe z. B. S. 13 ff., 21 ff., 71, 77 ff., 120 ff., 152 ff., 163 ff., 172 ff., 188 ff., 219 ff., 227 ff., 246 ff., 269 ff., 276 ff., 286 ff., 304 ff., 323 ff., 345 ff. u. ö.). Aber allerdings habe ich davon nur soweit gehandelt, als sie zum Gegenstand meiner Monographie gehören. Hat v. d. Leyen in dem ganzen Buch z. B. wirklich keine Gedanken über die „Macht der Toten" gefunden?

Prof. v. d. Leyen scheint weitere Forschungen über die germanische Totenmythologie überhaupt für unnötig zu halten, da zumindest die Totenheer-Sagen „im wesentlichen" bereits geklärt seien (S. 162; sehr merkwürdig übrigens dann, daß, wie v. d. Leyen gleich nachher behauptet, der Führer des Totenheeres, Wodan, nach wie vor ein ungelöstes Rätsel darstellt: ib. S. 164!). Vor allem beruft sich v. d. Leyen auf F. Rankes Forschungen zur Volkssage. Der Leser könnte aus v. d. Leyens zuversichtlicher Tonart vielleicht den Eindruck gewinnen, als sei hier in der Tat alles schon längst klar. In Wirklichkeit sind durch Rankes Untersuchungen aus den so ungewöhnlich motivreichen Totenheer-Sagen bloß drei Motive erläutert worden: Akustische Halluzinationen von Epileptikern mögen bei den Lärmvorstellungen mit- (nicht allein!) gewirkt haben; manche Entführungssagen werden auf epileptische Dämmerzustände zurückgehen; und endlich auf Atemnot („Brustangst") die Sage vom Pferdebein, das auf die Schultern eines Wanderers geworfen wird. Aber schon beim nächstverwandten Motiv, dem (ungleich häufigeren!) vom Pferdebein am Fenster- oder Türstock versagt die Atemnot-Psychologie vollständig, und ebenso würde es ein ganz vergebliches Bemühen sein, im Ernst die Gesamtheit der Mythen auf allerlei Geistes- und Leibesschwächen „zurückzuführen". Ich glaube nicht, daß wir uns bei derartiger „Psychologie" beruhigen dürfen. Rankes Untersuchungen, an die mich v. d. Leyen mahnt, habe ich gerade für den Anz. f. d. A., 55, besprochen (ehe v. d. Leyens Kritik erschienen war) und ich verweise auf diese Ausführung. Besonders sei unterstrichen, daß Ranke selber die pathographischen Erklärungen praktisch nicht über jene drei Motive ausgedehnt hat und sie keineswegs für eine Universalerklärung der Totenmythologie hält. Mit der Methode v. d. Leyens hingegen, mit der er den Götterwagen als „Vision" bezeichnet (siehe oben), könnte man wirklich ebensogut auch sämtliche anderen Einzelheiten des Mythos auf Angsthalluzinationen, Epilepsie und sonstige Geistesschwäche abschieben.

Digitized by Google

Während die Sagen vom Wilden Heer (mhd. Wuotanes her, schwed. Odens jakt) nach v. d. Leyens Meinung längst völlig geklärt waren, ist die Gestalt Wuotan-Odins dafür völlig ungeklärt. „Das Rätsel seiner Herkunft ist noch immer ungelöst" (S. 164). Nur das eine teilt uns v. d. Leyen mit, daß sein Wesen „eher keltisch als germanisch" ist (ib.). So ist also dieser Gott der Germanen, den fast alle Stämme zu ihrem obersten machten (und zwar ohne jeden äußeren Zwang!), wieder einmal an ein anderes Volk „abgetreten" — bei dem er n i c h t belegt ist. Alle Weltgegenden hat man für Wodan verantwortlich gemacht, den Westen, den Süden und den Osten, Medizinmännertum und Schamanismus, Vorderasien und Nordasien, nur eben nicht Deutschland, wo er schon vor zwei Jahrtausenden der oberste war und wo er dann in unzähligen Sagen fortlebt. Wie käme dies wohl, wenn er so wesensfremd war, wie v. d. Leyen glaubt? —

Soweit v. d. Leyens volkskundliche Einwendungen. Eine Reihe anderer Flüchtigkeiten (daß z. B. die Autorschaft von R. Wolframs Schwerttanz-Buch R. Stumpfl zugeschrieben wird, S. 155) sei hier nicht näher erörtert, ebenso allerlei Details wie die Behauptung, Freyjas Katzengespann könne mit Frau Gaudens Hundegespann nicht verglichen werden, weil es nicht germanisch sei (S. 162, Anm. 1; vgl. dazu die Gedanken v. d. Leyens über den Schiffswagen); die „zugeworfene" Pferdelende, die an der Haustür oder am Fenster hängt, dürfe nicht mit Hängeopfern zusammengebracht werden (ib. und S. 163); v. d. Leyen scheint auch diese Lende über der Haustür aus der Atemnot „ableiten" zu wollen (vgl. S. 161 und 163) und findet, ich, der ich dabei an das kultische Aufhängen von Pferdeteilen an Haustür und Fenster erinnerte, dürfe „doch wirklich nicht über mißglückte Deutungen der Naturmythologie spotten". Es ist aber falsch, daß ich hier an die (hölzernen) „Pferdeköpfe am Dachgiebel des niederdeutschen Hauses" gedacht habe. Vielmehr habe ich an aufgehängte Pferdefleischopfer erinnert, wie man K. G., S. 148 ff., nachlesen mag. (Ebenso ist v. d. Leyens Darstellung auf S. 162, Anm. 3, irreführend.) Und schließlich noch einmal ein „psychologisches" Argument: die von mir irrtümlicherweise herangezogenen Kulte könnten mit der Totenschar schon deshalb nichts zu tun haben, weil diese Feste „im Grunde froh" waren, „weil sie Freude und Fruchtbarkeit schaffen" (S. 163). Vier Seiten vorher allerdings (S. 159) sagt v. d. Leyen selber, daß bei Festen von eben diesem Typus „das Heer der Toten erscheint" (Zeile 8 von oben) — was sodann auf S. 163 als psychologische Unmöglichkeit bezeichnet wird! Mit solcher Psychologie und solcher Logik zu rechten ist allerdings nicht ganz leicht. —

Ganz kurz habe ich noch auf v. d. Leyens altertumskundliche Ausführungen einzugehen. Für das germanische Altertum leugnet er die Belege kultischer Mannschaftsverbände, und zwar leugnet er bei einigen Gruppen die Bindung des Kultes an Verbände, bei den anderen hingegen die Bindung von Verbänden durch Kulte.

Die Harii des Tacitus (Germ. 43) sind ja zweifellos ein V e r b a n d, eine geschlossene Mannschaft. Aber ihre Kampfsitte, sich zu schwärzen,

Digitized by Google

möchte v. d. Leyen nicht kultisch gedeutet wissen; sie erkläre sich „aus dem Verlangen des Kriegers, den Feind zu erschrecken" (S. 154). Aber warum erschreckte denn eine solche Bemalung, die nichts Überraschend-Einmaliges war, sondern ein fester Brauch? Doch wohl deshalb, weil der Geschwärzte eben nicht als menschliches, sondern als dämonisches Wesen aufgefaßt wurde, was Tacitus ja auch ausdrücklich sagt (velut infernum adspectum). — Wie v. d. Leyen möchte auch ich die tiermaskenhaften Kopfbedeckungen der Krieger auf dieselbe Weise deuten wie die Schwärzung der Harier. Daß aber solche Tierkopfbedeckungen dämonisch „ernst" genommen wurden, zeigen uns die Überlieferungen von langobardischen „cynocephali" (K. G., S. 62, vgl. auch ib. S. 59 und 61) und andere Gegenstücke der nordischen Berserker und ähnlicher „Verwandlungs"-Typen. Von ihnen sagt v. d. Leyen (S. 156): „Die Dichtungen der Wikingerzeit erst verwandelten die Berserker in Helden, die im Gefolge der Könige erscheinen dürfen." Also „Literatur", nicht Wirklichkeit? Dieser weittragenden Behauptung v. d. Leyens stehen aber die historischen Zeugnisse ganz klar entgegen. Denn schon ihr ältestes, Thorbjörn Hornklofis zeitgenössische Schilderung der Schlacht am Hafrsfjord (872), hebt die Berserker und die ulfheðnar unter den Kämpfern ganz besonders hervor, und berühmte prosaische Quellen bezeichnen sie ausdrücklich als Kerntruppe des Königs Harald Harfagri: also als einen Verband (K. G., S. 26), und zwar einen historisch-politisch höchst wichtigen Verband! — Daß Initiationsriten in einer Zeit, wo es noch keine Literatur gab, nicht literarisch belegt sind (s. v. d. Leyen, S. 156), ist kein Beweis für ihr Nichtvorhandensein. Hier können keine Schlüsse ex silentio, sondern nur typologische Untersuchungen Klarheit schaffen. Die aber erweisen (wie im II. Band zu zeigen) ausgesprochen urtümliche Formen germanischer Initiationsriten.

Bei den Walhallmythen zu scheiden zwischen poetisierender „Wikinger-Mythologie" (vgl. v. d. Leyen, S. 156) und heimisch-volkhaften Religionsüberlieferungen, halte ich allerdings für besonders wichtig, wofern man die Tradition historisch verstehen will. Und bei solcher Aufteilung scheint mir, falls man sich nicht mit vagen Vermutungen begnügen will, der Vergleich mit den germanischen Volksüberlieferungen die weitaus verheißungsvollste Methode. Das Kernstück des Gemeinsamen ist da die Vorstellung von Wodan-Odin und seinem Gefolge von Bewaffneten, unsterblichen Toten, die auch gegen das Verderben kämpfen. Dieser hier wie dort erkennbare Komplex ist greifbar genug, um eine Untersuchung von da aus anzusetzen. Daß besonders in der altnordischen Tradition zahlreiche Weiterungen Poetisierungen uff. wirken, habe ich a. a. O., S. 152 ff., 163 ff., 219 ff., 246 ff. besonders eingehend erörtert (v. d. Leyen hingegen tut so, als ob ich dergleichen nicht einmal als Möglichkeit erwogen hätte: s. S. 163 f.). Allerdings halte ich gerade hier (bei jenem gemeinsamen Urbestand, nicht in der poetischen Ausformung) das Vorhandensein kultischer Gegenstücke für besonders wichtig: da der Kultbrauch haltbarer ist als poetisierende Ausschmückungen, wird eine Untersuchung mit Vorteil von hier ausgehen.

Die Existenz von germanischen Jünglingsweihen nimmt v. d. Leyen als „zweifellos" (S. 154) an. Nur die historischen Zeugnisse, die mit diesem

Digitized by Google

als zweifellos angenommenen Typus zusammengestellt werden können, bezweifelt er. Die eddischen Odinsweihestrophen Háv. 138 ff. spiegeln zwar auch nach seiner Meinung einen Kultakt, u. zw. eine Weihe (S. 156 f.). Aber diese Runenweihe sei keine Jünglingsweihe gewesen. Jene Eddastrophen „scheinen allerdings genau das zu wiederholen, was wir von den Vorgängen der Jünglingsweihen erfuhren" (S. 157). Aber dies sei, meint v. d. Leyen, nur Schein, da diese Odinsweihe „nur ein einzelner zu bestehen" habe (S. 157). Über die Stichhaltigkeit dieses Argumentes s. u. — Die Worte der Eddastelle (141, 1—3)

Þá nam ek at frœvaz ok fróðr vera
ok vaxa ok vel hafaz

sprechen aber nicht nur von einem Weise-Werden, sondern auch von Wachsen und Gedeihen des Geweihten: also immerhin einer der Hauptfunktionen der Jugendweihen. (Über das Verhältnis der Weisheitsweihe zur Jünglingsweihe vgl. K. G., S. 231 ff., besonders S. 232, Anm. 209, S. 233 f. und 329 f.) Die Übereinstimmung dieser Odinsweihe mit der Jünglingsweihe (die ja bei den Germanen weithin eine Odinsweihe gewesen sein muß, worüber noch einiges im II. Band) ist also auch in diesem Punkt „genau".

Im übrigen scheint eine bedeutsame Abweichung dieser Odinsweihe von anderen Initiationen darin zu liegen, daß der Initiand hier als einzelner die Weihe durchmacht, nicht zusammen mit einer Gruppe. Und doch ist dies kein wirklicher Beweis dagegen, daß hier eine „Jünglingsweihe" vorliegt. Denn solche Einzelweihen kommen auch sonst vor und sind doch eine echte Einweihung des Initianden in die nächst höhere Altersklasse (etwa die der Vollkrieger). Klar ist dies bei der Ritterweihe (die auch v. d. Leyen mit altgermanischen Kriegerweihen zusammenstellt: ihre Abkunft von altgerm. Jünglingsweihen scheint ihm sogar „zweifellos", S. 154). Der Knappe wird entweder bei einem großen Fest zusammen mit Genossen zum Ritter geweiht — oder aber auch als einzelner, zumal unmittelbar nach einer Bewährungstat. Auch dieser letztere Typus, die Einzelinitiation, geht auf altgermanische Traditionen zurück: dafür spricht u. a. die feierliche Haarschur der jungen Chattenkrieger — offenbar ein sakraler Akt, genau wie die späteren „capillaturiae". Daß hier der Jüngling einen Initiationsakt, der ihn zum vollwertigen Krieger stempelt, als einzelner durchmacht, darf nicht über den streng sozialen Sinn dieser Weihe hinwegtäuschen, denn sie ist die Voraussetzung zur Aufnahme in die Klasse der Vollkrieger. Ob man nun etwa die Gesamtheit der so initiierten Chattenkrieger „Verband", „Bund", „Altersklasse" oder sonstwie nennen will, ist im wesentlichen eine terminologische Frage. Jedenfalls handelt es sich um eine streng geschlossene Gruppe, zu der eben nur der gehört, der die Einweihung durchgemacht und ihre Vorbedingungen erfüllt hat. Daß also die „Vereinzelung" des Aktes nicht das mindeste gegen seinen Weihecharakter beweist (was auch für v. d. Leyens Ausführungen über Sinfjötli, S. 154 f., gilt), das geht wohl schon aus diesen Übereinstimmungen solcher altgermanischer und späterer Kriegerweihen hervor.

Digitized by Google

Hiermit habe ich die sämtlichen altertumskundlichen Argumente v. d. Leyens besprochen.

Ich muß nochmals wiederholen, daß die Belege für die germanischen kultischen Verbände, wie ich ausdrücklich betont habe (K. G., S. IX f.), im II. Teil meiner Arbeit vorgelegt werden sollen; dort auch Erörterungen über die Jomsvikinger und zahlreiche andere in ihrer Existenz nicht zu bezweifelnde Bünde. Der I. Band sollte die Synthese der Totenheersagen mit dem Kult darlegen und zeigen, inwieweit hinter diesen Sagen „wirkliche" Bräuche lebendiger Menschen stehen. Im folgenden Band wird gezeigt werden, wie die untersuchten „Bräuche" fest an wohlorganisierten, und zwar auch an historisch höchst wichtigen Verbänden hängen. Obwohl dieser Nachweis, wie gesagt, vor allem dem II. Band obliegt, konnte der Verbandscharakter der besprochenen Kulte immerhin schon aus dem I. Band ersichtlich werden. Doch v. d. Leyen erkennt dies nicht an:

„Wo aber sind", so fragt er, S. 159, im Hinblick auf das Perchtenlaufen und die auch nach seiner Meinung „verwandten" (S. 158 ff.) Bräuche aus dem Lötschental und anderen Alpengegenden, „wo aber sind hier Beziehungen zu ekstatischen Geheimbünden?" Es ist mir in der Tat nicht klar, ob mein Kritiker auch diese Teile meiner Arbeit (Schilderung des Lötschentaler Brauchs usf., K. G., S. 25 ff.) überschlagen oder vergessen hat. Denn auch hier handelt es sich um einen Bund (man wird nur nach einer bestimmten Kraftprobe „aufgenommen"), er ist insoferne „geheim", als die Mitglieder maskiert auftreten, unerkannt nachts erscheinen und sich exklusiv im Wald versammeln. Sie sind ferner „kultisch", da sie (und zwar offenbar sie allein) die Träger des — auch nach v. d. Leyen (S. 163) uralten! — Maskenkultes der Fastnachtszeit sind. Hiermit ist die oben wiedergegebene Frage das Rezensenten, deren Sinn ich tatsächlich nicht begreife, wohl beantwortet. Völlig stimme ich ihm bei in der Überzeugung, daß der Lötschentaler Fastnachtsbrauch mit anderen alpinen Fastnachts- (und Mittwinter-) bräuchen wie Perchtenlauf usf. verwandt ist. Freilich ist der Verbandscharakter dieser Maskenläufe nicht ganz so klar wie bei den (ja besonders altertümlichen!) Lötschentaler Überlieferungen mit ihrer Aufnahmsprobe. Aber daß auch beim Perchtenlauf usf. die Maskierten keine Fremden unter sich dulden, ja etwaige Eindringlinge schwer mißhandeln oder sogar töten, zeigt ihre bündische Ausschließlichkeit immerhin deutlich genug, mehr als irgendwelche geschriebenen Vereinsstatuten oder dergleichen es könnten. Und die drei anderen Momente: „Geheimnis" (Unbekanntheit der Masken), Kult (freilich nicht nur Fruchtbarkeitskult, wie v. d. Leyen zu glauben scheint) und Ekstase (oder wie man das „wilde" Treiben sonst nennen mag, was eine terminologische Frage ist) — sie sind auch hier typisch — genau so wie bei dem baltischen Brauch und einer langen Reihe von anderen bündischen Kulten, die im II. Band zu erörtern sind. —

Dies habe ich zu v. d. Leyens „sachlichen" Argumenten zu sagen. Ich bin wohl auf alle einzelnen Einwendungen seiner Besprechung eingegangen und will zum Schlusse nicht verschweigen, daß mir persönlich kein Beispiel in Erinnerung ist, wo sich in einer Rezension von 12 Seiten eine derartige Menge von irrtümlichen Behauptungen häuft. Und ich habe dabei nicht

Digitized by Google

von den Problemen gesprochen, über die man „verschiedener Meinung sein kann", sondern nur von handgreiflichen Entstellungen wie den wiederholten Behauptungen, daß Belege nicht vorhanden seien, die in Wirklichkeit Dutzende von Seiten ausfüllen. Ich überlasse es den Fachgenossen, diese Behauptung selbst an Hand der hier gegebenen Hinweise kritisch nachzuprüfen. Ob ich ein „Erzrationalist" sei, wie v. d. Leyen abschließend meint, ob ferner bei meiner Untersuchung im Grunde „alles genau die Methode der Naturmythologie" sei, — dies möge der Erwägung anderer überlassen bleiben: ich will diese Fragen gerne offen lassen. Und ebenso die entscheidende, wer von uns beiden die Einzelerscheinungen im organischen Zusammenhang behandle und wer sie auseinanderreiße und sich „nicht um den Zusammenhang kümmert" (s. v. d. Leyen, S. 164).

Einen persönlichen Angriff aber, den v. d. Leyen an den Schluß setzt, muß ich klar und deutlich ablehnen. Nach all den sachlichen Einwendungen — deren Sachlichkeit ich hier charakterisiert habe — kommt noch eine generelle persönliche folgenden Wortlauts: „Vielleicht ist der Verfasser auch, durch die Erlebnisse der letzten Jahre hingerissen, zu der Meinung verführt worden, was er zeige, das sei ein Beweis aus der germanischen Urgeschichte für die Richtigkeit der nun erreichten Ziele. Auch (!) der Kult und die Mythologie unserer Vorfahren hätten die Ekstase über die Vernunft, die Gesamtheit über den Einzelnen gestellt ..."

Diese bemerkenswerte Formulierung läßt ja an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Und insofern mag sie zu begrüßen sein.

Ich habe hier nicht auf die psychologischen Gründe einzugehen, aus denen die Summe der hier nachgewiesenen Entstellungen z. T. handgreiflichster Belege usf., die v. d. Leyen zum besten gegeben hat, entsprungen sein mögen. Es mag genügen, sie festgestellt zu haben.

Wenn aber v. d. Leyen diese in ihrer Unsachlichkeit und Fahrlässigkeit ziemlich beispiellose Erörterung mit einem allgemeinen Ausfall dieser Art beschließt, so muß ich ihm erwidern, daß meiner Überzeugung nach unsere Wissenschaft ein derartiges Vorgehen „nicht erträgt" (wie er sich ausdrückt). Es ist schon richtig, daß es eine Weltanschauungsfrage ist, ob man die germanische Mythologie auf Angst, Epilepsie und Geistesschwäche „zurückführt" oder nicht. Und es mag wohl sein, daß uns solche „Psychologie" nicht mehr so überzeugend ist wie der Wissenschafts-Richtung, als deren Sprecher und Vertreter sich v. d. Leyen offenbar fühlt. Aber es scheint mir naiv, wenn v. d. Leyen eine Anschauungsweise dadurch einfach widerlegt glaubt, daß sie von „den Auffassungen" des 19. Jahrhunderts abweicht. Wie gesagt, wir leugnen nicht die Bedeutung jener Faktoren wie Angst, Halluzinationen usf. Aber allerdings glauben wir, daß am Mythos andere Kräfte wesentlicher mitgeschafft haben. Es ist indessen ein Irrtum v. d. Leyens, wenn er meint, eine solche Überzeugung schwäche das wissenschaftliche Verantwortungsgefühl. Wenigstens hoffe ich, daß mein Buch (das übrigens nicht erst in den „letzten Jahren" geschrieben ist, sondern in den Jahren 1928/29 in Schweden konzipiert wurde und 1931 im wesentlichen fertig vorlag) keine so leichtfertigen Unrichtigkeiten enthält wie v. d. Leyens hier analysierten Auslassungen. —

Digitized by Google

Über alle einzelnen Meinungsverschiedenheiten hinaus liegen, das sei hier noch einmal gesagt, zwischen v. d. Leyens und meiner Auffassung mythologischer Dinge Unterschiede, die durch Diskussion nicht zu überwinden sind. Davon wenigstens ein paar Worte.

v. d. Leyen sieht im „Kult" vor allen Dingen Fruchtbarkeitszauber, d. h. ein nach unserer Überzeugung mit unsinnigen Mitteln unternommenes, aber in seinem Grundstreben auf bloßen Erntenutzen desto leichter verständliches magisches Bemühen des sog. „Primitiven" um die vegetativen Kräfte — also die primitive „Wissenschaft von den magischen Düngungsmitteln", wie ein geistreicher Schwede diese Religionsauffassung gekennzeichnet hat. — Ich glaube nun nicht, daß man die germanische Religion auf diesen Nenner bringen kann, auch die urtümliche nicht, so wenig ich glaube, daß man das Wesentliche der Mythologie auf Angstzustände, Atemnot, Epilepsie und sonstige Variationen von Geistesschwäche (s. o.) „zurückführen" kann. Eher möchte ich meinen — aber dies kann ich nun v. d. Leyen freilich nicht „beweisen" — daß der echte Mythos ein Kind hoher Geistes *stärke* ist. Und Stärke, nicht aber Angst, möchte ich auch in jenen Kulten sehen, bei denen die Lebendigen die Toten — ihre Toten — „darstellen". Ist es denn wirklich so sinnlos, wie es dem zivilisierten modernen Stadtmenschen vorkommen möchte, wenn erwachsene, vernünftige Menschen sich zu bestimmten festlichen Zeiten in einer Weise vermummten, die uns zunächst unbegreiflich fremd erscheint, und wenn sie nun *als* die Verstorbenen auftraten? Taten sie es wirklich „nur", um Branntwein und Speisen zu ergattern — oder hat es irgendeinen Sinn, wenn man diese „Toten" scheu, aber mit Ehrfurcht aufnahm? Kommt man zu einem wirklichen Verständnis dieser Bräuche, wenn man auf der Seite der Zuschauer bloß Furcht und auf der Seite der Kultträger nur Freude am Furchtverbreiten nebst Hunger und Durst annimmt? Oder ist der Kern dieser Vermummungen doch ein anderer: der Glaube, daß es ein Vorzug war, eine höhere Stufe des Lebens, vom Geist der verstorbenen Vorfahren so „erfüllt" und beseelt und getrieben zu werden, daß man sich gerade an den höchsten Festen mit ihnen *eins* wußte, in sie *verwandelt* wurde? Es ist nicht wahr, daß uns solche seelische Haltungen einer heroischen Verehrung unbegreiflicher bleiben müssen als epileptische Halluzinationen oder der ganze krause Apparat der „Vegetationsmagie". Nur hat sich die Wissenschaft in jener Epoche, der fast alle Religion als Seelenstörung galt, an solche „Deutungen" unserer Volksmythologie so sehr gewöhnt, daß ihr alles andere aus den Augen zu schwinden drohte. Ich teile nun nicht v. d. Leyens Glauben, daß mit jenen landläufigen Kategorien wie Furcht, Halluzination, Analogiezauber alles Wesentliche am Mythos und Kult aufgeklärt sei. Jene völlig andere „Kategorie", das eigentümlich „begeisterte" *Eins*-werden mit den verehrten Toten, läßt uns mit einmal Volksüberlieferungen von innen her verstehen, die dem Positivismus als eine chaotische Summe von unsinnigem Aberglauben galten.

Digitized by Google

Hochzeitsbrauch aus einem barocken Geschichtswerk.

Von Dr. Aloys Wannenmacher, Heidelberg.

M. Christophorus Hartknoch wird in seinem „Alt- und Neues / Preußen / oder / Preußischer Historien / Zwey Teile ... / Frankfurt und Leipzig 1684" mit den Erkenntnismitteln seiner Zeit beinahe unseren heutigen Anforderungen an die völkische Geschichtsschreibung gerecht. In einer Folge von Kapiteln behandelt er die geographische Lage Preußens, die Herkunft seiner Bewohner, deren Körperbeschaffenheit und Sprache. Dann geht er zur Beschreibung ihres Religionswesens über, zählt die altpreußischen Götter auf und die Feste des Jahres; er erzählt uns auch wie diese Feste gefeiert wurden, welche Tätigkeit die Priester dabei ausübten und gibt uns äußerst anschaulichen Bericht von alten Hochzeits- und Begräbnisbräuchen. Schließlich beschäftigt er sich noch mit den Formen des gemeinen Lebens, der Kriegsrüstung und Kampfesweise, um sein Werk mit einer Abhandlung über „der alten Preußen Republic und Regierung" zu krönen.

Hier soll nur eine Stilprobe aus Hartknochs Werk gegeben werden, die dem Volkskundler einmal wegen der genauen Beobachtung des Brauchtums, zum andern aber auch wegen der lebendigen Anschaulichkeit der Erzählweise Freude bereiten wird.

Heiratszeremonien.

Ehe wir diese materiam von dem Ehestand der alten Preußen zu Ende bringen / erachten wir der Mühe werth zu seyn / daß wir kürtzlich etwas von den Ceremonien / die sie bey Verlöbnussen und Hochzeiten gebrauchet / beyfügen. Nehmlich ehe die Braut von dem Bräutigam nach Hause geführet wurd / pflag sie alle ihre Anverwandten zum Gastmahl einzuladen. Wenn sie zusammen kommen / bat sie dieselbe nach der Mahlzeit / sie möchten sich gefallen lassen / mit ihr ihre Jungfrauschafft zu beweinen. Wenn sie dieses zu thun versprochen / so fieng die Braut ihr Klaglied mit großer Wehemuth an / und sagte diese Worte: O hue! ô hue! ô hue! wer wird doch hinfüro meinem Vatter und meiner Mutter das Beth machen? wer wird doch ihre Füße waschen? Mein liebstes Hündchen / mein liebstes Hühnchen / mein liebstes Schweinchen etc. wer wird euch doch hinfüro speisen?

Digitized by Google

Wenn dieſes alſo geſchehen / führten die Freunde die Braut zu deren Herd / da ſie wiederumb ihr Klaglied anhub / ohngefehr auff dieſe Weiſe: O hue, ô hue, ô hue, may mily Sovizty Panike etc. das iſt: Mein liebes, heiliges Feuer, wer wird dir hinfüro Holtz zutragen, damit der Vatter und die Mutter ihre alte und abgelebte Glieder mit deiner Wärme erfriſchen? wer wird dich hinfüro behüten und bewahren? Auff gleichen Schlag haben auch die Bluts-Verwandten geweinet und geklaget: dennoch ſo tröſteten ſie auch zugleich die Braut / und ermahneten ſie / daß ſie nicht allzu ſehr trauren ſolte. Wann nun die Braut auß ihres Vatters Haus ziehen ſolte / ſchicket ihr der Bräutigam einen Wagen / darauff ſetzte ſich die Braut / und ſobald ſie an die Gräntze des Orts kam / dahin ſie ſolte / ſo kam einer gerant / welcher in der einen Hand einen Brand Feuers / in der andern aber eine Kanne mit Bier hatte / randte alſo zu dreyenmahlen umb den Wagen / und ſprach zu der Braut: wie du das Feuer bey deinem Vatter verwahret haſt / alſo wirſt du es auch allhie thun. Darauff gab er der Braut zu trincken. Der Wagentreiber oder Fuhrmann / der die Pferde an dem Brautwagen regierte / und in ihrer Sprache Kellevvese hieße / war wohl bekleidet / und wenn er vor das Hauß des Bräutigams kam / fiel er bald von dem Pferde / und indem daß die Gäſte ſchryen / Kellevvese periothe, Kellevvese periothe, das iſt: der Wagentreiber kömbt / der Wagentreiber kömbt; lieff er ins Hauß / und ſetzte ſich mit einem Sprung auff den an die Thür dazu bereiteten / und mit einem Küſſen und Handtuch bedeckten Stuhl. Der Lohn dieſer Bemühung war das Handtuch / womit der Stuhl bedeckt war: Kam der Kellevvese aber nicht mit einem Sprung auff den Stuhl / ſo kriegte er greuliche Schläge / und wurde zur andern Thür hinauß geworfen. Wenn nun der Knecht oder Fuhrmann auff den Stuhl geſprungen / ſaß er darauff ſo lange / biß die Braut von denen anweſenden Gäſten hineingeführet ward / da ſtund der Fuhrmann auff / und die Braut ward auff den Stuhl geſetzet. Daſelbſt wurden die Ceremonien mit einem Trunck Bier angefangen / ſobald nun die Braut getruncken / führte man ſie umb den Heerd / da bracht der Kellevvese den Stuhl auff welchen die Braut wieder geſetzet wurd / damit man ihr die Füße waſchen möchte. Mit dem Fußwaſſer hat man hernach die Gäſte beſprenget / wie auch das Brautbette / das Viehe / und das gantze Hauß. Nach dem bande man der Braut / wie es auch bey vielen anderen Völkern gebräuchlich geweſen / die Augen zu / und ſchmieret ihr den Mund mit Honig / wenn dieſes verrichtet / führte man ſie vor alle Thöre im gantzen Hof / und der die Braut geführet / ſprach: Tränke, tränke, ſtoß an / ſtoß an / da mußte ſie mit dem Fuß ans Thor ſtoßen. Darauff gieng einer mit einem Sacke / welchen er mit allerhand Getreyde / als Korn / Gerſte / weißen Erbſen etc. angefüllet / herauß / und beſchittet vor allen Thören damit die Braut / und ſprach: Unſere Götter werden dir alles genug geben / dafern du in dem Glauben / in welchem deine Vorfahren geſtorben / bleiben / und deiner Haußhaltung mit allem Fleiße und gebührender Sorgfältigkeit vorſtehen wirſt. Nach dieſen Ceremonien allen / ward der Braut das flammeum, oder das Tuch von den Augen weggethan / und das Gaſtmahl zubereitet / Da ſie ſich dann alle zu Tiſch geſetzet / und biß in die ſpäre Nacht mit

Digitized by Google

Essen / Trinken / Spielen und Tantzen verweilet und ergetzet. In der Nacht, wenn man die Braut zu Bette geführet / schnit ihr einer von den nächsten Freunden die Haarlocken ab / die Frauens kamen aber umb sie her / und setzten ihr einen breiten Krantz auff / welcher mit einem weißen Tuch benehet war. Diesen Krantz nanten die Preußen nach ihrer Sprache abgloyte. Es hat aber mit diesem Krantz diese Beschaffenheit / daß ein jedes Weib denselben tragen mußte / so lange / biß sie einen Sohn zur Welt brachte. Deßwegen auch die Weiber sich dieser Worte bey Auffsetzung dieses Krantzes gebrauchet: die Mägdlein, die du trägest / seynd von deinem Fleische / bringest du aber ein Knäblein zur Welt / so ist deine Jungfrauschafft auß.

Darnach ward die Braut zu Bette gebracht / in welches sie nicht anders / als mit Fäusten und Prügeln wohl abgebleuet zu dem Bräutigam hineingeworffen ward. Unterdessen wurden Bocks-Nieren / bollen-Nieren / oder auch Nieren von einem Bären (testiculi) zugerichtet und gebraten / hernach dem Bräutigam und der Braut in dem Bette für einen Brauthanen vorgesetzt. Denn dadurch meinten sie / würde die Braut fruchtbahr werden / und viel Kinder gebähren. Umb eben der Ursach wegen ward auch kein außgeschnitten Vieh auff die Hochzeit geschlachtet / sondern es musten alle Böcke und Bollen seyn / damit die jungen Eheleute einen fruchtbaren Ehestand haben möchten. Nach dem Essen kamen die allervornehmsten und ehrlichste Weiber zu dem Bette / und unterrichteten die Braut etwas näher / wie sie sich in ihrem Ehestande verhalten solte. Auff den andern Morgen musten die jungen Eheleute vor aller andern Speise das / was von dem Brauthanen übrig war / aufessen / und hernach erst nach der andern Speise greiffen. Von diesen Gebräuchen / die wir biß her erzehlet / wurden viel auch noch zu der Creutzherren Zeiten angemercket: Ja auch noch heut zu Tage seynd die oben angeführte Klag-lieder in dem Groß-Fürstenthum Littauen noch allenthalben unter dem Landvolk gebräuchlich / daß man also wahrnehmen kan / wie schwer ein Gebrauch / wann er einmahl recht eingewurtzelt / zu heben und abzubringen sey.

Digitized by Google

Kleinere Mitteilungen.

Hans Hahne

ist im Jahre 1875 in Sachsen geboren und an Lichtmeß 1935 gestorben. Er studierte Medizin, dann Vorgeschichte und Volkskunde. Später wurde er der Leiter der Landesanstalt für Vorgeschichte in Halle a. S. 1933 wurde er vom preußischen Kultusminister zum o. Professor für Volkheitkunde ernannt.

Unter Volkheitkunde verstand Hahne dasselbe, was wir in Heidelberg mit Volkskunde umfassen: Erforschen deutscher Art, wie sie seit der Frühgeschichte nachweisbar ist und als das Ewige in uns immer weiterlebt und bestimmend ist für unser Geschick.

Hahne sucht in seinem Institut deutsches Volksleben anschaulich zu machen und aus seinen tiefsten Regungen zu verstehen. Mit jungen Volksgenossen wurden Tänze und Spiele aufgeführt, die den Jahreslauf und andere Erscheinungen unseres Brauchtums lebendig machen sollten.

Wer einmal solche Spiele und Hans Hahne mit seiner Frau mitten drin in der Landesanstalt in Halle erleben durfte, wird das Empfinden haben, daß hier Geschichte und Gegenwart sich die Hand reichen und deutsches Volkstum frisch und lebendig empfunden wird. Drum ehren wir allezeit den Meister dieses Gestaltens, Hans Hahne.

Rudolf Much.

Rudolf Much ist am 7. Oktober 1862 in Wien geboren und am 8. März 1936 dort gestorben. Durch seinen Vater war er schon in jungen Jahren zu Arbeiten über die germanische Frühgeschichte und zu Ausgrabungen angeregt worden. Seine Hauptarbeit galt durch das ganze Leben der Erforschung des Lebens und Werdens der Germanen. Von der Sprachwissenschaft, von der Sachforschung, von der Volkskunde her, suchte er mit feinem Spürsinn, großer Gelehrsamkeit und ungeheurem Fleiß die Geschichte und Eigenart unseres Volkes zu erhellen. Und was das Kostbarste bei Muchs Arbeiten ist, bei allem Ernst des Forschens, bei aller Gediegenheit und, wenn es durch den Stoff gegeben war, auch bei aller Trockenheit der Auseinandersetzung spürt man den Herzschlag eines Mannes, der mit inniger Anteilnahme und herzlicher Wärme arbeitet. Im Leben und Forschen war Much ein aufrechter, deutscher Mann, der immer mit dem Herzen dabei war, wenn das Hirn dachte. So wie Much die Germanen erforschte, kann nur ein Mensch arbeiten, der mit seinem ganzen Blute Germane ist.

Für die Erforschung des deutschen Volkstums hat Much wesentliche Grundlagen gelegt. Drum wird er uns immer gegenwärtig sein.

Volksglaube aus Tirol.

Aus dem Nachlaß von Karl Wohlgemuth.

Die echte Alraune ist eine mächtige Zauberwurzel. Sie besteht aus einem bis zu einem Dezimeter langen, behaarten Würzelchen von brauner Farbe, welches nur in der höchsten Gebirgsregion von Jägern oder Sennen, aber auch nur ganz

Digitized by Google

selten, gefunden wird. Die echte Alraune wird im Hause sorgsam aufbewahrt und noch vielfach abergläubisch verwendet.

Wenn das Vieh „vermeint" oder „beschrieen" ist, so hängt man ihm die Alraune um den Hals, worauf der Zauber weichen muß.

Besonders geschätzt ist die Doppel-Alraune mit zwei Füßen.

Zum Unterschied von der echten Alraune heißt die wilde Alraune auch Allermanns-Harnischwurzel; dieselbe wird schon in niedrigeren Gebirgsregionen gefunden und ist von bedeutend dunklerer Färbung als die echte Alraunwurzel. Am Leib getragen, macht sie den Menschen stich- und kugelfest.

Im Sarntal wird die Alraune auch Galgenmannl genannt.

Der Holler oder Holunderstrauch wird häufig beim Haus gehalten, weil er Glück bedeutet. Ein Hollerzweig, auf ein Grab gesteckt, grünt fort.

Hollunderholz ist den Hexen zuwider (Mühlwaldtal).

Trudenfüße nennt man kleine Waldwurzeln in Gestalt von Klauen oder Pratzen, welche man früher gegen das Alpdrücken der Trude ins Essen mengte.

Der Dreißgenstrauß besteht aus aromatischen Planetenkräutern, welche in Wald, Wiese und im Hausgarten gesammelt werden. Der Bauer läßt seinen Dreißgenstrauß bei der Kräuterweihe am Unser Hohen Frauentag (15. August) in der Kirche benedizieren; dann wird er das ganze Jahr hindurch im Hause aufbewahrt und gegen böse Hexenwetter in das Herdfeuer geworfen.

Die Pfaffeneisen sind außergewöhnlich kleine, uralte Hufeisen, welche noch hin und wieder im Boden der Wälder von Pfunders und Wals im Pustertal gefunden werden. Sie stammen nach dem Volksglauben von den Pfaffenrössern; denn böse „Widdum-Häuserinnen" (Pfarrerköchinnen) wurden nach ihrem Tode in Pfaffenrösser verwandelt. Aus den Pfaffeneisen verfertigten die Schmiede glückbringende Raufringe, welche von den „Robblern" hochbegehrt und sogar in der Kirche geweiht wurden.

Eine germanische Vorstellung und ein darauf beruhender Brauch.

Von Dr. Fr. Losch, Ulm (†).

Saxo sagt im ersten Buch der Gesta Danorum, bei Holder, Seite 10 unten: Lecturi regem veteres affixis humo saxis insistere suffragiaque promere consueverant, subiectorum lapidum firmitate facti constantiam ominaturi. Jantzen übersetzt: „Wenn die Alten einen König wählen wollten, so pflegten sie sich auf Felsstücke, die im Boden steckten (besser: auf im Boden festgemachte Steinplatten), zu stellen und so ihre Stimmen abzugeben, um durch die Festigkeit der Steine unter ihnen die Dauer ihrer Tat anzudeuten." Er merkt dazu an: „Dieser Brauch, von dem sonst nichts erwähnt wird, scheint ebenso wie seine Deutung eine Erfindung Saxos zu sein." Saxo aber hebt in seiner Vorrede ausdrücklich hervor: praesens opus non nugacem sermonis luculentiam, sed fidelem vetustatis notitiam pollicetur, Jantzen: „Das vorliegende Werk verspricht nicht eine oberflächliche Unterhaltung, sondern treue Kenntnis des Altertums." Saxo macht also Anspruch auf Zuverlässigkeit seiner Angaben. Daß diese auch bei der angeführten Stelle zutrifft, dazu kann ich vier Belege anführen.

1. In Grogaldr, dem Zaubersang der Groa, sagt diese, nachdem sie, die Tote im Grab, neun Sprüche dem Sohne gegen allerlei Gefahren auf seiner bevorstehenden Fahrt gesprochen, Str. 15: auf erdfestem Steine stund ich inner der Tür, während ich dir die Sprüche sprach (oder: den Zauber sang, galdra gól). Auch

Digitized by Google

Gering trifft nicht den richtigen Sinn, wenn er übersetzt: „Auf den Stein gestützt stand ich am Tore", und anmerkt: „Gemeint ist einer der Steine, mit denen die Grabkammer ausgesetzt war", denn á iardhfostum steini stódh ek besagt unzweideutig, daß sie auf einem in der Erde festen Steine stund.

2. Ein deutscher Segenspruch beginnt:

Ich stelle mich auf einen harten Stein,
ich habe Klag an meinem Bein usw.

Das Stehen auf dem Stein beim Sprechen des Spruches soll dessen Wirkung verbürgen und verstärken.

3. Im Rother (um 1150) heißt es von dem König, als seine abgesandten Werbeboten nicht zurückkehren, 448—456:

Rother uf eime steine saz,
we trurich ime sin herze was!
dre tage unde drie nacht,
daz er zo niemanne nicht nesprach,
wene daz her allez dachte,
we er kumen mochte
zo Kriechin in daz lant,
da er hete gesant
manigin boten herlich.

Hier soll das Sitzen auf einem Stein als feierliche Handlung einmal alle unberufene Störung abhalten, sodann die Gottheit zur Erhörung einer Herzensklage bewegen.

4. Ein schwäbischer Kinderreigen von Mariechen und dem stolzen Fähnderich, der ihr das Messer durch das Herz sticht, beginnt:

Mariechen saß auf einem Stein.
Dann heißt es: Mariechen, warum weinest du?

In Ahnung des Kommenden hatte sie auf dem Stein Schutz und Erhörung ihrer Klage gesucht. Durch ihren Tod auf dem Stein wird dieser gewissermaßen zum Opferstein.

Aus allen diesen Beispielen geht hervor, daß das Stehen oder Sitzen auf dem Stein das Gesprochene oder im Herzen Bewegte mit besonderem Nachdruck versehen und wahrscheinlich die Gegenwart der bestätigenden oder hilfreichen Gottheit verbürgen soll. Der einfache Stein vertritt gewissermaßen ein Gotteshaus.

Friedrich Losch ist gestorben. Auf seine Arbeiten und sein der Forschung gewidmetes Leben werde ich im nächsten Heft eingehen. Eugen Fehrle.

Eigentumsüberweisung. 1768.

Bei der Bearbeitung der Flurnamen der Gemeinde Peterstal bei Heidelberg stieß ich auf nachstehende Eigentumsüberweisung vom Jahre 1768. Die im Verlaufe von ungefähr fünfzig Jahren zu einer kleinen Gemeinde von 25 Familien mit 112 Seelen angewachsene ehemalige Glashütte wurde zu diesem Zeitpunkt an die kurfürstliche Hofkammer in Mannheim übergeben.

Die Glashütte wurde 1710 von dem Glasmacher Peter Wenzel im Tal des östlichen Steinbachs erbaut. Da sich der Betrieb lohnte, errichtete ein Major von

Digitized by Google

Jungken 1719 eine weitere Glashütte. Doch der nunmehr einsetzende Raubbau in den Wäldern veranlaßte die kurfürstliche Hofkammer zu einem Verbot des Glasbrennens. So kam es, daß die Erbbeständer trotz zeitweiliger Brennerlaubnis und erneuter Holzzuweisung ihre Pachtzinsen nicht mehr bezahlen konnten. Peter Wenzel verschuldete schließlich immer mehr, besonders da er 1735 den Anteil des verstorbenen Majors von Jungken erhielt und dazu Geld aufnehmen mußte. Nach seinem 1743 erfolgten Tode führte seine Witwe mit den Kindern die Glashütte weiter, konnte aber keineswegs von den Schulden loskommen, da Einquartierung, Unwetter und zeitweiliges Brennverbot wohl Ausgaben, aber keinerlei Einnahmen brachten.

So waren die Peter Wenzelschen Erben gezwungen, die Glashütte zu verkaufen. Das Jesuitenkollegium in Heidelberg bot 15 000 fl., aber die Zentgrafen waren gegen den Verkauf und wollten eine Versteigerung veranlassen. Auf ein Bittgesuch der Erbbeständer an die Hofkammer beschloß diese im Jahre 1768 den heimlichen Rückkauf gegen die Zentgenossenschaft. Am 6. August erfolgte dann die Eigentumsübergabe an die Kurpfalz.

Nachstehend zwei Aktenstücke der Spezialakten Peterstal im Generallandesarchiv Karlsruhe.

Actum Mannheim, den 4. August 1768.

Am 6. August ist durch Herrn Hofkammerrat und Fiscal Manbisson mit Hinzuziehung des kaiserlichen Notariaten Helm und den Wentzelischen Bevollmächtigten in aller Stille von der Glashütte Besitz zu ergreifen.

Actum auf der Glashütte[1], den 6. August 1768.

Die verschiedenen Teilnehmer der Commission trafen sich auf dem Harlaß, dazu zwei Zeugen, und nun ging es gemeinsam zur Glashütte. Beim ersten Grenzstein wurden die verschiedenen Formalitäten erledigt, das Gebiet von den Wentzelschen Erben an den Churfürsten übergeben, indem man an den, den Grenzstein umwachsenen Hecken und Sträuchern mit allseitiger Einwilligung Zweiglein abbrach.

Ferner hat man von den Häusern Besitz ergriffen, indem Coarius der Gewohnheit nach ein Feuer auf dem Herd angemacht und wiederum ausgelöschet.

Weiter ist man auf einen Platz gegangen, wo man die zur Glashütte gehörige Waldung einigermaßen übersehen konnte. Hier hat der Coarius in Gegenwart der Bevollmächtigten, die Abtretung des Besitzes an den Churfürsten wiederholt, den Besitz dadurch ergriffen, daß er einen Baum gefällt hat, und denselben dem nächststehenden Bauern schenkte.

Dann hat man sich auf die Wiesen verfügt, erst selbst Gras gemäht, und dann andern befohlen Gras zu mähen.

Dann wurde als Zeichen der Besitzergreifung an der Haustür ein Stück herausgeschnitten.

Zum Schluß, nachdem man auf dem Ackerfeld selbst gepflügt hatte, wurden noch verschiedene Grenzsteine des Waldes abgeschritten und die Besitzergreifung dadurch wiederholt, daß man jedesmal ein Astlein an einem Baum abgerissen hat.

Ziegelhausen (Neckar). Reinhard Hoppe.

Druckfehlerberichtigung:

Auf Seite 88, Jahrgang 1935 dieser Zeitschrift unter der Mitte muß es heißen: für einen treulosen Tropf. F.

---

[1] Zwar taucht 1756 zum erstenmal der Name Peterstal auf, doch noch heute wird das Dorf im Volksmund nur „die Glashütte" genannt.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

Hans Günther, **Rassenkunde des deutschen Volkes**, 78.—84. Tausend, mit 580 Abbildungen und 29 Tafeln, 509 S. München, J. F. Lehmann, 1934.

Günthers Buch behandelt die Rassenfrage nicht im engeren Sinne. Kulturgeschichtliche und volkskundliche Aufgaben werden in Menge gestellt, berührt oder behandelt. Immer wieder ist auch der Volkskundeforscher angeregt, hier mitzuarbeiten und auszubauen. Deshalb sollte das Buch in keiner volkskundlichen Bücherei fehlen.

Ernst Krieck, **Nationalsozialistische Erziehung**, begründet aus der Philosophie der Erziehung. A. W. Zickfeldt, Osterwieck am Harz, 1933. 68 S.

Krieck gliedert seinen Stoff folgendermaßen: Erziehung, Wachstum und Volk, Erziehung und Volksordnungen, Zucht, Bildung, Völkische Bildung, Bildungssysteme, Bildungsverfassung im nationalsozialistischen Staat, Was ist Philosophie der Erziehung? Das Erfreuliche in Kriecks Schrift ist das: Wir sehen, daß Philosophie und Erziehung nicht trennbar sind. Philosophie ist ihm nicht eitle Spekulation, sondern hat ein großes Ziel: Erziehung zum deutschen Menschen.

Uns trägt ein Glaube, Verse aus der deutschen Revolution, gesammelt von W. Stammler und R. Westermann. (Hirts Deutsche Sammlung, Literarische Abteilung. Gruppe I, Band 12.) Breslau, Ferdinand Hirt, 1934. 64 S.

Eine schöne Sammlung von Gedichten, die auf gärendes und werdendes Volktum des Dritten Reiches hinweisen.

Frühe Deutschheit, Denkmäler deutscher Dichtung und Prosa von der Völkerwanderung bis zu den Karolingern und Ottonen. Übersetzt von Wolfg. Stammler. Mit 10 Bildern und Proben alter Handschriften. (Hirts Deutsche Sammlung, Literarische Abteilung, Gruppe VI, Band 7.) Breslau, Ferdinand Hirt. 40 S.

Die Auswahl ist gut; sie enthält: Hildebrandslied, Ludwigslied, Merseburger Zauberspruche, Rätsel, Versbeispiele aus Notkers „Redekunst", Segen und Beschwörungen, Altsächsisches Taufgelöbnis, Wessobrunner Gebet, Muspilli, Heliand, Otfrieds Evangelienbuch, Augsburger Gebet, Petruslied.

In der gleichen Reihe erscheinen: **Eddalieder—Eddasprüche.** Eine Auswahl von Dr. Paul Gerhardt Beyer.

Auch diese Auswahl ist gut. Sie enthält: Wölund der Schmied, Der Drachenhort, Gudrun und Atli, Yggdrasil, Walas Weisheit, Thors Hammer und Sprüche.

Aus der gleichen Sammlung: Houston Stewart Chamberlain, **Auswahl aus seinen Werken**, ausgewählt von Hardy L. Schmidt.

Aus verschiedenen Schriften Chamberlains wird hier eine gute Auslese getroffen.

Digitized by Google

K. Kollnig, **Bauerntum vor den Toren der Großstadt,** Mannheim-Seckenheim, G. Zimmermann, 1935. 60 S.

Der Verfasser gliedert seine Arbeit in 5 Abschnitte:

1. Heimatboden und Landwirtschaft (Gemarkung, Flurnamen, Rechts- und Wirtschaftslage, Landwirtschaft). 2. Der Bauer und sein Dorf (Dorfanlage und Bauernhaus, Familiennamen, Bauer und Dorfgemeinschaft, Bäuerliche Sprache). 3. Dorfgeschichten. 4. Pfälzische Siedler im deutschen Osten. 5. Bauerntum vor den Toren der Großstadt.

Die Einblicke in das Dorfleben und seine Geschichte sind lehrreich und anziehend.

H. Jordan und K. Gröber, **Das Lindauer Heimatmuseum.** Augsburg, Benno Filser 1932. 54 S.

Der übersichtliche Führer enthält viele gut wiedergegebene Abbildungen und gibt schöne Beiträge zur Volkskunst.

Hermann Vischer, **Zur Geschichte von Neckarelz-Diedesheim.** 1. Geschichte von Neckarelz-Diedesheim bis zur Reformation. 2. Bilder aus der Geschichte der evangelischen Gemeinde Neckarelz-Diedesheim von der Reformation bis 1722. Friedrich Schulze, Heidelberg 1935. 166 S.

Diese Geschichtsdarstellung beruht auf gründlicher Durchforschung der Akten und einschlägigen Schriften. Für Bauerngeschichte, soziale Verhältnisse, Flurnamen- und Familienforschung ist die gediegene Arbeit Vischers wichtig.

Oskar Kilian, **Die Mundarten zwischen Schutter und Rench.** (Vogel Greif, Arbeiten über Mundart und Volkstum Südwestdeutschlands. Herausg. v. Ernst Ochs, Heft 6.) Moritz Schauenburg, Lahr 1935. 68 S.

Behandelt sind die Selbstlaute, Mitlaute, Wortgrenzen, Sprachgrenzen und ihre Ursachen. Dabei sind die geschichtlichen, kirchlichen, natürlichen Grenzen und die Gaugrenzen und zum Schluß die Wirkung des Verkehrs auf die Sprachveränderungen behandelt. Die Arbeit ist ein gediegener Beitrag zur Kulturgeschichte der Landschaft am Oberrhein.

Walter Zimmermann, **Wunderliche Krankheitsnamen aus Baden.** Sonderdruck aus der süddeutschen Apothekerzeitung, Jahrgang 1935, Verlag Südd. Apothekerzeitung, Stuttgart 1936, S. 1—48.

Der um die Erforschung der Volksheilkunde, besonders volkstümlicher Pflanzennamen sehr verdiente Apotheker Z. gibt hier eine neue, wertvolle Zusammenstellung. Sie ist, wie die übrigen Arbeiten Z's., gründlich und gediegen.

Eugen Fehrle.

Hans Teske, **Walther von der Vogelweide,** Colemans kleine Biographien, Nr. 49. Lübeck 1934. 46 S.

Die Schrift sei deshalb hier empfohlen, weil sie gut und übersichtlich alles zusammenfaßt, was über den „Sänger des deutschen Reiches" gesagt werden kann. Besonders deutlich und offen wird die Stellung des Papsttums herausgestellt. Die Lage des Reichs und der Dichtung ist ansprechend geschildert, über den Hintergrund des Waltherschen Stellungswechsels kann man geteilter Meinung sein; Rücksicht auf das Reich stand nicht allein dahinter, so gern wir dies heute so sehen möchten. Schade, daß uns der Minnesänger vorenthalten bleibt. H. Eckert.

Friedrich Kluge, **Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache,** 11. Auflage mit Unterstützung durch Wolfgang Krause, bearbeitet von Alfred Götze. Berlin, Walter de Gruyter, 1934. 740 S.

Digitized by Google

Dieses Buch ist eines der besten und brauchbarsten seiner Art, das zeigt schon die hohe Auflage. In der neuen Ausgabe von Alfred Götze übertrifft das Wörterbuch die früheren Auflagen an äußerem Umfang beträchtlich. Die Darlegungen sind dem Fortschritt der Sprachwissenschaft entsprechend stark vermehrt worden. Die Erklärung der deutschen Wörter ist bei aller Kürze doch ausreichend zum Nachschlagen. Erfreulicherweise sind öfters Literaturangaben beigefügt. Den Neubau der Sprachwissenschaft merkt man auf jeder Seite. Auch beim Studium der Volkskunde wird man dieses Wörterbuch nicht missen wollen. Man bekommt für die ganze deutsche Literaturgeschichte die wertvollsten Anregungen und Auskünfte.

Severin Rüttgers, **Das Buch der Gottesfreunde.** Vom Leben und Leiden, Kämpfen und Siegen heiliger Menschen. Dem Volk und der Jugend erzählt. Mit Bildern von Tilde Eisgruber. VI und 240 S., 9 Bildertafeln. Freiburg i. Br. 1931, Herder. 4,50 RM., in Leinwand 6,10 RM.

Die Legende ist in frommen Familien früher viel gelesen worden. Das Zeitalter der Aufklärung hat sie beiseite gedrängt, weil sie der „historischen Kritik" nicht standhalte und die Geschichte verfälsche. Heute wissen wir, daß die Legende keine Geschichte sein will, sondern eine volkstümliche Dichtung ist, die das Glorreiche in der Handlungsweise christlicher Bekenner darstellt und ausmalt. Die Legende steht zwischen Sage und Märchen.

R. versteht es, die Legenden volkstümlich zu erzählen. Seine Sammlung ist geeignet, in katholischen Familien ein beliebtes Hausbuch zu werden.

Wilhelm Sieglin, **Die blonden Haare der indogermanischen Völker des Altertums.** Eine Sammlung der antiken Zeugnisse als Beitrag zur Indogermanenfrage. München, J. F. Lehmann, 1935. 151 S. Geh. 6,50 RM., geb. 8 RM.

Diese sachlich-nüchterne Zusammenstellung über die Blondheit der Indogermanen ist ein wichtiger Beitrag zur Rassenkunde und Beurteilung der arischen Völker. Sie wirkt überzeugend und zeigt klar, daß in der guten Zeit unserer Brudervölker blonde Haare als Schönheitsideal galten.

Manche Stellen könnten im Sinne Sieglins noch mehr ausgewertet werden. Aber es kommt hier zunächst auf die Gesamtwirkung an. Und diese ist erreicht.

Eugen Fehrle.

A. Spamer, **Deutsche Fastnachtsbräuche.** Jena 1936, Verlag E. Diederichs, 72 S.

Verlag und Herausgeber dürfen zu dieser neuen Reihe: Volksart und Volksbrauch, herausgegeben von A. Spamer, beglückwünscht werden. Spamers Buch ist ein wirklich guter Auftakt, sowohl in Hinblick auf Inhalt und Anordnung als auch auf Ausstattung. Selbst wer gerne den ursprünglichen bäuerlich-erdgebundenen Grundcharakter der Fastnacht etwas mehr herausgestellt sehen möchte, wird dankbar anerkennen, daß diese Arbeit doch insgesamt einen umfassenden Einblick in Grundform und Erscheinungsbild, Grundhaltung und Sinndeutung des Fastnachtsbrauchtums sowie seine Spiegelung im Volksbewußtsein und im Schrifttum vermittelt.

F. Walter, **August Becker und die Volkskunde.** Eingeleitet und herausgegeben von Albert Becker. Veröffentlichungen der pfälzischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften, Band 18. Speyer 1931, 73 S. und 7 Bildtafeln.

Diese Arbeit bietet einen guten Überblick über die volksverbundene und volkskundliche Darstellungsweise August Beckers (1828—1891). Alle diejenigen, die August Becker nur als Verfasser des Buches „Die Pfalz und die Pfälzer" (1858;

Digitized by Google

1924[3]) oder als Verfasser von Romanen und Erzählungen kennen, erhalten durch diese Zusammenstellung aus seinen Schriften sowie durch die Einleitung nicht nur eine begrüßenswerte Bereicherung ihrer Vorstellung vom Menschen und Schriftsteller August Becker, sondern auch eine vertiefte Kenntnis von Mensch und Landschaft der Westmark.

Albert Becker, **Das Hutten-Sickingen-Bild.** Heidelberg 1936, Selbstverlag, 40 S.

Albert Becker hat es in dieser Studie mit gleichem Geschick verstanden, alle literarischen Niederschläge zu verwerten, nähere und fernere Einzelzüge in das Bild einzuordnen, wie auch das Überlieferungsbild im Volksbewußtsein nachzuzeichnen.

Heidelberg. Siegfried Hardung.

Karl Lohmeyer, **Die Sagen von der Saar, Blies, Nahe, vom Hunsrück, Soon- und Hochwald.** Zugleich dritte, weit mehr als verdoppelte Auflage der Sagen des Saarbrücker und Birkenfelder Landes. Druck und Verlag Gebrüder Hofer AG., Saarbrücken 1935, 616 S., Preis geb. 5 RM.

Karl Lohmeyer, in dem wir vielleicht mehr den Kunstgeschichtler zu sehen gewohnt sind, kehrt hier zu seiner ersten Liebe, der Volkskunde, zurück. Er ist wie früher schon mit der Bearbeitung von Birkenfelder Kirchenbüchern (1908), so hier in jahrzehntelanger Sammeltätigkeit den Volksüberlieferungen seiner saarländischen Heimat nachgegangen und legt uns als stattlichen Band das Ergebnis dieser von vielen unterstützten, rastlosen Arbeit vor. Man ist erstaunt, das schlanke Büchlein von 1920 nun zu einem wohlbeleibten Werk angewachsen zu sehen, das aber auch heute nicht zu satter Ruhe sich zurückziehen möchte, sondern die neuhinzugekommenen Gebiete und damit das ganze Land zwischen Saar, Blies, Glan, Nahe, Rhein und Mosel zu weiterem Sammeleifer aufruft. Zahlreiche Nachweise und eine Reihe von guten Bildbeigaben erhöhen den Reiz des schönen Buches, für uns ein neues Zeugnis des deutschen Geistes unserer Westmark. Der bekannte Verlag hat dem Bande ein würdiges und überaus ansprechendes Gewand mit auf den Weg gegeben.

Heidelberg. Albert Becker.

Konrad Günther, **Deutsches Naturleben.** Stuttgart, J. F. Steinkopf, 319 S.

Als Ziel dieses Buches wird in seiner Ankündigung genannt: „In unserm von den Vorfahren ererbten Blut soll germanisch-deutsches Naturfühlen wieder lebendig werden ..., die grüne Natur um uns soll wieder zu uns sprechen, wie sie in der Vorzeit geredet hat, als sie dem jugendlichen Volke Sagen, Märchen und Lieder eingab und in all den folgenden Jahrhunderten deutscher Geschichte unseren Künstlern artgemäße Werke." Günther teilt seinen Stoff in die Abschnitte: Germania renata, das Kind, das Weib, der Mann, Erdgebundenheit, das Baumerlebnis, das Tier, Natur als Vorbild, Natur als Mythus, Spannung und Ausgleich, Natur als Wirken, Naturerleben im christlichen Deutschland.

Die Brüder Grimm, Ewiges Deutschland. Ihr Werk im Grundriß, herausgegeben von W. Peuckert. Leipzig, Alfred Kröner Verlag, 462 S., 4 RM.

Die Auswahl aus den Schriften der Brüder Grimm ist sehr gut und gibt einen Überblick über ihr ganzes Schaffen und dabei Einsicht in jene, auch für uns heute so bedeutsame Zeit des Wiederauflebens deutschen Volkstums. Dort liegen die Anfänge unserer Wissenschaft, und diejenigen, die damals zu deutschem Volkstum geführt haben, können auch jetzt noch uns den Weg zeigen, vorab die Brüder Grimm.

Digitized by Google

Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, 6. Band, 1728 Spalten. Herausgegeben von Hanns Bächthold-Stäubli. Walter de Gruyter, Berlin 1934—35.

Der 6. Band des Handwörterbuchs umfaßt die Wörter Mauerpfeffer bis Pflugbrot. Er enthält wieder eine Menge Stoff für volkskundliche Arbeit, auch Aufsätze, die man vielleicht nicht ohne weiteres in einem volkskundlichen Nachschlagewerk sucht. Ich führe beliebig einige Stichwörter an: Maus, Megalithbauten, Meineid, Melken, Menschenopfer, Milch, Milchhexe, Mistel, Mittag, Mitternacht, Monat, Mond, Musik, Mythologie und Mythus, Nacht, nackt, Name, Nerthus (hier wäre für den Volkskundler noch manches zu sagen, vergleiche meine Germaniaausgabe, S. 105 ff.), Neujahr, Nikolaus, nüchtern, Ofen, Orakel, Ostara, Ostern, Paradies, Pfeife, Pferd, Pfingsten, Pflug. Wie bisher sind die Artikel verschieden an Wert. Im ganzen ist das Werk für den Volkskundler unentbehrlich.

W. Gaerte, **Altgermanisches Brauchtum auf nordischen Steinbildern.** Leipzig 1935, Curt Kabitzsch Verlag. Band I, mit 195 Abbildungen.

Gaerte unternimmt den Versuch, viele der Felsritzungen in Norwegen und Schweden, für die man bisher keine Erklärung fand, aus dem noch lebenden germanisch-deutschen Volkstum zu erklären. Viele werden zunächst die Frage stellen, ob dieses Vorgehen an sich zu rechtfertigen ist, d. h. ob wir Bräuche der nordgermanischen Bronze- und Eisenzeit und germanisch-deutsches Volkstum der Neuzeit zusammenbringen dürfen. Diese Frage wird man unbedingt bejahen; denn wir können in vielen Fällen nachweisen, daß die Äußerungen des Volkstums durch Jahrhunderte dieselben geblieben sind. Lesen wir in den Schriften der Humanisten, z. B. des Johannes Boheme, so finden wir Volksbräuche, die heute noch in derselben Form leben. So gut wie sie vor 400 Jahren lebten, können sie weitere 400 und wieder 400 Jahre schon gelebt haben. Denn sie sind aus der germanisch-deutschen Volksseele erwachsen und überdauern deshalb Kultur- und Zivilisationsformen. Gaertes Forschungsart wird man deshalb begrüßen, sicher wird manche Frage über die nordischen Felsritzungen auf solche Weise gelöst werden können. Daß manche Ausführungen Gaertes noch keine Lösung, sondern nur ein Versuch dazu sind, ist selbstverständlich. Aber es ist schon zu begrüßen, daß Versuche in dieser Art gemacht werden und man so zu den Ursprüngen unserer Kultur zu kommen sucht und nicht nur immer zu zeigen sich bemüht, welche Einflüsse vom Orient oder sonst woher vielleicht des Rätsels Lösung bringen könnten.

Fr. Langewiesche, **Sinnbilder germanischen Glaubens im Wittekindsland.** 250 Bilder und 60 Kleinzeichnungen bäuerlicher Handwerkskunst (insonderheit Holzschnitzkunst) und heimischer Vorzeitfunde. Eberswalde 1935, Verlag von Hanns Langewiesche.

Langewiesches Buch bringt richtige Belege. Er hat Volksbrauch und Volksglauben, wie er seit uralten Zeiten bis heute weiterlebt, in wundervollen Bildern dargestellt. Mag auch dies und jenes von seinen Erklärungsversuchen noch keine endgültige Lösung bedeuten, so ist es schon sehr verdienstvoll, die Fragen richtig gestellt und auf solch wertvolle Zeugnisse deutschen Volkstums hingewiesen zu haben.

W. Hellpach, **Volkstum der Großstadt.**

In einem eingehenden Aufsatz hat im Februar 1935 in Velhagen & Klasings Monatsheften der Heidelberger Professor Hellpach auf dieses so viel behandelte Thema der Volkskunde hingewiesen mit guten Bemerkungen, die Bearbeitern solcher Fragen nützlich sein können.

Digitized by Google

Ludw. Ferd. Clauß, **Als Beduine unter Beduinen,** mit 26 Bildern nach eigenen Aufnahmen des Verfassers und einem Titelbild. Freiburg 1933, Herder-Verlag, 114 S.

Clauß hat bei den Beduinen Studien gemacht, die wertvoll sind für seine rassischen Beobachtungen auch bei uns. Seine Aufnahmen sind sehr gut und seine Ausführungen lehrreich.

Eilert Pastor, **Deutsche Volksweisheit in Wetterregeln und Bauernsprüchen,** mit 56 Abbildungen. Berlin SW 11, Deutsche Buchhandlung, 454 S.

Pastors Sammlung ist sehr reichhaltig, gut gegliedert und deshalb wertvoll. Ein ausführliches Namen- und Sachverzeichnis erleichtert die wissenschaftliche Benutzung. Für die Welt des Bauern und seine seelische Haltung geben die Sprüche schöne Beispiele. Für die geschichtliche Herleitung dieser Bauernweisheit müßten die griechischen Geoponiker beigezogen werden, denn sie haben auch auf unser Schrifttum über das Bauernleben stark eingewirkt. Manche Einseitigkeit der Herleitung könnte bei Berücksichtigung dieses Sammelwerkes vermieden werden. Mit manchen Bemerkungen allgemeiner Art kann ich mich nicht einverstanden erklären.

Germanien, Monatsschrift für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens, Zeitschrift der „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte", Detmold, Bandelstraße 7. Leipzig, Verlag K. F. Köhler.

Diese Zeitschrift will Laien und Forscher bekannt machen mit der germanischen Frühgeschichte. Sie unterrichtet über Fortschritte in der germanischen Vorgeschichte und über einzelne Gebiete des Volkstums der Frühzeit. Deshalb hat sie auch für den Volkskundler Bedeutung.

Unsere Heimat, Blätter für saarländisch-pfälzisches Volkstum. Herausgegeben vom Volksbildungsverband Pfalz-Saar. Westmarkverlag Heidelberg.

Kleinere Heimatblätter, wie „Unsere Saar", die Zeitschrift des Pfälzerwaldvereins und andere haben sich verbunden zu dieser neuen Zeitschrift. Sie soll das Volkstum als die lebendige Grundlage aller Kultur herausstellen und auf den einfachen Grundlagen von Landschaft, Stamm, Geschichte, Brauchtum, Sitte, Mundart und Sprache am lebendigen Gesamtbild unserer Heimat bauen. Besonders soll sie die landsmannschaftliche Verbundenheit aller Pfälzer und Saarländer in der Heimat und im Reich und darüber hinaus in aller Welt pflegen und fördern, indem sie jedem schaffenden Volksgenossen etwas von seiner Heimat erzählt und in jedes Haus und jede Familie den Gruß der gesamten Westmark bringt. Die bisher erschienenen Hefte sind gut und verheißungsvoll. Wir wünschen der neuen Zeitschrift Glück auf ihrem Lebensgang.

Oscar Almgren, **Nordische Felszeichnungen als religiöse Urkunden.** Autorisierte Übersetzung aus dem Schwedischen von Sigrid Brancken, 378 S. mit 165 Abbildungen im Text. Frankfurt a. M. 1934, Moritz Diesterweg.

Almgrens Buch war in seiner schwedischen Fassung nur wenig in Deutschland bekannt, ist aber durch die deutsche Übersetzung viel gebraucht und hat wertvolle Anregungen gebracht. Das Buch ist für uns die Grundlage für die Erforschung der Sitten und Bräuche, die auf den Felsritzungen in den nordischen Ländern überliefert sind. Kein Volkskundler wird an dem Buch vorbeigehen können, wenn er auf dem Standpunkt steht, daß Volkstum etwas Unvergängliches ist und deshalb in seinen wesentlichen Bestandteilen in Urzeiten ebenso vorhanden war, wie wir es heute haben. Viele Einzeluntersuchungen, die heute allenthalben die älteste

Digitized by Google

und die neuere Zeit erforschen wollen, gehen auf Almgrens wertvolles Buch zurück. Almgrens Herleitung mancher Bräuche aus dem Orient kann ich allerdings nicht billigen. In dieser Frage steht er noch auf dem veralteten Standpunkt: Ex oriente lux!

Robert Stumpfl, **Kultspiele der Germanen als Ursprung des mittelalterlichen Dramas.** Berlin 1936, Junker & Dünnhaupt, 448 S., 4 Tafeln. Brosch. 12 RM., geb. 14 RM.

Stumpfl behandelt: I. Den Mimus: Ursprung des Fastnachtsspiels. Mimus und Drama. II. Das Drama: Kritik der Hypothese des liturgischen Ursprungs. Das Eindringen heidnischer Bräuche in die Kirche des Mittelalters. Die Kultspiele der Germanen. Das Osterspiel. Das Weihnachtsspiel. Heute kann ich nur kurz auf dieses soeben erschienene Buch hinweisen, ich werde es später eingehend besprechen. Eins ist jetzt schon klar: Das Buch ist sehr wertvoll, gibt viele Anregungen, wirft viele Fragen auf, sucht vor allem die Frage der germanischen Herkunft vieler unserer Kulturerscheinungen zu klären, es wird allerlei Widerspruch hervorrufen, im wesentlichen aber in Fragestellung und Richtungweisung recht haben.

Karl Schumacher, **Germanendarstellungen.** 4. Auflage des Verzeichnisses der Abgüsse und wichtigeren Photographien mit Germanendarstellungen. I. Teil: Darstellungen aus dem Altertum. Neu bearbeitet von Hans Klumbach. Mit 16 Abbildungen im Text und 41 Tafeln. (Kataloge des Römisch-Germanischen Zentralmuseums zu Mainz), Mainz 1935, Selbstverlag des Römisch-Germanischen Zentralmuseums.

Dieses für die Germanenkunde wertvolle Buch Schumachers ist größer und schöner in seiner Neuausgabe als früher. Der Bildbestand ist wesentlich erweitert. Das Buch ist ein willkommenes und gutes Nachschlagewerk.

H. Luckenbach, **Kunst und Geschichte.** II. Teil: Mittelalter, mit 248 Abbildungen, 10. Auflage. R. Oldenbourg, München und Berlin 1936.

Dieses in der Schule sehr bewährte Buch erscheint vermehrt und verschönt wieder. Auch die Volkskunde ist dabei berücksichtigt.

Georg Buschan, **Altgermanische Überlieferungen in Kult- und Brauchtum der Deutschen.** Mit 21 Abbildungen auf 16 Tafeln, 257 S., München 1936, J. F. Lehmann, brosch. 6,60 RM., geb. 7,80 RM.

Buschan kommt von der völkerkundlichen Betrachtung her zur deutschen Volkskunde. Neugierig greift der Volkskundler zu einem solchen Buch eines Mannes, den er bisher nur von der Völkerkunde her kannte. Von völkerkundlicher Schau her unser deutsches Volkstum behandeln zu wollen, bringt große Gefahr. Auch Buschan ist ihr nicht entgangen. Greifen wir einen Abschnitt wie „Sonnenverehrung und ihre Sinnbilder" heraus, so sind wir ständig zum Widerspruch gedrängt. Andererseits gibt das Buch dem Volkskundler wichtige Anregungen.

Das Bild, Monatsschrift für das deutsche Kunstschaffen in Vergangenheit und Gegenwart. Karlsruhe, Verlag C. F. Müller, Herausgeber Deutsche Kunstgesellschaft, Karlsruhe, Hauptschriftleiter Professor Hans Adolf Bühler, Karlsruhe i. B. Preis im Dauerbezug 1 RM., das Einzelheft 1,25 RM.

Der Hauptwert der wundervoll ausgestatteten Zeitschrift besteht darin, daß sie Bilder veröffentlicht und bespricht, die deutsches Wesen zum Ausdruck bringen und die teilweise wenig bekannt sind. Die Ausstattung ist hervorragend.

Digitized by Google

Im **„Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine"** gibt Georg Buchner in München von Zeit zu Zeit gute Übersichten über das Schrifttum zur Familienforschung.

Atlas der deutschen Volkskunde, Kartenlieferung 1, Karte I—IV und 1—21. Dazu: Verzeichnis der Belegorte des Atlas' der deutschen Volkskunde (ausgegeben für die Fragebogen 1—4) 1936, Deutsche Forschungsgemeinschaft, Berlin W 35, Matthäikirchplatz 8.

In ganz Deutschland und weit darüber hinaus wird man es lebhaft begrüßen, daß die deutsche Forschungsgemeinschaft nun angefangen hat, dieses wertvolle Werk der deutschen Volksforschung herauszubringen. Die Karten sind sehr übersichtlich und schön, das große Werk ist, dank des Entgegenkommens der deutschen Forschungsgemeinschaft, sehr billig, nähere Angaben darüber werden nächstens veröffentlicht werden. Vor allem die vielen Mitarbeiter in allen deutschen Gauen werden sich freuen, daß ihnen ein Vorzugspreis bestimmt ist. Auskunft geben die Ortsstellen in den verschiedenen Ländern, für den Südwesten Deutschlands die Lehrstätte für Volkskunde an der Universität Heidelberg.

Nordelbingen, Beiträge zur Heimatforschung in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck. Begründet von W. H. Dammann und H. Schmidt. Im Auftrage der Gesellschaft für schleswig-holsteinische Geschichte herausgegeben von Fritz Fuglsang, Flensburg, Walther Passarge, Kiel, und Harry Schmidt, Kiel. Westholsteinische Verlagsanstalt, Heide in Holstein.

Von dieser schönen Zeitschrift erscheint im Jahre 1935 der 11. Band. Er umfaßt 393 Seiten. Für die Volkskunde kommen vor allem folgende Aufsätze in Frage: G. Schwantes, Die zeitliche Stellung des Moorfundes von Hirschsprung, S. 20 ff., H. Hoffmann, Zur Siedlungsgeschichte der jüngeren nordischen Bronzezeit, S. 34 ff., H. Jankuhn, Die Ausgrabung von Haidhabu, S. 45 ff., R. Haupt, Holzkirchen in Dänemark und Deutschland, S. 76 ff., W. Scheffler, Die Mühlen des Kreises Eckernförde, S. 280 ff., F. Saeftel, Das Altsachsenhaus an der Westküste Schleswig-Holsteins, S. 316 ff. Die Zeitschrift ist zuverlässig, die Ausstattung gut.

Eugen Fehrle.

Karl Menninger, **Zahlwort und Ziffer.** Aus der Kulturgeschichte unserer Zahlsprache, unserer Zahlschrift und des Rechenbretts. Mit 170 Abbildungen. Breslau 1934, Ferdinand Hirt. X und 365 S.

Ein Buch, das hinter seinem Titel nicht den reichen Schatz volkskundlichen Wissens vermuten läßt, den es birgt. Es spürt dem Zauber der Zahl und ihrer Verflechtung mit dem Leben des Volkes nach. Gestalt aber gewinnt die Zahl in Sprache und Schrift, im Zahlwort und in der Zahlschrift. Mittelglied zwischen beiden sind die merkwürdigen Fingerzahlen. Vor unsern heutigen Ziffern herrschen Zahlzeichen des Volkes, über die uns die Kerbhölzer überraschende Aufschlüsse vermitteln; daneben sei der Abschnitt über das Rechenbrett hervorgehoben. Gerade der Abschnitt über das Kerbholz (S. 163—190) wird den Volkskundler besonders fesseln. Das Buch ist bewußt deutsch geschrieben: „Was deutsch gedacht werden kann, muß auch deutsch gesagt werden können." So meint der ungemein belesene und vielseitig unterrichtete, auch sprachgeschichtlich geschulte Verfasser des hier am Oberrhein entstandenen Buches, das wie kaum ein anderes vor ihm auf seinem Gebiet weithin Neuland erschließt. Unberücksichtigt blieb das Bereich der Zahlmystik, der Ordnungszahlen, der Brüche und der höheren Rechenarten.

Heidelberg. Albert Becker.

Alle Rechte vorbehalten. — Die Verantwortung für die einzelnen Beiträge tragen die Verfasser, für die Gesamthaltung der Zeitschrift die Schriftleitung. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: J. Apel, Bühl i. B. Druck und Verlag: Konkordia A.-G., Bühl i. B. (Direktor W. Veser). — Auflage dieser Ausgabe 1000.

Digitized by Google

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde
Schriftleiter: Universitätsprofessor Dr. Eugen Fehrle, Heidelberg, Moltkestraße 27

2./3. Heft 10. Jahrgang 1936

Der Alamannen-Name.

Von Dozent Dr. Richard von Kienle, Heidelberg.

I. Die Überlieferung des Namens.

Unter den germanischen Stämmen, die zu Beginn des dritten Jahrhunderts immer stärker gegen die Grenzen des römischen Imperiums im süddeutschen Gebiet anstürmen, zählen die Alamannen zu den bedeutendsten. Vom Flußtal des Maines bis zur oberen Donau hin stoßen sie gegen die römischen Grenzbefestigungen vor, zwingen Rom die Limes-Linie aufzugeben, um dann auf der ganzen Breite ihres Angriffsgebietes den Rhein zu überschreiten und sich auch in den Landen links des Rheines niederzulassen. Lange Grenzkämpfe gehen ihrem Sieg voraus. Bereits der erste dieser bewaffneten Zusammenstöße, als im Jahre 213 der Kaiser Caracalla in der Nähe des Maines mit ihnen zu kämpfen hat, bezeugt uns ihren Namen, der uns von da ab mehrfach bei den römischen Schriftstellern begegnet.

Die Überlieferung der Antike belegt ihn uns in zwei Schreibweisen, die nicht unwichtig für die Deutung des Namens sind, einmal als Alamanni, zum andern als Alamani. Die reichere Bezeugung des 4. und 5. Jahrhunderts zeigt uns nun deutlich, daß beide Schreibungen, die mit n und die mit nn gleichwertig nebeneinander stehen, und zwar so, daß die lateinische Überlieferung, vor allem die Inschriften, die wegen des Fehlens der Verwechslungen und Schreibfehler späterer Abschreiber besonders wichtig sind für die Form eines Namens, in überwiegender Mehrzahl die Schreibung mit nn bevorzugt, während die griechischen Schriftsteller den Namen mit einfachem n, also Ἀλαμανοί schreiben[1].

Die Unterscheidung zwischen Formen mit nn und n ist nun nicht nur auf den Namen der Alamannen beschränkt, sondern sie begegnet auch bei dem germanischen Völkernamen Markomannen; auch hier läßt sich für die Überlieferung nach dem 3. Jahrhundert feststellen, daß die n-Schreibung meist den griechischen, nn dagegen meist den lateinischen Quellen eigentümlich ist. Anders dagegen die früheren Schriftsteller, die bis zum 3. Jahrhundert uns den Namen Markomannen bezeugen: hier bevorzugen auch die lateinischen Quellen, soweit man dies deutlich erkennen kann, die

[1] Schönfeld, Wörterbuch der altgermanischen Personen und Völkernamen. Heidelberg 1911. S. 6 ff.

Digitized by Google

Schreibung mit n, wie z. B. die Res gestae divi Augusti, Tacitus, oder eine lateinische Inschrift im CIL. VIII 11780.

So haben wir für den Wortausgang dieser Völkernamen seit dem 3. Jahrhundert eine klare Ausrichtung der Belegstellen vor uns, die bei der Deutung des Namens zu berücksichtigen ist. Sie sondert unseren Namen ab von anderen Stammesbezeichnungen mit ähnlich klingendem Wortausgang, wie Germani, Paemani, denen solche Schreibungen fremd sind. Dadurch wird auch Bremers Versuch[2] hinfällig, der im Alamannen-Namen die gleiche Weiterbildung wie im Namen der Germanen wirksam sehen will.

Suchen wir eine Erklärungsmöglichkeit dieser Doppelschreibung, so bieten sich zwei Vermutungen: Entweder die Verschiedenheit von lateinisch nn und griechisch n beruht auf der sprachlichen Eigenart oder einer besonderen Schreibgewohnheit dieser beiden Sprachen, hat also keine germanische Herkunft. Dann muß sie sich auch in anderen Namen ähnlicher Form nachweisen lassen. Oder diese Doppelheit geht auf germanischen Ursprung zurück, so daß im Germanischen Formen mit n und nn nebeneinander stehen, die dann sich in den lateinischen und griechischen Texten verschieden durchsetzten. Die erste Möglichkeit ist nun durch keine ausgeprägte Schreibgewohnheit oder durch irgendeine sprachliche Eigenart in der Schreibung anderer Namen zu belegen. Nirgends bieten eigene oder fremde Namen oder Wörter in lateinischer und griechischer Schreibung eine Entsprechung. Also muß die Lösung dieser Erscheinung in dem Vorhandensein germanischer Doppelformen zu suchen sein und unser Deutungsversuch muß diese Frage befriedigend klären.

II. Die etymologische Deutung des Namens.

Der Name der Alamannen zeigt also den gleichen Wortauslaut wie der der Markomannen. Er lautet im lateinischen -manni, im griechischen -μανοι. Wir dürfen den Namen daher als Zusammensetzung betrachten, dessen erster Bestandteil Ala- später noch näher zu betrachten sein wird.

Zur Deutung des zweiten Namensbestandteiles bietet sich vor allem das germanische Wort *mana(n) „Mann, Mensch", das in gotisch manna, ahd. man, aisl. maþr gut belegt vorliegt. Ist diese Vermutung richtig, so muß sich von diesem Worte aus auch die Verschiedenheit der Formen im Völkernamen erklären lassen. Und das ist in der Tat so. Die germanischen Formen müssen eine Doppelheit *manna(n), mana(n) gekannt haben. So kennt das Gotische, das wir als älteste in weiterem Maße belegte germanische Sprachform hier heranziehen dürfen, deutlich Formen mit n und mit nn, so got. mana-seþs „Menschheit", das das griechische κόσμος im Neuen Testament mehrfach wiedergibt (z. B. Joh. 12, 19; Marc. 14, 9; Luc. 9, 25 usw.), mana-maurþrja „Menschenmörder", das Joh. 8, 44, bezeugt ist. Daneben stehen Formen mit nn in got. manna „Mann, Mensch", in alamanns „die Gesamtheit der Menschen", das in der Skeireins, einer Erläuterung des Johannesevangeliums, erhalten ist. Es fällt bei dieser

[2] Indogermanische Forschungen, 14, 367.

Digitized by Google

Gegenüberstellung auf, daß die Schreibung mana immer dann auftaucht, wenn das Wort als erster Teil von Zusammensetzungen auftritt und so dem flektierenden Wortausgange fern ist. Die Formen mit nn dagegen stehen in dem Wortausgang oder beim einfachen Worte, also in enger Berührung mit der Wortflexion. Das legt nahe, die Erklärung dieser Doppelheit in der Deklination zu suchen. Das ist auch in der Tat so. Streitberg hat die auffallende Tatsache dieses Gegenüberstehens von n- und nn-Formen bei dem germanischen Worte *man(n)a(n) dadurch überzeugend erklärt, daß hier ein uns in anderen indogermanischen Sprachen gut bezeugter Wortkern *man, „Mann, Mensch" bedeutend, vorliegt, der durch eine Erweiterung mit germ. -an, das mit n in Ablaut stehen kann, vermehrt ist[3]. So entstehen Formen mit einfachem n, da wo -an an den Wortkern tritt, Formen mit nn wo -n antritt. Diese Doppelheit hat ursprünglich der Deklination zugrunde gelegen, das zeigen noch die gotischen Formen wie mana-seþs, mana-maurþrja deutlich, wo sich der ursprüngliche Stand in der Zusammensetzung an einer Stelle erhalten hat, die nicht von der Deklination berührt wird. Von den Formen aus, wo an *man das einfache n antrat, also mann- entstand, hat sich die Doppelheit nn in den anderen Formen durchgesetzt, so daß dann die spätere Zeit in der ganzen Deklination nn kannte. Zur Zeit aber, als die Namen der Alamannen und Markomannen an das Ohr der römischen Schreiber kamen, bestand also noch die Verschiedenheit in der Flexion, so daß n- und nn-Form nebeneinander standen, die sich dann bei den ja immer voneinander abhängigen Schriftstellern der Antike verschieden durchsetzten. Aber gerade diese Doppelheit der Schreibung ist es, die den Deutungsversuch des Namens so weitgehend sichert.

Der erste Bestandteil des Namens begegnet uns inschriftlich und in alten Handschriften immer in der Form Ala-. Erst seit dem 11. Jahrhundert kennen die Handschriften-Abschriften die Form Ale-, die wohl hier zunächst aus dem romanischen Landesnamen Alemagnia kommt, der aber aus Alamannia entstanden ist. Alemanni also ist, wo es in den frühen Texten antiker Autoren steht, romanischer Einfluß. Die Erklärung muß also von der Form Ala- ausgehen.

Zwei Erklärungsversuche liegen vor: einmal der von J. Grimm[4], den auch Much[5] sich zu eigen macht. Er stellt Ala- zu germ. *ala „ganz, völlig", das in got. ala-þarba „völlig darbend", in as. ala-jung „ganz jung", ahd. ala-garo „ganz bereit" vorliegt. Anders Baumann[6], der altsächsisch alah „Heiligtum" zur Deutung heranzieht.

Baumann geht bei seiner Deutung aus von der „feststehenden Regel", „daß, sowie von einem zusammengesetzten altdeutschen Eigennamen das Grundwort ein echtes Hauptwort ist, auch das Bestimmungswort eine selbständige und zwar konkrete nicht abstrakte Bedeutung hat" (S. 523).

[3] Streitberg, Urgermanische Grammatik, 1896, § 127 Anm. 1.

[4] Geschichte der deutschen Sprache, 498.

[5] Hoops, Reallexikon der germanischen Altertumskunde, I, 57.

[6] Forschungen zur schwäbischen Geschichte, 1899, 520 ff.

Digitized by Google

Er deutet daher den Namen als „Leute des Götterhaines" (S. 523). Der Schwierigkeit, daß man eigentlich dann der Form *Alah-manni begegnen sollte, stellt er einmal entgegen, daß die antiken Alphabeten keinen entsprechenden Laut gehabt hätten, um das germanische ch zu bezeichnen (S. 521), aber nach seiner Ansicht spricht für eine Aussprache Alah-manni das stets wiederkehrende Ala des Wortes, das sich sonst „durch das flüssigere e oder durch den Bindelaut o ersetzt finden" würde. Ferner weist Baumann darauf hin, daß eine ganze Reihe von Eigennamen der frühalthochdeutschen Zeit Formen mit Ala- und Alah- nebeneinander zeigten, wie z. B. Ala-frid und Alah-frid; Ala-bert und Halac-bert, Ala-moth und Alchmod usw. Baumanns Namendeutung ist also wohl ausgebaut und verdient eine Überprüfung.

Alah „Heiligtum" ist nur im Altsächsischen wirklich belegt. Aber wir dürfen, besonders weil das Wort in zahlreichen Eigennamen des hochdeutschen Gebietes vorkommt, das Wort auch als althochdeutsch ansetzen, nur daß es hier nicht zu einer literarischen Bezeugung des Wortes kam, sondern das Wort, als dem germanischen und nicht dem christlichen religiösen Bezirk angehörig, wohl durch den Eifer der bekehrenden Missionare ausgemerzt wurde, ein Fall, der nicht vereinzelt dasteht, und der ja in verschiedenen Wochentagsnamen wie Mittwoch statt Wodanstag (vgl. rhein. Gudenstag), Aftermontag statt Ziestag u. ä. geläufige Gleichheiten hat. Dazu kommt, daß das Wort auch noch im Angelsächsischen als ealh und im Gotischen als alh sich nachweisen läßt, wenn auch das nordisch-runische alh „Amulett" reichlich unsicher ist. Die gotische und die angelsächsische Form des Wortes legen nun als Vorform germ. *alh nahe, von der sich die altsächsische Form durch den Einschub eines a zwischen l und h unterscheidet, eine im Althochdeutschen mehrfach bezeugte Tatsache, so z. B. ahd. bifelahan und bifelhan nebeneinander.

Da erhebt sich nun die Frage: wie alt ist dieser Lauteinschub zwischen l und h nachzuweisen; denn es ist zweifellos, daß nur eine Form alah für die Bildung des Namens in Frage kommt und nicht die Form alh. Diese Frage hat Baumann völlig übersehen. Überblickt man die Belege für diesen Vokaleinschub, so darf es als zweifellos gelten, daß sich für das 3. Jahrhundert, für das uns bereits der Alamannenname belegt ist, kein irgendwie vergleichbarer Beleg findet, ja sogar daß noch die Namensbelege aus dem 5. und 6. Jahrhundert meist keinen Vokaleinschub aufweisen und erst das 8. und 9. Jahrhundert ihn sehr zahlreich kennen. Wir haben es hier also nicht mit einem Vorgange zu tun, der unseren Namensbelegen gleichaltrig wäre. Es ist aber keinesfalls angängig, nun andrerseits auf die späten Abschriften der antiken Handschriften zu verweisen, die aus einer Zeit stammen, die bereits den Vokaleinschub zwischen l und h kennt; denn die römischen Inschriften bewahren uns ja den Alamannennamen ohne den Einfluß einer späteren handschriftlichen Überlieferung. Wir hätten also hier sicherlich mit einer Schreibung wie *Alch-, *Alc- oder — wenn Baumann recht hat, daß germ. ch nicht geschrieben wird — Al- zu rechnen, wenn das Wort alah in diesem Namen versteckt wäre.

Digitized by Google

Wie steht es nun mit der Namens-Doppelheit Alah- (win, frid, moth usw.): Ala- (win, frid, moth usw.). Ein Vergleich mit der Eigennamenüberlieferung anderer germanischer Stämme zeigt, daß wir mit Eigennamen mit Ala- und Alh- als erstem Bestandteil zu rechnen haben. Beide werden häufig den gleichen Wörtern als zweitem Bestandteil verbunden, was aber keineswegs für eine sprachliche oder bedeutungsmäßige Gleichheit beider Wörter spricht, da die zweiten Bestandteile auch bei ganz anderen ersten Bestandteilen auftreten. Im Althochdeutschen stirbt nun das Wort alah „Heiligtum" unter dem Einfluß des christlichen Missionseifers langsam aus, weil es mit heidnischem Sinn erfüllt ist und die klösterlich-christliche Literatur solche Wörter gerade auf hochdeutschem Gebiet besonders ängstlich zu vermeiden bestrebt ist im Gegensatz zur niederdeutsch-altsächsischen Dichtung, die hierin nicht so streng vorgeht. Dazu kommt, daß die Sache, die das Wort bezeichnet, mit dem Zunehmen der Bekehrung ausstirbt. Damit ist aber das Wort an seinem Lebensnerv getroffen. Es stirbt ab und wird nicht mehr verstanden. In seiner nächsten Nachbarschaft aber steht durch starken Gleichklang verbunden Ala-, das durch die neutrale Bedeutung „ganz, völlig" an diesem Geschehen unbeteiligt ist. Dazu kommt, daß in dieser Zeit sich die Lautgruppen h vor folgendem Konsonant durch den Schwund des h oder durch Angleichung des h an den folgenden Konsonant stark vereinfachen. So fallen, langsam freilich nur, die Eigennamen mit Alah- und Ala- zusammen, so, daß die letzteren die ersteren langsam in sich aufnehmen. Diesen Entwicklungsabschnitt hat nun Baumann zur Stützung seiner Namensdeutung herausgegriffen, aber der Vorgang kann nach der ganzen Lage der Dinge nicht mit dem Alamannen-Namen verbunden werden, da er zeitlich um ein viertel Jahrtausend später liegt.

Außerdem ist es unrichtig, daß die antike Überlieferung Laute, die ihr in der Schrift unbequem waren, einfach weggelassen hat. Dies ist weder allgemein der Fall noch trifft es auf den germ. ch-Laut im besonderen zu. Es sind eine ganze Reihe von Namen vom verschiedensten Überlieferungsalter bezeugt, die germ. ch in der antiken Schreibung mit c, ch oder auch h im Lateinischen, mit κ oder χ im Griechischen wiedergeben. Es seien nur genannt Namen wie Carioviscus, Catumerus, Chatti, Chauci, Cherusci, Chlodomeris, Hildirix für den Anlaut, Alci, Bracila, Clodovechus, Lanthacarius, Magnacarius, Vinicarius, Βέρτχος Odoachar, Richiarius, Rechila, Stilicho für den Inlaut, die uns zeigen, daß wir nicht damit rechnen dürfen, daß antike Schreiber germanische Laute weggelassen haben, sondern sie haben versucht, sie mit ihren Mitteln wiederzugeben, nicht immer sehr glücklich, auch nicht immer einheitlich, aber immerhin: es sind Bezeichnungsversuche da, und wir sind nicht berechtigt, mit dem Fehlen solcher Laute ohne weiteres zu rechnen.

Aus diesen Gründen ist also Baumanns Namendeutung unmöglich und ist auch nicht dadurch zu retten, daß man auf die besondere Ziuverehrung des alemannischen Stammes hinweist; denn das, was alah wohl bezeichnet hat, den mit dem heiligen Frieden umhegten Bezirk (vgl. agf. ealgjan „schützen, hegen, verteidigen"), das ist nicht nur eine religiöse Einrichtung der Ziuverehrung, sondern der germanischen Religion überhaupt.

Digitized by Google

Bleibt die Grimmsche Deutung als andere Lösung übrig. Sie empfiehlt sich vor allem durch das Vorhandensein von einem Worte, das dem Alamannen-Namen völlig entspricht, es ist got. ala-manns „die Gesamtheit der Menschen". Auch das Niederländische kennt das gleiche Wort in alman „jedermann". Ala- stellt sich also durch diese Gleichung zu germ. *ala „ganz, völlig", das uns in zahlreichen Namen auch aus der Zeit der antiken Überlieferung erhalten ist. Als Beispiele seien genannt die niederrheinischen Matronen-Namen germanischen Ursprungs wie Ala-gabiae, Ala-terviae, der Name der Göttin Ala-teivia oder die bei antiken Autoren und auf antiken Inschriften bezeugten Germanennamen wie Ala-gildus, Ala-tancus, Ala-theus, Ala-thort, Ala-vivus[7], gar nicht zu reden von den zahlreichen Eigennamen mit Ala-, welche die spätere Zeit uns bewahrt hat, die, wie oben gezeigt wurde, die Grundlage bilden zu dem Übergang der Alah-Namen in Ala-Namen. Gerade das Vorhandensein, und zwar das Vorhandensein solcher Name bereits zur Zeit der antiken Überlieferung, spricht wiederum deutlich gegen Baumanns Ansicht, daß Ala- der Namenbildung völlig fremd gewesen sei.

Außerdem dürfte der Völkername wohl kaum erst durch die ad hoc erfolgende Zusammensetzung der germanischen Wörter ala und manna(n) erfolgt sein, sondern der Stamm wird das bereits vorhandene Wort *ala-mann- zur seiner Benennung verwendet haben. Dafür spricht das Vorhandensein dieses Wortes im Gotischen und im Niederländischen ganz deutlich.

III. Der Sinn des Namens.

Diese Tatsache, daß der Name bereits ein vorhandenes Wort darstellt, muß besonders berücksichtigt werden, wenn man nach dem Sinn des Namens fragt. Grimm hat ala- als verstärkendes Element aufgefaßt, so etwa, wie es in as. ala-jung „ganz jung", in ahd. ala-garo „ganz bereit", ala-war „ganz wahr" vorliegt und glaubt den Namen als die „ausgezeichneten Männer" fassen zu müssen. Dagegen hat Much[8] mit Recht Widerspruch erhoben. Der Name hat sich sicher in seinem Sinn näher angelehnt an das bereits vorhandene Wort ala-mann und bedeutet sicher nichts anderes als „die Männer, Menschen insgesamt". Von dieser Deutung ausgehend, stellt ihn E. Schröder[9] mit germanischen Stammesnamen wie Teutones „die Volksgenossen", Semnones „die Sippengenossen", Suebi „die vom eigenen Stamme" zusammen. Eine ansprechende Vermutung über den Sinn des Namens deutet Much an: er sieht in ihm eine Bezeichnung eines weiteren politischen Verbandes, der sich im Gegensatz zu den kleineren stammhaften Verbänden als Ala-manni im Sinne von „großer Stammesbund von Männern" bezeichnet. Es wäre hier also ein großer Stammesbund mit dem Namen gekennzeichnet, in dem sich um einen festen Kerntrupp noch Teile anderer Stämme gegliedert hätten und der dann als Großstamm sich neu benannt hätte.

[7] Belege bei Schönfeld, Wörterbuch der agerm. Personen- und Völkernamen unter dem jeweiligen Wort.

[8] Hoops, Reallexikon der germanischen Altertumskunde, I, 57.

[9] Ebenda, IV, 430.

Digitized by Google

Wie verhält sich hierzu der sachliche Befund? Seit dem 3. Jahrhundert treten ganz allgemein im westgermanischen Gebiet statt der alten Vielheit von Stämmen wenige große auf, die die einzelnen kleineren Stämme in sich vereinigt haben. So wissen wir z. B. von den um die Mitte des 3. Jahrhunderts auftretenden Franken, daß sie zahlreiche ältere Kleinstämme in sich aufgenommen haben, wie die Chamaven, Chatten, Brukterer usw. Gleiches liegt vor bei den Sachsen und Thüringern. Diese Tatsache legt solche Vorgänge für das Entstehen der Großstämme der Völkerwanderungszeit überhaupt nahe und berechtigt uns, auch bei dem ältesten Großstamm der spätgermanischen Zeit, den Alamannen, nach ähnlichem zu fragen. Eine direkte Bezeugung in dieser Richtung liegt nicht vor, aber dennoch spricht manches für eine solche Annahme. Weniger Gewicht ist dabei zu legen auf die Vielheit der Könige — teilweise sind bis zu 15 reges der Alamannen bezeugt —, dies mögen Gaufürsten gewesen sein, die in der lateinischen Sprache die nicht ganz zutreffende Bezeichnung rex erhielten. Auffallend ist hier nur, daß der Stamm in eine solche große Zahl kleinerer politischer Gebilde mit eigenen Führern zerfällt. In dieser Richtung weist auch die Tatsache, daß Theoderich in seinem Brief an Chlodwech[10] von Alamannici populi, von alamannischen Völkerschaften spricht. Es besteht also eine starke Auflösung dieses großen politischen Gebildes in kleinere Einheiten, die soweit geht, wie wir sie kaum bei einem anderen Großstamm der Völkerwanderungszeit nachweisen können und die den früheren Stämmen erst recht fremd ist. Mehrere solcher Gauvölker werden uns auch mit besonderen Namen genannt, die aber meist als neue lokale Bildungen zu gelten haben, wie die Namen Lentienses die Alamannen des Linzgaues, Brisigavi die des Breisgaues, Raetobarii diejenigen Alamannen, die das alte Raetien besiedeln oder auch der Name der Bucinobantes, der „Bewohner des Buchen-gaues" heißt, wenn er richtig gedeutet ist. Wichtiger ist hier der Name der Juthungi, die sicher zu Unrecht von manchen Forschern als Sonderstamm angesprochen worden sind, die aber in Wirklichkeit ein alamannischer Teilstamm sind, sich aber einer ziemlich großen politischen Selbständigkeit erfreut haben muß.

Ferner spricht eine Stelle eines griechischen Autors aus dem 3. Jahrhundert, des Asinius Quadratus (bei Agathias, I, 6) hierfür: Ξυνήλυδές εἰσιν ἄνθρωποι καὶ μιγάδες, καὶ τοῦτο δύναται αὐτοῖς ἡ ἐπωνυμία „diese Leute (gemeint sind die Alamannen) haben sich zusammengetan und vermengt (untereinander) und das bedeutet für sie ihr Name". Das weist doch stark darauf hin, daß sich hier Stammeselemente verschiedensten Ursprunges zu einem neuen politischen einheitlichen Gebilde zusammengeschlossen haben, das sich nun seinerseits als Ala-mannen, d. h. Männer, Menschen insgesamt bezeichnet, gleichsam als Dachbegriff für diesen Stammesbund, in dem sicher die einzelnen Bestandteile noch in bedingterer Selbständigkeit weitergelebt haben werden. Noch ein Argument spricht für das Vorhandensein einer politischen Umbildung. Die Alamannen stammen in ihrem Kern sicher aus dem semnonischen Gebiet der Altmark und Nordwest-

[10] Cassiodori Senatoris variae (MGAuctant. xii), II, 41.

Digitized by Google

brandenburg. Dafür spricht ein bei Suidas[11] erhaltenes Fragment, das sie als Semnonen bezeichnet (die dort vorliegende Schreibung Senonen ist mit Much als Verwechselung des Namens der Semnonen mit dem der gallischen Senonen der südlichen Champagne oder mit denen Oberitaliens zu fassen), dafür sprechen stammeskundliche Erwägungen[12] und die Bodenfunde[13]. Sie kommen also aus ursprünglich suebischem Bezirk, und in der Tat findet sich bereits im 4. Jahrhundert bei Ausonius und später noch bei vielen anderen Schriftstellern der Name Suebi für Alamannen verwendet[14]. Dieser Stammesname bezeichnet keinen zweiten germanischen Stamm dieser Gegend, sondern steht völlig gleich bedeutend mit Alamanni. Nur Schriftsteller, die über die südwestdeutschen Stammesverhältnisse schlecht unterrichtet sind, nehmen eine Doppelheit an, die sich aber durch kein sicheres Beweismittel aus den Quellen oder den Bodenfunden stützen läßt. Es erhebt sich daher die Frage: wie kommt diese Doppelnamigkeit der Alamannen zustande?

Der Name Suebi ist einer der ältesten überlieferten germanischen Stammesnamen. Caesar erwähnt ihn zuerst und seit dieser Zeit begegnet er uns häufig in der antiken Überlieferung. Doch bezeichnet dieser Name mehrere verschiedene Stämme und sogar Stammesgruppen. Caesar[15] verwendet ihn nur für die im Maintale siedelnden Germanen, deren Südvorstöße durch den Kampf zwischen Caesar und Ariovist bekannt geworden sind. Tacitus verwendet den Namen in verschiedenem Sinne: In den Annalen und Historien[16] versteht er unter Suebi Markomannen und Quaden, also germanische Stämme, die zu dieser Zeit in Böhmen und Mähren sitzen. In der Germania[17] dagegen bezeichnet Sueben eine Stammesgruppe, die neben Semnonen, Hermunduren, Markomannen, Quaden auch die Langobarden, Marsigner, Buren, Variſten und die Nerthus-Völker umfaßt. Dieser Umfang ist sicher unrichtig; denn die Buren sind nach Ptolemaios Lugier, also Vandalen, wozu sich auch ihre Sitze an der Weichselquelle gut fügen. Auch die Variſten sind wohl kaum suebischer Herkunft, sondern illyrische Reste oder germanisierte Illyrier, die vielleicht eine suebische Oberschicht besaßen, was allerdings nur zu vermuten ist. Auch die Nerthusvölker an der Ostsee

[11] Ebenda, Kuster, II, 294.

[12] Vgl. Much bei Hoops, Reallexikon der germ. Altertumskunde, I, 57 f.

[13] Kossinna, Germanische Kultur (1932), 293.

[14] D. Magni Ausonii Opuscula (= Mon. Germ. Auct. ant. V, 2) e 4, 7; 5, 3; VI, 29; XXV, 2, 2.

[15] Bellum Gallicum I, 37, 5 uö. IV 1, 5 uö.

[16] Ann. I, 44; II, 26; 44; 45; 62; 63; XII, 29; Histor. I, 2; III, 5.

[17] Germ. 38: Nunc de Suebis dicendum est, quorum non una, ut Chattorum Tenctorumve gens; maiorem enim Germaniae partem optinent, propriis adhuc nationibusque discreti, quamquam in communi Suebi vocentur (übers. E. Fehrle: Nun muß ich von den Sweben sprechen. Sie bilden nicht ein einheitliches Volk wie die Chatten oder Tenkterer. Über die Hälfte Germaniens haben sie inne und sind in eigene Stämme geschieden, die ihren besonderen Namen haben, wenn sie auch alle unter der Bezeichnung Sweben zusammengefaßt werden).

Digitized by Google

sind sicher keine Sueben; denn sie unterscheiden sich deutlich im Kult von diesen[18].

Ähnlich wie Tacitus gebraucht Strabon den Namen Sueben für eine Anzahl von Stämmen und zwar für Semnonen, Hermunduren, Markomannen, Quaden und Langobarden. Auch Ptolemaios versteht unter Sueben eine Stammesgruppe und nennt die Semnonen, die Angeln und auch die Langobarden Sueben. Diese letzteren nennt er aber als Sueben an falscher Stelle, während sie an der richtigen Stelle nicht als Sueben bezeichnet werden[19]. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind auch die Langobarden in Wirklichkeit keine Sueben, sondern sie sind nur dadurch, daß sie zeitweilig im Reichsverbande des Marbod mit anderen suebischen Stämmen zusammen waren, von den Römern als Sueben angesehen worden. Sicher unrichtig ist die Nennung der Angeln in diesem Zusammenhang, da sie zu den Inguäonen zählen. Auch die im Rheintal ansässigen germanischen Stämme der Triboker (um Straßburg), Nemeter (um Speyer) und Vangionen (um Worms) werden als Sueben zu betrachten sein. Sie sind seit dem Vorstoß des Ariovist hier ansässig und werden bei Caesar als seine Kampfgenossen genannt. Freilich nennt sie keine Quelle unmittelbar als Sueben, aber in der Tabula Peutingeriana begegnet für das Gebiet zwischen Mainz und Straßburg die Benennung Suevia. Sie wird kaum aus späterer Zeit stammen, da wir sonst mit ziemlicher Sicherheit *Suavia erwarten müßten, sondern sie wird wohl auf alte, uns unbekannte Quellen zurückgehen. Diese Bezeichnung Suevia darf aber nicht als einheimische Benennung gelten, sondern sie ist, ebenso wie das mare Suebicum des Tacitus und der Σύηβος ποταμός des Ptolemaios, gelehrte Benennung nach dem umwohnenden Stamm. Sie steht auch in keiner Beziehung zu dem Gebietsnamen Schwaben, sondern sie ist einwandfrei lateinische Bildung, da es allen germanischen Sprachen fremd ist eine Gebietsbezeichnung mit solchen Mitteln zu bilden, sondern da hier nur alte Dative Pluralis (wie sie z. B. in Bayern, Thüringen, Hessen, Franken ursprünglich ze den Hessen usw. vorliegen) oder Genitive Pluralis in Verbindung mit Bezeichnungen wie -land, reich u. ä. (England, Frankreich) üblich sind.

Wie kommt diese Bedeutungsvielheit des Suebennamens zustande? Caesar bezeichnet nur die am Maine ansässigen Germanen als Sueben. Aus diesen hat sich aber der Stamm der Markomannen entwickelt, der diejenigen Mainsueben umfaßt, die über den Main hinaus südwärts stießen und das Gebiet vom Maine bis zum Schwarzwald besiedelten. Sie waren die Bewohner der suebischen Grenzmark und werden in ihrem Namen auch als solche bezeichnet, denn Markomannen bedeutet nichts anderes als „Bewohner der Grenzmark". Daß dieses Gebiet aber von den Sueben als Grenzgebiet, als Mark aufgefaßt wurde, zeigt der bei Ammianus Marcellinus belegte germanische Name des Schwarzwaldes Marciana silva[20]. Markomannen und die restlichen Mainsueben wandern nun nach 8 vor der Zeitwende südostwärts nach Böhmen und Mähren. Dort begegnet für

[18] Siehe die Angaben bei Tac., Kap. 39 und 40.
[19] Ptol. II, 11, 6 und II, 11, 8.
[20] Rerum gestarum, XXI, 9, s. auch Tab. Peut.

Digitized by Google

die Sueben zuerst ein neuer Name: Quaden, der uns seit dem ersten Jahrhundert gut bezeugt ist. Er bedeutet nach der sehr ansprechenden Deutung von Much und Kögel[21] eigentlich „die Bösen", ist also ein Schimpfname, den wohl die Nachbarstämme aufgebracht haben und der wohl aus deren Mund in die römische Literatur gelangt ist. Es ist nicht sicher zu sagen, ob er wirklich bei dem Volke selbst in Gebrauch war, jedenfalls scheint er den Namen Sueben für diese Völkerschaft nicht verdrängt zu haben, denn sowohl bei Tacitus wie in anderen Quellen begegnet für die Quaden der Name Sueben. Auch später, als die Quaden gemeinsam mit ihren östlichen Nachbarn, den Vandalen südwestwärts ziehen und sich in der Nordwestecke Spaniens ein eigenes Reich gründen, nennen sie sich selbst noch Sueben, wie zahlreiche Quellenstellen und auch Ortsnamen[22] beweisen.

So geht der Doppelgebrauch des Suebennamens hier auf die alte Stammeseinheit zurück, und so erklärt es sich, wenn Strabon und Tacitus in der Germania die Markomannen und Quaden unter die Sueben rechnen. Wie kommt es nun zu der erweiterten Verwendung des Suebennamens, die noch die Semnonen und die Hermunduren als Sueben bezeichnet. Tacitus nennt im 39. Kapitel der Germania die Semnonen die „ältesten und angesehensten unter den Sueben" (vetustissimos nobilissimosque Sueborum). Bei ihnen kommen zu einer bestimmten Zeit alle blutsverwandten Völker, vertreten durch Gesandtschaften, zu einem feierlichen Opfer zusammen und der Grund dieses feierlichen Opfers ist, daß in diesem heiligen Haine der Semnonen „gleichsam der Ursprung des Volkes sei" (tamquam inde initia gentis). Unter diesen blutsverwandten Völkern, die sich hier in Gesandtschaften vertreten, versammeln, wird man nach dem ganzen Zusammenhange die anderen suebischen Völkerschaften, also Hermunduren, Markomannen und Quaden verstehen müssen. Sie feiern hier das feierliche Opfer an den regnator omnium deus, die Stammesgottheit, weil nach einer alten Sage hier der Ursprung der Völkerschaft sei. Man wird diese Nachricht so verstehen dürfen, daß hier in sagenhaften Zügen noch die Erinnerung daran weiterlebt, daß einstmals diese Völkerschaften von hier ausgezogen sind, daß also ein ursprünglich einheitlicher Stamm sich langsam in mehrere Teilstämme aufgelöst hat, die aber dennoch im Kult die Erinnerung an diese Zusammengehörigkeit bewahrt haben. Daß sich solche Sagen oft Jahrhunderte lang halten, zeigt das Wissen des Jordanes um die skandinavische Heimat der Goten oder die Nachricht der Origo gentis Langobardorum von den einstigen Sitzen der Langobarden an der Ostsee. Eine ähnliche Stammessage scheint auch hier dem Tacitus durch seine Gewährsmänner bekannt geworden zu sein, und wir werden ihr wohl Glauben schenken dürfen. Denn die Vorgeschichtsforschung hat einwandfrei festgestellt, daß die Mainsueben, also die Vorfahren der Markomannen und Quaden, aus dem Elbgebiet stammen und zwar aus der gleichen Gegend in der später die Semnonen sitzen. Auch die Hermunduren, die ursprünglich nördlich des Erzgebirges zum Bayerischen Wald hin sitzen[23], sind aus diesen

[21] Much, ZfdA. 39, 44, Anm. 1 und Kögel, AfdA. 19, 8.
[22] S. Gamillscheg, Romania Germanica. III, 210.
[23] S. Much in Hoops Reallexikon der germanischen Altertumskunde II, 510.

Digitized by Google

Elbgermanen hervorgegangen[21]. Es ist also so, daß alle die als Sueben genannten Stämme auf einen ursprünglich im Gebiete zwischen Elbe, Havel und Spree sitzenden Germanenstamm zurückgehen, der den Namen Sueben trug. Er spaltete sich durch mehrere Wanderungen in mindestens vier Teilstämme auf, die nun eigene Namen führen, aber dennoch ihren alten Namen beibehielten. Nur bei den Hermunduren taucht dieser Name nicht mehr auf, was wohl daher kommt, daß sich dieser Stamm zuerst von dem Heimatboden entfernt hat, so daß der Name dort vor der Zeit der antiken Überlieferung verklungen ist.

Die Semnonen dagegen scheinen ihn bewahrt zu haben, denn nur so ist es zu erklären, wenn sich ihre Nachfolger, die Alamannen auch Sueben nennen, und wenn dieser Name in der späteren Zeit neben dem Namen Alamannen ein starkes Eigenleben führt. Dagegen ist der Name Semnonen verdrängt worden durch den neuen Namen Alamannen, der uns erst seit dem 3. Jahrhundert begegnet.

Nun ist das Aufkommen eines neuen Namens sicher nicht eine leere Modesache, eine willkürliche Erscheinung, denn ein Name ist in dieser Zeit niemals nur farblose Etikette, sondern unlösbar mit der bezeichneten Stammesgemeinschaft verbunden und wird nicht ohne tieferen Grund neu angenommen oder preisgegeben. Hier tritt aber ein neuer Name auf, der einen ganz anderen Sinn hat als der alte Suebenname, der „die vom eigenen Stamme" bezeichnet. Das scheint darauf hinzuweisen, daß sich die namenstragende Stammesgemeinschaft auch politisch erweitert hat und dadurch der neue Name zustande kam.

So sind doch einige Anzeichen dafür vorhanden, daß die Alamannen genau so wie die Franken, die Sachsen und die Thüringer ein alter Stammesbund sind, der erste dann, der uns in spätgermanischer Zeit entgegentritt.

Man mag dieser Auffassung die große Einheitlichkeit entgegenhalten, mit der uns der Stamm der Alamannen in seinem ganzen wesensmäßigen Ausdruck, in Stammescharakter und Stammeskultur entgegentritt, heute noch genau so wie im Mittelalter. Aber man darf hierbei nicht vergessen, daß das große politische Geschehen mehrerer Jahrhunderte dazwischenliegt, dessen Gemeinsamkeit einigend wirkt und vor allem, daß das Südwärtsdrängen der Franken die alamannischen Siedlungen ineinanderdrängte und durcheinanderschob, was sicher viel zur Vereinheitlichung des kulturellen Ausdruckes schon in der Frühzeit beigetragen hat.

[21] S. Kossinna, Ursprung und Verbreitung der Germanen, S. 11 f. und S 8.

Digitized by Google

Die geschichtliche Bedeutung des alamannischen Volkstums.

Von **Prof. Dr. Eugen Fehrle**, Heidelberg.

Volkstum ist das uns Angeborene, das, was uns im Blute liegt, die Verkörperung unserer Fähigkeiten und Eigenschaften. Wer das Volkstum erforschen will, muß auf die Ursprünge des Volkes zurückgehen und zwar in doppelter Hinsicht:

1. Auf die Ursprünge, wie wir sie aus der Frühgeschichte erkennen,
2. auf das Urtümliche, das in Sitte, Brauch, Kunst und Lied als Eigenart eines Volkes oder Stammes weiterlebt und das wir ebenso beim bodengebundenen Volke beobachten, wie bei führenden Persönlichkeiten, in denen sich Volkseigenart oft stark zusammengeballt zeigt und mächtig ausstrahlt auf die Gemeinschaft, um dort neues völkisches Leben zu wecken.

Wollen wir nun alamannisches Volkstum erforschen, so müssen wir zunächst einen Blick auf die Frühgeschichte dieses germanischen Volksteils werfen[1].

Die Alamannen tauchen mit diesem Namen zum ersten Male auf im Jahre 213 unserer Zeitrechnung. Sie kommen vom Norden her, erscheinen am Main und versuchen, den römischen Grenzwall zu überrennen, werden aber von Kaiser Caracalla zurückgewiesen. Der römische Berichterstatter nennt die Alamannen einen volkreichen Stamm, der sich durch eine tüchtige Reiterei auszeichnet.

Die Forschung ist darin einig, daß eine Reihe germanischer Stämme, die nach dem Süden zogen, um Land für ihre Jugend zu suchen, sich verband, entschlossen, den römischen Feind, der tief in germanisches Gebiet eingedrungen war, zurückzudrängen. Der Stammesbund nannte sich Alamannen. Der Name ist zusammengesetzt aus Ala = ganz, — unserem alle — und dem auch im Neuhochdeutschen erhaltenen Wort Mannen. Man deutet ihn am besten als: Alle Männer, d. h. der ganze Verband der zu Wanderung und Kampf entschlossenen germanischen Stämme oder Stammesteile[2].

[1] Nach einem Vortrag, den ich im Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Karlsruhe, Mitte September 1936, gehalten habe.

[2] Darüber vgl. jetzt v. Kienle, oben S. 65 ff.

Digitized by Google

Schon früher gab es im germanischen Gebiet einen solchen Bund einiger Stämme: die Sweben. Der Bund der Alamannen deckt sich teilweise mit dem früheren Bund, doch nur teilweise. Denn einerseits waren nicht alle Sweben im Alamannenbund, und dann wieder haben sich auch Germanen, die nicht im Swebenbund waren, den Alamannen angeschlossen.

Die Alamannen sind also der jüngere Stammverband, der sich im 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung zusammengeschlossen hat. Ihr Name kann nur verstanden werden aus dem Ziel ihrer Aufgabe, im Süden des germanischen Gebiets sich Wohnsitze zu sichern und gemeinsam die Römer abzuwehren. Sie haben ihre Aufgabe in alter und neuer Zeit getreulich erfüllt und dafür ungeheuere Opfer gebracht. Einige nackte Aufzählungen

Zierscheibe aus einem alamannischen Grab aus Bräunlingen (Amt Donaueschingen), jetzt im Landesmuseum in Karlsruhe. Nach einem Lichtbild von H. Dürr, Berlin.

aus der Frühzeit geben einen untrüglichen Beweis von der Zähigkeit und Tapferkeit der Alamannen[3]:

213 suchen sie, von Thüringen herkommend, die römische Sperrkette am Main zu durchbrechen, werden aber von Caracalla aufgehalten. Dann sammeln sie sich, um zu neuen Kämpfen bereit zu stehen. Und nun gehts Schlag auf Schlag:

233: Sie überrennen den rhätischen Limes. Nach Funden haben sie dort tüchtige Arbeit geleistet. Etwa zur selben Zeit kämpfen sie gegen die Römer bei Jagsthausen, Öhringen und an anderen Orten.

Zur selben Zeit bedrohen sie die Römer am Rhein so heftig, daß Kaiser Severus Alexander selbst nach Germanien eilt; er sieht aber den Kampf gegen die Alamannen für aussichtslos an und sucht von ihnen den Frieden zu erkaufen. Doch er wird deswegen im Lager bei Mainz 235 von seinen Soldaten erschlagen.

236: Heftige Kämpfe der Alamannen gegen den neuen römischen Kaiser, den Thraker Maximin.

253: Neue Angriffe der Alamannen.

260: Die Limeskastelle sind von den Alamannen zerstört. Diese sind jetzt Herren des Gebiets nördlich der Donau.

[3] Nach W. Veeck, Die Alamannen in Württemberg 1931. Vgl. dazu G. Paul, Grundzüge der Rassen- und Raumgeschichte des deutschen Volkes 1935.

Digitized by Google

260: Einfall der Alamannen in Italien.

267: Weiterer Einfall in Italien.

270—275: Neuer Vorstoß nach Italien.

275: Einfälle in Gallien; die Alamannen finden aber heftigen Widerstand und müssen schwer büßen.

285/86: Neue Einfälle in römisches Gebiet. Kämpfe gegen die Burgunder.

289: Diokletian dringt ins Alamannenland ein.

291/92: Plünderung alamannischen Landes durch die Römer.

298: Heftige Kämpfe unter Maximian. 60 000 Alamannen sollen gefallen sein.

So geht es im nächsten Jahrhundert weiter. Doch darauf will ich nicht eingehen. Nur hinweisen will ich auf die Jahre 354—378, für die wir eingehende Berichte haben von einem römischen Offizier, der selbst gegen die Germanen am Oberrhein kämpfte, Ammianus Marcellinus.

Mit Ehren muß bei diesen Kämpfen des Alamannenfürsten Chnodomar gedacht werden. 357 war eine große Schlacht bei Brumath. Die Römer siegten. Der Alamannenfürst Chnodomar wurde mit 200 Gefolgsmannen gefangen genommen und nach Rom abgeführt[4].

Das war ein harter Schlag für die Alamannen. Nun folgten noch die Rachezüge Julians ins alamannische Land. 358 und 359 zieht Julian erneut gegen die Alamannen.

Trotz allem: ständig neue Kämpfe. Enderfolg des Kampfes war, daß nach 376 kein römisches Heer rechts des Rheines mehr gegen die Alamannen etwas ausrichtete.

Von 454 ab war der Widerstand der Römer auch auf dem linken Rheinufer gebrochen.

Demnach hat der Stamm der Alamannen etwa 250 Jahre mit den Römern gerungen. Während der ganzen Zeit berichten römische Schriftsteller von Erfolgen ihrer Truppen. Tam diu Alamannia vincitur könnte man mit bitterem Hohn nach einem Wort des Tacitus über diese Kämpfe sagen. Das Härteste für die Alamannen war dabei, daß sie oft gegen germanische Hilfstruppen und germanische Verbündete der Römer kämpfen mußten. Ich nenne nur ein Beispiel aus der letzten Zeit der Kämpfe: Als um das Jahr 380 der Alamannenfürst Priar mit einem großen Heeresaufgebot gegen die Römer über den Rhein zog, trat ihm mit den Römern verbündet der Frankenkönig Mallobaudes entgegen. Der Alamannenfürst fiel mit einem großen Teil seines Heeres.

Was lehren uns diese Kämpfe über das alamannische Volkstum? Nur ein mutiges, zähes Herrenvolk kann über zwei Jahrhunderte einem an Organisation und Machtmitteln stark überlegenen Feind so lange widerstehen und schließlich Sieger sein. Das zähe Durchhalten setzt voraus, daß die Alamannen sich einer Pflicht bewußt waren, die weit über etwaige Vorteile des Stammes hinaus ging: es war das gesamtgermanische Verant-

[4] Vgl. diese Zeitschrift 9, 1935, 87 ff.

Digitized by Google

wortungsbewußtsein und die Treue zum Volksganzen, die die ungeheueren Opfer des Stammes ermöglichten.

Das Vordringen und Kämpfen der Alamannen hier im Süden kommt an Bedeutung der kolonisatorischen Tätigkeit, die wir später im Nordosten unseres Vaterlandes erleben, unbedingt gleich. Längst war, als die Alamannen im Süden einrückten, die Auseinandersetzung zwischen Romanentum und Germanentum im Gange. Die germanischen Stämme, die unter Führung der Sweben fast 300 Jahre vor den Alamannen die Oberrheingegend besetzt hatten, konnten sich gegen die Übermacht der Römer nicht halten. Erst die Alamannen haben diesem Vordringen der Römer endgültig Halt geboten. Was wir in den Geschichtsbüchern darüber lesen, ist oft vom römischen Gesichtspunkt aus geschrieben: man bekommt aus ihnen den Eindruck, daß das Vordringen der Alamannen über den Rhein, ja bis nach Italien wie beliebige Einfälle barbarischer Horden zu werten sei. In Wirklichkeit ist es zielbewußter Kampf gegen das Romanentum. All die lateinischen Völker hatte man damals zusammengefaßt unter dem Begriff Romania. Das Wort kommt wohl zum erstenmal vor bei Ammianus Marcellinus, also um 360, und ist im Gegensatz zu Germania gebildet[3]. In dem Kampf der beiden Großmächte Germanen und Romanen haben die Alamannen entscheidend eingegriffen. Ihnen verdanken wir es in erster Reihe, daß Keile in die Romania getrieben wurden und diese uns gegnerische Gesamtmacht in Teile auseinanderfiel. Das ist der geschichtlich bedeutsame Sinn des Vordringens der Alamannen nach dem Süden. So treffen wir überall zweckhaftes Handeln für die germanische Volksgemeinschaft. Für alle Folgezeit sind die Alamannen trotz fremder Heere und welscher Einwirkungen aller Art, die durch die burgundische Pforte und sonst über den Rhein sich bei uns auszubreiten suchten, die getreue Wacht am Oberrhein geblieben. Die Franzosen haben deshalb die Deutschen im allgemeinen mit dem Namen des stärksten Gegners gegen welschen Geist les Allemands genannt. Was unsere Ahnen bei der Gründung des Stammbundes wollten, haben alle Nachfahren getreu erfüllt. Aus dem Stämmeverband ist in Not und Kampf durch die Jahrhunderte ein Stamm geworden. Wohl ist dieser Stamm heute politisch verteilt auf mehrere Länder: Deutschland, Frankreich, Schweiz, Österreich. Aber das Volkstum ist überall dasselbe, rechts und links des Rheines. Die politische Teilung ist nicht Alamannenschuld, sondern Reichsschicksal. Ja, gerade auch hier zeigt sich wieder die Stärke des alamannischen Volkstums: trotzdem das Reich in schwachen Zeiten Teile seines Volkes den Nachbarländern preisgab und aus dem Reichsverband ausscheiden ließ, hat auch in den abgetrennten Ländern alamannisches Volkstum in Sprache und Sitte sich getreu erhalten.

Der Name Alamannen ist nicht mehr so volkläufig wie vor dem 12. Jahrhundert, vor allem die Bezeichnung des Landes. Wir sprechen von Alemannen und alemannisch, wenn wir die Eigenart des Stammes bezeichnen wollen. Das Wort für den Bereich des Alamannenvolkes, Alemannien, ist volksfremd. Das mag großenteils daher kommen, daß es in seiner

[3] Vgl. Philolog. Wochenschrift 1925, 381 f.

Digitized by Google

Bildung undeutsch ist. Es geht auf die lateinische Form Alamannia zurück und ist nach der welschen Umbildung Allemagne gestaltet. Als Ländernamen brauchen wir sonst den Bevölkerungsnamen im Wem-Fall der Mehrzahl: Wir sagen Preußen, nicht etwa Preußien, weil man lateinisch Borussia oder Prussia bildet, wir sagen auch nicht Schwabien, weil es lateinisch Suebia heißt, wir sagen Sachsen, Thüringen, Bayern usw. Warum sollen wir nicht Alamannen sagen? Es geht gegen den Geist unserer Väter, wenn wir für die Bezeichnung unseres Landes die welsche Form gebrauchen. Also weg mit Alemannien! Brauchen wir für dies Land das deutsche Wort Alamannen.

Wollen wir ganz folgerichtig sein, so schreiben wir Alamannen statt Alemannen. Denn die Schreibung mit e geht auf die französische Form späterer Zeit zurück. Doch wäre vielleicht mit der Zeit auch ohne fremden Einfluß im Deutschen das a ebenfalls zu e abgeschwächt worden. Wollen wir das Wort neuhochdeutsch gestalten, dann wäre die Schreibung mit zwei ll erforderlich. Am besten behalten wir also das Wort bei, wie es vor der Verwelschung gelautet hat, und sagen Alamannen.

Es ist eine Dankespflicht des Reiches, den Namen der Alamannen zu erhalten und zu adeln; denn sie haben jahrhundertelang, wie kaum ein zweiter Stamm der Germanen, geblutet und mit größtem Erfolg für ganz Deutschland in vorderster Reihe gerungen im großen Kampfe zwischen Germanen und Romanen.

Zäh und treu wie in diesen Kämpfen sind die Alamannen bis heute in allen großen Fragen wie im täglichen Leben. Dies treue Festhalten an etwas Überliefertem, das man lieb gewonnen hat, ist ein besonders hervortretender Wesenszug des alamannischen Stammes. Wir beobachten es in Brauch und Sitte, im bodenständigen Haus, in der Mundart, in der Volkstracht.

Wenn wir bäuerlichen Brauch der einzelnen deutschen Stämme erforschen, so kommen wir in den wesentlichen Zügen immer zurück auf Gemeingermanisches. Was wir schon aus der ältesten Zeit wissen, hat sich bei den einzelnen germanischen Stämmen als lebendiger Brauch oder in Resten mehr oder weniger erhalten, je nachdem ein Stamm sein Blut und seine Väterart treu bewahrt hat oder verstädtert wurde und Sitte und Brauch unter dem Einfluß einer allgemein europäischen Bildung änderte.

Zu den treuesten und bodenständigsten Stämmen gehören auch in dieser Hinsicht die Alamannen. Wir finden hier Bräuche, die wir bis zur germanischen Frühzeit zurückverfolgen können. Im Vorfrühling, meist an Fastnacht, werden auf Anhöhen über den Dörfern und Städten Feuer angezündet, die weithin über die Gemarkung leuchten. Man nennt sie im Schwarzwald Fasnetfunken. So soll die Sonne wieder scheinen und den Sommersegen bringen. Die Beziehung zur Sonne wird noch anschaulicher, wenn man ein Wagenrad mit brennbarem Stoff umwickelt und brennend vom Berg herabwälzt oder abgerundete Scheiben im Fasnetfunken glühend macht und über einen Berg hinwegschleudert. Mit dem Scheibenwerfen ist ein Segensspruch verbunden. Felsritzungen aus Skandinavien zeigen uns, daß solche Bräuche schon in der germanischen Bronzezeit bestanden haben.

Digitized by Google

Sie sind selbstverständlich auch bei anderen germanischen Stämmen bis heute erhalten, doch nicht überall mit dem Ernst, wie hier im alamannischen Land. Wer nicht nur das Äußerliche, sondern auch den Gehalt beobachtet, wird merken, daß bei diesen Bräuchen noch etwas von der seelischen Haltung mitschwingt, wie sie schon unseren Urvätern eigen war. Und das gerade ist das Wesentliche, daß wir mit solchen Bräuchen nicht nur zurückkommen auf Urväterzeit, sondern auch auf Urväterart[6].

Dem Germanen ist es eigen, sinnbildlich seine Hoffnungen und seine Sehnsucht auszusprechen. Er ist darin anders eingestellt als die südliche Kultur am Mittelmeer. Die Frühlingsfeuer sind solche sinnbildliche Handlungen germanischer Art.

Sonnenrad und Sonnenscheibe hat man, vom Brauch ausgehend, abgebildet und als Heilszeichen am Hof, am Brunnen, in Schmuckstücken angebracht. Gerade in alamannischen Gräbern finden sich viele und schöne Heilszeichen, wie z. B. ein Blick in Veecks großes Werk über die Alamannen zeigt und wie die Ausgrabungen bis heute immer wieder erweisen. Zu diesen Heilszeichen gehört unser Hakenkreuz, das in Gräbern, an alten Häusern, an Brunnen, an Gegenständen sich im alamannischen Gebiet seit der Frühzeit der Besiedlung bis heute durch alle Jahrhunderte findet, nicht weniger häufig, als in Niederdeutschland. Also auch hier hat der Alamanne germanisches Erbe treu bewahrt[7].

Das Hakenkreuz ist vom Volksbrauch entnommen, wie wir ihn z. B. in Elzach im Schwarzwald, im Markgräflerland und anderswo haben. Brauch und Abbild zeigen also die Sonne im Umlauf, die Sonne, die immer wieder neue Sommerwärme bringt. Wie das Hakenkreuz unseren Vätern ein Sinnbild des während sich erneuernden Lebens war, ist es uns Heilszeichen für den Fortbestand deutscher Art und deutschen Volkstums. Wenn ein alamannischer Bauer 1583 an einem Balken seines Hauses ein Hakenkreuz anbrachte, so wird es ihm ein Segenszeichen gewesen sein, wie die anderen, teils christlichen Heilszeichen, die er daneben anbrachte, und wenn an einem Fachwerkbau aus dem Jahre 1812 neben dem Namen des Bauern auf einem Balken ein Hakenkreuz ist und neben dem Namen der Bäuerin ein christliches Kreuz, so ist das wohl kein Zufall und nicht ohne Sinn.

Neben solchen Sonnenbildern haben wir im ganzen germanischen Bereich ein anderes Wahrzeichen germanischen Glaubens, den Lebensbaum. Auch ihn haben die Alamannen im Glauben und Brauch im selben Sinn erhalten, wie er den Germanen im Ganzen seit den Urzeiten lebendig war, im Frühling sowohl wie zur Zeit der Wintersonnenwende[8].

Den Lebensbaum zur Zeit der Wintersonnenwende kann man als Wintermaien bezeichnen. Er ist im ganzen germanischen Gebiet vorhanden. Besondere Bedeutung hat er im alamannischen Land erhalten. Hier verband sich der Wintermaie mit den Lichtern, die sonst um diese Zeit üblich waren, und die ich als Lebenslichter anspreche. Aus dieser Verbindung ist

[6] Vgl. Fehrle, Deutsche Feste, 1936, 40 ff.
[7] Vgl. diese Zeitschrift 8, 1934, 1 ff.
[8] Fehrle, Deutsche Feste, 19 ff.

Digitized by Google

der lichtergeschmückte Weihnachtsbaum geworden. Vom alamannischen Gebiet aus hat er sich über ganz Deutschland verbreitet.

Wohl gab es auch anderswo vereinzelt eine Verbindung des Wintermaien mit den Weihnachtslichtern, z. B. um 1660 auf dem Heidelberger Schloß, aber diese vereinzelten Bräuche strahlten keine Kraft aus, daß sie Nachfolge fanden. Das war erst dem alamannischen Volksbrauch beschieden. Solches Kraftausstrahlen vom alamannischen Brauch her zeigt, daß die seelische Haltung, die zu solchem germanischen Glauben führte, fest im Volkstum wurzelte, und daß die germanischen Glaubensvorstellungen vom Weihnachtsbaum und vom Licht sich im alamannischen Volkstum lebend erhalten haben, und daß ihre Verbindung sich lebend entwickelt hat.

Ebenso wie Brauch und Sinnbild führt uns das bodenständige Bauernhaus zurück in die ältesten Zeiten[9].

Auch in der Sprache hält der Alamanne an der Väterart treu fest. Seine Mundart kommt dem Mittelhochdeutschen sehr nahe. Moritz Durach weist in seinem Buch: „Wir Alemannen" (1936) mit Recht darauf hin, daß ein Mann aus dem hinteren Bregenzer Wald, wo die Mundart vielleicht noch am urtümlichsten ist, das Nibelungenlied lesen kann.

Dieselbe Beständigkeit zeigt der Alamanne in der Tracht. Es gibt wenig Stämme in Deutschland, bei denen soviel Bauerntracht getragen wird, wie im Alamannischen. Man verweist derartige Erscheinungen gerne auf die Reliktgebiete und fügt dann hinzu, Tracht werde vor allem getragen in Gegenden, die weit weg seien vom Weltgetriebe, wie es die Stadt bringt. Das kann hier nicht oder höchstens teilweise als Grund für das Beibehalten der Bauerntracht angeführt werden. Hier im Alamannenland haben wir Städte und Fremdenverkehr häufiger und früher als z. B. im Odenwald. Und doch ist die Bauerntracht mehr erhalten als dort. Es ist das stolze Selbstbewußtsein und die Treue zu etwas Liebgewordenem, das das alamannische Bauernvolk veranlaßt hat, die Tracht solange beizubehalten[10].

Man hat die Art des Alamannen aus der Landschaft herleiten wollen. Ich habe grundsätzlich Bedenken gegen die Herleitung eines Volkstums aus der Landschaft. Hier erheben sich aber neben den allgemeinen noch andere Bedenken: das alamannische Land ist in seinem Landschaftsbild so verschiedenartig, daß man bei solcher Herleitung fragen müßte: aus welchem Teil des alamannischen Landes man den Charakter des Volkes herleiten soll? Hochschwarzwald, Baar, Hegau, Breisgau, Hotzenwald, Markgräflerland kann man doch nicht als Landschaft bezeichnen, von der ein gleichartiges Volkstum ausgehen könnte? Und eine bestimmte Landschaft herauszunehmen und sie für den Charakter der Alamannen im Ganzen verantwortlich machen, wäre Willkür, die mit wissenschaftlicher Betrachtung nichts mehr zu tun hätte. Nein, das Volkstum liegt in Blut und Rasse. Damit ist nicht gesagt, daß die Landschaft nicht auch an dem Menschen formt; besser sagt man: es entsteht mit der Zeit ein Einklang zwischen

[9] Siehe unten S. 87 ff.

[10] Vgl. Mein Heimatland 22, 1935, 385 ff.

Digitized by Google

Mensch und Landschaft. Nehmen wir ein Beispiel aus dem Kern des alamannischen Landes, aus Hochschwarzwald und Baar. Wenn wir von Freiburg aus durch das Höllental, etwa der Bahnlinie entlang nach Donaueschingen wandern, ist das letzte Wälderdorf Rötenbach. Mit der nächsten Ortschaft, dem Städtchen Löffingen, beginnt eine andersartige Landschaft: die Hochfläche der Baar. Breit und behäbig liegt sie da, breit sind die Hausgiebel, höher und breiter werden die Kappen der trachttragenden Frauen und Mädchen, breiter sind die Kappenbänder, die über den Rücken herabhängen, breiter wird die Sprache. Drin im Wald ist die Sprache fließender und wendiger. Sie sprudelt so lebendig wie der Quell aus dem Wiesenabhang, die Landschaft ist mehr gegliedert, Täler wechseln mit Höhen, Wälder mit Wiesen, auch die Häusergiebel erscheinen weniger flächig, zahlreicher sind an den Fenstern die bunten Blumen, die den Wanderer anlachen, die Menschen sind wendiger. Also durchaus ein Einklang zwischen Landschaft und Mensch. Gewiß hat hier die Landschaft am Menschen geformt, aber sie nicht allein. Sie hat vielleicht nur etwas Tönung und Färbung gegeben. Die Hauptunterschiede sind rassisch bedingt. Die Siedlungsgeschichte der beiden Landteile ist ganz verschieden.

Ich möchte die Eigenart des Alamannen anders erklären: er ist im Grunde seines Wesens ein nordischer Bauer.

An jedem echten Bauern kann man zwei wesentliche Züge erkennen: er beobachtet tagaus, tagein die Wunder des Lebens im Werden und Vergehen. Dadurch wird er gottverbunden, fromm, gemütvoll und neigt zu mythischer Schau des Lebens.

Andererseits muß er alles, was ihn umgibt, scharf beobachten, vom Wetter bis zum Verhalten seiner Tiere, bei Tag und Nacht, den Boden, in den er säen soll so gut wie die aufgehende und reifende Saat. Sonst kann er die Arbeit nicht richtig einteilen und seinen Hof nicht verwalten und erhalten. Deshalb ist der Bauer ein guter Beobachter.

Bäuerliche Art zeigt sich in irgendeiner Weise immer wieder beim Alamannen. Von Johann Peter Hebel sagt Goethe, er habe auf die anmutigste Weise das Universum verbauert. Hebel hat auch vor allem das Bauernleben der Welt in idyllischer Verklärung vor Augen geführt. Hansjakob ist weithin bekannt durch seine Erzählungen von alamannischen Bauernschicksalen. Hermann Eris Busse leistet ohne Frage sein Bestes in den Bauernromanen. Seine lebenerfüllten Darstellungen wären nicht möglich, wenn des Dichters Seele nicht von bäuerlicher Art wäre. Der Maler Hans Thoma wurde wegen seiner bäuerlichen Farbenliebe zunächst überall zurückgesetzt. Denn er malte die Wiesen so leuchtend bunt, wie er sie als Bauernbüblein im Schwarzwald gesehen hatte. Das ging aber gegen den damals herrschenden, von lebensfernen, vielleicht auch rassefremden Menschen diktierten Kunstgeschmack. Deshalb wurde der „Thomasalat", wie man spöttelnd die leuchtenden Bilder des alamannischen Meisters nannte, lange nicht zu Ausstellungen zugelassen. Der Alamanne aber ließ sich durch derartige Kunstrichter nicht von seiner bäuerlichen Farbenfreude abbringen, und schließlich bekehrte sich die Welt zu ihm.

Digitized by Google

Besonders schön und klar ist die alamannische Bäuerlichkeit nach ihren beiden Seiten entfaltet in unserem Maler Hans Adolf Bühler. Das sinnbildhafte Schauen, das sich oft zum Mythos verdichtet, verbindet sich mit sachlicher Klarheit. Der ganz aus germanischen Vorstellungen gestaltete Mythos ist umrankt von einer jubelnden Farbenpracht, die einem entgegenlacht, wie die Blumen einer Schwarzwaldwiese.

Beide Seiten bäuerlicher Haltung sind stark sichtbar in Hermann Burte. Doch hier soll auf eine andere Seite seines Wirkens hingewiesen werden, auf seine sprachschöpferische Tat. Begriffe der Bauernsprache mit ihrer lebhaften Anschaulichkeit und ihrer sinnbildlichen Kraft kommen durch Burte wieder zum Leben. Er gehört auch in dieser Hinsicht zu den schöpferischen Führern im neuen Volksstaat; denn er belebt und bereichert unsere Sprache aus ihren urtümlichen Schätzen und geht damit auf die Ursprünge unseres Wesens. Das vermag er durch seine bäuerliche Erdverbundenheit, die immer vor Oberflächlichkeit bewahrt und in die Tiefen führt.

Hermann Burte hat seinem alamannischen Landsmann Emil Gött ein Denkmal gesetzt mit den Worten[11]:

Hier lebte Emil Gött.
Ein Sucher, Bauer, Dichter.
Gemeinen ein Gespött.
Den Reinen eins der Lichter,
Die brennend sich verschwenden,
Den Menschen zu vollenden.

Schlicht und wuchtig hat Burte die Sätze hingesetzt, monumental würde man sagen, wenn sie lateinisch wären. Jedenfalls wird nach solchen Worten es keiner mehr wagen, die Torheit zu wiederholen, die man früher hören konnte, so monumental wie im Lateinischen könne man im Deutschen eine Inschrift nicht gestalten.

Treffender konnte man den Alamannen Emil Gött nicht kennzeichnen als Burte es mit diesen Worten getan hat. Aber Burte hat sich auch selber hier ein Denkmal gesetzt, und schließlich ist es ein Denkmal für den Alamannen schlechthin. Hier haben wir alamannische Kunst in schönster Vollendung. Wie große Steinblöcke im Schwarzwald stehen die ersten Sätze da:

Hier lebte Emil Gött.

Kann man den Lebensgehalt und die Lebensart eines alamannischen Künstlers besser kennzeichnen als mit dem zweiten Satz:

Ein Sucher, Bauer, Dichter:

Scharfe Verachtung alles Gemeinen liegt im nächsten Vers. Man achte auf den Klang:

Gemeinen ein Gespött.

Und nun setzt der Dichter keinen Punkt mehr hinter die einzelnen Sätze, ohne Halt strebt er zum Lobpreisen in die Höhe:

[11] Vgl. M. Dufner-Greif, Die Sendung der Alemannen (1936) 36.

Digitized by Google

Den Reinen eins der Lichter,
Die brennend sich verschwenden,
Den Menschen zu vollenden.

Sich brennend verschwenden, den Menschen zu vollenden, ist ja besonders stark ausgeprägt bei Emil Gött, ist aber schließlich im alamannischen Land viel zu treffen. Wer denkt hier nicht an den Alamannen Albert Leo Schlageter? Man denke dann an Pestalozzi: einfache, schlichte Bäuerlichkeit, Aufopferung, und der große Erfolg für die Erziehung.

Oder denken Sie an Johann Peter Hebel: Wie hat der Dichter hier in Karlsruhe mit seiner Heimatsehnsucht gerungen! Und schließlich hat die Heimatliebe Ausdruck gefunden in den „alemannischen Gedichten". Sie bilden ein kleines, unscheinbares Bändchen und haben doch eine ungeheure Wirkung gehabt. Denn sie haben allenthalben in Deutschland die Mundartdichtung angeregt und stehen am Anfang der großen Heimatbewegung, der wir es zum guten Teil verdanken, daß wir überfremdete Deutsche uns wieder heimgefunden haben.

Der Alamanne schafft nicht für den äußeren Erfolg, d. h. er nimmt an, wenn er etwas Brauchbares gefunden habe, dann werden's die Leute schon aufnehmen. Er ist kein Mann, der gerne Propaganda für sich macht. Hans Thoma erzählt im „Herbste des Lebens" eine ergötzliche Geschichte von einem Kleinbauern, der Kochlöffel schnitzte, sie in seinen Zwerchsack nahm, der hinten und vorn über die Schulter hing, und ins nächste Städtlein auf den Markt ging, um sie zu verkaufen. Als er gegen Abend heimkam, fragte ihn sein Nachbar, der Franztoni: Hast du gute Geschäfte gemacht? Ja, Geschäfte gemacht!, erwiderte der Kochlöffelschnitzer — ich bin den ganzen Tag mit meinem Sack den Markt auf und ab gegangen und nicht einmal ein einziger Mensch hat mich gefragt, was ich in meinem Sack habe.

Diese zarte Zurückhaltung, Thoma nennt es einmal Schamhaftigkeit der Seele, mag geschäftlich nicht vorteilhaft sein, ist aber doch ein edler Zug und findet sich auch in großen Fragen. Deshalb tritt der Alamanne oft z. B. dem Franken gegenüber zurück. Wenn in einer alamannischen Ortschaft irgendein Franke angesiedelt ist, und es soll der Vorstand für den Fußballklub oder den Schützenverein gewählt werden, so wird's oft der Franke. Die Alamannen drängen sich nicht vor. Der Franke aber läßt sich eher vorschieben. Der Alamanne merkt diese äußerliche Überlegenheit und größere Gewandtheit des anderen, kommt sich aber deshalb nicht minderwertiger vor. Aber der andere, der die alamannische Bedächtigkeit nicht kennt, hält ihn oft für minderwertig. Hierin liegen wesentliche Fragen begründet für das Zusammenarbeiten zwischen dem Süden und Norden unseres Vaterlandes. Moritz Durach weist in seinem Buch „Wir Alemannen" darauf hin, daß manches, was im Norden unseres Vaterlandes für die Wirklichkeit geformt wurde, einer Idee entsprang, die von Alamannen gestaltet worden ist, und betont die Bedeutung solcher fruchtbringender Wechselbeziehungen zwischen den verschiedenen deutschen Stämmen.

Wer mit dem alamannischen Volk umzugehen weiß, merkt bald, daß der Alamanne, kein Schwätzer ist, ja, daß er recht wortkarg sein kann.

Digitized by Google

Aber er ist klug und tiefgehend im Fragen. Ich erklärte einst einem Büblein aus Aasen bei Donaueschingen den Blitzableiter. Als wir bei der Ableitung in den Boden waren, war meine Weisheit zu Ende. Das Büblein aber fragte: Und denoh?, das heißt: und danach? Denn es konnte sich nicht vorstellen, daß die gewaltige Kraft des Blitzes, der so Ungeheueres anrichten kann, ruhig und ohne Wirkung in der Erde vergehe. Die Frage des Bübleins verrät tiefschürfenden Bauernsinn. Ich stelle eine andere Frage daneben, die ich in Heidelberg mit einem fränkischen Knaben aus der Stadt besprach. Wir standen neben einer Lokomotive. Der Knabe kannte viele Einzelheiten der Maschine und fragte weiter nach anderen Einzelheiten, aber nie nach dem Wesentlichen, nach der Seele der Maschine, möchte ich sagen. Der städtische Bub ging nicht auf den Grund wie der Bauernbub beim Blitzableiter.

Hans Thoma sagt einmal, die Frage sei die Großmutter der Philosophie. Das Alamannenvolk, das mit bäuerlicher Unmittelbarkeit aus den Urgründen zu schöpfen vermag, hat deshalb große Philosophen hervorgebracht.

Ich habe versucht, aus der Geschichte der Frühzeit, aus Sitte und Brauch durch viele Jahrhunderte, aus Hausbau und Tracht, aus dem Leben und Wirken führender Männer ein Bild alamannischen Volkstums zu entwerfen. Hundert andere große Alamannen der Gegenwart und der Vergangenheit könnte ich daneben nennen. Ich könnte darauf hinweisen, daß die großen Fürstengeschlechter der Staufer, der Welfen, der Hohenzollern, der Habsburger aus dem Alamannentum stammen. Doch die angeführten Beispiele sollen genügen, um zu zeigen, daß alamannisches Wesen schlicht und einfach, echt und wahr und gut deutsch ist. Wie die Alamannen durch Jahrhunderte germanisch-deutsches Wesen treu bewahrt haben, bleiben sie für alle Zukunft die Hüter deutscher Art am Oberrhein.

Digitized by Google

Das bodenständige deutsche Haus

mit besonderer Berücksichtigung des oberdeutschen Gebietes.

Von **Prof. Dr. Eugen Fehrle**, Heidelberg.

Die Erforschung des bodenständigen deutschen Hauses hat in den letzten Jahren allenthalben große Fortschritte gemacht. Auf der einen Seite wird besonders durch die Arbeiten der germanischen Frühgeschichte das Haus der Frühzeit in seiner Vielseitigkeit und seiner Art bekannt, andererseits hat die Volkskunde und haben Bausachverständige sich um das heute bestehende Haus, seine Geschichte und seinen Aufbau bemüht. Allerdings sieht es so aus, als ob die Forschung in zwei getrennten Lagern vor sich gehe. Denn

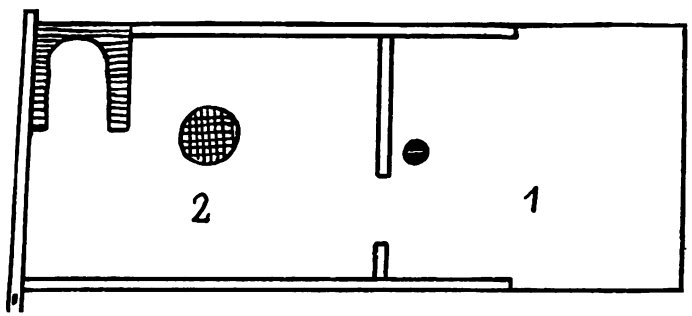


Abb. 1. Grundriß eines frühgeschichtlichen Hauses (3. Jahrtausend v. Chr.) aus Taubried (Württemberg), nach H. Reinerth, Das Federseemoor als Siedlungsland des Vorzeitmenschen (1929), S. 94.

Versuche, das Haus der Frühzeit mit dem Bauernhaus unserer Zeit entwicklungsgeschichtlich zu verbinden, sind ganz vereinzelt und wenig gelungen. Die Reste von Häusern aus der Frühgeschichte können wir vom dritten Jahrtausend vor der Zeitenwende bis in die Karolingerzeit aus Funden und Nachrichten ziemlich übersehen. Das deutsche Bauernhaus, wie wir es heute haben, ist ebenfalls so weit erforscht, daß wir seine Verbreitung, die Typen und landschaftlichen Verschiedenheiten erkennen[1]. Die Jahrhunderte

[1] Das Bauernhaus im Deutschen Reiche und in seinen Grenzgebieten, herausgegeben vom Verbande deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine mit hist.-geogr. Einleitung von Prof. Dietrich Schäfer. Text mit 548 Abbildungen. Hierzu

Digitized by Google

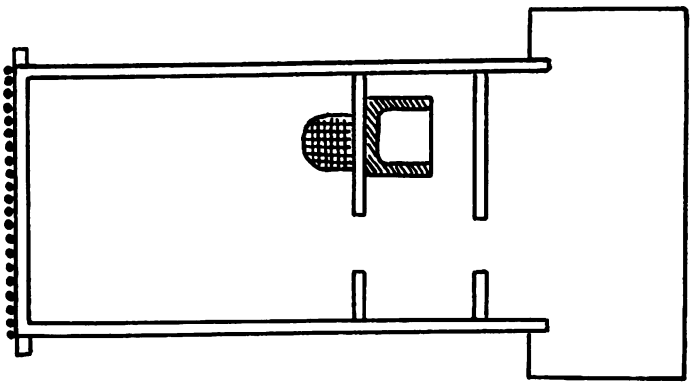


Abb. 2. Frühgeschichtliches Haus aus Taubried. (Spätere Bauform, nach H. Reinerth, a. a. O., S. 95.

zwischen dem frühen Haus und unseren Häusern, sagen wir rund zwischen 800—1400 n. Chr., sind noch am wenigsten erforscht. Es gilt also, hier alle Nachrichten aus Weistümern, Verwaltungsbestimmungen, Strafverordnungen, Schriftstellern, Gesetzen, sorgfältig durchzuarbeiten, mit den Resten dieser Jahrhunderte und mit den Funden aus früherer und späterer Zeit zu vergleichen und daraus Schlüsse zu ziehen. Es ist unmöglich, daß kein Zusammenhang bestehe zwischen dem Haus der Frühzeit und dem späteren. Denn überall sonst können wir erkennen, wie zäh die Volksüberlieferung ist. Ich nenne nur ein Beispiel aus einem ganz anderen Gebiet: Wir haben in Aasen, Amt Donaueschingen, eine Wiese, die „i de Hexe", d. h. in den Hexen genannt wird. Der Name ist, abgesehen vom Besitzer, den Nachbarn und den Leuten, die dort gearbeitet haben, im Dorf wenig bekannt, ist aber mundartlich überliefert und schließlich auch durch ältere Urkunden bezeugt[2]. Da vermutet werden durfte, daß ein solcher Name nicht von ungefähr komme, haben wir vor einigen Jahren dort Grabversuche gemacht und fanden dabei Leichen mit Hals- und Armringen und anderem Schmuck, die der Frühgeschichter etwa ins Jahr 600 v. Chr. setzt. Die Volksüberlieferung hat also durch über 2000 Jahre festgehalten, daß dort etwas nicht geheuer sei. Ähnliche zähe Überlieferung finden wir in Flurnamen, in Volksbräuchen, im Volksglauben und sonst überall. Meist ist es so, daß wir über die landschaftlichen Verschiedenheiten weg zu einer gemeingermanischen Vorstellung kommen, die uns zu dem Schlusse zwingt, daß in der Frühzeit des germanischen Volkes ein starkes Zusammenhalten und eine geschlossene Kultur vorhanden war.

Atlas mit 120 Foliotafeln, 1906; O. Gruber, Deutsche Bauern- und Ackerbürgerhäuser, 1926; R. Schilling, Das alte, malerische Schwarzwaldhaus, 1915; M. Lohß, Vom Bauernhaus in Württemberg und angrenzenden Gebieten: Wörter und Sachen 13, 1932. Es kommt mir hier keineswegs auf vollständige Schrifttumsangaben an.

[2] Ernst Fehrle, Die Flurnamen von Aasen, 1913, S. 5 nr. 62.

Digitized by Google

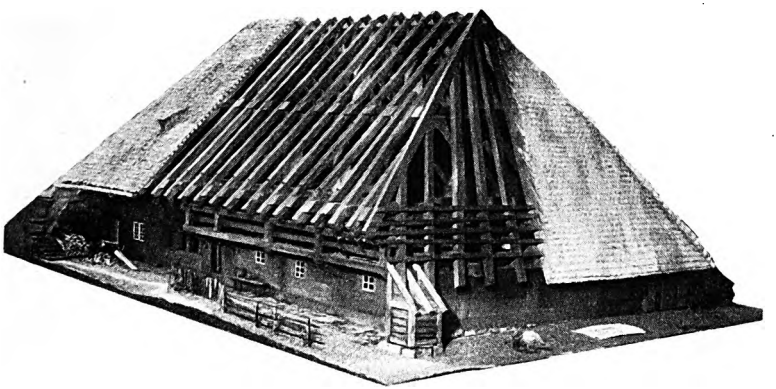


Abb. 3. Schwarzbauernhof in Katzensteig (Furtwangen).
Modell in der Volkskundlichen Lehrschau der Universität Heidelberg.

Meines Erachtens läßt sich das auch für die Geschichte des Hauses erweisen. Wir haben schon für sehr frühe Zeit ein Haus mit senkrechten Wänden. Bald besteht es aus einem Raum mit dem Herd in der Mitte, oder häufiger noch ist der Herd etwas nach hinten im Haus verlegt; aber immer noch freistehend, so daß im vorderen Teil des Hauses ein geräumiger Platz bleibt. Daneben haben wir schon im dritten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung, etwa um 2200, in Taubried und Aichbühl in Württemberg und in Sipplingen in Baden Häuser mit zwei Räumen (Abb. 1 und 2): Kommen wir zur Haustüre, die am Giebel ist, herein, so treten wir in einen Raum, den wir wohl als Wohnraum oder Stube ansprechen dürfen. Hinter ihm liegt, durch eine Wand abgegrenzt, der Herdraum. In der Stube — wenn ich dieses spätere Wort schon für diese frühe Zeit vorwegnehmen darf — ist bisweilen ein Ofen nachweisbar, anderswo sind keine Spuren von ihm vorhanden[3]. Der Ofen in der „Stube" wird als Backofen angesprochen. Dabei ist aber zu bedenken, daß auch heute noch im Schwarzwaldhaus und im schwäbischen Gebiet der Kachelofen, der die Stube wärmt, öfters auch zum Backen verwandt wird. Man wird also auch für die Frühzeit voraussetzen dürfen, daß der vordere Raum des Hauses nicht nur ein Backraum war, sondern daß der Ofen zum Backen und Wärmen gedient hat.

Dieselbe Zweiteilung des Hauses finden wir dann wieder um 1000 v. Chr. bei der sogenannten Römerschanze in Potsdam[4] und etwa um 900 n. Chr. in Hermsheim bei Mannheim. Diese Hermsheimer Häuser sind durch Professor Gropengießer beim Bau der Reichsautobahn ausgegraben worden[5]. Wir haben also in der Frühzeit durch drei Jahrtausende dieselbe Hauseinteilung im Norden, Süden und Südwesten unseres Vaterlandes.

[3] Führer zur Urgeschichte, herausgegeben von Dr. Hans Reinerth, 1936, 9. Bd., S. 84 und Abb. 26, S. 93 ff. und Abb. 31, 32, 33.

[4] Carl Schuchardt, Deutsche Vor- und Frühgeschichte in Bildern, 1936, Tafel 46.

[5] Ein Modell eines solchen Hauses steht in der volkskundlichen Lehrschau der Universität Heidelberg.

Digitized by Google

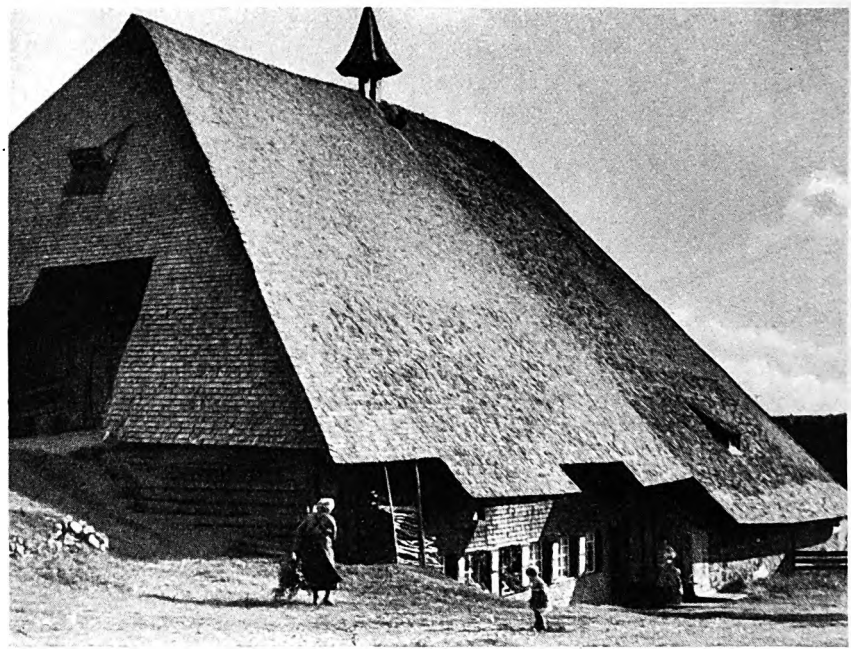


Abb. 4. Bauernhof in Gütenbach bei Furtwangen. Unteres Geschwend. Lichtbild von Dr. Wintermantel (Furtwangen).

Gehen wir nun über zur Betrachtung des Bestandes unserer Bauernhäuser, vor allem unserer Holzhäuser im Schwarzwald. Die ältesten von ihnen, die noch stehen, sind vor dem Dreißigjährigen Krieg gebaut, im allgemeinen im 16. Jahrhundert: Das Höfle in Schönwald 1509, der Heinrichshof in Oberharmersbach-Dorf 1541, der Dolden-Seppenhof bei Furtwangen 1599 usw. Abbildung 3 zeigt ein solches Haus aus der Gegend von Furtwangen[6]. Es gehört zu den Höfen, die der Volksmund als Heidenhäuser bezeichnet. Auffallend ist, daß der Wohnraum an der Berglehne liegt und deshalb ziemlich dunkel ist. (Vgl. die Abbildung 4, die ähnliche Verhältnisse zeigt.)

Die Räume für Vieh und Futter sind ihm vorgelagert. Beide Teile, Wohn- und Stallräume, sind getrennt durch einen Gang, der quer durch das ganze Haus durchläuft. Die Wohnräume sind genau so zueinander gelagert wie im frühgeschichtlichen Haus: vorn ist die Stube, dahinter die Küche. Die äußere Ansicht eines solchen Hauses ist allerdings ganz anders als die eines Hauses aus der früheren Zeit. Es ist vor allem viel größer. Die Häuser der Frühzeit sind verhältnismäßig klein, ein Gehöft besteht aus mehreren Gebäuden. Wir werden schon für die Frühzeit dasselbe voraus-

[6] Vgl. Herm. Schilli, Bauernhäuser der Ortenau: Veröffentlichungen des Hist. Ver. f. Mittelbaden „Die Ortenau", Heft 24.

Digitized by Google

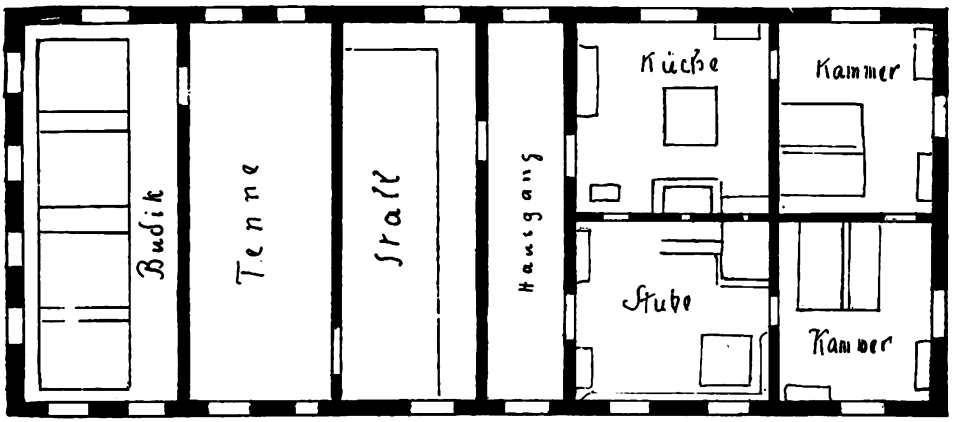


Abb. 5. Grundriß eines Hauses in Oberwihl.

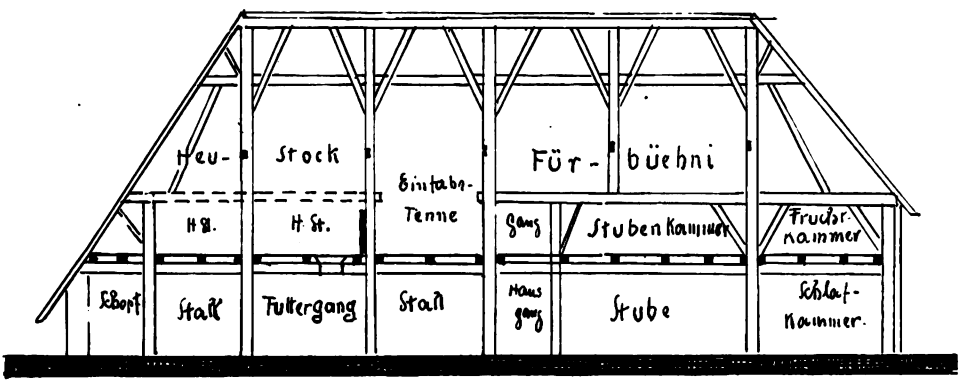


Abb. 6. Aufriß eines Hotzenhauses.

Aus dem Heimatblatt Nr. 35 „Das Hotzenhaus" von Leopold Döbele, im Auftrage des Landesvereins Badische Heimat herausgegeben von Hermann Eris Busse. Zu beziehen durch das Haus Badische Heimat, Freiburg i. Br., Hansjakobstraße 12. 56 S. mit 52 Abb., 2,25 RM.

setzen dürfen, was uns für die Zeit um 800 deutlich belegt ist. Stephani[7] hat mehrere Zeugnisse zusammengestellt, aus denen ersichtlich ist, daß ein Bauerngehöft um 800 n. Chr. aus einer ganzen Anzahl von kleineren Gebäuden bestanden hat. Wir haben z. B. bei Stephani, S. 99 ff., 14 Einzelhäuser belegt: Das Wohnhaus, eine Kammer, einen Keller, einen Stall, drei Leutehäuser (mansiones), zwei Speicher, eine Küche, ein Backhaus, drei Scheunen. Es ist demnach unrichtig, aus der Kleinheit der Einzelhäuser, die man in der Frühzeit findet, auf ärmliche oder gar „primitive" Verhält-

[7] K. G. Stephani, Der älteste deutsche Wohnbau und seine Einrichtung. Leipzig. Bd. 1, 1902, Bd. 2, 1903; Moritz Heyne, Fünf Bücher deutscher Hausaltertümer von den ältesten geschichtlichen Zeiten bis zum 16. Jahrhundert, 1899 ff.

Digitized by Google

Abb. 7. Hotzenhaus aus Görwihl, nach einem Gemälde von Viktor Roman.

Aus dem Heimatblatt Nr. 8 der Schriftenreihe Vom Bodensee zum Main „Heimatkunde in der Schule" von Eugen Fehrle, im Auftrage des Landesvereins Badische Heimat herausgegeben von Herm. Eris Busse. Zu beziehen durch das Haus Badische Heimat, Freiburg i. Br., Hansjakobstr. 12. 32 S. mit 7 Abb., 0,50 RM.

nisse schließen zu wollen. Der Besitzer eines solchen Gehöftes mit vielen kleinen Häusern hatte unter Umständen so viel Raum wie der Bauer im großen Schwarzwaldhaus heute.

In mancher Beziehung läßt sich diese Verschiedenheit vergleichen mit dem Eindruck, den ein Alamanne hat, wenn er von den großen Schwarzwaldhöfen in die Gegend von Heidelberg kommt, durch die Dorfstraßen geht und die kleinen Häuser sieht. Und doch hat der Franke in unseren Dörfern hier zum Wohnen und Schlafen manchmal mehr Platz als der Schwarzwälder in seinem großen Haus. Die Hausform, die das eben erwähnte Heidenhaus zeigt, ist im Schwarzwald noch ziemlich häufig zu finden. Von Furtwangen aus südlich habe ich es z. B. getroffen in Bubenbach, in Rötenbach, Amt Neustadt, und öfters im Hotzenwald[8]. (Vgl. die Abb. 5, 6 und 7.) Auch hier sind es zum großen Teil die älteren Häuser des Dorfes, die teilweise schon vor dem Dreißigjährigen Kriege gebaut waren. Aber auch bei Häusern aus späterer Zeit ist diese Form da und dort beibehalten worden. Wenn das Haus nicht mit dem Wohnteil nach der Berglehne zu liegt, ist sie ja auch zweckentsprechend.

[8] Vgl. L. Döbele, Das Hotzenhaus, 1930, 30 f.

Digitized by Google

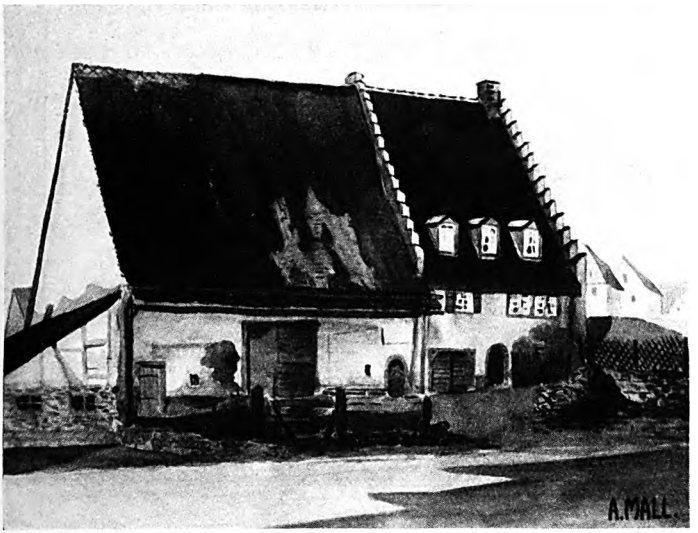


Abb. 8. Bauernhaus aus der Mühligaß in Donaueschingen.
Nach einem Aquarell von Anton Mall.

Die Häuser an der Berglehne sind nach dem Dreißigjährigen Krieg im allgemeinen anders gestellt worden: Man hat den Stallteil an den Berg angelehnt und die Wohnräume nach der freien Ebene oder nach der Berghalde hin gebaut. Wenn wir die Siedlungsgrundsätze beachten, die schon Tacitus andeutet, und die wir im allgemeinen überall befolgt sehen, so wundern wir uns über die ungeschickte Bauart der Zeit vor dem Dreißigjährigen Krieg, nach der der Wohnteil nach dem Berg zu liegt und demnach dunkel und feucht ist. Wir bemerken überall sonst im Bauen beim bodenständigen Menschen einen gesunden Sinn und zweckhaftes Handeln. Warum hat er hier so unzweckmäßig gebaut? Das kann meines Erachtens nicht nur daraus erklärt werden, daß der Bauer vor Sturm und Wind geschützt sein wollte, sondern ergibt sich nur aus der Geschichte dieser Bauten.

Der Schwarzwaldbauer hat ehedem auch Menschen, Tiere, Futter, Werkstatt und was alles zu einem Gehöft gehört, in mehreren Gebäuden untergebracht. Schließlich hat er das meiste, was zum Stall zählt, unter ein Dach gebracht und andererseits auch die Wohnräume zusammengefaßt. Weiter fortschreitend hat er dann dies vergrößerte Wohnhaus und das Stallhaus auch noch mit nur einem Dach gedeckt und so sind die großen Schwarzwaldhöfe entstanden. Wann das geschehen ist, wissen wir nicht. Wir haben ja aus dem Mittelalter mehrfach Nachrichten über gute Verhältnisse des Bauernstandes. In solchen Zeiten wird der Bauer aus Zweckmäßigkeit die kleineren Gebäude zusammengefaßt haben zu einem großen, stattlich aussehenden Einheitshaus, das mehrere der früheren Gebäude unter einem Dach zusammenfaßt. Ganz ist die Entwicklung ja fast nirgends durchgeführt. Da und dort finden wir

Digitized by Google

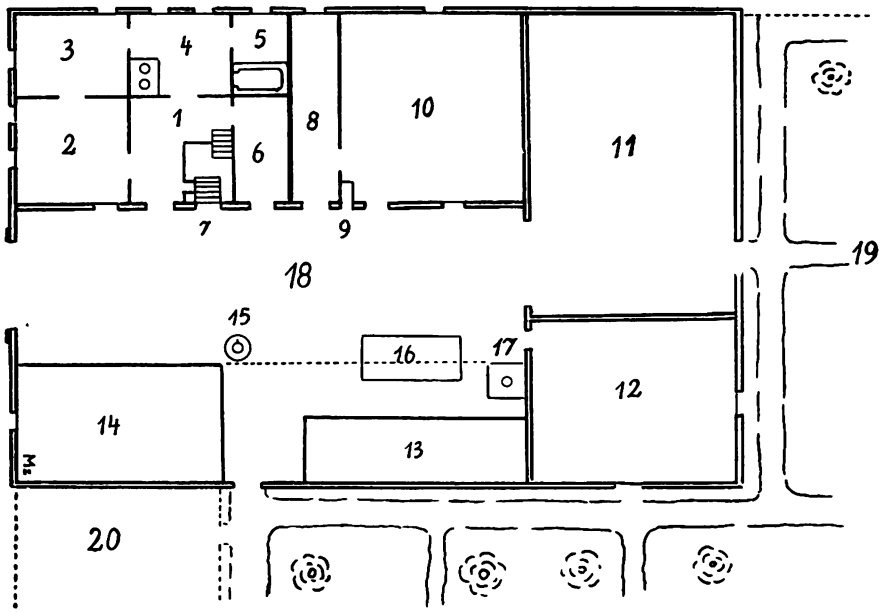


Abb. 9. Grundriß eines Bauernhofes aus Wieblingen.
Nach Zeichnung von Ludwig Merz.

1. Gang, 2. Stube, 3. Kammer, 4. Küche, 5. Magdkammer, 6. Kammer, 7. Keller, 8. Futtergang, 10. Stall, 11. Scheune, 12. Stall, 13. Kleintierställe, 14. Schopf.

neben dem Schwarzwaldhof einen Vorratsspeicher in einem Sonderhaus, dort eine Säge, dort eine Mühle, ein Backhaus, ein Milchhäuschen oder sonst kleinere Nebengebäude, in anderen Gegenden wieder Häuschen zum Aufbewahren von Futtervorräten. Alle diese Nebengebäude dürfen wir ansehen als Reste einer früheren Entwicklung, die heute immer noch im Fortschreiten ist. Das Altenteil z. B. ist mancherorts mit dem ganzen Hof unter demselben Dach vereinigt, anderswo steht es als Sonderhaus in der Nähe. In der Baar können wir unter ganz anderen Verhältnissen das Zusammenschieben von Wohn- und Stallhaus noch mehrfach deutlich sehen (Abb. 8). Wer einen schneereichen Winter im Schwarzwald mitgemacht hat, kann die Vereinigung der verschiedenen Gebäude unter einem Dach wohl verstehen. Wenn es ein und zwei und drei Tage ständig weiter schneit, und der Schnee zwei Meter hoch liegt, so muß der Bauer, bevor er an die Arbeit gehen will, zunächst mühsam Schnee schaufeln, um zu seinen verschiedenen Häusern zu kommen. Hat er aber alles unter einem Dach, so ist ihm diese Arbeit erspart. Außerdem sind die einzelnen Räume, wenn sie zusammen in einem Haus liegen, mehr gegen Kälte geschützt, als wenn sie für sich stehen. Daher kommt es auch, daß im Odenwald vielfach auf der Höhe die Einhäuser stehen, während wir in den geschützteren Tälern die Gehöftanlagen haben. Hier ist Zweckmäßigkeit entscheidend, und man soll dabei nicht vom alamannischen Einhaus und fränkischen Gehöft reden. Stammes-

Digitized by Google

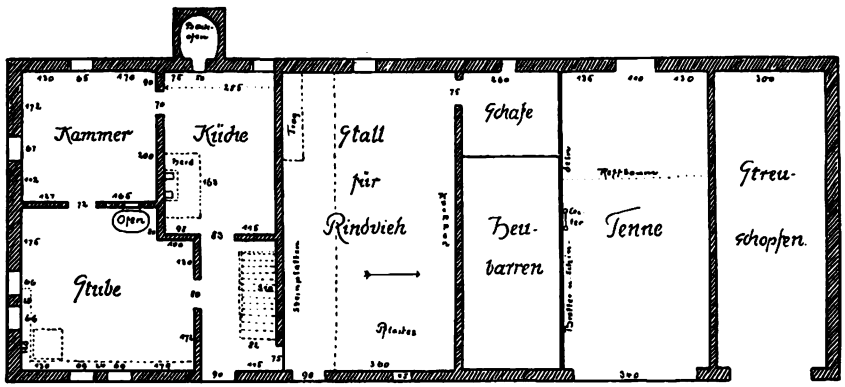


Abb. 10. Bauernhaus aus Mörschenhardt. Gezeichnet von Max Walter, Amorbach.

unterschiede kommen, wenigstens im Odenwald, für den Hausbau nicht in Frage.

Den früheren Zustand des Wohnhauses im Schwarzwald können wir heute noch erkennen. In den älteren Häusern haben wir vorn den Wohnraum, dahinter die Küche, ganz genau wie im frühgeschichtlichen Haus. Denken wir uns, daß dieses Wohnhaus für sich an die Berglehne gebaut war, so stand es hell und frei da. Dunkel wurde es erst, als das Stallhaus drangeschoben wurde. Die Trennung zwischen den beiden Hausteilen ist heute noch ersichtlich in dem Gang, der quer durch das ganze Haus hindurchzieht und es in zwei Teile teilt.

Auch in der bekannteren Hausform des Schwarzwaldhofes ist der frühere Zustand noch erhalten. Dem alten Haus entspricht hier der mittlere Teil des ganzen Gebäudes. Man tritt durch die Haustüre ein in den Hausgang[9], die Huseere, wie man im Alamannischen sagt. Im Fränkischen heißt dieser Teil des Hauses der Ern. Beide mundartlichen Bezeichnungen kommen vom ahd. arin. Dies hat denselben Ursprung wie das lat. arena und bezeichnet einen Raum mit festgestampftem Boden, in diesem Fall den früheren Wohnraum. Hinter dieser „Eere" liegt die Küche, also genau wie in den frühgeschichtlichen Häusern. Dieser Mittelteil des Hauses heißt in älteren Urkunden „das Hus", lat. ipsa domus, d. h. das eigentliche Haus. In vielen Häusern, so in dem Wieblinger Hof (Abb. 9) ist der Gang so breit wie die Küche. Daraus ist klar ersichtlich, daß er ursprünglich nicht als Durchgang da war, sondern als Aufenthaltsraum, eben als Wohnraum. In den Dörfern um Heidelberg und Mannheim waren in den alten Bauernhäusern, und sind es zum Teil heute noch, Gang und Küche durch denselben Fußboden als etwas Einheitliches gekennzeichnet. Mit demselben rauhen Stein wurde der Boden in beiden Räumen belegt.

Als man dann größere Ansprüche an die Wohnräume stellte, baute man neben diesen Mittelraum einen weiteren Wohnraum. Legen wir alte

[9] Vgl. Fehrle, Badische Volkskunde 1, 1923, 96 ff.

Digitized by Google

Abb. 11. Häuser in Island. Aufnahme von Hans Petersen, Reykjavik.

Verhältnisse zu Grunde, so könnten wir vielleicht auch sagen: man schloß ein zweites Wohnhaus an dieses erste Wohnhaus an. Dieses zweite hatte in vielen Fällen nur einen Raum. Von der ältesten Zeit bis heute war dieser da und dort durch einen Vorhang in zwei Teile geteilt. Vor dem Vorhang wohnte man, dahinter schlief man. Später wurde statt des Vorhangs eine Wand errichtet und nun haben wir Stube und Kammer. Im fünften Jahrhundert berichtet Priscus von der Wohnung Attilas, der sich nach Gotenart eingerichtet hatte, daß sein Schlafraum durch einen Vorhang vom Wohnraum getrennt war[10]. Auf der andern Seite vom Mittelteil des üblichen Schwarzwaldhauses haben wir die Räume für Vieh und Futtervorräte: Stall, Futtergang, Scheune, Schopf und was sonst dazu gehört. Somit ist dieses Haus dreigeteilt: 1. In der Mitte Hausgang und Küche, 2. daneben Stube und Kammer, 3. auf der andern Seite die Räume für die Landwirtschaft. Im Gegensatz zum früheren Schwarzwaldhaus, wo wir auf der einen Seite Wohnraum, auf der andern Seite Raum für die Landwirtschaft haben, die beide durch den Quergang getrennt sind. Die Dreiteilung ist nicht nur im Schwarzwaldhaus, sondern auch im fränkischen Gebiet bis an die Südgrenze des niederdeutschen Hauses zu finden (Abb. 10).

Eine andere Entwicklung haben wir im Haus auf der Insel Island. Auch dort war man bestrebt, die zerstreut liegenden, kleineren Häuser zusammenzuziehen. Während der Schwarzwaldbauer diese Zusammenfassung viel einheitlicher machte, indem er ein Dach über all diese Häuser zog, ließ der Isländer jedem einzelnen Haus sein besonderes Dach und seinen be-

[10] Darüber wird Dr. Max Faßnacht im nächsten Heft dieser Zeitschrift ausführlich handeln.

Digitized by Google

sonderen Giebel (vgl. die Abb. 11 und 12). Wie bei uns Zweckmäßigkeit Baugrundsatz war, mag es auch in Island gewesen sein. Die öfters wiederkehrenden Erdbeben ließen es dem Inselbewohner ratsam erscheinen, lieber kleinere Häuser nebeneinander stehen zu lassen[11]. Damit stimmen allerdings nicht überein die amerikanischen Bauten, die man heute auch dort sehen kann. Doch diese werden auch anderswo errichtet, ohne daß Zweckmäßigkeit und landschaftliche Eigenart beachtet ist.

In Friesland hat die Entwicklung mehr Ähnlichkeit mit dem Haus in Süddeutschland: man hat auch dort selbständige Gebäude unter einem Dach vereinigt und so stattliche Bauernhäuser geschaffen.

Wohl weiß ich, daß zwischen der Frühzeit und heute in der Hausforschung eine große Lücke klafft, aber wir müssen versuchen, sie zu überbrücken. Was ich hier darlegte, soll auf die Aufgaben hinweisen, und die Forscher der Frühgeschichte und der Volkskunde verbinden zur Prüfung und zu gemeinsamer Arbeit.

Im Anschluß an die Lehrstätte für deutsche Volkskunde an der Universität Heidelberg hat sich unter meiner Leitung ein volkskundlicher Arbeitskreis gebildet. Er pflegt neben anderen Aufgaben besonders die Hausforschung, mit besonderer Berücksichtigung des Oberrheingebietes. Die folgenden Arbeiten geben einige erste Versuche unseres Zusammenwirkens. Unsere Forschung wird unterstützt und gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Ihr gebührt auch an dieser Stelle unser herzlicher Dank. Weitere Untersuchungen werden auch in Zukunft in dieser Zeitschrift veröffentlicht werden, bis wir in einem zusammenfassenden Werk die Frage beantworten können: „Wie wohnt der deutsche Mensch am Oberrhein?"

[11] Vgl. oben S. 19 (1. Heft).

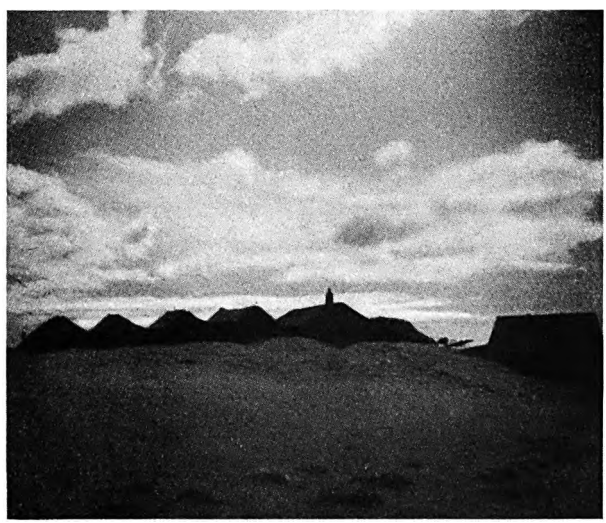


Abb. 12. Hausgruppe aus Island. Aufnahme von Erika Illig.

Digitized by Google

Einbau und Gehöft im westlichen badischen Odenwald.

Von **Julius Glück**, Heidelberg.

Diese Untersuchung stützt sich in ihren Ergebnissen auf eine zehntägige Wanderung im westlichen badischen Odenwald und zwar durch die Orte: Unterschönmattenwag, Brombach, Heddesbach, Heiligkreuzsteinach, Lampenhain, Bärsbach, Hilsenhain, Wilhelmsfeld, Altneudorf, Wünschmichelbach, Steinklingen, Oberflockenbach, Ursenbach, Rippenweier, Rittenweier, Ritschweier und Oberkunzenbach.

Das Gebiet erwies sich insofern dankbar, als es vom Durchgangsverkehr wenig berührt und dadurch die Erhaltung älterer Gebäude wie auch sonstiger Sachgüter sehr begünstigt wird. Gerne gedenke ich der freundlichen und mitteilsamen Art der Bewohner, die auf kargem Boden ein schweres Auskommen haben.

Die ältesten auffindbaren Häuser stammen aus dem 17. Jahrhundert. Bei näherer Betrachtung ergibt sich, daß als ältester Typ nicht die eigentliche Gehöftform, sondern der Einbau mit je einem kleinen Zusatzgebäude als der ältere angesprochen werden muß. Diese beiden Bauten reichen zu einer Gehöftbildung im engeren Sinne nicht aus. Hauptgebäude wie Nebengebäude haben äußerlich die gleiche Bauweise, d. h. Sandsteinsockel und Fachwerk.

Das Hauptgebäude umfaßt den Wohnraum, bestehend aus Hausgang, Küche, Stube und Kammer. Neben Küche und Hausgang liegen unter dem gleichen Dach der Futtergang, der das ganze Haus der Breite nach durchzieht, und daneben Schopf und Stall. Über dem Wohnungsteil und dem Wirtschaftsteil liegt der „Bode". Jedoch wird er über der Küche auch gern „Gang" genannt, über dem Stall „Stallbode" oder „Heubarrn"[1]. Der Boden über Kammer und Stube ist manchmal zu einer Kammer ausgebaut, während der Heubarrn oder Stallboden als Heu- und Getreide-Stapel benutzt wird. Bei den ältesten Häusern ist der „Bode" teilweise nur als Kniestock aufgebaut, womit die früher nur wirtschaftliche Verwendung des gesamten oberen Stockwerkes zum Ausdruck kommt. Von den kinderreichen Bauern wird der Kniestock als Mangel empfunden, da er nur mit großen Unkosten zu Wohnräumen umgestaltet werden kann. (Abb. 1.)

[1] Angabe aus Brombach.

Digitized by Google

Abb. 1. Wohnhaus mit Knieſtock in Lampenhain.

Das Hauptgebäude iſt in drei Abteilungen quer geteilt, die jeweils gleichbreite Räume umfaſſen, Stube und Kammer, Küche mit Hausgang und Futtergang, Stall und Schopf. Somit gehört der Futtergang nach den alten Grundriſſen zum Wohnteil des Hauſes, er ſtellte früher die lebendige Verbindung zum Stalle her. Entwicklungsgeſchichtlich kam ſein Wegfall Küche und Hausgang zu gute. (Vgl. Grundriß von Haus Pfahl.) Einmal konnte ich auch beobachten, daß die mittlere der eben genannten Abteilungen, die heute gewöhnlich nur Küche und Hausgang umfaßt, an die Küche anſchließend den Futtergang einbezog. In dieſem Fall hatte die in der Mitte zwiſchen dem Hausgang und dem Futtergang liegende Küche nur mittelbares Licht vom Hausgang. Doch muß dies als Sonderfall gewertet werden, da der Futtergang in dieſer Lage durchaus unpraktiſch liegt, eine Randlage hat. (Vgl. Grundriß von Haus Layer-Lerſchneider in Brombach. Abb. 5a.)

Ein einziges Mal konnte ich in Erfahrung bringen, daß früher für Küche und Hausgang der Ausdruck „Ern" gebräuchlich war[2]. Dieſe Einmaligkeit mutet um ſo ſeltſamer an, als es einem ſchon beim Betreten des Hauſes auffiel, daß der „Ern" ſachlich vorhanden war. Küche und Hausgang haben den gleichen durchlaufenden Sandſteinplattenbelag. Beide Räume ſind heute nur durch eine dünne Bretterwand oder eine ſtark durchbrochen gebaute Trennungsmauer voneinander abgehoben. Die dadurch entſtandene Zweiräumigkeit wird manchmal, aber nicht immer, wie Abbildung 2 zeigt, durch eine lediglich auf den Plattenboden aufgelegte, allerdings kräftige, Schwelle betont. Auf Fragen erfuhr ich, daß dieſe Aufſpaltung des „Ern" erſt in neuerer Zeit ſtattgefunden hat, wie auch ein flüchtiger, erſter Augenſchein dies beſtätigt hat. Der Name „Ern" iſt dagegen ſchon länger aus dem Sprachgebrauch geſchwunden.

Während heute, durchſchnittlich ſchon ſeit über hundert Jahren, die einzelnen Einhaus-Abteilungen durch bis zur Decke gezogene Wände getrennt ſind, war dies früher nicht der Fall. Die Wände hatten auch nach dem Wirtſchaftsteil des Hauſes nur halbe Deckenhöhe. Da die Häuſer ohne Schornſtein waren, zog der Rauch durch das ganze Haus. Und heute noch

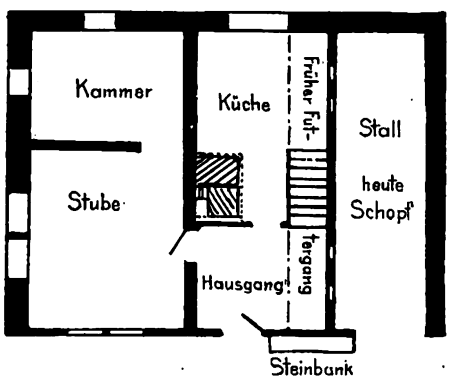
[2] In Brombach, das vor allen anderen Siedlungen das Alte bemerkenswert gut bewahrt hat.

Digitized by Google

schauen unter dem leichten Verputz ab und zu die vom Ruß geschwärzten Balken durch. Diese Rauchspuren sind sowohl im Schopf, wie in der Stube zu finden. Ein über siebzigjähriger Bauer erinnerte sich noch deutlich, daß früher zwischen Haus-Ern und Stall nur eine niedere Holzwand stand.

Abb. 2. Gang und Küche, früher d'Haus-Ern, in Heiligkreuzsteinach.

Wie schon erwähnt, sind alle Häuser Fachwerkbauten auf Sandsteinsockeln. Als neuere Entwicklung ist die Verschindelung oder „Bretterung" der Einbaue auf der Wetterseite anzusehen; während hingegen Schopf (genannt „Schoppe") und Scheuer, soweit sie als seltene, selbständige Nebengebäude bestanden, als äußere und einzige Seiten-Bekleidung grobe und große Schindeln von jeher gehabt haben. Am Stil des Fachwerkes oder gar an seinem Aufhören wird bei den älteren Häusern, der in verschiedene Zeiten fallende An- und Weiterbau sofort erkenntlich. (Abb. 3.) — Der Gliederung des Gehöftes in Wohn- und Wirtschaftsgebäude stellen wir beim Einbau die Begriffe „Hauptbau" und „Nebengebäude" gegenüber. Das Nebengebäude des durchwanderten Gebiets ist das „Backhais'che". Wie die Verkleinerung der landläufigen Benennung schon angibt, ist es sehr klein. Es ist höchstens halb oder drittel so groß wie der Hauptbau. Infolge der Kleinheit des Hauptbaus zeigt sich das Bestreben, das, bis auf wenige Ausnahmen, einzige Nebengebäude möglichst auszunutzen. Wir finden daher immer unter dem Backofen den Schweinestall, der sich schon äußerlich als Sandsteinsockel abhebt. Die oft unselbständige Stellung des Hühnerstalles im bäuerlichen Kreis zeigt



1 : 200.

Abb. 2a. Haus Pfahl, Heiligkreuzsteinach. Erbaut 1695.

Die Läden vom früheren Futtergang nach dem Stall sind nur noch angedeutet, da sie verbaut angetroffen wurden. Die punktierte Ecke in der Küche bedeutet den Rauchfang. Unter diesem sind der Herd \\\\, der Schornstein |||| und der große Kessel //// untergebracht.

Digitized by Google

Abb. 3.
Ältestes Haus von Oberflockenbach. 1618 erbaut. Der Teil rechts von Haustüre 1770 dazugebaut.

sich auch hier. Entweder wird der „Hinkelstall" an einer Seite dem „Backhäis'che" angeklebt (Abb. 4) oder aber man verschafft ihm, und damit noch anderen Dingen, neuen Raum, indem man aufstockt. Nun erhebt sich über den Sandstein-Schweineställen ein niederer Fachwerkstock, der in der einen Hälfte den Backofen birgt, in der anderen aber den „Hinkel" Raum gewährt. Läßt man noch dazu das Dach an den Traufseiten vorragen, so erhält man, wird die Decke des Hühnerstalles noch „gebord", d. h. mit Dielen versehen, unter dem Dach einen kleinen Speicherraum. Was dem Backhäuschen an Umfang abgeht, wird ihm in diesem Fall durch eine dreifache Vertikalgliederung ersetzt. (Abb. 5.) Nach Form und Notwendigkeit ist das Häuschen alt. Darauf deutet auch die manchmal vorkommende „Vorhall" hin, das ist ein auf „Saile" oder Pfosten ruhendes Vordach an der Backofenseite. (Abb. 6.) Meistens aber ragt das Giebelende als einfaches Vordach ein Stück vor. Die Bedienung des Backofens kann daher auch bei schlechtem Wetter zur Not vor sich gehen. Wie schon der für das Gebäude geltende Name „Backhäis'che" andeutet, war der Backofen und nicht der Schweinestall für den Bau des Nebengebäudes bestimmend. Daß es gerade der Schweinestall war, der in das alleinstehende kleine Haus gelegt wurde, und nicht etwas anderes, liegt sicher darin, daß die bekanntlich sehr scharfe Ausdünstung dieser Tiere eine vom Wohnraum abliegende Unterbringung von selbst empfahl. Aller-

Abb. 4. Backofen mit Schweinestall und später angefügtem Hühnerstall in Ludwigsdorf.

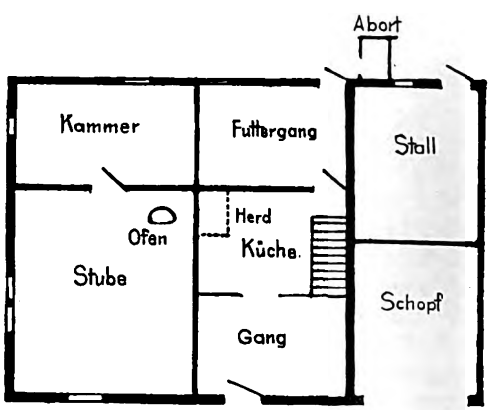
Digitized by Google

Abb. 5. Backhaus mit Schweinestall und Hinkelstall in Brombach.

dings, unter den Wohnräumen waren früher, wie wir noch zeigen werden, ab und zu Schweineställe anzutreffen. Ich selbst habe noch ein solches Haus angetroffen.

Die neuere, noch laufende Entwicklung war, daß der Backofen aus dem Backhäuschen an die Küche verlegt wurde. Damit war der Backofen entweder von der Küche aus bedienbar oder stand in nächster Nähe neben der Küchentür. Vielfach kann man heute die neugebauten Backöfen am Hauptgebäude „angeklebt" sehen. (Abb. 7.) Der freigewordene Raum des Nebengebäudes wurde teilweise als Hühnerstall oder als Abstellraum genutzt. — Diese Art der Weiterentwicklung konnte auch bei Gehöften festgestellt werden, der Backofen wurde der Bequemlichkeit halber an die Küche gezogen. Ebenso ist auch hier die Vereinigung von Backofen und Schweinestall zu finden. Aber im Trennenden liegt für uns in diesem Fall das Wesentliche. Des Vergleiches wegen seien die Beobachtungen über das Backhaus des Gehöfts hier untergebracht. — In einigen Gehöften fiel auf, daß die nun schon gewöhnte Einheit von Backofen und Schweinestall nicht bestand. Das Häuschen bestand also in einem Fall aus nicht mehr als dem Backofen selbst und einem kleinen Dach, durch dessen Giebelseiten der Wind ungehindert streichen konnte; es konnte nur zum Backen verwendet werden.

Es liegt nun nahe, eine nachweisbar jüngere Form des Backhäuschens, die ebenfalls nur auf Gehöften angetroffen wird und ausschließlich dem Backen dient, als entwickeltere Form, auf die obengenannte zurückzuführen. Während nämlich bei allen



1 : 200

Abb. 5 a. Haus Layer, genannt Lerschneider, Brombach. Erbaut 1742.
Die Wand zwischen Küche und Gang erst etwa 1910 eingebaut. Küche und Gang wurden früher „d'Ern" genannt.

Digitized by Google

bisher erwähnten Formen der Backofen stets im Freien bedient werden mußte, wobei das Vordach und dessen Sonderfall, die „Vorhall", einen nur unvollkommenen Schutz gegen Wetterunbill boten, wurde nunmehr das Vordach in eine baulich feste Form gebracht. Es wurde in das Backhaus einbezogen und so zum Raum in dem jetzt erst wirklichen Backhaus. Erklärlich wäre diese „Gehöftform" durch die Anzahl der Wirtschaftsräume, wodurch eine so intensive Raumnutzung wie beim Einbau nicht nötig ist.

Abb. 6. Backhaus mit Schweinestall und Hinkelstall mit Vorhall' in Brombach.

Die jetzige Lage des Hühnerstalles ist in jedem Fall, für Einbau wie Gehöft, neu. Früher waren die Hühner im Wohn- oder Hauptgebäude untergebracht, in den alten Häusern teilweise bis in die heutige Zeit. Für den ungehinderten Zutritt der Hühner sparte man neben der ober- und unterteiligen Haustür ein besonderes kleines Schlüpfloch in der Mauer aus, das in den Hausgang führte und noch oft erhalten ist. In einigen älteren Häusern wird das Schlüpfloch noch benutzt, da die Hühner im Hausgang ihre Legestätte haben, obwohl der Stall außerhalb liegt.

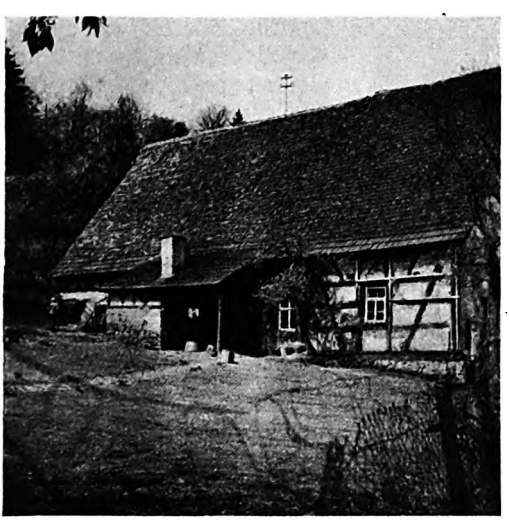


Abb. 7. Haus mit an Küche angebautem Backofen in Lampenhain.

Von dem erwähnten Schlupfloch führte für die Hühner eine Leiter nach dem Türsturz, auf dem die Hühner dann nach der oberen Hausgang-Ecke, unmittelbar unter der Decke, den Eingang zum Stall fanden. Er lag also neben der Traufe, unter den Dachsparren. (Abb. 8.)

Die Lage des Nebengebäudes ist stets von den Bodenverhältnissen abhängig; einmal steht es parallel zur Traufseite des Hauptbaus. dann parallel zu dessen Gie-

Digitized by Google

belseite, oder es liegt in irgendeinem Winkel dazu, aber stets allein für sich. — Im bisher Dargelegten wurde vom sogenannten fränkischen Gehöft fast nicht gesprochen, sondern nur vom Einbau und dem zusätzlichen Nebengebäude. Man wird die letztgenannte Form, zumindest für bestimmte Gebiete des Odenwaldes, für die älteste halten, und zwar aus klimatischen Gründen. Das ideale fränkische Gehöft, mit dem Tor als Hofabschluß, konnte ich nur einmal feststellen[3]. Dagegen war das sogenannte „reduzierte" fränkische Gehöft in Hufeisenform ohne Hofabschluß, wie auch der Streu- oder Haufenhof (Abb. 9) mit den unregelmäßig angeordneten Nebengebäuden, häufiger zu finden.

Abb. 8. Hühnerstall über der Haustür in Lampenhain.

Wesentlich für eine kritische Betrachtung der Gehöftform in diesem Gebiet scheinen zwei Gesichtspunkte zu sein: 1. wo das Gehöft liegt, ob auf der Höhe oder im Tal, ob im engen Dorfzusammenhang oder allein für sich stehend; 2. wie groß der wirtschaftliche Bereich des einzelnen Bauern ist. Es wird sich hieraus ergeben, daß von „reduziertem" Gehöft keine Rede sein kann, wenigstens nicht im Sinne eines organischen Gewordenseins.

Abb. 9. Wohnhaus, Schopf und Scheuer in Lampenhain, Streu- oder Haufenhof.

Die früher vollkommene Streulage der einzelnen Anwesen, an den unregelmäßigen Straßenseiten der Dörfer noch heute sichtbar, begünstigte schon von dieser Seite aus den oben beschriebenen Einbau, da er stets den Weg zum Streuhof offen ließ. Der Einbau war auch für den kleinen Betrieb der armen

[3] Hof Schmidt in Wünschmichelbach.

Digitized by Google

Abb. 10. Haus Pfahl, ältest. Haus von Heiligkreuzsteinach. Erbaut 1695. Oberer Bau aus neuerer Zeit.

Bergbauern durchaus genügend, da früher wie heute, der Wald als zusätzlicher Wirtschaftsfaktor diente. Außerdem ergab die extensive Bewirtschaftung eine entschieden geringere Menge von Trockenfutter, ganz abgesehen davon, daß Kartoffeln und Rüben früher nicht angebaut wurden. Mit dem Eindringen der intensiveren Methoden war es den aufgeschlosseneren Bauern möglich, sich hoch zu arbeiten und neues Land zum Altbesitz hinzuzukaufen. Damit erwuchs von selbst das Bedürfnis nach größeren und mehreren Wirtschaftsgebäuden. Von der durch den größeren Wohlstand sich hebenden Lebenshaltung, die einen Umbau oder Neubau der Wohnräume nach sich zog, sei hier ganz abgesehen. Zunächst wurden Stall und Scheuer im rechten Winkel zum Wohnhaus erstellt. Im rechten Winkel zum Stall wurde dann der „Schoppe" errichtet, so daß eine hufeisenförmige Anordnung der Gebäude stattfand, in deren Mitte der meist nach allen Seiten offene Hof lag, weil die einzelnen Bauten nicht zusammenhängend gebaut wurden, sondern jeweils für sich. Es ist auffallend, wie gerade die rührigeren Bauern bei Neu- und Umbauten großen Wert darauf legen, daß aus dem früheren Streu- oder Haufenhof, soweit einer vorhanden war, ein regelmäßiges hufeisenförmiges Gehöft wird. In Brombach konnte ich von derartigen Versetzungen ganzer Häuser mehrmals hören.

Man sieht also, daß der Entwicklung nach von einer „reduzierten fränkischen Gehöftanlage" nicht die Rede sein kann, sondern vom ausge-

Abb. 11.
„Bau" in Lampenhain.

Digitized by Google

Abb. 12. Gürtenwand in Brombach.

bauten, erweiterten Einbau, oder vom umgebauten Streu- oder Haufenhof. Ich konnte feststellen, daß diese Erweiterungs-Entwicklung sogar in den heute eng aneinandergebauten Dörfern, wie etwa Heiligkreuzsteinach, stattgefunden hatte, obwohl hier für die Ausdehnung der einzelnen Anwesen nicht so viel Platz vorhanden war, wie beim freiliegenden Einbau. Das älteste Haus dieses Ortes ist ein typischer Einbau (Abb. 10), aber da es von beiden Seiten von den Nachbarhäusern eingerahmt ist, entsteht bei flüchtigem Hinsehen der Eindruck einer fränkischen Gehöftanlage. Dieser wird noch verstärkt durch das neue Stall- und Scheuergebäude, das einen Hof abschließt, der vordem in diesem Sinne gar nicht vorhanden war. In dem erwähnten Gehöft ist die wirtschaftliche Ausweitung besonders sichtbar, da der frühere Stall im Hauptgebäude heute als Schopf verwandt wird, weil er zu klein geworden ist. In diesem Einbau sind heute überhaupt keine Tiere mehr untergebracht.

In Bärsbach konnte ich in einem Fall einen völlig geschlossenen Hof mit Hoftor und Trockenmauer beobachten, der allerdings deutliche Spuren der angegebenen Entwicklung zeigte. Während dagegen der schon einmal genannte Hof Schmidt in Wünschmichelbach als echte fränkische Hofanlage im herkömmlichen Sinne bezeichnet werden muß. Auffallend war es, wie nach Westen, der Rheinebene zu, Gehöfte der letztgenannten Art häufiger wurden. — Endlich ist noch im Zusammenhang mit den Gehöften der „Bau" zu erwähnen. Der „Bau" ist ein nur bei größeren Höfen auftretendes besonderes Gebäude, das ursprünglich der ausschließlichen Benutzung der aus der Betriebsführung ausgeschiedenen Alten zustand. Er entspricht dem Schwarzwälder „Libdinghaus". In meinem Falle fand ich ihn stets leer und verwahrlost. Ob dies nur auf das frühe Sterben der vorausgehenden Generation zurückzuführen ist, oder ob auch wirtschaftliche Gründe und Änderungen in der Lebensweise dafür verantwortlich zu machen sind, konnte ich nicht erfahren. Der bemerkenswerte gestelzte „Bau" in Lampenhain (Abb. 11) stammt aus dem frühen 18. Jahrhundert. Er ist außerordentlich groß und geräumig, wie alle Baue, die ich sah. Die Hälfte seiner Grundfläche ruht auf dem Schweinestall[4], während die andere Hälfte auf unter-

[4] Die Vereinigung mit dem Schweinestall kommt noch öfters vor, so auch auf dem Hof Schmidt in Wünschmichelbach, wo der Bau allerdings nicht gestelzt ist, noch sonst ein Gebäude des Hofes.

Digitized by Google

zogenen Balken sitzt, die von fünf Eichen-Ständern („Saile") getragen werden[5]. Der zwischen den Pfosten und den Schweineställen liegende Raum ist von drei Seiten offen und wird als zusätzlicher Schopf benutzt. Zu bemerken ist noch, daß sich früher der Backofen auf gleicher Ebene neben dem Schweinestall, also in der schon angeführten bekannten Vereinigung, unter dem „Bau" befand. Seine Stelle nimmt jetzt der Hühnerstall ein.

Abb. 13. Gewickelter Boden in Lampenhain.

Am Ende sei noch auf einige technische Eigenheiten des Hausbaues hingewiesen.

Das Fachwerk ist als sogenannte „Gürtewand" aufgeführt. (Abb. 12.) „Gürte" bedeutet Gerte. Zwischen den Ständern und Streben wird sogenanntes „Stickholz" (Stückholz) eingezapft. Diese Stückhölzer sind schwache Balken, die in einem Abstand von nicht ganz einem halben Meter eingelassen sind. In wellenförmigen Biegungen sind starke Eichen-„Gürten" zwischen dem Stückholz durchgeflochten. Dieses Flechtwerk wird mit einer Lehmmasse, dem „Strohlehme", verschmiert, dem etwa 20 bis 30 cm langes geschnittenes Stroh zuvor beigemischt worden ist. Die noch frische weiche Wand wird teilweise durch Kratzputz einfach verziert, nicht nur auf der Außenseite, sondern auch auf der Innenseite etwa des Speichers und des Schopfes, und nach dem Trocknen weiß gekalkt. Neuerdings werden fast alle Ausbesserungen schadhaft gewordener Gürtenwände in Backstein ausgeführt. Bei der Erneuerung des äußeren Verputzes sind die Handwerker in den letzten Jahren dazu übergegangen, die alten Häuser völlig anzustreichen, so daß das alte Fachwerk nur noch in Andeutungen zu erkennen ist.

Eine weitere Verwendungsart von „Strohlehme" in Verbindung mit „Stickholz" ist das „Wickeln". Es ersetzt das Gipsen der Decke. Die mächtigen eichenen Deckenbalken sind mit einer Nut versehen, in die das mit entsprechenden Zapfen versehene Stückholz eingeschoben werden kann. Dieses Stückholz wird mit dem Strohlehm rundum gewickelt und vierkantig glattgestrichen, so daß der quadratische Querschnitt der Stückhölzer erhalten bleibt, nur vergrößert um die Dicke des Strohlehmmantels. (Abb. 13.) So

[5] Bedauerlicher Weise wurde der vermorschte Eckständer (die fünfte „Sail") nicht wieder in der alten Weise ersetzt, sondern mit einem plumpen Backsteinpfeiler unterfangen. Das vordem durch die Eleganz der eichenen Ständer hervorgerufene Bild von der Schwerelosigkeit des mächtigen Gebäudes wurde dadurch völlig gestört.

Digitized by Google

gewickeltes Stückholz wird eines nach dem anderen in die Nut der Deckenbalken eingeführt, dicht unter dem Bretterboden des daraufliegenden Stockwerkes. Nachdem die gewickelte Decke geweißt worden ist, bildet sie einen von den Bauern heute noch gerühmten die Wärme haltenden Belag, der besonders gegen den Stalldunst beständig ist.

Zur Hausforschung.

Wie umfassend, ja geradezu unserer nationalsozialistischen Weltanschauung entsprechend, schon von den Brüdern Grimm gearbeitet wurde, möge eine Stelle aus Jakob Grimms Deutscher Grammatik 3, 428 (Göttingen bei Dieterich 1831) zeigen. In dem Abschnitt Grammatisches genus sinnlicher Gegenstände bespricht er unter anderem auch das Wort Tempel. Am Ende sagt er: „Außerdem dienen die vorhin genannten ausdrücke hûs, hof und rakud, etwa mit beifügung eines adj. oder gen., zugleich zur benennung der tempel. Daß nach der einführung des christenthums die von den Heiden gebrauchten namen verschmäht und durch die fremden kirche, münster und tempel allmählich verdrängt wurden, läßt sich erwarten; noch im mittelalter wandte man bëtehûs auf heidnische tempel an."

Es wäre eine lockende Aufgabe, in Grimms Sinn die Benennung des Hauses und der Hausteile weiter zu verfolgen und dabei zu untersuchen, wie Bezeichnungen, die uns artgemäß sind, durch Wörter aus der Mittelmeerkultur ersetzt wurden.

Edingen a. N. Dr. Luise Vogel.

Digitized by Google

Wie wohnt das Volk in der Gegend von Heiligkreuzsteinach (Amt Heidelberg)?

Von Dr. Wilhelm Zaiß, Heiligkreuzsteinach.

Den Orten um Heiligkreuzsteinach ist die hessisch-badische Grenze nahe, und die hessischen Orte unterscheiden sich von den badischen, obwohl die geographischen Verhältnisse das völlige Ineinanderfließen natürlich machen würden, durch die Sprechweise (namentlich das hessische Zungen-R) in jedem Fall unverkennbar. Dagegen sind Unterschiede der Art des Wohnens kaum vorhanden. Warum man hier so „wohnt", wie man wohnt, warum man das Haus so einteilt, wie es eingeteilt wird, warum das Haus zum Stall so in Beziehung gebracht wird, wie es geschieht, warum man so und nicht anders den „Hof" bildet, darauf mag, was im folgenden mitgeteilt wird, teilweise antworten. Ich habe mich 1909 hier angesiedelt und habe seitdem zufälligerweise und auf Befragen von dem Gegenstand das folgende Bild erhalten. Offenbar ist die hiesige Gegend, die wenigstens in ihrem badischen Bestandteil gegenwärtig sehr leicht städtisch-modischen Einflüssen unterliegt, auch früher stark und rasch von den Umständen beeinflußt worden. Es sind hier auch kaum alte Bezeichnungen festzustellen, wie etwa das in der Eberbacher Gegend (Dielbach) übliche Wort Arn für Hausgang. —

In der Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege war die hiesige Gegend besiedelt durch einige, einzeln wohnende Großbauern, die erhebliche Besitztümer hatten und sich stattliche Höfe erbauten. So gehörte die gesamte Gemarkung von Eiterbach acht, später zwölf Besitzern. Einzelne dieser Bauern sollen „Friesen, große, starke, rötliche Menschen" gewesen sein. Der „Holdemer (Hof)" lag ziemlich hoch am Berg. Nachdem er in den 50er Jahren durch den Tod des Besitzers und den Wegzug der Söhne — so wird berichtet — aufgegeben war, wurde sein Gebiet von der Domäne später wieder mit Wald eingepflanzt, so daß das schöne landwirtschaftliche Gelände heute nur mit Mühe zu erkennen ist. Es scheint, daß man damals die Schweine in den Wald schickte, das Vieh teils auf die Weide. Man betrieb „extensive Wirtschaft". Knechte und Mägde scheinen trotz der Größe der Häuser sehr behelfsmäßig gewohnt zu haben. Das Gebälk der Wohnhäuser wurde aus mächtigen Eichstämmen erbaut, die man vor dem Verbauen jahrelang liegen ließ, so daß das Holz darnach ohne Sprünge blieb. Alle Zwischenräume zwischen den Gebälkhölzern wurden mit Strauchwerk

Digitized by Google

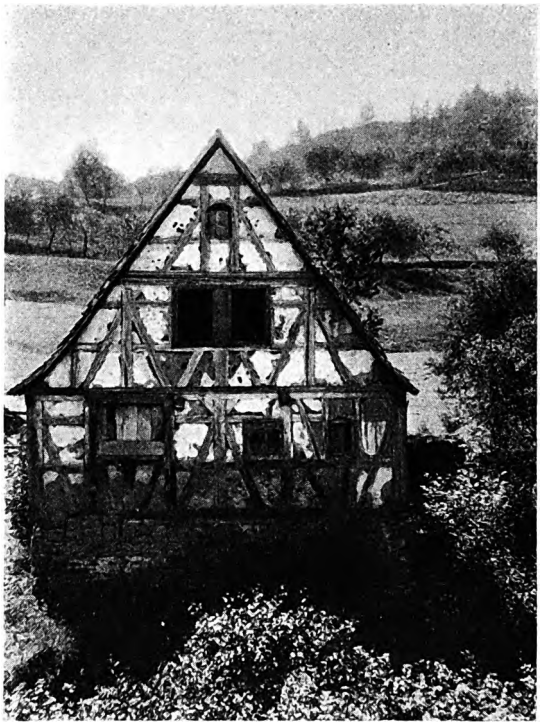


Abb. 1. „Haumühle" bei Heiligkreuzsteinach. (Giebel 1911 abgebrochen.)

verspannt und mit Strohlehm beworfen. Die Decken wurden (um eichene „Stickhölzer") „gewickelt". Als Beispiel für den Giebel eines solchen Hauses diene der heute abgetragene der einstigen „Haumühle" (die als die Mühle im Hag unter dem Schloß Waldeck, soviel mir bekannt, Ende des 15. Jahrhunderts, urkundlich vorkommt). Dieser Giebel ist vielleicht der schönste aus alter Zeit, keineswegs der des größten Hauses (Abb. 1).

Zu solch einem Anwesen gehören: ein großes Wohnhaus, dem der Hauptstall unter demselben Dach angebaut ist; eine für sich stehende Scheuer; für sich stehende Schweine- und Hühnerställe; und endlich das „Altenteil", das im kleinen alles Genannte nochmals wiederholt, jedoch unter ein und demselben Dach. Diese zu dem Anwesen gehörigen Gebäude sind um einen viereckigen Hof angeordnet. Als Beispiel für eine solche Hofraite seien genannt der namentlich für das Altenteil lehrreiche Höhr'sche Hof in Hilsenhain und insbesondere das z. Zt. leider in sehr schlechtem Bauzustand befindliche einst Knopf'sche Anwesen (Georg Peter Knopf) in Eiterbach. Wie bei den meisten einstigen Großhöfen befinden sich die verschiedenen Teile des Hofes heute in verschiedenen Händen. Das Haupt-Haus gehört Jakob Eberle; das einstige Altenteil, jetzt durch einen halbstädtischen Neubau ersetzt, gehört jemand anders. Beide Besitzer haben jeder Viehställe und Scheuer.

Digitized by Google

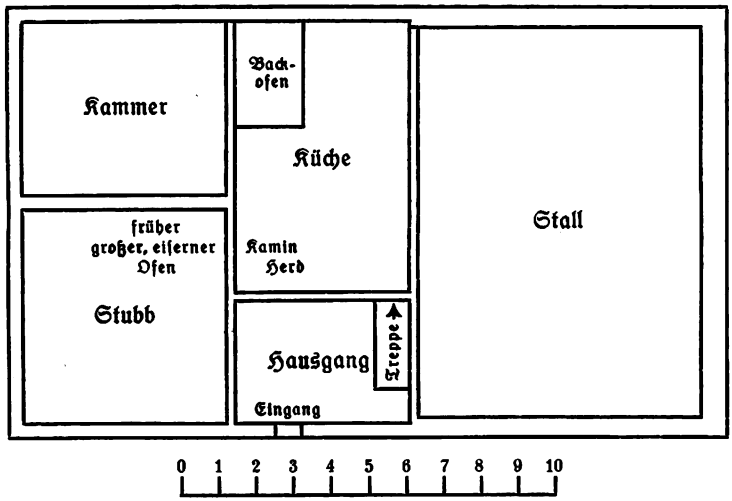


Abb. 2.

Von der Wirtschaft der einstigen großzügigen Hofbauern weiß das Volk noch mancherlei zu erzählen. Einige der Höfe kamen zu Ende dadurch, daß nur ledige Geschwister zusammen hausten; auf anderen scheint geprahlt worden zu sein. Hauptsächlich aber soll die ältere Wirtschaft den geänderten Zeitverhältnissen erlegen sein, d. h. fortgesetztem Mißwachs sowie der Räuberei, die herumziehendes Volk verübte, so daß den Bauern die Lust verging und sie nichts mehr taten. Viele Söhne der einstigen Großbauern sollen nach Amerika ausgewandert sein. Der „Holdemer" und der „Ringes" (an der Gabelung der Straßen nach Unterabtsteinach—Weinheim und nach Lampenhain—Schriesheim) sind nahezu verschwunden.

Das genannte, heute Eberle'sche Haus (Abb. 2) stellt sich dem Besucher in der folgenden Weise dar. Man kommt über den gepflasterten Hof, in dem man neben dem Hausgarten über einen mächtigen, gewölbten Keller mit hallendem Schritt etwas ansteigt, nach links hin vor den Eingang, der durch Schnitzwerk geschmücktes altes Eichenholz zeigt. Die Front der Wohnseite vom Eingang nach links ist 7 m lang; nach rechts sind es 11 m bis zum Ende der Ställe. Man tritt in einen stattlichen „Hausgang", der 3,30 m tief und 4,85 m breit ist. Rechts befindet sich neben einer Nottür in den Stall die Treppe („Steeg") zu den oberen Räumen und den Speichern. Geradeaus kommt man in die Küche. Links liegen hintereinander „Stubb" und „Kammer", erstere 6,20 m tief, letztere 4,50 m tief, beide 5,80 m breit. In dem die Mitte der Wohnung bildenden hinteren, der Kammer zu liegenden Teil der Stubb stand früher ein großer eiserner Ofen; darüber finden sich noch Trockengestelle, die von der Decke herunterhängen. Daneben, zur Rechten, liegt in der Küche der Herd. Heute ist der Kamin bis zum Fußboden herunter gemauert; dem Besitzer „denkt es" noch, daß der Kamin erst über dem Hauptstockwerk begann; das

Digitized by Google

schwarze, von Glanzruß überzogene Gebälk der Speicher beweist, daß in noch früherer Zeit der Rauch sich ohne Kamin unter dem Dach verlor. In der Küche steht ferner der fast 3 m tiefe Backofen. Nach rechts, den Ställen zu, soll in früheren Zeiten die Küchenwand offen gewesen sein.

Das Dach beginnt unmittelbar über dem Hauptgeschoß. In die beiden nebeneinander liegenden Giebelzimmer des oberen Stockwerkes ist die Dachschräge jedoch nicht einbezogen. Über diesem Oberstock erheben sich ein unterer und ein oberer Speicher. Das Überschreiten der Lehmgefache betrachtet der Besitzer selber jetzt als derart gefährlich, daß an notwendigen Stellen Dielstücke übergelegt sind. Durch den Dachfirst scheint stellenweise der Himmel herein. —

„Als die Güter aufgerissen wurden, haben die (kleinen) Leute eine Kuh bekommen" (weil nun eine Wiese und ein Ackerlein erreichbar waren; vorher behalf man sich mit einer Ziege). Es wurden also, etwa von 1830 an, zwischen den großen Hofgütern **kleinere Häuser** erbaut. Ein solches Haus ist im Hauptgeschoß etwa so breit, wie eines der Hofwohnhäuser im Oberstock. Man könnte auch sagen, daß diese neueren Häuser eine Art (verkleinertes) Altenteil der alten Großbauernhöfe bedeuten. Eiterbach erhielt einen Schwanz von solchen Neubauten an seinem Nordende und an seinem Südende. Heiligkreuzsteinach erhielt seine „Hüttengasse". Wäre jedoch heute auf die Frage: wie wohnt das Volk in der hiesigen Gegend?, eine einfache Antwort zu geben, so könnte sie nur lauten: es wohnt in diesen Arbeiterhäusern.

Bei näherer Prüfung ergibt sich eine überraschende Mannigfaltigkeit dieser kleinen Häuser. Jedes ist anders. Sie müssen sich die Werkstatt verschiedener Handwerke eingliedern lassen; sie müssen sich besonderen Lage- und Eigentumsverhältnissen anpassen. Und doch kann über den Typus kein Zweifel sein:

Man geht eine „Staffel" hinauf, tritt in den, zumal wegen der in den Oberstock führenden Treppe, kaum ein Umdrehen gestattenden Hausgang (2,42 m tief, 2,00 m breit) und von hier geradeaus in die winzige Küche (3,50 m tief, 2,00 m breit). Seitlich liegen hintereinander „Stubb" (4,35 m lang, 3,40 m breit) und „Kammer" (4,35 m lang, 2,00 m breit). Beide sind mehr für den Eindruck voneinander geschieden, durch den zwischen beiden liegenden Ofen jedoch verbunden. Auf der anderen Seite des Hausgangs liegt vielleicht nochmals ein Zimmer, oft aber, unter demselben Dach, schon die „Scheuer". „Obendroben" befindet sich im Giebel noch eine Stube (4,35 m lang, 2,80 m breit), meist als Schlafzimmer dienend. Unter den Wohnräumen befinden sich der kleine Stall und der nicht minder kleine Keller[1]. (Abb. 3.)

Überall in den Wohnräumen stehen Betten. Es ist erstaunlich, wie selbst fruchtbare Familien in diesen kleinen Häusern ihre Kinder groß-

[1] Die in Klammer beigefügten Maße sind die des Hauses Nr. 39 in Heiligkreuzsteinach. Der Vergleich der Maße mit denen des Eberle'schen Hofes beweist die Verkleinlichung („Proletarisierung"). —

Digitized by Google

gezogen haben. In einem Bett, ebenso neben den Eltern, lagen soundsoviele Kinder.

Man hat in der Überzeugung, richtig zu wohnen, diese kleinen Häuser allgemein bis in die 80er und 90er Jahre gebaut. Dann machen sich mehr und mehr Schuleinflüsse bei den Handwerksleuten geltend sowie städtische Vorbilder. Immerhin beherrscht gegenwärtig der angedeutete Typus die Ortschaften um Heiligkreuzsteinach noch durchaus.

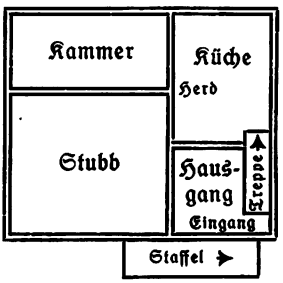


Abb. 3.

Die 80er und 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts sind, was das „Wohnen" betrifft, besonders gekennzeichnet dadurch, daß unwahrscheinlich viele Menschen bzw. Familien oder Wohnparteien in die Häuser zusammengestopft waren. Als Beispiele hierfür seien genannt der Kohl'sche Hof oberhalb der katholischen Kirche in Heiligkreuzsteinach sowie das frühere Schul- und Armenhaus von Eiterbach, wo noch jeder Zwickel unter dem Dach mit elendem Guckloch einem einzelnen Menschen, oder auch einer armen Familie Unterschlupf bot. —

In der Gegenwart wohnt man in denselben Häusern bequemer und behaglicher. Es wird dies erreicht dadurch, daß weniger Familien da sind und die Familien weniger Kinder haben.

Wer sich gegenwärtig das Leben „schöner" gestalten will oder kann, „etwas vom Leben haben" will, sucht Vergnügen, geht vielleicht auch auf eine Reise; an die Ausgestaltung der Wohnung wird er meist nicht denken. Man fürchtet sich vor den Abgaben, namentlich vor der Gemeindeumlage. Und wer in einem der größeren, älteren Häuser wohnt, spricht von diesen „Palästen" wohl gar mit Entrüstung, weil sie zu viel Unterhaltung kosten und ohne Zuschuß überhaupt nicht mehr zu erhalten seien.

Eine Wandlung der Denkungsweise läßt sich auch daran erkennen, daß in jüngster Zeit sogar eigentliche Bauernhäuser (auf städtische Weise) für mehrere Wohnparteien, etwa in drei Stockwerken übereinander, eingerichtet worden sind.

Auffallendstes Beispiel hierfür ist der bereits erwähnte Ersatzbau für das frühere Altenteil des „Knopf'schen Anwesens". Rechnete eine solche Auflösung des Bauernhauses mit einer Auflösung des Bauerntums — wie sie unmittelbar vor dem Umbruch 1933 ja nahe genug gerückt schien?

Digitized by Google

Die Entwicklung des Bauernhofes zur Mietskaserne im Dorfe Edingen[1].

Von Dr. Luise Vogel, Edingen (am Neckar).

Woher kommt es, daß so viele unserer Dörfer heute oft ein ganz verstädtertes Aussehen haben, so daß es häufig schwer ist, sie von dem Vorort einer Großstadt zu unterscheiden? Das hat nicht allein seinen Grund darin, daß gerade bei den Dörfern, die in der Nähe von Städten liegen, eine teilweise Umschichtung der Bevölkerung vor sich gegangen ist, d. h., daß ein großer Teil der Dorfbewohner in die Fabrik zum Arbeiten geht und von dort die Stadtkultur in das sonst so stille Dorf trägt. Menschen mit modischen Kleidern gehen durch die Dorfstraßen, Kinos entstehen, fremde Tanzmusik klingt aus den Gasthöfen, die modernen Verkehrsmittel jagen durch die Stille. Das alles ändert natürlich den Eindruck des Straßenbildes. Nicht zum wenigsten tun es aber auch die umgebauten Bauernhäuser, die als solche oft kaum noch zu erkennen sind, sondern vielfach schon den Charakter von Mietskasernen tragen. Die Entwicklung vom Bauernhof zu dieser ganz städtisch anmutenden Mietskaserne habe ich in Edingen zu verfolgen versucht.

Das Dorf ist angelegt an der Straße, die von Heidelberg nach Mannheim führt. Noch heute ist diese Anlage daraus gut ersichtlich, daß die großen Bauernhöfe an ihr liegen. Edingen hat als einziges von den zwischen Heidelberg und Mannheim gelegenen Dörfern bis heute seine Selbständigkeit bewahrt. Trotzdem hat es aber doch unter dem Einfluß der naheliegenden Stadt seinen Charakter als reines Bauerndorf verloren. Es ist schon mehr eine Arbeitersiedlung geworden. Heute zählt es etwa 2900 Einwohner, 772 Haushaltungen, darunter etwa 550 Arbeiterhaushaltungen, 86 landwirtschaftliche Betriebe, davon sind 5 Erbhofbauern. Rund 260 Familien bebauen kleine Äcker neben ihrer anderen Arbeit. Sehen wir uns nun einmal die Straßenflucht der Hauptstraße (Abb. 1) an, so fallen vor allem die hohen, steilen Giebel der alten Bauernhäuser auf, die alle nach der

[1] Das Dorf Edingen wird monographisch bearbeitet. Es erscheinen unter dem Obertitel „Das Dorf Edingen", erbbiologische, rassenkundliche, familienkundliche, sozialhistorische und andere Arbeiten aus der erbbiologischen Abteilung der Ludolf Krehl-Klinik, Heidelberg, außerdem Arbeiten volkskundlicher Art aus der Lehrstätte für deutsche Volkskunde, Heidelberg.

Digitized by Google

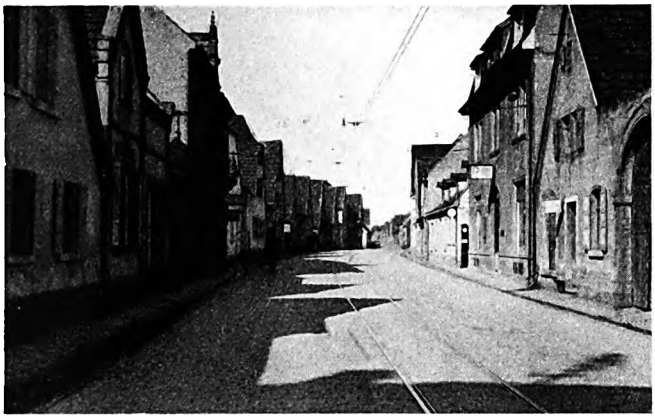


Abb. 1. Straßenflucht mit hohen zur Straße stehenden Giebeln.

Straße zu schauen und ihr so das besondere Gepräge geben. Das älteste Haus ist ein Fachwerkhaus (Abb. 2), das im Jahr 1643 erbaut wurde. Es ist eines von den fünf Häusern, die 1689, als Melac mit seinen Scharen durch Edingen zog und es niederbrannte, durch die Schlauheit ihrer Besitzer stehen geblieben sind. Im Innern des Wohnhauses ist viel verändert, jedoch ist die äußere Form erhalten geblieben. Der untere Teil besteht aus sogenannten „Findlingen". Das sind Sandsteine, die auf den Feldern gefunden wurden. In seinem oberen Teil ist das Haus ein Fachwerkbau. Das Eichenholz, das dafür verwendet wurde, ist aus dem Virnheimer Wald geholt worden. Dort hat der Erbauer des Hauses, Wenz Blöß, Wald besessen. Ich erwähne das, weil man aus späterer Zeit in Edingen keine Fachwerkhäuser mehr findet. Es liegt wohl daran, daß Steine leichter zu beschaffen waren als Holz, da Edingen keinen eigenen Wald mehr besaß. Das erhellt auch aus einer Urkunde aus dem Jahr 1777: „Es würde also eine bloße Unmöglichkeit sein, auch noch das nötige Bauholz (für den Kirchenbau), da wir mit keinen Waldungen versehen sind, anzuschaffen." Dieses Fachwerkhaus gehört zu einem geschlossenen Hof.

Abb. 2. Das einzige Fachwerkhaus.

Digitized by Google

Abb. 3. Altes Bauernhaus mit „Dächle".

Das Hoftor jedoch ist früher nicht dagewesen. Im Zusammenhang damit möchte ich darauf hinweisen, daß kein Bauer in Edingen von seinem Bauernhof spricht, sondern nur von seinem „Bauernhaus", womit er aber das gesamte Anwesen (Haus, Hof, Ställe, Scheuer, Schopf) meint. Wie weit das auf ein ehemaliges Einhaus in dieser Gegend schließen läßt, möge einer anderen Untersuchung vorbehalten bleiben.

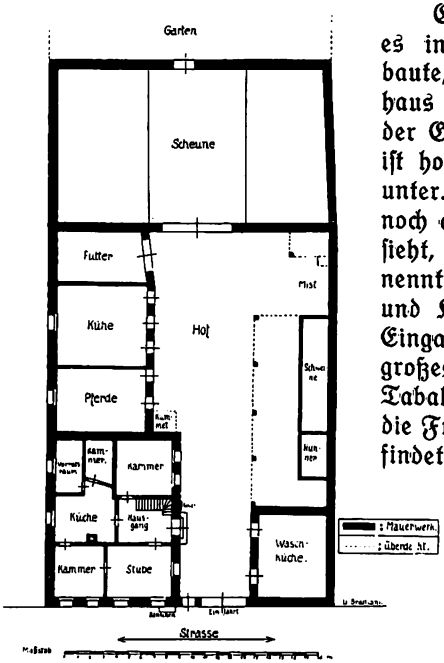


Abb. 4. Grundriß des Bauernhofes (Abb. 6).

Ein Beispiel für ein Bauernhaus, wie man es in Edingen im 18. und 19. Jahrhundert baute, soll die 3. Abbildung geben. Das Wohnhaus sowie auch der Tabakschuppen stehen mit der Giebelseite nach der Straße zu. Das Dach ist hoch und reicht bis zum ersten Stock herunter. Es ist allerdings, wie man es sonst nur noch an zwei alten Bauernhäusern in Edingen sieht, nach vorn leicht abgewalmt. Diesen Walm nennt man „Dächle". Die Fenster von Stube und Kammer schauen nach der Straße. Den Eingang in den Hof bilden ein kleines und ein großes Hoftor. Daran schließt sich dann der Tabakschuppen an, in dessen unterem Teil sich die Futter- und daneben die Knechtkammer befindet. Das Wohnhaus ist einstöckig (die eine Seite gegen den Hof zu ist allerdings jetzt aufgestockt), und hat zwei Speicher. Auf dem unteren wird die Frucht aufgehoben. Heute stehen auch die Mehlkisten da und außerdem allerlei Gegenstände, die man nicht mehr im Haushalt braucht. Der hohe Giebel ermöglicht noch einen zweiten Speicher, der

Digitized by Google

Abb. 5.
Tabakeinfassen.

früher zum Hopfentrocknen diente. Noch heute haben viele Bauern die Horden oben stehen. Man sagte mir im Ort, daß die hohen Giebel deshalb gebaut worden seien, damit man die Möglichkeit habe, Hopfen zu trocknen. Heute dörren sie da oben die Tabakgrumpen. Auch die Nüsse werden hier aufbewahrt. Auf diesen zweiten Speicher kommt man nur mit einer Leiter. Die alten Bauernhäuser sind alle aus „rauhem Stein" (Sandstein) gebaut worden, der mit den Schiffen von Eberbach gebracht und dann unten am Neckar abgeladen wurde. An der Straßen- und Hofseite ist dieser Sandstein verputzt. Die Dächer waren und sind zum großen Teil heute noch mit Ziegeln gedeckt und „geschindelt", d. h. die Lücken, die beim Legen der noch nicht gefalzten Ziegel entstanden, wurden durch Holzschindeln geschlossen. In das Wohnhaus führt eine Tür an der Traufseite. Das Haus zeigt in seiner Aufteilung die übliche Form des fränkischen Bauernhauses (Abb. 4). Durch den Hausgang, der wie der Küchenboden mit Steinplatten aus „rauhem Stein" belegt ist, geht man geradeaus in die Küche. In ihr befindet sich außer dem Herd auch der Backofen, der häufig in die Magdkammer hereinreicht. Auf der andern Seite von der Küche liegen Stube und Kammer. Letztere ist von der Stube oft nur durch eine dünne Bretterwand, manchmal sogar nur durch einen Vorhang (Alkoven) getrennt. Die Stube ist auch vom Gang aus zu erreichen. In den größeren Bauernhäusern liegt der Stube gegenüber nochmal eine Kammer. Oft hatte man da seinen „Staat" (gute Möbel, gute Kleider, Schmuck). Sie wird aber auch als Obst- und Vorratskammer verwendet. Auch als Gastzimmer wird sie benutzt. Die Decken in Stube und Kammer sind nur übertüncht, früher nirgends verschalt, so daß man die Balken sieht. Eine Treppe führt hinauf auf den Speicher. Der Keller ist vom Hof aus, manchmal auch vom Hausgang her zugänglich. Er ist sehr tief. Ein Gewölbekeller. In manchen Häusern reicht er bis unter den gepflasterten Hof. An das Wohnhaus grenzt der Kuh- und Pferdestall. Auf der Mauer zwischen beiden hatte früher der Knecht sein Lager. Es bestand aus einer Holzpritsche mit einem Strohsack. Neben

Digitized by Google

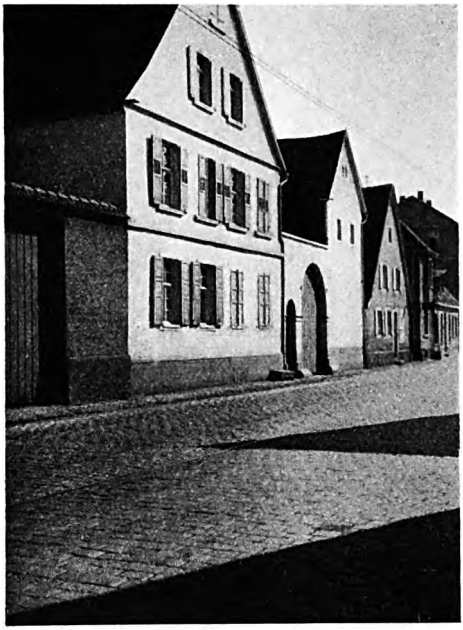


Abb. 6. Bauernhaus mit steinerner Bank.

dem Kuhstall ist ein Raum für das Viehfutter. Quer zum Haus steht die große Scheune mit einem meist sehr hohen, steilen Giebel, in dem der Tabak zum Trocknen aufgehängt wird. Unten in der Scheuer, rechts und links, mit Brettern abgeschlagen, tiefer als der Boden der Scheuer, ist „der Bare". Da wird das Heu und Getreide aufgestapelt. In manchen Höfen ist unter der Scheune noch der „Rübenkeller". Hier bewahrt man Rüben und Kartoffeln auf. In der Scheuer sitzen die Frauen und fassen Tabak ein (Abb. 5), früher zopften sie hier auch die Hopfen. Aus der Scheuer führt eine Tür in den Garten, der bei den im Norden liegenden Häusern bis zum Neckar hinuntergeht und von einer hohen Mauer umgeben ist. Etwa in der Zeit von 1740 bis 1780 wurden diese Gärten aufgefüllt, weil sie immer überschwemmt worden sind. Gegenüber dem Wohnhaus und den Großviehställen sind die Ställe für das Kleinvieh. Sie sind geschützt durch den Schuppen („Schoppe"), in dem auch Tabak getrocknet wird. Manche Bauern haben hier auch ihre „Gsiedkammer". In ihr liegt die Gerste- oder Spelzspreu, die man zum Streuen für das Vieh braucht. Der nach der Straße liegende Teil des Schuppens wurde, wie schon gesagt, als Futterkammer, in der zur Erntezeit auch die Schnitter schliefen, und zum andern Teil als Knechtkammer benutzt. In andern Bauernhöfen stand an dieser Stelle der Brunnen. Aus praktischen Gründen hat man deshalb diesen Raum zur Waschküche ausgebaut. Dann liegt die Knechtkammer darüber, und ganz oben trocknet die Bäuerin im Winter ihre Wäsche. Schließlich wäre noch das „Kummethäusle" außen neben dem Pferdestall zu erwähnen. Es ist nichts als ein Ziegeldach, unter dem das Sattelzeug für die Pferde hängt. Der Misthaufen ist auf der Seite der Kleintierställe. Der Bauer legt Wert darauf, daß kein Stall nach der Straße schaut. Früher stand vor dem Haus an der Straße eine steinerne Bank, auf der die Bewohner im behaglichen Gespräch mit den Nachbarsleuten die Feierabendstunden verbrachten. Heute ist eine solche Bank nur noch an einem Bauernhaus vorhanden (Abb. 6). Der gesteigerte Verkehr, der durch Edingen führt, wenigstens durch die Hauptstraße, hat das Sitzen vor dem Haus fast unmöglich gemacht. In den Nebenstraßen aber sitzt man abends immer noch gern auf den Haussstaffeln oder Stühlen, die zu dem Zweck vor die Haustür getragen werden.

Digitized by Google

Abb. 7.
Umgebauter
Bauernhof.

Schon an dieser kleinen Sache sehen wir wieder das, was ich zu Beginn der Abhandlung betonte, daß die neue Zeit auch das Dorfbild in vielem umgestaltet hat. Und am stärksten kann man das, wie ich auch anfangs sagte, am Bauernhaus selbst beobachten. Ein Beispiel dafür gibt die Abb. 7. Das war ursprünglich ein Bauernhof, wie ich ihn oben beschrieben habe. Das Wohnhaus selbst war einstöckig. Der Sohn aber wurde kein Bauer, sondern erlernte ein Handwerk und brauchte einen Teil der Wohnräume für Werkstattzwecke. Als er sich verheiratete, stockte er auf und zog nach oben. Den Schuppen baute er zu einem kleinen Wohnhäuschen für die Eltern um. So haben wir jetzt zwei Häuser durch ein Hoftor verbunden. Der innere Hof bleibt so groß wie vorher. Wie die Entwicklung weitergehen kann und auch in vielen Fällen weiterging, zeigt die schematische Zeichnung (Abb. 8). Die einzelnen Teile der Zeichnung sind alle an vorhandenen Häusern nachzuweisen. Es kann also so kommen, daß der Hof, wenn die Eltern tot sind, unter die Erben geteilt wird. Als äußeres Zeichen der Trennung wird in manchen Fällen durch den Hof sogar eine Mauer gezogen und ein zweites Tor angebracht. Nun geht häufig die Verstädterung des Hofes rasch weiter. Das große Hoftor wird überbaut. Zu dem Zweck muß aber das Dach so geändert werden, daß es mit der Traufseite nach der Straße schaut (siehe Abb. 3 das Haus ganz rechts). Der Hof wird dadurch sehr viel kleiner, und ist selbstverständlich für einen größeren landwirtschaftlichen Betrieb nicht mehr hinreichend. Auch der ehemalige Schopf wird weiter umgebaut und zwar in gleicher Weise wie das Haupthaus. Das Tor wird überbaut und das Dach mit der Traufseite zur Straße gedreht. Ein zweiter Stock wird aufgesetzt, und die städtische, doppelte Mietskaserne ist fertig. Eine noch weitere Entwicklung, die vielleicht auf dem Land seltener ist, dafür aber in Städten, die im Mittelalter noch viel bäuerliche Bevölkerung hatten, häufig, ist die, daß man auch die zu dem Hof querstehende Scheune ausbaut. So bekommt man dann die meist luft- und lichtarmen Hinterhäuser.

Digitized by Google

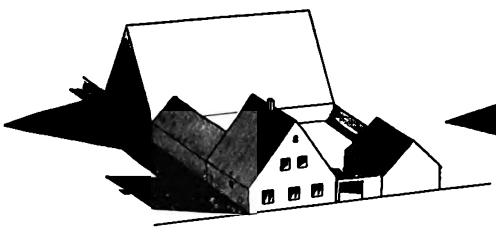


Abb. 8a.

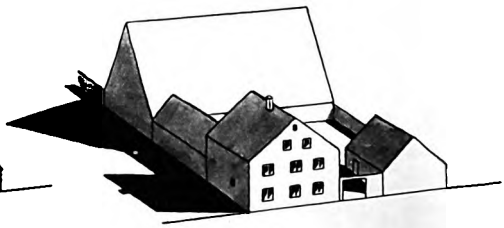


Abb. 8b.

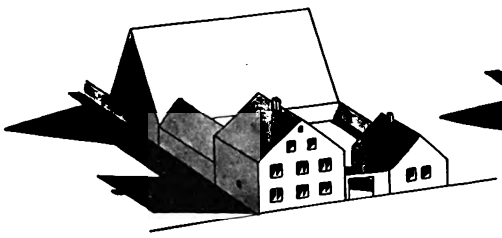


Abb. 8c.

Abb. 8d.

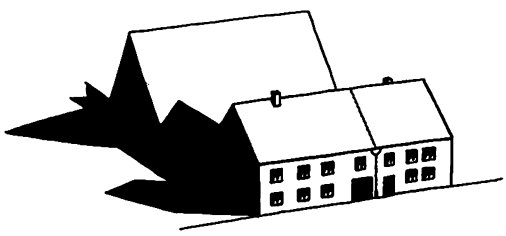


Abb. 8e.

Abb. 8. Die Entwicklung vom Bauernhof zur Mietskaserne.
Perspektive des Hofes nach rückwärts um die Hälfte gekürzt.
Gezeichnet von U. Bramann.

Wie die Entwicklung auch einen etwas anderen Weg nehmen kann, zeigt die sogenannte „Kasern" in Edingen (Abb. 9). Auf der rechten Seite ist noch der alte Bauernhof erhalten. Auf der andern stand auch einmal ein solcher. Erst um die Jahrhundertwende ist er umgebaut worden, als der damalige Besitzer ohne Leibeserben starb. Da fiel der Hof (Haus, Ställe und Scheuer) an seinen Neffen. Der verpachtete ihn nun nicht, wie uns das wohl heute als das Natürliche erscheinen würde, an einen Bauern, sondern baute ihn zu Mietwohnungen um. In derselben Zeit sind durch Bauspekulation eine große Anzahl von Edinger Häusern, auch die Post zum Beispiel, miets- und kasernenmäßig entstanden. Also auf das Bauernhaus wurden die Gauben aufgesetzt und die Ställe zu Wohnungen ausgebaut. Einen Teil der schönen Scheuer behielt der Besitzer, der andere wurde verpachtet und zu einer Zigarrenfabrik umgebaut. Seit 1931 liegt sie still. In dem ehemaligen Bauernhaus und den umgebauten Ställen wohnen jetzt sechs Familien, lauter Arbeiter. Im Hof hat ein Korbflechter seine fertigen Körbe aufgestapelt. Daneben stehen Hasen-, Hühner- und Schweine-

Digitized by Google

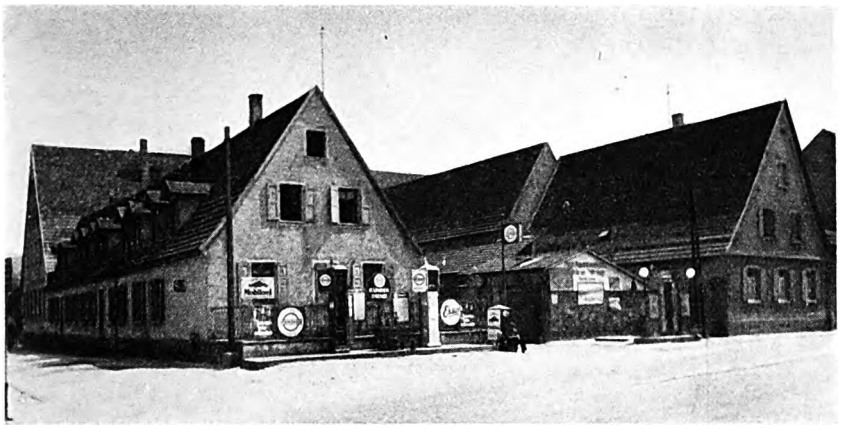


Abb. 9. Die „Kasern".

ställe. Der Garten ist in kleine Gärtchen aufgeteilt worden, die die einzelnen Familien bewirtschaften. Auf dem anderen Teil des Gartens ist ein Mietshaus entstanden. Vor dem Haus, wo ehedem ein schöner Wingert war, dann ein Ziergarten (so noch vor 5 Jahren) mit einer Trauerweide nach der Straße zu, ist jetzt eine Tankstelle eingerichtet. Und seit einem Vierteljahr etwa ist das Bild noch anders. Die Tankstelle ist zu einer Großtankstelle umgewandelt mit betoniertem Boden, überdacht und mit elektrischer Beleuchtung. Sie steht allerdings, seitdem die neue Reichsautobahn eröffnet ist, oft recht verlassen da. Die Edinger Hauptstraße ist wieder still und friedlich geworden. Alle Stunde nur fährt die elektrische Schnellbahn durch den Ort, und hie und da ein Auto oder Motorrad. Die Gänse spazieren gemächlich über die Straße und auch die Kinder und alten Leute können sie ohne Aufregung überqueren. Edingen fängt wieder an zu verbauern, wenn auch die Häuser zu einem Teil schon das Gesicht der Stadt tragen.

Digitized by Google

Aus den vorstädtischen Kleinsiedlungen der Stadt Mannheim.

Ein volkskundlicher Versuch.

Von Dr. Wolfgang Treutlein.

Aufgabe der Volkskunde ist es, allen Lebensäußerungen und Lebensformen des deutschen Volkstums in Vergangenheit und Gegenwart gleichermaßen nachzuspüren, sie zu erfassen und zu erforschen, wie in all diesen vielgestaltigen Ausdrucksformen als Triebkraft und Richtschnur deutsches Wesen schafft und wirkt. Um dieser Aufgabe gerecht zu werden, darf die volkskundliche Wissenschaft keinesfalls, wie sie es in vergangenen Jahrzehnten teilweise tat, bei der Sammlung und Erforschung verschwundener und gefährdeter Zeugnisse deutschen Volkslebens stehen bleiben, sondern muß immer bestrebt sein, auch im derzeitigen Geschehen ihr Forschungsfeld zu sehen, soll sie nicht mit der Zeit zwangsläufig zu einer reinen „Museumswissenschaft" werden.

Gerade der nationalsozialistische Umbruch unserer Tage stellt die Volkskunde — neben einer ernsten Selbstbesinnung auf ihr eigentliches Wesen — vor die Aufgabe, in diesem Umbruch das Werden und Wachsen neuer Formen deutschen Volkstums aufmerksam zu verfolgen und zur früheren Entwicklung in Beziehung zu setzen. Kein Zeitabschnitt bot wohl in seinem Streben der volkskundlichen Wissenschaft derart viele Anknüpfungspunkte als gerade der heutige mit seiner Betonung der völkischen Grundwerte Blut und Boden. Zu den gewaltigsten und umfassendsten Leistungen unseres Dritten Reiches, die die Verwurzelung der breiten Volksschichten im Heimatboden zum Ziele haben, gehört das deutsche Siedlungswerk, das Großstadtfamilien, die bisher in unwürdigen und unzulänglichen Räumen hausen mußten, eine neue, gesunde Lebensgrundlage auf eigener Scholle schafft. Tausende deutscher Arbeiterfamilien haben bereits durch das Siedlungswerk neben gesunden Lebensbedingungen und einer zusätzlichen Verbesserung ihres Lebensunterhalts als wichtigstes ein neues, enges Verhältnis zum Heimatboden gefunden. An dieser durch die nationalsozialistische Bewegung geschaffenen Entwicklung darf die Volkskunde bei der Erfassung des deutschen Volkslebens keinesfalls achtlos vorübergehen, und so sei im folgenden der Versuch gemacht, am Beispiel der Siedlungen der Großstadt Mannheim, des südwestdeutschen Wirtschaftsmittelpunktes, diese Entwicklung zu

Digitized by Google

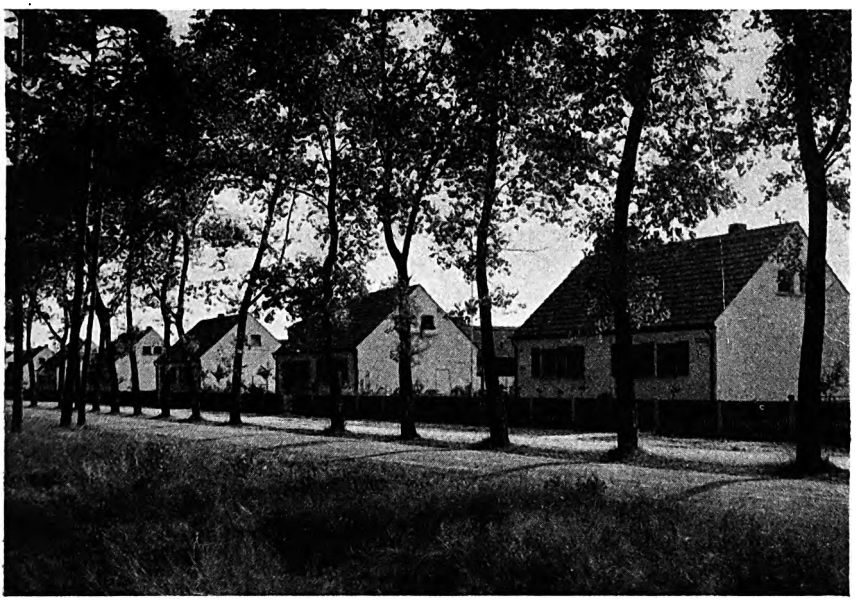


Abb. 1. Straße der Siedlung Neueichwald.

beschreiben und die sich daraus neu ergebenden Fragen volkskundlicher Art kurz anzudeuten.

Mannheim gehört zu jenen Gebieten Westdeutschlands, in denen sich die Industrialisierung Deutschlands im letzten Jahrhundert in einem ungeheueren Zusammenströmen von Arbeitermassen und dem damit verbundenen Wohnungsmangel und Wohnungselend auswirkte. Ein Blick auf die Bevölkerungsstatistik zeigt, daß gegenüber einer Bevölkerungsdichte von 139,1 Menschen auf einen Quadratkilometer im Deutschen Reiche im Bezirk Mannheim durchschnittlich 210,2 Menschen auf einen Quadratkilometer wohnen, in der Stadt Mannheim selbst sogar 1909 Menschen. Es ist eine der vordringlichsten Aufgaben unserer Zeit, derart ins Maßlose angewachsene Großstädte langsam wieder aufzulockern und den breiten, entwurzelten und vom Wohnungselend betroffenen Volksschichten durch Landzuteilung und Siedlung ein neues Verhältnis zum Heimatboden zu geben. So sind auch rings um Mannheim in den letzten Jahren durch die tatkräftige Arbeit der Stadtverwaltung rund 1000 Kleinsiedlerstellen und über 400 Volkswohnungen bisher entstanden, denen noch weitere folgen werden. Der Unterschied zwischen diesen Siedlungen und Volkswohnungen liegt weniger in der Beschaffenheit des jeweiligen Heimes, denn beide Arten dienen in Form und Aufbau dem Siedlungsgedanken, als darin, daß die Inhaber der vorstädtischen Kleinsiedlungen, die den strengen Reichsrichtlinien in bezug auf Erbgesundheit, politische Zuverlässigkeit, Siedlerfähigkeit und anderem entsprechen müssen, nach Bestehen einer dreijährigen Probezeit ihre Siedler-

Digitized by Google

stelle in Eigentum oder Erbpacht bekommen können, während die Bewohner der Volkswohnungen oder Mietsiedlungen, die vorher meist in Baracken oder in ungesunden und unzureichenden Altstadtwohnungen hausten, dauernd Mieter und Pächter der Stadt bleiben.

Bei den Mannheimer Siedlungen (darunter sind im folgenden die vorstädtischen Kleinsiedlungen und die Volkswohnungen zu verstehen) handelt es sich durchweg um sogenannte Nebenerwerbssiedlungen, d. h. die Siedlerstellen bieten den Familien bei gesunder Lebensgrundlage durch Gartenbewirtschaftung und Kleintierhaltung ein zusätzliches, ständiges Einkommen, und gewährleisten so eine gewisse Krisenfestigkeit dieser Siedlerfamilien. Diese Feststellung ist allerdings auch noch aus einem anderen Grunde wichtig: da die Siedlerstelle nur einen zusätzlichen Nebenerwerb bieten kann, und der Siedler auf die Arbeit in den Mannheimer Betrieben angewiesen ist, werden sich diese Siedlerstellen, auch schon wegen ihres verhältnismäßig geringen Geländeumfanges, nie zu Kleinbauernstellen entwickeln können und dürfen, wie manche wohl irrtümlich annahmen, wird eine Siedlung also auch nie zu einem Dorf im bisherigen Sinne werden.

Schon in der Gesamtplanung dieser Mannheimer Siedlungen kommt dies bei aller Wahrung des dorfähnlichen Bildes zum Ausdruck. Die Siedlerstellen liegen allesamt in nicht allzugroßer Entfernung von der Stadt und ihren Vororten, mit denen die Siedler ja auch neben ihrer dort befindlichen Arbeitsstelle manche andere Bindung (Verwandtschaft, Vereine u. a.) nur allzueng verknüpft. Auch fehlen in den bisherigen Mannheimer Siedlungen meistens äußerlich kenntliche Stellen, die als Mittelpunkte für einen organischen Aufbau der Siedlungen dienen könnten (Rathaus, Schule, Brunnen usw.). Die gleichzeitige, nach dem Gesichtspunkte der größten Wirtschaftlichkeit unternommene Erstellung der Siedlung mußte diese bereits zwangsläufig von einem organisch gewachsenen Dorfe unterscheiden. Ob beispielsweise der nun nachträglich unternommene Bau einer schmucken evangelischen Kirche auf einer beherrschenden Anhöhe des Siedlungsgebietes im Norden der Stadt, das den größten Teil der Mannheimer Siedlungen umfaßt, in der Lage sein wird, wirklich einen Mittelpunkt für dieses Siedlungsgebiet zu bilden, wird erst die Zukunft lehren können.

Freilich steht wie im Bauerndorf auch in den Siedlungen nicht das Haus als Wohnung, sondern die Arbeit am Boden im Vordergrund. Um das Straßenbild, das durch die aus Ersparnisgründen erfolgte Verwendung von einigen wenigen einheitlichen Haustypen leicht eintönig hätte werden können, zu beleben, sind in den neueren Siedlungsabschnitten die Straßen an den Kreuzungen gegeneinander verschoben, manche Straßenzüge in Bogenform angelegt; auch stehen die Siedlungshäuser teils mit der Giebelseite, teils mit der Längsseite zur Straße.

Die anderthalbstöckigen Mannheimer Siedlungshäuser sind in Massivbauweisen erstellt. Die Kellermauern sind betoniert, die Geschoßmauern aus Backsteinen hergestellt. Die Kellerdecke besteht aus Eisenträgern, deren Fache ausbetoniert sind, die Erdgeschoßdecke dagegen ist eine Holzbalkendecke mit Fehlboden und Strohlehmübertragung. Die Dächer der Siedlungs-

Digitized by Google

Abb. 2. Siedlung Schönau, kurz nach der Fertigstellung 1936.

häuser sind mit Falzziegeln eingedeckt. Das Siedlungshaus umfaßt, je nach der Zahl der Bewohner, außer einer geräumigen Wohnküche 3—4 Zimmer. Diese Zimmer, von denen eines im Erdgeschoß, die anderen im Obergeschoß liegen, sind größtenteils als Schlafzimmer benützt, da es sich ja meist um kinderreiche Familien (teilweise Familien mit mehr als 10 Kindern!) handelt. Die Siedlungshäuser, die als Doppelhäuser für zwei Familien erbaut sind, zeigen im ganzen den bodenständigen einheimischen Aufbau der bisherigen Kleinbauern- und Arbeiterhäuser. Den Mittelpunkt bildet auch hier die Wohnküche. Nur selten ist bei den beschränkten Raumverhältnissen ein Zimmer als sogenannte „Gute Stube" eingerichtet. Durch eine im Siedlungsgebiet gelegene eigene Siedlerwerkstätte haben die Siedler auch die Möglichkeit sich unter fachkundiger Anleitung eigenhändig noch fehlende Möbelstücke (Betten, Tische, Stühle, Schränke), die sie sich sonst nicht kaufen könnten, in schmucker und gediegener Art herzustellen. An die Wohnküche schließt sich im Siedlungshaus eine Waschküche an, hinter der die Wirtschaftsräume und Stallungen für Kleintiere (Schweine, Ziegen, Hasen, Enten, Hühner) unmittelbar angebaut sind. Die Stall- und Wirtschaftsräume sind zwar deutlich als Anbau gegen die Wohnräume abgesetzt, der Siedler lebt aber in unmittelbarer Nähe seiner Tiere. Vor jedem Siedlerhaus liegt ein kleiner Vorgarten, in dem Blumen stehen; hinter dem Hause schließt sich das zur Siedlerstelle gehörige Gartengelände (bei Siedlungen mindestens 600 qm, bei Volkswohnungen 400 qm) an, auf dem der Siedler die für den Lebensunterhalt seiner Familie notwendigen Nahrungsmittel zieht. Weiterhin ist den Siedlern Gelegenheit geboten, im unmittelbaren Anschluß oder in nächster Nähe seiner Siedlerstelle noch weiteres Zupachtland zu erhalten.

Digitized by Google

Abb. 3. Haus der Siedlung Neueichwald mit Wirtschaftsraum.

In diesem Zusammenhange muß darauf hingewiesen werden, daß es sich bei den Siedlern meistenteils um Großstadtmenschen handelt, die wohl mit ehrlichem Willen und großer Arbeitsfreude an ihre neue Lebensaufgabe herangehen, denen es aber zumeist, auch wenn ihre Familie erst in der zweiten Generation in der Großstadt lebt, an der notwendigen Sachkenntnis in der Gartenbewirtschaftung und Kleintierhaltung fehlt. Hier mußte, um den Siedler vor Fehlschlägen und Enttäuschungen in seiner Arbeit an der Siedlerstelle zu schützen, helfend eingegriffen werden. So sorgen städtische Fachberater für Gartenbewirtschaftung und Kleintierhaltung gemeinsam mit den Garten- und Kleintierobleuten des Deutschen Siedlerbundes in den einzelnen Siedlungsabschnitten für die Unterweisung und Anleitung der Siedler in allen den Fragen, die eine restlose Ausnützung der Siedlerstellen zur Verbesserung der Lebenshaltung betreffen.

Der Erfolg hat diesen Bemühungen recht gegeben. Mancher Siedler, dem die neue, gesunde Wohnung in den Siedlungen zunächst am Herzen lag, hat gemerkt, daß im Siedlungswerk die Arbeit am Boden im Vordergrunde steht, und hat so durch seine Arbeit ein enges Verhältnis zu seiner Scholle gefunden. Ein bezeichnendes Beispiel hierfür scheint mir der Vorgang zu sein, daß einige Siedler in ihren Häusern, bei denen der Kellereingang infolge der älteren Bauweise im Hausinnern lag, selbst einen neuen Eingang vom Hof aus zum Keller schufen, um ihre Gartenerzeugnisse einzubringen. Neben Zweckmäßigkeitsgründen scheint hier doch unbewußt sich

Digitized by Google

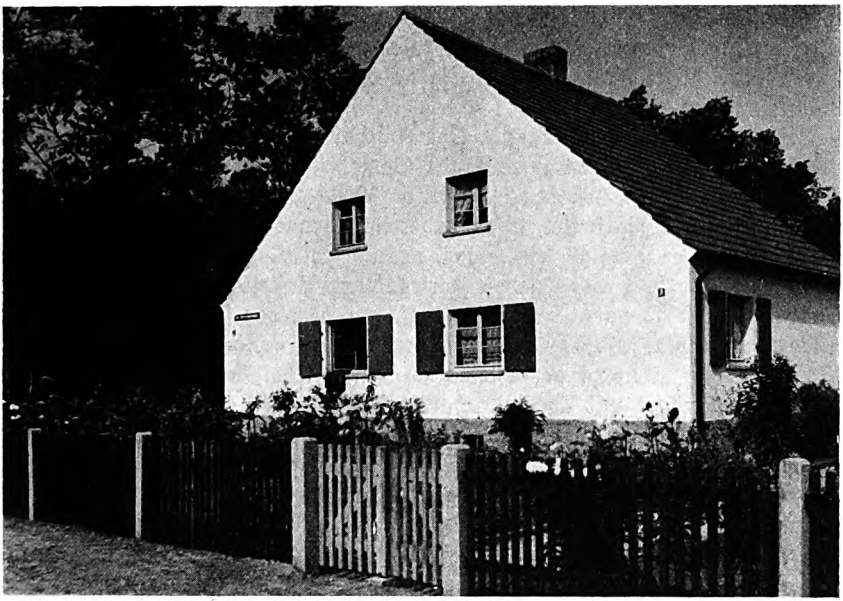


Abb. 4. Haus der Siedlung Neueichwald.

eine innere Umstellung vom Wohnungsgedanken zum Siedlungsgedanken vollzogen zu haben.

Wenn auch trotz dieser neuen Einstellung zur Scholle der letzte Schritt zum Bäuerlichen in den vorstädtischen Kleinsiedlungen nie getan werden wird und kann (und dies auch gar nicht in der Absicht der Siedlungsträger liegt), so hat sich doch in den meisten Siedlungen durch mancherlei Ursachen mit der Zeit ein Gemeinschaftsbewußtsein gebildet, das dem eines Dorfes in nichts nachsteht. Freilich war vielfach erst, oft unter sanftem Zwang von seiten des Siedlungsträgers, das aus den Stadtwohnungen mit übernommene gegenseitige Mißtrauen und die bewußte Abschließung gegeneinander zu überwinden. So sind beispielsweise in der Anfangszeit der Siedlungen öfters in dem Vorgarten vor dem zwei Familien dienenden Siedlungsdoppelhaus Stacheldrähte als Abgrenzung gegen den Nachbarn entstanden, die aber in der Zwischenzeit alle wieder verschwunden sind. Im allgemeinen ist heute das nachbarliche Verhältnis unter allen Siedlern als gut zu bezeichnen. Die Siedler der einzelnen Straßenzüge und Siedlungsabschnitte tauschen untereinander Erfahrungen in der Bewirtschaftung ihrer Siedlerstellen aus und helfen auch einander in vielen Arbeiten in kameradschaftlicher Weise. Hinzu kommt, daß für je 10—20 Siedlerstellen Garten- und Kleintierobleute des Deutschen Siedlerbundes eingesetzt sind, die mit Rat und Tat ihren Siedlerkameraden behilflich sind und so das Gemeinschaftsgefühl, das sich ja auch schon aus den allen Siedlern gemeinsamen Lebensbedingungen und Lebensaufgaben entwickelt, stärken helfen. Von

Digitized by Google

stolzem Bewußtsein gemeinsam geleisteter Arbeit zeugen auch verschiedene Straßennamen im Siedlungsgebiet wie „Zäher Wille, Große Ausdauer, Guter Fortschritt, Frohe Arbeit, Eigene Scholle", die die Siedler selbst gewählt haben.

Den wichtigsten Anlaß zur Gemeinschaftsbildung unter den Siedlern bildet aber die von allen zu leistende Gemeinschaftsarbeit beim Siedlungsbau. Jeder Siedler hat durchschnittlich 1000—2000 Stunden am Aufbau der Siedlung mitgearbeitet, ohne dabei im voraus zu wissen, welche dieser Siedlerstellen er einmal sein eigen nennen wird. Dieser Selbsthilfe und Gemeinschaftsarbeit liegt neben der dadurch erzielten Verringerung des Baupreises der Gedanke zugrunde, daß nur der, der selbst hat mitarbeiten müssen, und zwar nicht nur am eigenen Hause, sondern auch im gleichen Maße an den Häusern der Siedlungs- und Arbeitskameraden, den Sinn der Kameradschaft und Gemeinschaft erkennen und erfassen und sich tatkräftig für die Erhaltung seines Eigentums einsetzen wird. Wer über ein halbes Jahr mit anderen am Aufbau eines gemeinsamen Werkes, das ihnen allen zugute kommen wird, gearbeitet hat, wird den anderen auch in Zukunft ein guter Siedlerkamerad sein.

Als Mangel bei der Vertiefung dieses Gemeinschaftsbewußtseins unter den Siedlerfamilien macht sich in den meisten Siedlungsabschnitten noch das Fehlen eigener Schulen bemerkbar, so daß die Kinder der Siedler oft auf weiten Schulwegen in den benachbarten Vororten Mannheims zur Schule gehen müssen. Dagegen bildet seit kurzem die Zusammenfassung der größten Siedlungsgruppen im Norden der Stadt im Rahmen der neugeschaffenen Siedlungsortsgruppe Neueichwald der NSDAP. ein wertvolles Mittel, um das Gemeinschaftsbewußtsein der Siedler dieses Gebietes zu vertiefen. In der gleichen Richtung liegt auch die Erfassung aller Siedler in den einzelnen Siedlungsabschnitten durch den Deutschen Siedlerbund (D. S. B.), der die parteiamtliche Organisation der deutschen Kleinsiedler darstellt. Auch sonst ist das allmähliche Wachsen dieses Gemeinsamkeitsgefühls unverkennbar. So ist beispielsweise in den nördlichen Siedlungsabschnitten ein eigener Siedlergesangverein entstanden, und in den wenigen Wirtschaften im Siedlungsbezirk finden eigene Fastnachts- und andere Veranstaltungen der Siedler statt. Auch eigenes Brauchtum an den nationalen Feiertagen beginnt sich in den einzelnen Siedlungsabschnitten zu bilden.

All diese Aufzählungen können nur den Versuch darstellen, am Beispiel der Siedlungen der Großstadt Mannheim aufzuzeigen, wie im deutschen Siedlungswerk überall im Deutschen Reich eine neue Form in dem vielgestaltigen Erscheinungsbild des deutschen Volkstums heranwächst, an der die Volkskunde nicht achtlos vorübergehen darf. Zu einem abschließenden Urteil volkskundlicher Art über dieses gewaltige Werk unseres Dritten Reiches ist die Zeit noch nicht gekommen. Es gilt aber, diese Entwicklung mit zu verfolgen und mit zu erleben; denn hier ist deutsches Volk und deutsches Wesen an einer Aufbauarbeit, die in Jahrzehnten und Jahrhunderten das Gesicht des deutschen Raumes mitbestimmen wird.

Digitized by Google

Das Stampfdach, eine ursprünglich allgermanische Dachdeckungsart.

Von **Prof. Dr. Hermann Phleps**, Danzig.

In der Verwendung des Strohes und ähnlicher, zum Decken des Hauses benützter Werkstoffe unterscheiden wir das Stampf-, das Schauben- und das Streudach. In den nachfolgenden Zeilen sollen nur die beiden ersteren besprochen werden. Ihre Wesensart ist eng verbunden mit zwei verschiedenen Grundgefügen, das Stampfdach mit dem Sparrendachstuhl (Abb. 1), das Schaubendach mit dem Rofendachstuhl (Abb. 2). Beim Stampfdach, das heute noch bei Nordgermanen (Abb. 1, 3^1, 4^1, ^{2}, ^{3}, 5 und 6) und bei Nachfahren der Ostgermanen (Abb. 4^4, 7 und 8) in Übung ist, kommt die Herkunft vom Dachhaus handgreiflich zum Widerschein. Das Stroh oder Seegras wird hier aufgestampft (Abb. 5). Um ihren Halt zu sichern, beließ man den ursprünglich eng nebeneinandergereihten, aus Jungstämmlingen bestehenden Sparren kurze Aststümpfe.

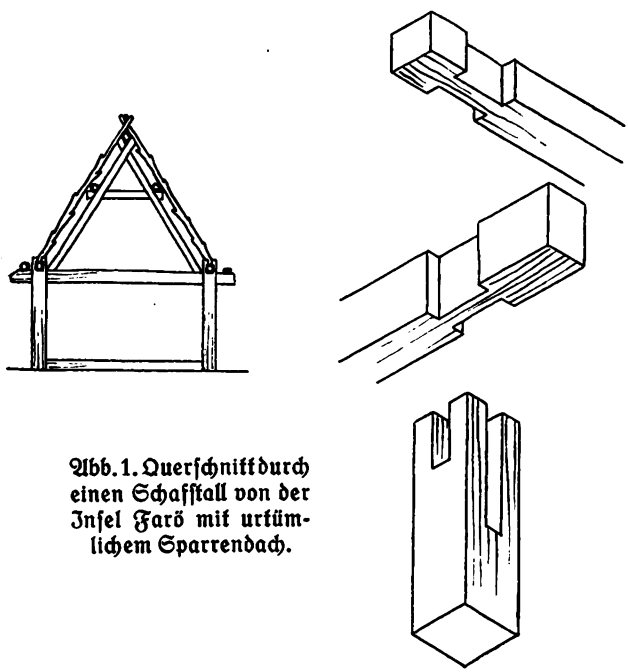


Abb. 1. Querschnitt durch einen Schafstall von der Insel Farö mit urtümlichem Sparrendach.

Digitized by Google

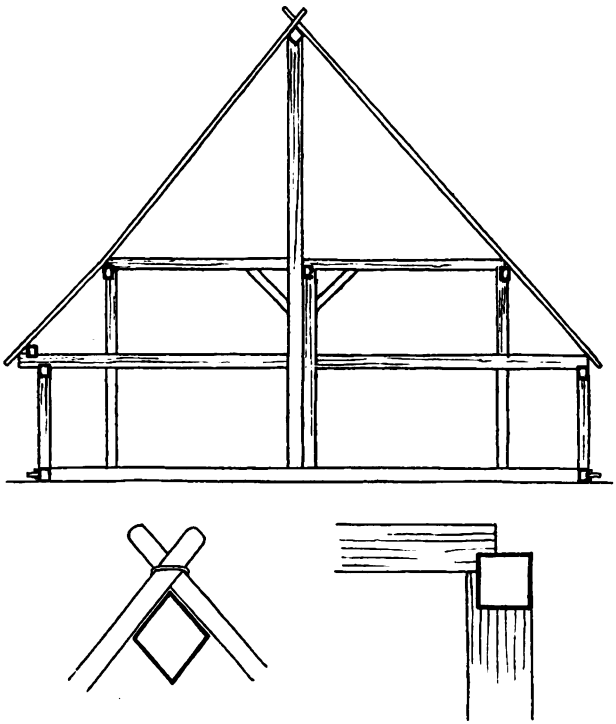


Abb. 2. Querſchnitt von einem Bauernhaus aus Kürnbach in Württemberg mit urtümlichem Roſendach.

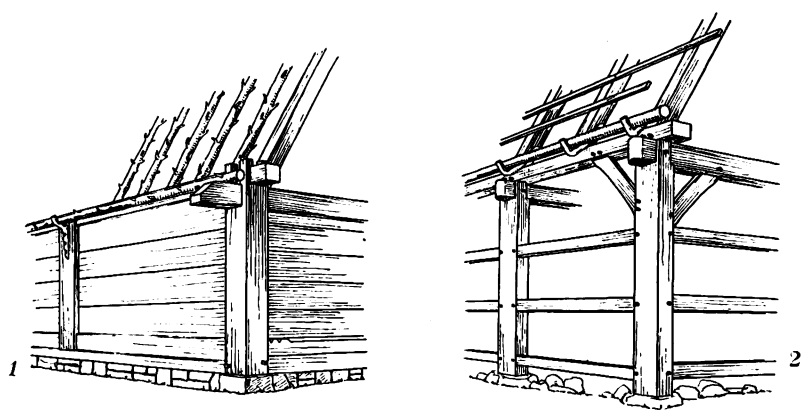


Abb. 3. Ausſchnitte vom Gefüge 1 eines Schafſtalles von der Inſel Farö und 2 eines Wagenſchuppens aus Hüven im Hümling. Beide zeigen am Fuße, wo die Ständer oder Stiele unmittelbar auf einer Steinunterlage aufruhen und an der Traufe, wo ein beſonderes Fußholz die Dachhaut tragen hilft, urtümliche Gefügearten.

Digitized by Google

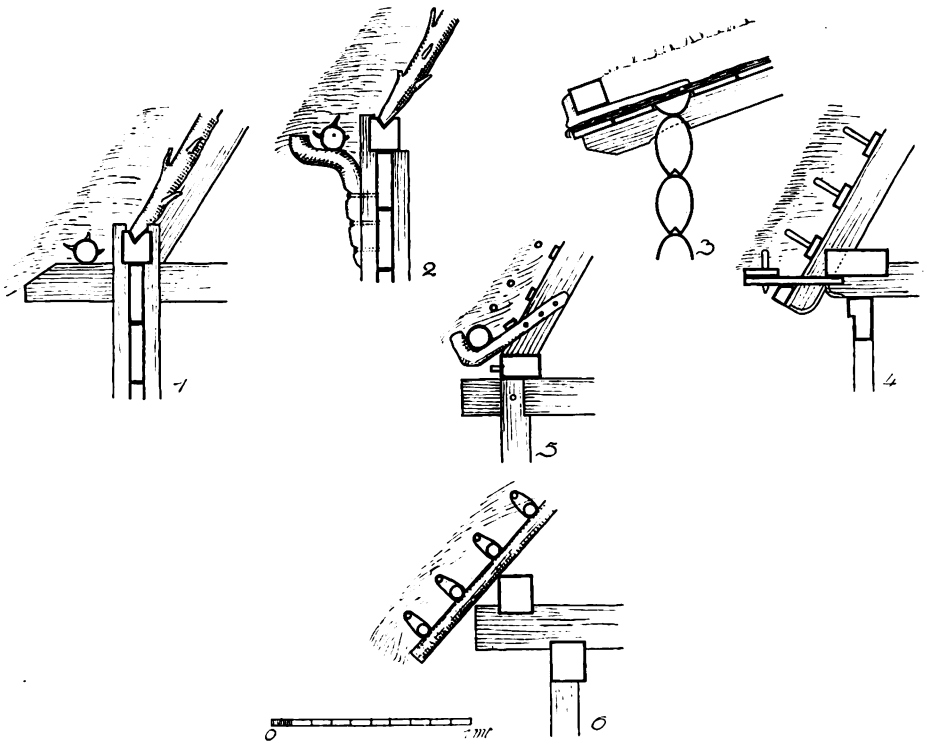


Abb. 4. Dachfüße 1 und 2 vom Schafstall aus Farö, 3 von einer Basstoga aus Rike in Setesdalen, 4 von einem Wohnhaus aus Mogos-Micleşti im Siebenbürgischen Erzgebirge, 5 von einem Wagenschuppen aus Hüven im Hümling, 6 von einem Bauernhaus aus Kürnbach in Württemberg.

Bei den Ostgermanen traten bei diesem Gefüge, in der im Laufe der Jahrhunderte eintretenden Umwandlung in ein gelattetes Sparrendach, an Stelle der Aststümpfe vortretende Holznägel. (Vgl. Phleps, „Ost- und westgermanische Baukultur", 1934, S. 18.) Die Art die Dachhaut zu stampfen ist bei einem Dachhaus das Gegebene, denn der Erdboden bietet hier von selbst das erste Auflager. Sobald man aber begonnen hatte, die Wand über Geländehöhe zu erheben, mußte eine besondere Unterlage geschaffen werden. Sie geschah durch Zuhilfenahme eines Fußholzes, das gleich den Sparren mit Aststümpfen in die aufgebrachte Dachhaut eingriff (Abb. 4 [1] und [2]). Die vorhin gekennzeichnete Umformung zur Nagelung ließ auch auf diese waagrechte Stütze (Abb. 4 [4] und 8) vortretende Nagelköpfe an Stelle der Aststümpfe treten. Am First wurde die etwa ½ Meter starke Dachhaut mit Holzpflöcken und zuletzt mit einem Firstbalken gesichert (Abb. 7).

Digitized by Google

Abb. 5. Aufstampfen der Seegrasdecke auf einem Schafstall von der Insel Farö bei Gotland, jetzt im Freilichtmuseum in Skansen.

Wenn wir vom Wesen des Einfühlens ausgehen, dann gehört das Sodendach ebenfalls hierher, denn auch bei ihm wird desgleichen die Eigenlast des als Decke benutzten Werkstoffes in Dienst gestellt. Wegen der Gefahr der Wasserdurchlässigkeit verlangt das Stampfdach eine auffallend steile Neigung (Abb. 4 [1], [2], [4]), und um das Herabgleiten des Sodens zu verhindern diese Dachhaut eine möglichst flache Dachschräge (Abb. 4 [3]).

Wenn die für die Nord- und Ostgermanen vorausgesetzten gemeinsamen Eigenschaften in der Art des Einfühlens in das Gefüge zutreffen, dann muß auch bei den Westgermanen Ähnliches lebendig gewesen sein. Einen Beleg hierfür gibt die aus der Zeit um 600 v. Chr. stammende Urne von Königsau bei Aschersleben (Abb. 9). Außer der auffallenden Steilheit ihres Daches, deuten auch der mit dem Fußholz zu vergleichende Fries an der Traufe und die einem Firstbalken auffallend ähnliche Einfassung am First auf diese Dachdeckungsart. Man stelle das aus ostgermanischer Baukultur hervorgegangene Feuerhaus aus Negresti (Abb. 7) und den Dachfuß eines Schuppens aus Mogos-Miclesti (Abb. 8), beide aus dem Siebenbürgischen Erzgebirge, zum Vergleich daneben.

Digitized by Google

Abb. 6. Dachraum des auf Abb. 5 wiedergegebenen Schafftalles von der Insel Farö.

Abb. 7.
Feuerhaus von einem der ostgermanischen Baukultur entwachsenen Gehöft aus Negresti im Siebenbürgischen Erzgebirge mit dem das Stampfdach beschwerenden Firstbalken.

Digitized by Google

Abb. 8. Dachfuß eines Stampfdaches von einem Schuppen aus Mogos-Micleşti im Siebenbürgischen Erzgebirge.

Wir besitzen aber noch weitere Belege. Im Hümling, dem unschätzbaren Verkünder noch heute lebendiger, ursprünglicher Bauarten der Westgermanen, hat sich ein Gefüge erhalten, das, trotzdem es heute mit einem Schaubendach verwoben ist, unfehlbare Spuren des vorangegangenen Stampfdaches zur Schau bringt (Abb. 3[2], 4[5], 10 und 11). Hierauf weist das auf vorkragenden Holzhaken aufliegende Fußholz. Es besitzt eine von Dachlatten sich auffallend unterscheidende Stärkenbemessung. Vom werkgerechten Gestalten aus betrachtet lag gar kein Grund für diese Querschnittvergrößerung vor, denn beim Rofendach (Abb. 2 und 4[6]), wo die einzelnen Schauben an die Latten angebunden werden, hat die an der Traufe liegende Latte nicht mehr, son-

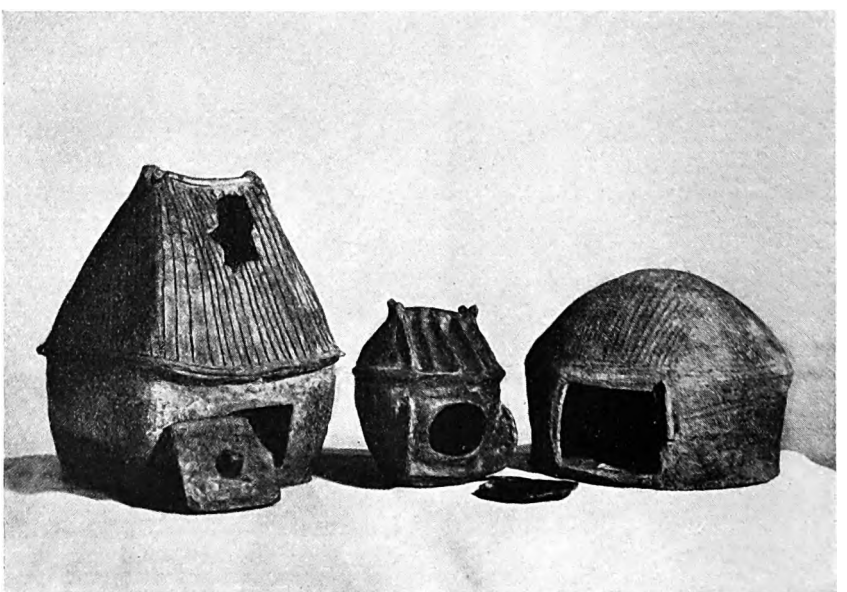


Abb. 9. Hausurne aus Königsau (um 600 v. Chr.) bei Aschersleben.

Digitized by Google

dern weniger zu tragen als die übrigen. Wollte man aber an dem Beispiel aus dem Hümling ein Stampfdach aufbringen, so würde das an der Traufe vorgelagerte Fußholz dieses ohne weiteres zulassen.

Die Germanen haben also im Stampfdach eine gemeinsam gepflegte Dachdeckungsart besessen und diese war mit dem Sparrendach untrennbar verbunden. Es braucht nach diesem nicht noch besonders verteidigt zu werden, daß das Sparrendach selbst ein urtümliches germanisches Gefüge darstellt.

Nun entsteht aber eine neue Frage; wem man das Schauben- und mit ihm das Rofendach zuerkennen darf? Doch hierüber ein andermal.

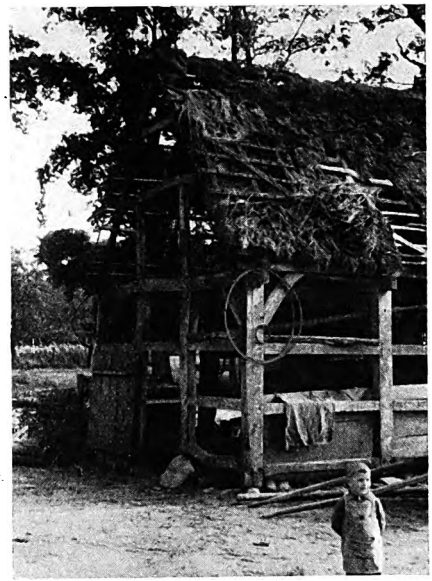


Abb. 10. Schuppen von einem Bauernhof aus Hüven im Hümling.

Abb. 11.
Dachfuß von dem auf Abb. 10 wiedergegebenen Schuppen aus Hüven im Hümling.

Digitized by Google

Die drei Frauen.

(Bemerkungen zu einem Buch.)

Von **Prof. Dr. Ernst Krieck**, Heidelberg.

Hans Christoph Schöll beginnt sein Buch „Die drei Ewigen. Eine Untersuchung über germanischen Bauernglauben" (Jena 1936), mit dem bekannten, über das ganze deutsche Sprachgebiet verbreiteten Kinderreim „Hotte, hotte, Rößle ..." Daran seien auch meine ergänzenden Darlegungen angeknüpft, und zwar im Hinblick darauf, daß Schöll seine drei Frauen von den Nornen abscheidet.

Schölls Arbeit führt ohne allen Zweifel ein ganz tüchtiges Stück voran. Es wird am Ende keiner in allen Einzelheiten mitgehen. Einiges, wie die Herleitung des Samstag von „s'Ambets-Tag", ist auch mir nach der sprachlichen Seite ganz unwahrscheinlich, wenn Schöll auch in der Sache selbst recht behalten mag, in der Sache nämlich, daß die drei Wochentage Samstag, Sonntag, Montag, den drei germanischen Frauen der Mutter Erde, der Sonne und des Mondes, den Frauen des Lebens, geweiht waren. Schöll hat seine Zentralthese vom germanischen Kult der Erdmutter und ihrer beiden Begleiterinnen so sehr von allen Seiten her gestützt, daß der Arbeit ein hoher Grad von Beweiskraft zukommt, wenn auch einige einzelne Beweisstücke daneben gehen mögen. Es muß dabei im Auge behalten werden, daß der Mythos ursprünglich überhaupt nur soweit in festen Gestalten erscheint, als ihm Dichter und Künstler solche Gestalt geben, wobei dann jeweils aus dem fließenden Sinnganzen eben nur eine Richtung, eine Seite auskristallisiert wird. Ursprünglicher Glauben und Kult haben zwar einen festen Sinngehalt, der auch der Forschung als Leitfaden dient. In der Äußerung aber ist alles wandelbar, nach vielen Seiten ausstrahlend, unendlich beziehungsreich und fließend, alles mit allem verkoppelnd, alles in alles verwandelnd — Sprache, Naturlauf, Erde, Gefüge und Schicksal der Gemeinschaft, Wandel der Geschichte — bis weit in die christlichen Überlagerungen hinein. Daher es auch nicht wunder nehmen darf, wenn die Volks- und Mythenforschung nicht abgesteckte und durchgeformte Gebilde, sondern wallende Nebel heraufzaubert, an der nur die menschliche, rassisch bedingte Grundhaltung, die Sinnrichtung zum Ewigen fest bleibt, während Vorstellungen, Anwendungen und Ausdruck in Sprache und Brauchhandlung unendlich variieren, dabei für unser Gesichtsfeld entlegenste Dinge miteinander verbinden.

Digitized by Google

Schöll hat den Mythos von den drei Urfrauen weithin erschlossen, hat dabei seinen Weg aber gerade nach einer der wichtigen Seiten hin künstlich abgeriegelt, weil der Schwerpunkt einst in der Forschung gerade dahin verlegt worden war. Nun schwingt, wie üblich, bei Schöll das Pendel radikal nach der andern Seite hin aus. Dazu einige nötige Worte.

Die Grundthese: „Der Germane ist seßhafter Bauer", ist für jede erkennbare Zeit vor dem Frankenreich ebenso einseitig, wie die andere These, daß der Germane Krieger und nur Krieger gewesen sei. Der Germane war Bauer, und wo nötig, war er zugleich Krieger. Das spiegelt sich notwendig im Mythos, in Weltbild, Glauben und Brauchtum. Es mag zugegeben werden, daß die Völkerwanderungszeit eine Krise brachte: die wandernden Stämme werden aus Bauerntum und Mutter Erde entwurzelt, womit auch erst im Mythos die kriegerische Seite zeitweilig die Oberhand gewinnt. Es unterliegt dabei aber gar keinem Zweifel, daß Walhall als Seelenort der Krieger — auch mit einem Teil seiner Götter und Frauen — als Gegenbild zum Seelenort des Bauern im Erdinnern aus diesem abstammt. Denn auch Bauer und Krieger stammen aus der gleichen Wurzel, machen erst zusammen den Stamm gemeinschaftlichen Lebens aus, wie sie zugleich in derselben Person des germanischen Mannes zusammengehören. Erst spät tritt die berufliche oder ständische Trennung beider Funktionen ein.

In meinem Markgräfler Heimatdorf[1], das in Sprache und Überlieferung verhältnismäßig viel Mythisches bewahrt hatte, lautet der mythische Kinderreim:

Rite, rite, Rosse,
z'Basel isch e Schlosse,
z'Chander isch e Guckehuus,
s'schliefe schöni Jumpfere (Engeli) druus.
Die eini schpinnt Siide,
die andri schnäpflet Chriide,
die dritti schpinnt er rote Rock
für unsre liebe Herrgott.

In einigen Varianten endet der Kinderreim in einem Wunsch: „Bewahr' uns vor..." Damit ist das bekannte Gesicht des alten Zauberbrauchs unverkennbar gegeben: lange mythische Darstellung, woher die Zauberkraft stammt, dann der bewirkende Spruch selbst — kurz und bündig. Dazu ist allenfalls noch die bewirkende Geste zur Vervollständigung des ganzen Brauches hinzuzudenken.

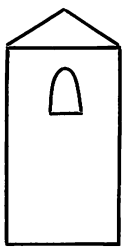
Für Schölls These, daß es sich hier um die Erdmutter handelt, spricht folgendes. Für das sehr stark auf die Stadt Basel bezogene Markgräflerland ist Basel bedeutsamer mythischer Ort: Aus dem „Milchbrunen" in Basel holt der Storch (der Erdmutter zugehörig!) oder die Hebamme die

[1] Als Tertianer habe ich für meinen Lehrer, Prof. Albert Haaß in Müllheim, Material beigesteuert zu seiner kleinen Schrift „Volkstümliches aus Vögisheim im badischen Markgräflerland". (Zur deutschen Volkskunde NO. 16, Bonn 1897.) Auf die mit dem Kinderreim vorliegende Frage habe ich schon 1924 in „Dichtung und Erziehung" hingewiesen.

Digitized by Google

kleinen Kinder. Was es mit dem Städtchen Kandern dabei für eine Bewandtnis hat, weiß ich nicht.

Nun ist mir in der Erinnerung eines merkwürdig und schwer erklärlich. Das „Guckehuus" ist bestimmt nicht, wie es sonst oft wiedergegeben ist, „Glockenhaus". Wer kennt sonst auch Wort und Vorstellung „Glockenhaus" — etwa für Kirchturm? Das Basler „Schloß" und das „Guckehuus" in Kandern gehören zusammen, wenn sie nicht eines und dasselbe sind. „Guckehuus" hat mich als Kind stark beschäftigt. Es drängt sich mir die Vorstellung eines viereckigen oder runden, alleinstehenden Turmes auf, der unten keine Türe, aber hoch oben hohe Fenster hat, daraus die „Jumpfere" „schliefe". Sie „fliegen" nicht. Was tun sie aber dann? Sie reiten, und zwar wahrscheinlich durch die Luft. Daher „Rite, rite, Rosse".



Schölls These ist gut. Warum aber das „Entweder — Oder", wo das „Sowohl — als auch" gilt? Es hilft nichts: die Erdmutter ist Schicksalsträgerin — auch für den Krieger, die Erde ist Schicksalsort. Darum geht der Wandel von der bäuerlichen Erdmutter zur Norne und zur kriegerischen Walküre. Wie der Weg Wotans von Erde und wildem Heer nach Walhall.

Als ich zum erstenmal das Walkürenlied der Edda las, da stand mir unser Kinderlied wieder leibhaft vor Augen: dasselbe Bild, nur in die hohe Kunstform erhoben. „Am Tage der Brjansschlacht sah ein Mann in Nordschottland zwölf Gestalten auf eine Webekammer (im Weberlied wird Schloß und Guckehuus zur Webekammer) zureiten und drin verschwinden. Er schaute durch das Guckloch hinein und sah zwölf Weiber an einem Webstuhl grausiger Art." Sie tun dasselbe wie die drei Frauen sonst: sie spinnen, flechten, weben — Schicksal, Zauber, Schlachtzauber in diesem Fall. „Schlagt mit Schwertern/Schlachtgewebe." Daß sie durch die Luft reiten, bezeugt der letzte Vers: „Schwingt euch von hinnen."

Das vollkommene Zwischenstück und Bindeglied liegt vor im ersten Merseburger Zauberspruch. Sind es nicht drei Frauen, dann drei Gruppen von Frauen (dreimal vier Walküren in der Edda), die verschiedene Funktionen üben: Hafte heften, Heere schläfern, umklauben die klammernden Schnüre.

Nur: hier reiten sie nicht, sitzen bloß am Werk. Aber um Krieg und Schicksal geht es auch hier. Und vor allem: der Merseburger Spruch entspricht im Aufbau völlig dem Kinderreim: Die mythische Erzählung entfesselt und zwingt die bewirkende Kraft, der Zauberbefehl „Entspring Haftbanden, entfahr Feinden" setzt sie im Ziel durch.

Die Schicksalsfrauen, die Frauen des Schlachtfeldes und der Walhall sind von Nacht, Hel, Mutter Erde, Grab, Seelenort und schicksalhafter Zeit mit Wiedergeburt, Aufstieg des Lichtes und des Lebens gar nicht zu trennen.

Digitized by Google

Heimatgebundenheit und Heimatbewußtsein im oberrheinischen Volks- und Kinderreim.

Von Dr. Siegfried Hardung, Heidelberg.

O Heimat, wir sind alle dein,
so weit und fremd wir gehen,
Du hast uns schon im Kinderschlaf
ins Blut hineingesehen. H. H. Ehrler.

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Volksdichtung erwuchs aus der Erkenntnis, daß diese an sich anspruchslose Kleindichtung als ureigenes, geistig-volkhaftes Erzeugnis ein Nachbild deutschen Lebens, Glaubens, Kultes und Rechtes, deutscher Sitte und deutschen Brauchtums sein müsse. Und in der Tat, sie ist nicht nur Nachbild, sie überliefert uns nicht nur manche vergangene Formen, Züge und Inhalte unseres Volkslebens, sondern sie ist auch Spiegelbild der lebendigen Umwelt. Im Volksreim klingt all das an, was Herz und Gemüt des bodenständigen Menschen bewegt, in ihm zeichnen sich auch, wie diese Untersuchung näher beleuchten und erweisen soll, der Kreis der engeren Heimat sowie der Kultur- und Lebensraum des heimatlichen Gebietes ab.

Daß Mensch und Heimatboden zusammengehören, ist dem bodenverwurzelten Menschen genau so selbstverständlich wie die Tatsache, daß der einzelne und der Gemeinschaftskreis, dem er angehört, untrennbar verbunden sind. Ist sich auch der einzelne Mensch im engen Kreise seiner Persönlichkeit und seiner eigenen Art durchaus bewußt, einer anderen Ortschaft oder gar einer anderen Landschaft gegenüber fühlt er sich stets als eingeordnetes Glied seiner engeren Gemeinschaft. Diese ist ihm der Maßstab, an dem er alles nicht vertraute Andersartige mißt.

Aus dieser Gebundenheit an die engere Gemeinschaft entsteht daher sowohl der bewußte Stolz auf den Heimatort und das Heimatgebiet, als auch die Neigung zum Spott über die Nachbarorte und benachbarte Landschaften, wie er uns z. B. in den Orts-, Landschafts- und Stammesneckereien entgegentritt[1].

Dem nordbadischen Liede „Drunten im Unterland" stellt der südbadische Alamanne sein „Droben im Oberland" gegenüber, denn

[1] Vgl. E. Fehrle, Badische Volkskunde I, 1924, S. 74 ff.

Digitized by Google

Im Underland isch niemer meh,
do cha me chaini Maidli seh;
im Oberland isch Vogelsang,
do wird aim nieme d'Zytt ze lang[2].

Innerhalb des heimatlichen Gebietes ist es immer wieder die kulturell und wirtschaftlich beherrschende Stadt, die im Spruch- und Liedgut wiederkehrt, so wie sie auch im All- und Festtag auf die ganze Umgegend ihre Anziehungskraft ausübt.

Spottend und doch bewundernd frägt der Breisgauer:

Waischt du au, wo Frybrg ligt,
Frybrg ligt im Tale,
wo es schöni Maidli gitt,
aber au brutale[3].

Das gleiche stellt der Mittelbadener von Baden-Baden[4] und der Schwabe von Stuttgart[5] fest.

Basel, die Stadt, die wie Straßburg in gleicher Weise Dasein und Bewußtsein der Bewohner rechts und links des Rheines erfüllt, kehrt in den mannigfachsten Reimen wieder:

Z'Basel uffm Blumeplatz
in der enge Gasse;

oder: z'Basel in der Sunne

findet die Hochzeit von Bettelleuten und Tieren statt, so hört man im schweizerischen Baselland[6], im Breisgau[7] und im Oberelsaß[8]. Für den Berner findet dieses Fest im aargauischen Baden[9], für Einsiedeln in Küßnacht statt[10].

Das „Vögeli", von dem es im Kinderreim heißt:

's sitzt uff em Lädeli,
spinnt e lang, langs Fädeli

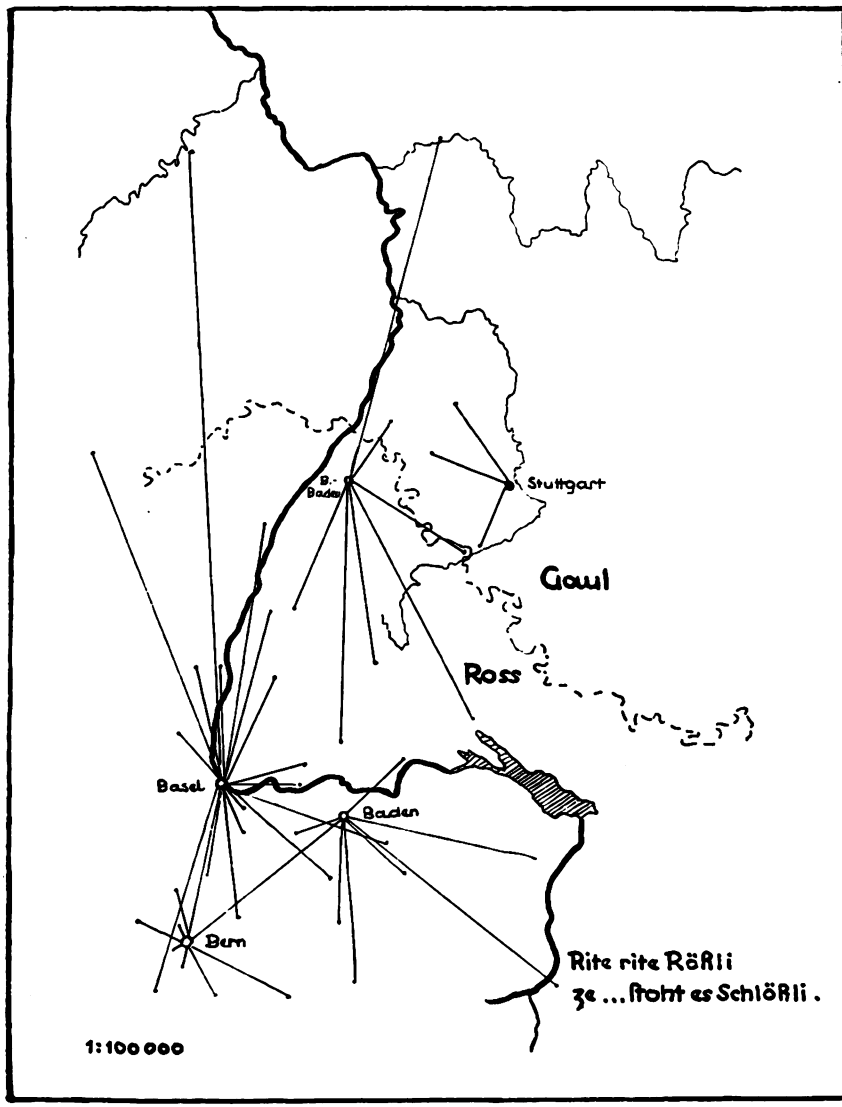
spinnt diesen Faden nicht nur im Baselland

bis go Basel abe[11],

sondern ebenfalls auch im Breisgau[12] und am Hochrhein[13]. In Öflingen bei Säckingen dagegen reicht dieser Faden

[2] J. Ph. Glock, Breisgauer Volksspiegel, 1909, S. 126 (98).
[3] Ebenda, S. 152 (132).
[4] G. Schläger, Badisches Kinderleben in Spiel und Reim, 1921, S. 42 (219).
[5] P. Walther, Schwäbische Volkskunde, 1929, S. 108.
[6] G. Züricher, Kinderlieder der deutschen Schweiz, 1926, S. 134 (2079 f.).
[7] J. Ph. Glock, s. o., S. 131 (4) f.
[8] J. M. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen, o. J., Bd. II, S. 513.
[9] G. Züricher, s. o., S. 134 (2081).
[10] Ebenda, S. 135 (2090).
[11] Ebenda, S. 40 (667).
[12] J. Ph. Glock, s. o., S. 114 (27).
[13] G. Schläger, s. o., S. 27 (128).

Digitized by Google



Digitized by Google

... bis uf Züri,
von Züri bis uf Haueſtei[14]

genau wie im ſchweizeriſchen Aargau[15], ein Nachbild der alten Beziehungen zwiſchen den Waldſtädten und dem Aargau.

Dem kleinen Kind, das nicht einſchlafen will, ſang man um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in der Straßburger Gegend vor:

Es iſch emol e Babbe gſin
un e Mamme
un e kleiner Bue,
die ſin mitnander noch Sankt Joggeles zue[16],

worin die bis zum Dreißigjährigen Kriege weitverbreitete Wallfahrt nach San Jago de Compoſtella nachklingt[17]. Dieſer Vers iſt auch heute noch im Unterelſaß, in Lothringen und in Nordbaden bekannt. Das Ziel der Wallfahrt iſt aber nicht mehr ein fremdes, — heimiſch vertraute Orte ſind dafür eingetreten. Im Unterelſaß heißt es:

Die welle noch Sankt Lotte zue[18].

Im lothringiſchen Saargemünd tritt dafür das ſaarländiſche Sankt Wendel[19] ein, und in Rohrbach bei Heidelberg heißt das Wallfahrtsziel Sankt Niggeles, was höchſtwahrſcheinlich mit dem Nikolausbilde im Heidelberger Walde gleichzuſetzen iſt.

Wir ſehen alſo, daß die Formel wandert bzw. übernommen, dabei aber bewußt auf den heimatlichen Kreis bezogen wird.

Ein anderer Kinderreim iſt das bekannte Schaukelliedchen:

Rite Rite Rößli,
z'Baſel ſtoht es Schlößli,
z'Baſel ſtoht es Herrehus,
es luege drei Mareie drus,
ais windet Siide
's ander ſchnätzlet Chriide,
di dritt ſchniidet Haberſtrauh.

Das Alter dieſes Reimes, der ſich vielleicht mit dem von J. Fiſchart im Spielverzeichnis ſeiner Geſchichtsklitterung erwähnten „Pferdlin wohl bereit" deckt[20], muß ein ſehr hohes ſein. Dafür ſpricht vor allem die mythiſche Vorſtellungswelt, in der dieſer zauberſpruchartige Reim verwurzelt iſt.

Wie die zugehörige Karte erweiſt, die die Orte, an welche das im Reim erwähnte Schloß verlegt wird, veranſchaulichen ſoll, iſt das heutige

[14] G. Schläger, ſ. o., S. 27 (127).
[15] G. Züricher, ſ. o., S. 67 (1045); F. M. Böhme, Deutſches Kinderlied und Kinderſpiel, 1897, S. 202.
[16] Elſaßland / Lothringer Heimat 8 (1928), S. 235.
[17] Ebenda.
[18] Wallfahrtsort St. Ludan bei Hippsheim (U.-Elſ.).
[19] Elſaßland, ſ. o.
[20] J. Fiſchart, Geſchichtsklitterung c. 25; ſiehe oben (Krieck), S. 136 ff.

Digitized by Google

Verbreitungsgebiet das ganze Gebiet am Oberrhein vom deutschsprachigen Teil der Schweiz bis zum Hunsrück.

Sein ursprüngliches Verbreitungsgebiet und damit sein Entstehungsgebiet muß kleiner gewesen sein; es ist im alamannischen Teile des Oberrheins zu suchen. Das geht vor allem aus der sprachlichen Seite hervor. Heißt es doch in allen vorkommenden Formeln: Roß oder Rößle, auch in den Gebieten, wo es mundartlich statt Roß „Gaul" heißt. Wenn auch die Gründe der Ausbreitung über dieses natürliche Verbreitungsgebiet hinaus nicht völlig zu erhellen sind, so dürfte doch wohl sicher sein, daß die starke oberdeutsche, besonders schweizerische Einwanderung, die nach dem Dreißigjährigen Kriege in der Pfalz, in Nordbaden und in Hessen erfolgte, hieran ihren besonderen Anteil hat[21].

Die Reimformel ist ziemlich gleichbleibend: Rößle—Schlößle—Haus, aus dem Jungfrauen herausschauen, die zugleich irgendwie beschäftigt sind, — dies bildet das Gerippe der Formel.

Die Reimtypen sind weit verschiedener, je nachdem die erwähnten Formelteile näher bestimmt werden. Das Haus wird z. B. im Baselland, Breisgau, in Mittelbaden, der Straßburger Gegend sowie an der Saar als Herrenhaus gekennzeichnet, als Glockenhaus in der Schweiz und auf dem linksrheinischen deutschen Volksboden, d. h. im Elsaß, in Lothringen und an der Mosel, als goldigs Haus ebenfalls wieder in der Schweiz sowie in Baden. Nunnehuus, Tubehuus und Sommerhuus kennt nur die Schweiz und der Hochrhein. In der Pfalz und im Hunsrück wurde daraus ein Kuckuckshaus, in der Berliner Gegend, wohin dieser oberrheinische Reim, mehr oder weniger entstellt, ebenfalls verpflanzt wurde, ist dieses Haus zu einem Puppen-, Hinter- oder Hühner- sowie zu einem Schilderhaus geworden[22].

Jungfrauen schauen in der Schweiz, in Baden, im Elsaß, in der Saar und im Moselgebiet aus dem Hause. In der Schweiz und in Südbaden werden sie meist „Mareie" genannt, im Breisgau auch „Maidli" oder „Madonne", aus denen vereinzelt in Mittelbaden, in der Pfalz und an der Saar „Madame" und im Hunsrück „Mamsellche" werden. Weitere Typenunterschiede sind schließlich in der Zahl (meist 3, jedoch können sie bis zu 10 vorkommen) und durch die Art der Beschäftigung der Jungfrauen begründet. In der Schweiz und in Südbaden hört man gewöhnlich:

ais windet Siide
's ander schnätzelt Chriide,
die dritte schniidet Haberstrauh,

daneben heißt es von der dritten:

... geht ins Glockehuus
und läßt die liebe Sonne ruus

oder:

... läßt die Glöckle klinge.

[21] Vgl. O. Bertram: Oberd. Z. f. Volksk. 8 (1934), S. 138 ff.
[22] F. M. Böhme, s. o., S. 392.

Digitized by Google

In Mittel- und Nordbaden, an der Saar, vereinzelt auch in der Schweiz haben sie folgende Beschäftigung:

die aint spinnt Seide,
die anner spinnt Weide,
die dritt spinnt en rote Rock
for unsern liebe Herrgott[23].

Wie wir sehen, sind also zu einem gewissen Teile auch schon die einzelnen Reimtypen landschaftlich voneinander abgegrenzt. Aber nicht diese Abgrenzung soll uns hier beschäftigen, sondern die bewußte, die dieser Kinderreim durch die Einbeziehung in den heimatlichen Kreis erfährt.

Diese Einbeziehung erfolgt in den überwiegenden Fällen durch die örtliche Festlegung des „Schlößles" oder des „Hauses", die teils an dieselben, teils an verschiedene Orte verlegt werden. Von rund 30 untersuchten Basel-Varianten nehmen nur ein Drittel Basel zugleich als Örtlichkeit von Schloß und Haus an. Ein weiteres Drittel verlegt das Haus in verschiedene schweizerische Orte oder gar, und zwar gilt dies vor allem für die Belege aus dem Elsaß, Lothringen und der Mosel, nach Rom. Ein Fünftel etwa setzt dafür badische Orte (Freiburg, Kandern, Mahlberg, Rheinfelden, Säckingen und Tunsel) ein.

Bei den fünf untersuchten Bern-Varianten deckt sich bei keiner die Örtlichkeit von Schloß und Haus. Bei den schweizerischen Baden-Varianten ist dagegen eine Zweidrittelbedeckung, bei denen, die sich auf das deutsche Baden beziehen, eine fast völlige und bei den untersuchten Stuttgart-Varianten eine vollkommene vorhanden.

Aufschlußreich ist dabei, daß das hochalamannische Gebiet diesem Reim am wenigsten starr gegenübersteht und Varianten mit den verschiedensten Sonderorten kennt, die alle wieder einen gewissen Verbreitungskreis aufweisen können. Tritt anderswo diese Erscheinung auf, dann bleibt sie gewöhnlich auf ihre Einmaligkeit beschränkt. So belegt z. B. Marriage aus Handschuhsheim bei Heidelberg die Variante

zu Mannem steht e Schlössel[24]

aus Oberöwisheim bei Bruchsal belegt Schläger

z'Speier steht e Schloß[25]

und in Lichtenau (Amt Kehl) verlegt man dieses Schloß außer nach Baden auch nach Bische (Rheinbischofsheim)[26].

Die Karte zeigt uns ferner, daß Basel derjenige Ort ist, der die meisten Varianten auf sich vereint, vor allem deshalb, weil diese königliche Krämerstadt nicht nur im Volksreim und damit im Volksbewußtsein innerhalb ihres lebendigen, wirtschaftlichen und kulturellen Umkreises lebt, sondern auch, — als erstarrtes Bild früherer geschichtlicher Verhältnisse und Beziehungen — im Volksreim des ganzen Elsasses, Lothringens und der Mosel.

[23] Mündlich: Durlach.
[24] W. E. Marriage, Volkslieder aus der Bad. Pfalz, 1902, S. 27.
[25] G. Schläger, s. o., S. 28 (130).
[26] Mündlich.

Digitized by Google

In der deutschen Schweiz überschneiden sich teilweise mit den Basel-Varianten diejenigen Berns und des aargauischen Badens. Wie weit ursprünglich auch die letzteren über dem Rhein Geltung hatten, läßt sich nicht mehr feststellen. Heute jedenfalls schwebt bei den deutschen Baden-Varianten Baden-Baden, höchstenfalls noch und zwar vor allem bei den außerbadischen deutschen Belegen das Land Baden, vor. Sehr aufschlußreich sind auch die Stuttgart-Varianten, da von den drei erfaßten zwei außerhalb Württembergs, im Kraichgau und in der Pforzheimer Gegend liegen. Das sind die Gegenden, die bezeichnenderweise dachtraufschwäbisch genannt werden, da sie in Sprache und Gebaren schwäbischen Einschlag aufweisen.

Zusammenfassend darf gesagt werden, daß die Volks- und Kinderreime weit mehr als bisher angenommen wurde, den Kräften, die der heimatliche Boden ausströmt, unterworfen sind und durch sie umgeformt werden. Diese Umformung beweist, daß das Spruch- und Liedgut nicht etwa einfach übernommen, sondern organisch einbezogen und eingeordnet wird. Darüber hinaus ist diese Tatsache ein Beweis, wie stark der einzelne im Heimatboden verwurzelt ist und wie sehr diese Bindung mehr oder weniger bewußt Kopf und Herz erfüllt, so daß diese volkhaften und bodenverwurzelten Kräfte sogar, wie die untersuchten Basel-Varianten erweisen, politische Grenzen überbrücken können.

Alfred Karasek teilt mir aus Dornfeld, südlich Lemberg, folgende Kinderverse mit:

Trill, trill, trestche
In Mannheim steht e Schlößche,
Gucken drei Pöpcher raus:
Die en spinnt Weide,
Die zweet spinnt Seide,
Die dritt' spinnt e rote Rock
For de alte Zottelbock.

Diese Verse zeigen nach Hardungs Ausführungen, S. 144, deutlich den Einschlag pfälzischen Blutes in diesem auslandsdeutschen Gebiet. Fehrle.

Digitized by Google

Hemsbacher Pfingstritt im 16. Jahrhundert.

Von **Dr. Engelbert Strobel**, Heidelberg.

Voraussetzung für das Verständnis eines Brauchtums ist die Kenntnis seiner Geschichte. Für die Volkskunde stößt aber diese Forderung auf erhebliche Schwierigkeiten, da einerseits die vorhandenen Quellen oft sehr unzulänglich sind, andererseits die Durchforschung der Archivalien eines Gebietes im allgemeinen bei der Unregelmäßigkeit des Auftretens der Brauchtumsbelege den gewünschten Erfolg in Zweifel zieht. Nicht selten mag auch der Fall eintreten, daß ein Historiker, der sein Quellenstudium vielleicht politischen und wirtschaftsgeschichtlichen Erscheinungen gewidmet hat, in Verkennung der volkskundlichen Bedeutung, der ihm begegnenden Schilderung eines Volksbrauchs keine weitere Beachtung schenkt. Dies werden auch die Gründe sein, die Hans Moser[1] zu der Feststellung veranlaßt haben, daß im überwiegenden Durchschnitt der volkskundlichen Darstellungen, etwa des Brauchtums einzelner Landschaften, die historischen Belege (vor der Mitte des 18. Jahrhunderts) gegenüber der vollständigen Inventarisierung der Gegenwartserscheinungen höchst spärlich auftreten.

Trotzdem gibt es bestimmte Arten von schriftlichen Überlieferungen, die auch für die Brauchtumsforschung wichtige Erkenntnisse in Aussicht stellen. Es sind dies die bäuerlichen Rechtsquellen und unter diesen wieder vor allem die Weistümer[2]. Ihrem Wesen als Rechtssatzungen entsprechend erscheinen uns hier allerdings mehr die Schattenseiten der Volksbräuche, insofern die Weistümer nämlich durch Verbote oder mindestens Einschränkungen auftretende Mißstände zu beseitigen suchen.

Im Hinblick auf die geschichtliche, rechtsgeschichtliche und volkskundliche Bedeutung einer Weistumssammlung war es deshalb dankbar zu begrüßen, daß auf Anregung von Prof. Willy Andreas und mit Unterstützung der

[1] Hans Moser, Archivalische Belege zur Geschichte altbayerischer Festbräuche im 16. Jahrhundert. (Staat und Volkstum. Neue Studien zur bairischen und deutschen Geschichte und Volkskunde. Festgabe für Karl Alexander von Müller.) 1933, 167 ff.

[2] Zur Stellung der Weistümer innerhalb der rechtsgeschichtlichen Volkskunde, vgl. E. von Künßberg, Volkskunde und Recht (Das deutsche Volk, sein Wesen, seine Stände, Bd. 3. A. Spamer, Die deutsche Volkskunde, 1936, 553). v. Künßberg, Rechtsgeschichte und Volkskunde: Jahrbuch für historische Volkskunde, hrg. von W. Fraenger, I, 1925, 77.

Digitized by Google

Deutschen Forschungsgemeinschaft Berlin sich im Rahmen des Historischen Seminars der Universität Heidelberg eine Arbeitsgemeinschaft von Jungakademikern bildete, die den Stoff zu einem 2. Band badischer Weistümer zusammentrug. Während der 1. Band, im Jahre 1917 von Carl Brinkmann im Auftrage der Badischen Historischen Kommission herausgegeben, die ehemaligen kurpfälzischen Zenten Meckesheim und Reichartshausen umfaßt, wurde von der genannten Arbeitsgemeinschaft, die die Bezeichnung Wissenschaftslager für nordbadische Weistumsforschung führte, das Gebiet der Zenten Kirchheim und Schriesheim bearbeitet[3]. Der von mir hier mitgeteilte Beleg eines Pfingstbrauchs aus Hemsbach fand sich unter den aus Anlaß dieser Weistumssammlung durchgesehenen Aktenbeständen[4]. Die Veröffentlichung konnte schon jetzt — ohne Gefahr einer späteren Drucklegung vorzugreifen — erfolgen, da der Streit um dieses Brauchtum nicht unmittelbar zum Inhalt einer Weisung wurde.

Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts waren die Orte Hemsbach, Sulzbach und Laudenbach zu einem ständigen Zankapfel zwischen Worms und Kurpfalz geworden. In jener Zeit hatten die Herren von Mosbach (Pfälzer Seitenlinie) die erwähnten Dörfer an den Bischof von Worms veräußert; lediglich die Zolleinnahmen und das Recht der ewigen Wiedereinlösung hatten sich die Verkäufer vorbehalten. Die Kurpfalz als Erbnachfolgerin erklärte sich mit diesem Vertragsmodus nicht einverstanden, jedenfalls beanspruchte sie weiterhin die Hochgerichtsbarkeit und die landesfürstliche Oberhoheit. Man ließ nun auf beiden Seiten keine Gelegenheit vorübergehen, um seinen Rechtsstandpunkt zu vertreten und nach damaliger Sitte in einem „Papierkrieg" seine Meinungsverschiedenheiten auszutragen. Als nach der Reformation die kalvinistische Glaubenslehre in der Pfalz eingeführt wurde, dehnten sich die Auseinandersetzungen auch auf religiöse Fragen aus, da die katholischen Bevölkerungsteile der drei Ortschaften in kirchlichen Angelegenheiten nicht wie man etwa annehmen sollte dem Bischof von Worms, sondern dem Erzbischof von Mainz unterstanden[5].

Zu einem solchen Streitfall hatte sich unter Kurfürst Johann Kasimir (1583—1592) die Sitte des pfingstlichen Umritts der Pferdejungen entwickelt. Der reformierte Pfarrer der Gemeinde Hemsbach beschwerte sich bei der kurpfälzischen Regierung, daß das „heilige pfingstfest durch anstellung mancherlei faßnachtsspiels schandlich mißpraucht" werde. Diese machte kurzen Prozeß und ließ durch ihre Beamten die beteiligten Weidbuben in Strafarrest sperren. Der Bischof von Worms erhob, da man seinen Einwendungen von seiten der Pfalz kein Gehör schenkte, Klage beim Reichskammergericht und erreichte in der Tat, daß ein „keiserliches poenalmandat" die Herausgabe der Häftlinge forderte. Kurfürst Johann Kasimir

[3] Einen Bericht über die Tätigkeit dieses Wissenschaftslagers lieferte Karl Kollnig in seinem Aufsatz: „Weistumsforschung am Oberrhein." (Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins, Bd. 50, Heft I, 207 ff.).

[4] Badisches Generallandesarchiv Karlsruhe. Spezialakten Hemsbach, Konvolut 34. Waidgang (1581—1614).

[5] Hermann Lauer, Hemsbach, Sulzbach, Laudenbach. Eine Geschichte ihres kirchlichen Lebens. 1924.

Digitized by Google

beauftragte daraufhin den Faut zu Heidelberg, Johann Herrn zu Eltz, die ganze Angelegenheit zu untersuchen und zusammen mit einem Anwalt die pfälzischen Belange zu vertreten. In dem Antwortschreiben an das Reichskammergericht bzw. an den die Verhandlung führenden Reichsfürsten wird nun der umstrittene Pfingstbrauch wie folgt geschildert:

„Was nun das berümpt vermeint königreich und spiel der weidbuben, dessen sich der herr bischof mit so großem eifer annimpt, belangt, welches in den narratis initissimo vocabulo nur ein freudenspiel und der jungen gesellen hendel genannt wird, so will anwalt verhoffen, wan euer f(ürstlichen) g(naden) berichtet werden sollen, wie es mit demselben beschaffen, dieselbe sich nit verwundern werden, daß anwalts gnedigster herr principal als ein christlicher landsfürst und der neben vortpflanzung der wahren religion auch den wohlstand seiner landen und gute unergerliche disciplin zu procuriren und anzurichten begert, ein solche leichtfertigkeit und schandwerk in dero landen, craft habender der orts hohen obrigkeit, gleich andern mehr alten mißbreuchen und unordnungen, so albereit durch churf. Pfaltz publicirte policeiordnung und allerlei ergangene special-bevelch der gebur abgeschafft worden, genglichen nit zu gedülden gemeint. In massen dan dergleichen bei eures f. gn. vaters lebzeiten auch eine gute zeit hernacher nit gestattet worden dan solches kurtzlich zu de...[6], so will der herr gegenteil, daß sich an dem heiligen pfingstag[7] alle weidbuben der dreien flecken[8] zusammen samblen, sich vor und under der predig anfenglich vol und toll trinken, sackpfeifen und andere spiel üben und in summa uff solchen tag ihnen ein solche licenz zugelassen werden, wie bei den heiden an den saturnalibus den leibeigenen gestattet wirdt, alles was sie gelustet onverhindert ihrer herren anzufangen und zu treiben, hernach nach der predig under ihnen durch 6 sonderlich darzu deputirte electores einen könig wöhlen, den zur schwem oder pferdsweiden führen, von dem gaul ins wasser hinabwerfen und taufen durch zween, welche sie paten des königs nennen, alles zu spott des heiligen sacraments der tauf, welches billich bei christen nit soll gehört werden, fürters mit fliegenden fahnen daran bischofs von Wormbs und churf. Pfaltz wapen gemalet zu Hembspach mit etlich pferden einreiten, einsteils den könig zu fuß begleiten als seine trabanten und alsdan ein fressen, sausen, schlemmen und demmen, auch danzen und springen anfangen nit anders wie bei den heiden in den bachanalibus und lupercalibus die schandlose tolle luperei zu tun pflegen, under welchem gottlosen tollen wesen und hausiren[9] neben dem, daß zuvorderst der heiligen tauf gespottet und die heilige zeit des pfingstfestes, die zu dem gottesdienst mit aller andacht solte angewendet werden, schandlich mißpraucht und mit anstellung dergleichen faßnachtsspiels prophanirt wirdt; darumb dan der pfarer alda am ersten über das werk geclagt und umb abstellung desselben gebeten, auch notwendig allerlei üppigkeit und leichtfertigkeit mit worten und geberden und

[6] Wort unleserlich.

[7] Gemeint ist, wie aus einer anderen Stelle des Schreibens hervorgeht, der Pfingstmontag.

[8] Hemsbach, Sulzbach und Laudenbach.

[9] Das Einsammeln der Gaben von Haus zu Haus.

Digitized by Google

sonderlich hochsträfliche gottslesterung unterlaufet und fürgehet, darumb dan ein solch ludicrum peccandi billich als ohne mittel corruptivum bonorum morum et causativum licentiae peccandi billich von keinem christlichen landsfürsten kan geduldet noch verstattet werden. Wie dan in gleichem fall die christlichen keyser Arcadius und Honorius ein gleichmeßiges spiel maguma genannt, quod merse maio magna licentia et procacitate usurpabatur teste suida darumb gentzlich uffgehoben und abgeschafft haben, ut servetur honestas et verecundia castis moribus perseveret."

Das Brauchtum des Pfingstfestes unterscheidet sich von dem Brauchtum der anderen Feiertage des Jahres dadurch, daß ihm ein arteigenes Gepräge fast gänzlich fehlt. In ihm sind mehr oder weniger die allgemein üblichen Sitten und Gebräuche der Mai- und Frühlingsfeiern vereinigt. Hier begegnen uns alle die symbolhaften Vorstellungen und Handlungen, die das Wachstum und die Fruchtbarkeit der werdenden Natur fördern und das Auftreten schädigender Witterungseinflüsse verhindern sollen.

Diesen Anschauungen gerade am Pfingstfest sichtbaren Ausdruck zu verleihen, war seit altersher das Vorrecht der Hirten, vor allem der Pferdejungen. Von ihren Herren an diesem Tage ihrer beruflichen Pflichten entbunden[10], versammelten sie sich am frühen Morgen des Pfingstmontags zur Bestimmung ihres Anführers des sogenannten Pfingstkönigs[11]. Nicht immer wurde, wie in unserem Beleg, der Pfingstkönig durch sechs Wahlmänner erwählt, oft belohnte man auch den Sieger eines Wettlaufs oder eines Pferderennens mit der Verleihung dieses Titels[12]. In anderen Fällen wieder war der Gewinner beim Reiterspiel des Kranz- oder Ringstechens der Träger der Auszeichnung[13].

Die Sitte des Taufens durch untertauchen im Wasser, an dessen Stelle in manchen Gegenden auch nur das Benetzen des Gesichtes mit dem Tau der Wiesen trat, erfreute sich so weiter Verbreitung, daß es nicht nötig ist, besonders darauf hinzuweisen. Durch diesen symbolischen Vorgang des Regenzaubers glaubte man vor allzu großer Trockenheit des kommenden Sommers geschützt zu sein[14].

Das Kernstück des ganzen Brauches stellte der Umzug der Hirten zu Pferde dar. Er sollte zwar zunächst nur der Schaustellung dienen, wurde dann aber ebenso gern als günstige Gelegenheit ergriffen, Spenden für das bevorstehende Festgelage einzusammeln. Durch das Mitführen des Wormser und des Pfälzer Wappens erhielt allerdings die Angelegenheit bei den Hemsbacher Roßhirten auch einen politischen Anstrich, da man sich offenbar

[10] Nach Elard Hugo Meyer, Badisches Volksleben im 19. Jahrhundert. 1900. 159, war in Lauterbach (an der württembergisch-badischen Grenze) der Pfingstmontag der einzige freie Sommertag der Hirten jenes Gebietes.

[11] Er war die symbolische Verkörperung des siegreichen Frühlingsgeistes. (Paul Sartori, Sitte und Brauch, Bd. III, 208.)

[12] Wilhelm Mannhardt, Wald- und Feldkulte, Bd. I, 1875 (Pfingstwettlauf und Wettritt, 382 ff.).

[13] J. H. Albers, Das Jahr und seine Feste, 1917 (Pfingstbräuche, 223 ff.).

[14] Vgl. Eugen Fehrle, Deutsche Feste und Jahresbräuche (1936), 86 ff.

Digitized by Google

über die beiden streitsuchenden Territorien lustig machte. Während diese „profanen" Pfingstritte in fast allen deutschen Landschaften anzutreffen waren, bestanden (bzw. bestehen heute noch) die religiösen, mit Pferdebenediktionen verbundenen pfingstlichen Umrittsbräuche nur in den katholischen Gegenden hauptsächlich Süddeutschlands[15].

Den Abschluß bildete das von dem Hemsbacher Pfarrer und den kurfürstlichen Beamten beanstandete „fressen, saufen, schlemmen und demmen[16], auch danzen und springen". Zu den bei dem Umzug erbettelten Lebensmitteln trank man das Pfingstbier, welches meistens von den Herren der Weidejungen gestiftet wurde[17]. Tanz und allerlei Volksbelustigungen ergänzten den letzten Teil der Feier.

Der Sitte des damaligen Rechtsgelehrtenstandes entsprechend, bediente sich der pfälzische Anwalt in seinem Schreiben verschiedener Belege aus der alten Geschichte, d. h. für diesen Fall aus dem Festkreis des antiken Roms. Einmal konnte er damit, wie er annahm, seinen Ausführungen größeren Nachdruck verleihen, des weiteren aber auch seine an römischen Rechtsverhältnissen geschulten Kenntnisse beweisen.

Das zuerst erwähnte Fest der Saturnalien wurde am 17. Dezember zu Ehren Saturns, des Gottes der Saaten, gefeiert. Es war „bis zum Siege des Christentums und zum Teil noch darüber hinaus im Osten und Westen des römischen Reiches das beliebteste Fest des alten Kalenders"[18]. Das freie, ungebundene Leben der Sklaven und Leibeigenen an diesem Tage, die Bewirtung der Diener durch ihre Herren und die Wahl des Geringsten zum Saturnalienkönig ließen schon gewisse Vergleichsmöglichkeiten mit dem Pfingstbrauch der Hirten zu.

Weniger gilt dies von den Bachanalien, den orphischen Geheimkulten des Bacchus. Sie lebten mehr in der Erinnerung als typische Feiern wüster Gelage und Orgien fort, da sie schon frühzeitig von den Behörden Roms wegen eingerissener Mißstände verboten worden waren.

Näher lag dagegen wieder, wenn auch dem Verfasser des Schriftstücks vielleicht nicht bewußt, die Gedankenverbindung zum Lupercalienfest. Nach den Luperci, den Priestern des Hirtengottes Faunus benannt, begingen es die Hirten des Altertums in Verbindung mit Befruchtungs-, Reinigungs- und Sühnegebräuchen. Diese Feier hatte in der Kaiserzeit eine hohe Blüte erlebt und noch gegen Ende des 5. Jahrhunderts war die christliche Kirche nicht vollständig ihrer Herr geworden[19].

Unter den Verboten, die im Zuge der zunehmenden Christianisierung des römischen Imperiums den Ausläufern heidnischen Brauchtums ein Ende bereiteten, befand sich auch der Erlaß der Kaiser Arcadius und Honorius,

[15] Georg Schierghofer, Umrittsbrauch und Roßsegen. (Bayerische Hefte für Volkskunde. Bd. VIII, 1921, 1 ff.)

[16] Im frühneuhochdeutschen Sprachgebrauch soviel wie prassen.

[17] J. H. Albers, a. a. O.

[18] Georg Wissowa, Religion und Kultus der Römer (2. Aufl., 1912, 207). Das Saturnalienfest hatte sich im letzten Jahrhundert der römischen Republik auf die Dauer von 7 Tagen ausgedehnt. (Wissowa, 442.)

[19] Georg Wissowa, a. a. O., 213.

Digitized by Google

der Söhne Theodosius I., nach dem im Jahre 400 die Veranstaltung von Wettrennen (Pferderennen) an Sonntagen streng untersagt wurde[20]. Wie alle zwischen den Jahren 312—437 erschienenen Gesetze war diese Bestimmung in den Codex Theodosianus aufgenommen worden, der „nach dem Untergange des weströmischen Kaisertums die Grundlage für die Rechtsordnung in den germanisch-romanischen Königreichen gebildet und so im Westen noch lange Zeit nachhaltig fortgewirkt hat"[21]. Den Grund zu diesem Verbot glaubt A. K. H. Kellner darin zu finden, daß durch die Wettrennen die Leute vom Besuch des Sonntagsgottesdienstes abgehalten worden seien[22]. Schierghofer geht darin noch weiter und vermutet — wie ich glaube mit Recht —, daß es sich um eine abergläubische, wenn nicht heidnische kultische Parallelfeier zum christlichen Gottesdienst handelte[23]. Jedenfalls kommen wir damit der Beantwortung der Frage schon näher, warum die Pfingstumritte gerade am zweiten Feiertag veranstaltet wurden. Wenn nämlich Karl Weinhold[24] in bezug auf den Wettlauf der Hirten feststellt, daß die Kirche am Pfingstsonntag Feiern dieser Art nicht duldete, so geht das meiner Ansicht nach — in der Zwischenzeit natürlich durch eine Reihe von gesetzlichen Verordnungen ergänzt — letzten Endes auf dieses Verbot der Kaiser Arcadius und Honorius im Jahre 400 zurück.

[20] Codex Theodosianus 2, 8, 23. Der Codex Theodosianus wurde im Jahre 438 unter Theodosius II. als amtliches Gesetzbuch für das gesamte ost- und weströmische Imperium herausgegeben.

[21] Ernst Stein, Vom Römischen zum Byzantinischen Staate (284—476 n. Chr.). Geschichte des spätrömischen Reiches. Bd. I, 1928, 433.

[22] A. K. H. Kellner, Heortologie oder die geschichtliche Entwicklung des Kirchenjahres und der Heiligenfeste von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, 3. Aufl., 1911, 13.

[23] Georg Schierghofer, a. a. O., S. 52, Anmerkung. Die dem Brauchtumstext folgenden lateinischen Belegstellen nennen das Spiel: „magumam foedum atque indecorum spectaculum."

[24] Karl Weinhold, Der Wettlauf im deutschen Volksleben. (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. Bd. III, 1893, 7.)

Digitized by Google

Pferdeehrung rechts und links des Rheins.

Von **Albert Becker**, Heidelberg.

Rudolf G. Binding hat jüngst unter dem Titel „Das Heiligtum der Pferde" ein Buch veröffentlicht, das in der Weite der ostpreußischen Ebene das „Heiligtum des Pferdes" sieht und in den Rossen von Trakehnen Sinnbild und Offenbarung jener Landschaft. Etwas Heiliges schwebte auch um den gleichen Boden, als 1934 von den Türmen des Tannenbergdenkmals die Opferfeuer rauchten, als der tote Feldmarschall dort einzog zur ewigen Rast. Da

„seien, wird berichtet, zu
den Menschen, die am Wege standen, Tiere
hinzugetreten, hätten wie die Menschen
lautlos verharrt, bis dieser Zug des Schweigens
und dumpfen Schritts vorüber war; dann hätten
sie, Leid und Wunder in den Augen, zögernd
sich umgewandt und seien, immer noch
mit allen Sinnen bei Dir Totem, Huf
um Huf in ihre Wälder heim."

So weiß Ludwig Friedrich Barthel in seinem Requiem „Tannenberg" (1935) von jenen geweihten Stunden zu berichten.

Von Tacitus' Germania bis her zu Rudolf Hindringers „Weiheroß und Roßweihe" (1932) ist uns das Pferd ein Besonderes, ein Bild des Verehrungswürdigen und Glückverheißenden. Vorab das weiße Roß, der „Glücksschimmel". Wer z. B. heute wieder rechte Hochzeit halten will nach altem Brauch, der fährt nicht mit der Kraftdroschke zum Standesamt und der Kirche, sondern in der mit zwei Brautschimmeln bespannten Hochzeitskutsche. Freilich: vor dem Krieg gab es deren etwa in Frankfurt a. M. über 400, darunter 20 ausgesprochene Hochzeitsgespanne. Heute sind es in der weit größeren Stadt nur mehr vier. Und ähnlich ist es in andern Städten geworden, wie beispielsweise in München.

Etwas von naturgebundener Volksreligiosität atmen auch die auf den Beschauer so erbaulich-erhebend wirkenden malerischen Umritte in unserer Gegend, so der St.-Gangolfsritt zu Neudenau, dem reizvollen Städtchen im Jagsttal, oder in früheren Jahren der Ritt zur St.-Wolfgangskapelle bei Distelhausen im Taubertal; ich erinnere auch beispielsweise an die Leonhardifahrten im bayerischen

Digitized by Google

Alpengebiet, den Georgsritt von Traunstein oder den Blutritt von Weingarten. Hier sei diesen alten noch ein erst seit drei Jahren — seit 21. April 1933 — geübter Brauch angereiht und eben als neugeprägte Sitte festgehalten: ich meine den Konradsritt von Bliesskastel im Gau Saarpfalz. Er knüpft inhaltlich an an die Jahrtausende alte Pferdezucht im heute Zweibrücker Land und am Oberrhein überhaupt, wo schon in früher Zeit z. B. die Pferdegöttin Epona[1] bei den keltisch-germanischen Bewohnern der Gegend Verehrung fand und in späteren Tagen aus dem Zweibrücker Gestüt[2] edle Pferde hervorgingen. Die aus frühester Zeit in die germanischen Rheinlande hereinragende Göttin Epona, wie wir sie von oberrheinischen Denkmälern kennen, sitzt nach Frauenart zu Pferde, bisweilen Früchte im Schoß oder ein Füllhorn im Arm; kleinere figürliche Darstellungen der Göttin, Terrakotten aus Lambsheim, Neustadt a. H., Speyer, hatten vielleicht auch die Bedeutung von Votivgaben und standen zum Schutz der der Göttin geweihten Pferde und Maultiere in Stall und Hof. Es ist eine fast ungebrochene Kette, die im Bereich des Pferdes aus ältesten Tagen heranführt an die unsrigen; man darf für das Gebiet des Pfälzerwalds und der Vogesen in diesem Zusammenhang auch an die pfälzischen Wild- oder vielleicht besser verwilderten Pferde erinnern, die noch im 17. Jahrhundert von den Wäldern um Hagenau in den Nordvogesen nach der pfälzischen Haardt herüberwechselten. So lebten die Wildpferde, von denen der Hagenauer Physikus mit dem bezeichnenden Namen Helisäus Roeßlin (1593) oder die Ratsprotokolle der Stadt Kaiserslautern berichten[3]: noch im Jahre 1616 mußte die Stadt Kaiserslautern drei eigene „Wildpferdschützen" einstellen, zum Schutz der rings um die Stadt gelegenen Felder. Diese Pfälzer Wildpferde erscheinen bis in die ersten Jahre des Dreißigjährigen Krieges in den Akten, später nicht mehr. Aber Pfälzer Orts- und Flurnamen wie Stüterberg, Stüterbach, Stüterkopf, Stüterdell, Roßrück, Pferdsbrunn und ähnliche mögen noch an jene Zeiten erinnern. Sicher der alte Kloster-Otterberger Stüterhof unweit Mölschbach südlich von Kaiserslautern, der im Jahre 1426 samt 80 wilden Pferden als Grundstock eines zu erweiternden Gestütes an den Pfalzgrafen Ludwig überging. Ob von diesem Stüterhof auch eine Linie zurückführt zu dem Brunholdisstuhl bei Bad Dürkheim und seinem Ringwallheiligtum? Adolf Stoll[4] vermutet es mit Wilhelm

[1] F. Drexel, Die Götterverehrung im römischen Germanien (Vierzehnter Bericht 1922 des Deutschen Archäologischen Instituts Röm.-Germ. Komm.), S. 37 f. F. Sprater, Die Pfalz unter den Römern, II (1930), S. 49. Noch heute finde ich beispielsweise ein Sonett „Epona" (Prière du cavalier) von de Pange in der Voix de Lorraine — Stimmen aus Lothringen, 1935, Nr. 21 (November).

[2] E. Ehrensberger, Pfälzische Pferdezucht (1922), S. 5 ff.

[3] R. Lauterborn, Faunistische und biologische Notizen (Mitteilungen der Pollichia, eines naturwissenschaftlichen Vereins der Rheinpfalz, 1904, Sonderdruck), S. 3 ff., mit weiterem Schrifttum.

[4] A. Stoll, Der Brunholdisstuhl am Ringwall über Bad Dürkheim (Mannheimer Geschbl., 1935, Heft 1—3).

Digitized by Google

Teudt, der ja in Niedersachsen ähnliche kultische Anlagen aufgefunden zu haben glaubt. Ich möchte auch noch an den aus dem Physiologus bekannten Onager erinnern, den der gallo-römische Dichter Venantius Fortunatus im 6. nachchristlichen Jahrhundert als Jagdwild der Vogesen aufführt[5]. Der Onager begegnet uns dann auch in elsässischen Sagen[6]; vielleicht auch in jener Plastik an der Reichsfeste Trifels, die als sog. Trifelslöwe in letzter Zeit bekannt geworden ist; meines Erachtens aber auch heute noch in Familiennamen wie dem des völkischen Dichters Heinrich Anacker, im Namen Ohnacker, vielleicht auch Rohnacker (entstanden aus [de] r'Ohnacker) und Dollacker, Dallacker (aus d'Allacker)[7], die das sagenhafte Wesen fortleben lassen. Wenn Papst Gregor III. im Jahre 732 Bonifatius verbot, den Genuß von Pferdefleisch künftig noch zu gestatten, so steht dem bis zu einem gewissen Grade entgegen, daß in St. Gallen noch ums Jahr 1000 das Fleisch des Wildpferdes auf der Tafel der frommen Väter erscheinen durfte[8]. Auch der „grimme Schelch" des Nibelungenlieds (Vers 937) ist wohl ein Onager gewesen.

So sind es für mich offenbar uralte Grundlagen, auf die die neuzeitliche Pferdeehrung und -verehrung, wie sie in der pfälzisch-saarländischen Grenzmark neu erwacht ist, sich unschwer zurückführen läßt. Nach altem Vorbild haben die Kapuziner vom Wallfahrtsberg zu Blieskastel die heimischen Bauern zu ihrem Konradsritt gesammelt, der sich seit seiner Einführung 1933 rasch weitere Kreise eroberte. Der Blieskasteler Pferdewallfahrt schlossen sich 1934 schon 400 Pferdebauern an, und wieder ein Jahr später stiegen auch in den pferdefreundlichen Dörfern Labach, Harsberg und Oberhausen auf der Sickinger Höhe, wo in zahlreichen Sagen die Erinnerung an den „Schlapphut"-Wodan[9] fortlebt, wo auch der Pfingstbrauch des „Quacks" noch im Reiten[9] geübt wird, Ende Mai 1935 die Bauernburschen zu Pferd, um nach dem Blieskasteler Vorbild einen eigenen weiteren neuen Pferdeumritt zu schaffen. Von einer anderen Neueinführung des Pferdeumrittbrauchs, vielleicht in Verbindung mit dem gleichfalls neugeformten „Tag des Pferdes", konnte man Ende November 1935 auch aus Gommersdorf im Jagsttal lesen. Ich

[5] Victor Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere[8], 1911, S. 21 ff.

[6] A. Becker, Dallacker (Pfälzisches Museum, 1906), S. 62.

[7] Über den „Trifelslöwen" und seine Deutung aus der Onagervorstellung Ottfried Neubecker im Wanderbuch des Pfälzerwaldvereins für 1936. Eine andere Lösung versuchte ich in der „Pfälzer Heimat" (Pirmasens), 1932, Nr. 21 und in „Der Trifels" (Ludwigshafen a. Rh.), 1932, Nr. 8.

[8] V. Hehn, a. a. O., S. 22. J. Hoops, Reallexikon der germanischen Altertumskunde, 1911 ff., 3. Bd., S. 410.

Über die „letzten und noch einzigen Wildpferde Europas" im Merfelder Bruch (Reg.-Bez. Münster i. W.) A. Kreuz-K. Späh, Wildpferde einst und jetzt (Dülmen 1931). Sie sind als deutsches Naturdenkmal geschützt.

[9] Hugo Frick, Sagen des Zweibrücker Landes (Bayerischer Sagenhort, herausgeg. von Heinrich Kurz und Josef Prestel, Heft 4), besonders S. 43—52. A. Becker, Hutten-Sickingen im Zeitenwandel (Beiträge zur Heimatkunde der Pfalz, 16, 1936), S. 22. Zum Reiter-Quack A. Becker, Pfälzer Volkskunde (1925), S. 318 ff.

Digitized by Google

erinnere weiter an die Ehrung, die man in diesen Tagen den noch lebenden Pferden des Weltkriegs als treuen „Kriegskameraden" zuteil werden läßt.

An der Mauer des befestigten Kirchhofs der Gangolfskapelle zu Neudenau stand lange von Bauernhand die Bitte angeschrieben: „Gott segne die Rösser!" Auch in diesem christlichen Segenswunsch klingt noch etwas von der Verehrung, der Wundergabe der Rosse fort, von der Ernst von Wildenbruch einmal sang:

Künftige Dinge, allen geborgen,
Dinge der Freude, Dinge der Sorgen
kündet sie mit menschlichem Munde,
wenn die Julzeit kam, in nächtlicher Stunde.

Glücklich, wen Zufall zur Stelle trug,
wenn die Zauberstunde, die dunkle, schlug,
Unheil aber und Fluch und Gram,
wer zu belauschen die Rosse kam ...[10]

[10] Zu den weissagenden Pferden die Germania-Ausgaben von Eug. Fehrle (² 1935), S. 81, und von Georg Ammon (² 1927), S. 107. R. Hindringer, Das taciteische Weiheroß von damals und heute, in: Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 1932, S. 1—12. Hdwb. d. d. Abergl., 6, 1935, 1619, unter Pferd und den Zusammensetzungen mit diesem Worte (Sp. 1598—1684). Auch K. Wehrhan, über Pferdesegnung in Gaualgesheim, in: Globus, 97, 1910, 133 ff.; ders., Rheingauische Votive und Weihegaben mit besonderer Berücksichtigung von Marienthal, in: Mitteilungen des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung, 13, 1909, Nr. 2 und 3. Jetzt noch P. Dörfler und J. Bärtle im Jahrbuch für Volkskunde Volk und Volkstum I, 1936, S. 299—300; 303—304. Zu den oben erwähnten wilden Rossen im Pfälzerwald vgl. D. Häberle-A. Becker-Th. Zink, Die Pfalz am Rhein (Berlin 1924), S. 83—84. Merkwürdig muten die noch 1795 erwähnten „wilden Stuten und Fohlen" des Jägersburger Parkes bei Homburg an, auf die ich jüngst in den Westpfälzischen Geschichtsblättern 35, 1936, S. 5, hinweisen konnte. Zu einer zusammenfassenden Schau über das Pferd im germanischen Volkstum bot in diesem Sommer 1936 die Münchner Ausstellung „Das Pferd in der deutschen Wirtschaft" gute Gelegenheit; auch in einem schönen Festzug kam hier das Pferde-Brauchtum zur Geltung.

Digitized by Google

Eine Heidelberger Sondergemeinde.

Von Dr. Albert Becker, Heidelberg.

Es beruht wohl auf einer Verwechslung — die ich hiermit richtigstelle —, wenn in dem Aufsatz Albert Zinks „Über Brunnengenossenschaften" (Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 8, 1934, 134) auf meine „Pfälzer Frühlingsfeiern" (1908) verwiesen wird. Über pfälzische und auch außerpfälzische Brunnen- und andere Genossenschaften habe ich in der Zeitschrift Pfälzisches Museum — Pfälzische Heimatkunde 1921, 78, sowie in meiner Pfälzer Volkskunde (1925) 280—282 gehandelt und dabei auch weiteres Schrifttum genannt.

Bei dieser Gelegenheit weise ich hier noch auf eine kurpfälzische Brunnengemeinde hin, die in ihren Ausläufern sich bis in unsere Tage erhalten hat: es ist die „Gemeinde Steingasse" in Heidelberg. Die Gründung dieser Genossenschaft führt, wie wir einem Bericht Karl Christs[1] entnehmen, in die Zeit vor der Zerstörung der Stadt am Ende des 17. Jahrhunderts zurück. Als man 1710 das bei dem Brand des Heidelberger Rathauses 1908 mit andern Akten durch das Feuer vernichtete Protokollbuch anlegte, schrieb man an dessen Spitze: „Brunnenbuch, zu dem Brunnen in der Steingasse gehörig, welches wiederum nach dem alten Recht, so wie es vor der Stadtzerstörung gewesen, eingerichtet und gehalten werden soll, und ist dieses Dato von einer ehrsamen Nachbarschaft wiederum angefangen worden. Heidelberg, den 3. Juni 1710."

Zweck der Brunnengemeinde war, im Rahmen eines nachbarschaftlichen Verbandes vor allem auch Vorsorge gegen Feuergefahr zu treffen; so wurde die Brunnengemeinschaft auch zu einer „Spritzengemeinde", die ihre Selbständigkeit den städtischen Einrichtungen dieser Art gegenüber wahrte und betonte. In dem alten Protokollbuch liest man zum Jahre 1722: „Anno 1722 resolviert die Nachbarschaft, weil der Brunnentrog zum öfteren leer befunden worden und daß doch zur Vorsorge dieses, wann etwan, wo Gott vor sey, eine Feuersbrunst entstehen sollt, daß, wer solchen auslaufen läßt und nicht wieder voll bombet (pumpet), der Nachbarschaft 30 Kreuzer Straf gebe, welches zur Erhaltung des Brunnens ver-

[1] In: Die Heimat (Heidelberger Neueste Nachrichten), 1931, Nr. 25, 20. Juni, mitgeteilt von L. Weiß. Bis zur Auflösung aller am 28. Juni 1858 gab es in Heidelberg zuletzt 21 Brunnengemeinden; vgl. K. Roth in: Heidelberger Rundschau (Heidelberger Tageblatt), 1914, Nr. 6/7, Februar.

Digitized by Google

wendet werden soll. Ferner sollen die beiden erwählten Brunnenmeister alle Einnahmen empfangen und dagegen alle alten Schulden bezahlen, damit die Nachbarschaft endlich einmal in Richtigkeit kommt. Auch wurde beschlossen, daß künftig das Brunnengeld durch den Rathsdiener eingefordert werden solle, wofür ihm 20 Kreuzer zu bezahlen ist." Der nachbarschaftliche Sonderbrunnen bestand also, unter Verwaltung durch eigene Brunnenmeister, im Gegensatz zu den wenigen öffentlichen und städtischen sowie privaten Brunnen, die zu unterhalten Sache der Besitzer war. Die jährliche Wahl der Brunnenmeister, die Aufnahme neuer Nachbarn, der bei solchen Gelegenheiten zu zahlende Einstand boten Anlaß auch zu geselliger Vereinigung der Genossenschaft bei Mahl und Umtrunk, etwa im Grünen Baum, Goldenen Hecht oder Holländer Hof. Noch lebt die „Gemeinde Steingasse" fort als eine Art gesellige Vereinigung, um gelegentlich auch in öffentliche Fragen ihres Stadtteils einzugreifen. Für ihren heutigen, mehr vergnüglichen Charakter spricht, daß der „Bürgermeister" (z. Zt. L. Weiß) und seine Mitarbeiter auf Fastnachtdienstag gewählt werden. Als Brunnengenossenschaft im alten Sinne hörte sie schon 1859 zu bestehen auf, als alle Brunnen der Stadt der städtischen Verwaltung unterstellt wurden; als Feuerspritzen-Gemeinde bestand sie noch bis 1878. 1894 wurde die „Gemeinde Steingasse" in ihrer heutigen Form sogar erneuert und auch ein neues Protokollbuch an Stelle des alten (1710—1878, verbrannt 1908) angelegt. In solchen aus der Nachbarschaft heraus erwachsenen Sondergemeinden spiegelt sich in fast jeder größeren Stadt ein beachtenswertes Stück ihrer Entwicklungsgeschichte, das mit der Geschichte der Stadt je im besondern aufzuhellen bleibt. Auch Heidelberg kannte früher eine Anzahl weiterer solcher Sondergemeinden: so Froschau, Burggemeinde, Insel (Plöck, von Plecke = Placken, Fleck), Gaisberggemeinde[1].

[1] Zu diesen und ähnlichen Fragen vgl. nun (neben vielen Arbeiten Siegfried Siebers) Eberhard Frhr. von Künßberg, Rechtliche Volkskunde. Halle (Saale) 1936, 54 u. ö.

Digitized by Google

Weihnachtsbaum – Paradiesbaum – Lichterbaum.

Von **Arthur Haberlandt**, Wien.

In der volkskundlichen Betrachtung des Weihnachtsbaumes erheben zwei Auffassungen Anspruch Ursprung und Sinngehalt seiner Gestaltung erläutern zu können. Die eine sieht sie als das Ergebnis einer im volkhaften Winterfestbrauch, zumal in Südwestdeutschland, seit dem ausgehenden Mittelalter angebahnten Entwicklung des Wintergrüns an, wobei die katholische Kirche erst spät zu einer Zulassung und Anerkennung des Weihnachtsbaums als christliches Sinnbild den Weg nahm; sie ist von O. Lauffer[1] mit bedachtsamer Kritik der geschichtlichen Quellen erst kürzlich wieder als zu Recht bestehend erhärtet worden. Die andere (A. Jacoby, A. Becker) hat für die Abhängigkeit seiner Erscheinung von christlichen (verchristlichten) Darstellungen des Lebensbaumes und Paradiesbaumes als mittelalterlichem Glaubensgut Belege beizubringen sich bemüht[2]. Im Nachstehenden seien im Sinne eines Quellenberichtes zwei Bildwerke aus Niederösterreich einer kurzen Besprechung unterzogen. Eines davon macht uns mit der Erscheinung des Paradiesbaums im volkstümlichen Weihnachtsspiel vertraut, das andere stellt ein frühes — romanisches — Beispiel eines Baumleuchters uns vor Augen.

1. Eine Darstellung des Paradiesbaums aus Niederösterreich nach 1810.

In der Kupferstichsammlung der Nationalbibliothek, der früheren „Albertina" zu Wien, befindet sich eine Silberstiftskizze in der Blattgröße von etwa 13 : 10 cm von Jakob Gauermann, dem Vater des bekannteren Tiermalers Friedr. Gauermann. Geboren 1772 zu Offingen, nächst Stuttgart, hat er, an die Akademie zu Wien berufen, den Ort Miesenbach, nächst Scheuchenstein, in den Ausläufern der niederösterreichischen Kalkalpen sich zur Wahlheimat gemacht und ist dort 1843 auch verstorben. Das Blatt stammt vermutlich aus der Zeit nach 1811, als der Künstler in den Kreis der Volksforscher um Erzherzog Johann eingetreten war, mit dem

[1] O. Lauffer, „Der Weihnachtsbaum in Glauben und Brauch". Schriften des Bundes für deutsche Volkskunde, Berlin 1934.

[2] A. Jacoby, Hessische Blätter für Volkskunde 27, 1928, S. 134—143; A. Becker, ebenda 24, 1925, 154, 30/31, 1932, 87; 32, 1933, 158 ff.

Digitized by Google

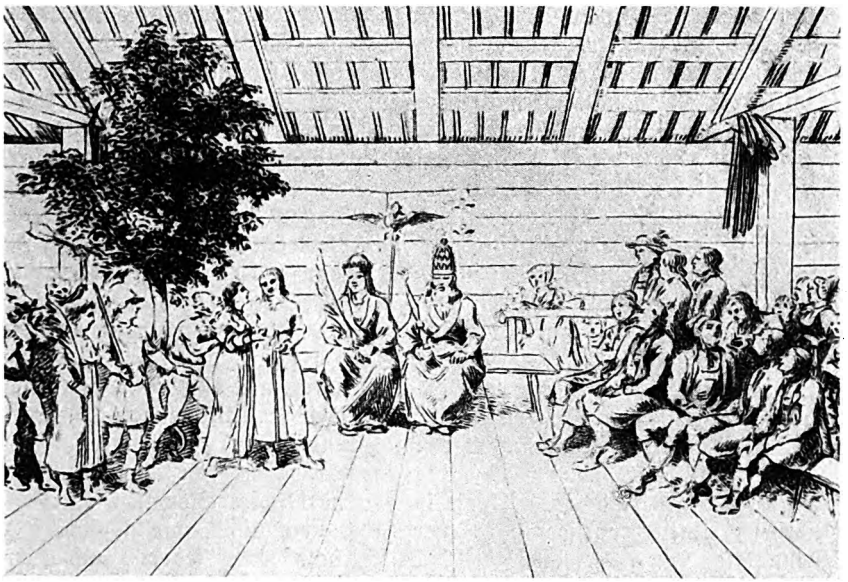


Abb. 1. Paradiesspiel.

er auch einige Reisen in die Steiermark unternahm[3]. Die auf dem Bildchen erscheinenden Volkstrachten lassen indes vermuten, daß das Paradiesspiel in Miesenbach oder unweit davon in Scheuchenstein so aufgeführt wurde.

Wir befinden uns auf dem Tennboden eines Stadels oder einer Scheune mit Ständergerüst und Schalwänden. Die Dachbildung erscheint einigermaßen stilisiert; vorzustellen haben wir uns nach der Zeichnung ein Bretterschindeldach. Im Barn rechts und vor demselben, wo die Dreschflegel aufgehängt sind, sind Zuschauer in ländlicher, bäuerlicher Tracht versammelt, zuoberst der Pfarrer und ein Forstmann (?) mit einem Hahnenstoß auf dem Jägerhut. Eine Frau im Hintergrund trägt, ebenso wie die rückwärtssitzende Ansagerin des Textes, die von zwei Kindern, vermutlich aus Liederbüchern gesanglich begleitet wird, die im südlichen Wiener Becken volksläufige „Drathlhaube". In der Mitte thront die Heilige Dreifaltigkeit und links ist ebenso bis auf Einzelheiten getreu die Spielszene wiedergegeben. Das erste Paar steht, vom bösen Geist mit Schlangenschweif verführt, unter dem Paradiesbaum, der vom Künstler rein nur als buschiger Laubbaum gezeigt wird. Eine betonte, mittlere Stellung nimmt er nicht ein. Der Künstler hätte es wohl nicht verabsäumt, ihn in weihnächtlichem Schmuck zu zeigen, wenn er vorhanden gewesen wäre. In Hinsicht auf die Treue der Darstellung sind hinter dem Erzengel mit dem Schwert und dem weiblichen Schutzengel mit der Palme vor allem auch der „grimme Tod mit seinem Pfeil" und der als tierischer Percht erscheinende Teufel bemerkenswert.

[3] Vgl. Österr. Nationalencyclopaedie, Wien 1838, 2. Bd., 281 f.

Digitized by Google

Seine Larve stellt einen borstigen Schweinskopf vor; über die Brust hat der Träger ein Fell gezogen, das ihm über den Rücken anscheinend bis zu den Knieen reicht. Hier ist also eine Verknüpfung mit dem Weihnachtsbaum in der Ausgestaltung nicht gegeben. Für die Erscheinung des Paradiesbaums im Adam- und Evaspiel, wie es in Oberufer nächst Preßburg in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts zur Aufführung gelangte, macht K. J. Schröer einige wesentlich bedeutsame Angaben. Der ersten Aufführung ging ein feierlicher Auszug der „Singer" genannten Spieler aus dem Hause des Lehrmeisters bevor. „Voran trägt einer den Baum des Paradieses, wozu ein sechs Schuh hoher, schöner ‚Kranewitt' (Wacholderbaum) ausgesucht wird, der mit großen, flatternden Bändern geschmückt und ganz mit Äpfeln behangen ist. Neben dem Baum wird beziehungsvoll der Stern einhergetragen[4]."

Das lebfrische Grün des überall auf deutschem Volksboden von altem Glauben umwitterten Wacholders hat mit dem fruchttragenden Paradiesbaum des Alten Testaments nur im Sinne eines „Weihnachtsmaien" zu tun. Wir befinden uns im Zugangsgelände zu den alten deutschen Sprachinseln Oberungarns. Dort, in der nördlichen Slowakei wurde in Malthern, einem deutschen Dorf der Zips, noch 1928, wie alljährlich zu Weihnachten oder Neujahr, auf dem Vordach eines jeden Hauses eine kleine Tanne bzw. Fichte aufrechtstehend angebracht. In den slowakischen Dörfern nördlich davon, in denen viele deutsche Kolonisten aufgegangen sind, findet sich ein ähnlicher Brauch, sofern über alle Tore und Türen zu Weihnachten Tannenzweige gegen Hexen gesteckt werden[5]. Hier liegt also eine ausgesprochen volkhafte Altschicht vor, die dem Weihnachtsgrün der „Bachelboschen" im alamannischen Raume etwa entspricht. Auch das Mittragen dieses „Wintermaien" im Aufzug darf als alte volkhafte Übung im deutschen Osten angesprochen werden. Man erinnert sich hier des Baumtragens der Gesellenschaft der deutschen Kaufleute in Riga und Reval, für die es Anfang des 16. Jahrhunderts um die Weihnachtszeit bezeugt ist[6]. Es hat sich den angefügten Beispielen zufolge christlichem Spielbrauch nur in Gebieten mit lebfrischer, volkhafter Überlieferung früher oder später eingeordnet. Umgekehrt ist von der Gestaltung des Paradiesbaumes in dem erwähnten Volksraum dies nicht zu behaupten.

2. Ein romanischer Baumleuchter in Stift Klosterneuburg bei Wien.

In jener Seitenkapelle der Kirche des Augustiner-Chorherren-Stiftes Klosterneuburg, die das Grabmal des Markgrafen Leopold III., des Heiligen, als Gründer des Klosters enthält, in der sog. Leopoldikrypta, steht dem — neueren — Grabmal gegenüber an der zweiten Schmalwand ein mächtiger, baumartig, mit sieben Armen aufstrebender Leuchter aus Erzguß, der noch

[4] Deutsche Weihnachtsspiele aus Angern, Wien 1858, S. 9 f.

[5] E. Schneeweis, „Feste und Volksbräuche der Lausitzer Wenden", Leipzig 1931, S. 142.

[6] F. A. Redlich, „Ein neuer Beitrag zur Geschichte des Weihnachtsbaumes". Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 13, 1935, 234—239.

Digitized by Google

aus den Tagen des 12. Jahrhunderts herstammen mag. Der Stifter verstarb 1136 und dem Herkommen nach wurde an seinem Todestag, dem 15. November, der Lichterbaum zum Totengedächtnis entzündet. Ob ein volkstümlicher Lichtbrauch dieses Zeitabschnittes, der Martinstag liegt nicht allzuweit entfernt, irgendwie hier hereingespielt hat, bleibt zu untersuchen. Heute verlautet von einem solchen nichts oder nichts mehr[7].

Abb. 2. Baumleuchter.

Dieser Baumleuchter entspricht wohl den „arbores", die schon seit dem Ausgang des Altertums in der christlichen Kirche in Gebrauch standen.

L. Weiser zieht hierfür S. Bernardus de vita et morib. rel. cap. II heran[8]: „Wir sehen an Stelle von Leuchtern Bäume aus schwerem Erz errichtet, mit wundervoller Kunst gearbeitet, sie erglänzen ebenso von Lichtern als von Edelsteinen." Der Klosterneuburger Leuchter ist über vier Meter hoch, wobei der Schaft ebenso wie die Arme von Elle zu Elle etwa durch Knäufe gegliedert sind. Knäufe und Hülle des tragenden Schaftes sind in durchbrochenem Erzguß hergestellt und erscheinen als eine Art Blattrankengebinde, wobei den Knäufen am Schaft jeweils kronenartige Reife mit quirlständigen Blättern aufgesetzt sind. In das Laubgeschlinge sind ovalrund polierte Bergkristalle (?) in regelmäßigen Abständen eingesetzt, die den Edelsteinen der „arbores" entsprechen. Der Leuchter ist in seinem Aufbau vom Künstler baumartigen

[7] Für die liebenswürdige Gewährung der Aufnahme hat der Verfasser dem Schatzmeister des Stiftes, Hochw. Prof. Dr. Wolfgang Pauker, auf das verbindlichste zu danken, ebenso für die Bemerkungen über die Verwendung des Leuchters. Zur Geschichte der Leopoldiverehrung vgl. W. Pauker, „Der neue Leopoldischrein des Stiftes Klosterneuburg". Stift Klosterneuburg 1936, bes. 18 ff.

[8] L. Weiser, „Jul. Weihnachtsgeschenke und Weihnachtsbaum", Gotha 1923, 91, Anm. 50. — „Zur Geschichte des Weihnachtsbaumes", Festschrift für John Meier, Berlin 1934, 1 ff.

Digitized by Google

Gebilden bis zu einem gewissen Grade nachgestaltet worden, stellt aber eigentlich keinen Baum vor. Vielmehr wirkt sich in der Grundgestalt in erster Linie die alttestamentarische Überlieferung der siebenarmigen Tempelleuchter aus. Die Laubgebinde, die der Zierat dem Zeitstil gemäß aufscheinen läßt, könnten am ehesten auf eine Ausschmückung nach Art von „Prangstangen" bezogen werden, die wie im Salzburgischen und in Oberbayern[9], auch in Südeuropa, festlichem Volksbrauch zugehört haben mögen[10]. Ein Gleichstück des Leuchters soll sich in Oberitalien (Mailand?) befinden. Als ein Ahne des in gewachsenem lebfrischem Tannengrün von Lichtern erstrahlenden deutschen Weihnachtsbaumes, kann aber auch dieser Kirchenleuchter nicht angesprochen werden, mögen auch den Künstler Gedankenverbindungen bewegt haben, die aus volkstümlichem Festbrauch erwachsen sind.

[9] M. Andree-Eysn, „Volkskundliches aus dem bayrisch-österreichischen Alpengebiet", Braunschweig 1910, S. 95 f.

[10] Vgl. F. v. Hellwald, „Frankreich, Land und Leute", Leipzig 1887, S. 522.

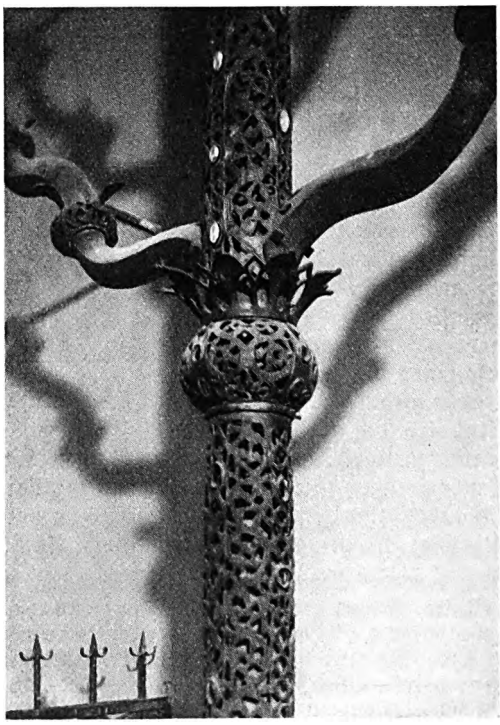


Abb. 3. Baumleuchter.

Digitized by Google

Das Wegkreuz von Ziegelhausen.

Von **Reinhard Hoppe**, Ziegelhausen (Neckar).

Mitten in Ziegelhausen steht, fast unbeachtet an eine Gartenmauer der Hauptstraße gelehnt, ein Wegkreuz. Es hat die Form eines Pfeilers mit aufgesetzter Bildnische und Kreuz und stammt, wie eine auf der Vorderseite eingemeißelte Zahl angibt, aus dem Jahre 1478.

Der Bildstock ist an einer verkehrsreichen Wegegabel aufgestellt, dort, wo heute der Moselbrunnenweg von der Dorfstraße auf die Höhe zieht. Dieser Moselbrunnenweg war in früheren Zeiten vor dem gegen 1800 erfolgten Bau der Münchelstraße, der vielbegangene Weg von Heidelberg nach Schönau, der „Schönauer Abtweg" oder „Schönauer Fahrweg". Außerdem zweigt vom Standort des Wegkreuzes die Straße ins Steinbachtal ab, das nach diesem Kreuz noch im Jahre 1535 in seiner Gesamtheit mit „Kreuztal" bezeichnet wurde, während heute nur mehr der hinterste westliche Talgrund den Namen „Kreuzgrund" trägt.

Das Wegkreuz ist aus rotem Sandstein gearbeitet und ruht auf einem flachen, rohen Sockel aus dem gleichen Baustoff. Bei einer Breite von 46 cm und einer mittleren Dicke von 28 cm erreicht es eine Höhe von 3 Metern. Es besteht aus zwei Teilen, einem pfeilerartigen Unterteil und einem Aufsatz mit Kreuz, welche durch drei Eisenklammern zusammengehalten werden. Wahrscheinlich wurde es bei der Zerstörung Ziegelhausens im Pfälzer Raubkrieg (am 22. Mai 1693) beschädigt, worauf die Jahreszahl der Renovation (1724) hinweist, aus welcher Zeit auch alle Neubauten des Dorfes nach jenem Kriege stammen.

Das Wegkreuz, über das bis jetzt nirgends urkundliche Belege zu finden waren, ist wohl ein Erinnerungsmal an einen Unglücksfall, denn auf dem unteren Teil ist im Hochrelief in einfacher Weise ein Baum mit Blättern und Früchten dargestellt, von dem ein Mann, der eine Stange in der Rechten hält, abgestürzt ist. Die Nische im oberen Teil enthält eine Kreuzigungsgruppe mit Maria und Johannes unter dem Gekreuzigten sowie einen Totenkopf. Bekrönt wird der Bildstock von einem an den Enden eingeschnittenen Kreuz mit der Jahreszahl 1784. Durch häufige Farbanstriche sind alle Feinheiten der Bildhauerarbeit verdeckt. Zur Zeit (1936) ist es mit silbergrauer Ölfarbe gestrichen, der Fuß ist dunkelbraun, die Schriften braunrot. Beachtenswert sind die sich an den Seiten befindlichen Hoch-

Digitized by Google

wassermarken vom 28. Mai 1817, 30. Oktober 1824, 1882 und Weihnachten 1919.

Die Sage, nach welcher auf dem Pfeiler ein Gottesgericht dargestellt ist, weiß folgendes zu berichten: An einem Herbstsonntag stieg einstmals ein Einwohner von Ziegelhausen auf einen Nußbaum, um mit einer Stange Nüsse zu schwingen. Zur Strafe für diese Sonntagsschändung stürzte er ab und blieb mit gebrochenem Genick am Fuße des Baumes liegen. Zur Erinnerung an diese Freveltat wurde dann an dieser verkehrsreichen Wegekreuzung das Mahnmal errichtet.

Das Wegkreuz von Ziegelhausen.

Digitized by Google

Über die altnordische Entsprechung einer Bodenseesage.

(Graf Gero von Montfort.)

Von Alexander Haggerty Krappe.

Dem Leser dieser Zeitschrift wird vermutlich Gustav Schwabs gleichnamiges Gedicht vertraut sein[1]. Der Dichter selbst gab dazu den folgenden Kommentar[2]:

> Graf Gero, der Familie von Montfort angehörig (2. Hälfte des 11. Jahrhunderts) und Herr von Pfullendorf, beschloß im höheren Alter, der Welt zu entsagen und in dem Kloster Petershausen dem Himmel zu leben. Voll Sehnsucht nach dieser Ruhestätte entdeckte er am See, auf einer Reise begriffen, sein Vorhaben dem Abte jenes Klosters, setzte sich mit ihm zu Schiffe und segelte dem Hafen zu; aber ihn sollte noch eine stillere Ruhestätte aufnehmen. Er ward noch auf der Fahrt schwer krank, und an der schmalen Landzunge, die unweit Konstanz sich ins Wasser streckt und schon damals das Eich-Horn hieß, starb der Greis im Schiffe, das jetzt den Toten wiegte, wie es einst den Säugling gewiegt hatte; denn er war zu Schiff auf dem Bodensee geboren. Seine Hülle ward an der Stätte seiner Sehnsucht, zu Petershausen, bestattet.

Soweit mir bekannt, hat man noch nicht auf die ziemlich genau übereinstimmende Parallelerzählung hingewiesen, die sich in Snorri Sturlusons Heimskringla findet. Der isländische Chronist erzählt folgendes[3]:

[1] Gedichtet 1826 (Morgenblatt, 20. XII. 1826); wiederabgedruckt in Karl Simrock, Rheinsagen aus dem Munde des Volks und deutscher Dichter, Bonn, 1857, p. 432; J. Waibel und H. Flamm, Badisches Sagenbuch. Sagen des Bodensees, des oberen Rheintals und der Waldstädte. Freiburg i. Br., 1898, p. 20 ff.

[2] Gustav Schwab, Der Bodensee nebst dem Rheintale von St. Luziensteig bis Rheinegg. Stuttgart, Tübingen, Cotta, 1827, p. 120; cf. Waibel-Flamm, op. cit., p. 22.

[3] Haralds Saga hárfagr., c. 37 (Thule, II. Reihe, 14. Band, p. 128).

Digitized by Google

Als König Harald Schönhaar (2. Hälfte des 9. Jahrhunderts) fast 70 Jahr war, bekam er noch einen Sohn von einem Mädchen, das Thora Mostarstange hieß, denn ihr Geschlecht war gebürtig aus Mostarö ... Als nun die Zeit kam, wo Thora ihr Kind erwartete, da wollte sie zu König Harald gehen. Er weilte damals in Seim, sie aber war in Mostarö. So fuhr sie auf Jarl Sigurds Schiff nach Norden. Sie lagen die Nacht am Lande, und da gebar Thora an einer Klippe nahe dem Ende der Landungsbrücke ein Kind. Das war ein Knabe. Jarl Sigurd besprengte ihn mit Wasser und nannte ihn Hakon nach seinem Vater, dem Jarl Hakon von Lade.

Es handelt sich um den späteren König Hakon den Guten (935—961) von Norwegen. Derselbe bestieg den Thron kurze Zeit nach Harald Schönhaars Tode, mußte ihn aber gegen die Söhne eines älteren Bruders verteidigen. Im Jahre 961 kam es zur letzten Schlacht bei Fitje (unweit Hardanger). In derselben errang Hakon zwar den Sieg, wurde aber tödlich verwundet. Um Snorris Erzählung zu folgen[4]:

König Hakon ging auf sein Schiff und ließ dort seine Wunde verbinden, aber das Blut rann so stark aus ihr, daß man es nicht stillen konnte, und als der Tag zu Ende ging, da fiel der König in Ohnmacht. Er sagte dann, er wolle auf sein Krongut nach Aarstad fahren, aber als sie an die Hakonklippe kamen, da legten sie dort an, denn der König lag im Sterben. Da rief er seine Vertrauten zu sich und sagte ihnen, wie er sein Reich geordnet haben wollte ... „sollte mir aber vergönnt sein", schloß er, „noch eine Weile zu leben, dann möchte ich doch noch aus dem Lande zu christlichen Männern ziehen und dort büßen, was ich gegen Gott sündigte. Sterbe ich aber doch hier unter Heiden, dann laßt mir die Bestattung zuteil werden, die euch scheint".

Bald darauf starb der König Hakon an derselben Klippe, an der er geboren war ...

Untersuchen wir zunächst Schwabs Quelle. Die Sage vom Grafen Gero von Monkfort findet sich in der Zimmernschen Chronik[5]:

„Uf ain zeit wollt er (Geros Vater) mit seinem gemahel von Monkfort herab gen Pfullendorf raisen ... do war sie aber ganz schwanger und groß leips; nichts destoweniger do raifet der graf uf dem Bodensehe herab und fur biß gen Constanz zu dem Aichhorn, ist ain ser schens und lustigs weldlin ... Wie sie nur an dasselbig ort kamen, das sonst ain lustigs und schens wesens sommers zeiten, do ward der grefin im schiff wehe zum kindt, und wiewol man sie in der eile daselbst usetzen und der gespür nach handlen wollt, iedoch nach

[4] Hakon. Saga Góða, c. 32 (Thule, 10c. zit.; p. 169). Vgl. auch § 29 der sogenannten „großen" Saga von Olaf Tryggvasson.

[5] Ed. K. A. Barack (Bibliothek d. Lit. Vereins, Bd. XCII), II, 283 f.; Freiburg i. Br., Tübingen, 1881, II, 238 f. Vgl. Werner Schulze, Gustav Schwab als Balladendichter, Berlin, 1914 (Palaestra, CXXVI), p. 96 f.

Digitized by Google

dem willen Gottes do gepar sie ain schönen son im schiff." — Als Gero alt, schwach und lebensmüde geworden, beschließt er zu Petershausen in den Orden zu treten, „und fur darvon den sehe abhin nach Petershausen, der mainung, sein überig zeit daselbst zu verschleißen. Wie sie nun den Bodensehe herab komen zum Aichhorn, da der graf ainest vor vil jaren war geborn worden, do het der allmechtig ain benüegen an seiner krankhait, das er gleich daselbst im schiff verschiede".

Über die überraschende Übereinstimmung der Bodenseesage mit dem Bericht Snorris sind weitere Bemerkungen kaum nötig. Selbst der erbauliche Unterton — das fromme Ende des Helden — findet sich in der nordischen Erzählung wieder, der Streitbarkeit des alten Norwegerkönigs ungeachtet. Wie ist nun diese Übereinstimmung zu erklären? Natürlich wird niemand auf den Gedanken kommen, Snorris Werk sei zur Zeit der Abfassung der Zimmernschen Chronik, d. h. in der Renaissance, am Bodensee bekannt gewesen. Auch an altes germanisches Erbgut ist kaum zu denken, wenigstens nicht ohne Einschränkung und Vorbehalt: der christlich-erbauliche Ton ist ja beiden Fassungen gemeinsam. Ich glaube, der wahre Grund ist in der Gemeinsamkeit gewisser, vielleicht allgemein menschlicher, jedenfalls bei den germanischen Völkern gut belegter Vorstellungen zu suchen.

So singt das größte Denkmal angelsächsischer Zunge vom „Findling" Skyld, dem Ahnherrn der Dänen, der als Kind auf einem Schilde, auf einer Garbe schlafend, ans Land getrieben kam und dann nach einem tatenreichen Leben auf einem mit Schätzen beladenen Schiffe sich ins Meer hinaustreiben ließ, dem unbekannten Lande zu, von dem er einst gekommen. Schon Jakob Grimm hatte mit dieser echt germanischen Überlieferung die vielleicht keltische Schwanrittersage verglichen; die zugrunde liegende Vorstellung ist jedenfalls die gleiche. Ferner ist der weitverbreiteten Sage vom Kinde zu gedenken, das in einer Kiste ans Land geschwommen kommt[6], und des alten Brauchs des Schiffbegräbnisses[7]. Sie alle weisen auf dieselben alten Vorstellungen, denen der Dichter diese unsterbliche Form verliehen:

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.

[6] Vgl. E. Cosquin, Etudes folkloriques, Paris, 1922, p. 199 ff. Die Vorstellung ist übrigens „psycho-analytisch" behandelt worden; vgl. Otto Rank, The Myth of the Birth of the Hero. New York, 1914 (das deutsche Original mir unzugänglich), p. 55 ff. Über die angewandte „Methode" ist wohl jeder Kommentar überflüssig.

[7] A. F. Major, Ship Burials in Scandinavian Lands and the Beliefs that underlie them. Folk-Lore, XXXV (1924), p. 113—50.

Digitized by Google

Vom Irrlicht.

(Ein Bericht aus der Pfalz.)

Von **Ernst Christmann.**

Der große und für naturwissenschaftliche Dinge so sehr aufgeschlossene Goethe berichtet in „Dichtung und Wahrheit" eingehend über eine nächtliche Erscheinung, die wir als eine Irrlichtmenge auffassen dürfen; er beobachtete sie 1768 auf einer Reise von Frankfurt am Main nach Leipzig.

„Wir waren zur Allerheiligenpforte hinausgefahren und hatten bald Hanau hinter uns, da ich denn zu Gegenden gelangte, die durch ihre Neuheit meine Aufmerksamkeit erregten, wenn sie auch in der jetzigen Jahrszeit wenig Erfreuliches darboten. Ein anhaltender Regen hatte die Wege äußerst verdorben, welche überhaupt noch nicht in den guten Stand gesetzt waren, in welchem wir sie nachmals finden; und unsere Reise war daher weder angenehm noch glücklich. Doch verdankte ich dieser feuchten Witterung den Anblick eines Naturphänomens, das wohl höchst selten sein mag, denn ich habe nichts Ähnliches jemals wieder gesehen noch auch von andern, daß sie es gewahrt hätten, vernommen. Wir fuhren nämlich zwischen Hanau und Gelnhausen bei Nachtzeit eine Anhöhe hinauf und wollten, ob es gleich finster war, doch lieber zu Fuße gehen, als uns der Gefahr und Beschwerlichkeit dieser Wegstrecke aussetzen. Auf einmal sah ich an der rechten Seite des Wegs in einer Tiefe eine Art von wundersam erleuchtetem Amphitheater. Es blinkten nämlich in einem trichterförmigen Raume unzählige Lichtchen stufenweise übereinander und leuchteten so lebhaft, daß das Auge davon geblendet wurde. Was aber den Blick noch mehr verwirrte, war, daß sie nicht etwa still saßen, sondern hin und wieder hüpften, sowohl von oben nach unten als umgekehrt und nach allen Seiten. Die meisten jedoch blieben ruhig und flimmerten fort. Nur höchst ungern ließ ich mich von diesem Schauspiel abrufen, das ich genauer zu beobachten gewünscht hätte. Auf Befragen wollte der Postillon zwar von einer solchen Erscheinung nichts wissen, sagte aber, daß in der Nähe sich ein alter Steinbruch befinde, dessen mittlere Vertiefung mit Wasser angefüllt sei. Ob dieses nun ein Pandämonium von Irrlichtern oder eine Gesellschaft von leuchtenden Geschöpfen gewesen, will ich nicht entscheiden."

Wenn die Naturwissenschaft um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Möglichkeit des Bestehens von Irrlichtern abzuleugnen versucht, dann spricht

Digitized by Google

schon dieser gewiß unanfechtbare Bericht für ihr Vorkommen und auch die Antworten, welche auf einen in der Pfalz versandten Fragebogen eingingen, stimmen dazu. Versandt wurde ein Fragebogen des Atlas der deutschen Volkskunde mit Fragen:

1. nach der „Bezeichnung für die über Sümpfen und feuchten Bodenstellen nachts auftretenden Lichterscheinungen",
2. nach dem Aussehen derselben und
3. „Was erzählt man sich im Dorf über die Ursache dieser Erscheinung?"

Unter den rund 740 pfälzischen Schulorten erhielten 450 den Fragebogen; aus 186 kamen auf die das Irrlicht betreffenden Fragen bestimmte Angaben.

Außer den im „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens" von H. Bächtold-Stäubli aufgeführten Namen treten auch noch andere auf. Freilich steht „Irrlicht" („Arr-, Errlicht") allen weit voran; denn 126 von den genannten 186 Gemeinden kennen diese Benennung, 70 sagen „Irrwisch" („Arr-, Errwisch"), darunter 26 neben „Irrlicht", sieben „Nachtwisch", darunter zwei auch zugleich „Irrlicht" oder „Irrwisch"; für je eine wird „Nachtlicht", „Sumpflicht" (neben Irrlicht), „Leuchtwürmchen" gemeldet, die zwei benachbarten Orte Wolfstein und Rutsweiler sprechen nach einem zwischen ihnen eingegangenen Dorf vom „Allweiler Licht", in Niederkirchen bei Deidesheim sagt man von den auftretenden „Flämmle", daß verfluchte Personen nach ihrem Tod „feierig laafe" (feurig laufen) müssen, und drei Orte sprechen von „Geld-" oder „Goldglut" oder „Geldfeuerchen". Endlich scheinen drei Dörfer anders geartete Erscheinungen als die andern zu meinen; von ihnen soll noch besonders gehandelt werden.

Ich muß aber noch etwas Wesentliches nachtragen: Durch Befragen meiner 14—20jährigen Schüler an der deutschen Aufbauschule erhielt ich noch ein halbes Dutzend Belege für die Benennung des Irrlichts als Irrwisch; vor allem aber ergab sich aus ihren Auskünften, daß durch die ganze Pfalz hin — auch in den Orten, die vom Irrlicht und seinem Namen Irrwisch gar nichts oder nichts mehr wissen — Irrwisch in übertragenem Sinn verwendet wird, nämlich: 1. für einen unruhigen, ruhelosen, fahrigen Menschen, besonders ein Kind; 2. für einen, der viel umherstreunt, besonders einen Jugendlichen und 3. als tadelnde Benennung für ein Kind oder ein schon mehr erwachsenes Mädchen mit stark zerzaustem, unordentlichem Haar. Niemals aber ist Irrlicht in solcher oder ähnlicher Bedeutung in der Pfalz anzutreffen. Daraus ergibt sich 1. daß das tiefer in unserm Volkstum verwurzelte Irrwisch bei uns der ältere Name ist, Irrlicht aber der später eingedrungene (damit wird auch das Nebeneinander von Irrlicht und Irrwisch verständlich, das wir in einer Reihe von Dörfern vorfanden) und 2. daß die Erscheinung, welche den Namen veranlaßte, einmal verbreiteter gewesen sein muß; die zunehmende Trockenlegung und Kultivierung nasser Böden macht das verständlich.

Wenden wir uns nun den Angaben zu, welche über die Erscheinung des Irrlichtes gemacht werden, so geben die weitaus meisten Beantworter der Fragebogen als Ort, wo sie zu beobachten ist, an: feuchte Wiesen, Sumpf-

Digitized by Google

wiesen, sumpfige Waldstellen, stehendes, aber seichtes Wasser, zuweilen wird ganz bestimmt der „Stockweiher" (zu Krottelbach), der Abwässer aufnehmende „Altrheingraben" (bei Frankenthal), die „Gehlweed" („Geilweide" zwischen Meckenheim und Friedelsheim) genannt. Nur ausnahmsweise kommt einmal die Angabe: „Nicht an Sumpf und feuchte Bodenstellen gebunden", und auf diese Bemerkung werde ich noch einmal zurückkommen.

Wie sieht das Irrlicht aus? 1. Vor allem beschreibt man es immer wieder als Flämmchen, manchmal genauer „wie eine Kerzenflamme"; seine Farbe ist meist blau oder bläulich, aber auch bläulich-gelb, feuerrot, gelb und grün. Fast immer paßt dazu, daß das Flämmchen über dem Boden schwebt; zweimal heißt es genau: in einer Höhe von 70 cm, bzw. in Manneshöhe; das Schweben ist aber selten ein ruhiges Stehen, was freilich auch vorkommt, sondern eine Bewegung über den Boden hin, ein Wandern, ein Kommen und Gehen, Steigen und Sichsenken, Hüpfen, Flackern, Tanzen, Zucken um eine Stelle her, ein Hochsteigen, ein Aufblitzen und plötzliches Verlöschen gleich dem Schein einer elektrischen Taschenlaterne. Nichts anderes ist wohl gemeint, wenn ein Auskunftgeber die Erscheinung „bewegliches Licht, das dauernd seine Gestalt wechselt", nennt. Diese Darstellungen stimmen sehr gut zu dem, was Goethe beobachtete.

2. Eine andere Art von Leuchten meinen aber wohl die Berichte, die es mit Lampenschein, einer trüben Laterne, leuchtendem Nebel, einem Lichtfleck oder mit Glühwürmchen vergleichen oder einen „verschwommenen Glast" nennen und ihm eine runde Gestalt, die Form einer Sonne oder Kugel zuschreiben, die Größe mit einem Markstück oder Fußball angeben oder von Funken sprechen. Hier scheint weniger ein Irrlicht, als das Leuchten faulen Holzes oder anderer phosphoreszierender Gegenstände gemeint zu sein, zumal auch ausdrücklich gemeldet wird: „Nicht an sumpfige und feuchte Bodenstellen gebunden", wie oben gesagt ist.

3. Recht mythisch klingt: das Irrlicht sehe aus „wie schwebende Jungfrauengestalten" oder „wie schwarze menschliche Gestalten, die beim Anrühren erscheinen". Das ist weniger wirkliche Beobachtung, als durch das Vergrößerungs- und Verwandlungsglas der Gespensterfurcht Gesehenes, vielleicht auch nur reiner Phantasie entsprungen, die etwas „sagen hörte".

Über das Verhalten dem Menschen gegenüber besagen die meisten Antworten: Das Irrlicht führe nächtliche Wanderer in die Irre, locke vom Weg ab, führe die Leute in den Sumpf, erschrecke die Leute. Dann kommen Angaben, die es schon verpersönlichen: Es winke und locke, „sitze hinten auf dem Wagen bei nächtlicher Fahrt", schlage einzelnen Leuten ins Gesicht, und endlich folgen ganz abergläubisch-mythische Angaben: Es begleite Menschen nach Hause, bitte oft um Erlösung, fahre mit einem großen Wagen umher, und in dieser Richtung bewegen sich dann die Geschichten, die man vom Irrlicht erzählt; ich füge sie später an.

Wenn auch eine ganze Anzahl Auskunftgeber betont, daß man „früher Furcht vor dem Irrlicht hatte, heute nicht mehr", daß „die jetzige Generation kein Irrlicht mehr sieht", daß man wohl noch vor 40 oder 50 Jahren,

Digitized by Google

bis etwa 1870 vom Irrlicht gesprochen habe, jetzt aber nicht mehr, dann stehen dem wieder Angaben in großer Menge gegenüber, welche noch ganz dem alten Volksglauben entsprechen, nämlich in bezug auf die Ursache und Erklärung der Erscheinung: So sind folgende Angaben über den Ort, wo Irrlichter auftreten, zu bewerten: Die Stelle eines Unglücks, eines Verbrechens, eines Mordes, eines Selbstmordes, Platz, an dem jemand im Sumpf ertrunken ist. Dazu stimmt dann die Auffassung vom Wesen der Sache selbst; die Irrlichter sollen sein: Geister ruheloser Toter, Seelen von Frevlern, umherirrende Seelen, besonders Seelen ungetauft gestorbener Kinder, Ermordete, die umgehen, bis die Schuld gesühnt ist, verwünschte Seelen, unerlöste Seelen, büßende Geister; zum mindesten sollen die Lichter von Geistern angezündet sein oder man gibt farbloser an: „Hier soll es spuken", „hier geht ein Geist um" oder ein Gespenst; einigemale wird ausdrücklich — und damit im Gegensatz zu den meisten anderen Angaben — versichert, diese Geister seien „nicht böse".

Trennten wir oben die unter Ziffer 2 gemachten Angaben, von denen unter Ziffer 1 als nicht auf Sumpfgas-Irrlichter bezüglich, dann stimmt auch dazu, daß einige Antworten in den Fragebogen von der Stelle, wo das Leuchten auftritt, behaupten: „Hier liegt (nach dem Volksglauben) ein Schatz begraben", „da ist Geld begraben", da sei „im Dreißigjährigen Krieg Geld begraben worden", man müßte „unversprochen" hingehen um das Geld zu erhalten (aus Gumbsweiler), und dazu gesellen sich und damit erklären sich nun auch die oben gegebenen Namen „Geld-, Goldglut, Geldfeuerchen". Hier wird die Grenze der Erscheinung „Irrlicht" überschritten und wir gelangen in den Bereich der Schatzsagen; Dr. Grünenwald teilt auf die Frage nach dem Irrlicht ausdrücklich aus Dernbach bei Annweiler eine solche mit und gebraucht deswegen auch den Namen „Schatz"- oder „Goldfeuer" statt Irrlicht: Es glühe still im Boden und werde zum Goldschatz für den, der ihn zu heben verstehe; gütige Geister hätten ihn angezündet; auch der Hund mit feurigen Augen und Feueratem auf der schwarzen Kiste im Schloß Scharfeneck hüte einen Goldschatz.

Eine ganz abweichende Darstellung unserer Erscheinung, die wir oben als Flämmchen kennen lernten, die auf jeden Fall immer in ihren Ausmaßen als klein dargestellt wurde, kommt aus Ludwigswinkel an der Südgrenze der Pfalz; dort erzählt man vom „feurigen Drachen", der in der Luft schwebt, über Berg und Tal geht und den Wanderer erschreckt; er ist 4 bis 5 Meter lang und wie ein Wiesbaum (Heubaum) gestaltet". Auch das hat kaum mit dem eigentlichen Irrlicht etwas zu tun.

Nun seien noch Geschichten angefügt, wie man sie vom Irrlicht oder einer verwandten Erscheinung berichtet; ich ordne sie so, daß sie zunächst vom Irrführen (Nr. 1 und 2), dann von Brandspuren (3 bis 5), vom Anrufen des Irrlichtes (6 und 7), von unerklärlichem Leuchten (8 und 9) und dann recht Abenteuerliches erzählen; in Klammern füge ich immer den Namen des Beantworters des Fragebogens bei, der die Geschichte mitgeteilt hat, und den Namen des Ortes, aus dem sie stammt:

Digitized by Google

1. Vor dem Kriege fuhr ein Zimmermann von Walschbronn (Lothringen) nach Kröppen. Als er an den Zollstock kam, sah er plötzlich im Feld ein „Errlicht". Er rief: „Wenn du de Antichrist bischt, so komm herüber und leicht mer (= ‚leuchte mir')!" Sofort war das Licht hinter seinem Wagen. Im Schein des Lichts fuhr er die ganze Nacht durch, kam aber nicht nach Hause. Als es Tag wurde, stand er mit seinem Gefährte mitten in der Walschbronner Gemarkung. (Schaaf, Hauptlehrer, aus Kröppen.)

2. Ein Mann (um 1870) ging Besenreiser schneiden; dabei hatte ihn die Dunkelheit überrascht. Als er aus dem Wald trat, sah er in der Richtung zum Dorf ein Licht. In der Annahme, es sei ein Licht von einem bekannten Haus, ging er darauf zu. Das Licht wanderte immer voraus. Er ging bis zum Tagesanbruch und befand sich eine Stunde Wegs weit vom Ort. Die Last wurde ihm jedoch nicht schwer. Er war auch nicht sehr ermüdet. (Weingarth, Schulamtsbewerber, aus Ehweiler.)

3. Eine Botenfrau sah plötzlich in ihrer Nähe ein bläuliches Flämmchen hüpfen. Sie rief: „Irrwisch, brenn Stroh!" Der Irrwisch flog langsam auf sie zu, und als sie forteilte, ihr immer nach bis an ihr Haus; am nächsten Tag sah die Frau, daß ihr Rocksaum verbrannt war. (Frau Anna Huber, aus Meckenheim.)

4. Vor 120 Jahren gab es in unsern Tälern viele große Wöge und Sümpfe, von dorther wird noch von Irrlichtern gesprochen. Sie erschienen als kleine Flämmchen, die manchmal vor dem Wanderer hergingen, untertauchten und wieder erschienen. Ein Mann rief einem solchen Flämmchen zu: „Nachtwisch, Nachtwisch, Hawwerschtroh! Dein Seel wärd nimmeh(n) froh!" worauf das Flämmchen dem Mann nachging ins Haus und ein Loch in die verschlossene Türe brannte. (Riesbeck, Oberlehrer, aus Erfweiler bei Dahn.)

5. Ein Mann üblen Rufes wollte in seinem Hause einen Irrwisch beschwören mit den Worten: „Errwisch, Errwisch, Hawwerstroh, ha (= ‚haue!') mer de Arsch blizzeblo!" als die Haustür aufflog, die dann den eingebrannten Abdruck einer menschlichen Hand auswies. (Würtz †, Gutsbesitzer, aus Hochspeyer.)

6. Die Leute erzählen sich: Wenn man ein solches Licht sieht, soll man nichts sagen und weitergehen. Andere sagen den Spruch: „Nachtwisch, Nachtwisch, Hawerschtroh, werschd meiner Seele nimmer froh!" (Schreieck, Lehrer, aus Pleisweiler.)

7. Ein betrunkener Bauer ließ sich von einem Irrlicht heimführen. Es verlangte 10 Kreuzer. Daheim wollte der Bauer das Irrlicht um das Geld betrügen und ging zur Scheuer hinein. Das Irrlicht drohte: „Wenn Du mir das Geld nicht gibst, mußt Du es büßen". Dem Bauer wurde angst. Er brachte das Geld. Seit der Zeit ist das Irrlicht verschwunden. (Postel, Lehrer, aus Krottelbach.)

8. Beim Alsenztal-Bahnbau (vor 1855) gingen drei Burschen, die dabei arbeiteten, nachts auf die Baustelle, um unbemerkt an ihren Handkarren ein Paar bessere Räder zu stecken, die sie von einem anderen Karren weg-

Digitized by Google

nahmen und mit ihren schlechten vertauschten. Beim Heimgehen sahen die drei Schuldigen am Altenhöfer Stich eine hohe Flamme, die die dahinterliegenden Felsen grellrot beleuchtete. Die Burschen eilten rasch vorbei, sahen dunkle Gestalten am Feuer sitzen, fanden aber am nächsten Morgen keine Spur von einer Brandstelle, sondern nur grünen Rasen. (Würtz †, Gutsbesitzer, aus Hochspeyer.)

9. Die Auskunftgeberin, 78 Jahre alt, erzählte, als junge Frau sei sie einmal vor Weihnachten morgens zwischen 6 und 7 Uhr im nahen Wald gewesen Holz sammeln. Ganz plötzlich sei es für einige Augenblicke ganz hell geworden; sie sei zwar erschrocken, aber gefürchtet habe sie sich nicht. (Herkel, Lehrer, aus Drehenthalerhof bei Otterberg.)

10. Man erzählt sich im Dorf, der Teufel hat dort seine Schmiede und zerschlägt all die Menschenherzen zu Geistern, ferner:

Ein Geist hat eine Fackel. Er reitet auf einer Ziege über die feuchten Wiesen. Er hält die Fackel nahe an den Boden. Da entzünden sich die Lichter und schimmern bläulich. Dann reitet er zurück zu einem großen Wagen, der auch von Ziegen gezogen wird. Darauf sitzen alle Geister. Sie fahren durch die Nacht immer den Lichtern nach. Wenn sie einen Menschen sehen, überfallen sie ihn und nehmen ihn mit. (Ulrich, Hauptlehrer, aus Albsheim an der Eis.)

11. Man erzählt sich im Dorf über die Ursache dieser Erscheinung: Ein Schloß hätte dort gestanden, goldene Wägen ständen dort. (Ziehmer, Lehrer, aus Reipoltskirchen.)

In Fr. W. Hebels „Pfälz. Sagen, Neue Folge", stehen auch drei Berichte über Begegnungen mit Irrlichtern:

1. Seite 27: „Der Irrwisch im Landstuhler Bruch" wird von einem, seine Wiesen wässernden, alten Manne aus Mühlbach im Bruch am Abend erblickt und angerufen: „Irrwisch, wenn Du mir nach Hause leuchtest, zahle ich Dir 4 Kreuzer." Er leuchtet ihm bis zur Haustür. Der Alte aber dachte: „Zu Hause bin ich und geben tu ich Dir nichts." Doch der Irrwisch tobte so am Fenster, bis die 4 Kreuzer dort lagen, und verschwand dann im Dunkel der Nacht.

2. Seite 28: „Die geneckten Irrwische" werden von einem Baalborner auf den Lüßwiesen gesehen und vom Fenster aus angerufen:

„Errwisch, Errwisch, Hawwerstroh,
Dei(n) armi Seel wird nimmer froh!"

Sie erfüllen die Stube mit Feuer, ein schrecklicher Knall ertönt, eine Ohrfeige wirft den Mann um. Seitdem sind die Irrlichter von den Lüßwiesen verschwunden.

3. Seite 25: „Der Fuhrmann und das Irrlicht" hat einen Mann aus Ranschweiler zum Helden, der in der Nacht mit abgetriebenen Pferden heimwärtsfährt, einen Reihscheitbruch erleidet, ein in der Ferne sichtbares Licht mit: „Holla hopp!" anruft und alsbald von einem Irrlicht geleuchtet erhält, so daß er den Wagen instand setzen kann. Aber der Helfer fährt dann auf

Digitized by Google

dem Wagen mit, läßt sich auch durch Peitschenhiebe nicht vertreiben und setzt sich schließlich im Stall auf das „Reff" (die Raufe) der Pferde, bis der alte Vater hinzukommt, die rußige Stallampe hin- und herschwingt und ruft: „Irrlicht, hast Du mir geleuchtet, so leuchte Gott ins Himmelreich!" Da fliegt das Angerufene in die Nacht und ruft mit froher Stimme: „Jetzt bin ich erlöst!"

4. Seite 73 bis 75 bietet Hebel drei Schatzsagen; hier spielen auch „eine kleine, bläuliche Flamme", „ein mächtiges Feuer" in einem Bodenloch und ein Licht, das auf dem Boden hinschwebt, eine Rolle; kleine Männlein hüpfen um jenes Feuer. Eine Schatzhebung mißlingt, weil der Bauer zu früh sein befriedigtes: „So, jetzt hemmer 'ne" (jetzt haben wir ihn), spricht. Eine Sage gibt als Mittel zur Hebung an: sich in tiefstem Schweigen nahen, mit einem reinen, noch nie gebrauchten leinenen Tuche, dessen weißes Garn eine reine Jungfrau gesponnen hat, die Flammen geräuschlos zudecken; dann sieht man den Schatz und kann ihn heben.

Es bedarf keiner Rechtfertigung, wenn ich dem Bericht über das, was der Fragebogen für den Atlas der deutschen Volkskunde für die heutige Pfalz über das Irrlicht zutage brachte, einen Blick in die von Karasek-Strzygowski herausgegebenen „Sagen der Deutschen in Galizien" anfüge"; denn die über 150 Ortschaften in Galizien (heute „Klein-Polen") von Krakau bis zum Buchenland hin umfassen unter den rund 45 000 Deutschen 38 000 Pfälzer. Der Name Pfälzer ist in bezug auf ihre heutige Mundart vollauf gerechtfertigt, ihrer Herkunft nach freilich stammen sie nur zum größeren Teil aus dem Bereich pfälzischer Mundart zwischen Rhein, Saar und Hunsrück, zum kleineren aus südwestdeutschen Nachbarlandschaften dieses Raumes. Das kann uns aber nicht daran hindern, einen Vergleich anzustellen. Da nämlich diese Auswanderer schon 150 Jahre dort am Nordfuß der Karpathen sitzen und Deutsche in der Fremde in der Regel Älteres getreuer bewahrt haben als die Heimat, vermag uns ein solcher Vergleich vielleicht noch weiter zu führen, zum mindesten kann er die Ergebnisse unserer Untersuchung bestätigen.

Die genannte Sagensammlung enthält auf Seite 91 ff. mehr als ein Viertelhundert Berichte über Begegnungen mit Irrlichtern, also ein ansehnliches Material. Meist wird auch hier der Name Irrlicht oder mundartlich „Errlicht" gebraucht, oft aber auch „Errwisch" und einmal „Errlämpche" (Irrlämpchen). Wir schließen daraus, daß schon zur Zeit der Abwanderung jener Siedler, also um 1780, das weiter oben für die heutige Pfalz herausgestellte Nebeneinander von Irrlicht und älterem Irrwisch schon vorhanden war. Auch diese Erzählungen lassen das Irrlicht bald als harmlos erscheinen, ja zuweilen gefällig, indem es einem im Dunkeln leuchtet, freilich dafür belohnt sein will, bald auch als bösartig und gefährlich, besonders wenn man ihm den Lohn vorenthält, meist aber indem es auf jeden Fall irreführt; auch hier kann es Brandspuren in Handform hinterlassen. Die uns schon bekannte Auffassung der Erscheinung als Seelen von Verstorbenen, besonders Übeltätern oder ungetauft verstorbenen Kindern, deckt sich

Digitized by Google

mit der schon dargelegten pfälzischen. Neu ist, daß solche Seelen durch dreimalige Anrufung im Namen Gottes oder dreimaliges Befragen erlöst werden können, und die starke Hervorkehrung von menschlichen oder tierischen Gestalten des Irrlichtes begegnete bei uns nicht.

Stellten wir oben aus Ludwigswinkel eine ganz aus dem Rahmen der andern Berichte herausfallende Zeichnung des Irrlichtes in Gestalt eines „feurigen Drachen" heraus, dann kennt das pfälzisch-galizische Bandrow eine Geschichte: „Es wäre einmal ein Errwisch geflogen und hätt' geleicht (geleuchtet) wie e Drach' (wie ein Drachen)".

Die „Sagen der Deutschen in Galizien" enthalten ferner Seite 282 ff. 18 Erzählungen über das „Goldfeierche" (Goldfeuerchen) und bringen so auch einen der Namen der etwas anders gearteten Erscheinung, die wir für die Pfalz als etwas Besonderes herausstellten. In diesen Sagen aus Galizien wird fast immer zunächst von einem nächtlich brennenden Feuer erzählt, bei dem Männer oder Männchen sitzen; Vorbei- oder Dazukommende erbitten Glut, die sich nachträglich als Gold, meist in Form von Goldstücken, erweist. Oder: ein an einer Stelle vergrabener Gold- oder doch Geldschatz leuchtet zur Nachtzeit wie ein Feuer; die Hebung gelingt nur „unberedd" (unberedet, das ist unter völligem Schweigen) oder durch Einwerfen eines Rosenkranzes in das Feuer.

Was wir für die Pfalz auf Grund der Beschreibung der Erscheinungen in eigentliche Irrlichter oder Irrwische und Schatzfeuer schieden, ist von Karasek-Strzygowski in den Sagen in zwei weit auseinandergerückte Sagengruppen abgeteilt. Damit findet eine Unterscheidung, die ich vor dem Bekanntwerden mit den galizischen Sagen machte, durch diese eine erfreuliche Bestätigung.

Zum Schlusse darf ich sagen: Wenn wir in der Pfalz nicht bloß durch Fragebogen auf die von uns besprochenen Erscheinungen bezügliche Sagen festgestellt, sondern so wie in Galizien von Ort zu Ort persönlich nachgeforscht und besonders ergiebige Personen ausfindig gemacht hätten, wären wir wohl auch zu einem reicheren Ergebnis an Erzählungen gekommen. Aber auf diese kam es uns ja nicht in erster Linie an, sondern auf Berichte über Ort und Wesen der Erscheinung selber, und zwar eigentlich nur der, die wir Irrlicht nennen; was dabei von „Gold-, Geldfeuern" mitberichtet wurde, war Nebenergebnis, beruhte eigentlich auf Verwechslung der Fragebogen-Beantworter.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

Volkskundliches Schrifttum über das Südostdeutschtum.

Das Deutschtum des Südostens setzt sich zusammen aus den mittelalterlichen Siedelungen in Siebenbürgen, in der Zips und im Gottscheer Land und aus den Siedelungen des 18. und 19. Jahrhunderts, die im wesentlichen zur Auffüllung der von den Türken verwüsteten Gebiete dienten. Letztere Gruppe wird gewöhnlich unter dem Namen Donauschwaben zusammengefaßt, doch ist diese Bezeichnung irreführend, da an dem großen Kolonisationswerk fast alle süd- und mitteldeutschen Stämme beteiligt waren. Schwaben waren nur ein Teil davon. Bei der Ansiedlung ergaben sich durch das Zusammentreffen der verschiedenen deutschen Stämme teils Volkstumsmischungen, teils aber wurde der stammliche Charakter mehr oder weniger rein gewahrt, so daß wir heute hessische, pfälzische, schwäbische, alamannische, bayrische und ostfränkische Dörfer nebeneinander finden. Diese Siedelungen sind für die Volkskunde und Mundartforschung außerordentlich wichtig, da einesteils die Probleme der Volkstumsmischung unter besonders günstigen Verhältnissen verfolgt werden können, und da sich andernteils mehr als in der Urheimat die alten Formen des Volkstums verhältnismäßig rein erhalten haben. Während die älteren deutschen Volksgruppen im Südosten ein reiches wissenschaftliches Schrifttum aufweisen, blieben die jüngeren donaudeutschen Siedelungen von der Volkstumswissenschaft lange Zeit fast unbeachtet. Im letzten Jahrzehnt hat allerdings die donaudeutsche Volksforschung stark eingesetzt. — Von den Zeitschriften sind hier in erster Reihe zu nennen die „Neuen Heimatblätter", herausgegeben von Richard Huß (Schriftleitung Dr. Franz Basch, Budapest XI, Badacsonyi-ucca 23, jährlich vier Hefte, 6 RM.). Jakob Bleyer gründete im Jahre 1929 die Deutsch-Ungarischen Heimatblätter, um eine Sammelstelle für die donaudeutsche Volksforschung und die Geschichte der deutsch-ungarischen Beziehungen zu schaffen. Es ist eine Zeitschrift von ganz beachtlicher Höhe geworden, die sich bald besonderer Schätzung erfreute. Nach seinem Tode wird diese Zeitschrift seit dem Jahre 1935 von seinen Freunden und Schülern unter anderem Namen „Neue Heimatblätter", aber im gleichen Geiste weitergeführt. Der Banater deutsche Kulturverein in Temeschburg hatte eine ähnliche Zeitschrift, die „Banater Deutschen Kulturhefte", herausgegeben, die aber nicht die Bedeutung der Bleyerschen Heimatblätter erreichten und nach fünfjährigem Bestehen (1927—31) wieder eingingen. In gewissem Sinn eine Fortsetzung bilden die seit 1933 erscheinenden „Banater Monatshefte", herausgegeben von Anton Valentin (Timisoara II. Ofcea 1, jährlich 8 RM.). Neben volkskundlichen und siedelungsgeschichtlichen Heften bringen diese Monatshefte jedoch auch Gedichte, Dramen, Novellen und Stimmungsbilder und zeitgeschichtliche Abhandlungen. Bei den literarischen Arbeiten darf nicht immer der strenge reichsdeutsche Maßstab angelegt werden. Wesentlich ist dabei, daß die verhältnismäßig junge deutsche Intelligenzschicht überhaupt eine Möglichkeit zu literarischer Betätigung in deutscher Sprache hat. — Auch die deutsche Volksgruppe in Südslawien hat eine Zeitschrift für deutsche Volkstumspflege herausgebracht, den „Volkswart", herausgegeben vom Schwäbisch-Deutschen Kulturbund in Neusatz. Leider hat diese volkstümlich gehaltene, aber gediegene Zeitschrift gerade jetzt nach dem dritten Jahrgang ihr Erscheinen vorläufig eingestellt.

Digitized by Google

Zur Ergänzung der „Neuen Heimatblätter" erscheint in Budapest eine wissenschaftliche Schriftenreihe, in der bis jetzt zwei Arbeiten erschienen sind. 1. Heinrich Réz, Bibliographie zur Volkskunde der Donauschwaben. 156 S., Budapest 1935 (Kultura-Verlagsgesellschaft, Budapest XI, Badacsonyi-ucca 23), 5 RM.

Die Zusammenstellung von 1438 Nummern zeigt, daß doch zahlreiche Vorarbeiten auf diesem von der Forschung lange vernachlässigten Gebiete vorhanden sind, allerdings viele in alten und sehr abgelegenen Quellen und teils in magyarischer Sprache. In 342 weiteren Nummern ist das volkskundliche Schrifttum des Burgenlandes und des anschließenden deutschen Sprachgebiets Ungarns gesondert zusammengetragen. Mit dieser und einer früheren Veröffentlichung („Bibliographie der deutschen Volkskunde in den Karpathenländern") gibt Réz die erste volkskundliche Bibliographie der Deutschen auf dem Gebiete des alten Ungarns (außer Siebenbürgen), die ein unentbehrliches Hilfsmittel für die immer kräftiger einsetzende donaudeutsche Volksforschung ist. 2. Rudolf Hartmann, Die Schwäbische Türkei im 18. Jahrhundert. 82 S., Budapest 1935, 2,50 RM. Es ist dies die erste zusammenfassende Darstellung des größten, fast geschlossenen deutschen Sprachgebiets in Ungarn, der „Schwäbischen Türkei". Diese historisch-geographische Untersuchung behandelt vor allem das Jahrhundert der Ansiedelung, sie ist aber meist bis in die Gegenwart weiter geführt. Sie enthält wertvolle volkskundliche und siedlungsgeschichtliche Angaben und fesselt durch eine lebendige Darstellung.

Von den zahlreichen Monographien, die eine donaudeutsche Siedelung behandeln, sei auf folgende verwiesen: Hedwig Bauer, Nagy-Árpád, Mundart und Sitten. 144 S., 17 Abb., 3 Karten, Universitäts-Druckerei Dunántúl, Fünfkirchen 1933. Das bereits 1333 erwähnte Dorf Nagy-Árpád bei Fünfkirchen wird nach der Zerstörung während der Türkenzeit von dem Grundherrn, dem Bischof von Fünfkirchen, seit 1731 neu besiedelt und zwar im wesentlichen mit württembergischen Schwaben aus der Gegend des oberen Neckar- und Donaulaufes, wie aus Mundart, Wortschatz und Sippennamen überzeugend erschlossen wird. Einige fränkische Ansiedler sind im schwäbischen Volkstum aufgegangen, ohne in der Mundart Spuren zu hinterlassen. Neben der Darstellung der voralamannischen Mundart gibt Verfasser im zweiten Teil ein Volkskundelexikon, das die volkskundlichen Erscheinungen in abecelicher Reihenfolge aneinanderreiht.

Der letzte große Kolonisator des Südostens, Josef II., gründete in den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts eine ganze Reihe von deutschen Ansiedelungen, die jetzt in diesen Jahren ihr 150. Bestehen feiern. Im letzten Sommer (1936) konnten 13 Gemeinden in der Batschka dieses Fest begehen. Aus diesem Anlaß erschien in fast jeder Gemeinde ein Heimatbuch, das neben der Ortsgeschichte und den Listen der Ansiedler mit den Herkunftsorten (eine Fundgrube für die Sippenforschung!) auch viel Volkskundliches enthält.

Dr. H. Grund, Szegedin.

Julius Gréb: **Zipser Volkskunde.** Kesmark und Reichenberg: Verlag der Anstalt für sudetendeutsche Heimatforschung, 1932, XII, 342 S., 39 Abb. und 36 zum Teil farbige Tafeln.

Der Verfasser gibt eine zusammenfassende Volkskunde jener deutschen Siedelungen im Südosten der Hohen Tatra, die seit dem 12. Jahrhundert in einem längeren Siedlungsvorgang vorwiegend von mitteldeutschen Auswanderern geschaffen wurden und deren Einwohnerzahl sich heute auf rund 45 000 beläuft. Die Zipser, ein kluger und zäher Menschenschlag, haben dem ungarischen Staate eine außerordentlich hohe Zahl von Beamten, besonders für die geistigen Berufe, gestellt. Im Gegensatz zu den Siebenbürger Sachsen, denen sie unter allen auslanddeutschen Gruppen am nächsten stehen, bestand aber für die Zipser durch die mit

Digitized by Google

dem sozialen Aufstieg verbundene Loslösung vom Heimatboden vor dem Kriege die Gefahr, das jahrhundertelang bewahrte deutsche Volkstum zu verlieren und magyarisiert zu werden. Nach der Zuordnung der Zips zur Tschechoslowakei nach dem Kriege ist jedoch hier wieder eine stärkere völkische Bewegung entstanden.

Mit dem vorliegenden Band will der Verfasser aus genauer Kenntnis der Einzeltatsachen und unter Verwendung geschichtlichen Stoffes eine Darstellung der Zipser Volkskunde geben, die in volkstümlichem Ton gehalten ist, da sie für weitere Kreise bestimmt ist und besonders der Jugend als Wegweiser für weiteres Forschen dienen soll. Er behandelt: 1. Volkscharakter, 2. Aberglaube und Sage, 3. Sitte und Brauch, 4. Sprache und Dichtung, 5. Haus und Dorfanlage, 6. Volkstracht, und versucht dabei durch Vergleiche mit andern deutschen Stämmen die Wesenszüge des Zipser Volkes herauszuarbeiten.

Der Charakter der Zipser ist tatsächlich in jeder Hinsicht gesund zu nennen. Hier hat sich im Gegensatz zu andern südostdeutschen Gruppen, wo größerer Wohlstand herrscht, weder Neigung zum Lebensgenuß noch das Einkindsystem entwickelt. — Im Volksglauben und Brauchtum läßt sich vieles bis in die altgermanische Vorstellungswelt zurückverfolgen. Allerdings ist auch hier manches davon nur noch in der Erinnerung der älteren Generation oder als sprachliche Versteinerung in einer Redensart lebendig, da Industrialisierung und Verstädterung in den letzten Jahrzehnten auch hier auflösend wirkten. Infolge der jahrhundertelangen Berührung mit den Slowaken und Polen sind gelegentlich auch Elemente oder Bezeichnungen aus dem slawischen Volkstum übernommen worden.

Der Abschnitt über Sprache und Dichtung ist besonders reichhaltig. Die verschiedenen Zipser Mundarten werden beschrieben und ihre schlesischen, bayrischen, hessischen und ripuarischen Merkmale herausgearbeitet. Bemerkenswert ist, daß die Städte manches altdeutsche Wort, besonders im gewerblichen Leben, bewahrt haben, während in den Dörfern slawische Lehnwörter leichter Eingang gefunden zu haben scheinen. Über das rein Lautliche hinaus ist die Volkssprache gebührend berücksichtigt. Eine reiche Auswahl der Volksdichtung sowie der in der Zips seit langem gepflegten Mundartdichtung schließt sich an. Die Verwendung einer Lautschrift wäre vorteilhaft gewesen.

Die Untersuchungen über die Haus- und Dorfanlagen weisen auf mitteldeutsche, insbesondere ostmitteldeutsche Parallelen. Doch ist weder damit noch mit den Ergebnissen der Mundartvergleichung ein eindeutiger Hinweis auf die Urheimat der Zipser gegeben. Es kommt für sie das große Gebiet des Mitteldeutschen in Frage, in dem sich erst durch genauere historische Untersuchungen etwa auch an Hand der Familiennamen einige engere Auswanderungsgebiete werden bestimmen lassen.

Die Männertracht in der Zips nahm sich schon seit dem 17. Jahrhundert die Tracht der ungarischen Adligen und später die ungarische Honveduniform zum Vorbild, während die Frauentracht ihren deutschen Charakter im ganzen bewahrte, eine Erscheinung, die man beim Donaudeutschtum allenthalben findet. Die deutsche Frauentracht hat sich auch in einigen Gemeinden erhalten, die heute gänzlich slawisiert sind. — In einem abschließenden Abschnitt gibt Gréb Richtlinien zur Volkstumspflege. Eine Karte der Zips mit einem dreisprachigen Ortsverzeichnis und ein Sachregister ist beigegeben. — Grundsätzlich ist zu dem Buch zu sagen, daß es der älteren Auffassung der Volkskunde entwachsen ist, da es sich im wesentlichen auf die Wiedergabe der Volksüberlieferung beschränkt. Die Darstellung der Entwicklung des deutschen Volkstums, seiner Abgrenzung und seines Kampfes in der fremden Umwelt kommt zu kurz; als Materialsammlung ist es jedoch ein wertvoller Beitrag zur auslanddeutschen Volkskunde.

H. Grund, Szegedin.

Digitized by Google

Edmund Wießner: **Kommentar zu Heinrich Wittenwilers Ring.** (Deutsche Literatur, herausgegeben von H. Kindermann), Leipzig 1936, Philipp Reclam, 331 S., geb. 9 RM.

Wittenwilers Ring hat für die Volkskunde große Bedeutung. Er ist, wie die meisten Schriften des Mittelalters, von der Volkskunde nicht genügend ausgewertet und von der deutschen Philologie zu stiefmütterlich behandelt. In Wirklichkeit ist die Dichtung für die Erkenntnis deutschen Volkstums im Mittelalter von großem Wert. Alles, was wir z. B. an Hochzeitsbräuchen im Nibelungenlied, in der Gudrun und sonst meist nur in Andeutungen oder kurzen Ausführungen haben, ist hier großenteils breiter behandelt. Wir sehen vor allem eines: Die Christianisierung deutschen Volkstums ist bei den höheren Gesellschaftsschichten der Stadt schon viel weiter als bei den hier geschilderten Bauern. Der Kommentar gibt zu der Dichtung gute Hinweise auf einschlägige Schriften und Erklärungsvermerke. Der Volkskunder würde da und dort gerne noch weitere Ausführungen haben, doch nehmen wir dankbar hin, was hier geboten wird, und hoffen, daß es anregt zu neuen Arbeiten über diesen alamannischen Dichter.

Robert Mielke, **Siedlungskunde des deutschen Volkes und ihre Beziehung zu Menschen und Landschaft.** 2. neubearbeitete Auflage, 1936. Mit 114 Abb., geh. 6,60 RM., Leinen 8 RM., München, J. F. Lehmann.

Mielkes Buch hat sich schon in der ersten Auflage als brauchbares Handbuch erwiesen. Die Neuauflage zeigt allerlei Verbesserungen. Mielke versteht es, in leicht verständlicher Form einen klaren Überblick über die verschiedenen Siedlungsformen in Deutschland zu geben und damit gute kulturgeschichtliche Betrachtungen zu verbinden. Das Buch kann deshalb weiten Kreisen empfohlen werden.

Mielke ist mit seinen volkskundlichen Hausforschungen m. W. zum erstenmal hervorgetreten mit einer Arbeit über den Giebel des sächsischen Bauernhauses im Jahre 1892, seither arbeitete er ständig weiter. Die zusammenfassenden Schriften der letzten Jahre haben große Verbreitung gefunden. Den unermüdlichen Forscher hat weit von seiner Heimat Berlin weg, unerwartet in Freiburg i. Br., der Tod ereilt.

Eugen Fehrle.

August Lämmle, **Brauch und Sitte im Bauerntum.** Hort deutscher Volkskunde, Band 2. Schriften des Bundes für deutsche Volkskunde. Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter & Co., 1935, 71 S.

In dem Büchlein spricht der Verfasser vom Wesen und Sinn bäuerlichen Brauchtums und zeigt dann, wie es ein Stück des bäuerlichen Lebens selbst ist. Es formt dieses und trägt letztlich gerade durch die „vaterländischen Volksfeste" mit dazu bei, den Bauern bewußt hineinzustellen in die große Gemeinschaft, sein Volk und seinen Staat. Der dritte Abschnitt bringt dann noch allerlei Bräuche und Sitten aus dem bäuerlichen Jahr. Daß der Verfasser dazu vielfach eigene Jugenderinnerungen erzählt, zeigt, wie eng er selbst mit den Dingen verbunden ist und wie sie ihm wirklich ans Herz gewachsen sind.

Dr. Luise Vogel, Edingen am Neckar.

Bernhard Pier, **Rassenbiologische Betrachtungsweise der Geschichte Frankreichs.** 1935. 63 S.

Bernhard Pier, **Rassenbiologische Betrachtungsweise der Geschichte Englands.** 1935. 55 S. Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M.

Beide Bücher muß man zusammen lesen. Sie geben weit mehr, als ihr kurzer Umfang vermuten läßt. Es ist eine ausgezeichnete, strenge Zusammenfassung des Wichtigsten aus Geschichte, Kunst, Literatur und Wissenschaft der beiden Länder.

Digitized by Google

Man wünschte manchmal mehr darüber zu lesen. Aber gerade die Beschränkung des Verfassers, sich hier das eine oder andere Anziehende bewußt versagt zu haben, um die große Linie zu bewahren, ist besonders zu begrüßen. Die biologischen Gesichtspunkte der Betrachtungsweise sind überall voll und ganz gewahrt. Beide Büchlein sind dringend jedem zu empfehlen, der sich mit Geschichte seines Landes oder mit Volkskunde beschäftigt. Gerade das Verständnis unserer westlichen Nachbarn ist für uns hier ja besonders in diesem Grenzlande wichtig. Und nur eine genaue Kenntnis des rassenmäßigen Unterbaues der einzelnen Völker kann uns zum Verstehen ihrer kulturellen und völkischen Reaktionsweise verhelfen.

Dr. Hellmuth Lehmann, Edingen am Neckar.

Friedrich Pfister, **Deutsches Volkstum in Glauben und Aberglauben.** Deutsches Volkstum, 4. Bd. Berlin und Leipzig 1936, Verlag W. de Gruyter, 161 S.

Dieses Buch ist eine klare Darstellung der Grundformen, Wurzeln und Einflüsse des deutschen Volksglaubens. Pfisters Bewertung der germanisch-deutschen Grundlage, bei deren Erforschung er im Gegensatz zu Jan de Vries, Altgermanische Religionsgeschichte, 1 (1935), der Volkskunde mit Recht eine sehr wichtige Rolle zuschreibt, ist, wie auch seine Beurteilung der Fremdeinflüsse, objektiv und in ihrer Grundhaltung völkisch. Seine religionswissenschaftliche Untersuchungsmethode wird dem Aufriß des Volksglaubens an sich gerecht; daß freilich einige seiner Begriffe, wie z. B. Exorzismus oder Orendismus, zur Erschließung des Gehaltes des deutschen Volksglaubens in keiner Weise ausreichen, ist klar. Man sollte solche Begriffe aus der volkskundlichen Erörterung ausschließen, da sie ja keineswegs an den Wesenskern germanisch-deutscher Gläubigkeit heranführen und nur falsche Folgerungen hervorrufen können. Unverständlich bleibt ferner die Tatsache, daß der Verfasser durchaus richtig den Begriff „Aberglaube" als zu sehr standortsgebunden zurückweist und ihn andererseits im Titel beibehält.

Fritz Heeger, **Pfälzer Volksheilkunde.** Neustadt a. d. Weinstraße 1936, Verlag D. Meininger, 144 S.

Dr. med. Heeger hat in dieser Arbeit, unter Hinzuziehung des Nachlasses seines Vaters, zahlreicher Brauchbücher und Zuschriften, Krankheit und Heilung im pfälzischen Volksbewußtsein dargestellt. Mit kluger Bescheidung hat er die Fragen des Ursprungs und der Fremdeinflüsse der Krankheitsvorstellungen nur im Einzelfall gestreift und in den Mittelpunkt die Krankheitsbilder, ihre Beurteilung und die angewandten Heilmaßnahmen gestellt. Verfasser und Buch verdienen für die anschauliche Darstellung und die volkskundige Klarlegung volle Beachtung.

Heidelberg. Siegfried Hardung.

Gustav Ehrismann, **Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters.** 1. Teil: Die althochdeutsche Literatur, zweite Auflage, 1932. 2. Teil: Die mittelhochdeutsche Literatur. 1. Frühmittelhochdeutsche Zeit (1922). 2. Blütezeit (1927). Schlußband (1935).

Diese Geschichte der deutschen Literatur von der ältesten Zeit bis zum Ausgang des Mittelalters ist unentbehrlich für jeden, der sich mit der deutschen Kultur vor 1500 beschäftigt. Ehrismanns Literaturgeschichte in vier Bänden ist ein Teil des Handbuches des deutschen Unterrichts an Höheren Schulen, das Adolf Matthias begründet hat. Sie ist aber keineswegs nur für Schulen und Lehrer bestimmt, sondern ist für jeden Forschenden ein unentbehrliches Hilfswerk. Ehrismann kam es nicht darauf an, da und dort eigene Forschungen oder die einer bestimmten Schule besonders hervorzukehren. Er hat das Schrifttum nach den Quellen durch-

Digitized by Google

gearbeitet, alles Wesentliche, was darüber geschrieben ist, dabei verwertet, mit gesundem Urteil es kurz dargestellt und gekennzeichnet. Seine Arbeit ist überall ein zuverlässiger, getreuer Führer, dem man sich gerne anvertraut.

Die Volkskunde hat bisher das deutsche Mittelalter viel zu sehr vernachlässigt. In den mittelalterlichen Gedichten, vom Nibelungenlied bis zu Wittenwilers Ring, ist wertvoller Stoff für die Erkenntnis deutschen Volkstums. Wir sehen dort germanische Sitte, die zwar schon teilweise christliche Färbung hat oder schon ganz christlich geformt ist, oft aber sich wehrt gegen christliche Formung und Färbung. Jedenfalls ist das Germanisch-Deutsche oft noch klar zu erkennen. Ich habe dies für ein Sondergebiet zu erweisen versucht in meinem Buch „Deutsche Hochzeitsbräuche" (Diederichs, Jena 1937).

Wo man im mittelalterlichen Schrifttum anfängt zu forschen, hat man das Empfinden, in Neuland vorzustoßen. Wohl gibt es da und dort Arbeiten über die Dichtungen und Prosawerke, für die Volkskunde aber ist das meiste noch zu schaffen. Bei solchen dringenden und verlockenden Arbeiten ist Ehrismanns Literaturgeschichte ein ausgezeichneter Führer.

Eugen Fehrle, **Deutsche Hochzeitsbräuche**, mit Bildtafeln und 3 Bildern im Text, 79 S., Jena 1937, Diederichs, geb. 1,80 RM. (Selbstanzeige.)

Das Büchlein gibt eine Darstellung der wichtigsten Hochzeitssitten. Seine Abschnitte handeln über: Hochzeit, Hochzeitskleid, Vom germanischen Brauch zur christlichen Hochzeitsfeier, Erwartung der Hochzeit im Kinderspiel und Liebesbrauch, Verlobung, Hochzeitstage, Einladen zur Hochzeit, Hochzeitsbitter, Dorfgemeinschaft, Morgensuppe, Maien und Hochzeitssträuße, Kranz, Brautkrone, Mai, Brautschleier, Vorspannen, Hochzeitsrätsel, Tanz, Festessen, Hochzeitsschuhe, Kuß, Ring, Allerlei Volksglaube.

Es kam mir darauf an, die Weltanschauung zu zeigen, die zu solchen Bräuchen geführt hat. Manche Hochzeitssitten können wir bis in die germanische Frühgeschichte weit über die Germania des Tacitus zurückverfolgen, bis zur Bronzezeit, also bis ins 2. Jahrtausend v. Chr. Im Mittelalter setzt eine starke Überfremdung unserer Hochzeitssitten durch Mittelmeerkultur und Kirche ein. Es ist sehr lehrreich, die verschiedenen Weltanschauungen zu verfolgen, die den germanisch-deutschen und den später geänderten Hochzeitssitten zugrunde liegen. Ein solcher Längsschnitt durch unsere Kultur scheint mir für das Verständnis völkischen Werdens und seine Bedrohung wertvoller als allgemeine Erörterungen über diese Probleme.

Eugen Fehrle, **Deutsche Feste und Jahresbräuche**, vierte, neubearbeitete und erweiterte Auflage, mit 45 Bildern, 116 S., Leipzig 1936, Teubner, geb. 3,60 RM. (Selbstanzeige.)

Dies Buch war seit 1934 vergriffen. Ich habe es stark umgearbeitet und geändert. Den Anhang über Geburt, Hochzeit und Tod habe ich weggelassen. Dafür konnten mehr Erläuterungen zu den Jahresfesten beigefügt werden. Bei der umfassenden Aufgabe, die die früheren Ausgaben erfüllen sollten, mußte ich mich wesentlich auf die Darstellung beschränken. Jetzt konnte ich daneben mehr auf die Erklärungen eingehen. Ich suchte dabei vor allem die Ursprünge unserer Feste und Bräuche aus der seelischen Haltung und den Vorstellungen unserer germanischen Ahnen zu ergründen und klarzulegen. Dabei zeigt sich, was immer wieder betont werden muß, daß germanische Frühgeschichte und deutsche Volkskunde aufs engste zusammenarbeiten müssen.

Das Buch ist auch nach Größe und Ausstattung der früheren Auflage überlegen. Möge es im neuen Gewand ebensoviele Freunde finden wie die früheren Auflagen.

Digitized by Google

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde, herausgegeben von Gustav Jungbauer, 9, 1936. Prag, Calwesche Universitätsbuchhandlung.

Diese gutgeleitete Zeitschrift enthält wertvolle Aufsätze und Mitteilungen über die verschiedensten Gebiete der Volkskunde: Brauch, Märchen, Kunst, Sage, Namen, Geschichte der Volkskunde. Wer wissenschaftlich in der Volkskunde arbeitet, darf an dieser Zeitschrift nicht vorbeigehen.

Kalender der Auslandsdeutschen, herausgegeben vom Deutschen Auslandsinstitut, Stuttgart-S, Danziger Freiheit 17.

Dieser Kalender, der zum Preis von nur 3 RM. zuzüglich Porto zu haben ist, gibt in Bild und Wort eine gute Einführung in die Welt der Auslandsdeutschen in den verschiedenen Erdteilen. Es wäre sehr wünschenswert, daß er in recht vielen deutschen Familien hinge und immer wieder an die großen Aufgaben erinnerte, die das Auslandsdeutschtum uns stellt.

Friedrich Behn, **Altgermanische Kunst,** dritte vermehrte Auflage mit 56 Bildtafeln, München 1936, J. F. Lehmann, geh. 3,60 RM.

Behns Buch gibt eine ausgezeichnete Einführung in die altgermanische Kunst. Schon die Bildtafeln zeigen, daß diese Kunst auf einer bedeutenden Höhe stand. Behn erläutert in kurzen Ausführungen die Bilder. Ein solches Buch allein genügt, um das auch heute noch nicht ganz verstummte Gerede von der „Primitivität" unserer germanischen Vorfahren zu widerlegen.

Otto Reche, **Rasse und Heimat der Indogermanen.** München 1936, J. F. Lehmann, 216 S., 113 Bilder und 5 Karten.

Reche, der Professor für Rassen- und Völkerkunde an der Universität Leipzig ist, gibt hier eine klare, einleuchtende und zuverlässige Einführung in die Probleme der Rassenkunde und der Heimat unserer Vorfahren. Er verfolgt sie bis zu den Urſitzen der indogermanischen Stämme. Das Buch gibt dem Forscher viele neue Gesichtspunkte und wertvolle Zusammenfassung. Es ist aber so geschrieben, daß es auch einem Laien verständlich ist.

Oswald A. Erich und Richard Beitl, **Wörterbuch der deutschen Volkskunde,** unter besonderer Mitarbeit von Otto Bramm, Anneliese Bretschneider, Wilhelm Hansen, Nikola Michailow und Wolfgang Schuchhardt. 864 S., 158 Abbildungen und 6 Karten (Kröners Taschenausgabe, Band 127/128), Leipzig, Alfred Kröner, 6,50 RM.

Ein kleineres, zusammenfassendes Wörterbuch der deutschen Volkskunde ist längst von der Forschung gewünscht worden. Es entspricht einem dringenden Bedürfnis. Das vorliegende Wörterbuch aber erfüllt die Wünsche des Forschers und die des Lehrers nur zum Teil. Das mag teilweise daran liegen, daß es ein erster Versuch in dieser Richtung ist, andererseits ist es wohl etwas übereilt zusammengestellt worden. Es entspricht auch in dem, was es gibt, und in dem, was es nicht gibt, nicht überall den Aufgaben, welche die Volkskunde heute an uns stellt.

Klaus Thiede, **Das Erbe germanischer Baukunst im bäuerlichen Hausbau,** mit 150 Bildern, 12 Grundrissen und 1 Karte, Hamburg 1936, Hanseatische Verlagsanstalt, 152 S.

Dies Buch erfreut schon beim Durchblättern durch die nach Aufnahme und Wiedergabe hervorragenden Bilder germanisch-deutscher Baukunst von Skandinavien bis Tirol. Kurze Erläuterungen sind beigegeben. Da und dort bleiben Wünsche. Das Schwarzwaldhaus z. B. dürfte in einer Neuauflage eingehender berücksichtigt werden. Doch im Ganzen kann das schöne und gute Buch warm empfohlen werden.

Digitized by Google

Richard Wossidlo, **Mecklenburgische Volksüberlieferungen**, Bd. 4, **Kinderreime**, 1. Teil, Rostock, Carl Hinstorfs Verlag, o. J., 291 S.

Von den mecklenburgischen Volksüberlieferungen, die Wossidlo sammelt und herausgibt, sind bisher erschienen: Band 1: Rätsel; Band 2: Die Tiere im Munde des Volkes; Band 3: Kinderwartung und Kinderzucht; Band 4: Kinderreime.

Wenn Wossidlo Herausgeber ist, brauche ich kein Wort des Lobes hinzuzufügen, denn sein Name bürgt für Gediegenheit und zuverlässiges Forschen. Wer über Kinderreime arbeitet, muß das Buch unbedingt beiziehen, aber ebensogut, wer Jahresbräuche, Volksvorstellungen, Volksdichtung und alle möglichen anderen Gebiete der Volkskunde bearbeitet.

Ludwig Neundörfer, **Heidelberg, wie es war und wie es ist**, mit 12 Federskizzen von Ivo Puhonny, Essen, Essener Verlagsanstalt, 84 S.

Dieses niedliche Büchlein gibt einen schönen Einblick in das Leben der Neckarstadt, von der so viel Anregung für Wertung und Erhaltung unseres Volkstums ausgegangen ist.

Josef Strzygowski, **Spuren indogermanischen Glaubens in der Bildenden Kunst.** Heidelberg 1936, Carl Winter, 496 S., 362 Abbildungen.

Strzygowski faßt in diesem Buche Ergebnisse seiner langjährigen Forschungen zusammen und erweitert sie durch neue Anregungen und Hinweise. So weitschichtig und tiefschürfend, wie im allgemeinen die Arbeiten des Verfassers, ist auch dieses Buch. Ich nenne einige Worte aus den Überschriften, um zu zeigen, welch große Gebiete das Buch, das von der Vorzeit bis in unsere Tage führt, umfaßt: Bauen, Handwerk, Werkart, Bauzwecke, Zierat, Geometrische Zeichen, Naturgebilde, Der Mensch als Sinnbild, Held und Heiliger, Kuppel, Rundbau, Achteck, Reihenform, Strahlenform, Der Nordmensch, Das Vogelmotiv, Blut.

Alle Zweige der Geisteswissenschaften werden in diesem Buche Anregungen finden. Überallher werden auch Widersprüche kommen. Auf alle Fälle wird das Buch unsere Forschung befruchten. Das ist sein Verdienst.

Badische Flurnamen, im Auftrage des Bad. Flurnamenausschusses hrg. von Eugen Fehrle. 1. Bd., 484 S., Heidelberg 1935, Carl Winter. (Selbstanzeige.)

Im Jahre 1911 habe ich angefangen mit dem Sammeln, Ordnen und Gestalten der Flurnamenforschung in Baden. Bald haben sich viele Mitarbeiter gefunden, besonders unter den Volksschullehrern. Jedes Dorf und jede Stadt wird bei uns in Baden von einem ortskundigen Manne bearbeitet. Alle Sammlungen werden vor ihrer Herausgabe dem Badischen Flurnamenausschuß in Heidelberg vorgelegt, dort von sachkundigen Forschern der verschiedenen Gebiete durchgesehen, dann mit dem Bearbeiter noch einmal durchgesprochen und schließlich zur Herausgabe fertig gemacht. Die Flurnamen jeder Gemeinde werden gesondert herausgegeben und sind auch als Einzelhefte oder Bände käuflich. Mehrere Hefte werden zu einem Band zusammengefaßt. Sie haben doppelte Seitenangaben, außen steht die Angabe der Seiten des Heftes, innen die Angabe der Seiten des Bandes. Nach Vollendung der Sammlung wird ein Band mit Wortweisern erscheinen. In ihm wird zur Vereinfachung auf die Seiten der Bände verwiesen werden. Im ersten Band liegen vor: Die Flurnamen von Gutmadingen, Amt Donaueschingen, bearbeitet von K. S. Bader; Die Flurnamen von Hildmannsfeld, bearbeitet von E. Huber; Die Flurnamen von Freiburg i. Br., bearbeitet von H. Wirth; Die Flurnamen von Wartenberg, Amt Donaueschingen, bearbeitet von K. S. Bader; Die Flurnamen von Rinklingen, Amt Bretten, bearbeitet von O. H. Bickel; Die Flurnamen von Diersheim, Amt Kehl, bearbeitet von Fr. Kößler.

Digitized by Google

Überall sind neben den amtlichen Namen die mundartlichen Formen verzeichnet und die geschichtlichen Benennungen, soweit sie aus Urkunden zu erschließen waren. Eine Karte der Flur ist beigegeben. Die Sammlung wird fortgesetzt. Der zweite Band ist großenteils fertig.

Charlotte Köhn-Behrens, **Wer kennt Germanien?** Herausgegeben unter Mithilfe von F. Genzmer, H. Hahne, O. Kunkel, H. Meyer, H. Mielke, G. Neckel, J. Pokorny, B. Freiherr von Richthofen, J. O. Scheel, E. Schröder, E. Schuchhardt, G. Schwantes, W. Unverzagt, W. Vogel, H. Zeiß. 120 S., 94 Textbilder und Karten. München 1934, J. F. Lehmann.

Das Buch gibt im allgemeinen gute Einblicke in die Frühgeschichte unseres Volkes. Es ist so geschrieben, daß auch der Nichtforscher es gerne beiziehen wird. Vor allem ist es für die Schulen verwertbar. Die Bilder sind gut. Neben den großen Ereignissen ist mehrfach auch das tägliche Leben behandelt worden.

Bruno Schier, **Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa.** (Beiträge zur Sudetendeutschen Volkskunde, 21. Band.) 456 S. mit zahlreichen Bildern und mehreren Karten. Reichenberg 1932, Sudetendeutscher Verlag, Franz Kraus.

Das Buch ist eine wesentliche Grundlage für die deutsche Hausforschung. Es behandelt das Dach, die Hauswände, den Grundriß, die Feuerstätten, die Stube, die Einrichtungsgegenstände, die Wirtschaftsgebäude mit größter Genauigkeit und auf Grund sorgfältiger wissenschaftlicher Forschung. Kein Volkskunder, der eingehender über das deutsche Haus und seine Geschichte arbeiten will, darf an diesem Buch vorbeigehen.

Ludwig Schmieder, **Chronik der Gesellschaft für Spinnerei und Weberei Ettlingen.** Ein Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte des Albtales und zur Geschichte der badischen Textilindustrie 1836 bis 1936. Karlsruhe 1936, G. Braun, 178 S. mit vielen Bildern.

Eine solche Chronik ist für den Volkskunder beachtenswert wegen der sozialen Wandlungen, die solche Großbetriebe an Stelle der Hausarbeit brachten, dann auch, weil sie klar zeigt, daß der einzelne Volksgenosse immer getragen wird oder sinkt mit dem Gesamtzustand seines Volkes.

Germanische Wiedererstehung, ein Werk über die germanischen Grundlagen unserer Gesittung, unter Mitwirkung von Klaudius Bojunga, Albrecht Haupt, Karl Helm, Andreas Heusler, Otto Lauffer, Friedrich von der Leyen, Josef Müller-Blattau, Claudius Freiherr von Schwerin, herausgegeben von Hermann Nollau. Heidelberg 1926, Karl Winter.

Auf dieses umfassende Werk habe ich in dieser Zeitschrift 4, 1930, 169, bei einer Besprechung der Volkskunst hingewiesen. Heute, wo wir die Verbindung mit dem Germanentum nach allen Seiten suchen und vor allem zeigen, wie germanisches Volkstum weiterlebt, möchte ich noch einmal auf das Buch verweisen. Es enthält zusammenfassende Abschnitte über Umwelt und Volksbrauch, Altgermanische Sittenlehre und Lebensweisheit, Germanische Rechtsgrundsätze, Religion, Tonkunst, Sprache, Dichtung. Gute Bilder sind beigegeben.

Otto Lauffer, **Land und Leute in Niederdeutschland.** 291 S., 8 Tafeln, Berlin, Walter de Gruyter, geb. 4,80 RM.

Lauffer ist mit ganzer Seele Niederdeutscher und deshalb befähigt, ein solches Buch zu schreiben. Der Streit, der sich an das Buch angeschlossen hat über die Frage, ob Lauffer die Grenzen des Niederdeutschen richtig gezogen habe, ist für die gesamtdeutsche Frage, die uns hier angeht, von geringer Bedeutung. Die

Digitized by Google

seelische Haltung des niederdeutschen Menschen ist in dem Buch gut geschildert. Da Lauffer ein guter Kenner deutscher Altertumskunde ist, hat er selbstverständlich die Spuren altererbten Volkstums mehrfach aufgezeigt.

Giuseppe Cocchiara, **L'anima del popolo italiano nel suoi canti con un' appendice di musiche popolari vocali di tutte le regioni d'Italia, compilata e commentata da F. Balilla Pratella,** Milano 1929, Ulrico Hoepli, 378 S.

Herder hat in seiner Sammlung „Stimmen der Völker in Liedern" schon klar erkannt, wie die Seele eines jeden Volkes in der Eigenart seiner Lieder Ausdruck findet. Was hier dargestellt wird, ist im Sinne Herders und für uns Deutsche zum Vergleich sehr lehrreich.

Karl Meisen, **Nikolauskult und Nikolausbrauch im Abendlande,** eine kulturgeographisch-volkskundliche Untersuchung (Forschungen zur Volkskunde, hrg. v. Georg Schreiber, Heft 9—12), Düsseldorf 1931. L. Schwann, 558 S. mit 217 Bildern und 2 Karten.

Meisen gibt zur Einleitung einen Überblick über den Nikolausbrauch und umgrenzt das Verbreitungsgebiet dieser Bräuche vor der Reformation. In den drei Hauptteilen erörtert er dann 1. Den kirchlichen Kult des hl. Nikolaus im Abendlande während des Mittelalters, 2. Den kirchlichen Kult und die Legende als Grundlage der volkstümlichen Heiligengestalt, 3. Den Volksbrauch der Einkehr des hl. Nikolaus nach seinem Ursprung und seiner Entwicklung. Ein Schlußstück behandelt Kerngebiete, Ausstrahlungsherde und Wanderwege des kirchlichen und volkstümlichen Nikolauskultus im Abendlande. In einem Anhang werden ungedruckte Texte veröffentlicht.

Das Buch gibt viel Stoff für die Nikolauslegende. Es ist aber seiner ganzen Haltung nach abzulehnen. Die Volkskunde hat die Aufgabe, zunächst den Ursprüngen des Brauches in unserer eigenen Kultur nachzugehen und dann zu untersuchen, ob und wie fremde Einflüsse bemerkbar sind. Meisen aber sucht, einer einseitigen kirchlichen Einstellung folgend, nachzuweisen, daß der Nikolausbrauch aus kirchlichen Anschauungen sich entwickelt habe. Das ist für viele Bräuche vollständig unmöglich, für andere mindestens unwahrscheinlich. Diese Einseitigkeit Meisens ist von der Forschung fast überall hervorgehoben und braucht deshalb nicht mehr näher erörtert zu werden.

Wolfgang Schultz, **Altgermanische Kultur in Wort und Bild,** drei Jahrtausende germanischen Kulturgestaltens. Gesamtschau, die Gipfel, Ausblicke. Mit 160 Bildern auf 80 Tafeln und einer Karte. 117 S. München 1934, J. F. Lehmann, geh. 6 RM., geb. 7,50 RM.

Schultz behandelt germanisches Volkstum durch einige Jahrtausende und bespricht dabei Brauch, Sitte, Dichtung, Musik, kurz, alle Kulturerscheinungen, kennzeichnet auch die germanische Religion und ihre Götter. In einem letzten Abschnitt: „Und wir" führt er aus, welche Bedeutung die Kunde der Frühzeit für die Gestaltung unseres Lebens hat. Das Buch hat schon viel Anregung gebracht und wird weiter in völkischem Sinne wirken, Schultz selbst ist uns durch einen allzu frühen Tod entrissen worden.

Jahrbuch für Volksliedforschung, im Auftrage des Deutschen Volksliedarchives mit Unterstützung von H. Mersmann, H. Schewe und E. Seemann hrg. von John Meier. Berlin 1928 ff., Walter de Gruyter.

Die ersten vier Jahrgänge dieser Forschungen liegen mir zur Besprechung vor. Sie enthalten wertvolle Beiträge zur Volksliedforschung, teilweise Einzeluntersuchungen, teilweise Erörterung grundsätzlicher Fragen aus allen Gebieten. Dieses Jahrbuch enthält die gründlichsten Auseinandersetzungen über die Fragen

Digitized by Google

des Volksliedes, die wir in Deutschland haben. Wohl behandeln alle volkskundlichen Zeitschriften Deutschlands das Volkslied mit, aber doch nur nebenbei und da und dort grundsätzlich. Deshalb muß jeder Forscher, der über das Volkslied arbeitet, das Jahrbuch beiziehen. John Meier ist der beste Kenner des Volksliedes und als solcher weit über Deutschlands Grenzen hinaus bekannt. Schon sein Name bürgt dafür, daß in seinem Jahrbuch nur gediegene Arbeiten Platz finden.

Deutsche Volkslieder mit ihren Melodien, hrg. vom deutschen Volksliedarchiv. Erster Band: Balladen. Unter Mithilfe von Harry Schewe und Erich Seemann gemeinsam mit Wilhelm Heiske und Fred Quellmalz hrg. v. John Meier. Lexikon-Oktav, 321 S. Berlin 1935, Walter de Gruyter.

Dieser Band Volkslieder enthält ein gut Teil der Lebensarbeit von John Meier. Es wäre müßig, ihm ein Wort des Lobes hinzufügen oder an Einzelheiten Kritik üben zu wollen. Wir haben hier eine gründliche wissenschaftliche Arbeit, wie sie wohl kaum ein Volk für dieses Gebiet vorweisen kann, und dürfen stolz sein auf eine solche gediegene deutsche Forschung, die die Grundlage für alle weiteren Arbeiten auf diesem Gebiete sein wird.

Deutsche Volkslieder aus dem rumänischen Banat, mit Bildern und Weisen, im Auftrage des deutschen Volksliedarchivs hrg. v. J. Künzig, Bilder von F. Ferch, Berlin 1935, Walter de Gruyter, 86 S.

Es ist dankenswert, daß der Verband deutscher Vereine für Volkskunde diese handliche und hübsche Sammlung fortsetzt. Künzig hat auf Studienfahrten im Südosten eine Reihe deutscher Lieder gesammelt und 61 davon in diesem schmucken Bändchen zusammengestellt.

Ernst Bargheer, **Eingeweide,** Lebens- und Seelenkräfte des Leibesinneren im deutschen Glauben und Brauch. 443 S. Mit 8 Tafeln und 8 Abbildungen im Text, Berlin 1931, Walter de Gruyter.

Das Buch ist eine wertvolle Einzeluntersuchung zum Volksglauben und zur Volksmedizin. Es zeigt auf einem Gebiet, wie deutscher und fremder Glaube und Brauch sich gemischt haben und wie daraus mit der Zeit ein weitverzweigtes System geworden ist, das teils auf alte Erfahrungen, teils auf alte Glaubensvorstellungen zurückgeht. Bargheers Buch wird die Grundlage für alle Forschungen auf diesem Gebiet sein.

Germanische Stammeskulturen der Völkerwanderungszeit, mit einer Einführung von Friedrich Behn, mit 40 Bildtafeln und einer Karte. München 1937, J. F. Lehmann.

Behn gibt einen kurzen Überblick über die germanischen Volksstämme und läßt dann prächtige Bilder folgen, die einen guten Einblick in das Kunstbedürfnis und die Haltung unserer Ahnen geben.

Hans Thoma, **Briefe an Frauen.** Hrg. v. Jos. Aug. Beringer. Stuttgart, Strecker & Schröder, 271 S., 16 Bilder, geh. 3,50 RM., geb. 4,80 RM.

H. Thomas innigster Freund, den er zu seinem Nachlaßverwalter bestimmt hatte, Aug. Beringer, hat sich durch Schriften über unseren Schwarzwälder Meister, durch Ausstellungen, Führungen und persönliche Weisungen mehr als jeder andere verdient gemacht um den großen Künstler. Immer kam es Beringer dabei auch darauf an, den großen, reinen Menschen Hans Thoma zu zeigen. Was hier Beringer in diesen Briefen vorlegt, ist eine wundervolle Ergänzung seiner früheren Darstellungen Thomas und zugleich ein schönes Bild deutscher Frauen.

Digitized by Google

Hans Hahne und Heinz Julius Niehoff, **Deutsche Bräuche im Jahreslauf**, mit 254 Tafeln, Halle (Saale) 1935. Zu beziehen durch die Landesanstalt für Volkheitskunde in Halle, Richard-Wagner-Straße 9/10.

Gut ausgesuchte Bilder geben eine reichhaltige Vorstellung der Volksbräuche während des Jahres in der Gegend von Halle. Es geht dort, wie überall in Deutschland: wo man zum Volke kommt, in den Gassen der Großstadt und im einsamen Dorf, trifft man noch Bräuche, die uns zu gemeingermanischen Vorstellungen zurückführen und die, wenn auch in Einzelheiten verschieden, so doch in der Grundidee vom Norden bis zum Süden dieselben sind. Jeder sieht sie nicht, nur wer geschult und volksverbunden ist, wird sie erkennen. Hier ist eine erstaunliche Fülle derartiger Bräuche gesammelt worden.

Adam Wrede, **Deutsche Volkskunde auf germanischer Grundlage**, mit Zeichnungen von Philipp Schmidt. Osterwieck (Harz) 1936, A. W. Zickfeldt, 158 S.

Übersichtlich und klar stellt Wrede hier Hauptergebnisse der deutschen Volkskunde zusammen: Siedlungsweise, Naturverbundenheit des Volkes, Volkstum und Gemeinschaftskreise, volkstümliche Nahrung, Tracht, Arbeitsweise und Arbeitsbräuche, volkstümliches Kunstschaffen, Glaube und Aberglaube, das kultische und festliche Jahr, Volkssprache und Volkserzählung, volkstümliche Lieder, Tänze und Spiele. Das Buch kann besonders für Lehrer und Schulen gute Anregungen bringen. Der Forscher findet Seite 145 ff. eine eingehende Aufzählung volkskundlichen Schrifttums. Die völkische Einstellung des Buches ist gut.

Volk am ewigen Strom. Zwei Bände mit zahlreichen Abbildungen im Text und auf Tafeln, hrg. v. Gottfried Henssen und Adam Wrede. Essen a. d. R. 1935, Westdeutsche Verlags- und Vertriebsgesellschaft, 1. Bd. 378 S., 2. Bd. 340 S.

Der erste Band ist von Wrede bearbeitet und erzählt von Arbeit und Leben am Rhein. Das Volkstum am ewigen Strom wird von der Frühzeit bis heute geschildert, Geschichte, Kunstschaffen, Volksbrauch, Bauernhaus, Familienkunde, Nachbarschaft, Arbeit und Arbeitsbrauch und Volksfest werden in anschaulicher Art für weite Kreise dargestellt.

Im zweiten Band schildert Henssen Sang und Sage am Rhein. Er schreibt von Riesen, Recken und Helden, heiligen Männern und Frauen, weltlichen und geistlichen Herren, schildert Denkmäler und Bräuche der Städte, Klöster, Gnadenorte, Schlösser und Adelshöfe, erzählt von den Hauptweingegenden im Rheinland, von Bauern und Handwerkern, fahrenden Leuten, Schelmen und Witzbolden, Schildbürgern und Narren, Teufeln und Teufelsbündnern, von Geistern und Drachen, von der Tierwelt im Volksmund.

Beide Bände sind gut und reich mit Bildern versehen und können in manchen Familien gern gesehene Hausbücher werden.

Volkslieder aus dem Böhmerwalde, hrg. v. Gustav Jungbauer, 648 S. In Kommission bei J. G. Calve, Prag (Das Volkslied in der Tschechoslowakischen Republik, hrg. von der Staatsanstalt für das Volkslied in der ČSR. C. Deutsche Lieder).

In sieben Lieferungen hat Jungbauer diese gründliche Sammlung der deutschen Lieder aus dem Böhmerwalde herausgegeben. Sie sind wichtige Zeugen dafür, daß deutsches Volkstum bei unseren Stammesbrüdern, die heute Bürger der Tschechoslowakischen Republik sind, lebendig ist. Die Forschung wird Jungbauer herzlichen Dank wissen für diese mühevolle und nach vieler Hinsicht ergebnisreiche Arbeit. In größeren Büchereien Deutschlands sollte dieser Volksliedband vorhanden sein.

Digitized by Google

S. R. Steinmetz, **Gesammelte kleinere Schriften zur Ethnologie und Soziologie,** Groningen, P. Noordhoff, 1. Band, 1928, 328 S. 2. Band, 1930, 481 S, 3. Band, 1935, 487 S.

Die Volkskunde hat mannigfache Beziehungen zur Ethnologie und zur Soziologie. Die Beziehungen zur Ethnologie sind allerdings vielfach so mißbraucht worden, daß man Erscheinungen der sog. Naturvölker gerne denen der europäischen Völker in der Frühzeit ihrer Entwicklung gleichsetzte und dabei den Kulturgehalt kaum beachtete, sondern die Schlüsse nur nach dem äußeren Bau oder etwaiger Gleichheit äußerlicher Verhältnisse zog. Die Verschiedenheit der Völker wurde dabei wenig berücksichtigt. Wir wissen heute, daß es Völkergedanken gibt, wie sie Bastian und viele andere bestimmt haben, d. h., daß manche Empfindungen und Gedanken der Menschen in der ganzen Welt ähnlich oder gleich sind. Man darf aber daraus nicht auf die Gleichheit, auch nicht auf die Gleichwertigkeit der verschiedenen Kulturen schließen. Die Forschungen von Steinmetz machen die Trennung zwischen Kulturstruktur und Kulturgehalt noch nicht in der Weise, wie wir sie durch eingehende Untersuchungen heute für wünschenswert halten, doch enthalten seine Arbeiten viel Stoff zur Weiterforschung.

Mein Heimatland. Badische Blätter für Volkskunde, Heimat- und Naturschutz, Denkmalspflege, Familienforschung und Kunst, im Auftrage des Landesvereines „Badische Heimat" hrg. v. Hermann Eris Busse, 22. Jahrg., 416 S., Freiburg i. Br. 1935, Haus Badische Heimat.

Diese Zeitschrift enthält mehrere gute Beiträge zur Volkskunde: Busse, Alemannische Volksfaßnacht; Eckstein, Die Herkunft volkstümlicher Brot- und Gebäckformen; Weckerle, Der Schwertletanz zu Überlingen; L. Schmieder, Das Bernauer Schwarzwaldhaus; K. J. Dold, Die ersten Bauernhöfe im Schwarzwalddorf Schönau; Eugen Fischer, Das Erbgut der Sippen und mehrere andere größere und kleinere Beiträge zur Volks- und Heimatkunde des badischen Landes.

23. Jahrgang 1936: Heimberger, Waffeleisen, ein Beitrag zur Volkskunst; Geierhaas, Sitten und Bräuche in Durbach; K. J. Dold, Sitten und Gebräuche in Schönwald; P. Schott, Eine Schutterwälder Hochzeit; E. Weckerle, Hochzeitsbräuche in Sipplingen; H. E. Busse, Der Schwarzwaldhof; H. Heid, Aus der Geschichte eines Renchtäler Bauernhofes; E. Sexauer, Der Steierthof im Hochschwarzwald; P. Dorer, Die Furtwanger Erbhöfe; W. Oswald, Die Hofmarken von Siensbach; A. Städele, Mundartforschung (Stahringen); H. Heimberger, Der Formenstecher von Reichartshausen; A. M. Renner, Hausinschriften in Gamshurst. Diese gut ausgestattete Zeitschrift kann warm empfohlen werden.

Badische Heimat, Zeitschrift für Volkskunde, Heimat-, Natur- und Denkmalsschutz, 22. Jahrgang, 1935: Offenburg und die Ortenau, hrg. v. Hermann Eris Busse, Freiburg i. Br., Haus Badische Heimat, 608 S.

Der Landesverein Badische Heimat gibt neben seiner Zeitschrift „Mein Heimatland" Jahrbücher heraus, die ein bestimmtes Gebiet des badischen Landes behandeln. Für das Jahr 1935 ist die Ortenau mit ihrer Hauptstadt Offenburg gewählt worden. Der badische Unterrichtsminister Otto Wacker gibt zunächst einen guten Überblick über Geschichte, Lage und Volkstum des Landteiles. Dann werden in Einzelaufsätzen von verschiedenen Verfassern neben geschichtlichen Durchblicken Einzelheiten der Gegend, wie Bauernhaus, Tracht, Mundart, Mühlen, Schlösser, Städte, Dichter, Volksglaube und anderes behandelt und durch schöne Bilder erläutert. Das Jahrbuch ist damit ein hübscher und lehrreicher Beitrag zur Volkskunde.

Wiener Zeitschrift für Volkskunde (vormals Zeitschrift für österreichische Volkskunde), hrg. vom Verein für Volkskunde in Wien, geleitet von Professor Dr.

Digitized by Google

Michael Haberlandt, 38. Jahrgang, 1933, Wien, im Selbstverlag des Vereins für Volkskunde.

Diese altbewährte und gut geleitete Zeitschrift enthält wieder tüchtige Beiträge zur Volkskunde. Einige seien hier genannt: Moro, Der Bilwis im Kärntnerischen Volksglauben; A. Haberlandt, Zur Systematik der Pflugforschung und Entwicklungsgeschichte des Pfluges; L. Schmidt, Ein obersteirisches Nikolausspiel; R. Wolfram, Salzburger Volkstänze; K. Paganini, Die Herstellung der Weidenpfeifen.

39. Jahrgang, 1934: A. Haberlandt, Deutsches Volkstum im Burgenland; M. Lang-Reitstätter, Hochzeit in Villgraten; F. Kirnbauer, Der Hüttenberger Reiftanz; L. Schmidt, Das Krimmler Hexenspiel; M. Lang-Reitstätter, Klas, Weihnacht und Neujahr in Villgraten.

40. Jahrgang, 1935: A. Haberlandt, Hiasl, Hansl, Pferschakern; R. Wolfram, Die Böhmerwälder Faschingsbursch; R. Kriß, Volkstümliche Kultformen im Lavanttale; L. Schmidt, Adventsspiel und Nikolausspiel; A. V. Issatschenko, Eine Schrecklarve aus Kärnten; Fr. Schmutz-Höbarten, Alte Volksbräuche im oberen Waldviertel.

Die Wiener Zeitschrift hat eine gute, alte Überlieferung, ist zuverlässig und gibt wichtige Beiträge für die deutsche Volkskunde in Österreich. Möge sie im Deutschen Reich weite Verbreitung finden.

H. F. K. Günther, **Führeradel durch Sippenpflege.** Vier Vorträge, München 1936, Lehmann, 124 S.

G. spricht in den vier Vorträgen über Volk und Staat in ihrer Stellung zu Vererbung und Auslese, Die Erneuerung des Familiengedankens in Deutschland, Die Notwendigkeit einer Führerschicht für den völkischen Staat, Vererbung und Erziehung.

Das Büchlein ist auch für den Volkskunder sehr anregend.

Germanische Welt vor tausend Jahren. Die Isländersagas vom Skalden Egil, den Lachswassertal-Leuten und Grettir dem Geächteten. Jena, Eugen Diederichs, 554 S. mit einigen Karten.

Der Volkskunder dankt dem Verlag Diederichs, daß er diesen schönen Band herausgebracht hat. Denn wir müssen immer und immer wieder auf die nordische Welt hingewiesen werden, wenn wir unser Volkstum in seinen gemeingermanischen Ursprüngen verstehen wollen.

W. G. Oschilewski, **Der Buchdrucker Brauch und Gewohnheit in alter und neuer Zeit.** Jena o. J., Eugen Diederichs, 64 S.

Es ist reizvoll und lehrreich, die Geschichte eines Gewerbes und einer Zunft in ihren Bräuchen durch die Jahrhunderte zu verfolgen. O. weiß aufschlußreich und gut davon zu erzählen.

Eberhard Freiherr v. Künßberg, **Flurnamen und Rechtsgeschichte.** Weimar 1936, Hermann Böhlaus Nachf., 36 S., 2,20 RM.

Eine klare und gute Übersicht über die Fragen der Berührung und Überschneidung der beiden Gebiete.

W. Peßler, **Deutsche Wortgeographie,** Wesen und Werden, Wollen und Weg, Sonderdruck aus „Wörter und Sachen", Heidelberg 1932, Carl Winter, 80 Seiten, geheftet 9 RM.

Ein wertvoller Wegweiser von einem der besten Kenner dieses Gebietes.

A. Hohlfeld, **Unsere geschichtliche Verantwortung.** Eine zeitgeschichtliche Betrachtung zu einer politischen Aufgabe. Leipzig, Armanen-Verlag, 27 S.

Digitized by Google

Diese Hinweise handeln von der Gestaltung des Volkstums, deshalb gehen sie auch uns Volkskunder an.

Kurt Meschke, **Schwerttanz und Schwerttanzspiel im germanischen Kulturkreis,** mit 8 Abbildungen und einer Karte, Leipzig 1931, Teubner, 225 S., geh. 10 RM., geb. 11,20 RM.

Das Buch enthält gute Hinweise und Ausführungen und führt somit die Schwerttanzforschung weiter. Die Lösung der Frage gibt es nicht.

Paul Sartori, **Das Buch von deutschen Glocken.** Berlin 1932, Walter de Gruyter, 258 S.

Der um die deutsche Volkskunde hochverdiente Forscher Sartori hat hier eine sehr reichhaltige und gediegene Sammlung vorgelegt, die der Volkskunde noch manche Aufgabe stellt. Der Stoff gehört großenteils der kirchlichen Volkskunde an, führt aber drüber hinaus zu vielen anderen Vorstellungen.

Die Sagen vom wütenden Heer und wilden Jäger von Karl Meisen (Volkskundliche Quellen, hrg. von K. Meisen, J. Quasten, J. Schwietering, Heft 1), Münster, Aschendorff, 144 S., 2,95 RM.

Die Sammlung bietet eine gute Zusammenstellung, die für volkskundliche Übungen eine nützliche Unterlage sein kann.

Otto Schmitt, **Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte.** Stuttgart, Metzlersche Verlagsbuchhandlung, 1.—4. Lieferung.

Die mir vorliegenden Lieferungen dieses großen Werkes machen einen ausgezeichneten Eindruck. Die Ausstattung ist hervorragend, die Ausführungen sind übersichtlich und klar, Angaben über einschlägige Schriften erleichtern das Weiterforschen. Der Volkskundler hat hunderterlei Beziehungen zur Kunst. Deshalb ist ihm ein solches Nachschlagewerk ein wichtiger Helfer. Das Lexikon sollte in keiner größeren Volkskundebücherei fehlen. Der Verlag sucht die Anschaffung möglichst zu erleichtern. Die Lieferung kostet für „Subskribenten" (ist das Fremdwort immer noch nötig?) nur 5,85 RM.

Karl Schneider, **Reines Deutsch,** Weisen und Wege zur Reinigung und Ausgestaltung der deutschen Sprache. Leipzig 1933, Emil Rohmkopf, 168 S.

Ein Durcharbeiten dieses anregenden Buches wäre für jeden Deutschen von Nutzen. Denn solange wir unsere Sprache nicht rein halten, ist auch unser Volkstum nicht frei von entstellenden Überfremdungen. S. 92 ff. gibt Schneider eine lange Reihe deutscher Wörter für fremde Ausdrücke, die heute noch weithin gebräuchlich sind. Diese Zusammenstellung ist zum Nachschlagen sehr brauchbar.

Karl von Spieß, **Bauernkunst,** ihre Art und ihr Sinn, Grundlinien einer Geschichte der unpersönlichen Kunst, mit 149 Abbildungen, 2., unveränderte Auflage, Berlin 1935, Herbert Stubenrauch, 296 S.

v. Spieß ist bekannt als Vorkämpfer völkischer Kulturgestaltung. Sein Buch gibt wichtige Anregungen nach verschiedenen Seiten. Man wird unter den Forschern vielfach den Wunsch haben, daß Spieß die Einseitigkeiten, die er bei der Einzelbetrachtung da und dort zeigt, in einer Neuauflage ändert. Das Buch würde dadurch sicher an Wert gewinnen.

Volkskunde-Arbeit, Zielsetzung und Gehalte. Herausgegeben von Ernst Bargheer und Herbert Freudenthal, mit 16 Tafeln, 15 Textabbildungen und einem Bildnis von Otto Lauffer, Berlin 1934, Walter de Gruyter, 310 S.

Das Buch ist Otto Lauffer zum 60. Geburtstage gewidmet. Der erste Abschnitt handelt von der politischen Volkskunde (Bargheer), von Volkskunde und National-

Digitized by Google

erziehung (Freudenthal) und von Volkskunde und Großstadt (Otto Lehmann). In Einzeldarstellungen schreibt Friedrich Pfister über die Anfänge der Volkskunde im alten Griechenland, Sartori über Befreiung von Wort und Wissen, Hans Naumann behandelt „Macht und Kraft" als gemeingermanische Formel, Gustav Neckel die altsächsische Bibeldichtung, Adolf Helbok die volksgeschichtliche Bedeutung des Ausbreitungsfeldes der germanischen Steinsetzung in Südwestdeutschland, Arthur Haberlandt den Gürtel als Heiltum, Franz Fuhse Kabbalistische Amulette, Adolf Spamer die Bilderbogenforschung, Bruno Schier die Speicherfrage, Wilhelm Jesse den Hasen in der Volkskunde und Ikonographie, Misch Orend die germanische Rundfibel bei den Siebenbürger Sachsen, Alfred Wirth deutsches und wendisches Volkstum in Anhalt, Lutz Mackensen ein pommersches Hirtenbuch, Franz Krüger die Backsteingiebel in Lüneburg, Karl Wehrhan Haushebung oder Hillebille im Lippischen, John Meier Heißenstein als Namen einer öffentlichen Spielbank, Gustav Hellweg magische Krankheitsbehandlung, E. H. Maßmann Leichen- und Begräbnissitten im Osnabrücker Lande. Dora Lühr stellt dankenswerter Weise die Schriften Otto Lauffers zusammen. Ein Wortweiser ist dem Buche beigegeben.

Das Buch muß im Ganzen als gut empfohlen werden.

Literatur der westfälischen Volkskunde, im Auftrage des Westfälischen Heimatbundes zusammengestellt von Paul Sartori (Veröffentlichung des Westfälischen Heimatbundes), Münster 1932, Aschendorff, 48 S., 0,50 RM.

Eine nützliche, gut geordnete Zusammenstellung.

Wilhelm Teudt, **Die Externsteine als germanisches Heiligtum.** Jena 1934, Diederichs, 75 S., 1,80 RM.

Mögen Teudts Arbeiten an den Externsteinen noch so umstritten sein in ihren Einzelheiten, im ganzen gebührt ihm auf alle Fälle das Verdienst, auf dieses wichtige Denkmal unserer Frühzeit hingewiesen, im ganzen richtig gesehen und der Forschung große Anregungen gegeben zu haben.

Die Sachgüter der deutschen Volkskunde, mit Beiträgen von Friedrich Baumhauer, Karl Berling, Walter Bernt, Otto Bramm, Wolfgang Bruhn, Astrid Dibbelt, Oswald A. Erich, Viktor von Geramb, Arthur Haberlandt, Fritz Hellwag, Waldemar Heym, Konrad Hüseler, Dorothee Klein, Heinz Knorr, Rudolf Kriß, Franz Krüger, Otto Lehmann, Fritz Rumpf, Herbert Schlenger, Carl Schuchhardt, Karl von Spieß, herausgegeben in Verbindung mit dem Verband Deutscher Vereine für Volkskunde und der deutschen Volkskunstkommission von Oswald A. Erich, mit 610 Abbildungen im Text und auf 66 Tafeln sowie einer Karte. Berlin 1934, Herbert Stubenrauch, 416 S. Jahrbuch für historische Volkskunde, begründet von Wilhelm Fränger, fortgeführt von Walter Krieg.

Das Buch behandelt Holz und Haus, Bäuerliche Schnitzerei, Kulturgeschichtliches zu den Hausformen Oberdeutschlands, Volkskunst und Möbeltischlerei, Keramik, Trinkgefäße, Ziegelstein, Brautkränze, Brautkronen, Weberei, Volkstracht, Metallgegenstände, Spielzeug, Spielkarten, Gebildbrote.

Es ist im Ganzen ein wichtiger Beitrag zur Volkskunde.

Lares, Organo del comitato nazionale Italiano per le arti popolari, direttore Emilio Bodrero.

Die Leitung dieser italienischen Zeitschrift ist bei: Segretaria generale amministrativa Opera Nazionale Dopolavoro. Die Zeitschrift Lares stand im Jahre 1935 im 13. Jahrgang. Sie behandelt alle Gebiete der Volkskunde, vor allem das Volkslied, die Volksmusik, das ländliche Theater, Volksschauspiel, Volkshumor, Volkstrachten, aber auch einzelne Volksbräuche, so z. B. den letzten

Digitized by Google

Tag des Karneval. Zum Schluß bringt sie Schriftenangaben über die örtliche Volkskunde der verschiedenen italienischen Provinzen.

Il Folklore Italiano, Archivio trimestrale per la raccolta e lo studio delle tradizioni popolari Italiane diretto da Raffaele Corso. Der Leiter der Zeitschrift wohnt in Neapel, via de Cimbri 23. Die Geschäftsführung ist in Catania, via Vittorio Emanuele 333.

Die Zeitschrift bringt neben der Behandlung örtlich und gegenständlich beschränkter Themen auch Erörterungen über allgemeine volkskundliche und religionsgeschichtliche Fragen, so über Christentum und Heidentum in der Legenda aurea, die Zahl Sieben, die heiligen Wagen in Italien, dann auch Beiträge zur antiken Kultur und zur italienischen Literatur.

Diese beiden italienischen Zeitschriften sollten auch in größeren Büchereien Deutschlands gehalten werden.

Lesebuch der deutschen Volkssage, herausgegeben von Friedrich v. d. Leyen in Verbindung mit Valerie Höttges (Literarhistorische Bibliothek, herausgegeben von G. Fricke, Band 10), Berlin 1933, Junker & Dünnhaupt, 191 S.

Im ersten Abschnitt werden Sagen vom 6. bis zum 19. Jahrhundert angeführt, um die Entwicklung der deutschen Volkssage darzutun. Der zweite Teil bringt Sagen aus den verschiedenen deutschen Landschaften. Dann folgen Anmerkungen mit Angabe einschlägiger Schriften, die sehr willkommen sind und dem Forscher manchen Wink geben und viel Zeit sparen können.

R. Stampfuß, **Gustav Kossinna,** ein Leben für die deutsche Vorgeschichte, mit 4 Tafeln, Leipzig 1935, Curt Kabitzsch, 44 S.

Vorgeschichte und Volkskunde gehören zusammen. Drum gehören die Führer der Frühgeschichte auch zu uns. Das Büchlein gibt ein gutes Bild des großen Forschers.

O. Steche, **Gesundes Volk, Gesunde Rasse,** Grundriß der Rassenlehre, Leipzig 1933, Quelle & Meyer, 81 S.

In vier Abschnitten: 1. Einzelwesen und Art. 2. Erbmasse und Umwelt. 3. Die Erbgesundheit und ihre Pflege. 4. Rassenkunde und Rassenpflege, gibt Steche eine gute Einführung in die heute so viel behandelten Probleme.

Heinrich Marzell, **Volksbotanik,** die Pflanze im deutschen Brauchtum, Berlin 1935, Verlag Enkehaus, 195 S.

Der in der Volkskunde überall bekannte Botaniker Marzell gibt hier eine schöne Schilderung der Pflanzen, die vom Vorfrühling bis zur Wintersonnenwende im Volksbrauch von Bedeutung sind. Das Buch ist so geschrieben, daß es auch weiteren Kreisen nützlich und willkommen sein wird. Zahlreiche Tafeln mit guten Bildern sind beigefügt.

Rudolf Helm, **Die bäuerlichen Männertrachten im germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg,** mit 48 Tafeln und 13 Schnittzeichnungen, Heidelberg 1932, Karl Winter, 164 S.

Auf dieses Buch konnte ich schon 1932 kurz hinweisen. Es wird für die Trachtenforschung eine wertvolle Unterlage sein, denn es behandelt genau und sorgfältig die deutschen Volkstrachten von Niedersachsen bis zu den Alpen.

Die Seite 146 ff. beigegebenen Schnittmuster sind sehr willkommen. Die Bilder auf den Tafeln sind deutlich und gut.

Preußisches Wörterbuch, Sprache und Volkstum Nordostdeutschlands, im Auftrag und mit Unterstützung der Preußischen Akademie der Wissenschaften, der Deutschen

Digitized by Google

Forschungsgemeinschaft und der Provinz Ostpreußen bearbeitet von Walther Ziesemer, Königsberg Pr. 1. Lieferung 1935, Gräfe & Unzer.

Die erste Lieferung dieses Wörterbuches macht einen vielversprechenden Eindruck. Wenn es so weitergeführt wird, kann es ein wertvoller Beitrag zur Volkskunde des Nordostens werden.

Hans Zeiß, **Die Grabfunde aus dem spanischen Westgotenreich**, Römisch-germanische Kommission des Archäologischen Instituts des Deutschen Reiches (Band 2, germanische Denkmäler der Völkerwanderungszeit), Berlin 1934, Walter de Gruyter, 207 S., 32 Tafeln.

Aufgrund eingehender Forschungen wird hier gezeigt, wie germanisches Volkstum der Goten in Spanien zahlreiche Spuren hinterlassen hat. Für die Erkenntnis des germanischen Volkstums ist dieses ausgezeichnete Werk von hoher Bedeutung.

Hans Hahne, **Deutsche Vorzeit**, Rassen, Völker und Kulturen, mit 49 Abbildungen und Skizzen, Leipzig 1934, Velhagen & Klasing, 38 S.

Ein anregendes Buch, das weite Verbreitung verdient.

Richard Wolfram, **Ernst Moritz Arndt und Schweden.** Zur Geschichte der deutschen Nordsehnsucht. Weimar 1933, Alexander Dunker, 232 S.

Arndts große Bedeutung für die völkische Erhebung seiner Zeit wird bei uns immer mehr klargestellt, ist aber noch lange nicht genug bekannt. Denn solches Wissen kann auch uns heute wieder zur Kraft werden. Arndt hat uns gerade jetzt wieder viel zu geben. Er hat zu seiner Zeit weitsichtiger und tiefer gehend als viele andere für den Aufbau des völkischen Staates gearbeitet. Die Verbundenheit mit dem germanischen Norden war ihm dabei Voraussetzung. Das wird in Wolframs Buch klar gezeigt.

Aufruf.

Im ganzen Deutschen Reich wird zur Zeit das bodenständige Haus erforscht und wissenschaftlich bearbeitet. Der volkskundliche Arbeitskreis in Heidelberg, der sich im Anschluß an die von mir geleitete Lehrstätte für deutsche Volkskunde an der Universität Heidelberg gebildet hat, setzt es sich zur Aufgabe, gemeinsame Probleme der Volkskunde zu besprechen und an der zur Zeit im Vordergrund stehenden Hausforschung im Südwesten Deutschlands mitzuarbeiten. Einige Proben unserer Arbeit sind oben S. 87 ff. abgedruckt. Mitarbeit weiterer Kreise an diesem großen Werke ist erwünscht. Gute Bilder deutscher Häuser werden für unser Archiv gerne entgegengenommen.

Meldungen zur Mitarbeit bitte ich an mich persönlich zu richten.

Professor Dr. Eugen Fehrle
Lehrstätte für deutsche Volkskunde
an der Universität Heidelberg.

Digitized by Google

Wortweiser.

Aasen 88
Abort 27
Abwehrzauber 34 ff.
achtbeinig 42
Alah 68 f.
Alamannen 65 ff., 136 ff., 139 ff.
Alemannen 79 f. (sonst s. Alamannen)
Alkoven 24
Almgren 38 f., 62 f.
Alraune 53 f.
Amulett 68
Anacker 154
Angeln 73
Angelzapfen 13
Arbeiterhaus 114 ff., 122 ff.
Auslandsdeutsche 174., 176 f.

Baar 93
Bachelbofchen 160
Backhaus 101 ff.
Backofen 101 ff., 117
Baden-Baden 140 ff.
Badestube 26
Bächtold-Stäubli 61
Bär 52
Bare 118
Banat 176
Bau 106
Bauer 83
Bauer, H. 177
Bauernhaus 87 ff.
Bauerntum 58, 137
Baumleuchter 160 ff.
Bauplatz suchen 23, 25
Basel 137 f., 140 ff.
Bargheer, E. 186, 190
Baier, H. 30 ff.
Becker, Albert 60, 64, 152 ff., 156 ff.
Becker, August 59 f.
Behn, Fr. 182, 186
Beitl, R. 182
Beringer, J. A. 186
Berserker 45
Besitzergreifung 22, 56
Bett 25 f.
Bettschränke 24
Beyer, P. G. 57
Bildstock 163 f.
Bleyer, J. 176
Bock 52
Bode 98
Bodensee 165 ff.
Bodrero, E. 191
Brauchtum, germanisches 61
Braut 50 ff.
Brautlager 52
Brauttrunk 51
Brunnengemeinde 156 ff.
Buchner, G. 64
Bühler, H. A. 63, 84
Burte, H. 84
Buschan, G. 63
Busse, H. E. 83, 188
Butzen 36

capillaturiae 46
Cäsar 72 f.
Chamberlain, H. St. 57
Christmann, E. 168 ff.
Clauß, L. F. 62
Cocchiara, G. 185
Corso, R. 192
cynocephali 45

Dach 21, 30 ff.
Donauschwaben 176 f.
Drei 136 ff., 139 ff.
dreibeinig 42

Eckhart 40
Edda 57
Edingen 114 ff.
Eere 95
Ehrismann, G. 180 f.
Eigentumsüberweisung 55
Eisennagelung 14 f.
Elsaß 154
Epona 153
Erdhaus 28 f.
Erdmutter 136 ff.
Erich, O. A. 182, 191
Ern 95, 99
Essenzur Fruchtbarmachung
Falltüre 24, 26 |52
Fastnacht 34 f., 36, 40, 59
Fehrle, Eugen 1 ff., 57 ff., 76 ff., 87 ff., 145, 179, 180 ff.
Felszeichnungen, nordische 39, 62
Feuer 22, 51
Feuerstätte 22, 24
flammeum 51
Flett 20, 24
Flurnamen 88, 153, 183
Franken 85, 92, 94, 114 ff.
Frauenstube 26 f.
Freiburg 140 ff.
Freya 44
Freudenthal, H. 190 f.
Frühgeschichte und Volkskunde 87 ff.
Fruchtbarkeitsbräuche 34 ff., 36 ff., 41
Fugennagelung 12
Fugenkeilnagel 16
Fußboden 22
Fußwaschung 51

Gaerte, W. 61
Gang, unterirdischer 25, 28
Gangolf 152, 155
Gästehaus 28
Gaude 44
Gehängte 41
Gehöft 18 ff., 104 ff.
Germanen 137
Germanenkunde 63
Germanentum 79
Giebel 20
Glück, J. 98 ff.
Goten 74
Gött, E. 84
Götze, A. 58 f.
Greb, J 177 f.
Grenzüberschreitung 51
Grimm, J. und W. 60
Gröber, K. 58
Grund, H. 176 ff.
Guckehuus 138
Günther, H. F. K. 57, 189
Günther, K. 60
Gürtewand 107

Haarschneiden 46, 52
Haberlandt, A. 158 ff.
Haberlandt, M. 189
Hahne, H. 53, 187, 193
Hakenkreuz 81
Handwerk 11 ff.
Hansjakob 83
Hardung, S. 59 f., 139 ff., 180
Harier 44 f.
Hartknoch, M. Chr. 50 ff.
Hartmann, R. 177

Digitized by Google

Hausurnen 133 f.
Hausforschung 87 ff., 193
Hausgang 26
Hebel, J. P. 83, 85
Heeger, Fr. 180
Heidelberg 156 ff.
Heiligkreuzsteinach 109 ff.
Heimatbewußtsein 139 ff.
Heischeumzüge 36
Helm, R. 192
Hellpach, W. 61
Hemsbach, 146 ff.
Henssen, G. 187
Herd 51
Herdhalle 20, 22
Herder, J. G. 1 ff.
Hexen 88
Hirschkopf 20
Hirten (s. Weidbuben) 149ff.
Hochzeit 50 ff. 152
Hochsitzpfeiler 23
Höfler, O. 33 ff.
Hohlfeld, A. 189 f.
Holunder 54
Holznagelung 14 f.
Holzschnitzerei 25
Holztäfelung 22
Hoppe, R. 55 f. 163 f.
Höttges, V. 192
Hotzenwald 91 f.
Hund 37 ff.
Hünnerkopf, R. 18 ff.
Hufeisen 54
Huseere s. Eere 95

Illyrier 72
Initiationsriten 45
Jomswikinger 47
Jordan, H. 58
Irland 165 ff.
Irrlicht 168 ff.
Island 96 f.
isländisch 18 ff.
Julzeit 34 f. 39
Jungbauer, G. 182, 187
Jungfrauschaft 50 ff.
Jünglingsweihen 46
Jungmannschaft 33, 42
Juthungen 71

Karasek, A. 145
Katzengespann 44
Keller 29
Kellervese 51
Kerbholz 64
v. Kienle, R. 65 ff.
Kilian, O. 58
Kinderreim 136 ff., 139 ff.
Kleinsiedlung 122 ff.
Kluge, Fr. 58 f.
Knabe 52
Köhn-Behrens, Ch. 184
Kollnig, K. 58
König 148
Kopfbedeckung 45
Krankheitsnamen 58
Krappe, A. H. 165 ff.
Krieck, E. 57, 136 ff.
Kriegerweihe 46
Küche 24
Kugelfest 54
Kultspiele 63
Kultwagen 39 f.
v. Künßberg, E. Frh. 189
Künzig, J. 186

Lämmle, A. 179
Landschaft und Mensch 82 f.
Langewiesche, Fr. 61
Langobarden 72 f., 74
Lauffer, O. 184 f.
Lebensbaum 81 f.
Lebenslicht 82
Lehmann, H. 179 f.
Lehmboden 22
v. d. Leyen, Fr. 34 ff., 39 ff., 42, 192
Lichterbaum 158 ff.
Löffingen 83
Lohmeyer, K. 60
Losch, Fr. 54 f.
Luckenbach, H. 63

Männerbünde 35 ff., 41, 44 f.
Mannheim 122 ff., 145
Marciana silva 73
Mark 73
Markomannen 66, 73
Marzell, H. 192
Masken 33 ff.
Meier, J. 185 f.
Meisen, K. 185, 190
Mensch 66 f.
Merseburger Zauberspruch 138
Meschke, K. 190
Meuli, K. 33
Mielke R. 179
Möser, J. 2
Much, R. 53
Mundart 58
Menninger, K. 64
Muttergöttinnen 70
Mythos 36 ff.

Nachbarn 156 f.
Nähstube 26
Nerthus 72 f.
Niehoff, H. J. 187
Nollau, H. 184
Nornen 136 ff.

Odenwald 95, 98 ff., 109 ff.
Odin 33
Odinsweihe 46
Ofen 89
Olaus Magnus 37
Onager 154
Oschilewski, W. G. 189
Ostgermanen 131 ff.

Paradiesbaum 158 ff.
Paradiesspiel 159 f.
Pastor, E. 62
Perchten 36, 47, 159
Peßler, W. 189
Peuckert, W. 60
Pfaffeneisen 54
Pfalz 152 ff., 168 ff.
Pfeiler 22 f.
Pferd 42
Pferdeehrung 152 ff.
Pferdefleisch 154
Pferdefuß 43
Pferdekopf 44
Pferdeumritte 148 ff., 152 ff.
Pfingstritt 146 ff.
Pfister, Fr. 180
Phleps, H. 11 ff., 129 ff.
Pier, V. 179 f.
Plankendach 19
Plattendach 31

Quaden 74

Rassenkunde 57
Rauchabzug 21 f.
Reche, O. 182
Réz, H. 177
Riegel 21
Riehl, W. H. 2
Ritterweihe 46
Romanentum 79
Romania 79
Rötenbach 83
Rüttgers, S. 59

Sagas 18 ff., 33 ff., 60, 154, 164 ff., 168 ff.
Sartori, P. 190 f.
Scheibenwerfen 80
Schembart 36
Schicksalsfrauen 136 ff., 139 ff.
Schier, V. 184

Digitized by Google

Schiffsbegräbnis 165 ff.
Schiffschnabel 20
Schiffswagen 39 f.
Schimmel 152 ff.
Schimmelreiter 42
Schindeldach 31 ff.
Schlafbutzen 20, 24
Schlafraum 24 ff.
Schlagbalken 21
Schlageter, A. L. 85
Schlange 159
Schmidt, H. L. 57
Schmiede 29
Schmieder, L. 184
Schmitt, O. 190
Schneider, K. 190
Schnitzwerk 23
Schultz, W. 185
Schumacher, K. 63
Schöll, Chr. 136 ff.
Schrägnagelung 12 f.
Schwaben 73
schwärzen 44 f.
Schwarzwald 73
Schwarzwaldhaus 89 ff.
Schwein 160
Semnonen 72 ff.
Sicherheitsnadel, germanische 14 ff.
Siebenbürgen 176 f.
Siedlungen 122 ff.
Sieglin, W. 59
Sitzbänke 23
Sleipnir 42
Sonnensinnbilder 80 f.
Spamer, A. 59
Speisekammer 26
v. Spieß, K. 190
Sueben s. Sweben
Sweben 72 f.
Staat und Volkstum 1 ff.
Stallungen 29
Stammler, W. 57
Stammsagen 74
Stampfdach 129 ff.
Stampfuß, R. 192
Steche, O. 192
Steinmetz, R. 188
stichfest 54
Strobel, E. 146 ff.
Strohdach 30 ff.
Stube 22
Stumpfl, R. 63
Strzygowsky, J. 183

Tacitus 72 ff., 78, 152
Tanne 160
Teske, H. 58
Teudt, W. 191
Teufel 159 f.
Tiermasken 45
Tisch 24
Thoma, H. 83, 85 f., 186
Thorbjörn Hornklofi 45
Tod, Vorzeichen 39
Tor 12 ff.
Totenehrung 33 f.
Totenheer 33
Totenkult, germanischer 33 ff.
Tracht der Alamannen 82
Treutlein, W. 122 ff.
Trockenbalken 28
Trude 54
Türe 11 f., 20 ff.
Türhalle 22

Uhlenlok 21
Ulfhednar 45
Umritt 22
Umzüge 33 ff., 40
Urnen 12, 14

Verwandlungskulte 34 ff.
Vischer, H. 58
Vogel, L. 108, 114 ff., 179
Volkskundeatlas 64
Volkskunst 58
Volkstum 61
Volkstum und Staat 1 ff.
Vorratshaus 28

Wacholder 160
Walhall 45, 137
Walter, F. 59
Wandteppich 22 f.
Wasservogel 148 f.
Webstube 26 f.
Wegkreuz 163 f.
Weidbuben 148
Weihnachten 40
Weihnachtsbaum 82, 158 ff., 162
Weiser, L. 33
weiß 41
Wendebohlen 12
Werwolf 36 f.
Westermann, R. 57
Wettlauf 151
Wickeln 107 f.
Wießner, E. 179
Wildes Heer 33 ff.
Wilder Mann 42
Wintermaie 82, 160
Wittenwiler 179
Wodan—Odin 45
Wodansheer 33
Wohlgemuth, K. 53 f.
Wolfram, R. 193
Wolfsmaske 37
Wossidlo, R. 183
Wrede, A. 187

Zaiß, W. 109 ff.
Zeiß, H. 193
Ziegeldach 31 ff.
Ziegelhausen 163 f.
Ziesemer, W. 193
Zimmermann, W. 58
Zips, 177 f.
zweibeinig 42
Zwölften 36

Verantwortlich für den Textteil: Universitätsprofessor Dr. Eugen Fehrle, Heidelberg, Moltkestraße 27, für den Anzeigenteil: Direktor W. Vester, Bühl i. B. — DA. 1000.
Printed in Germany. Druck und Verlag Konkordia A.-G., Bühl-Baden. Ausgegeben im Januar 1937

Digitized by Google

STATE UNIVERSITY OF IOWA
DEC 27 1937
LIBRARIES

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde

11. Jahrgang 1937 / Heft 1/2

Verlag Konkordia A.G. / Bühl-Baden

Digitized by Google

Die Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde erscheint jährlich dreimal mit einem Gesamtumfange von mindestens 12 Bogen. Bezugspreis für drei Hefte vom Verlag oder durch den Buchhandel 4 RM. Mitglieder der an der Herausgabe beteiligten Vereinigungen zahlen 3 RM. bei unmittelbarem Bezug vom Verlag: Konkordia A.-G., Bühl (Baden). Postscheckkonto Karlsruhe 237.

Anzeigen-Aufträge durch den Verlag. Preise: 1/1 Seite RM. 50.—, 1/2 Seite RM. 25.—, 1/4 Seite RM. 12.50, 1/8 Seite RM. 6.25. Beilagen bis zu 15 g einschließlich Postgebühren RM. 20.—.

An die Bezieher unserer Zeitschrift.

Die Volkskunde ist heute wesentlich für die Erziehung im Sinne des Dritten Reiches. Deshalb bitte ich alle Bezieher und Leser dieser Zeitschrift, für ihre Verbreitung besorgt zu sein und mir bald wenigstens einen neuen Bezieher zu melden. All denen, die mir solche Meldungen gemacht haben, danke ich von Herzen.

Heidelberg, Leopoldstraße 5. Eugen Fehrle.

Inhaltsangabe:

J. Müller-Blattau, Stand und Aufgaben der Erforschung und Pflege des deutschen Volksliedes, 1 / Richard Wolfram, Die Julumritte im germanischen Süden und Norden, 6 / Albert Becker, Reste germanischen Losens am Oberrhein, 29 / Albert Becker, Wilenstein, 35 / Hans Christoph Schöll, Die Herdmutter des germanischen Bauernglaubens, 47 / Marianne Panzer, Wirtschaftliches vom Tanz und die Goldene Stunde, 51 / Fritz Heeger, Volksheilkundliches aus fränkischen Hexenprozessen, 69 / Maria Riffel, Zur Trachtenkunde, 76 / Karl Kollnig, Weihnachtsholz und Wintermaien in elsässischen Weistümern, 81 / Kleinere Mitteilungen, 94 / Bücherbesprechungen, 105.

Abdruck ganzer Aufsätze und größerer Teile, ebenso Übersetzung in fremde Sprachen sind nur mit Erlaubnis der Schriftleitung gestattet. Wer ohne vorherige Vereinbarung ein Manuskript einschickt, möge Rückporto beilegen. Bücher zur Besprechung wollen unmittelbar an den Herausgeber Universitäts-Professor Dr. Eugen Fehrle, Heidelberg, Leopoldstraße 5, geschickt werden.

Digitized by Google

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgeber:

Universitätsprofessor Dr. Eugen Fehrle

Heidelberg, Leopoldstraße 5

11. Jahrgang 1937

Verlag Konkordia A.-G., Bühl-Baden

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis des 11. Jahrgangs.

Seite

Abhandlungen:

J. Müller-Blattau, Stand und Aufgaben der Erforschung und Pflege des deutschen Volksliedes 1

Rich. Wolfram, Die Julumritte im germanischen Süden und Norden 6

Albert Becker, Reste germanischen Losens am Oberrhein . . 29

Albert Becker, Wilenstein . . 35

Hans Christ. Schöll, Die Herdmutter des germanischen Bauernglaubens 47

Marianne Panzer, Wirtschaftliches vom Tanz und die Goldene Stunde 51

Fritz Heeger, Volksheilkundliches aus fränkischen Hexenprozessen . 69

Maria Riffel, Zur Trachtenkunde 76

Karl Kollnig, Weihnachtsholz und Wintermaien in elsässischen Weistümern 81

E. Fehrle, Die volkskundliche Lehrschau der Universität Heidelberg 113

R. Hünnerkopf, Germanische Bauernart 115

K. A. Becker, Irrwische, Feuermänner und Feuerdrachen . . . 125

F. Mößinger, Der Riese im Brauchtum 131

A. Wannenmacher, Rätselhafte Kultfiguren aus Blei 141

A. Wannenmacher, Eine Heidelberger Ehrenpforte aus dem Jahre 1613 143

E. Fehrle, J. P. Hebel . . . 147

v. Richthofen, Deutsche und italienische Volkskunde in bolschewistischer Verzerrung 150

M. Faßnacht, Deutsche Volksbräuche bei J. Boemus 156

E. Fehrle, Die Uffertbrut in Vögisheim 169

E. Krieck, Die rassische Herabsetzung der „Schwarzwaldbewohner" . . 172

Kleinere Mitteilungen:

Erwiderung auf Otto Höfler: „Der germanische Totenkult und die Sagen vom Wilden Heer", von v. d. Leyen 94

Antwort, von O. Höfler . . . 97

Die vier Bremer Stadtmusikanten und ihre Verwandten aus der Steiermark, von R. Petsch . . 102

Volksglaube und Brauch aus Protokollen der deutsch-reformierten Gemeinde Mannheim, von W. Treutlein 104

Robert Stumpfl zum Gedächtnis, von E. Fehrle 174

Sprüchlein, Geschichtlein und Abzählreime aus dem Hotzenwald, von E. Walter 174

Gab es im alten Griechenland einen Lichterbaum, der als Vorläufer unseres Weihnachtsbaumes angesehen werden kann? von E. v. Levetzow 177

Bücherbesprechungen 105, 180

Wortweiser 189

Österreich 192

Digitized by Google

Digitized by Google

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde
Herausgeber: Universitätsprofessor Dr. Eugen Fehrle, Heidelberg, Leopoldstraße 5.

1./2. Heft 11. Jahrgang 1937

Stand und Aufgaben der Erforschung und Pflege des deutschen Volksliedes.

Von Prof. Dr. J. Müller-Blattau, Frankfurt a. M.

Volksliedforschung und Volksliedpflege gehören untrennbar zusammen. Volksliedforschung gibt uns Kunde vom Leben des Volkes im Lied zu allen Zeiten seiner Geschichte. Volksliedpflege aber will die Wirklichkeit völkischen Daseins im Lied neu formen helfen. Beider Sinn ist politisch: auf Erkenntnis und Gestaltung des Volkes gerichtet.

Für die Forschung ist das Volkslied einzigartige Aufgabe. Denn es ist der unmittelbarste Ausdruck des Volkslebens, den wir besitzen. Geschichte und Gegenwart sind aufs engste in ihm verbunden. In unserm Liedvorrat sind Lieder aus allen Zeiten unserer deutschen Volksgeschichte heute noch lebendig. Jede Erneuerungszeit völkischen Wesens findet ihren ersten und fortwirkenden Ausdruck in neuen Liedern. Im Volkslied ist unserm Volke ein ewig unversieglicher Quell steter Wiederverjüngung gegeben.

Darum ist (wenn wir im Worte Volkslied zunächst den ersten Bestandteil betonen) wirkliches Erleben der Volksgemeinschaft unerläßliche Voraussetzung für Forschung und Pflege.

Betonen wir im Wort den zweiten Bestandteil „Lied", so werden wir auf das lebendige Singen als das Lebenselement des Volksliedes geführt. Das bedeutet, daß auch der Forscher, will er seiner Aufgabe gerecht werden, wirklich im Volkslied leben muß. Wer nur von außen als Hörer oder als Betrachter an das Volkslied herantritt, wird von seinem wahren Wesen nichts erfahren. — Der Forscher aber, dem das Volkslied Teil des Lebens geworden ist, wird wiederum den Wunsch haben, ins Leben hineinzuwirken. Und ebenso setzt die praktische, volkspolitisch ausgerichtete Pflege Erkenntnis des Liedes, seines Grundstoffes, seiner Gestaltungsvielfalt voraus. Denn nur dann läßt es sich erziehlich und handwerklich recht handhaben.

Unvermerkt kommen wir damit zu einer neuen Wertung des Begriffes „Volkslied". Die bisherige Wissenschaft kannte nur eine Betrachtungsweise von oben nach unten. Sie ging, stärker das Textliche als das Musikalische betrachtend, von „Kunstliedern im Volksmund" aus. Die Schaffung des Liedes kann danach sich nur im Bereich der „Kultur" vollziehen. Erst im Weiterleben trennen sich die Wege. Das Kunstlied ist durch

Digitized by Google

den Druck, durch die traditionelle Art der Ausführung jeder Veränderung entrückt. Das Lied aber, welches das Volk in seinen Besitz nimmt, wird von ihm umgestaltet, vereinfacht, mit andern Liedern vermengt. Das Volk singt sich das Lied zurecht; nicht auf das „Was" kommt es mehr, sondern auf das „Wie" an. Jede Variante steht so gleichwertig neben der andern; sie sind der eigentliche Gegenstand der Forschung.

Diese Art der Betrachtung hat klärend und fördernd in der Wissenschaft vom Volkslied gewirkt. Aber sie hat in den Begriffen des „gesunkenen Kulturguts" und des „Zersingens" die Gefahr einer leicht abschätzigen Wertung der im Volk wirkenden Kräfte nicht vermieden. Eine wirkliche „Pflege" konnte nicht daran anknüpfen.

In neuer Zeitlage ergänzen wir darum diese Betrachtungsweise durch die andere „von unten her". Die Liedgeschichte unserer deutschen Gegenwart, das Werden unserer Kampflieder, vorab des Horst-Wessel-Liedes hat uns sehen gelehrt, daß Lieder aus der schöpferischen Kraft des Volkes hervorgehen können. Wohl fand ein einzelner das Lied zuerst. Aber ob „Gebildeter" oder Bauer — er sang es als Ausdruck der Volksgemeinschaft, ihres Willens zum Leben und zur Erneuerung. In ihm ward „das Volk" schöpferisch. Deshalb nimmt das Volk das Lied nun in seinen Besitz, vergißt Dichter und Komponisten. Das Wurzelechte seines Grundstoffes, der Gemeinschaft von Blut und Boden entsprungen, ist, was das Lied zum Volkslied werden läßt. So trotzt es dem Wandel der Mode und der „Stile" und geht über in den ewigen Vorrat des Volkes. Dies ist die neue Betrachtung, deren Grundzüge für das Musikalische ich bereits 1932 in meinem Buch „Das deutsche Volkslied" (Max Hesses Verlag, Berlin) gab. Sie geht vom Volk aus und von dem völkischen Grundstoff des Liedes, in dem wir edelstes Erbgut aus der Vorzeit erkennen[1], um ihn immer wieder aufs Neue zu formen. Erkenntnis des Grundstoffes in den alten Liedern, schöpferische Gestaltung in neuen Gesängen, auch hier arbeiten wissenschaftliche Forschung und lebendige Pflege Hand in Hand!

Das nächste Ziel von Forschung und Pflege ist also, den überlieferten Liedvorrat zu sammeln und sich zu eigen zu machen. Der Forscher lernt so das Volk in seinem Liede zu erkennen, dem Volk aber wird das Mittel gegeben, sich immer aufs Neue im Lied zu gestalten. — Das läßt sich gewiß nicht von oben her organisieren. Der mit so viel schönen Worten eingeführte Volkssender, der das versuchte, bleibt dennoch dem Volke fremd. Die Fragebogen, die von irgendeiner oberen Behörde an alle Amtsstellen verschickt werden, erreichen das wirkliche Volkslied nicht. Denn es muß im singenden Volk selbst erlebt und erarbeitet sein.

Am Mikrofon hört das Volkslied auf Volkslied zu sein. Und für die Fragebogen müssen wir endlich begreifen lernen, wie wenig bodenständiges Singen mehr da ist. Im glücklichsten Falle sind es einzelne Bauern-

[1] Vgl. dazu weiter die Volksliedabhandlungen in Peßlers „Handbuch der deutschen Volkskunde" (Athenaion-Verlag); F. Götting behandelt dort das Volkslied in textlicher, ich selbst in musikalischer Beziehung. Dort ist auch weitere Literatur verzeichnet.

Digitized by Google

geschlechter, die noch singen; ein liedfreudiges Mädchen oder, ein Bursch auf dem Lande legt sich wohl noch ein geschriebenes Liederbuch an. Aber an diese Quellen kommt der städtische Wissenschafter und der Fragebogen nicht ohne weiteres heran.

Nur der landansässige und landeskundige Volksliedfreund und -sammler findet den Weg. In den Gebieten, die ich selbst durchforschte, war es ein Besitzer oder eine Besitzersfrau, waren es Lehrer, die selbst einem Bauerngeschlecht entstammten. Sie allein bringen es fertig zu suchen, zu fragen, aufzuschreiben. Bei der Notierung der Weisen bedürfen sie der Unterstützung; aber die eigentliche Arbeit wird von ihnen geleistet.

Darum wird die einzelne Landschaft zunächst als abgegrenztes Arbeitsgebiet gelten müssen. Sie ist erhaltsam in ihrem Liedbestand; sie merzt zugleich mit unerbittlicher Folgerichtigkeit aus ihrem Vorrat aus, was nicht ihrem Wesen entspricht. Oder aber sie wird, wie wir es auch erlebten, überfremdet und scheidet als Quelle aus. — Der einzelne Sammler — so sagten wir — leistet die Arbeit. So wird das Arbeitsziel einer landschaftlichen Sammelstelle, eines Volksliedarchivs in der Haupt- und Universitätsstadt nur sein können, diese Sammler zu finden und zu kameradschaftlicher Arbeitsgemeinschaft zusammenzuführen. Das musikwissenschaftliche oder das volkskundliche Seminar der Universität wird dafür meist der richtige Ort sein. Aber damit es Mittelpunkt der Forschung und Pflege werden kann, muß ein Leiter da sein, der als Forscher Germanist, Volkskunder und Musikwissenschafter zugleich ist, der außerdem eine unmittelbar lebendige Beziehung zum Volkslied hat. Solche Persönlichkeiten sind heute noch selten. Aber in unserer jetzt studierenden Jugend wachsen sie heran.

Wie wird an solchem landschaftlichem Mittelpunkt die Forschung anzusetzen haben? Der Arbeitsgang ist einfach genug. Jeder Sammler gibt Abschrift seines Materials an das landschaftliche Archiv. Aber das Material selbst und das Recht zur Herausgabe muß ihm verbleiben. Das Landschaftsarchiv sammelt, sichtet und ordnet. Denn seine nächstliegende Aufgabe ist die Feststellung und Bereitstellung des überlieferten Liedvorrats. Das darf nicht unbesehen und wahllos geschehen. Es gilt das Unechte vom Echten zu sondern. Das Rührlied des 19. Jahrhunderts, die großstädtischen Zerfallsprodukte werden wohl gesammelt. Aber in die lebendige Pflege dürfen sie nicht mehr eingehen.

Mit vollem Bewußtsein stellen wir den Wertstandpunkt einer unverbindlichen Liedpflege entgegen. Denn dieser landschaftliche Liedvorrat steht nun jedem Volksgenossen offen. In guten landschaftlichen Liederbüchern wird er weitergegeben. Doch ist es gewiß nicht richtig, alles Erreichbare zu drucken. Das Archiv als solches muß benutzbar sein. Es sei zweckmäßig eingerichtet und durch gute Schlagworte (Jahresfeste, Brauchtum, Feierlied, Kampflied u. a. m.) leicht überschaubar gemacht. Dann mag von Gelegenheit zu Gelegenheit auf Anfordern ein Lied, ein Tanz gesucht werden. Die Jugend wird das gern selbst tun und sich, nach einiger Anregung, ihre kleinen Sätze, Zyklen, Liedkantaten selbst machen und zusammenstellen. In solch lebendiger Handhabung wird das echte Volksgut allen Volksgenossen zugänglich.

Digitized by Google

Was an weiteren Einzelheiten zur Einrichtung und Arbeit eines Landschaftsarchivs gehört, ist unschwer zu sagen. Einmal eine gute Bibliothek, die einen Grundstock der brauchbarsten alten und neuen Literatur und Volksliedausgabe enthält. Daß diese nicht auf die Landschaft beschränkt sein dürfen, versteht sich von selbst. Dann eine gute Schallplattensammlung, die über die Art des Volksliedsingens in den verschiedenen deutschen Landschaften Auskunft geben kann. Dies sind die Hauptsachen. Wie die Arbeit verläuft, ergibt sich ebenso selbstverständlich aus dem Gesagten. Nach unten bleibt das Archiv durch die zur Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossenen Sammler in steter Fühlung mit dem singenden Volk. Die Liedüberlieferung zu bewahren ist hier vordringlichste Aufgabe. — Nach oben wird die Arbeitsgemeinschaft beratend wirken. Der Landesleiter der Reichsmusikkammer, der Rundfunk, die Organisation von KdF., die musizierende HJ., wird sich mit Fragen und Wünschen an sie wenden. Die Arbeitsgemeinschaft selbst wird eingreifen, wenn wieder einmal ein schlechtes Konjunkturliederbuch auf den Markt kam, oder wenn ein Reichssender, seine Aufgaben verkennend, ein eigenes Volksliedarchiv anlegt, oder irgendein Surrogat als echte Volksmusik dargeboten wird. Weitere Anlässe ergeben sich bei der Arbeit von selbst. So entfaltet sich eine Pflege, die der Eigenart und dem Liedvorrat der Landschaft wirklich entspricht.

Nur wo die Eigenüberlieferung fehlt, mag versucht werden aus dem großen allgemeinen Schatz des alten und neuen Volksliedes einiges „ins Volk" zu leiten. Berechtigung und Form dieser Arbeit hat die aus der musikalischen Jugendbewegung hervorgegangene Volkssingbewegung vorbildlich geschaffen. Wie solche Liedarbeit sich mit der landschaftlichen fruchtbar verbindet zeigt Walter Hensels Lebensarbeit. Aber auch die Gefahr des Volksliedhochmuts und der Volksliedscheuklappen ist hier und dort nicht ferne. Wir werden auf Fahrten in ländliche Singstunden niemals die Besitzenden spielen dürfen, die von ihrem Schatz verschenken, ihre Singart als die einzig mögliche lehren. Noch immer lebt das Lied am kräftigsten beim Bauernstand. Wir werden von ihm immer wieder zu lernen haben.

Die Landschaft ist der kleinste Kreis für Forschung und Pflege. Aber keineswegs soll damit einer engen und einseitigen Bindung an die Landschaft das Wort geredet werden. Josef Nadler lehrte uns aus der Vielfalt der deutschen Landschaft die Geschichte deutscher Dichtung erkennen; W. H. Riehl stellte seine „Naturgeschichte des deutschen Volkes" aus dem erwanderten Bild vieler deutscher Landschaften zusammen. So ist es auch beim Volkslied. Vom Lied der Landschaft dringen wir vor zur Erkenntnis dessen, wie das ganze Volk in seinem Volkslied lebt. Und aus der landschaftlichen Pflege des Volksliedes soll das Gefühl erwachen, Volk zu sein, ein Glied der großen deutschen Volksgemeinschaft[2]. Das erfordert von je-

[2] Das ist auch der Grund, weshalb Volkslied und Auslanddeutschtum so fest zusammengehören. Denn im Lied bewahrt der Deutsche, den das Schicksal in längstvergangener Zeit oder jüngst am Ende des Weltkrieges vom Mutterlande trennte, die Erinnerung an sein wahres völkisches Wesen und die Kraft es zu behaupten. (Vgl. dazu meine Abhandlung „Volkslied und Auslanddeutschtum", Die Musik, Dezember 1936.)

Digitized by Google

dem einzelnen persönlichen Einsatz und volkspolitische Schulung. Zu organisieren ist nur das Äußerliche; alles andere entspringt der Bereitschaft und Fähigkeit zum politischen Tun.

Wir schauen weiter. Über diesem vielfältig gegliederten Unterbau wird sich das Gebäude des obersten deutschen Volksliedarchivs erheben. Annoch sind es zwei Häuser, das eine in Freiburg für die Texte, das andere in Berlin für die Melodien. Aber das Bestehen des Staatlichen Instituts für deutsche Musikforschung und die eben erfolgte Begründung einer Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde läßt auf kräftige Verankerung und einheitliche Arbeit hoffen. Beide Archive sind Mittelpunkt und Rückgrat der Forschung. Eine unmittelbar pflegerische Aufgabe besteht hier nicht mehr. Diese Archive sind oberste Stellen des Sammelns, Bewahrens und umfassender Auskunft.

Und so wie unten beim Landschaftsarchiv, besteht oben eine oberste Arbeitsgemeinschaft der Forschenden als deutscher Volksliedausschuß. Er ist entsprechend jener landschaftlichen Arbeitsgemeinschaft oberste Überwachungsstelle der Volksliedpflege, oberste Ordnungsstelle der Forschungsarbeit. Auch hier müssen noch einmal Forschung und Pflege zur Einheit zusammenwachsen. — In welcher Weise dies geschehen kann, zeigen die gestellten Aufgaben. Erschienen ist der erste Band des Deutschen Volksliedwerkes, einer großen zusammenfassenden Sammlung der deutschen Volkslieder in Wort und Weise. In Arbeit ist eine umfassende und ordnende Ausgabe der deutschen Liedweisen, zunächst für die ältere Zeit. So schaut die Forschung vom ungeschichtlichen Volksliedvorrat der Gegenwart aus zurück in die Vergangenheit. — Die Pflege aber dient von der Gegenwart aus der Zukunft. Wenn wir Älteren in den Reihen der SA. und SS. marschieren, singen wir die nun schon zur Überlieferung gewordenen Kampflieder. In der jungen Mannschaft der HJ. aber entstehen neben den alten Weisen schon die neuen Lieder, die zukünftiger Besitz unseres Volkes sein werden.

So sind im deutschen Volkslied Geschichte, Gegenwart und Zukunft, Forschung und Pflege aufs engste verbunden. Im Volkslied erkennen und gestalten wir die ewig unzerstörbare Kraft unseres völkischen Daseins.

Digitized by Google

Die Julumritte im germanischen Süden und Norden.

Von Dr. Richard Wolfram, Wien.

Im Leben des bayrischen Volksstammes spielen Umritte zu alten Kultzeiten eine Rolle, wie sie ähnlich stark nur noch im skandinavischen Norden wieder begegnet. Viele Hunderte solcher Umritte stehen in Süddeutschland und Österreich heute noch in voller Blüte, weitere sind aus alten Nachrichten und Überlieferungen nachzuweisen[1]. Im ersten Augenblick verwirrt die Vielfalt der Heiligen, zu deren Ehren geritten wird und die sich als Fürsprecher und Segensbringer bewähren: Stephan, Leonhard, Martin, Georg, Eligius, Nikolaus, Silvester, Celsus, Willibald, Mauritius, Andreas, Wolfgang, Koloman und Johannes. Dazu kommen noch zahlreiche weltliche Ritte, wie die vielen Pfingst- und Wasservogelritte. Fassen wir aber die Kalenderzeiten ins Auge, so heben sich klar die Winter- und Sommersonnenwende heraus, Frühlingsanfang und Beendigung der Ernte im Herbst. Was übrig bleibt sind Einzelerscheinungen zumeist örtlicher Natur, Anknüpfung an den Apostel einer bestimmten Gegend u. dgl. Georgi als Beginn und Martini als Ende der Weidezeit bieten sich als natürliche Zeitpunkte des Wirtschaftsjahres an, die mit segenbringenden Handlungen eingeleitet und abgeschlossen werden. Freilich stehen die kriegerischen Schimmelreiter Martin und Georg im berechtigten Verdacht, ältere Gestalten fortzusetzen. Wie bereits Mannhardt erkannt hat[2], sind die Umritte zu den verschiedenen Jahreszeiten jedoch nicht grundsätzlich voneinander zu trennen. Trotz mannigfacher Ausprägungen lassen sie sich als ein großer Festzyklus verstehen.

Die nachfolgende Untersuchung greift einen Abschnitt heraus: die Hauptfestzeit der dunklen Jahreshälfte. Bekanntlich erstreckt sie sich über

[1] G. Schierghofer, Altbayerns Umritte und Leonhardifahrten, München 1913; ders.: Umrittsbrauch und Roßsegen, ein Beitrag zur vergleichenden Volkskunde unter besonderer Berücksichtigung Altbayerns, München 1921; R. Hindringer, Weiheroß und Roßweihe, eine religionsgeschichtlich-volkskundliche Darstellung der Umritte, Pferdesegnungen und Leonhardifahrten im germanischen Kulturkreis, München 1932, u. a. m.

[2] Wald- und Feldkulte, I (Berlin 1904), S. 402—406.

Digitized by Google

eine längere Zeit[3]. Wir haben deshalb mit Zerdehnungen zu rechnen, Bräuche gleicher Art (Kläuse, Perchten) schließen sich in den Alpen z. B. einmal an Nikolaus (6. Dezember), dann wieder an Dreikönig (6. Januar). Man könnte das auch als Anfang und Abschluß auffassen. Sehen wir, was an Umritten in diese Zeitspanne fällt, so erfassen wir einen bedeutenden Teil des zersplitterten Brauches: Eligius (1. Dezember), Nikolaus (6. Dezember), Stephan (26. Dezember), Silvester (31. Dezember) und Celsius (4. Januar, später erst auf den 23. Februar verlegt). Letzterem Heiligen wird in der Westeifel nach dem Umritt sogar ein Haaropfer von Schweif und Mähne dargebracht, das direkt den großen germanischen Pferdeopfern zur Julzeit entspringen dürfte. Der hl. Eligius, Schutzpatron der Pferde in Baden, Schwaben, Luxemburg, Lothringen und Nordfrankreich, gilt als Schmied[4]. Beim Eligiusumritt in Douai weihte man die Pferde, indem man ihnen mit zwei Hämmern auf die Stirne klopfte. Allzu christlich sieht dieser Brauch nicht aus. Auf die älteren Hintergründe deutet bei vielen dieser Umritte auch das Verspeisen von Gebildbroten in Pferdegestalt. In Jesenwang wird sogar mit Vorbedacht das sonst so verpönte Pferdefleisch anläßlich des Stephansrittes gegessen. Bemerkenswert ist, daß der Jesenwanger Ritt quer durch die dortige Kirche geht. In Beilngries führte man die Pferde bis um 1600 nach dem Gottesdienst sogar rund um den Altar, was später, wegen der Beschädigung des Fußbodens, in einen Ritt um die Kirche verwandelt wurde. Doch gehört es in vielen Orten noch zum Brauch, daß die Pferde zumindest in die Kirche hineinschauen müssen (Aigen am Inn, Ingeldorf, Gaishofen).

Alle Stufen vom unkirchlichen Ritt bis zur völlig verchristlichten Form sind in Süddeutschland noch nebeneinander lebendig. Meist liegen die Umrittskirchlein auf Hügelkuppen, an Quellen und einsamen Waldplätzen. Es ist klar, daß sie an der Stelle vorchristlicher Heiligtümer erbaut sind. Dorthin ziehen nun die Bauern auf geschmückten Pferden (Abb. 1), in manchen Fällen noch einzeln, ohne Priester, und umreiten das Gotteshaus meist dreimal. Auch Ritte um Quellen[5], Brunnen und Bäume[6] kommen vor. In Rückbildung begriffen sind die reinen Flurumritte und das Umkreisen der Gemarkungen, die einst viel weiter verbreitet waren. Auch um die Dörfer

[3] Beda berichtet, daß die Angelsachsen Dezember und Januar „Giuli" nannten. In dem überlieferten Bruchstück eines gotischen Kalenders heißt der November „fruma jiuleis" (erster jiuleis). Der isländische Monatsname „ýlir" umfaßt die Zeit Mitte November bis Mitte Dezember. L. Weiser, Jul, Weihnachtsgeschenke und Weihnachtsbaum, Stuttgart 1923. Dazu vergleiche man, daß das schwedische Julfest heute noch einen Monat dauert.

[4] Über die Rolle des Schmiedes im alten Glauben und Brauch vgl. mein Buch „Schwerttanz und Männerbund", S. 220.

[5] Neudenau, Weinbach („Weihenbach"), Umritt der Halloren um die Salzquelle usf. Brunnenritte in der Freiburger Gegend, Tagmersheim. Viele der Umrittskirchen wurden auch bei solchen Quellen erbaut.

[6] An der Stelle des Leonhardskirchleins in Tölz stand einst ein heiliger Baum. 1711 wurde ein Kreuz dort errichtet, 1722 das Kirchlein. Damals noch erschienen in der Morgendämmerung des Leonhardstages einzelne Reiter, sprengten dreimal um das Heiligtum und verschwanden. Hindringer, S. 21.

Digitized by Google

selbst wird geritten (Aigen, Diepoldsberg, Pauluszell). Ferner gibt es vor allem in Oberösterreich noch die ganz altertümlichen Ritte, die in einem bloßen Tummeln der Pferde auf den Feldern bestehen. Galoppierend, rennend und lärmend wird höchste Kraftentfaltung zu erreichen gesucht; der bekannte Leben erweckende und steigernde Bewegungszauber. In einigen deutschen Gegenden reitet man anschließend daran zum Schmied und läßt die Pferde zur Ader (Eligius?!), damit sie das Jahr über gesund bleiben. Das Blut aber bewahrt man als Heilmittel auf (Mannhardt, S. 403). Unkirchlich blieb auch der west- und mitteldeutsche Pfingstritt mit seinen Fruchtbarkeits- und Burschenbräuchen. In Bayern dagegen hat sich die kirchliche Pferdesegnung weitaus am stärksten durchgesetzt. Es ist ein wundervolles Bild süddeutschen Volkslebens, wenn die Bauern auf den prächtig geschmückten Tieren angeritten kommen und das Heiligtum umkreisen. Einstmals geschah dies im Galopp. Dabei werden die Rosse vom Geistlichen mit Weihwasser besprengt[7]. Auch der uralte Wettritt ist nicht vergessen, der sich vom klassischen Griechenland bis Skandinavien bei Kultfeiern fand. In Bayern folgt das „Kirchrennen" fast überall noch auf die Prozession. Schon Hrabanus Maurus, Bischof von Mainz (776—856) klagt über die Unsitte, daß die Leute, statt in der christlichen Prozession zu schreiten, sich auf geschmückte Pferde schwingen, über die Fluren dahinsprengen und einander vorzurennen suchen[8]. Für Schweden und Norwegen hat E. Wessén[9] nachgewiesen, daß Ortsnamen die sich auf Spiel und Pferderennen beziehen (lek, skeid, skede), in unmittelbarer Nachbarschaft vorchristlicher Heiligtümer auftreten. Neben einem Ullevi steht ein Skedevi, neben Ullensakr Skedsmo, neben Fröshov Löken usf. Ganz ebenso ist in Kirchstätten nächst Johanniskirchen bei Vilsbiburg (Niederbayern), wo heute nichts mehr von einem Ritt bekannt ist, am St. Stephanstag Patrozinium. Ein Acker dort heißt das „Rennfeld"[10]. Eine Stätte alten Pferdekultes ist auch Pfaffenhofen. Die uralte Kirche ist dem hl. Stephan geweiht, außerdem heften sich an sie Roßtränke, Stephansritt und Schimmelsage. An eine Kultgemeinschaft und Hochfestwoche mit Pferdekult denkt Hindringer bei einigen Orten zwischen der Isar und dem Würmsee. In Mörlbach ist der Stephansritt am Vormittag, in Höhenrain am Nachmittag und in Degerndorf der entsprechende Silvesterritt.

[7] Vgl. dazu, daß man beim schwedischen Staffansritt mit einer Schelle heilkräftiges Wasser aus der Quelle schöpfte und die Tiere damit besprengte, H. Celander, Staffansvisorna, Folkminnen och Folktankar, 1927, S. 36.

[8] 19. Homilie: . . . super phaleratos resiliunt equos, discurrunt per campos, alter utrumque se praecurrere gestiunt. Migne, Patrologia latina, 110, 38. Vgl. ferner den „Thesaurus pauperum" aus Tegernsee (um 1469): „peccant, qui credunt quod equitatio vel cursus prosit equis vel contra vermes, si equitantur in die sancti Stephani vel pasce vel penthecostis ante ortum solis versus orientem plus quam aliis diebus vel ad profundum aquarum non ad aquandum sed contra vermes et alias infirmitates."

[9] Hästskede och Lekslätt, Namn och Bygd, 9. Jahrg., 1921.

[10] Hindringer, S. 128.

Digitized by Google

Abb. 1. Zum Umritt ziehen die Bauern auf geschmückten Pferden. Aufn.: Dr. R. Wolfram.

Heute überwiegen in Bayern die Umritte am Tage des hl. Leonhard (6. November), der aber erst seit dem Ausgange des Mittelalters als Pferdepatron belegt ist und vor dem 11. Jahrhundert in Altbayern überhaupt nicht vorkommt. Das Vordringen dieses „Eisenheiligen" und Gefangenenbefreiers auf das Gebiet des Roßkultes dürfte eine spätere Entwicklung sein, wie übereinstimmend angenommen wird. Als ursprünglicher Pferdepatron tritt uns überall Stephan entgegen. Die Umwandlung älterer Stephanspatronate und -ritte in solche des hl. Leonhard läßt sich in mehreren Fällen sogar noch geschichtlich nachweisen. Der „große Pferdetag" im Kalender des Volkes war hingegen von jeher der Stephanstag. Schierghofer fand auch noch über 50 Stephansritte im bayerisch-österreichischen Gebiet[11], die zum größten Teil noch in voller Blüte stehen. Zum Stephanstag gehört ferner Aderlaß der Pferde, Wasser- und Futterweihe (schon seit dem 8. Jahrhundert belegt).

[11] Kreen (Schwaben); Backnang (Württemberg); Erlbach, Ficking, Höhenrain, Jesenwang, Erharting, Pfaffenhofen, Unter-Weinbach, Seyfriedswörth, Stephanskirchen, Arnstorf, Altötting, Kastl, Mauerberg, Unterneukirchen, Mörlbach, Machtlfing, Tutzing, Metzenried, Lauterbach, Hannpertshofen, Attenkirchen, Enghausen, Thulbach, Landsham, München, Kollerstetten, Aufhausen, Enzlhausen, Rudelzhausen, Altdorf, Reith, Golling (Bayern), dazu noch die bloß historischen bayerischen Umrittsorte Beilngries, Kirchstetten, Pullach, Rappoltskirchen und Moosen; Neukirchen, Schwand, Birberg, Schalchen, Hering, Vormoos, St. Radegund (Oberösterreich); Andelsbuch (Tirol); Faak, Koralpe, Lavanttal (Kärnten); St. Stephan (Krain); Hartberg (Österreich).

Digitized by Google

Die Haferweihe hatte im Freien stattzufinden. Deshalb denkt Hindringer (S. 100) an die vorchristliche Sitte, in der Julzeit Haferbündel und Gefäße mit Hafer oder Getreide ins Freie zu stellen, in dem Glauben, daß der in dieser Nacht auf den Hafer fallende Tau die Tiere vor Krankheiten schütze. Solche Garben wurden in Schweden freilich auch für Odins Pferd[12] ausgelegt, und in Norwegen (Valdres) besonders altertümlicher Weise für die in der Julnacht umziehenden Geisterscharen, Jolesveinar (Weihnachtsburschen) usf.

In Schweden sind die Staffansritte „die" Umrittsbräuche überhaupt. Ihre sehr altertümlichen Formen lassen die Ursprünge noch gut erkennen. In zwei Aufzeichnungen fand ich dort auch Osterritte, bezeichnenderweise auch unter Staffans Namen[13]. Falls keine Verwechslung vorliegt, dürften wir darin die gleiche Erscheinung wie in Deutschland vor uns haben: die Umritte sind so stark mit dem Namen dieses Heiligen verknüpft, daß auch Frühlingsritte manchmal als Oster- und Pfingstritten bezeichnet werden. Schwüre, die man auf das Haupt des Rosses ablegte, kennen wir aus dem germanischen Heidentum (Langobarden z. B.). Sie sind wohl auch mit den „Stephansschwüren" gemeint, die Karl der Große im Jahre 789 verbietet[14]. Der Trierer Segen (10. Jahrhundert) nennt das Pferd des hl. Stephan. In derselben niederdeutschen Gegend tritt uns ein Jahrhundert früher ein offenbar volkstümliches Motiv entgegen, von dem die gewöhnliche Überlieferung nichts weiß. Der Heliand (Vers 386 f.) erzählt nämlich, daß die Hirten, denen der Engel die Geburt des Heilands verkündete, Pferdehirten — „ehuskalkos" — waren[15]. Das schlägt vielleicht eine Brücke zum schwedischen Staffan. Dort ist der Heilige nämlich in einen Roßknecht verwandelt, der seine Tiere nächtlicherweile zur Tränke führt. Eine rein nordische Entwicklung unter dem übermächtigen Einfluß des Volksbrauches, die Pferde in der zweiten Julnacht im Galopp zur Tränke zu reiten. Der Zeitpunkt (erste oder zweite Julnacht) schwankt übrigens. In diesen Nächten waren also die Pferdehirten unterwegs. Staffan, als rossetränkender Pferdeknecht, ist bereits auf den Malereien der Kirche von Dädesjö (Småland) um 1275 dargestellt, ferner auf Bildhauerarbeiten des Domes von Uppsala (1350) und der Kirche von Flistad (Östergötland, Ende des 15. Jahrhunderts). Die z. T. noch ins Mittelalter zurückreichenden Staffanslieder hat Celander[16] untersucht.

Der Staffansritt beginnt in den ersten Stunden nach Mitternacht und hat einen Wasserlauf in fremdem Gebiet als Ziel; besonders beliebt war ein nach Norden rinnendes Wasser[17]. Dort läßt man die Pferde trinken und glaubt, daß sie dadurch Gesundheit und Kraft für das kommende Jahr erlangen. Wer als erster zur Tränke kam, dessen Pferd trank das „Obers"

[12] H. Celander, Julkärve och Odinskult, Rig, 3. Jahrg., 1920; derſ.: Nordisk Jul, I, 1928, S. 86.

[13] LUFA. 1034 (Småland), 473 (Skåne, Albo).

[14] Hindringer, S. 51.

[15] Rosa Schömer, Das Stephansreiten, Wr. Zſ. f. Vk., 28. Jahrg., 1923, S. 11.

[16] Staffansvisorna, Folkminnen och Folktankar, 14. Jahrg., 1927.

[17] NMA. 11232, 3038, 3669, 12950, 4714, 7633, 26953; LUFA. 596.

Digitized by Google

des Wassers, dem besondere Kraft zugeschrieben wurde. Deshalb versuchte jeder dem anderen zuvor zu kommen. Mehrere Berichte sprechen davon, daß der Ritt über eine bestimmte Anzahl von Wasserläufen — meist neun — gehen mußte. In Västmanland sollte das Pferd sogar aus allen neun trinken[18]. Dem vergleicht sich der Ritt über neun Raine im Fränkischen. Häufig scheinen es alte Opferquellen gewesen zu sein, denn wir hören z. B. aus Västergötland, daß zuerst ein Silberbecher in die Quelle gelegt werden mußte, ehe die Pferde tranken[19]. „Über Silber" sollten sie auf jeden Fall trinken, darum nahm man nach anderen Aufzeichnungen auch Becher und Silberlöffel, mit deren Hilfe man die Pferde labte. Dalsland und Uppland verwendeten dazu die Sattelschelle, der auch besondere Kraft zukam[20]. In Bohuslän befeuchtete der Reiter seine Augen mit diesem heilsamen Wasser[21]. Als magische Vorsichtsmaßnahme mußte beim Ausreiten in Gotland die Hintertür benützt werden, „damit nichts Böses hereinkäme"[22].

An den Zielritt schloß sich noch ein wildes Tummeln der Pferde auf den Feldern, Umritt als Heischegang von Haus zu Haus, wobei sie besonders auf das Julbier aus waren, Bewirtung usf. Wir treffen ferner auf Kultbrote und den in Burschennächten üblichen Schabernack: eine reich ausgebildete Brauchtumsfolge unkirchlicher Art. Von Staffansheiligtümern erfahren wir nur mehr selten. Ein Beispiel ist die Kirche von Flistad, wo Opfer an Staffan bis 1775 vorkamen. Zahlreiche Gaben wurden dort auch bei Ausgrabungen gefunden. Sonst aber hat die Reformation den katholisierten Teil des Brauches unterdrückt, so daß nur die daneben fröhlich blühenden Sitten älterer Art bestehen blieben. Mitte des 16. Jahrhunderts schildert der schwedische Gelehrte Olaus Magnus[23] die großen Wettritte seiner Landsleute am Stephanstag, wo sie nach Dorfschaften getrennt um einige Scheffel Saatkorn als Siegespreis galoppierten. Diesem Saatkorn wurden wohl besondere Eigenschaften zugeschrieben, die sich auf die Erntehoffnung des kommenden Jahres bezogen. Der Sieger beim Wettritt

[18] NMA. 31663 (Östlunda sn.).
[19] NMA. 3559 (Hornborga sn.).
[20] NMA. 25399 (Uppland); Celander, Staffansvisorna, S. 36 (Dalsland).
[21] NMA. 4714 (Hede sn.).
[22] ULMA. 7084 (Gothem).
[23] Historia de Gentibus Septentrionalibus, Rom 1555, Buch 1, Kap. 24. Olaus Magnus fügt hinzu, daß durch den Wettritt auch die schnellsten Pferde ausgewählt wurden, die man dann den Göttern zum Opfer darbrachte. Allerdings ist es nicht sicher, ob dem klassisch gebildeten Verfasser hier nicht Herodots Schilderung vom Pferdeopfer der Massageten vorschwebte. Unmöglich ist es aber nicht, daß er sich auch auf einheimische Überlieferungen stützen konnte, bemerkt O. Almgren (Hällristningar och kultbruk, Sthm. 1926/27, S. 191). Falls nicht bei einer Aufzeichnung aus Småland (LUFA. 929, Frinnaryds socken) die Stelle aus Olaus Magnus wiederklingt, hätten wir eine Andeutung in dieser Richtung. Der Erzähler spricht vom Staffansreiten und dem Aderlaß der Pferde, damit sie gesund bleiben. In dieser Nacht halten die Toten Gottesdienst. Am Morgen findet man Sand in den Kirchenbänken als Spuren. „In älteren Zeiten war ein großer Wettritt am Staffanstag; man wählte dadurch die schnellsten Pferde, die man den Göttern als Opfer darbrachte."

Digitized by Google

oder der Kirchenfahrt bringt ja auch nach dem Gegenwartsglauben die Ernte zuerst heim.

Bei den norwegischen Julumritten überwiegen mythische Namen aus der germanischen Überlieferung. Aber auch da taucht Staffan auf (rida Staffis Kout; Stefansvatten usf.). Jedenfalls liegt der Schwerpunkt des Roßkultes auf dem zweiten Jultag. Darum dürfte das Pferdepatronat des hl. Stephan auch kalendarischen Ursprungs sein. In seiner Vita ist nichts, das ihn zu dieser Rolle führen könnte. Bei den schwedischen Heischegängen tritt Staffan nicht selten persönlich als Anführer der ganzen Gruppe auf[24]. Mit dem Heiligen hat diese in Felle oder Stroh gehüllte, oder bärtige und maskierte Gestalt wohl kaum mehr als den Namen gemeinsam. Der eigenartige „Halmstaffan" von Björkö (vgl. Abb. 2) gehört in dieselbe Gruppe wie unsere „Strohschab" aus Mitterndorf (Salzkammergut, 6. Dezember) (Abb. 3).

In Süddeutschland sind es vor allem die ganz unkirchlichen Stefflritte von Backnang, Metzenried, Schwand, Schalchen usf., die den schwedischen entsprechen. In wildem Galopp werden die Pferde auf den Feldern getummelt. Der Anführer muß bei den Innviertlern einen Schimmel reiten, die Burschen selbst sind verkleidet und schlagen die Zuschauer manchmal mit Schweinsblasen. Dem entspricht das Kornfeldreiten in der Taufkirchner Gegend[25]. Auch zu diesen Umritten gehörte allerlei Unfug und Schabernack, Stärkung der Pferde durch verschiedene Mittel (besonderes Futter u. dgl.). Mit den skandinavischen Bräuchen stimmt es ferner überein, daß viele Umritte die letzten Stunden der Nacht bevorzugen[26].

Die bayrisch-österreichischen Stefflritte erhalten ihre Fortsetzung erst an der Nordgrenze Deutschlands[27]. In der Umgebung von Krempe (Holstein)

[24] ULMA. 7085 (Gotland, Stenkyrka; Staffan, dem Lied entsprechend als Pferdeknecht dargestellt); 303: 61 (Uppland, Skuttunge; Staffan ist in Felle gekleidet); NMA. 14956 (Uppland, Löffta; in Begleitung des weißgekleideten Staffan befinden sich in Stroh gehüllte Männer mit geschwärzten Gesichtern; Staffansbock); 29504 (Uppland, Bälsta; Staffan pelzgekleidet, sieht schrecklich aus); 25406 (Uppland, Björklinge sn.; St. hat großen Hut); 5497 (Uppland; St. bärtig; er hat eine Frau; Bock); 28803 (Östergötland, Björsäters sn.; St. Staffan reitet auf einem Burschen); 14980 (Östergötland, Hällestads sn.); 9942 (Dalarna, Bingsjö); Jämtland: E. Modin, Hogdalssocknarnas kyrkliga minnen, Jämtlands läns fornminnesföreningens tidskrift, VII, 1921, S. 142 f. Halmstaffan auf Björkö, Vassunda Lagga, Fundbo, Rasbo socknar (Uppland): G. Hallström, Halmstaffan, Etnologiska studier, tillägnade N. E. Hammarstedt, Sthm. 1921, S. 227—231. Schwedisch Finnland: R. Lid, Jolesveinar og Grøderikdomsgudar, Oslo 1933, S. 33.

[25] F. Holzinger, Das Kornfeldreiten am Ostermorgen, Innviertler Heimatkalender 1915; über die Stefflritte vgl. Braunauer Heimatkunde, Heft 12, S. 61/62.

[26] Enghausen, Asenham, Altdorf, Aiglsbach, Enzlhausen, Wimpassing, Maria Brünndl, Andorf usf.

[27] An geschichtlichen Nachrichten zitiert Mannhardt noch: Haltaus-Scheffer, Jahrzeitbuch, Erlangen 1797, S. 164; Th. Naogeorgus, Regnum papisticum (Basileae), 1553, p. 132; Wolf, Beiträge, I, S. 230, 356; zu ergänzen ist Reinold, Die Stephanskollekte, Zs. f. rhein. und westfäl. Vk., VII, 1910, S. 241 ff.

Digitized by Google

Abb. 2. Halmstaffan aus Björkö (nach G. Hallström).

begeben sich die jungen Burschen in der Stephansnacht haufenweise in die Häuser um die Pferde zu putzen, dann besteigen sie dieselben, reiten auf dem Hausflur umher, machen auch sonst so viel Lärm als möglich und lassen sich bewirten. Darum heißt dieser Tag auch Peerdesteffen[28]. Im Dorfe Walsbüll (Schleswig) hielten die Burschen ein Wettrennen. Der Sieger erhielt den Ehrennamen Steffen und wurde bewirtet. Auch in Dänemark reiten die Burschen in der Frühe, um die Pferde trinken zu lassen. „Und dann macht man alle Arten von Unsinn, stopft Schornsteine zu, zerlegt Wagen und schleppt ihre einzelnen Bestandteile auf die Dächer[29]."

Nirgends auf germanischem Boden ist das Stephansreiten aber so stark ausgebildet, wie im pferdeliebenden Schweden. Ungezählte Aufzeichnungen aller Archive[30] berichten darüber aus Skåne, Halland, Blekinge, Bohuslän, Dalsland, Värmland, Västergötland, Småland, Östergötland, Södermanland,

[28] Mannhardt nach Schütze, Schleswigholst. Idioticon, III, S. 200.

[29] H. F. Feilberg, Dansk Bondeliv, I, S. 272.

[30] Das Material zu dieser Untersuchung sammelte ich in den Archiven von Nordiska Museet (NMA.) in Stockholm, Landsmålsarkivet in Uppsala (ULMA.), Västsvenska Folkminnesarkivet (VFA.; IFGH.) in Göteborg, Lunds Universitets Folkminnesarkiv (LUFA.), Norsk Folkeminnesamling (NFS.) in Oslo während der Jahre 1932, 1934 und 1936. Der Leitung und den Beamten dieser Sammlungen sei für die Benützungserlaubnis und alle Hilfe aufrichtig gedankt.

Digitized by Google

Västmanland, Uppland, Hälsingland, Jämtland, Gotland und den schwedischen Teilen von Finnland (Åland, Nyland). Die klassische Schilderung eines 70jährigen Schmiedes aus Asarum (Blekinge) gibt ein lebendiges Bild dieser Bräuche: „In der Nacht auf den zweiten Jultag pflegten wir nicht viel zu schlafen, denn wir hatten den Stall zu überwachen, so daß keine Burschen von anderen Orten kämen und vor uns am Morgen die Pferde fütterten und tränkten oder ausmisteten. Wenn das geschah, waren wir schwer beschämt ... Schon um 2 Uhr gingen wir mit unseren Laternen, misteten aus und brachten den Stall in großer Eile in Ordnung. Dann galt es, zeitgerecht zu den Höfen des Nachbarortes Tararp zu kommen, um dort vor den Knechten des eigenen Hofes Ordnung zu machen. Aber zu allererst sollten die Pferde getränkt werden. Wir nahmen die vier besten Pferde und ritten in wildestem Galopp hinunter zum Langsee und ließen sie trinken. Dann galoppierten wir nach Tararp. Wir ritten wie Wahnsinnige über Wiesen und Felder und kümmerten uns nicht viel um die Wege. Einige knieten auf dem Pferderücken und brüllten, während die Pferde dahingaloppierten, einer oder der andere konnte sogar gerade auf dem Pferderücken stehen, ohne herabzufallen ... So rasten wir dahin, und es war lebensgefährlich für Menschen und Tiere. Wir sangen auch Lieder, aber keine handelten von Staffan, obwohl man das Ganze den Staffans Wettritt nannte. Wenn wir zu einem Hof in Tararp kamen, wo die Knechte den Stall noch nicht in Ordnung gebracht hatten, machten wir es an ihrer Stelle und tränkten ihre Pferde aus Eimern. Dann ritten wir zum Wohnhaus, manchmal so nahe, daß ein Pferdekopf bei jedem Fenster war und klopften an. Da pflegte der Bauer aufzustehen, mit der Branntweinflasche herauszukommen, uns zu bewirten und zu loben. Manchmal bekamen wir auch Eßbares und Geld, das wir für den Tanz am Abend in Froarp haben sollten. Die Mädchen kamen auch heraus und waren freundlich, denn sie haben frische Burschen gern. Aber wir blieben die ganze Zeit auf den Pferden sitzen. Wo es möglich war, ritt einer von uns in die Stube hinein und leerte das Branntweinglas, während er auf dem Pferde saß. Konnte niemand hineinreiten, so versuchten wir wenigstens die Vorderbeine des Pferdes auf die Treppenstufen beim Eingang hinaufzubekommen und tranken den Schnaps ohne abzusitzen. Darnach ritten wir zum nächsten Hof und die Geschichte wiederholte sich, wenn der Stall nicht in Ordnung war. Zuletzt wurden wir natürlich ziemlich rauschig. Bis zu unserer Rückkehr konnten die Pferde manchmal schaumbedeckt sein vor Schweiß. Viele Unglücksfälle geschahen und für die Pferde war es auch nicht gut. Manchmal kam es zu einer Rauferei mit den Knechten, die wir beschämt hatten. Einmal wurde ein Bursch bei Södra Hoka erschlagen[31]." Ein Tanzfest der Jugend beschloß den Tag.

Wir sehen vor uns ein regelrechtes Burschenbrauchtum mit allen wilden Zügen. In Halland waren es nur die erwachsenen Burschen, die teilnehmen durften. Der Ausdruck „hela pojkar" bezieht sich auf solche, die in die Jungmannschaft aufgenommen sind. Nach Ortsburschenschaften gingen

[31] H. Celander, Jul, I, S. 270 f.

Digitized by Google

sie in Östergötland[32]. Manchmal nahmen sie Pferde, wo sie welche erwischen konnten[33]. „In wildester Fahrt" setzten sie über Gräben und Zäune[34], suchten einander zuvorzukommen und sogar von den Pferden zu werfen[35]. Es konnte geschehen, daß ein Pferd bei der Heimkehr tot zusammenbrach[36]. Trafen sie auf andere Umzugsgruppen, gab es Raufereien. In Västergötland pflegten sie die Sternsinger einfach niederzureiten. Deshalb trugen diese Pistolen mit bloßer Pulverladung bei sich, um die Pferde zu erschrecken[37]. Echtes Burschenbrauchtum ist der Schabernack. Er kehrt auch im deutschen Gebiet in allen „Unruhnächten" wieder, in denen die Burschen die Herrschaft haben[38]. „Die Burschen ritten oder liefen um die Häuser und schlugen die Hauswände mit Stöcken und Stangen, so daß die Späne flogen, und verübten allerhand Spektakel und Unfug. Sie vertauschten Pferde, so daß der eine Bauer das Pferd des anderen in seinen Stall bekam und umgekehrt. Sie hatten ein Pferd in eine Scheune praktiziert, so daß man gezwungen war, die Wand durchzusägen, um es wieder herauszubekommen. Sie hatten einen Wagen auf das Stalldach gehoben und das Aborthäuschen in den Wald getragen ... In Stall und Scheune hatten sie alles auf den Kopf gestellt: der Mist lag in der Futterkrippe und das Futter hinter den Tieren auf dem Dungplatz. Manchmal war auch der halbe Misthaufen in den Stall hineingeschaufelt. Die Pferde waren verkehrt aufgezäumt, das Gebiß unterm Schwanz usw. Sogar der Hackstock stand angeschirrt[39]." „Je mehr sie verwüsten konnten, desto besser war es[40]."

[32] NMA. 28803 (Björsäters sn.).

[33] NMA. 26712 (Västergötland, Otterstads sn.).

[34] LUFA. 630, 630/39 (Blekinge, Bräkne).

[35] LUFA. 636 (Blekinge).

[36] NMA. 3559 (Västergötland, Hornborga sn.).

[37] IFGH. 3460 (Västergötland, Fors sn.); 3462 (Västergötland, Rommele).

[38] Im Sarganserland ist die Walpurgisnacht der Zeitpunkt für die Streiche der „Nachtsbuben". Im Böhmerwald heißt die Nacht vom Pfingstsonntag auf -montag „Unruhnacht". Die Burschen heben Wagen auf die Dächer, Eggen und Pflüge auf die Bäume, vertauschen die Tiere, stellen das Aborthäuschen vor die Eingangstür usf. Über die schwäbischen „Freinächte" vgl. Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben, II (1862), S. 18.

[39] Klas Olofsson, Folkliv och folkminne (1928 u. 1931), Bd. 1, S. 100 f. Vgl. ferner: NMA. 1751, 17257, 3559, 31934, 3749, 3702, 7633; ULMA. 111: 332; LUFA. 1449/8, 601/126, 464, 1035, 466, 1429/6; VFA. 885. Eine Entsprechung ist das „Zeltenziehen" der Tiroler Burschen in der Stephansnacht: „Diese seltsame Sitte besteht darin, daß sie von den näher und ferner gelegenen Höfen alles, was nicht niet- und nagelfest ist, forttragen, ja, ganze Wagen damit beladen und das so Zusammengeschleppte auf dem Kirchplatz oder am größten Brunnentroge des Ortes aufstellen. Am anderen Tage können sich die Bauern das Entwendete, meist Schlitten und Karren, Rückkörbe, Zimmerböcke, Leitern, Ackerwalzen, Backofengeräte, Besen, Mädchenhemden und Unterkittel usw. wieder abholen und heimschaffen. Überhaupt geht es in der Nacht vom Stephanstag auf den folgenden Johannistag toll her." L. v. Hörmann, Tiroler Volksleben, Stuttgart 1909, S. 239.

[40] NMA. 6110 (Skåne).

Digitized by Google

Ein durchlaufender Zug ist es, daß die Burschen versuchen in die Stube hineinzureiten[41]. „War ein Reiter wohl bewirtet worden, so ritt er einmal im Kreise ehe er hinausritt und man betrachtete das als glücksbringend[42]." Auch auf dem Hofplatz wurde im Kreis geritten, während die Burschen das Staffanslied sangen[43]. Erhielten sie keine Bewirtung, so nahmen sie alles Glück aus dem Haus[44]. Es ist ganz offensichtlich, daß wir in den Staffansreitern eine Entsprechung zu den Faschingsläufern unserer Alpen haben, die auch vor jedem Hof ihren uralten Kreistanz ausführen[45]. Den Verkörperern der dämonischen Mächte gebühren Opfergaben. Darum sind die Heischereime oft nicht bittend, sondern drohend, worauf Meuli zuerst hingewiesen hat[46]. Dahin gehört es, wenn die Burschen in Skepplanda (Västergötland) drohen auf das Dach zu reiten und den Schornstein umzuwerfen, wenn sie nicht ihr gerütteltes Maß Hafer für die Pferde bekommen[47]. Eine Drohung, die sie als natürliche Wesen gar nicht ausführen könnten. Auch die Kleidung verrät sie als ursprünglich dämonische Gruppe. Während die große Masse der Aufzeichnungen nur von Verkleidung im allgemeinen spricht, stoßen wir hier und da auch auf genauere Angaben, z. B., daß sie Masken trugen[48] oder ganz in Stroh gehüllt waren. Weiß und rot, die alten Kultfarben, begegnen gleichfalls: „Alle, die mit dabei sein wollten, sammelten sich an einem Abhang im Föhrengehölz, den man ‚Staffanshügel' nannte. Dann ritten sie um die Wette. Sie waren in weiße Hemden gekleidet und hatten geschwärzte Gesichter. Wenn sie um die Wette geritten waren, ritten sie von Haus zu Haus und wurden bewirtet, wohin sie kamen, so daß einige betrunken wurden. Dasselbe wird erzählt aus Voxtorp, Haßlöv, Östra Karup, Ornaberga und Veinge. In Ornaberga hatten die Reiter ein weißes Hemd und einen Gürtel um den Leib. In Haßlöv ein rotes Band über dem weißen Hemd. In Veinge und Östra Karup waren die Pferde mit farbigen Bändern und Papierblumen geschmückt[49]." Die weiße Kultfarbe hatte sich sogar womöglich auf die Pferde zu erstrecken. Man nahm vor allem Schimmel. „Die keine weißen Pferde hatten, hingen ein weißes Leintuch über sie, so daß sie weiß wurden[50]." Wenn es in einer

[41] NMA. 3828, 26712; ULMA. 3543: 13; 111: 332; 5033; LUFA. 601/107/126/69/70; 706; 1018; VFA. 1018.

[42] LUFA. 706 (Blekinge, Lister).

[43] LUFA. 1024 (Småland, Östbo).

[44] LUFA. 615 (Blekinge).

[45] Vgl. R. Wolfram, Bärenjagen und Faschinglaufen im oberen Murtale, Wiener Zs. f. Vk., XXXVII, 1932.

[46] Bettelumzüge im Totenkultus, Opferritual und Volksbrauch, Schweizerisches Archiv f. Vk., XXVIII, 1928.

[47] IFGH. 2763: 39.

[48] NMA. 5497 (Uppland; „ett skråpukaansikte gjort av skinn, sotat och målat så vidunderligt som möjligt"); R. Keyland, Julbröd, Julbockar och Staffanssång, Sthm. 1919, S. 47 (Västergötland, Tun sn.); Klas Olofsson, Folkliv och folkminne, I, S. 100 f. NMA. 29003 (Uppland, Estuna sn.).

[49] LUFA. 1369 (Halland, Höks); weiße Kleidung, ferner LUFA. 651 (Blekinge); NMA. 3828 (Blekinge, Öljehult sn.).

[50] NMA. 27466 (Västergötland, Öglunda sn.).

Digitized by Google

Abb. 3. „Strohschab" aus Mitterndorf (Salzkammergut). Aufn.: Dr. R. Wolfram.

Schilderung von 1792 heißt: „Bei solchem Zusammenströmen der Leute ging es lustig genug zu; man sang Sankt-Stephans-Lieder, raufte und stach mit Messern, und schauderhafte Exzesse wurden verübt"[51], so liegt es ja nahe, daß eine puritanische Einstellung dieses Treiben als Teufelswerk betrachtete. Solchen Ursprungs, oder vielleicht doch noch aus einem gewissen Bewußtsein des Dämonischen ihres Tuns entstammend, ist auch die Erzählung, daß plötzlich einer mit einem Pferdefuß unter den Staffansburschen auftauchte[52]. In Süddeutschland kehrt dieses Motiv immer wieder. Bei den österreichischen Perchten, Tresterern und den schwäbischen Kläusen mehr schreckhaft, bei den bayerischen Haberern aber vertraut[53]. Die Haberer waren stolz darauf, daß der Alte mit dem Pferdefuß jedesmal in ihrer Mitte weilte; er gehörte dazu. Sie standen also selbst im Banne der Dämonie.

Die Staffansbräuche enthalten verschiedene Bestandteile. Burschenrecht ist wohl der Schabernack, obwohl nicht vergessen werden darf, daß die Verkörperer der übermenschlichen Mächte ihre Furchtbarkeit auch durch Zerstörung und ein wahres Schreckensregiment kundtaten. Man vergleiche etwa die Lötschentaler Roitscheggeten (Schweiz), die tobend und brüllend in

[51] N. Lid, Jolesveinar, S. 29.

[52] ULMA. 303: 1019 (Värmdö, Uppland), 48: 8 (Närke, Lillkyrka sn.).

[53] Vgl. R. Wolfram, Der Pinzgauer Trestererlanz, Wiener Zs. f. Vk., 1936, S. 6.

Digitized by Google

das Dorf einbrechen[54]. Frauen und Kinder verkriechen sich ängstlich, alle Türen sind versperrt. Ursprünglich hatten sie das Raub- und Plünderrecht für Nahrungsmittel, das auch in den skandinavischen Bräuchen noch hier und da nachklingt. Aus dem norwegischen Saeterstal wird 1777 berichtet, daß die Reiter Türen aufbrachen, wenn man sie nicht freiwillig bewirtete[55]. Sie haben einen Anspruch auf Opfergaben, es ist nicht trunkener Übermut allein, der sich hier kundgibt. In Süddeutschland hat die Kirche ihren Einfluß stärker durchsetzen können, obwohl auch da ursprüngliche Formen des Stephansreitens erhalten blieben. Es ist sehr beachtenswert, daß die nordischen Bräuche gerade im deutschen Süden ihre besten Entsprechungen haben. Man kann daher unsere Maskenläufe, Steffilritte usf. nicht einfach als keltisch, illyrisch, römisch und weiß Gott was noch alles abtun. Sie haben Heimrecht im Germanischen. Darüber, daß diese Bräuche dem Bereich der „alten Religion" entstammen, gibt es wohl keinen Zweifel.

Norwegen ist erfüllt von unzähligen Sagen über den Zug gespenstischer Wesen in der Julzeit. Gewöhnlich werden sie als ein Schwarm von Reitern geschildert: „Und da war Pferd an Pferd, so dicht als sie reiten konnten[56]." „Sie hörten den Lärm weithin. Es war Schellengeklingel und Pferdeschnauben und scharfe Hufschläge gegen die Steine[57]." Manchmal besteht der Zug überhaupt nur aus Pferden: „Wenn sie Aaskoreia begegneten, so sahen sie nur eine Menge von Pferdeköpfen[58]." Selbst die Anführer des Zuges können noch Merkmale der Pferdegestaltigkeit tragen wie Guro Rysserova, die durch einen langen Pferdeschweif gekennzeichnet ist. Die zahlreichen Namen Aaskoreidi[59], Olgereidi, Trettand-Reidi, Lussi-Reidi, Staalisfaeri, Lusifaeri sind nur verschiedene Bezeichnungen für die gleiche Erscheinung, die auch am Luciatag (13. Dezember) oder zu Dreikönig (Trettondag) umherziehen konnte. Ihnen verwandt sind die Jolesveinar (Weihnachtsburschen), die gleich dieser Fahrt in allerlei Gestalt umherziehen. Sie haben auch ihre Entsprechung im Brauch gleichen Namens. Mythische Gestalten führen all diese wilden Fahrten an: Trond, ein alter Mann mit langem Bart und langer Nase, Stäle, mit dessen Augen etwas nicht in Ordnung ist (sogar blind!), Guro Rysserova, Sigurd der kaum schauen kann,

[54] L. Rütimeyer, über Masken und Maskengebräuche im Lötschental (Kt. Wallis), Globus, Bd. 91, 1907; derſ.: Gerätschaften und Gebräuche im Kanton Wallis, Volkskundliche Untersuchungen, E. Hoffmann-Krayer dargebracht, Basel 1916, S. 364 ff.; derſ.: Ur-Ethnographie der Schweiz, Schriften d. Schweizer Gesellsch. f. Vk., Bd. 16 (Basel 1924), Kap. 18.

[55] Lid, Jolesveinar, S. 9. Im Gudbrandstal, Tröndelagen und dem nördlichen Westland ließ man in der Julnacht die Speicher unversperrt, so daß die Geister nehmen konnten, was sie brauchten. Celander, Nordisk Jul, I, S. 67.

[56] J. Skar, Gamalt or Saetesdal (Kristiania, 1908).

[57] T. Bergstöl, Atterljom, II (Oslo, 1930), S. 77.

[58] Ebenda, S. 74.

[59] Von åska: Donner (älter âsekja, Das Fahren der Götter) und reidh: Ritt; entspricht dem süddeutschen „Wütenden Heer", „Wûtanes her" (Münchner Nachtsegen, 13. Jahrhundert) und der Wilden Jagd.

Digitized by Google

mit seinem Pferd Grane und Gudmund. N. Lid[60] hat in seiner sehr lehrreichen Untersuchung, z. T. mit Hilfe der bei den Lappen bewahrten altgermanischen Überlieferungen festgestellt, daß sich hinter diesen und anderen als Julkönig usf. bezeichneten Gestalten alte Götter bergen. Man kann dazu noch Odins Beinamen „Jolnir" fügen, der ihn als Anführer dieser Scharen kennzeichnet. Der Zug, daß mit Sigurds und Skallos Augen etwas Besonderes los ist, dürfte sich hier anreihen.

In über 100 Lesarten ist die Sage von der Einkehr des „Aaskoreii" in einen Hof belegt[61]. Die Bewohner müssen ihr Haus in der Julnacht räumen, nachdem sie für den Geisterzug gedeckt hatten. Dort hielten die Julgespenster dann ihr Fest und Trond wurde zuerst zugetrunken oder eingeschenkt[62]. Die Fortsetzung der Erzählung, daß ein mutiger Mann sich versteckte und auf Trond schoß, wodurch man die unbequeme Einquartierung los wurde, geht ins Märchenhafte über. Kristoffer Visted[63] verglich mit diesen Sagen von Aaskoreia Snorris Bericht in Halfdan Svartes Saga. Der König feierte Jul in Hadeland. Da geschah etwas Wunderliches. Am Julabend, als man zu Tisch gegangen war und sehr viele zugegen waren, verschwand das ganze Essen und alles Bier vom Tisch; der König blieb unmutig sitzen, aber alle anderen kehrten heim. Sein Sohn Harald folgte einem „Finnen, der sehr viel wußte"[64], um zu erfahren wer dies verursacht habe. Sie kamen an einen Platz wo ein Häuptling ein großes Gastgelage abhielt und wurden wohl aufgenommen. Dort blieben sie bis zum Frühjahr. Dann verkündete der Häuptling dem jungen Harald den Tod seines Vaters und verheißt ihm die Gewinnung des ganzen norwegischen Reiches. Gleichzeitig gibt er sich als derjenige zu erkennen, der dem König das Essen vom Kultisch nahm. Visted kommt zu dem Schluß, daß dieser Herrscher niemand anderer war als der Totengott Odin.

Daß Odin in die Häuser einkehrte und bewirtet wurde, berichtet Hylten-Cavallius[65] aus Värend. Nun ist aber die Julzeit auch ein Fest der Toten. Unzählige Bräuche und Glaubensvorstellungen des Nordens weisen darauf hin[66]. Man schlief in der Weihnachtsnacht auf dem in der Stube ausgebreiteten Julstroh und ließ die Betten frei für die ver-

[60] Jolesveinar og Grøderikdomsgudar (Oslo 1933), bes. Kap. 2. Diese Arbeit, wie auch die vorangegangene (Joleband og Vegetasjonsguddom, Oslo 1928) ist vor allem auf die Fruchtbarkeitsbräuche beim nordischen Julfest eingestellt. Alles wird in diesem Sinne gedeutet, eine etwas zu einseitige Auslegung. Es gab doch nicht bloß Getreidegötter.

[61] Vgl. z. B. N. Th. Christiansen, Kjaetten paa Dovre, Kristiania 1922.

[62] Damit könnte man vergleichen, daß dem schwedischen Staffan bei den Umzügen zuerst zu trinken gegeben werden mußte: NMA. 9942 (Dalarna); 29504 (Uppland). Dem sagenhaften Trond entspricht übrigens auch eine wirkliche Umzugsfigur „Trono", vgl. K. Bugge, Folkeminneoptegnelser, Oslo 1934, S. 141.

[63] Vor gamle Bondekultur, Kristiania 1923, S. 233.

[64] So werden gewöhnlich die Lappen bezeichnet, die allgemein als zauberkundig galten.

[65] Wärend och Wirdarne (Neuabdruck Sth. 1921), I, S. 164 f.

[66] Vgl. bes. H. F. Feilberg, Jul, Kopenhagen 1904.

Digitized by Google

storbenen Vorfahren, die in dieser Nacht auf Besuch kamen. Aus dem gleichen Grunde bleibt auch der Jultisch während der ganzen Festzeit mit gewissen Speisen gedeckt. Ganz entsprechend den sagenhaften Spiegelungen war es in mehreren Gegenden Norwegens bis tief ins 19. Jahrhundert Sitte, am Julabend den Tisch für die Toten zu decken und dann die Stube überhaupt zu räumen[67]. Diese Toten sind aber von Aaskoreia nicht zu trennen. Mehrere Berichte erzählen, daß man Verstorbene im Geisterzug wiedererkannte[68]. Das endgültige Ziel der tobenden Umfahrt von Aaskoreia ist aber besonders oft Einkehr und Mahlzeit. Wo unterwegs abgesattelt wird, bedeutet das die Voraussage eines Todesfalles oder die Abholung des eben Erschlagenen[69]. Auch an Stellen wo ein Totschlag geschehen ist, hält sich Aaskoreia gerne auf[70]. Nach anderen Nachrichten besteht Lussifaerda überhaupt aus Toten[71]. Wir haben also ein zur Julzeit umziehendes Totenheer mit seinem Führer, hinter dem wir Odin-Wotan vermuten. Andererseits ist es eine der wichtigsten Tatsachen des Volksglaubens, daß sich die Männerbünde und Burschenschaften, die ja im weitesten Sinne Brauchtumsträger sind, mit dem Totenheer identifizierten[72]. Das baut die Brücke zum Brauch. Wir sehen daher ein ständiges Verschwimmen von Mythos und Wirklichkeit. Dieselben Opfer werden z. B. einmal den Geistern, dann wie-

[67] K. Lieſtøl, Vest Agder, II, S. 134. Zur Einkehr der Toten in der Julzeit vgl. die Erzählung der Eyrbyggjasaga, Kap. 54, die von O. Höfler (Kultische Geheimbünde der Germanen, I, S. 136 f.) in diesen Zusammenhang gestellt wurde.

[68] A. Mørch, Frå gamle dagar, Oslo 1932, S. 42; NFS. Solheim, I, 23; Lieſtøl, Vest Agder, II, S. 71.

[69] „Immer sattelt sie ab, wo ein Mann getötet worden war. Etwas Schreckliches geschah immer, wo sie absattelte; meist folgte ein Totschlag oder das Haus brannte ab", Skar, Gamalt or Saetesdal, III, S. 7. „Bei einem Gastmahl in Vá am Raudlandsstrand waren einmal zwei Männer im Streit getötet worden. Da kam Aasgaardsreiden am selben Abend, sattelte vor dem Hause ab und warf den Sattel auf das Scheunendach. Als Knut Vestá Olaf Gjersund bei einem Verlobungsfest erstach, war Aasgaardsreiden in der vergangenen Nacht dagewesen und hatte den Sattel auf das Stalldach geworfen. Guro und Sigurd kommen immer, wenn etwas geschehen wird." M. B. Landstad, Mytiske Sagn fra Telemarken, Oslo 1926, S. 11, 15, 16, 17; vgl. ferner Bergstøl, Atterljom. II, S. 75; K. A. Flatin, Tussar og Trolldom, Oslo 1930, S. 76; NFS. S. Bugge, II, 73; H. T. „Fra gamle Dage", Fremskridt, 20, X, 1896.

[70] NFS. Storaker og Fuglestvedt, S. 108.

[71] Mørch, Frå gamle dagar, S. 41; Flatin, Tussar og Trolldom. S. 75. Es gibt auch Totenheere, die zu anderen Zeiten auftreten wie „Gongfal" in Norwegen (K. Strompdal, Gamalt frå Helgeland, Oslo 1929). Bezeichnenderweise hat gerade wieder der deutsche Süden (Schweiz, Österreich, Bayern) die beste Entsprechung dazu, das „Nachtvolk", vgl. Handwörterbuch d. dt. Aberglaubens, VI. Zur Wilden Jagd bestehen mannigfache Beziehungen.

[72] O. Höfler, Kultische Geheimbünde der Germanen, I (Frankfurt a. M. 1934); K. Meuli, Bettelumzüge im Totenkultus, Opferritual und Volksbrauch, Schweizerisches Archiv f. Vk., 1928; weiteres Material in meinem Buch „Schwerttanz und Männerbund", Bd. 1.

Digitized by Google

der ihren Verkörperern dargebracht. Auch sie sind allerdings altem Glauben gemäß als wirklich Verwandelte aufgefaßt worden[73].

Im ganzen Norden waren Speiseopfer für den Geisterzug oder die Geister zur Julzeit üblich. Alles andere, das man behalten wollte, Bierfässer u. dgl. hatte man durch aufgemalte Teerkreuze zu schützen, sonst war es um sie geschehen. Immer wieder heißt es, daß Aaskoreia nach dem Bier aus ist: „In Brastad in Konsmo waren sie in alten Zeiten so geplagt von Aaskoreia. Sie wohnte im Borgarberg und kam in der Weihnachtsnacht nach Brastad und trank das Bier aus. Ja, sie litten jämmerlich unter Aaskoreia in Brastad. Sie mußten sogar in der Julnacht aus dem Hause ziehen." „Wenn Aaskoreia kam, so ging es in die Keller zu den Bierfässern um zu trinken. Sie hörten nicht früher auf, ehe sie nicht die Bierfässer geleert hatten." „In Seland fuhr sie (Aaskoreia) über das Feld und blieb im Vorratshaus von Jon Beintsons Hof und trank das Bier aus[74]." „Sie fuhr nach dem Bier und das mußten sie ihr geben." „Bekam sie Bier, war sie nicht gefährlich[75]." Eine seltsam menschliche Vorliebe für dieses Rauschgetränk, die bei der deutschen „Wilden Jagd" wiederkehrt. O. Höfler (S. 131 f.) hat darin mit Recht die mythische Spiegelung eines Zuges aus dem Brauchtum gesehen. Dazu stimmt es ganz großartig, daß die norwegischen Bauern einander oft für das Bier dankten — obwohl sie in ganz verschiedenen Gegenden wohnten —, wenn sie sich in der Julzeit bei der Kirche trafen. Dann waren sie nämlich in der Nacht in Aaskoreia gewesen[76]!

Natürlich finden sich die üblichen Entrückungssagen der „Wilden Jagd" auch bei Aaskoreia. Es wird sogar ausdrücklich erzählt, daß sie einige leere Pferde mitführte für diejenigen, die während des Rittes mitgenommen wurden[77]. Es gab aber auch Burschen, die jedes Jahr mit Aaskoreia fuhren, ohne Schaden zu nehmen. Als der Bauer das seinem Knecht einmal verbot,

[73] L. Weiser, Altgermanische Jünglingsweihen und Männerbünde (Bühl 1927); O. Höfler, a. a. O., vgl. auch die Antwort die mir in Oberwölz gegeben wurde, „Bärenjagen und Faschinglaufen im oberen Murtale", S. 62, Wr. Zs. f. Vk., 37.

[74] Bergstøl, Atterljom, II, S. 76, 77.

[75] NFS. Leiro, II, 14, IV, 23. Vgl. ferner NFS. Bugge, 5, 109; Bahr, VI, 1, VII, 67b; Storaker og Fuglestvedt, S. 106; Leiro, VI, 16; V, 43; Lid, Jolesveinar, S. 53 f.

[76] Bergstøl, Atterljom, II, S. 75.

[77] NFS. Bahr, VI, 14. Ohne F. Rankes Beobachtung entkräften zu wollen, daß epileptische Zustände eine Erlebnisquelle für solche Entrückungssagen bilden (vgl. Volkssagenforschung, Deutschkundliche Arbeiten A, Bd. 4, Breslau 1935) und ohne andere Deutungen auszuschließen, möchte ich doch darauf hinweisen, daß Entrückungen durch den Burschenhaufen tatsächlich vorkamen. Vgl. die Erzählung bei Agerholt, I, 46/47 (NFS.). Dort nahmen sie die Tochter eines Hauses in Mykland aus dem Bett, führten sie zwölf Kilometer mit und setzten sie dann in der Vorstube eines Hauses ab, wo sie über Nacht bleiben mußte. Das Mitreiten und vom Pferd Fallen als wirkliches Erlebnis in der später angeführten Erzählung von Torjus Sandnes. Sonst sind die üblichen Schutzmaßnahmen, sich mit ausgebreiteten Armen (Kreuz!) auf die Erde legen, Jesu Namen aussprechen usf.

Digitized by Google

war es des Burschen Tod[78]. Stark hervortretend ist der Zug, daß Pferde aus den Ställen verschwinden und von den Geistern geritten werden. In der Frühe stehen sie dann schweißtriefend wieder im Stall: „In den Jultagen fragten die Leute immer, wenn sie einander bei der Kirche trafen: Wie ging es mit deinem Pferde in der Nacht?" „Am Morgen eines Jultages kam der alte Jostøl zu seinem Nachbar Torjus und fragte: Wie ging es mit deinem Pferde in der Nacht? Ich kann meines nicht zur Kirche nehmen, denn als ich heute früh hinauskam, tropfte es von jedem Haar. Ich bin nicht dazu gekommen, Kreuze (über die Tür) zu machen." „Es geschah immer, wenn der Mann am Julabend in den Stall kam, daß das Pferd wie ohnmächtig dalag. Da war es in Aaskoreia. Nur der Schatten war hier zurückgeblieben und den durfte niemand berühren. Nach einer Weile hörten sie das Pferd wiehern, so daß es weithin tönte. Als sie dann hinauskamen, war es so aufgeregt, daß es direkt tanzte, und so verschwitzt, daß es von ihm nur so herabrann[79]." Gewöhnlich spricht man bei uns in Süddeutschland in solchen Fällen davon, daß es „der Schratl" geritten oder die Mahr gedrückt hätte, und sucht den Grund in verschiedenen Krankheiten und Angstzuständen. Neben solchen Ursachen gab es aber auch natürliche. Die Burschen hatten ja das Recht, Pferde aus fremden Ställen zu nehmen und zu reiten. Am Morgen, nachdem man sie zurückgebracht hatte, waren die Pferde schweißbedeckt und nicht selten zuschanden geritten. Wir haben zahlreiche Belege dafür aus dem tatsächlichen Brauch[80]. Der Wirklichkeitskern dieser Sagen ist ja sehr bedeutend. Er entstammt der Mythisierung des alten Kultes (Höfler, S. 312).

Bei den Umzügen der „Wilden Jagd" hat Höfler auf die Zeitgebundenheit dieses Treibens hingewiesen, das der Naturmythologie und ähnlichen Erklärungsversuchen widerspricht und auf Bräuche deutet. Genau das Gleiche gilt natürlich für Aaskoreia und zwar erstrecken sich die Umzüge in den meisten Quellen auf eine Zeitspanne vom Lucientag bis Dreikönig[81]. Übrigens sind auch die schwedischen Staffansreiter nicht auf den 26. Dezember beschränkt. Häufig tritt der Jultag selbst ein; in Småland ritt

[78] NFS. Bahr, VI, 1. Zum mythischen Vorstellungskreis gehört es dagegen, daß Mörder jedes Jahr mitreiten müssen, Folkesagn fraa Fjotland, Agder Tidend, 28, IX, 1920.

[79] Bergstøl, Atterljom, II, S. 76, 77. Ferner NFS. Faye, 343; Bahr, V, 3; VII, 42a (ein Pferd wurde dreimal an einem Abend mitgenommen), M. Moe, LXIV, 5; LIV, 50; Agerholt, VII, 122; Bøyum, IV A, 34; Fremskridt, 19, IX, 1896.

[80] Vgl. die Staffansreiter, den Männerbund der schwedischen Öja Busar (R. Dybeck, Öja Bussar, Runa 1865, S. 94 ff., 1874, S, 14 ff.), norwegische Aufzeichnungen wie Agerholt, I, 46/47 (NFS.) usf.

[81] NFS. Storaker og Fuglestvedt, S. 106 (beginnen 8 Tage vor Jul), Leiro, VII, 54; IV, 23; II, 14 (beginnen 11 Tage vor Jul); Bahr, VI, 1 (beginnen 12 Tage vor Jul); VII, 54; Faye, 343 (jede Jul- und Neujahrsnacht); Bugge, 5, 109 (ganze Festzeit, beginnend am letzten Samstag vor Jul); ebenso Hermundstad, VI, 75; Bahr, III, 6; Gula Tidend, 27. XI, 1920 (in den Zwölften); Rong, III, 67, Nr. 21 (13. Dezember bis 7. Januar) usf.

Digitized by Google

man Staffansskede zu Dreikönig[82]. Es war eben die ganze, im Norden vom 13. Dezember bis zum 13. Jänner dauernde Julzeit, die in solcher Weise von Glauben und Brauch erfüllt war. Außerdem „hörte man Aaskoreia meistens an den Feiertagsabenden", berichtet M. Moe (LIV, 50). „Sie kam immer denselben Weg und unterbrach die Fahrt an gewissen Plätzen[83]."

Ein weiteres Motiv, das Höfler als dem Brauchtum entstammend festgestellt hat, ist das Schellenklingeln bei der „Wilden Jagd". Auch dieses erscheint bei Aaskoreia[84]. Einige Schilderungen sprechen aber wörtlich aus, daß es sich um wirkliche Bräuche handelt: „Man glaubte, daß Aaskoreia sehr gefährlich sei, besonders in den Tagen vor Jul, wo sie fürchterlich raste. Aber das war eine Menge von Leuten, die übereingekommen waren, daß sie sich sammeln und dann durch mehrere Gegenden reiten sollten. Und das redeten sie den Leuten ein, daß es Aaskoreia wäre, was sie auch zuletzt glaubten[85]." „Joleskorkja, das waren bloß einige, die kamen und die Leute erschreckten; sie nahmen die Pferde aus dem Stall und hatten Schellen und dergleichen[86]." „Hoskuldreida war in der Jul- und Neujahrsnacht unterwegs. Aber es waren bloß Menschen, die die anderen erschreckten. Die Leute verkleideten sich und nahmen anderen die Pferde weg ... Dann konnten sie die Pferde am Morgen naß vor Schweiß finden. Einmal hatte ein Bauer (Hallvor Lawrak) geahnt, daß sie sich verkleidet hatten; darum legte er sich in den Stall und so merkte er sie alle, indem er sie schlug, so daß er sie wiedererkannte. Und dann ließ er sie in den Arrest setzen. Da hörten sie auf damit[87]." Wahrlich ein trauriges Ende der „Wilden Jagd". Aber es braucht gar nicht dieser letzten, doch schon rationalistisch angekränkelten Erzählungen, in denen der alte Glaube offensichtlich in Auflösung begriffen ist. Auch aus den sagenhaften Berichten läßt sich das Gegenbild der Wirklichkeit klar erkennen. Wenn von Lusifaeri erzählt wird: „Lusifaeri zog in der Nacht vor der Wintersonnenwende um ... Sie ritten um die Häuser und fackelten bei Durhedda ab, da war ein fürchterlicher Lärm. Sie tanzten und Tromli schlug die Trommel"[88], so ist hinter dieser durchsichtigen Schilderung der Brauch deutlich. Darauf deutet auch der Fachausdruck „rie um Hus" (um die Häuser reiten), der nichts anderes

[82] NMA. 13342 (Östbo härad). Verwechslung von Jul- und Staffanstag. G. Nikander, Fruktbarhetsriter under årshögtiderna hos svenskarna i Finland, Folkloristiska och etnografiska studier, I (Helsingfors 1916), S. 234.

[83] Bergstøl, Atterljom, II, S. 74.

[84] NFS. Hermundstad, VI, 75; Faye, 295, 343; Bahr, V, 11; M. Moe, VIII, 60; Norig, 27, IV, 1915. Dem Brauchtum entstammt wohl auch die Beobachtung, daß Aaskoreia Essen auf einem Schlitten sammelt, NFS. Leiro, II, 14, V, 43; VI, 16; Skiftun, V, 63 (vier bis fünf Pferdelasten mit „neugebackenem Brot, Bier und allen Arten von guten Dingen der Julzeit"). Bahr, VII, 67b (Brau- und Backgeräte). Man fand Hufeisen nach ihrem Zug. Solche brachten Reichtum (M. Moe, LIV, 50) usf. Einige dieser Hinweise verdanke ich Frau L. Aall.

[85] NFS. Faye, 347.

[86] NFS. Agerholt, VIII, 11 (Aamlid).

[87] NFS. Agerholt, I, 46/47 (Skare Tromsøya).

[88] Skar, III, S. 26.

Digitized by Google

als die norwegische Entsprechung zum schwedischen Staffansritt bezeichnet. Man vergleiche damit die Schilderung des wirklichen Brauches bei Skar[89]: „Sie ‚ritten um die Häuser' (rei um Hus) — schwärmten von Hof zu Hof und ritten um die Häuser. Zuerst ritten sie um den Stall, die Scheune und den Kuhstall[90]. Dann kam das Wohnhaus; da hielten sie bei den Steinplatten an und bekamen Bier. Sie ritten kreuz und quer über die Wiese, es war ein ungeheures Getümmel[91]. Ich vergesse es nie, wie arg es einmal war. Ich war noch ein kleines Mädchen. Da kam ein schrecklicher Haufen. Als wir sie erblickten, stürmten wir hinaus. Das Getöse hörten wir von weitem. Wir fanden es so lustig. Es war so, daß wir zitterten. Gunnar Greibrokk ritt direkt bis in das Haus. Er wäre geradewegs in den Keller gestürzt, hätten sie nicht das Pferd zurückgerissen; es war so nahe daran, als es nur sein konnte; die Glieder zitterten ihm. Der alte Knut Nottovsson kam auf einem Stock geritten. Es dauerte nicht lange, so ritten sie auf Stöcken der ganze Haufen. Und wie Knut Nottovsson waren andere Alte damals. Torjus Sandnes kam hierher nach Harsted auf Besuch. Da kamen sie angebraust. Und er auf im selben Augenblick: ‚Das sind Burschen, die reiten können!' sagte er und brüstete sich, so sehr alt er auch war. Der alte Gemeindevogt war berühmt; im selben Augenblick, als er ihnen eingeschenkt hatte, sprang er zu Pferd und folgte ihnen durch das ganze Kirchspiel, so lange er zu reiten vermochte; fiel er vom Pferd, so galoppierte das Roß nach Hause; niemand konnte es anhalten, ehe es vor der Stalltüre stand. Es war ein so kluges Tier."

Diesem Umritt geht, ganz wie in Schweden, die Stallreinigung voraus. Dann folgt der wilde Quellritt: „Sie tränkten die Pferde im ‚Fro-Brunnen', da tranken sie ‚Stefanswasser'. Die Pferde gediehen dann besonders, denn es war ‚geweihtes Wasser'. Wer zuerst trank, der trank Wein. Der Frobrunnen bestand aus drei ‚Aatelöchern'[92] bei Vrongevje. Dahin kamen sie vom ganzen Austad und Sandnes Kirchspiel; ja sogar aus Byggland kamen Leute. Früh ritten sie aus, einer zeitiger als der andere, und sausten los, als ob sie besessen wären (‚hamgalne'). Kamen viele gleichzeitig an, so kämpften sie auf Tod und Leben. Einer mußte hinein und ertrank im Brunnen. Ein Kerl benahm sich so schrecklich. Er hatte zwei Pferde; da fuhr der Knecht das eine. Heimzu fuhren sie um die Wette. Aber der Knecht kam zuerst und ging ihm auf dem Hofplatz mit einer Bierschale entgegen. Da brach der Mann die Deichsel ab und erschlug den Knecht. Da

[89] Skar, Bygdeliv, Gamalt or Saetesdal, IV, S. 44 f.

[90] Also die magische Umkreisung wie in Schweden und Süddeutschland, wo auch die Dörfer umritten werden, nicht nur die Heiligtümer.

[91] Zu diesem Tummeln der Pferde auf der Wiese, den Feldern usf., vgl. die Erzählungen von der „Wilden Jagd", von Frau Gaur mit ihren Hunden usf., die gleichfalls auf den Äckern umhertoben. Diese Stellen sind dann besonders fruchtbar im kommenden Jahr.

[92] Löcher im Eis, die nicht zufroren, da die Strömung darunter wirbelte. Nach der Beschreibung war das Wasser dort immer voll Schaum. Vgl., daß in Västergötland die Pferde beim Staffansritt in einem Wasser getränkt werden mußten, das nie gefror (NMA. 31663, Öglunda sn.).

Digitized by Google

kam der Brauch ab. Aber in langen Zeiten war es so, daß sie an dem Tag zuerst die Pferde tränkten[93]."

Im Saetesdal, dem diese Schilderungen entstammen, haben sich bis in die jüngste Zeit fast altnordische Verhältnisse erhalten. Die Erzählungen lesen sich wie isländische Sagas. Der wilde Ritt am zweiten Julfag stimmt ganz zu allem übrigen. Ein Vergleich der wirklich geübten Bräuche mit dem schwedischen Staffansritt ergibt völlige Wesensgleichheit. Auch in Eiken (Vest Agder) wurde dreimal ums Haus geritten und dann in die Stube hinein[94]. Aus Hardanger und Voß kommen weitere Berichte vom Ritt ins Haus. In Telemarken mußte es, wie in Schweden, ein nach Norden rinnendes Wasser sein, in dem man die Pferde tränkte[95]. In Jølster ritt man dreimal um den Hofplatz und ums Haus[96]. Schabernack wurde angerichtet, manchmal kam es zu blutigen Raufereien; schließlich kehrten die Reiter in einem Hof ein, um dort ihr (Männer-)Mahl zu halten[97]. Als Ritt erscheint der Brauch in Telemarken, Saetesdal, im ganzen Westland (Sunnhordland, Hardanger, Voß, Sogn, Sunnfjord, Nordfjord) und in Tröndelagen. Im Hallingtal, Valdres, Gudbrandsdalen und dem Ostland fahren sie dagegen. Auch im nördlichen Schweden und Finnland gehen die

[93] Skar, IV, S. 45.

[94] E. Midtun in Vest Agder, II, S. 80.

[95] M. B. Landstad, Aettesagaer og Sagn fra Telemarken, Efterladte Optegnelser (1924), S. 28; Lid, Jolesveinar, S. 10.

[96] Lid, ebenda, S. 12 (drei Aufzeichnungen).

[97] Zu diesen nordischen Bräuchen möchte ich eine norddeutsche Entsprechung stellen, auf die ich in meiner Arbeit „Robin Hood und Hobby Horse" (Wiener Prähistorische Zs., XIX, 1932) hingewiesen habe, die Neujahrsfeier der Burschen in einigen westfälischen Dörfern an der Weser. „Seltsam geputzte Gestalten sind hier (in der Scheune) versammelt und treiben allerhand Allotria ... Einer kennt den andern nicht, denn man sucht eine Ehre darin, möglichst unerkannt zu bleiben. Nur der ‚Wüder', so viel wie Wodan oder ‚wilder Jäger', der von den Dorfburschen in der Regel am zweiten Weihnachtstage (!) gewählt wird, ist allen bekannt. Mit geschwärztem Gesicht, einer Pelzmütze mit Hahnenfeder auf dem Kopf, sitzt er am Tische, während seine Hand ein Kuhhorn hält, dem er zeitweise unheimliche Töne entlockt; lange Peitschen haben seine Genossen, mit denen sie sich im Knallen üben ... Doch jetzt ist es kurz vor Mitternacht. Der ‚Wüder' gibt ein Zeichen, still wird es wie mit einem Zauberschlage, alle verlassen die Scheune, und nicht lange dauert es, bis sie ihren ‚Schimmel', ein Pferdekopfgestell, über das ein weißes Laken gehängt ist, bestiegen haben, noch einen Augenblick tiefe Ruhe ... doch dann mit einem Male ein Höllenspektakel als ob die Erde untergehen wollte: Peitschenknallen, langgezogene Töne des Hornes, Hundegebell und auf der breiten Dorfstraße sieht man die ‚gespenstische Schar' auf und abgaloppieren, bis der ‚Wüder mit seinem Troß' auf dem Hofe irgendeines wohlhabenden Bauern verschwindet. Dieser muß dann die ‚wilde Schar' bewirten (!) und tut es auch, denn dadurch, daß er dem ‚Wüder' gefällig ist, bleibt sein Hof vor allem Ungemach bewahrt (!!). In den Dörfern an der Weser nennt man dieses Treiben in der Sylvesternacht kurzweg ‚Schimmelreiten'." H. Franke, Sylvesterbräuche in einigen westfälischen Dörfern an der Weser, Niedersachsen, 8. Jahrgang, S. 111.

Digitized by Google

Ritte häufig in Umfahrten über, die in Bayern gleichfalls an die Stelle der Reiterprozessionen treten können (Leonhardifahrt von Tölz usf.).

Die norwegischen Aussagen sind besonders wichtig, da in ihnen die unlösbare Verbundenheit und wechselseitige Durchdringung von Mythos und Brauch in voller Klarheit erscheint. Wenn ein Bursch, der im Geisterzug mitgeritten war, erzählt: „Wir tranken aus den Fässern und füllten Wasser nach und dann warfen wir den Mist auf und ließen die Pferde frei", so ist damit genau das Treiben der wirklichen Reiter geschildert. Trotzdem faßte man sie ganz selbstverständlich als übernatürliche Wesen auf. Man muß solche Geisteshaltung erlebt haben, damit einem die ganze Tragweite dieser „seelischen Bereitschaft" (Höfler, S. 317) zum Bewußtsein kommt. Haben mir doch alte Bauern von durchsichtigen Faschingsmaskeraden schaudernd als „Frevel" erzählt. Der eine oder andere habe „nicht mehr aus seiner Tierhaut herausgekonnt" (Steiermark, Niederösterreich). Selbst, wenn ich weiß, wer hinter der Maske steckt, bedeutet das keine Enthüllung eines Betruges, denn die Maskierten sind Verwandelte. Auch der Maskenträger selbst ist ursprünglich vom gleichen Gefühl ergriffen. Eine Maske verwandelt tatsächlich, das kann man an sich selbst nachprüfen. Das bloße Aufsetzen einer Perchtenlarve bewirkt z. B., daß man sich in völlig anderer Weise bewegt. Darum spielen die Burschen selbst bei innerlich aufgelösten Bräuchen noch so unheimlich gut als Maskierte, auch wenn sonst an ihnen keinerlei Eignung dazu zu bemerken ist. Wieviel stärker wirkt dies aber alles, wenn noch Glaube und innere Bereitschaft dazutritt!

Natürlich sind die Brauchtumsspiegelungen nicht die einzigen Quellen des Mythos. So einseitig läßt sich die Welt des Glaubens nicht festlegen und „erklären". Wer jemals in ursprünglichen Gegenden mit Bauern gelebt hat, kennt die ganze Vielfalt und Tiefe der Glaubensmächte. Ich habe als Ausschnitt aus der Fülle der Erscheinungen die geschilderten Übereinstimmungen besonders scharf herausgearbeitet, weil man sie bisher gerne geleugnet oder doch nicht in richtiger Weise anerkannt hat. Allerdings meine ich, daß es sich im vorliegenden Falle um einen Kernpunkt handelt. Ein Schulbeispiel für die Höflersche Erkenntnis, daß der Glaube nicht frei im Raum schwebt, als dichterisches Erzeugnis ohne Beziehungen zu Kult und Brauch; ferner, daß der Brauch nicht bloß eine späte Nachahmung des Mythos darstellt, sondern in vielen Fällen gebender Teil ist. Er hat sich ja auch durch die Jahrhunderte in unfaßbarer Beharrsamkeit, beinahe ohne Veränderung der wesentlichen Teile, gehalten. Ein Beweis mehr, daß feste Bindungen bestanden. Dem Belieben des Einzelnen waren Schranken gesetzt. Diese Mythisierung des Kultischen konnte aber nur eintreten, wenn die Dinge ernst genommen wurden. Volksglaube ist keine Philosophie des „Als ob", sondern lebendige Wirklichkeit.

Noch eine zweite Tatsache ist hervorgehoben: die erstaunlich starke Verwandtschaft gerade des deutschen Südens mit dem skandinavischen Norden, während der dazwischen liegende Raum nicht immer den gleichen Reichtum an entsprechendem Volksgut aufweist. Der schwedische Volks-

Digitized by Google

kundler C. W. v. Sydow hat in einem Aufsatz „Germansk tradition“[98] darzutun gesucht, daß die Germanen während ihrer Wanderzeit durch die Loslösung vom Boden ihrer Heimat auch ihre meisten Überlieferungen verloren. In den Ländern, in denen sie schließlich siedelten, nahmen sie dann in starkem Maße Kultur und Glauben der unterworfenen Völkerschaften an. Somit sind die deutschen Überlieferungen im allgemeinen und die süddeutschen im besonderen nur mit größter Vorsicht heranzuziehen, wenn von germanischen Dingen die Rede ist. Eine gewisse Berechtigung kommt diesem Gesichtspunkt natürlich zu. Aber Sydow geht viel zu weit, wie seine Beispiele aus Tacitus zeigen. Gerade aus dem Material der Völkerwanderungszeit und der nächsten Jahrhunderte können wir sehen, in welch erstaunlichem Grade die Germanen ihren Überlieferungen und ihrem Glauben treu geblieben waren, wie viel sie in die neue Heimat mitbrachten. West- und Süddeutschland, Österreich und die Schweiz sind zudem recht altertümlich geblieben, vor allem in den Gebirgsgegenden. Es wäre ein Leichtes, die überraschendsten Entsprechungen zu nordischem Volksgut eben aus dem verketzerten germanischen Süden zusammenzustellen. Die Julumritte sind nur ein Beispiel unter vielen.

Der Nord-Süd-Blick ist aber noch in anderer Hinsicht lehrreich. Zeigt er einerseits dem Norden, daß gut Germanisches südlich der Ostsee nicht etwa nur in Schleswig-Holstein, Friesland und der Lüneburger Heide zu finden ist, so ergibt sich für eine gegenwärtig in Deutschland verfochtene Anschauung gleichfalls manches Beachtliche. Bernhard Kummer hat es unternommen, das Bild des Germanen von allen Schlacken zu reinigen, die ihm seiner Meinung nach anhaften. Gewiß aus lauteren Beweggründen. Aber das Ergebnis ist sehr wirklichkeitsfremd, eben ein Wunschbild. So Rousseaumäßig friedlich, gut und optimistisch, so sehr auf Glück und Ernteertrag eingestellt, vor allem aber so nüchtern, kritisch und abstrakt, wie sie von Kummer gezeichnet werden, sind die Germanen nie gewesen. Wir verkennen gewiß weder den bilderfeindlichen Zug des Nordens, noch seine Ruhe und Selbstbeherrschung. Aber jeder Volkskundler kann Kummers Konstruktion, daß alles nicht Abstrakte ursprünglich ungermanisch ist und höchstens mit dem Christentum ins Land kam, hundertfach widerlegen. Mit Recht hat man gegen Kummer ferner eingewendet, daß in seiner seßhaften Bauernwelt heldische Tragik ebenso fehlt, wie die geschichtsbildenden Mächte, die aus der Vorzeit der Germanen doch so urgewaltig zu uns sprechen. Kummers Kronzeugen sind die isländischen Sagas. Jedes Anderssein ist ihm fremder Einfluß und Entartung. Abgesehen davon, daß auch in den Sagas manches steht, das gegen Kummers Germanenzeichnung angeführt werden könnte, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß in Island besondere Verhältnisse herrschten, die wir nicht ohne weiteres verallgemeinern dürfen. Auch waren die Sagas eine auswählende und stilisierende Dichtungsart. Viele selbstverständliche Dinge suchen wir in ihnen vergebens. Daß unsere deutschen Volksbräuche, die nicht zum Idealgermanen passen,

[98] Saga och Sed, Gustav-Adolfs-Akademiens Årsbok 1935, Uppsala 1936, S. 49—59.

Digitized by Google

deshalb noch nicht alle fremd und verwerflich sind, mögen die nordischen Schilderungen zeigen. Gerade die west-norwegischen Gebiete, aus denen die Besiedler Islands kamen, haben bis an die Schwelle unserer Zeit ein ungeheuer alterfümliches Brauchtum und Glaubensleben bewahrt. Ist es doch nicht länger als 70 Jahre her, daß im Saetesdal noch Nachfahren germanischer Götterbilder verehrt wurden! Vom Intellektualismus her kann man freilich Erscheinungen des Volksglaubens, wie die vorhin gezeigte Mythisierung von Kultbräuchen, niemals verstehen. Wenn ferner ein Stück ehrlicher Wildheit und überschäumender Kraft in unseren, wie den nordischen Bräuchen sichtbar wird, so glaube ich kaum, daß damit irgendwelcher ausländischer Greuelpropaganda die Stichworte geliefert werden, wie man geltend machen wollte. In diesem Falle säßen nämlich z. B. die nordischen Völker und England auf der gleichen Anklagebank. Unsere Vorfahren waren Menschen von Fleisch und Blut. Wenn wir eigenartige und sehr ursprüngliche Züge an ihnen entdecken, so bedeutet das doch keine Herabsetzung. Wir haben es nicht nötig auf Grundlagen aufzubauen, die sich dann doch nicht haltbar erweisen. Was wir brauchen, ist das ganze, volle Leben.

Digitized by Google

Reste germanischen Losens am Oberrhein.

Von Dr. Albert Becker, Heidelberg.

Zwischen der Industriestadt Neunkirchen und dem nördlich davon gelegenen Ottweiler im neuen Gau Saarpfalz fließt der Osterbach von Nordosten her in die Blies. In dem dem Verkehr lange ziemlich entrückt gewesenen oberen Ostertal oder nahe dabei liegen die Orte Saal, Niederkirchen, Bubach, Marth, Hoof, Osterbrücken. Da war, so teilt Herr Lehrer V. Weis in Marth mir mit, alle sechs Jahre das Gemeindeland, die Allmende, neu unter die Bürger der Gemeinde zu verlosen, die die darauf ruhende Gütertaxe zu zahlen bereit waren. Wenn im Frühjahr der Streuvorrat in den Scheunen zur Neige ging, wurden die auf den Ödungen wachsenden „Bremmen" (Besenginster, Pfriemengras) gleichfalls in Teile gebracht und unter die Bürger verlost. Ebenso geschah dies bis in neuere Zeit auch mit dem Holz aus den Gemeindewaldungen[1].

Bei diesem Verlosen nun bediente man sich würfelartiger Holzstäbchen aus Eichen- oder Buchenholz, die etwa 1,5 cm lang, je 1 cm breit und tief waren. Auf einer der Längsflächen waren Zeichen eingeschnitten, und jedes Haus hatte hiefür sein bestimmtes Zeichen, seine Marke. Bei der Verlosung von Gemeindeland oder Holz ging man von Acker zu Acker, von Holzstoß zu Holzstoß. Einer der berechtigten Bürger griff in das Säckchen, in dem die Losstäbchen mitgeführt wurden, und holte ein Stäbchen heraus: dem Inhaber der so bestimmten Hausmarke gehörte der Acker für die nächsten sechs Jahre; beim Holz wurde die Marke mit Rötel an einem Holzscheit angebracht. Mit der Hausmarke wurden auch die Säcke mit Getreide gezeichnet, das zum Mahlen in die Mühle gegeben wurde; auch Ferkel und Schweine, die zum Markt gebracht wurden, trugen die mit Rötel aufgeschriebene Hausmarke. Schon als ich mich vor 30 Jahren nach diesen Einrichtungen erkundigte, erhielt ich von meinem Gewährsmann den Bescheid, daß man nur vereinzelt noch die Losstäbchen mit ihren alten Zeichen kenne; die „Jungen" hätten jene Marken zu lesen verlernt und fertigten Loszettel mit den Namen der Beteiligten.

[1] Dazu Albert Becker, Pfälzer Volkskunde, 1925, S. 56, 276, 352, 392, mit weiterem Schrifttum.

Digitized by Google

Die Sitte, um die es hier geht, führt uns in eine Zeit zurück, die die Schrift noch nicht oder wenig kannte. Aus der Steinzeit haben sich Knochen mit ähnlichen Einkerbungen erhalten, die uns als das älteste Rechtsaltertum entgegentreten. Auch unsere Losstäbchen reihen sich in die schier unübersehbare Menge von Holzurkunden, Kerbhölzern, Stökken, Scheitern, Tafeln, wie sie aus ältesten Zeiten bis in die Gegenwart herein uns als Zeugnis des Rechtslebens begegnen. Besonders entwickelt ist der Brauch solcher Holzurkunden noch heute in der Schweiz, das man als „das klassische Land der Holzurkunden" bezeichnet hat[2]. Ich weise hier nur auf die große Menge der Zählstöcke, Pflichthölzer oder Kehrteßlen hin, die heute noch gewisse Rechte und Pflichten im Bereich des Hochgebirglers regeln. Besonders weit verbreitet ist die Gruppe der Rechnungs- oder Kerbhölzer, die bei uns fast nur noch sprichwörtlich weiterleben[3]. Als Loshölzer sind jene kleinen Holzstücke zu bezeichnen, die in der angegebenen Weise zum Losen verwandt wurden und es heute noch gelegentlich werden. Wir wissen aus Tacitus, Germania 10, daß ein Zweig eines fruchtbringenden Baumes in kleine Stücke geschnitten und diese bezeichnet wurden[4]. Man darf annehmen, daß schon damals Hausmarken eingeschnitten wurden, wie auch das Gesetzbuch der Friesen davon spricht, daß jeder sein Losstäbchen machte und mit seinem Zeichen versah. Runde Stäbchen dieser Art hießen Kabeln oder Kaveln. Noch neuere volkskundliche Werke kennen dieses altgermanische Losen mit gezeichneten Hölzern nur aus dem Volksbrauch Skandinaviens und Norddeutschlands. Das grundlegende Werk C. G. Homayers „Die Haus- und Hofmarken" (Berlin 1870) weiß auch von oberdeutschen Zeugnissen für den uralten Brauch, so aus dem bayrischen Frankenwald, dem Murgtal, dem bayrischen Hochgebirge, aus Tirol, Steiermark, der Schweiz, aber auch aus der Rheinprovinz, dem Hochwald und Hunsrück. Die Gegend, von der wir sprechen, ist Homayer zwar unbekannt geblieben, darf aber wohl in den Bereich der zuletzt genannten Gebiete des Hochwalds und Hunsrücks mit einbezogen und als von dorther beeinflußt angesehen werden[5]. Wie die westliche Saarpfalz, von der wir hier hören wollen, so trägt auch das Hessenland den Brauch vermittelnd von Nord nach Süd, bis hinein in den Odenwald. In Oberhessen ist, wie Karl Helm (im Anschluß an eine Mitteilung von mir in den Hessischen Blättern für Volkskunde 7, 1908, 125) berichtet, das altertümliche Losverfahren nicht selten anzutreffen. Besonders wird die Reihen-

[2] So Eberhard Frhr. von Künßberg, Rechtliche Volkskunde (Volk, Bd. 3), 1936, S. 140. Zu dem dort angeführten reichen Schrifttum vgl. noch Franz Ilwof, Haus- und Hofmarken, in: Zs. d. V. f. Vk. 4, 1894, 279—282; E. Hoffmann-Krayer, Besprechung von M. Gmür, Schweizerische Bauernmarken und Holzurkunden (Bern 1917), in: Schweizer Volkskunde 8, 1918, 48, mit weiterem Schrifttum.

[3] Dazu auch Karl Menninger, Zahlwort und Ziffer, 1934, S. 163—190.

[4] Dazu Eugen Fehrle, Publius Cornelius Tacitus Germania, 1935.

[5] Vgl. im allgemeinen Walter Diener, Hunsrücker Volkskunde, 1925, S. 35 f.

Digitized by Google

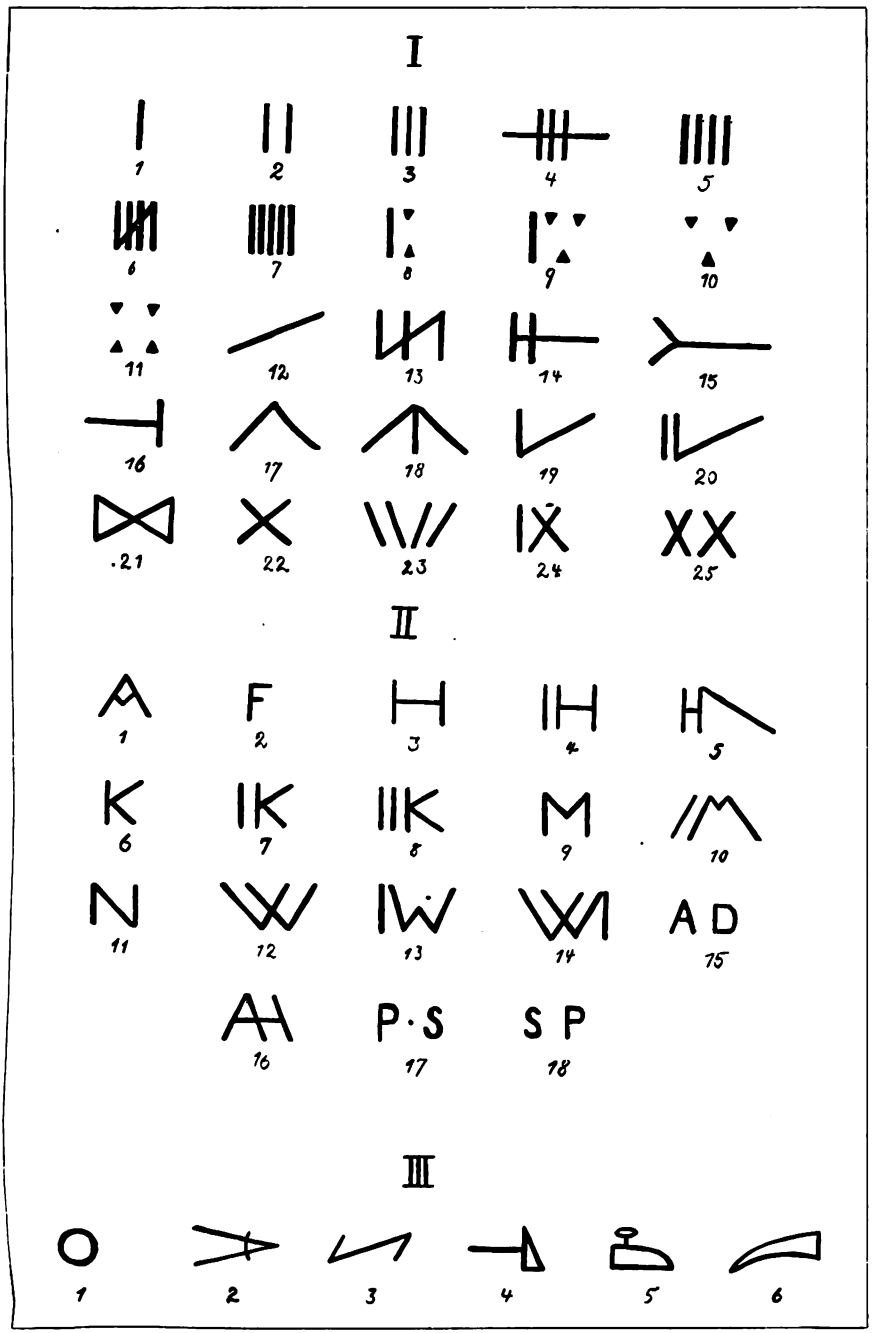


Abb. 1.

Digitized by Google

folge beim Backen in dem Gemeindebackhaus durchs Los bestimmt, so in Treis, Garbenteich, Großen-Linden und vielen anderen Orten. In Treis geschieht es durch Losstäbchen, auf denen die die Reihenfolge bezeichnenden Zahlen durch Kerbschnitte angegeben sind. Wichtiger ist ein Brauch in Hartershausen (Kreis Lauterbach). Dort werden die der Gemeinde zukommenden Fuhren, so das Anfahren des Schul-, Hirten-, Nachtwächter-, Polizeidiener-, Ammen- und Schäferholzes, nicht gegen Lohn gefahren, sondern jeder Bauer — im ganzen sind es 17 — ist verpflichtet, eine Fuhre zu holen. Was einer zu fahren hat, wird eben durch das Los bestimmt. Und hierzu sind besonders runde Loshölzer mit eingeschnittenen Zahlen auf der Bürgermeisterei vorhanden. Also auch hier das Losen durch Zahlen, aber diese dienen nicht dazu, eine Reihenfolge festzusetzen, sondern für jede einzelne Fuhre den Bauer zu bestimmen, der sie übernehmen muß. Dazu weist ein für allemal jede Zahl auf ein bestimmtes Haus und dessen jeweiligen Bewohner hin; die Zahlen sind also hier offensichtlich als jüngerer Ersatz der nicht mehr vorhandenen älteren Hausmarken anzusehen.

Die Marken einer größeren Zahl mir vorliegender Losstäbchen habe ich auf Tafel I und II (Abb. 1) wiederzugeben versucht. Sichtlich ältere Stäbchen (Tafel I) zeigen als Hausmarken gerade Linien in mannigfacher Zusammenstellung, Zahlzeichen und andere Gebilde, die vielleicht mit dem Beruf des Inhabers zusammenhängen, auch Punkte (Augen). Sichtlich jüngere Stäbchen (Tafel II), wohl die Übergangsstufe zu den später üblichen Loszetteln, weisen große lateinische Buchstaben auf, die öfter durch Striche ergänzt sind. Dabei ist zu berücksichtigen, daß es nicht immer leicht ist, die Grenzen der Zeichen gegen die Buchstaben und etwaige Bilder festzuhalten. Von den auf Tafel I wiedergegebenen Marken werden einzelne von der Bevölkerung gedeutet: als Rechen (4), „Mühlhau" (21), Hinkel-(Hühner-) Fuß (18), drei- und vierblätteriges Kleeblatt (10, 11), Kirschenhaken (19), „Schütt(el)gabel" (15), Waffeleisen (14), Kreuz (22). Weiter kennt man als Hausmarken, die ich nicht selber sah und nur nach meiner Quelle unter III im Bilde wiedergebe: Ring (1), Zirkel (2), „Deckhaken" (Dachdecker, 3), Schuhmacherhammer (4), Bügeleisen (5), „Wanneisen" (Pflug, 6); II 3, das ich als Buchstabe H ansehen wollte, wird als Wiege bezeichnet.

Wir haben hier jedenfalls einen Rest altgermanischen Losens in der Saarpfalz, der sich bis an unsere Tage erhalten hat und durch seinen Zusammenhang mit der Hausmarke besonders fesselt. Haus- oder Hofmarken sind aber jene ganz einfachen, an einer Sache angebrachten Zeichen, die die Zugehörigkeit dieser Sache zu einem Eigentümer ausdrücken, also Eigentumszeichen. Die Hausmarke ist sozusagen die kürzeste Inschrift und zusammen mit den Kerbhölzern die älteste Rechtseinrichtung. Wie der Name den Menschen vom Menschen hör- und lesbar unterscheidet[6], so ist die Marke das sichtbare Unterscheidungsmerkmal von Person zu Person. Sie erscheint darum auch an Stelle der Unterschrift und wird so zum Handzeichen, wie es das große Verzeichnis

[6] Dazu Albert Becker, Glaube und Brauch um unsere Namen, in: Heimat und Volkstum 15, 1937, 149—153.

Digitized by Google

von Auswanderern unserer Gegend, die in den Jahren 1727—1808 vom Rhein nach Pennsylvanien übersiedelten, immer wieder lehrt[7]. Die Hausmarke führt nach Sinn und Gebrauch in die Anfänge menschlicher, schriftloser Kultur zurück; der Eigentumsschutz durch die Hausmarke mag zum Teil auf religiöser Scheu beruht haben. Die Hausmarken sind älter als die Wappen, die den Angehörigen eines bestimmten Standes kennzeichnen und zum Teil die Hausmarke verdrängt haben. Der Gebrauch der Hausmarke setzt von Anfang an voraus, daß ihre Art und Zusammensetzung sehr einfach ist. Wir können deshalb auch aus den hier mitgeteilten Hausmarken unserer Saarpfälzer Losstäbchen ohne weiteres Schlüsse auf ihr Alter ziehen. Als die Schrift üblich geworden war, entwickelten sich auch reichere Zeichen. Die Vermutung liegt nahe, daß von unsern Hausmarken Beziehungen zu den Runen hinlaufen, geradeso, wie später zu den Buchstaben. Strittig freilich bleibt die Frage, ob und wieweit die Hausmarken aus den Runen entstanden sind[8]. Man darf wohl annehmen, daß sie älter sind als diese.

Die Hausmarken und die Steinmetzzeichen sind, wie Karl Theodor Weigel in seinem Buch „Runen und Sinnbilder" (Berlin 1935), S. 64 ausführt, voneinander grundverschieden. Hausmarken sind Besitzeignerzeichen oder Familienmarken, die Steinmetzzeichen gehen auf die Bauhütten zurück und stellen Werkmarken der Meister und Gesellen dar. Die Hausmarken leben heute noch und kommen wieder zu Ehren. Wir finden sie besonders verbreitet in nordischen Ländern bis her an unsere Ostsee. Die ersten Hausmarken, die wir kennen, stammen wohl aus dem 13. Jahrhundert. Sie zeigen teilweise Runenformen und könnten von der nordischen Runenreihe abstammen. Eine Lücke klafft aber zwischen jenem ersten datierten Auftreten der Hausmarken und dem Verschwinden der Runen[9]. Zweifellos reicht die Hausmarke in älteste Zeiten auch germanischer Gesittung zurück. Wir wissen, daß das zur Dorfgemarkung gehörige Gemeindeland jährlich verlost wurde; zu solchen Auslosungen werden heute und bis an unsere Tage die Hausmarken verwendet. Auf der Insel Hiddensee, westlich von Rügen, kennt man so noch den Gebrauch des Kavelns, der zweifellos auf den Brauch des Loswerfens zurückgeht. Man benutzt dazu kleine, zollange Holzstückchen, auf die die Hofmarke der einzelnen Fischer eingekerbt ist. Sie werden in einer Mütze umgeschüttelt, und auf diese Weise wird bestimmt, wer Arbeiten für die Gemeinde übernehmen soll, wie auch das Recht zu Landnutzungen, die Hergabe von Booten für besondere Zwecke. Jeder Fischer hat seine Marke, die jeder auf der Insel kennt; das Eigentum eines jeden trägt diese Marke, so daß jeder ohne weiteres weiß, wer der Eigentümer des damit gezeichneten Gegenstandes ist. Vielleicht

[7] Ralph Beaver Straßburger-William John Hinke, Pennsylvania German Pioneers. Norristown Pa. 1934; dazu v. Künßberg, a. a. O., 149.

[8] Auch v. Künßberg, a. a. O., 144, lehnt die Entstehung der Hausmarken aus den Runen ab.

[9] Zur Geschichte der umstrittenen Runen vgl. Hermann Güntert, Runen, Runenbrauch und Runeninschriften der Germanen, in: Oberd. Zs. f. Vk. 8, 1934, 51—102. — Zur Geschichte der Wolfsangel vgl. Walli Mehnert, Die Wolfsangel, in: Germanen-Erbe, 1937, 48—52.

Digitized by Google

haben die Fluren, die den Namen „Läuseberge" führen, nach Weigels Vermutung von dem Brauch des Losens ihren Namen. Möglicherweise klingt jenes alte Loswerfen als Rest eines Kultbrauches auch in dem kindlichen Spiel von „Himmel und Hölle" fort. Da werfen die Kinder in ihrem Springspiel statt alter Losstäbchen Steine, nach deren Wurfergebnis sie weiterspringen. Als Hausmarken erscheinen auch Nachbildungen uralter Sinnbilder, die volkhaften Ursprungs sind und sich in alte Zeiten zurückverfolgen lassen. So tritt das Hakenkreuz oder die Wolfsangel (III, 3)°, der Fünfstern und manch anderes Sinnbild unter die Hausmarken. Oft finden sie sich auch in Wappen, ohne daß die Hausmarke ursprünglich den Sinn eines Wappens gehabt hätte. Wilhelm Teudt glaubt Beispiele dafür gefunden zu haben, daß Hausmarken alteingesessener Familien sich aus der Linienführung der Lage eines Hofes zu einer benachbarten Kultstätte ergeben. In der Tat finden wir ja immer mehr Anhaltspunkte dafür, daß Gestirnbeobachtung und Strahlungswirkung in germanischer Zeit mehr beachtet wurde, als manche wahr haben wollen[10]. Wir müssen nur, statt von vornherein abzulehnen, immer mehr in dieser Richtung forschen.

Wenn wir hier auf diese Dinge etwas näher eingingen und auch verschiedene Ansichten einander gegenüberstellten, so geschah es wesentlich im Sinne einer Umfrage, die ermitteln soll, wie weit der Brauch, von dem wir sprechen, in unsern oberrheinischen Landen heute noch bekannt oder üblich ist. Es ist doch überraschend, wie die Sitte weitentfernter Zeiten und Landstriche oft bis ins kleinste zusammentrifft. In unmittelbarer Frische weht uns aus jener Saarpfälzer, kaum erstorbenen Sitte im Ostertal und dessen Losstäbchen noch etwas von dem Geiste jenes altgermanischen Lososorakels entgegen, von dem uns Tacitus berichtet und das, weitab von der Urheimat der Germanen, tief im oberdeutschen Binnenlande noch heute in verblassenden Resten weiterklingt.

[10] Vgl. dazu Otto Sigfrid Reuter, Germanische Himmelskunde, 1934. Weiteres Schrifttum jetzt bei Albert Becker, Frühlingsbrauch und Sonnenkult vom Rhein zur Saar (1937).

Digitized by Google

Wilenstein.

Von Raum und Geist des urgermanischen Hauses.

Von **Oberstudiendirektor Dr. Albert Becker**, Heidelberg.

Im Pfälzerwald, südlich von Kaiserslautern, liegen die weiträumigen Reste der alten Reichsfeste Wilenstein. Unter Friedrich I. Barbarossa zum Schutz des Lauterer Reichslandes erbaut, wird sie erstmals urkundlich

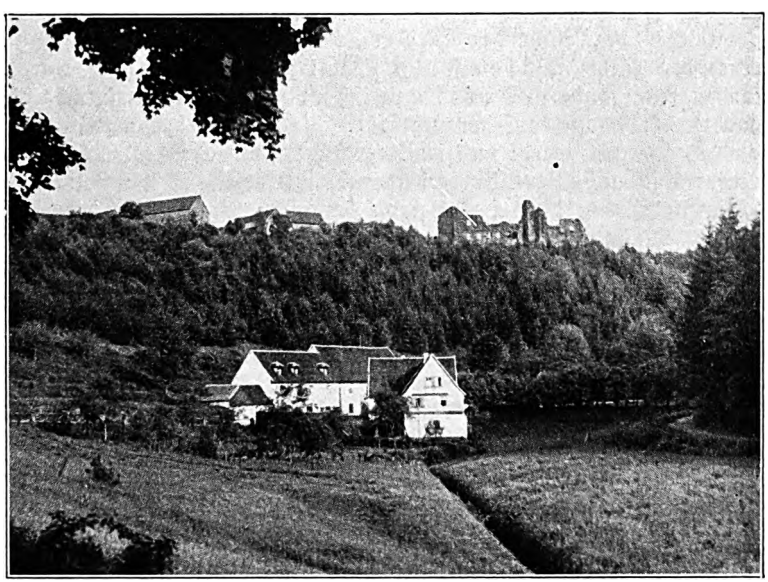


Abb. 1. Doppelburg Wilenstein (Karlstal).

Druckstock: Daniel Meininger, Neustadt a. d. Weinstraße, Verlag der Zeitschrift „Saarpfalz".

im Jahre 1179 zusammen mit einem Landolphus de Wilenstein (1184) erwähnt. Jüngere Namenformen sind Wielen- (1212, 1219), Wyelen- (1266), Wilstein (1317) und Wilinstein (1331); auch ein Wald Wyelen- (1266) und Wielenstein (1268) wird genannt; mundartlich ist vom „Wilster" Schloß,

Digitized by Google

vom Willestê und dem Wille[stein]wald, z. B. bei dem Dichter der Westrichmundart Ludwig Schandein (1813—1894), die Rede[1].

Die Deutung des Namens, der uns hier beschäftigen soll, hat immer Schwierigkeiten bereitet. Der „Stein eines Wilo" (Kurzform für Wilhelm) will uns nicht recht zusagen. Fällt etwa schon auf, daß der Name einer Reichsburg nicht die Zugehörigkeit zum Reich andeutet, so ist die ältere Zeit auch im ganzen arm an Burgbenennungen, die den Namen des Erbauers oder Bewohners an der Stirne tragen. Die „Burg" ist ja ursprünglich kein Gebäude, sondern zunächst ein allgemeinerer Ortsbegriff, zu dem unbedingt eine gewisse Höhenlage gehört — eine Tatsache, die freilich vergessen ward, so daß man schließlich zum Begriff und Namen gar einer — „Wasser-Burg" gelangen konnte. Und auch „Stein" ist zuerst allgemeine Bezeichnung für Fels, das zwar ein altgermanisches, aber immer nur vereinzelt auftretendes Wort ist. „Stein" ist also eine Flurbezeichnung, die man von vornherein nicht als Siedlungsname erwarten sollte, da man auf Felsen zunächst keine wirtschaftlichen Anlagen stellen wird. Wo das Wort —stein in echten Dorfnamen begegnet, verdankt der Ort einem besonderen Anlaß seinen Namen, vielleicht einer auffallenden Felsbildung, einer Steinsäule, einer besonderen Steinart in der Nähe der Siedlung[2].

Auch der Name Wilenstein scheint mir nicht zunächst Burgname gewesen zu sein, sondern Ortsbezeichnung für die steil und mächtig hingelagerte Felsmasse, auf der sich später die Burg erheben sollte, die den Namen des Berges geerbt und weitergetragen haben mag. So ging mancher Naturname auf ältere Burgen über (beispielsweise Falkenstein, Lichtenstein, Wolfstein), bis die im Bergland heimische Bezeichnung —stein verblaßte, ins Tiefland wanderte und nach dem Verschwinden der letzten Holzburgen (Boimeneburg, Boimeburg, Boimburg, Baumburg, nordpfälzisch Altenbaumburg) Stein geradezu den Sinn von „Steinburg", von „Burg" schlechthin bekommen und den Besitzer darnach benennen konnte: vom Stein, de lapide (Speyer, 12./13. Jahrhundert); Freiherr vom Stein; Graf von der Leyen (rheinisch Schiefer). Auch in unserm Namen Wilenstein klingt wohl noch die alte Naturbezeichnung unverblaßt fort[2].

Wenn es nun aber auch eine ursprüngliche Felsbezeichnung ist, um die es sich hier handelt, so bedarf doch auch diese wieder der Erklärung. Bekannt und durch viele Beispiele aus allen möglichen Gegenden zu belegen ist die Erscheinung, daß Berg und Flur von den Anwohnern nach Gegenständen des täglichen Gebrauchs und Verkehrs benannt werden. Namen

[1] Die urkundlichen Formen nach M. Frey-F. X. Remling, Urkundenbuch des Klosters Otterberg (1845); H. Wahrheit, Die Burglehen zu Kaiserslautern (1918); A. Hilgard, Urkunden zur Geschichte der Stadt Speyer (1885). Dazu H. Schreibmüller, Pfälzer Reichsministerialen (1911), S. 57. L. Schandein, Gedichte in Westricher Mundart (²1892), S. 143, (¹1854), S. 23.

[2] Dazu Edward Schröder, Die deutschen Burgennamen (1927). C. Schuchhardt, Die Burg im Wandel der Weltgeschichte [1931], besonders S. 180 ff. Derſ. jetzt Forsch. u. Fortschr., 1937, Nr. 16.

Digitized by Google

dieser Art aus unserer Gegend sind z. B. Boll (Böllchen — Belchen?), Kolbenberg, Weinbiet (Kelterkasten), Amboß (Anebos), Fladenstein, zahlreiche Tisch-, Pilz-, Kanzel- und andere Felsen bis her zu Napoleon I. oder der Eisenbahn, die man in wunderlichen Felsgebilden der Südpfalz zu erkennen glaubte; weiter Horn, Knopp, Stiefel, Hunsrück, Ochsen- und Eselskopf wie gar manche andere. Ein lehrreiches Beispiel ist der Name der Burg Stauf, deren sie tragender Berg von Ramsen und seiner nordpfälzischen Nachbarschaft gesehen einem Stauf, einem Becher ohne Fuß ähnlich sieht und dessen Name auf die Burg übergegangen ist. In diesen Umkreis gehört vielleicht auch der Name der Burg Kirkel im Saarland[3]. Aber auch in anderer Gegend, so im volksdeutschen Osten, der mit seinem Volkstum sich gar oft als Gegenstück der Westmark erweist, aus der fränkisches Volksgut in früher Wanderung zu ihm getragen wurde: auch dort finden wir entsprechende Beispiele. Ganze Gebäude glaubt man da etwa in einer Berggestalt zu erkennen; so mag der Name des Heuscheuergebirges in der schlesischen Grafschaft Glatz recht wohl von der Ähnlichkeit mit einer Scheune genommen sein[4]. Ich möchte auch den Namen Wilenstein auf solche Weise deuten und nehme dabei an, daß der Name in einer Zeit entstand, wo die Form der breiten, vielleicht noch unbewaldeten Bergplatte den namengebenden Vergleich mit einem — Wilenstein nahelegte.

Was will uns aber dieser Name sagen? Er führt uns wohl in das Haus unserer Urväter, an ihren Herd und in den Herdraum, den ären, eren (die „ern", von arin) oder das „Fletz", zwei dem Oberrheingebiet eigene Bezeichnungen eben für diesen ältesten Raum, in dessen Mitte die das Dach tragende Firstsäule, Notkers magensûl, Kraftsäule, ihren Platz hatte[5]. Unweit der Firstsäule stand der Herd, sprachlich vielleicht so viel bedeutend wie eren, Herd und Herdraum[6]. Ursprünglich war es wohl Zweck des Wilensteins, die tragende Stütze des Holzhauses vor dem Feuer des nahen Herdes zu schützen. So erhob er sich als in die Breite gehende Schutzmauer an der einen oder auch auf beiden Herdseiten und hatte dazu wohl noch den anderen praktischen Zweck, beim Braten des Fleisches als Widerlager des Bratspießes zu dienen; auf beide Steine, rechts und links am Herde, aufgelegt, konnten die Holzscheite auch ein lebhafteres Herdfeuer entfachen. Aufs engste mit den beiden wichtigsten Teilen des Hauses, dem Herd und der Säule, verbunden, konnte der Wilenstein, bei der indogermanischen Heiligkeit der Herdstätte als Mittelpunkt der Herdgemeinschaft, die Weihe beider Teile, des Herdes und Herd-

[3] Dazu Th. Zink, Pfälzische Flurnamen (1923), vielfach; Ph. Keiper, Pfälzische Bergnamen (1918). W. Teudt, Germanische Heiligtümer[4], S. 98, könnte die älteste Form für Kirkel (Kirchila, Chirchila 1075) erklären.

[4] Ernst Schwarz, Die Heuscheuer, in: Zs. f. Ortsnamenforsch., 12, 1936, 250.

[5] K. Rhamm, Urzeitliche Bauernhöfe in germanisch-slawischem Waldgebiet (1908), S. 361 u. ö. Klaus Thiede, Das Erbe germanischer Baukunst im bäuerlichen Hausbau [1936], S. 126 ff., weiteres Schrifttum. M. Heyne, Das deutsche Wohnungswesen (1899), S. 26 f. Die Firstsäule tritt neben die Irminsûl.

[6] V. v. Geramb, Herd, in: Hwb. d. dt. Abgl., 3, 1759, mit weiterem Schrifttum.

Digitized by Google

feuers wie der Firstsäule, auf sich ziehen, und auch nach der Verlegung des Herdes aus der Mittellage an die Wand blieb der Wilstein ein geheiligtes Sinnbild. Wenn es richtig ist, seinen Namen mit ahd. wih, got. weihs, geweiht, heilig zusammenzubringen, so wird der ahd. wihil-(wihsil-, wibsil-)stein zum geweihten Stein, dessen kultische Bedeutung so ohne weiteres verständlich wird. In einer Kasseler Glosse (aus dem Gebiet der oberdeutschen Einbauten) wird die seltenere Einzahl des lateinischen Wortes penates, Schutzgeister des Hauses, also penas, mit wihsil-, wihil-, wibsilstein wiedergegeben. Das ist aber die ahd. Form für Wilstein. Ein anderes Glossar (14. Jahrhundert) bezeichnet ihn ähnlich als lar, also als Hausgeist und Schutzgott. So erscheint der Wilstein als eine Art Schutzgeist des Hauses, als Kobold, als „Wichtelmännchen", das ja mit seinesgleichen am Herde seinen Sitz hat[7]. Bei dem Herde, im Aschenloch des Herdes, auf dem Herd, später im Schornstein ist der Lieblingsaufenthalt dieses Hausgeistes, des Kobolds oder eben daher auch des Herdmännchens (Herdmannl), des durch August Kopischs Gedicht allgemein bekannt gewordenen Wichtel- oder Heinzelmännchens, des kleinen Wichtes, des Feuer- und Herdgeistes. Die kultische Bedeutung des Herdes, der vielleicht sogar Begräbnis- und der Ahnenverehrungsstätte war, machte den Herd zu diesem Geisterort ersten Ranges und erklärt seine große Bedeutung im Volksglauben bis zum heutigen Tag. Die Feuerstätte, der „eigene Herd", der heute noch „Goldes wert" ist, war also schon immer ein geheiligter Ort, war der Mittelpunkt des häuslichen Lebens, der Sippe. Möglich, daß auch das Wort eren ursprünglich in Deutschland wie in Skandinavien diese Feuerstelle selbst bedeutete und dann erst auf den Herdraum übertragen wurde. Die volkstümliche Umdeutung des nicht mehr verstandenen Wortes Wilstein läßt in dem Schönfelder Ehehaftsrecht[8] einen „Wichtstein" daraus werden, den man an die „Fürstsaul (beim Bau eines Hauses) legen soll". Die sprachliche Bedeutung des Wortes, das uns sachlich und inhaltlich schon nähergekommen ist, bleibt freilich dunkel. Förstemann[9] denkt an Zusammensetzung vielleicht mit wig, Krieg, Kampf; Lauffer[10] an die schon erwähnte mit ahd. wih, geweiht, heilig. Ich erinnere noch an das burgundische wihan, kämpfen und verweise dafür auf Gamillschegs neueste Untersuchungen[11]. Wie weit das englische wheel, Rad, Scheibe mit Schöll[12] hier herangezogen werden darf, bleibe zunächst dahingestellt. Ich möchte an einer mythologisch umwitterten Deutung festhalten,

[7] L. Weiser-Aall, Kobold, in: Hwb. d. dt. Abgl., 5, 29—47, 35; dies., Germanische Hausgeister und Kobolde, in: Niederd. Zs. f. Vk., 4, 1926, S. 1 ff. S. Singer, Hausgeister, in: Hwb. d. dt. Abgl., 3, 1568 ff. Zum Opfer an den Hausgeist nach germanischer Sitte: U. Jahn, Die deutschen Opfergebräuche (Neudr. 1935), S. 290—296.

[8] J. Grimm, Weistümer (1840—1878), 3, 626.

[9] E. Förstemann, Altdeutsches Namenbuch, ³2 (1916), 1317 ff.; doch auch 1329, ²2, 1585. Als Ortsname Wichilstein.

[10] O. Lauffer, Herd und Herdgeräte in den nürnbergischen Küchen der Vorzeit (Mitt. a. d. Germ. Nationalmus., 1900), S. 129 ff.

[11] Ernst Gamillscheg, Romania Germanica, III (1936), S. 158.

[12] H. Ch. Schöll, Die drei Ewigen [1936], S. 32 ff.

Digitized by Google

so wie die erklärenden Umschreibungen für den Wilstein mit lar, penas, ahd. hûsgota oder herdcota[13] auch nach dieser Richtung weisen.

Wir verweilen noch etwas bei dem Herd und seiner Bedeutung für das germanische Haus. Ernst Moritz Arndt hat einmal sehr schön über den nordischen Herd- und Hausgeist gehandelt[14], den Tomtegubbe, der beim Bau des Bauernhofs mithalf und sich dann, das Haus zu schützen, in ihm niederließ. Er nahm ungesehen schon an dem Richtfest und der Weihefeier des Hauses teil; er tanzte mit bei dem Richtball, den der Zimmermann, als eigentlicher Schöpfer des Holzbaues vorzüglich geachtet und behandelt, eröffnen durfte. An einem zweiten Festtag zog oder sprang die ganze Tanzgesellschaft paarweise von Hof zu Hof, darunter wieder der Tomtegubbe, wörtlich übersetzt der Alte des Hauses oder Hofes. „Tomt ist nordisch nämlich", so sagt Arndt, „der ganze Raum, der ein Haus mit all seinem Zubehör umschließt: Hof, Scheunen, Ställe, Garten usw. Auf diesem Tomt wird der Alte sorgend und bewachend und mitternächtlich umherwandelnd gedacht. Im Norden, wo von den Sagen und dem Glauben des alten Heidentums viel mehr übriggeblieben ist und sich ohne Schaden von Geist und Herz mit den Lehren und Satzungen des Christentums gemischt hat, spielt jener Gubbe noch tausendmal mehr unter den Lebendigen als bei uns. Ich möchte sagen, in Schweden und Norwegen leben wenige Edelleute und Bauern, die nicht voll und ganz an seine lebendigste Gegenwart und Wirksamkeit glauben, so daß bei manchen Einweihungen und Einsegnungen neuer Häuser und ihrer Bewohner auf den guten Tomtegubbe nicht bloß mit Gläsern angeklungen, sondern er auch in Gesang und Gebet oft eingeschlossen wird. Es bestehen dort überhaupt noch manche Gebräuche, die in Deutschland wohl seit Jahrhunderten schon ausgestorben sind." Und doch ist der Glaube an einen solchen Hausgeist auch in mancher deutschen Landschaft noch nicht erloschen. Bei Verehrung des nordischen wie des südgermanischen Hausgeistes spielt — für uns heute wieder fast etwas verständlicher — die Butter[15] eine beachtenswerte Rolle. Ist sie ja doch mit als wichtigstes Erzeugnis des Viehzüchters und Bauern im Volksglauben fest verankert und als Opfergabe an die Fruchtbarkeitsgeister des Hauses und Feldes nicht nur im Norden bekannt. Sie wird geradezu zur Lebensspeise, nach der die „Seelen" am meisten verlangen. In Südnorwegen z. B. wurden sogenannte brödsteinar, Steine in der Größe eines Brotes, bis in die jüngste Zeit jeden Donnerstag abends oder zu Festzeiten, besonders am Julfest, gewaschen, am Feuer getrocknet, mit Butter und anderem Fett gesalbt und dann auf reines Stroh auf den Ehrenplatz gelegt[16]. Zu der Butter tritt hier also als andere Lebensnotwendigkeit das Brot[16]. Ins Christ-

[13] E. G. Graff, Althochdeutscher Sprachschatz (1837), 4, 151.

[14] Jetzt leicht zugänglich in der Ausgabe Otto Huths, Nordische Volkskunde von Ernst Moritz Arndt (Reclams Universalbibliothek), S. 50 ff. Kurt Heckscher, Die Volkskunde des germanischen Kulturkreises (1925), 87, 337.

[15] F. Eckstein, Butter, in: Hwb. d. dt. Abgl., 1, 1723 ff. Dazu auch Schöll, a. a. O., 49.

[16] L. Weiser, Das Bauernhaus im Volksglauben (Mitt. d. Anthropol. Ges. in Wien, 56, 1926), S. 1 ff. Zu Brot (kochenze, von focus, Herd) vgl. etwa F. Staub-L. Tobler, Schweiz. Idiot., 1, 652 ff.

Digitized by Google

liche gewandelt erscheint ein ähnlicher Glaube im Zillertal. Da glaubte man, jeden Samstag kämen die Armen Seelen in die Häuser, und man legte ihnen ein Stück Butter auf den Dreifuß am Herd, damit sie ihre Brandwunden aus dem Fegfeuer salben könnten. Vorchristliche Sitte wird daraus erschlossen werden können: man salbte wohl in der Vorzeit die Dreifüße, das Herdgerät, das den Wihelstein ersetzte, mit Butter. Durch Erzählungen aus den Alpen wissen wir auch, daß Hirten Stroh- oder Holzgestalten fertigten und sie wie alte Götterbilder mit Butter einfetteten. An dem Herde halten sich also nach ältestem Glauben Geister auf, und zwar zunächst gute Hausgeister, dann aber auch solche, die man abzuwehren sucht; vielleicht haben die Tierköpfe, die an manchem späteren Herdgerät erscheinen, diesen nun nur mehr schmuckhaft weiterlebenden Zweck. Aber das bejahend Segensvolle, das sich um den Herd seit alters breitet, steht doch im Vordergrund. Noch klingt alter Glaube, der den Herd für das ganze Haus nimmt, in gehobener Dichtersprache fort. Und das Herdfeuer zu entzünden, zu löschen oder wieder zu erneuern wird zu einer die rechtliche Besitznahme, die Rechtloserklärung und die Besitzerneuerung begleitenden rechtssinnbildlichen Handlung, die wir nicht nur aus Westfalen[17], sondern auch in dem deutschen Süden, so aus dem Heidelberg noch des 18. Jahrhunderts (1768)[18] oder etwas früher (1725) aus Oberschwaben (Weiler Algershofen bei Untermarchthal, Oberamt Ehingen)[19] belegen können. Da heißt es: „In Gegenwart des Bauers und seiner Frau wurde das Feuer auf dem Herde ausgelöscht, ein neues geschlagen und Späne auf dem Herde angezündet, die Vorder- und Hinterthüre einmal geschlossen und einmal geöffnet und aus selben kleine Abschnitte genommen, dann einige Aehren in der Zehntscheuer aus den Garben gezogen ..." Noch der auf Karsamstag üblichen kirchlichen Feuerweihe geht heute in katholischer Gegend ein Löschen des Herdfeuers voran und schließt sich eine Wiederentzündung mit geweihter „Osterkohle" an. Im Norden und Osten Europas wurden die Steuern nach den Herden eingehoben, wie eben der Herd im Hause der ruhende Pol, etwas kaum Veränderliches, etwas Unverrückbares und Bleibendes darstellt; das macht ihn zum lebenswichtigen Mittelpunkt und führt zu seiner Verehrung. Die Heiligkeit des Herdes aber geht mit auch aus von der Verehrung des Herdfeuers, die zu den ältesten Kulten der Indogermanen gehört; sie führt auch hin zum Herdbegräbnis und zum Ahnenkult, der in der häufigsten und meistverbreiteten Form der noch heute erhaltenen Herdkulte, in der Umwandlung des Herdes, fortlebt. Diese Umwandlung geschieht etwa auch mit dem neugeborenen Kind, das damit den Ahnen- und Schutzgeistern des Hauses geweiht und verbunden wird[20]. Als Geistersitz wird der Herd auch zum Zauberort,

[17] Wie J. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, [4]1 (1899), S. 268 etwa annehmen ließe.

[18] M. Hufschmid, Mannheim. Geschbl., 22, 1921, 155 ff.; 23, 1922, 42 f.

[19] A. Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben, 2 (1862), S. 186. Allgemein E. Frhr. v. Künßberg, Rechtliche Volkskunde (1936), S. 40.

[20] E. F. Knuchel, Die Umwandlung in Kult, Magie und Rechtsbrauch (1919), S. 3 ff., mit vielen Belegen.

Digitized by Google

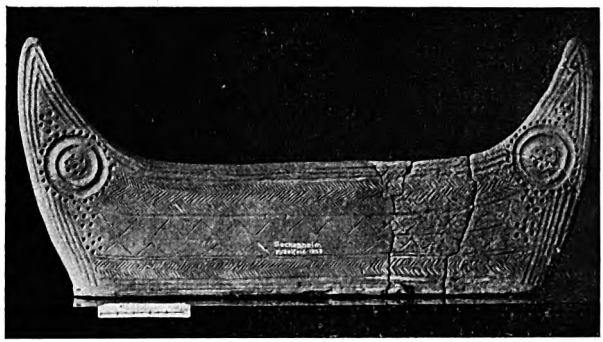


Abb. 2. Mondbild (Seckenheim bei Mannheim), Schloßmuseum Mannheim.
Aufnahme: Schloßmuseum-Altertumsverein Mannheim.

zur Stätte der Zukunftserforschung, wie spät noch ein Erbe des Herdes, der Ofen, — nach dem Zukünftigen von heiratslustigen Mädchen befragt wird[21].

So vielverwurzelter Glaube geht aber auch auf alles Herdgerät über. Wenn man noch heute in den Alpenländern auf offenem Herd die eisernen, vierbeinigen Gestelle zum Auflegen der brennenden Scheite sieht, die Feuerböcke, „Feuerrösser", Feuerhengste[22] und Feuerhunde mit ihren entsprechend gestalteten Tierköpfen, so muß man daran denken, daß solches Eisengerät schon Jahrtausende vor der Zeitwende seine tönernen Vorbilder und Vorläufer hatte. Eine noch ältere Stufe aber war wohl der schlichte Herdstein, an den das Holzscheit angelegt wurde, war eben der Wihel-, Wille- und Wilstein, wie sogar jene eisernen Geräte noch heißen, die den Herdstein längst verdrängt hatten. An Geltung hatte der für das Holzhaus besonders bedeutungsvolle Feuerschutz des Wil(en)steins schon längst verloren, als der neuere Steinbau das Holzhaus zu ersetzen begann, als das Steinhaus (domus lapidea) den Sippennamen Steinhauser (de domo lapidea) aufkommen ließ[23] — in Speyer etwa Ende 14. Jahrhunderts.

Ohne Zweifel lebte der Wilstein, an sich bedeutungslos geworden, noch lange (als kleine gemauerte Erhöhung am Herde) fort, weil er kultische Vorstellungen an sich band. Der Wil(en)stein hatte offenbar eine lange

[21] V. v. Geramb, Ofen, in: Hwb. d. dt. Abgl., 6, 1186 ff.

[22] V. v. Geramb, Feuerbock, in: Hwb. d. dt. Abgl., 2, 1402 ff., mit vielen weiteren Angaben; vgl. auch F. v. Duhn, Italische Gräberkunde, 1, 1924, S. 81; K. Schumacher, 10. Bericht der röm.-germ. Komm., 1917, S. 60 f.; Paul Benoit, Die Bezeichnungen für Feuerbock und Feuerkette im Französischen, Italienischen und Rätoromanischen. Diss. Bern 1925. Bruno Schier, Die Friedländer Volkskunde, 3: Haus und Hausrat (1929), S. 270 ff.

[23] Zu „Steinhauser": Albert Becker, Pfälzer Volkskunde (1925), S. 347. Heidelberg bestand vor dem Brand (1689), nach dem Chronisten Friedrich Lucä (1664), „aus lauter hölzernen Häusern" (S. 24 der Ausgabe 1854). Zu deren Bauart: L. Schmieder, Neue Heidelberger Jahrb., N. F., 1936, S. 122 ff.

Digitized by Google

Entwicklung hinter sich, die in allerälteste Zeiten menschlicher Kultur zurückführt, auf Vorstufen, die in den urgermanischen Feuerböcken der jüngeren Stein- und der Bronzezeit noch heute zu uns sprechen. Und wenn wir die Form manches solchen Feuerbockes aus Ton betrachten, so fällt plötzlich wohl Licht auch auf die umstrittene Frage: Haben wir hier ein Kultsymbol vor uns oder ein nur praktischen Zwecken dienendes Herdgerät? Die vielfache Gestalt, die das Herdgerät später zeigt, könnte verwirren. Ich erinnere hier neben den Tiergestalten, die in der Benennung des Gerätes zur Geltung kommen (Bock, Roß, Hengst, Hund, Widder), ganz besonders an die mondsichelförmige Gestalt, die uns auch aus Funden unserer Gegend geläufig ist[24]. Man wird diese meist nur als Mondbild, Mondhörner angesehenen Gegenstände auch praktischen Zwecken, eben als Feuerbock, dienstbar denken können und in diesem Zusammenhang an die Annahme Schölls erinnern dürfen, der mit seiner Deutung der „ewigen" Wilbet als Mondmutter sich sachlich, vielleicht sogar sprachlich mit unseren Ausführungen hier berührt und dem wir damit ins Bereich der indogermanischen, westeuropäischen Muttergottheiten folgen, zu deren Geschichte auch unser Wilstein beizutragen scheint[25]. Die vielerlei Vorstellungen, von denen wir schon hörten, schlagen vielleicht auch eine vermittelnde Brücke zu der Deutung der Wil-bet als mütterlicher Gottheit im Sinne Schölls. Jedenfalls könnte uns der Name Wil-stein beim Anblick eines solchen Mondfeuerbockes, wie wir ihn hier zeigen, verwandt erscheinen. Vielleicht darf in diesem Umkreis auch an den Namen der nicht allzuweit vom Wilenstein gelegenen pfälzischen Sickingenstadt Landstuhl erinnert werden. Die älteste Form des heutigen Namens Landstuhl stammt aus dem 9. Jahrhundert (Lorscher Kodex) und lautet Nannenstul. Der Name bezeichnet die Siedlung im Tal, nicht die erst später entstandene Burg. Man hat dabei kaum an einen Gerichtsstuhl zu denken, sondern wird die Wahl haben zwischen dem „Stuhl eines Nanno" oder, wie ich zumal in diesem Zusammenhang lieber an-

[24] Etwa Albert Becker, Der Gollenstein, in: Pfälz. Mus.-Pfälz. Heimatk., 1924, S. 22 ff., mit weiterem Schrifttum; ders., in: Rhein. Vierteljahrsbl. 2, 1932, 207—215. Ein besonders schönes Mondbild der sog. frühen Hallstattzeit (aus Seckenheim) bei H. Gropengießer, Reichsautobahn und Urgeschichte bei Mannheim, in: Mannheim. Geschbl., 36, 1935, 186 (Abb. 2). Abb. 3 zeigt einen älteren, einfacheren und der Form der Mondsichel näherstehenden Feuerbock aus Bad Kreuznach. Wenn wir Abb. 4 Dürers Madonna auf der Mondsichel wiedergeben, so ist uns ihre Deutung aus der Offenbarung des Johannes, Kap. 12, 1—2, wohlbekannt; doch sei auch auf Schöll, a. a. O., 39 f., verwiesen.

Vielleicht bedarf die Stellung Werner Wolfs, Der Mond im deutschen Volksglauben (E. Fehrles Bausteine, 2, 1929), S. 7, doch einer Nachprüfung. Zu den Mondfeuerböcken vgl. noch K. v. Spieß, Bauernkunst, ihre Art und ihr Sinn (1935²), S. 183 f. Ders., Deutsche Volkskunde als Erschließerin deutscher Kultur (1934), S. 221. Ders., Marksteine der Volkskunst I (1937), 126. Zum Mondglauben auch Alb. Becker, Kirche und Volkstum 2 (1936), 23—29; 1 (1933), 6 f.

[25] Vgl. Anm. 12. Ebenda, S. 39 f.

Digitized by Google

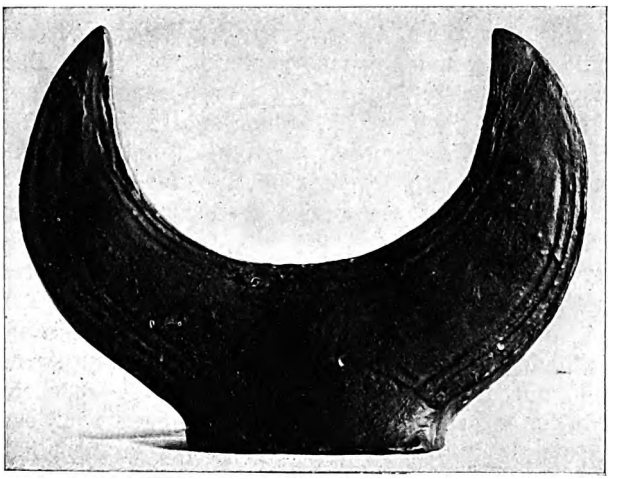


Abb. 3. Mondbild (Bad Kreuznach).
Heimatmuseum Bad Kreuznach.

nehmen möchte, einer Nanna, einer in der Einsamkeit des Waldes thronenden Naturgottheit von mütterlichem Wesen mit der Mondsichel als Beigabe. Als Ausgangspunkt dieser Namengebung, als Sitz der Göttin Nanna möchte ich das Quell- und Mütterheiligtum am Wege zwischen Landstuhl und Kindsbach ansehen, als einen in heimeliger Waldesruhe einst gelegenen Mittelpunkt eines geheiligten Bezirkes. Ist diese Annahme richtig[26], dann hätten wir so einen treffenden Namen aus ältester Zeit in greifbarer Gestalt überliefert. Und Nannenstul, der Name der uralten Siedlung im Tal, klänge dann wieder im Namen Nannstein, der zu der später entstandenen Burg über Landstuhl emporwanderte. Es fällt auf, daß das benachbarte Nanzdiezweiler (neben einem Nanzweiler) auch Fundort eines Matronendenkmals ist. Wieweit Ortsnamen anderer Gegend, z. B. Landsham (früher Nannsheim) bei München, das ebenda gelegene Nandlstadt, Nannhofen (Augsburg), im Westen wieder Nannhausen (Koblenz), das alte deutsche Nanzig (später Nancy) in unsern Kreis gezogen werden dürfen, muß zunächst dahingestellt bleiben[27].

Wir kehren nach diesem kleinen Ausblick zum Wilenstein zurück. Zweifellos darf der mondförmige Feuerbock zugleich auch als Weihefeuerbock angesprochen werden. Sonst wäre er nicht in frühen Gräbern zu finden, wo er als Herdgerät von einem Herdkult Zeugnis ablegt. Er ist

[26] Ich habe schon Pfälz. Mus.-Pfälz. Heimatk., 1931, S. 119 und 257, auf diese Zusammenhänge mit anderem hingewiesen. Vgl. bes. auch R. Henning, Nannenstol und Brunhildenstuhl, in: Zs. f. dt. Alt., 49, 1908, 469—484. Auch Albert Becker, Kirche und Volkstum 1 (1933), S. 21 ff. (Mutternacht).

[27] Fr. Petri, Germanisches Volkserbe in Wallonien und Nordfrankreich (1937), zeigt uns nun die fränkische Landnahme in ihrer Beziehung zum Rheinland.

Digitized by Google

da eine ebenso beliebte Totengabe, wie etwa der Bratspieß, den er zum Teil ersetzte, der Obelos, der vor Einführung gemünzten Geldes als Tauschmittel diente und sich wahrscheinlich von einem Obelos zu dem Obolos wandelte[28], jener Münze also, die uns, wenn wir „unsern Obolus entrichten", heute noch geläufig ist. Auch andere Herdgeräte wie Bratschaufeln, Schüreisen, Feuerzangen, Dreifüße, Kochkessel, Kellen, Schöpfsiebe begegnen uns als Grabbeigaben nördlich und südlich der Alpen und zeigen, wie bedeutungsvoll der Herd und alles Herdgerät auch für das Leben nach dem Tode war.

Von der kultischen Bedeutung her verstehen wir leicht das Fortleben des Wilsteins auch in rechtlicher Bedeutung. Hier wird der Wilstein zum Ausgangspunkt und Inbegriff häuslichen Lebens, gleichsam zum A, dem die Firstsäule als Z in diesem Abc der häuslichen Herdgemeinschaft gegenübersteht. So verstehe ich die Bestimmung des Weistums von Bacharach (1407)[29]: Wär es, daß einer einen anderen erschlüge, so soll der Schultheiß und ein Vogt sein Haus schließen, und „waz von farender habe da innen funden wurde vom wilstein an bis zur fursten usz, daz sij der herren".

Ist der Wilstein längst bei uns dem Fortschritt zum Opfer gefallen, so findet man seine Spuren noch in rheinischem Auswanderungsgebiet wie auch in der Schweiz. In Deutschland nur noch in Ortsnamen erhalten, lebt der Wilstein auf dem alten rheinisch-volksdeutschen Kulturboden Siebenbürgens[29] fort und hat sich in mancher Gemeinde des alten Stuhlslandes bis heute erhalten: als willestein (wiloštein, -štin), Herdstein, genau in jener mundartlich oberrheinischen Form, von der wir schon hörten. Auch in der Schweiz finden wir seine Spur. In dem sog. burgundischen Haus wird der Herd meist von zwei Fuß hohen Steinplatten eingefaßt; diese Einfassung heißt in Dörfern des Kantons Bern noch Bilstein. Nicht weit von unserer pfälzischen Burg Wilenstein, von der wir ausgingen, liegt eine etwa gleichalte (1185) Burg, die Reste der angeblichen „Jagdstätte"[30] Bilen- oder Beilstein (Byle-, Bylenstein 1212/1305). Der ungeklärte Name begegnet uns vielfach noch als Orts- und Sippenname. Ich erinnere z. B. an den großen Kenner des lettischen Volkstums, August Bielenstein; das oberelsässische Schloß Bilstein; den Berg dieses Namens in Oberhessen oder an Burg und Dorf Beilstein an der Mosel. Überall mag der Ausgangspunkt für die Benennung der gleiche gewesen sein wie bei uns; die Gleichheit der Voraussetzungen, die sich vielfach bot, erklärt das häufige Vorkommen des Ortsnamens, in Formen von Bilstein bis hin

[28] Otto Tschumi, Volkskunde und Vorgeschichte, in: Die Volkskunde und ihre Beziehungen zu Recht, Medizin, Vorgeschichte (1928), S. 63, wo fälschlich zuerst Obolos (statt Obelos) steht.

[29] J. Grimm, Weistümer, 2, 217 f. — Zum Fortleben des Wilsteins in Siebenbürgen: J. Wolff, Vorarbeiten zum siebenbürg.-deutschen Wörterbuche, in: Arch. d. Vereins f. siebenb. Landesk., N. F., 27, 3. Heft, 1897, S. 648. A. Schullerus, Siebenbürgisch-sächsische Volkskunde (1926), S. 25.

[30] So Grimm, Dt. Wb., 1, 1376; dagegen E. Förstemann, a. a. O., 2, 453.

Digitized by Google

Abb. 4. Albrecht Dürer: Madonna auf der Mondsichel (um 1498).
Druckstock: Konkordia A.-G., Bühl (Baden).

zum Peilenstein[31]. Wie noch in Siebenbürgen in der Hirtenhütte die blanke Erde (der iərən) Feuerstätte ist und ein Steinkreis den Feuerraum umschließt, so führt wohl auch der Name Beilstein oder unverändert Bilstein in früheste Zeiten unseres Volkstums zurück. Er erscheint als eine Art Vorläufer oder Seitenstück des eig. Wilsteins, der selbst wieder

[31] Förstemann, a. a. O., [3]2, 453, gegen Grimm (Anm. 30), der eine „Jagdstätte" in Beilstein sah. Daran denkt auch Keiper (Anm. 3), S. 91: „Der Beilstein ist der Stein, an dem das Wild zum Stehen gebracht wurde: bîlen = bellen und durch Bellen anhalten." Oder haben wir es doch mit verschiedenen Wortstämmen zu tun? Vgl. noch zur Firstsäule und ihrer Beziehung zur Irminsul Hwb. d. dt. Abgl. 2, 1527 (Weiser-Aall). Zum Herdfeuer im Osterbrauch: Albert Becker, Osterei und Osterhase (1937), S. 10, 39. Zur Geschichte der Herdstelle O. A. Erich und E. Grohne in Niederd. Zs. f. Vk. 14, 18—28; 28—45. Zum Mondkult in unserer Gegend jetzt Rolf Müller, Die astronomische Bedeutung des Kriemhildenstuhls bei Bad Dürkheim, in: Mannus 1937, 265—279 und ders., in: Forschungen und Fortschritte, 1937, Nr. 17. Aus dem

Digitized by Google

schon in vorgeschichtlicher Zeit durch einen Feuerbock ergänzt oder ersetzt worden sein mag. Die beiden Bezeichnungen Wilstein und Bilstein kommen also sachlich auf das gleiche hinaus, nachdem sie wohl sprachlich auch einander nahezurücken sind. Ursprünglich bezeichnete der Bilstein wohl nichts weiter als einen steil aufsteigenden, ragenden Stein[31], der sich ebenso wie die Mauer des Wilsteins am Herde erhob. Noch der eiserne Feuerbock versah die Aufgabe des alten Bil- oder Wilsteins, bis er weiteren Verbesserungen des Herdes weichen mußte.

Aus nicht mehr verstandenen Namen klingt uns so hier am Oberrhein wie anderwärts noch etwas vom Geist unserer Ahnen entgegen: vom germanischen Ursprung auch des oberdeutschen Hauses, von seiner ältesten Einrichtung, vom Leben und der Geisteshaltung seiner Bewohner. Vielleicht auch von ältesten Kulturströmungen der Westmark, der ja schon früh auf vielen Gebieten eine Mittlerrolle zufiel. Nur zwei Burgnamen erinnern hier noch an jene religiösen Vorstellungen, die längst verdrängt und ersetzt sind, deren tiefer Gehalt aber doch noch hereinragt in unsere „fortgeschrittenen" Tage. Und wer diese Namen zum Reden bringt, dem haben sie gar vielerlei zu erzählen — selbst über für mich bestehende sprachliche Bedenken verschiedener Art hinweg und trotz des schwankenden Bodens, auf dem wir uns in dieser Frühzeit bewegen. Vielleicht gelingt es Schölls nachfolgenden Ausführungen, was ich oben nur andeutend vermutete, glaubhaft zu machen.

Bereich der Kunst etwa Hans Thoma, Chronos (1920), mit seinen sinnvoll-naturnahen Bildern. Ich erwähne auch — worauf mich Fräulein Wilma Stoll freundlichst hinweist — Albert Weltis Meisterwerk „Auszug der Penaten", dessen Bildgedanke seines Landsmanns Gottfried Keller wundervolles Gedicht „Poetentod" fast wortgetreu spiegelt; es ist die uns nun vertraute mythische Geisterschar, die des toten Dichters Haus und Herd mit ihm zugleich verläßt:

Mit dem Toten wandern Geister aus,
Die im Leben ihm den Becher reichten,
Öd und leer wird nun das Haus,
Ohne Sang und ohne Leuchten —

so schrieb der Maler Welti auf den Rahmen seines Gemäldes. Schon für Friedrich Schiller aber bedeutet Herd und Altar eine „heilige Gleichung"; die Ackerfurche und jener Stein, der Herd zugleich und Altar ist, sind ihm Grundgesetz aller menschlichen Ordnung.

Digitized by Google

Die Herdmutter des germanischen Bauernglaubens.

Von Hans Christoph Schöll, Heidelberg.

Die Liebenswürdigkeit von Verfasser und Herausgeber gab mir unmittelbar vor der Drucklegung Einblick in den Korrekturabzug des vorstehenden Aufsatzes von Albert Becker über den Wilenstein. Dieser Umstand möge es erklären und entschuldigen, wenn die nachstehenden Ausführungen nicht in der sorgfältigen Durcharbeitung vorgelegt werden können, wie sie die Beckersche Abhandlung zeigt. Nachdem jedoch der Herr Verfasser in seiner Abhandlung selbst schon darauf hingewiesen hat, daß sich seine Ausführungen mit meinen Untersuchungen über die frühgermanische Mütterdreifaltigkeit der Ambet — Wilbet — Borbet berühren, und daß auch der Wilstein zur Geschichte der Muttergottheiten beizutragen scheine, halte ich es für förderlich, im unmittelbaren Anschluß an Beckers Wilensteinaufsatz noch einiges zu sagen, was die dort aufgeworfenen Fragen weiter klären oder am Ende gar beantworten könnte.

Wenn Becker für den Namen Wil(en)stein als Bezeichnung von Bergen und Burgen einen Zusammenhang mit der gleichlautenden Bezeichnung für den Herdstein vermutet, so trifft er damit zweifellos Richtiges. Ich möchte indes über die äußere Ähnlichkeit hinaus — schon im Blick auf die Häufigkeit und Vielgestaltigkeit von „Wil(en)steinen" — eine Ableitung des Namens vertreten, bei welcher der pfälzische Wilenstein (1317 urkundlich Wilstein) seinem Nachbarn Nannenstein, wie Becker ihn auffaßt, noch unmittelbarer zur Seite tritt.

Mit Recht lehnt Becker die billige Allerweltsdeutung „Stein des Wilo" ab. Doch liegt die richtige Erklärung ganz dicht dabei: nicht Stein des Wilo, aber Stein der Wil.

Diese Burgen und steilragenden Berge, aber auch ihre bescheideneren Brüder, die Wielenbuckel und Wilkoppen und Weilberge — wozu die Bilsteine und Beilsteine kommen — bewahren die Erinnerung an Wil-bet, die göttliche Mondfrau der frühgermanischen Mütterdreifaltigkeit. Ihr opferte an den Wilsteinen der germanische Bauer. (Für die Einzelheiten muß ich auf meine Veröffentlichung über „Die drei Ewigen" verweisen.)

Nicht anders verhält es sich mit dem Herdstein. Becker nimmt an, daß der ursprüngliche Zweck dieses „Wilsteines" gewesen sei, die Tragsäule des germanischen Holzhauses vor der Flamme des Herdfeuers zu schützen. Wilstein würde dann also etwa soviel bedeuten wie Schutzstein oder

Digitized by Google

Feuerstein oder Säulenstein oder Herdstein oder Ähnliches; das Wort Wil brächte eben auf alle Fälle die Zweckbestimmung dieses Steines zum Ausdruck, wobei allerdings auffällt, daß das Wort Wil in diesem Sinne nicht auch in anderen Zusammensetzungen nachweisbar ist.

Demgegenüber ist meine Überzeugung: was für die Bezeichnung Wilstein bei Bergen und Burgen gilt, gilt genau so für den Wil(en)stein der Herdstelle: er trägt den Namen der Wil-bet, der göttlichen Mondfrau, der Schützerin von Herd und Sippe. So ist der Wilstein wohl „Feuerschutz", aber weniger weil er schützend zwischen Feuerstelle und Tragsäule gefügt ist, als weil er formgewordener Anruf der Gottheit ist, in deren besonderem Schutz Haus und Hof und Sippe stehen.

Wenn die Bäuerin von heute nach ihrem letzten Gang durch Stuben und Stall das Herdfeuer der Küche abdeckt, so gräbt sie mancherorts das Zeichen des Kreuzes dreimal in die schützende Asche neben dem Wilstein. Vor langer Zeit taten die Bäuerinnen des heidnischen Germaniens nicht anders: wenn sie nach dem Rechten gesehen hatten, verwahrten sie das Feuer und segneten es mit dem Zeichen der mütterlichen Dreifaltigkeit.

Wenn die von Becker angeführte Kasseler Glosse das Wort penas (= Hausgeist) mit wihilstein wiedergibt, und ein anderes Glossar den Wilstein mit lar übersetzt, so treffen diese Gleichsetzungen den Sachverhalt ganz unmittelbar.

In der Bezeichnung Wilstein für einen Teil des Herdes erhält sich bis in unsere Tage herein die unterströmige Erinnerung an die Zeit, da germanischer Bauernglauben die ganze Herdstelle als der Gottheit heilig mit deren Namen weihte. So wie der fromme katholische Bauer heute nach dem Herrgottswinkel gewandt betet, so betete sein Vorfahr zum Herdfeuer gewandt, an dem der mondgeformte Feuerbock stand. „Bei der indogermanischen Heiligkeit der Herdstätte als Mittelpunkt der Herdgemeinschaft... blieb der Wilstein auch nach der Verlegung des Herdes aus der Mittellage an die Wand ein geheiligtes Sinnbild" (Becker). Von hier aus wird frommer Brauch verständlich, der noch heute im Zusammenhang mit Ofen und Herdstelle steht.

Am Herd wurde geopfert, er war heiliger Ort der schützend-segnenden Gottheit. Noch Luther übersetzt: „Der HErr, der zu Zion fewr und zu Jerusalem einen herd hat." (Jes. 31, 9.) Am Wilstein des Herdes wurden die Körner und Kräuter verbrannt, gegen die Bischof Burkard von Worms um das Jahr 1020, erfolglos wie seine Vorgänger und Nachfolger, seine Verbote erließ[1]. So erfolglos, daß noch heute die fromme Schwarzwaldbäuerin bei schwerem Unwetter die getrockneten Blätter und Blüten des Wil-stengels (Königskerze) unter Anrufung der Lieben Frau ins Herdfeuer wirft, die der Priester am Dreifaltigkeitstag in der Kirche geweiht hat[2].

Die auch von Becker angenommene kultische Bedeutung des Wilsteines wird also gerade in seiner Benennung sichtig: Stein der Wil.

[1] Migne, Patrol. lat., tom. 140, 964, 965.
[2] E. H. Meyer, Badisches Volksleben, 105 f.

Digitized by Google

Der Hinweis darauf, daß der Herd vielleicht sogar Begräbnis- und Ahnenverehrungsstätte war, findet seine Bestätigung in der Redewendung „unterm Herd begraben", mit der man heute, der veränderten religiösen Lage entsprechend, eine unehrliche Bestattung kennzeichnet[3]. „Ma därf mir bei der Leich it finga, ma gräbt mi nu doa untren Head", heißt es in einem oberschwäbischen Lied[4]. Auch das Opfer „für die armen Seelen", das am Herd niedergelegt wird, hat seinen Ursprung im Herdbegräbnis und damit zusammenhängendem Ahnenkult am alten Wilstein[5].

Daß der germanische Bauer, der sich im Lebenskreis der drei Ewigen geborgen wußte, den Herd unter den besonderen Schutz der Wilbet stellte, hat seinen Grund darin, daß der Herd „als geheiligter Ort immer schon Mittelpunkt des häuslichen Lebens und der Sippe" war. Da nach germanisch-deutschem Bauernglauben alter und neuer Zeit der Mond das keimende Leben in Mensch, Tier und Pflanze weckt, war Wilbet, die göttliche Mondfrau, die besondere Beschützerin der Frau als der Hüterin des Herdfeuers, der Walterin im Hause und der hegenden Wiege kommender Geschlechter. Noch deutlich erkennbar sind diese Beziehungen im schwäbischen Herdopfer, mit dem eine leichte Geburt erzielt werden soll[6]. An die Stelle der Wilbet tritt später Unsere Liebe Frau mit der Mondsichel, dem heiligen Zeichen der alten Mondfrau (vgl. das Bild Dürers zu Beckers Aufsatz).

Auch fast alle übrigen kultischen Anschauungen und Gebräuche, die in dem so reichhaltigen Aufsatz Beckers erwähnt werden, gehen zurück auf die Verehrung jener frühgermanischen Mütterdreifaltigkeit der Ambet — Wilbet — Borbet; so das Butteropfer, die „Brotsteine", der Dreifuß als Opfergerät u. a. Ganz besonders gilt dies von dem „Feuerbock".

Ein Blick auf seine älteste Form — die der Mondsichel (vgl. die Abbildung 2 und 3 zu Beckers Aufsatz — scheint mir die Frage zu beantworten, ob in ihm ein Kultsymbol zu sehen ist oder ein nur praktischen Zwecken dienendes Herdgerät. Das Mondhorn des Feuerbockes ist das heilige Zeichen der Wilbet, nicht anders als der Wilstein, in dem auch Becker eine spätere Entwicklungsstufe der alten Feuerböcke sieht. Dabei ist durchaus denkbar, daß diese Mondböcke auch praktischen Zwecken dienten, wie die Herdstelle selbst ja auch geweiht war und gleichzeitig den Bedürfnissen des Hauses diente.

Daß der mondförmige Feuerbock als Beigabe in frühen Gräbern vorkommt, geht zurück auf seine doppelte Bedeutung als kultisch-rechtliches Symbol. Beim Tode der Hausmutter wird das Feuer im Herd gelöscht und das Mondhorn des Herdes wird ihr mit ins Grab gegeben. Die neue Herrin entfacht zum Ausdruck der Übernahme der häuslichen Gewalt neues Feuer und stellt der Mondmutter den neuen Wilbock auf. Auch hier entspricht sich frommer Brauch der alten und der neuen Zeit: so wie man

[3] H. Fischer, Schwäbisches Wörterbuch, Bd. 3, 1460.
[4] Kuen, Oberschwäbisches Wörterbuch, Bd. 2, 288.
[5] P. Sartori, Sitte und Brauch, Bd. 2, 22.
[6] A. Birlinger, Aus Schwaben, Bd. 1, 390.

Digitized by Google

der jungen Frau in katholischem Land heute auf den Hochzeitswagen das heilige Zeichen des Kreuzes für Bett und Herrgottswinkel gibt, so nahm sie damals das heilige Zeichen der Mondfrau, das Sichelhorn der Wilbet, mit über die Schwelle des eigenen Hauses und hielt es am geweihten Herd in Hut und Ehren bis zu ihrem Tod. Noch erinnern daran Urkunden aus dem 17. Jahrhundert, wenn sie als Abgaben bei Todesfall „Hauptrecht und Herdgeld wie von Alter her" erwähnen[7].

Wie tief derartige Dinge sitzen, zeigt die von Becker erwähnte Tatsache, daß in vielen Fällen auch dort, wo der gemauerte Herd schon lange ersetzt ist durch den eisernen Ofen, die eisernen Geräte zu seiner Bedienung wie von je Wilstein heißen. Wenn man bei diesem Beispiel schließlich auch von trägem Denkvermögen reden mag, das sinnlos gewordene Bezeichnungen aus Bequemlichkeit beibehält, so möge ein anderes Beispiel zum Schluß zeigen, wie unmittelbar lebendig der völkisch-religiöse Erbstrom urälteste Zeit verbindet mit unseren Tagen.

In Württemberg läßt man die Kinder in der Weihnachtszeit in die Herdglut schauen und sagt ihnen, da „sitze die Liebe Frau drin". Verzückt saß ich als kleiner Bub auf dem Boden der elterlichen Stadtwohnung und starrte in die Glut des eisernen Ofens: meine Mutter, eine fromme Protestantin, hatte mir gesagt, in der Glut sei „das Christkindle zu sehen". Das Christkind, das in mancher Gegend Süddeutschlands den Kindern seine Gaben bringt als „weiße Frau" mit offenem blondem Haar und einem goldenen Krönlein: eine letzte Erinnerung an die liebe Frau der alten Zeit, deren Sitz die Herdstelle ist und deren segnendem Schutz Haus und Hof und Sippe unterstehen. In der „Mütternacht" des großen Mittwinterahnenfestes brannte der Herd die ganze Nacht in voller Glut und auf dem Wilstein lagen die Weihegaben der ewigen Mütterdreifaltigkeit. Alles dies hat sich zusammengedrängt zu dem Bild Unserer Lieben Frau, die in der Weihnachtszeit in der Herdglut sitzt.

Es sollte mir eine Freude sein, wenn es gelungen wäre, mit diesen paar Bemerkungen — als „vermittelnder Brücke" im Sinne Beckers — den Namen Wilstein noch weiter zum Reden gebracht zu haben.

Wer offenen Auges und mit einigem Wissen um unsere frühe Geistesgeschichte durch unser Volk und Land geht, dem begegnet auf Schritt und Tritt, in Landschaft, Kultbild, Brauchtum und Sprache die Erinnerung an die drei Ewigen und an die Formen ihrer Verehrung, zu denen auch der „mythologisch umwitterte" W i l s t e i n gehört.

Jahrtausende sind hinabgegangen, längst ist das heilige Zeichen des Mondhornes auf dem Wilstein verschwunden, aber noch lebt fromme Verehrung alter Zeit im Erinnerungsgrund unseres Volkes, und es genügt, der Geschichte und Bedeutung eines W o r t e s nachzugehen, um lebendiger als zuvor den E r b s t r o m u n s e r e s B l u t e s zu spüren, der uns verbindet mit der ewigen Kette von Sippe und Volk.

[7] Th. Knapp, Gesammelte Beiträge zur Rechts- und Wirtschaftsgeschichte des deutschen Bauernstandes, S. 229.

Digitized by Google

Wirtschaftliches vom Tanz und die Goldene Stunde.

Von Dr. Marianne Panzer, Heidelberg.

In einer umfangreicheren Arbeit, die demnächst im Druck erscheint, habe ich das Verhältnis von Recht und Tanz in seiner geschichtlichen Entwicklung ausführlich behandelt. Den Stoff reichten für die ältere Zeit naturgemäß in erster Linie Rechts- und geschichtliche Quellen verschiedenster Art. Ihr bruchstückhafter Charakter bedurfte allenthalben der Ergänzung und Auffüllung aus volkskundlicher Beobachtung des letzten Jahrhunderts und der Gegenwart. Dies gilt vor allem von den wirtschaftlichen Dingen, die mit jeder Veranstaltung eines öffentlichen Tanzes gegeben sind. Hier ist die Rechtsgeschichte weitgehendst auf die Mithilfe der Volkskunde angewiesen. Denn in Stadtrechten wie in Weistümern und sonstigen Gesetzen und Verordnungen finden wir selten Angaben über Art und Verteilung der Kosten, die notwendig bei einer Tanzerei entstehen. Was da überliefert wird, beschränkt sich im Wesentlichen auf städtische Tänze. Um uns aber ein genaueres Bild von den einschlägigen Verhältnissen bei den viel urtümlicher gebliebenen dörflichen Tänzen zu machen, müssen wir uns an die volkskundliche Beschreibung der ländlichen Tanzfeste halten. Hier haben sich, dank der festen Überlieferung, die alten Bräuche meist unverändert durch Jahrhunderte erhalten.

Hinter jedem Tanzvergnügen steht irgendein Veranstalter, der das Ganze zu organisieren, für Musik und einen Raum zum Tanzen zu sorgen hat, der meist auch die Verantwortung für Ordnung und Sitte trägt und dem aus all diesem Kosten erwachsen. In den meisten Fällen treten als Tanzveranstalter Personengemeinschaften auf. Sie sind wohl immer durch ein rechtliches Band verknüpft; doch tritt solche Bindung nicht überall so unmittelbar hervor wie etwa bei den Zünften oder bei den Stadtgemeinden, wo sie schon bald verselbständigt und als „juristische Person" von der lebendigen Gemeinschaft losgelöst wird. Die rechtliche Verbundenheit kann auch, wie in der Dorfgemeinde, durch die natürliche Siedlungsgemeinschaft gegeben sein; sie kann auch verblaßt sein und einer mehr zufälligen Bindung durch Altersgleichheit Platz gemacht haben, wie bei den dörflichen Burschenschaften, die Reste jener ältesten kult- und wehrverbundenen Gemeinschaften, der Männerbünde, darstellen. Seltener und erst in späterer Zeit treten auch Einzelpersonen — z. B. der Dorfwirt — als Veranstalter auf.

Digitized by Google

Es gehörte zu den Gepflogenheiten der Städte, ihren angeseheneren Bürgern und den Ratsmitgliedern regelmäßig Tänze auszurichten. Über die Kosten solcher Vergnügungen, die gewöhnlich zu Pfingsten und zu Fasnacht stattfanden, geben uns die alten Stadtrechnungen Aufschluß. So findet sich in Hildesheim im 15. Jahrhundert jedes Jahr die gleiche Aufstellung: „1421. Vor may uppe dat hus 25 d., vor gras uppe dat hus by den dans 7 ß., vor den dans ut to ropende 9 d., vor dat hus to kerende 1 ß., darto vor besme 2 d., des rades piperen uppe pinxsten 1 m.[1]." An Fasnacht fällt die Ausgabe für Gras und Blumen, die man nach mittelalterlicher Sitte auf den Boden streute[2], und für den Maienschmuck weg. Dafür muß die Beleuchtung bezahlt werden, es wird Bier auf Stadtkosten ausgeschenkt und eine größere Anzahl von Musikanten spielt zum Tanz[3]. Außer diesen regelmäßig wiederkehrenden Tanzkosten entstehen aber vielfach Sonderausgaben für Tänze, die zu Ehren von hohen Gästen der Städte veranstaltet werden; hier wird besonders freigebig aufgetischt und manch reiche Gabe verteilt[4].

Durch zahlreiche Zuschüsse zu Tänzen, die von anderen veranstaltet oder aufgeführt werden, erwachsen den Städten ebenfalls vielfache Kosten. Da wird ein besonderes Fasnachtsgeld[5] verteilt, Tuchknappen[6], Goldschmiedsgesellen und Steinmetzen[7] erhalten für ihre Fasnachtsspiele, für Schwert- und Reifentänze[8] Geldgeschenke, „schodüveltänzer" und „bügeldänzer"[9] werden begabt. Beiträge an Bier und Wein[10] und mancherlei andere Gaben[11]

[1] Urkundenbuch der Stadt Hildesheim, hg. Doebner, 1881 f., VI, 184.

[2] „Gras up den sall, da dye Keyserynne drup quam danzen" steht in den Aachener Rechnungen über Wenzels Krönung (1376) — Sieber, Arch. f. Frankf. Gesch., 3. Folge, Bd. XI, 46.

[3] Urkb. Hildesh., VI, 12; vgl. auch die Rechnungen v. Dresden 1412: Arch. f. Kulturgesch., XII, 82; Eger 1444: Unser Egerland, III, 4 f. und Augsburg 1496: Birlinger, Aus Schwaben, 1847, II, 145.

[4] Unser Egerland, III, 3 f.; Urkundenb. Hildesh., VI, 33, 144, 235; H. Brandis, Diarium, hg. Hänselmann, 1896, 59^{31}; v. Werveke, Kulturgesch. d. Luxemb. Landes, II, 1926, 116.

[5] In Eger bis 1755: Reinsberg-Düringsfeld, Festkalender aus Böhmen 1861, 49.

[6] Nürnberg: Siebenkees, Materialien z. Nürnb. Gesch., 1792 f., III, 217^{16}.

[7] Eger: Zs. f. Vk., II, 318.

[8] Luxemburg: Werveke, a. a. O., 120; vgl. auch G. Wickrams Werke, hg. Bolte (Bibl. Lit. Ver., 232), V, S. VII.

[9] Warburg 1540 und 1608: Zs. f. rhein.-westf. Vk., III, 216 f.

[10] Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben, II, 1862, 54; R. Voß, Der Tanz und seine Gesch., 1868, 199; Arch. f. Kulturgesch., XII, 82; da wo der Trunk vom Stadtpfänder (Nürnberg: Bavaria, III, 978; Vulpius, Curiositäten d. phys.-lit. ... Vor- und Mitwelt, 1811 f., III, 235) oder aus der Pächterswohnung (Ulm: Wißschel, Beitr. z. Mythol., II, 1878, 320) zu liefern ist, handelt es sich wohl um die Ablösung einer Verpflichtung der Stadt gegenüber.

[11] Ein Säckel zum Vertanzen für die Markgröninger Schäfer: Reyscher, Sammlung d. württ. Gesetze, 1828 f., XIII, 103 f.; Holz für das Feuer der Musdorfer Metzger: Voß, a. a. O., 213; „den jungen gesellen zu Sassenhusen moy zu irer dantzhutten": Kriegk, Deutsches Bürgertum im MA., 1868, 582 A. 395; vgl. auch Jacobs Zs. d. Harzv. f. Gesch. u. Altertumsk., XVIII, 199.

Digitized by Google

dienen zur Bereicherung der Zunfttänze. Die Dorfgemeinden spendeten ebenfalls zum Erntefest[12], zum Pfingsttanz[13] oder zum Tanz nach der Rechnungslegung[14] Bier, zu dem allerdings Zugezogene und Neuverheiratete beisteuern mußten[15]. Zuweilen gewährte auch der Dienst- oder Territorialherr eine Tanzbeisteuer an Getränken[16] oder Kuchen[17]. Solche ursprünglich freiwilligen und nur gelegentlich gewährten Gaben wurden dank regelmäßiger Wiederholung bald mancherorts als Gerechtigkeit angesehen[18], auf die die Tänzer nicht mehr verzichten wollten[19] und die unter Umständen die finanzielle Kraft der Spender überstieg; so bestimmen z. B. die Ravensburger Statuten im 17. Jahrhundert: „Es ist gesezt, daß man zu der fastnacht in kein hofstuben, noch in keine trinkstuben, noch in keine gesellschaft von der stadt gut niemand nichts geben soll[20]."

Jedoch waren nicht immer nur die Tanzenden die Beschenkten, es kam auch vor, daß umgekehrt die Tänzer der Stadt oder ihren Beamten etwas verehrten; so erhielt der Rat in Eßlingen[21] wie in Frankfurt a. M.[22] von den Küfern ein Faß, das sie unter Gesang und Tanz angefertigt hatten, und in Nürnberg eine Riesenbratwurst von den Metzgern, die sie bei Umzug und Tanz mitführten[23]. Die Ilmer Schäfer verehrten den Hammel, den sie vor ihrem Jahrestanz um die geschmückte Fichte führten, dem Amtmann[24].

In Gera hielten die Schäfer ihren Tanz im Rathauskeller ab, auch sie verschenkten einen Hammel und zwar dem Kellerwirt[25]. Ursprünglich wurde der Tanz auf freiem Markt aufgeführt und zu dieser Zeit mag wohl auch hier der Amtmann den Hammel erhalten haben; erst mit der Übersiedlung in den Keller erhielt dann der Kellerwirt gewissermaßen als Entgelt die vorher der Stadt gewährte Leistung.

Der tiefere, später nicht mehr zutage tretende Grund für all diese Gaben mag darin gelegen haben, daß die Tanzenden sich für die erhaltene Tanzerlaubnis erkenntlich zeigen wollten.

---

[12] Niedersachsen, V, 340; vgl. auch Jahrb. f. Gesch., Sprache und Lit., Elsaß-L., VII, 206.

[13] Wirth, Anhaltische Vk., 1932, 239.

[14] Ebenda, 228.

[15] Witzschel, a. a. O., 206; Niedersachsen, V, 340; VII, 126; Zs. f. Vk., VII, 93; N. F., II, 79; es war dies eine Art Einkauf in die Dorfgemeinschaft. Ebenso mußte ein Mädchen, das ein uneheliches Kind bekommen hatte, als Strafe ¼ Tonne Bier geben: Zs. f. Vk., VII, 84.

[16] Hess. Bl. f. Vk., XVI, 66; u. U. auch Holz, dessen Erlös zur Beschaffung von Bier diente: Zs. f. Vk., XIV, 422.

[17] Kriegk, a. a. O., 335; Hoede, Deutsche Rolande, 1934, 96.

[18] Es bestanden an manchen Orten aber auch richtige Stiftungen für Tanzfeste: Birlinger, Aus Schwaben, II, 213; Bavaria, III, 356.

[19] Vgl. v. Künßberg, Hdb. d. dtsch. Vk., Leipzig 1935, 293.

[20] Eben, Versuch einer Gesch. d. Stadt Ravensburg, 1835, I, 465.

[21] Birlinger, Volkst. aus Schwaben, II, 54.

[22] Lersner, Frankfurter Chronik (1706), I, 472.

[23] Siebenkees, a. a. O., III, 200[17].

[24] Witzschel, a. a. O., III, 320.

[25] Köhler, Volksbrauch im Vogtland, 1867, 217.

Digitized by Google

Die Kosten der Zunfttänze fallen vielfach den Zunftmeistern zu[26], im übrigen werden sie wohl gleichmäßig auf die Mitglieder umgelegt oder aus Zunftbeiträgen bezahlt; in den Statuten und Zunftordnungen findet sich meist keine besondere Regelung. Die Wirte, in deren Haus sie ihre „Herberge", d. h. ihren Versammlungsort hatten und wohl auch ihre Tänze abhielten, gewährten ihnen wohl reichlich Kredit, wurden aber für dieses Entgegenkommen nicht immer nach Gebühr belohnt. So erzählt Siebenkees[27], daß die Messerer zu ihrem Jahrestanz 1614 in ein anderes Wirtshaus zogen, nachdem sie in ihrer alten Herberge eine Schuld von 454 Gulden gemacht hatten. Der alte Wirt legte sich aber ins Mittel, und erst nachdem sie dem Bürgermeister gelobt hatten, ihre Schuld zu einem bestimmten Termin zu bezahlen, konnten sie zum Tanz in das neue Wirtshaus ziehen. Sonst gab es in den Städten wenig Gelegenheit zum Tanzen; wer nicht gerade zu einer Hochzeit geladen war, konnte sich höchstens noch an einem der mehr improvisierten Gassentänze beteiligen, soweit sein Stand ihm das erlaubte. Hierbei entstanden, da man meist auch die Musik selbst bestritt, überhaupt keine Ausgaben.

Auf dem Lande werden die Tanzfeste — da es Standesunterschiede innerhalb der Dorfgemeinschaft nicht gibt — von der ganzen Gemeinde gefeiert; weitaus das wichtigste und glänzendste hierbei ist die Kirchweih, deren Feier sich über mehrere Tage erstreckt. Daneben bilden Fasnacht, Pfingstgelage und Erntefeier weitere Gelegenheiten zu Tanzvergnügen.

Diese Tänze werden mitunter, vor allem in späteren Zeiten, vom Dorfwirt auf eigene Kosten und mit eigenem Gewinn veranstaltet, wobei es dann leicht zu einer Konkurrenz zwischen den verschiedenen Wirten des Ortes kommt und förmliche Verträge abgeschlossen werden[28]. Die Wirte konnten aber nicht nach Belieben irgendwo einen Tanz ausrichten, sondern nur an gewöhnlichen Orten, „wölliches der ganzen gemain antrifft"[29]. Die folgende Bestimmung aus dem Bannteiding zu Landschach ist wohl auch so zu deuten, daß hier der Wirt der eigentliche Veranstalter des Tanzes ist, da diejenigen, die ihn in seinem Verdienst durch Verkauf gleichartiger Waren beeinträchtigen, ihm Abgaben leisten müssen: „Vermerkt den tanzgarten, der sol offen sein zum kirchtag von ainer vesperzeit zu der andern. Wo er aber den tanzgartn nit zu rechter weil und zeit aufsperet, so ist er umb 72 pfennig (zu wandeln?), und wer kuchen oder ander hütten in dem gartn aufschlieg, hat er ain kuch in, so ist er dem Wirt 12 pfennig, hat er aber wein, so ist er dem wiert ain achtern wein schuldig[30]."

Unter Umständen wird auch rechtlich bestimmt, wer für den Kirchweihtanz Sorge zu tragen hat, wie es im Poisbrunner Bannteiding 1549 geschieht, wo die Vermöglichsten herangezogen werden: „ob drei pauernsun

[26] Köln. Zunfturk., bearb. v. Loesch, 1907, I, 135.

[27] Mat. z. Nürnb. Gesch., III, 199[12].

[28] Im Verfachbuch einer Tiroler Landgemeinde aufgezeichnet (1689): Zs. f. Vk., N. F., III, 53.

[29] Drosendorf, 1579: Österr. Weist., VIII, 222[34].

[30] Anfang 16. Jahrh.: ebenda, VII, 281[14].

Digitized by Google

sein in dem aigen, die den tanz ausrichten. Wärn ir aber nit soviel, so soll in die gemain ausrichten[31]."

In den weitaus meisten Fällen liegt die Veranstaltung der dörflichen Tanzfeste in den Händen der Burschenschaft, d. h. in den Händen der Gemeinschaft, die von den ledigen, erwachsenen Burschen gebildet wird. Dies hängt mit der ganzen Entwicklung der Männerbünde und Altersklassenverbände zusammen, bei denen der (kultische) Tanz ursprünglich eine der Hauptbetätigungen war; es entspricht aber auch vollkommen den natürlichen Gegebenheiten und ist deswegen bis heute so geblieben. Die Burschen sind die Hauptbeteiligten bei einem Tanzfeste, ihnen liegt deshalb am meisten an seinem Zustandekommen. Im Tragen der Kosten, die ihnen dabei entstehen, werden sie teilweise durch die Mädchen, die einen ähnlichen, wenn auch viel lockreren Altersverband bilden, unterstützt: die Mädchen übernehmen zu manchen Gelegenheiten sämtliche Kosten, wie z. B. im Harz zu Fasnacht[32], oder steuern auf sonstige Weise etwas bei.

Unter den einzelnen Kosten nimmt als öffentlich-rechtliche Abgabe eine besondere Stelle die Tanzsteuer ein. Die Veranstalter eines Tanzes haben als Entgelt für die ihnen erteilte Erlaubnis und für den etwaigen Gewinn, den sie daraus ziehen, an die Obrigkeit eine Leistung zu bewirken. In früheren Zeiten wird meist eine Naturalleistung gefordert, ein Kalb[33], ein Lämmlein[34] oder gar ein Fuchsbalg[35]. Mit solchen Abgaben in Zusammenhang stehen wohl auch die schon erwähnten Geschenke der Zünfte an städtische Beamte. Vielleicht wollten die Tanzenden analog der erzwungenen eine freiwillige Leistung für das Veranstaltungsrecht des Tanzes bewirken, vielleicht war sie aber auch ursprünglich wirklich geschuldet. Im Anschluß hieran mag noch das Kitzgericht in Golmuthhausen erwähnt werden, bei dem der Amtmann für das Erteilen der Tanzerlaubnis einen geschmückten Buchsbaum und Schüsseln voll Früchte und außerdem noch „nach altem recht" von jeder Frau einen Kuß erhält[36]. Diese vereinzelt geforderten Abgaben sind jedoch noch keine Tanzsteuern im rechtlichen Sinn. Erst im 18. Jahrhundert beginnt man allgemein eine Tanzsteuer als Luxussteuer zu erheben. Im Elsaß hatte der Wirt, der den „meßti" veranstaltete, eine Tanzabgabe zu leisten[37]. In Hessen wurden 1740 schon allgemein bei Kirchweihtänzen Gebühren erhoben[38]. Die Abgaben waren wohl im allgemeinen nicht sehr hoch. In Alsbach (Bergstraße) wurden 1740 für einen dreitägigen Kirchweihtanz 9 Gulden erhoben[39]. Im gleichen Jahre berichtet der Amt-

[31] Österr. Weist., XI, 253[38].
[32] Niedersachsen, XII, 181.
[33] Österr. Weist., V, 375[20].
[34] Ebenda, VI, 326.
[35] Beitr. z. Kunde d. steir. Gesch.-Quellen, XXVI, 120.
[36] Grimm, Weist., III, 593 Fußnote.
[37] Jahrb. f. Gesch. Elsaß-L., XXIII, 228.
[38] Hess. Bl. f. Vk., VIII, 109; auch in den Spinnstuben, wenn länger als bis 10 Uhr getanzt wurde: ebenda, II, 123.
[39] Ebenda, VIII, 110.

Digitized by Google

mann von Langen an seine vorgesetzte Behörde, er habe in den neun Jahren, in denen er nun im Amte sei, 230 Gulden für Tanzkonzessionen zu Hochzeiten und Kirchweihen eingenommen[40]. Diese Gelder flossen in die Amtskasse[41], in eine Armenkasse[42] oder wurden zu anderen gemeinnützigen Zwecken verwendet, in Ulm 1786 zur Errichtung eines Zucht- und Arbeitshauses[43].

Für die Entwicklung der Tanzsteuer verdient eine württembergische Verordnung von 1647 Beachtung. Wegen der Kriegszeiten war in den vorhergehenden Jahren das Tanzen untersagt worden, und in der Verordnung wird bestimmt, daß es nach Möglichkeit dabei bleiben soll, da sich die Zeiten keineswegs gebessert hätten. Wo nun aber doch Leute Hochzeit halten und deswegen tanzen möchten, so soll ihnen das zwar auf gehöriges Ansuchen hin erlaubt werden, dafür sollen aber Vermögliche mindestens 2 Gulden, mittelmäßig Begüterte 1 Taler und die Armeren 1 Gulden in die Armenkasse zahlen. Reyscher, der die Verordnung in seiner Sammlung abdruckt[44], meint dazu, daß durch diese Verordnung es erst aufgekommen sei, die Tanzsporteln oder -steuern einzuziehen. Mag er nun Recht haben oder nicht, jedenfalls bildeten die Gebühren dieser Verordnung einen Übergang von den ursprünglichen Abgaben für die erhaltene Tanzerlaubnis zu den späteren Tanzsteuern.

Die übrigen Ausgaben, die eine Tanzveranstaltung mit sich bringt, beruhen auf privatrechtlichen Verträgen. Da muß vor allem mit den Musikanten ein Abkommen über den Lohn getroffen werden. In Thüringen versammeln sich zu diesem Zweck die Burschen mit ihren Mädchen acht Tage vor der Kirmes im Wirtshaus und unterhandeln mit den Spielleuten[45]. In Westböhmen erhält die Burschenschaft, die die Musikanten für Fasching dingt, vom Wirt gewöhnlich Freibier[46]. Zu bestimmten Gelegenheiten wird das Bezahlen der Musik von den Mädchen übernommen, um die Burschen finanziell zu entlasten[47]. Beim Pfingsttanz in der Altmark wird das Bier von den Burschen, die Spielleute aber von den Mädchen bezahlt[48]. Neben dieser fest bedungenen Bezahlung durch Burschenschaft oder Mädchenbund, fließt den Musikanten noch manche Sondereinnahme zu. Wer für sich oder um seine Tänzerin zu ehren einen besonderen Tanz bestellt, hat dies zu

[40] Ebenda, 109.

[41] Jahrb. f. Gesch. Elsaß-L., XXIII, 228.

[42] Stüve, Wesen und Verf. d. Landgem. in Niedersachsen u. Westf., 1851, 187, A. 1.

[43] Journal von und für Deutschland, hg. Goekingk, 1786, II, 271.

[44] Reyscher, a. a. O., XIII, 51 f.

[45] Witzschel, Beitr. z. d. Mythol., II, 1878, 322.

[46] John, Sitte, Brauch und Volksglauben im deutschen Westböhmen = Beitr. z. dtsch.-böhm. Vk., VI, 73.

[47] Bei der Nachkirmes im Hunsrück: Zs. f. Vk., XXIII, 74; bei der Schlußfeier der Spinnstube in der Niederlausitz: Zs. f. Vk., IX, 441.

[48] Kuhn, Märk. Sagen, 1843, 326; ebenso bei Maitanz und Viehtriebtanz: Unser Egerland, IV, 19, Reinsberg-Düringsfeld, a. a. O., 218.

Digitized by Google

bezahlen[49]. Für bestimmte Tänze ist eine Sondervergütung zu leisten[50], ebenso wenn die Musikanten mit Blechmusik[51] oder auf dem Tisch stehend[52] spielen. Vielfach sammeln die Musikanten auch noch von sich aus ein Tanzgeld ein[53].

Auch für den Raum, in dem getanzt werden soll, ist unter Umständen etwas zu bezahlen; denn nicht immer findet der Kirchweihtanz auf dem Anger, auf dem Dorfplatz oder reihum in den Bauernhäusern[54] statt. Vielfach wird aber von der Burschenschaft ein besonderer Raum, der einem Bauern oder der Gemeinde gehört, gemietet. In Thüringen dient er zu sämtlichen Zusammenkünften in der Kirmeszeit und wird das „Gelag" genannt[55]. Der größte Raum wird sich aber meist im Wirtshaus finden. Deshalb müssen die Burschen mit dem Wirt ihre Vereinbarungen treffen[56], die entweder dahin gehen, daß der Wirt seinen Saal zur Verfügung stellt und dafür auf eigene Rechnung — wenn auch etwas billiger als gewöhnlich[57] — Getränke verkauft und damit den Gewinn selbst macht, oder daß die Burschen gegen eine Abfindung Raum und Getränke auf eigene Kosten übernehmen[58].

Alle diese Kosten können da, wo die Veranstalter nur einen Teil der Tänzer ausmachen, nicht von ihnen allein getragen werden, sondern sind durch Erhebung eines Tanzgeldes zum Teil auf die Tanzenden umzulegen.

Die Veranstalter selbst haben dabei entweder nichts zu zahlen[59] oder aber sie tragen auch ihrerseits ein erhöhtes „Spielgeld" bei[60]. In Hessen sammelt der „Präsident" der Burschen bei den Spinnstubenmitgliedern das sogenannte Kirmesgeld ein, die Höhe ist nach Jahrgängen abgestuft, der älteste Jahrgang hat am meisten zu bezahlen[61]. In Schlesien wird ein besonderer Zahl- oder Geldreigen getanzt, während dessen zwei „Knechte" die Geldbeiträge erheben[62]. Beim Faschingstanz in Sudetendeutschland zahlen Männer, Frauen und Burschen am Montag und Dienstag 5 Kreuzer Eintrittsgeld, ebenso die Mädchen, die sich aber außerdem noch „lösen" müssen[63].

[49] Zf. f. österr. Vk., XVI, 33; Niedersachsen, XXV, 327; XXXIV, 331, XXXV, 104, 209, 456.

[50] Hess. Bl. f. Vk., I, 81; Witzschel, a. a. O., II, 238; Toeppen, Abergl. aus Masuren, 1867, 85.

[51] Niedersachsen, XI, 345, XXV, 79.

[52] Ebenda, VII, 171.

[53] Jahrb. f. Gesch. Elsaß-L., XXIV, 249.

[54] Sartori, Sitte und Brauch, III, 1914, 114 A. 104.

[55] Witzschel, a. a. O., II, 322; die Mitglieder der Burschenschaft heißen danach „Gelagsjungen": Zf. f. rhein.-westf. Vk., V, 217. Die Einrichtung stellt wohl einen Rest des „Männerhauses" dar.

[56] Hess. Bl. f. Vk., I, 69; Wirth, Anhalt. Vk., 1932, 234, 225.

[57] Hess. Bl. f. Vk., I, 70.

[58] Heßler, Hessische Vk., 1904, 519.

[59] So bei Köln: Zf. f. rhein.-westf. Vk., V, 217.

[60] Manz, Volksgl. u. Volksbr. d. Sarganserlandes = Schriften d. schw. Ges. f. Vk., XII, 6.

[61] Hess. Bl. f. Vk., I, 69.

[62] Drechsler, Sitte, Brauch und Volksgl. in Schlesien, I, 1903, 162.

[63] Sudetendtsch. Zf. f. Vk., V, 197.

Digitized by Google

Auch die Gastwirte bedienen sich zur Deckung ihrer Kosten teilweise dieses Weges. Zu besonderen Gelegenheiten veranstalten sie dann auch einmal freie Tänze wie die Meeraner (Vogtland) Gastwirte bei der „Örte" (d. h. Mahlzeit, Gelage)[64]. Auch die „Freitänze", die im Verfachbuch von Windisch Matrei erwähnt sind[65], mögen solche Tänze ohne Tanzgeld gewesen sein.

Da, wo sämtliche Tänzer zugleich Veranstalter sind, müssen eben die Mädchen mit Beiträgen zuhelfen. In Böhmen und Schlesien geschieht dies durch das sog. „Schliag'ln" oder „Loisn"[66]. Beides findet beim Faschingstanz statt. Beim „Schliag'ln"[67] versammeln sich die „Zechknechte", das sind die Veranstalter, um 10 Uhr an einem Tisch im Nebenzimmer; hierher müssen nun die Tänzerinnen der Reihe nach kommen und je nachdem wieviel sie getanzt haben, in bereitgestellte Teller eine Geldsumme legen. Dafür werden sie mit Likör und Brezeln bewirtet[68]. Beim „Loisn" wird das reichste und begehrteste Mädchen zuerst ins Nebenzimmer gebracht, dort bewirtet und, nachdem sie ihr Lösegeld gezahlt hat, wieder zum Tanze geführt[69]; unter Umständen muß sie auch die Kappe ihres Tänzers, die diesem vorher weggenommen wurde, auslösen[70].

An einigen Orten vollzieht sich das Geldbeitreiben unter eigenartigen Umständen: „Kirchweihmontag, nachts von 11 bis 12 Uhr. Die tanzlustige Jugend ist versammelt. In der Mitte der Stube steht ein Tisch mit zwei brennenden Kerzen, Weinflaschen und Gläsern und der Kasse. Ein Mädchen tritt aus der Menge und führt ihren Burschen zum Tisch, schenkt ihm ein. Sie trinken gegenseitig auf ihr Wohl, das Mädchen schmückt den Burschen mit einem Bande und bezahlt je nach Rang und Vermögen zwei oder mehr Gulden, worauf sie mit dem Burschen zweimal herumtanzt. Dies wiederholt sich, bis alle Mädchen getanzt haben. Die Mädchen erscheinen im höchsten Staat, die Stunde, die den Höhepunkt der Kirchweihfeier bildet, heißt die „Goldstunde"[71]. In Olleschau und Duppau war (noch 1828) am Faschingsdienstag die „Preß". Die Mädchen zogen ihre schönsten Kleider an und um 11 Uhr sammelten die Burschen gegen Bewirtung mit Getränken von ihnen Geldbeträge zur Bezahlung der Zeche und der Musikanten ein. Heute (1911) wird dort um 12 Uhr das „Zohlstückl" gespielt. Man tanzt um einen Tisch mit zwei Tellern. So oft ein Mädchen zum Tanz geholt

[64] Köhler, a. a. O., 209.

[65] Zs. f. Vk., N. F., III, 52.

[66] Vgl. auch das „Übersetzen" in Masuren, Toeppen, a. a. O., 68.

[67] Der Name kommt von dem Schlag, den die Mädchen auf ein vor das Gefäß gehaltenes Brett mit einem Hammer erhalten. Ursprünglich ist dies ein Fruchtbarkeitsritus, bei dem die Geschlagenen mit Geschenken den Empfang eines ihnen nützenden Vorteils zu bestätigen hatten, vgl. Oberd. Zs. f. Vk., V, 26, Anmerkung 35; Hwb. d. d. Abergl., VII, 1108.

[68] Unser Egerland, III, 9.

[69] John, a. a. O., 44, 45.

[70] Drechsler, a. a. O., I, 56. An manchen Orten geschieht das Gleiche beim Maitanz: John, a. a. O., 75.

[71] Unser Egerland, XI, 70.

Digitized by Google

wird, muß es nach einigen Runden wenigstens 2 fl. auf den Teller legen. Eine Stunde lang währt der Tanz[72].

Der Brauch dauert also genau eine Stunde, er wird „Goldene Stunde" auch „Schöne Stunde" oder „Preß" genannt. Auf dem Tisch mit den Tellern stehen brennende Kerzen, die Mädchen ziehen ihren besten Staat an.

All dies erscheint uns höchst merkwürdig, wenn wir von einem anderen Brauch in Egerland lesen: In vielen Orten um Leipa und Daupa wird die „Goldene Stunde" gefeiert. Am Kirmesmontag gehen die Dorfbewohner zu einer bestellten und bezahlten (Toten)Messe in die Kirche und dann im besten Feststaat und schönsten Schmuck in das Wirtshaus zum Tanz. Diesen Aufenthalt im Tanzsaal nennt man die „Goldene Stunde"; sie wird ausschließlich von den Dorfbewohnern gefeiert, Gäste werden nicht zugelassen[73]. In Neuern und Deslaven beginnt am Kirmesdienstag der Tanz schon nach dem Frühgottesdienst. Man nennt ihn „Preß" oder „Goldene Stunde". Er dauert solange als eine zu Beginn angezündete Kerze brennt, dann geht man wieder nach Hause[74]. Im Bezirk Podersam besucht am Kirchweihmontag alles die Kirche und geht von da unmittelbar zum Tanzboden. Hier wird am Musikantenchor ein Kerze (früher ein Lichterbaum) befestigt und angezündet und damit beginnt die „Schöne Stund" oder „Preß" und währt solange, als die Kerze brennt. Während dieser Zeit wird getanzt. In der „Preß" sind die Seelen der verstorbenen Dorfbewohner anwesend, um sich eine einzige Stunde zu freuen am lustigen Treiben der noch Lebenden. Damit sie aber sehen können und nicht getreten werden, brennt das Licht[75].

Welcher Zusammenhang besteht nun zwischen diesen beiden in Bezeichnung und einzelnen Teilen so übereinstimmenden und im Inhalt anscheinend so verschiedenen Bräuchen? Welches ist der ältere, welche Züge sind von dem einen in den anderen übernommen?

Bevor eine Antwort hierauf versucht werden soll, seien noch einige Bräuche angeführt, bei denen es sich augenscheinlich um Übergangsstadien handelt. So gehen im Dachauer Bezirk am Faschings- und Kirchweihmontag die Frauen und Mädchen nach dem Mittagessen ins Wirtshaus. Die Frauen sitzen an den Wänden, während die Mädchen einen kreisförmig verschlungenen Reigen tanzen. Das heißt „Goldene Stunde". Danach beginnt der eigentliche Tanz[76]. In anderen Gegenden wird am Fasnachtsdienstag nach dem Mittagessen oder nachmittags die „Schöne Stund" gefeiert. Die Mädchen gehen in ihren schönsten Kleidern ins Wirtshaus um sich zu zeigen (!), verweilen geraume Zeit und gehen wieder heim[77]. Im Bezirk Taus kennt man die Bezeichnung „Goldene Stunde" ebenfalls; die Mädchen ziehen sich dazu besonders schön an und gehen tanzen. Sonst hat sich anscheinend dort nichts erhalten[78]. Im Mieser Bezirk wird die

[72] Ebenda, XV, 18 und 19.
[73] Zs. f. österr. Vk., XXIV, 132.
[74] John, a. a. O., 94.
[75] Unser Egerland, IX, 39.
[76] Ebenda, 38.
[77] John, a. a. O., 43.
[78] Unser Egerland, IX, 39.

Digitized by Google

„schöne, goldene, süße Stunde" begangen. Am Kirchweihmontag oder Fasnachtsdienstag ziehen die Mädchen die schönsten Kleider an und halten von 1 bis 2 Uhr mit den Burschen im Wirtshaus einen Tanz, bei dem sie ihre Tänzer mit Bändern und Sträußchen schmücken. Nach einer Stunde verlassen die Mädchen den Tanzboden, nachdem sie vorher den Burschen noch, je nach Beliebtheit, einen Geldbetrag gegeben haben, und erscheinen später in gewöhnlichen Sonntagskleidern wieder[79]. In der Karlsbader Gegend wird in den letzten Faschingstagen „in die Preß gegangen", d. h. jedes Mädchen wählt sich einen Burschen, den es vollkommen freihält[80].

Um die Frage, wie es zu einer solchen Vermengung der Motive kommen konnte, einwandfrei beantworten zu können, bedürfte es einer besonderen Untersuchung, die den Rahmen dieses Aufsatzes weit überschreiten würde. Hier sei nur soviel gesagt: Das Ursprüngliche ist zweifellos der Totenbrauch, denn es handelt sich hier um sehr altes Vorstellungsgut. Der Glaube an eine Wiederkehr der Toten zu bestimmten Zeiten oder innerhalb bestimmter Fristen ist im Volke tief verwurzelt[81]. Doch ist das Verhalten der Lebenden den Toten gegenüber nicht eindeutig. Neben dem Bestreben, die Rückkehr der Toten, denen eine üble Gesinnung zugeschrieben wird, möglichst zu verhindern und den Verkehr mit ihnen zu meiden, besteht der Wille sich „in die Gemeinschaft der Ahnen zu stellen"[82], sich mit ihnen zu bestimmten festlichen Gelegenheiten zu vereinen[83]. So stellt sich nach einem alten Egerländer Hochzeitsbrauch der Hochzeitslader vor der Braut auf, verliest aus einer Liste die Namen der beiderseitig verstorbenen Großväter, Väter und Vettern und fordert sie zum Brauttanz auf; bei jedem Namen wird ein Gebet gesprochen. Erst danach beginnen die Ehrtänze mit den Lebenden[84]. Wo die Ehrtänze unmittelbar nach der Trauung auf dem Kirchhof getanzt werden, handelt es sich um dieselbe Vorstellung[85].

Der gleiche Wunsch nach der Verbindung mit den Toten liegt der „Goldenen Stunde" zugrunde. Eine Stunde der Hauptfestzeiten verlebt die Dorfgemeinde vollzählig und abgeschlossen gegen Fremde in Gemeinschaft mit ihren verstorbenen Mitgliedern. Die brennende Kerze, die im Totenbrauch vielfach verwendet wird[86], dient dazu, die Seelen anzulocken[87] und zu erfreuen[88].

Wie kommt der Brauch aber zu dem Namen „Goldene Stunde"? Das Gold steht in mancherlei Beziehung zu den Toten: Ein Goldwagen bringt

[79] Ebd.

[80] John, a. a. O., 48.

[81] Hwb. d. d. Abergl., VIII, 1019 ff.

[82] Fehrle, Deutsche Hochzeitsbräuche, 1937, 61.

[83] Hwb. d. d. Abergl., VIII, 1063. Dieser Wille findet seinen stärksten Ausdruck in den „Verwandlungskulten", vgl. Höfler, Kult. Geheimbünde der Germanen, 1934, S. VIII f.

[84] John, a. a. O., 155.

[85] Fehrle, a. a. O., Bei den Totenfeiern der Tscheremissen wird der Verstorbene ebenfalls anwesend gedacht und zum Tanz aufgefordert: Höfler, a. a. O., 135.

[86] Hwb. d. d. Abergl., V, 1245.

[87] Sartori, Feuer und Licht im Totengebrauch, Zs. f. Vk., XVII, 372.

[88] Fehrle, Deutsche Feste und Jahresbräuche, 1936, 23, 28.

Digitized by Google

die Toten als Hellewagen in ihr Reich, in einem goldenen Wagen kann man in den Himmel fahren[89]. Gold scheint den Toten zu gehören und sie anzulocken, denn es kann nur die Furcht vor den Toten sein, die den Teilnehmern bei einem Leichenzug und den Angehörigen in der ersten Trauerzeit verbietet, Goldschmuck zu tragen[90]. Wenn das Tragen des Goldschmuckes heute noch in Trauerzeiten weithin vermieden wird in dem Gefühl, daß in dieser Zeit eitler Prunk zu vermeiden sei, so mag das eine Umdeutung sein. In Bayern heißt der Tag nach der Hochzeit „der goldene Tag", an ihm wird die „goldene Tag-Messe" gehalten als Dankamt, wenn die Eltern der Brautleute noch leben, sonst pro defunctis[91]. Hier besteht also die gleiche Bezeichnung. Ebenso werden die drei Samstage nach Michaelis die „goldenen Samstage" genannt[92]. Nun sind die Beziehungen des Erzengels Michael zu den Toten bekannt genug; um Michaelis wandeln nach uraltem Glauben die Seelen der Toten auf Erden und in dieser Zeit feierten schon die heidnischen Sachsen ein Totenfest, das von der Kirche übernommen und umgedeutet wurde[93].

Der Name „schöne Stunde, süße Stunde" wurde wohl im Anklang an die zweifellos ältere Bezeichnung „Goldene Stunde" gebildet. Die Ausdeutung des Wortes „Stunde" auf 60 Minuten, wie dies in den meisten der angeführten Bräuche geschieht, ist gewiß jünger; ursprünglich bedeutet das Wort einen Zeitraum von unbestimmter Dauer. Heilige, glückhafte, glückselige Stunden spielen auch in Zauberformeln und Segen ihre Rolle[94].

Was „Preß" bedeutet, ist schwer zu sagen. Man faßt es heute wohl in der Bedeutung von „Zwang zur Zahlung" auf[95]. In diesem Sinn ist das Wort auch sonst bezeugt[96]. Man müßte dann annehmen, daß diese Bedeutung Zahlungszwang auch auf Brauchformen übertragen wurde, die eine Zahlung gar nicht kennen. Es läge darum näher, das Wort „Presse" hier in einer ganz anderen Bedeutung, die schon mittelalterlich bezeugt ist, zu fassen, nämlich als „dicht gedrängter Haufe, Schar, Gedränge"[97]. Der Name müßte dann daher rühren, daß in ein und demselben Raume die ganze Gemeinde mit der endlosen Schar ihrer Toten sich tanzend bewegt. Diese Annahme wird nochmals nahegelegt durch eine Podersamer Sage, in der berichtet wird, daß einmal an einem Kirchweihmontage die Leute aus der Kirche weg zum Tanze geeilt seien. Einige übermütige Burschen hätten hierbei lachend die Toten am Friedhofe zum Tanze geladen. Und da seien wie ein Wirbelwind eine Schar gespenstiger Gestalten vor dem Zuge vorbei ins Gasthaus gehuscht. Dort spielte Musik und der Tanzboden war bis an die Türen so dichtgedrängt voller Tänzer, daß die ganzen Ortsleute nicht

[89] Hwb. d. d. Abergl., III, 922.
[90] Ebenda, 921.
[91] Bavaria, I, 408.
[92] Schmeller, Bayr. Wb., I, 896.
[93] Hwb. d. d. Abergl., VI, 234.
[94] Ebenda, VIII, 563 ff.
[95] Unser Egerland, X, 173, Anm.
[96] Schmeller, I, 471.
[97] Lexer und Grimm, s. v.

Digitized by Google

hinein konnten und im Hofe stehen bleiben mußten, bis der Pfarrer mit einer geweihten Kerze den Spuk behoben hatte[98].

Wie sich nun jene transzendente Totenfeier in einen Brauch mit derartig materialistischem Gepräge verwandeln konnte, läßt sich nicht leicht endgültig bestimmen. Daß die Bezahlung der Geldbeiträge mit alten Totenopfern zusammenhängt, scheint wenig einleuchtend. Man darf sich den Vorgang wohl so erklären: Die Beitreibung der Tanzgelder ging gewöhnlich unter besonderen Formen vor sich und stach schon dadurch von dem übrigen Tanze ab. Sie wurde aber auch zu bestimmter Stunde veranstaltet und bildete oft den Höhepunkt des Tanzes. So ist es verständlich, daß in den Orten, wo die Bedeutung der „Goldenen Stunde", die sich mit ihrer besonderen Feierlichkeit auch aus dem Fest heraushob, verblaßt war, man ihren Namen und ihr Beiwerk auf den Zahlbrauch übernahm.

Doch zurück zu den Veranstaltungskosten. Ihre Deckung wird weiter noch durch die Versteigerung einzelner Tänze bewirkt[99]. Häufig ziehen auch die Burschen vormittags, verkleidet oder mit Musik, von Haus zu Haus und sammeln Beiträge und Lebensmittel ein[100]. Teilweise wird zum besseren Ansporn der Spendenden bei diesen Heischegängen ein toter Fuchs[101] oder eine gefangene Krähe[102] vorgezeigt. Öfters werden auch einzelne kleine Gefälligkeiten erwiesen. So warten die Kirchweihburschen in verschiedenen Orten Mährens den Honoratioren des Ortes mit Wein und Backwerk auf und heimsen dafür ansehnliche Geldspenden ein[103]. In Thüringen tragen die Hausväter, denen von den Burschen ein Maibaum gesetzt wurde, dafür zu den Kosten des Maitanzes bei[104]. In der Wörlitzer Gegend sammeln die Knechte zu ihrem Erntetanz Geld, indem sie den Erntekranz von Haus zu Haus fahren und vorzeigen[105]. Bei Tänzen, die mehr aus dem Stegreif ohne besondere Veranstaltung gehalten werden, tragen gewöhnlich alle Teilnehmer gleichmäßig zu den Kosten bei[106].

Die Hochzeiten nehmen eine besondere Stelle ein. Bei vielen Hochzeiten, besonders bei solchen, wo hundert oder mehr Personen eingeladen sind, besteht der Brauch, daß die Gäste entweder zum Mahl beisteuern[107] oder ganz auf eigene Rechnung essen und tanzen[108]. Mitunter wird auch das Mahl von den Eltern des Brautpaares gestellt und die Gäste bezahlen nur Getränke und Musik[109]. Anderen Orts muß man zwar für das Mahl

[98] Unser Egerland, IX, 39.

[99] Zs. f. Vk., XXVI, 330; Fox, Saarl. Vk., 1927, 422.

[100] Niedersachsen, V, 269; Unser Egerland, III, 9; Mannhardt, Wald- und Feldkulte, 1875, I, 359; Wirth, Anhalt. Vk., 1932, 220; Niederd. Zs. f. Vk., II, 73.

[101] Bloch, Hess. Bl. f. Vk., XXV, 167.

[102] John, a. a. O., 79; Niederd. Zs. f. Vk., VII, 29. Über das Mitführen von Fuchs und Krähe bei Heischegängen vgl. Hwb. d. d. Abergl., III, 186, V, 367.

[103] Zs. f. österr. Vk., II, 311.

[104] Witzschel, a. a. O., II, 201.

[105] Wirth, a. a. O., 281.

[106] Niedersachsen, VI, 47.

[107] Frensdorff, Hans. Gesch. Bl., 1918, 8.

[108] Reinsberg-Düringsfeld, Hochzeitsbuch, 111.

[109] John, a. a. O., 157; Zs. f. Vk., VI, 263.

Digitized by Google

aufkommen, dafür sind, solange es dauert, Trunk und Tanz frei und müssen erst nach seiner Beendigung bezahlt werden[110]. In Oberbayern ist dieser Zeitpunkt sogar bis zum Ende der Ehrtänze hinausgeschoben[111]. In der Oberpfalz[112] und in der Schweiz[113] gibt der Hochzeitslader schon bei der Einladung die Summe bekannt, die der Gast später zu zahlen hat. Auf manchen Hochzeiten wird auch Geld für die Spielleute oder für die Köchin, Aufwäscherin und sonstige Bedienstete gesammelt[114].

Da die Luxusgesetze nicht genügten, um eine von vornherein eintretende Verarmung des jungen Haushaltes durch die ausgedehnte Hochzeitsfeierlichkeit zu verhüten, mußte der Gesetzgeber diese Sitte, die ihn in seinen Bestrebungen unterstützt, sehr begrüßen. Tatsächlich wird 1716 in Elbingenalp beschlossen, daß „keine dergleichen gast- und zöhrfreie hochzeiten mehr gehalten werden sollen, sondern ein iedwederer geladener gast, umb damit es einen hochzeiter in etwas leichter ankombe, fir das hochzeitmahl, so es ein mans person, fünfzechen kreizer, ein weibs person aber zwölf kreizer zu geben schuldig sein"[115].

Schließlich mag hier noch etwas über die Leistungen gesagt sein, die die Mädchen ihren Tänzern bringen als Entgelt dafür, daß sie zum Tanze geführt werden. Für die Bewirkung einer derartigen Leistung besteht keine Rechtspflicht und die Burschen haben auch keinen Anspruch darauf. Ein Nichtbeachten des durch Sitte und Gewohnheit sanktionierten Brauches würde aber denjenigen, der das Herkömmliche so zu durchbrechen wagte, außerhalb der Dorfgemeinschaft stellen; und insofern gehört auch eine Betrachtung der Belohnungen hierher. Vielfach besteht die Gegengabe in bestimmtem Backwerk. In der Fasnachtszeit holen sich die Burschen von den Mädchen, mit denen sie an der Kirchweih und an Fasnacht getanzt haben, Fasnachtsküchlein und Schlagrahm[116]. Im Elsaß erhalten sie an Fasnacht die sog. „Jungfrauenküchlein"[117]; sind sie jedoch nicht nach Wunsch ausgefallen oder sonstwie fehlerhaft gebacken, so werden sie von den Burschen an die Rathaustüre genagelt zur öffentlichen Preisgabe und Schande[118]. Als Dank für das Scheibenschlagen und den Tanz am Funkensonntag gilt der „Funkenring", zu dem der Bursche noch Schnaps erhält[119]. Wollen die Mädchen in Luxemburg zum Kirmestanz einen Tänzer haben, so müssen sie ihm an Pfingsten eine Bäckerei, das „Pfingskränzchen" überreichen[120]. An Lichtmeß bewirten die Mägde die Knechte mit Bier und Schnaps, dafür werden sie an Fasching zum Tanze geführt[121]. Oft erhalten die Burschen

[110] Zs. f. österr. Vk., IV, 192.
[111] Bavaria, I, 406.
[112] Schönwerth, Aus der Oberpfalz, I, 1857, 64.
[113] Reinsberg-Düringsfeld, Hochzeitsbuch, 111.
[114] Weinhold, D. dtsch. Frauen im MA.[3], 1897, I, 391.
[115] Österr. Weist., III, 125[22].
[116] Manz, a. a. O., 36.
[117] Jahrb. f. Gesch. Elsaß-L., II, 183.
[118] Ebenda, XII, 187.
[119] Birlinger, Volkstüml. a. Schwaben, II, 64, 68.
[120] Sartori, Sitte und Brauch, III, 215, A. 103.
[121] Zs. f. rhein.-westf. Vk., IV, 14.

Digitized by Google

auch während der Tanzfeste vollkommene Verköstigung, sei es auf gemeinschaftliche Kosten[122] der Mädchen, sei es von der Herrschaft bzw. den Eltern der Mädchen[123].

Die Burschen werden aber nicht nur bewirtet, oft schmücken die Mädchen sie selbst oder ihre Hüte mit bunten Bändern[124]. Bei Hochzeiten in der Oberpfalz haben die Männer am Brauttisch das Vorrecht, sich von ihrer Tänzerin ein Tuch oder Westenzeug kaufen zu lassen[125]. Das Gleiche erhalten in Schwaben die Burschen zu Fasnacht[126]. Wer im Sarganserland als Vortänzerin auserkoren wird, muß für diese hohe Ehre dem Spielmeister eine schwarzseidene, gestickte Weste verehren[127].

Umgekehrt haben auch die Burschen unter Umständen eine Leistung zu bewirken, wenn sie mit einem Mädchen tanzen wollen. Und zwar nicht an das Mädchen selbst, sondern an seine Mutter, die z. B. im Lechrain Bier und Brezeln erhält[128] oder wie in Braunschweig an die Eltern oder Dienstherrschaft. Hier durfte der Bursche ein Mädchen zum dreitägigen Pfingsttanz nur führen, wenn er das Versprechen abgab, drei bis vier Tage bei den Eltern oder dem Dienstherrn des Mädchens unentgeltlich zu arbeiten und damit die verlorene Arbeitskraft wieder zu ersetzen[129].

Es bleibt nun noch eine Reihe von Fällen zu erwähnen, wo Natural- oder Geldleistungen in irgendeinem, wenn auch zum Teil sehr lockeren Zusammenhang zum Tanz stehen. Sei es, daß sie im Verhältnis von Leistung und Gegenleistung stehen, sei es, daß sie zu einem Tanzfest oder auch nur bei Gelegenheit eines Tanzfestes gewährt werden oder zu erbringen sind.

Die engste Beziehung besteht da, wo der Tanz die Hauptleistung bildet und die Gaben als Gegenleistung dienen. Die Spender können hierbei am Tanzen entweder aktiv als Tänzer oder auch nur passiv als Zuschauer beteiligt sein. Das erste ist bei den zahlreichen dörflichen Heischegängen der Fall. Da ziehen meist an den Fasnachtstagen die Burschen von Haus zu Haus. Überall werden ein paar Tänze aufgespielt und mit der Hausfrau, den Töchtern oder Mägden getanzt[130]. Für dieses Vergnügen teilen die Frauen von ihren Vorräten aus. Die Heischegänger erhalten Eier, Speck, Fleisch und Küchlein[131], die dann bei einem gemeinsamen Mahl verzehrt werden. Vielfach auch Getreide[132], von dessen Erlös Getränke angeschafft werden, und unter Umständen sogar auch Bargeld[133]. Zuweilen wird auch

[122] Zs. f. Vk., VII, 83.
[123] Niedersachsen, V, 288; Witzschel, a. a. O., II, 325; Kehrein, Volkstümliches aus Nassau, 1891, 182.
[124] Wirth, a. a. O., 213; John, a. a. O., 95; Oberd. Zs. f. Vk., II, 71.
[125] Schönwerth, a. a. O., I, 108.
[126] Bavaria, II, 830.
[127] Manz, a. a. O., 30.
[128] Bavaria, I, 380.
[129] Niedersachsen, V, 273.
[130] Zs. f. rhein.-westf. Vk., X, 105; Niedersachsen, VII, 172.
[131] John, a. a. O., 38.
[132] Unser Egerland, III, 10; Reinsberg-D., Festkal. 55.
[133] John, a. a. O., 43.

Digitized by Google

noch ein kurzes Fasnachtsspiel aufgeführt[134]. Die gleichen Heischegänge finden auch zur Kirchweih statt[135]. In Schlesien werden die Hausfrauen schon am Abend des Kuchenbacktages vor dem Festbeginn von den Burschen herumgeschwenkt, um sie zu einer Gabe von frischem Kuchen zu bewegen[136]. Am Kirmestag selbst holen sich die Burschen Eier[137], die sie dann beim Wirt als mächtigen Pfannkuchen verzehren, oder der Hausherr lädt sie (z. B. in Hessen) zum Frühstück ein[138]. In Thüringen geschieht der Umzug unter feierlichen Zeremonien, der Platzknecht trinkt auf das Wohl des Hausherrn und bittet höflich um einen Ehrentanz mit Frau oder Tochter. Danach erhält er einen großen Kuchen[139]. Den gleichen Verlauf nimmt der Heischegang an Pfingsten in der Altmark[140]. In manchen Gegenden ziehen nur bestimmte Verbände von Haus zu Haus; z. B. die Ackerknechte[141], die Pferde- und Ochsenjungen[142], auch wohl die Spinnstubenmitglieder[143].

Eine zweite Gruppe bilden die Fälle, wo nur die Heischenden Tänze aufführen und für diese Bemühungen einen Lohn erhalten. Im 17. Jahrhundert zogen vielfach Gruppen von Schwerttänzern durch die Lande, die nach der Vorführung Geld und Gaben sammelten[144]. Die Nürnberger Schembartläufer erhielten in manchen Jahren von den Zuschauern Fische zum gemeinsamen Mahl[145]. In Ratisleben erwerben die Mädchen die Preise zu ihrem Wettlauf dadurch, daß sie vor die Häuser der Neuverheirateten ziehen und dort tanzen. Dafür heftet die junge Frau ein Tuch oder Stoff an ihren Maibaum[146]. In Thüringen sammelten auf die gleiche Weise ärmere Hochzeitsleute bei den Wohlhabenderen Beiträge zum künftigen Hausstand[147]. Vielfach trugen oder zogen die tanzenden Burschen je nach Zeit und Gelegenheit ein Sinnbild mit sich, eine Erntekrone[148], im Frühjahr einen Pflug[149] oder einen mit Tannen umwundenen Reifen[150]. In manchen Gegenden tanzten nicht sie selbst, sondern sie führten irgendwelche verkleidete Gestalten mit sich[151], die tanzähnliche Sprünge ausführen mußten. So tanzte zum taktmäßigen Peitschenknallen der Burschen in Lüneburg der „Pfingstkerl"; er bestand aus einem großen Holzgestell, in

[134] Wolfram, Zs. f. österr. Vk., XXXVII, 66.
[135] Bavaria, III, 354.
[136] Drechsler, a. a. O., I, 158.
[137] Zs. f. Vk., XXIII, 73.
[138] Heßler, a. a. O., 520.
[139] Witzschel, a. a. O., II, 332.
[140] Kuhn, Sagen aus Westfalen, 1859, 326.
[141] Zs. f. rhein.-westf. Vk., VI, 63.
[142] Drechsler, a. a. O., I, 61.
[143] Zs. f. Vk., IX, 441.
[144] Mitt. d. Ver. f. Gothaische Gesch., 1902, 91.
[145] Vulpius, a. a. O., III, 242.
[146] Wirth, a. a. O., 252.
[147] Witzschel, a. a. O., II, 241.
[148] Zs. f. österr. Vk., XXVIII, 3.
[149] Sartori, a. a. O., III, 61.
[150] Zs. f. Vk., VII, 317.
[151] Reste des ursprünglich kultischen Gepräges der Heischegänge.

Digitized by Google

dem ein Bursche verborgen war, und auf dessen Spitze man einen Hahn festgebunden hatte, der bei den Verbeugungen zum Vergnügen der Zuschauer krähen mußte[152]. In Stapelholm zog und tanzte Ketel Knud, eine Strohpuppe mit und wurde zum Schluß an einem Baum aufgehängt[153]. In Kurland waren es die „Buddeli", die in umgekehrte Pelze gehüllt, die Zuschauer durch Tanzvorführungen zu unterhalten hatten[154]. Weitaus am verbreitetsten war die Sitte, einen Tanzbären mitzuführen[155]. Einer der Jungen wurde vollkommen in Erbsenstroh[156] gewickelt und mußte nun, während das Bärenlied[157] gesungen wurde, seine Tanzsprünge machen. Im Gegensatz zu den eben angeführten Fällen, wo die Gaben in ihrem Ursinn als Opfer an die Toten[158] nicht mehr verstanden, sondern mehr oder weniger aus Gutmütigkeit oder weil es der Sitte entspricht, gegeben werden, stehen die Belohnungen der Glöckler oder Perchten für ihren Lauf, der mit einfachsten Tanzschritten und Bewegungen vorgenommen wird[159]. Hier bilden die Gaben ein wirkliches Entgelt für erwiesene Dienste, denn nach der Meinung des Volkes ist der Perchten- und Glöcklerlauf bestimmend für das Gedeihen der Ernte. Sie erhalten als Belohnung für ihre segenspendende Tätigkeit Lebensmittelgaben oder werden mit Brot und Branntwein erquickt[160].

Das Verhältnis zwischen Gaben und Tanz kann auch umgekehrt sein, so daß die Primärleistung in einer geschuldeten Abgabe oder freiwillig gewährten Spende besteht, die Gegenleistung aber der Tanz bildet. Im Ehrenburger Amtslagerbuch von 1677 ist ein eigenartiger Leistungsaustausch verzeichnet. Danach hat der Meier u. a. an den Hofmeier des Hauses Ehrenburg jährlich ein Tanzschaf zu liefern, „dafür er (der Hofmeier) jährlich auff dem jahrmarkt tantzen muß"[161].

Der „Boumeister" des Viehhofes in Essen hat nach einem Verzeichnis in die Wohnung der „Scholasterschen" eine Reihe von Abgaben an Brot, Fleisch, Butter und Wein zu bewirken. Er erhält dafür ein Paar Handschuhe „ind sal den ersten dans myt der scholasterschen danssen"[162]. In anderer Weise bildet in den folgenden beiden Fällen der Tanz eine Gegenleistung. Hier erhalten nämlich die Leistenden als Entgelt für ihre Gaben die Erlaubnis zum Tanzen. In Golmuthhausen wurde jährlich an Dreikönig die Gemeinde zusammengeläutet, hatte dem Beamten von Behrungen ihren fälligen Erbzins zu entrichten und durfte dann auf Kosten des Hof-

[152] Niedersachsen, IV, 223.
[153] Sartori, a. a. O., III, 81, A. 42.
[154] Mannhardt, a. a. O., 256.
[155] Hess. Bl. f. Vk., II, 123; über den tanzenden Bären und seine Hintergründe, vgl. Stumpfl, Kultspiele d. Germ., 1936, 157, und die dort angef. Lit.
[156] Wirth, a. a. O., 213.
[157] Niedersachsen, XX, 159.
[158] Höfler, a. a. O., 120, Anm.
[159] Wolfram, Zs. f. österr. Gesch., XXXVIII, 86.
[160] Mannhardt, Baumkult, 542.
[161] Eggers, Steuerw. d. Grafsch. Hoya, Diss. Marburg, 1899, 48, A. 242.
[162] Kindlinger, Gesch. d. dtsch. Hörigk., 1819, 402³, Nr. 81, lit. b.

Digitized by Google

bauern Mahlzeit halten und tanzen[163]. In Gärtringen werden die Mädchen, die den Neuvermählten am Morgen nach der Hochzeitsnacht Lebensmittelspenden bringen, mit einem Tanz belohnt[164].

Eine ganze Reihe von Abgaben haben ursprünglich gar nichts mit dem Tanz zu tun, es schließt sich nur an das Mahl, bei dem sie verzehrt werden, natürlicherweise ein Tanz an. Die Abgaben selbst wurden geleistet, weil man durch Vertrag oder Gewohnheitsrecht dazu verpflichtet war. Auffälligerweise handelt es sich bei fast allen Belegen um Kuchen oder sonstiges Backwerk. Es läßt sich also denken, daß sich die Abgabepflicht aus alten Heischebräuchen, mithin ursprünglich aus Opferriten, entwickelt hat. Die Begebenheiten, die als Erklärung der Abgabepflicht angeführt werden, sind meistens jüngeres Beiwerk. So wird als Erklärung für die Gabe an Fasnachtsküchlein und Wein, die die Saulgauer Gesellen jährlich vom Kloster Siessen empfingen, von einem Brand des Klosters, den die Vorfahren jener Gesellen gelöscht hatten, erzählt[165]. Die Sindelfinger Burschen erhielten jährlich zu Pfingsten aus den drei Mühlen je einen großen Kuchen, die sie in feierlichem Zuge durch die Stadt führten und dann beim Tanz verzehrten[166]. In Schwäbisch-Hall verehrte der Rat den Salzsiederburschen regelmäßig zu Johannis einen 80 Pfund schweren Kuchen. Die Burschen mußten ihn in der Mühle abholen, durch die Stadt führen und dem in der Gerichtsstube versammelten Rat vorlegen. Der „Älteste" der Burschen hatte nun förmlich um den Kuchen zu bitten, worauf er ihnen geschenkt wurde. Sie nahmen ihn wieder mit sich durch die Stadt und verteilten ihn dann beim Tanz[167]. Zum Zehentkücheltag, den man in Oettingen und Schwalldorf mit Tanzmusik und allen erdenkbaren Lustbarkeiten feierte, hatte der Komtur von Hemmendorf in jedes der beiden Dörfer einen Wagen voll schönster Brote zu schicken[168]. Nach einer Mitteilung in der Zeitschrift Niedersachsen soll in Holzhausen früher den zinspflichtigen Bauern statt der Lieferung des Zinskornes die Verpflichtung auferlegt worden sein, einen Teil der Kosten für den Pfingsttanz der Kinder als jährliche Abgabe zu tragen[169].

Auch die bei den gewöhnlichen Heischegängen geschenkten Gaben hatten ehemals kultische Bedeutung; sie wurden aus religiösen Motiven gegeben[170] und dienten zu einem gemeinschaftlichen Mahl von religiöser Bedeutung[171]; jetzt werden sie ohne Entgelt verabreicht und abends im Wirtshaus beim Tanzen verzehrt[172].

Verschiedentlich fällt der Termin für die Fälligkeit einer Abgabe mit einem Tanzfest zusammen, ohne daß ein innerer Zusammenhang zwischen

[163] Grimm, Weist., III, 593, Fußnote.
[164] Mitt. d. schles. Ges. f. Vk., VIII, 35.
[165] Birlinger, Volkst. aus Schwaben, II, 24 f.
[166] Voß, a. a. O., 208.
[167] Zs. f. dtsch. Kulturgesch., IV, 520 f.
[168] Birlinger, Volkst. aus Schwaben, II, 204.
[169] Niedersachsen, XXIV, 224.
[170] Höfler, a. a. O., 120.
[171] Mannhardt, a. a. O., 428.
[172] Kuhn, Märk. Sagen, 309 f.; Mannhardt, a. a. O., 441.

Digitized by Google

Tanz und Abgabe besteht. „Item vnd dint yeder vischer zw ... phingsten zw dem tanncz alsuil“[173]. Das Brot und die vier Käse, die dem Pfarrer in Questenberg am Morgen des Questenfestes gebracht werden mußten, haben jedenfalls nichts mit der heutigen Erklärung des Questenfestes zu tun[174], sie waren wohl eine Abgabe an das ehemalige Kloster dort, die zu dieser Zeit fällig wurde. Falls es sich hierbei wirklich um eine sehr alte Abgabe handelt, wäre höchstens an einen Zusammenhang im ursprünglich Kultischen zu denken. Auch daß der Gerichtsdiener, der die Fröner zu beaufsichtigen hatte, im Vogtland von jedem Hof zur Kirmes einen Kuchen erhalten mußte, wird wohl aus dem einfachen Grund geschehen sein, weil dies die Hauptbackzeit war. Ob der Stiefel, den der Prediger beim Stralower Fischzug erhielt, in irgend welchem Zusammenhang zum Fest steht, will ich nicht entscheiden. Was dagegen spricht, ist der Umstand, daß der Prediger in Käthen (Altmark) ebenfalls herkömmlich einen Schuh erhält, ohne daß dort ein ähnliches Fest stattfindet[175].

[173] Muschau, 1414: Urbar d. Lichtenstein. Herrschaften Nikolsburg, bearb. Bretholz = Sudetdtsch. Gesch. Quellen, III, 1930, 35[8], vgl. ebenda, 39[18] und 60[21].

[174] Köhler, Volksbr. im Vogtland, 1867, 178.

[175] Kuhn, Märk. Sagen, 336 f.

Digitized by Google

Volksheilkundliches aus fränkischen Hexenprozeßakten.

Von Dr. Fritz Heeger, Würzburg.

Die Quellen für die deutsche Volksheilkunde in der Vergangenheit fließen nicht sehr reichlich. Ich habe deshalb Hexenprozeßakte im Staatsarchiv Würzburg auf volksmedizinische Anschauungen und Heilverfahren hin durchgesehen. Sie stammen aus Weißenburg 1590, aus Lauda 1597 bis 1603 und aus Hilters 1603[1]. Das Ergebnis einer solchen Durchsicht ist sehr wechselnd. Man kann ganze Bündel durchlesen, ohne auf etwas zu stoßen, was in volksmedizinischer Hinsicht von Belang ist. Das Studium anderer Akte, so besonders der Laudaer, war ziemlich ergiebig.

Zunächst fand ich Krankheitsnamen, von denen einige mit dem Aussterben der Krankheit in Vergessenheit geraten sind; so ist häufig die Rede von „Durchschlechten und Totenflecken" (Blattern) und von allgemeinen Bezeichnungen für Seuchen wie „sücht" und „Päst", dann von Lembde (Lahmheit). Eine Frau von Hausen sagt, sie sei „schürwizig" (krätzig). Von atrophischen Kindern heißt es, sie seien „ausgedorret". Etwas ähnliches bedeutet der Name „Veitswurmb" (Lauda 1603); noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts bezeichnete man damit ein dem Kindesalter eigentümliches Geschwür am Nabel, welches man sich als einen in den Gedärmen wohnenden, dem Kinde alle Nahrung entziehenden und die Abzehrung herbeiführenden großen Wurm vorstellte[2]. Eine Epileptikerin gibt an, es habe sie „das Fraisch[3] zu etlich main stark gerührt". Solche Krämpfe Erwachsener werden auch als „gefraißt" bezeichnet, während man für Säuglingskrämpfe das Verkleinerungswort „frayschlein" anwendet, das sehr häufig als Todesursache erwähnt wird. Als Ursache der Epilepsie wird der Schreck angegeben; so sagt die Göllerin aus Hilters 1603: „Alß ihr die Frau gesagt hette, das sie Göllerin sich vor dem Bildstock aufgehoben hette (d. i. der Hexengruß), wehr sie niedergefallen vnd die schwehre Kranckheit bekommen."

[1] Staatsarchiv Würzburg, Misc. 1954.

[2] Lammert, G., Volksmedizin und volksmedizinischer Aberglaube in Bayern, Würzburg 1869, S. 129.

[3] Zu mhd. vreise, Furcht, Schrecken, s. Höfler, Max, Deutsches Krankheitsnamenbuch, München 1899, S. 165 f.

Digitized by Google

Das ist auch das einzige Mal, daß eine natürliche Krankheitsursache erwähnt wird. Sonst zieht sich wie ein roter Faden durch alle Akten die Vorstellung, daß die Krankheiten von den Hexen angetan werden. Dazu stehen ihnen verschiedene Mittel zur Verfügung. Das einfachste ist, daß sie Mensch und Vieh vergiften. Sie geben ihrem Opfer Teufelssalbe auf Brot geschmiert ein. Einmal sagt eine „Hexe" auch aus, sie habe „einem Krancken Teufelspulver in einem gebratenen Apfel gegeben, dauon er noch kränker worden vnd einen solchen Kopf bekommen, daß er sich selbst in den bach bey seinem garkten ertränken müssen". Oft genügt auch die äußere Anwendung des Giftes. Sie reiben Kinder in der Wiege mit der Salbe am Bauch, am „gemecht" oder „vmb das Herz", daß die Kleinen sterben, oder „vnder das gesicht", daß sie erblinden. Erwachsene Menschen schmieren sie am Rücken oder an den Gliedern, daß sie siech werden, oder „ströhen" ihnen das Teufelspulver unter die Füße, daß sie „erkrümben" und hinken müssen. Angaben dieser Art finden sich fast in jedem Akt zu Dutzenden.

Dann können die Truden auch auf eine andere Art Krankheiten erzeugen, an die noch die Bezeichnung „Hexenschuß" erinnert. Sie setzen bei ihrem Opfer ein Trauma, das Siechtum oder Tod im Gefolge hat. Meist genügt schon der einfache „Griff" einer Hexe, um Krankheit über den Menschen zu bringen. So sagt eine Frau, sie habe einem „an das rechte Bein gegrieffen, sei das Bein alsbald entzweigebrochen". Eine andere berichtet: „Mit einem stein an einen Arm In Teüffels namen geschossen, daß es ein gar besen Arm bekomen." Besonders gefährdet sind die Kinder in der Wiege, denen die Hexen ein Grifflein ins Hälslein oder in die Seiten geben, daß sie sterben. Das Marbacher Ammenfräulein „gesteht": „In Beelzebubs namen hette sie die Kinder beim Nabel angegriffen, daß sie bald gestorben", oder: „hab den Weibern die Kinder gebadet, hernacher die griff geben vnd wieder in die Wiegen gelegt."

Dann verursachen die Hexen auch Schädigungen, indem sie nächtlicherweile in Ställe und Wohnungen eindringen und dort die Tiere „reiten" und die Menschen „drucken". Im Jahre 1920 erzählte mir ein Mädchen aus Werneck, daß Hexen nachts Pferde peinigen und ihnen Zöpfe flechten. In ähnlicher Weise bekennen Truden in den Akten: „zu einem Reupling nächtlicherweile gefahren und zue todt geritten" oder: „3 kue zu todt geritten." Wie sie in den Stall kommt, erzählt eine andere Frau: „... bei Nacht dem Simon Rößner In sein Pferdtstall durch ein loch einkommen." Ein Zeuge aber bekundet: „wie ime vor etlich Jaren eine Kuhe vnd Kalben abgestanden, ganz bloe gewesen, der Jenig so dieselbe abgezogen auch gesagt, es sey Jr nichts gewesen dan sie ime die Trutten geritten."

Wie die Tiere zerzaust und getötet werden, so werden die Menschen von den Truden gedrückt. „Alpdrücken" ist ein Ausdruck, der heute noch gang und gebe ist. Man versteht darunter nachts auftretende Angstzustände, wie Anfälle von Angina pectoris, Asthma und Angstträume (Pavor nocturnus). Aus solchen Zuständen erklärbar ist der Alpmythus, der zu den ältesten mythischen Vorstellungen der Menschheit gehört und heute noch nachklingt. Auch der Volksglaube der Gegenwart weiß von

Digitized by Google

Druckgeistern mancherlei Gestalt zu erzählen[4]. Auch im Hexenglauben um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts finden sich Niederschläge des alten Alp- oder Mahrenglaubens. So sagt eine Trude aus Hausen: „Bei einem Jar hab sie den Kiin Hanßen also druckt vnnd den Kopff zerschiettelt, daß er vor dem Kopfwehe kein friedt gehabt." Vor allem werden schwangere Frauen und Kindbetterinnen von den Nachtfahrerinnen heimgesucht. So zeigt Wolff Müller an, „wie des vergangen Merkin ein Jahr, das sein Hausfrau Schwanger vnd etwann vber halbtheil gewesen, also da sie es gefület, sey es des nachts Im Schlaff zu seiner frawen kommen vnd also getrucket, daß sie auch des Kindes von an nit mer gefület, auch über vierzehn Tage hernach sey Ir daß Kindt so ein büblein gewesen abgangen vnd kein Leben gehabt, vnd sey dasselbig am Linken Bäcklein blau vnd schwarz gewesen." Kindbetterinnen wissen sich aber vor den Truden zu schützen. „Wan man sie niedersegne, so sey Ir thuen vmbsonsten", sagt eine Trude. Die Wöchnerin ist auch sicher, wenn sie „das Creutz vor sich macht". Auch „die Daumen in die handt geschlagen" werden als Abwehrmittel des Bösen erwähnt.

Eine sanftere Art, Krankheit über Mensch und Tier zu bringen, ist das Beschreien[5]. Die Leute, die es verstehen, nähern sich ihrem Opfer mit übertriebener Liebenswürdigkeit, loben es über alle Maßen und wünschen ihm heimlich etwas Böses an. Noch heute flüstern ja alte Frauen, wenn man jemand wegen seiner Gesundheit lobt, geschwind: „Gott behüts" oder „Dreimal unberufen". Diese Ausrufe weisen auf den alten Glauben an das Berufen oder Beschreien hin, der uns auch in den Akten immer wieder entgegentritt. Da heißt es: „habe dieselbe gesagt, Je wie ist das ein hübsche Kalbin, hat sich alsobald mit derselben gewandelt, krank worden und gestorben." Eine Hexe aus Hettingen bekennt: „das kleineste (der Kinder) beschrieen, daß es davon ausdorren und sterben müssen." Wie man die Fähigkeit des Beschreiens erwerben kann, geht aus einer anderen Aussage hervor: „Man sag, wann die Kinder abgewehnt und wieder angelegt werden, dieselben können hernacher andere beschreyen."

Schließlich wird auch eine Zauberhandlung erwähnt, mit der man Krankheiten antuen konnte. Darüber sagt die Ofenmacherin aus Lauda aus: „Die Zigeuner hetten einstmals gesagt, dieweil ihre Kinder also erlambt gewest, Ihr mann sollt vnder der schwelle nachgraben, wurd er ein Bain finden, so mit haar vmbwickelt, hette ihr Mann gegraben vnd also besunden ... alß es außgraben, hette es sich mit ihnen gebessert." Solche Vorstellungen sind bis in unsere Tage im fränkischen Volksglauben lebendig geblieben. So bestand noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in

[4] Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, I, Berlin-Leipzig 1927, 281 ff. — Zeitschrift für Volkskunde 1929, S. 281 f. — Wuttke, Ad., Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart, bearbeitet von E. H. Meyer, 4. Aufl., Leipzig o. J., S. 272 ff. — Jungbauer, Gust., Deutsche Volksmedizin, Berlin und Leipzig 1934, S. 24 f. — Heeger, Fr., Pfälz. Volksheilkunde, 1936, S. 120 ff. — Alpsegen, s. Fehrle, Eugen, Zauber und Segen, Jena 1926, S. 6, 8.

[5] Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, I, 1096 ff. — Wuttke, a. a. O., S. 165 f. — Fehrle, a. a. O., S. 14. — Jungbauer, a. a. O., S. 33.

Digitized by Google

Oberfranken die Meinung: Wenn man die Haare einer Person vor der Türschwelle vergräbt und sie geht darüber, so ists ihr angetan, sie wird siech[6]. Nach fränkischem Glauben eignet sich aber die Türschwelle auch zum Abwehrzauber: Ein paar Stachelbeerstauden unter die Türschwelle gelegt, machen, daß Hexen und Truden umkehren müssen[7].

In den Akten ist auch von Heilungsmaßnahmen die Rede. So erzählt der als Zeuge vernommene Schulmeister Joannes Agricola, daß er seinem Kind, das „geschwöllen" gewesen sei, „Schlüsselblumen, Kornblumen vnd andere Kreudig angehenckt"; da er das Kind aber auch segnen ließ, könne er nicht angeben, ob „das Segenen oder das Anhencken[8] geholffen". Das Segnen ist die Heilhandlung, von der in den Akten sonst ausschließlich die Rede ist. Da heißt es z. B. „ein besen schenkel bekommen, dafür ein Mann aus Crautheim gesegnet", „habs für das beschreyen segnen lassen". Dann wird von Segen fürs Rotlauf, für die „beermutter vnd den Veitswurmb" gesprochen. In den Laudaer Akten 1603 werden sogar zwei Zaubersprüche mitgeteilt. Zunächst ein Bärmutterſegen[9], der das unruhige Organ, das wie ein selbständiges Wesen aus dem kleinen Becken aufsteigt und im Körper allerhand Unordnung stiftet, an seinen eigentlichen Platz zurückbannt:

Segen für die guet mutter.
Ey Mutter guet,
Ich gebiet dir vnsers lib Hl. Jesu Christ geburt,
daß dich legst in die statt,
da du von rechtswegen ligen solst,
legst und degst
nimmermehr dich bewegst.

Dann ist noch ein „Segen für die Würm" angeführt, in dem die wurmgestaltigen Krankheitsdämonen an einen Brunnen verwiesen werden. Unser kleiner Spruch findet sich in ähnlicher Form oft als Schlußstück von Begegnungsſegen[10].

Wurm, Würmelein
in waldt steht ein prünnelein,
du würmelein solst darauß trinken
vnd des Vihs nimmer denken.

---

[6] Bavaria, III, 1. Abt., München 1865, S. 303. — Wuttke, S. 269. — Die Schwelle bei anderem Zauber, s. Fehrle, a. a. O., S. 65.

[7] Bavaria, a. a. O., S. 302. — Vgl. Jungbauer, a. a. O., S. 208. — Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, I (1929), S. 135.

[8] Über Amulette s. Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, I, 374 ff. — Über Pflanzenamulette s. Marzell, Hch., Bayr. Volksbotanik, Nürnberg, o. J., S. 166 ff.

[9] Handwörterbuch d. dtsch. Abergl., III, 342 ff. — Lammert, a. a. O., 254. — Fehrle, a. a. O., S. 6. — Jungbauer, a. a. O., S. 27. — Diepgen, Paul, Deutsche Volksmedizin, wissenschaftl. Heilkunde und Kultur, Stuttgart 1935, S. 30 f.

[10] Z. B. Lammert, a. a. O., S. 131. — Fehrle, a. a. O., S. 52. — Heeger, a. a. O., S. 109.

Digitized by Google

Soweit das Ergebnis des Studiums der eingangs erwähnten Akten. Viel aufschlußreicher in volksmedizinischer Hinsicht war ein etwas späterer Würzburger Akt aus den Jahren 1630—1640[11]. Das kommt daher, daß gegen den angeklagten Adam Schäffer („sonsten der heyßerich Mann genannt") aus Greußenheim nicht wegen Schadenzaubers, sondern wegen seiner verbotenen Heilkünste verhandelt wurde. Diese sind nun in den vergilbten Papieren eingehend beschrieben. Er selbst gibt an, er sei 73 Jahre alt und lange Zeit Schäfer gewesen. Neben dem Schinder genießen ja Hirten und Schäfer als Volksärzte einen besonderen Ruf. Sie sind kräuter- und zauberkundig, können Tierkrankheiten heilen und böse Mächte von der Herde fernhalten, sie können „mehr als Brot essen". So war auch unser Schäfer ein gesuchter Mann, der keine Ruhe vor den Leuten der ganzen Umgebung hatte; auf der anderen Seite war er gefürchtet, weil er nach der Leute Meinung auch Krankheiten antun konnte.

Wie er selbst angibt, kann er nur dort helfen, „woh die hexen Kranckheit angethan haben". Um dies festzustellen, bedient er sich eines „Probstückleins", das ein Zeuge genau schildert: „Alß der heyserich man nicht zu hauß gewesen, hab sein Weib (des heyserichen mans) zur prob ob der Schmid verhext seye oder nicht, gebraucht ein messer mitt sampt der scheyden, darumb hat sie gewicklet einen Zwirnfaden vnd das eingesteckte messer mitsampt dem Zwirnfaden vmb (in) ein schnupftüchlein gewickelt, wan nun der schmid verhext were, so würde der faden, wan man daß Tüchlein von der scheyden wickelete, von der scheyden abgelöst sein; wan er aber nitt verhext were, so würde der Faden vmb die scheyden gewicklet verbleiben." Eine ähnliche Probe macht man in Schlesien bei Austreibung des Alps[12].

Ist nun festgestellt, daß der Kranke verhext ist, dann ist der Schäfer im Stand durch Heilzauber die Verhexung aufzuheben und die Krankheit zu vertreiben. Die Handlungen, die er zu diesem Zweck vornimmt, beschreibt er in seinem Geständnis sehr genau: „Wenn jemand Zauberey angethan worden, hab er 2 Messer genommen, solche in Handen gehalten und gesagt:

Behüt mir Gott der Herr Jesu Christ,
Tag und Nacht mein bluede und mein Fleisch,

und sich alzeit darzu gebückhet, hernahen mache er mit den Messern 3 Kreutz uf die Erden und darzu gesprochen:

Gesegne mir Gott der Vatter,
Gesegne mir Gott der Sohn,
Gesegne mir Gott der heilige geist.

hernacher lege er die 2 Messer creutzweiß auf solchen ortt ... Der krancke Mensch oder Vihe müste selbst 3 mal über die Messer gehen." Es ist die übelabwehrende Wirksamkeit des spitzen und scharfen Messers, die hier der Schäfer (natürlich unbewußt) seinen Zwecken dienstbar macht. In

[11] Staatsarchiv Würzburg. Misc. 2888.
[12] Handwörterb. d. dtsch. Aberglaubens, VI, 198 f.

Digitized by Google

einem jüngeren, fränkischen Brauch ist sie noch deutlich erkennbar: In Mittelfranken steckt man in die Wiege des Kindes köpflings 2 Messer kreuzweise, daran spießt sich die Hexe, wenn sie dem Kinde etwas antun will[13].

Zur Unterstützung dieser Behandlung hängt er dem Kranken noch ein Amulett an, das neben geweihten Dingen Pflanzenteile enthält. Wie bei allen Kräutern, die zum Zauber Verwendung finden sollen, muß er auch bei seinen Wurzeln die gewisse Eintragszeit einhalten[14] und einen Zauberspruch schon beim Einsammeln sprechen. Das beschreibt er selbst alles sehr schön: „Darzu brauche er auch vnderschiedlich wurtzel und kreütter, nemblich Peterswurtzel, weißwurtzel[15], Johannskrauth dafür, weinrauch und geweihtes saltz, solches werde eingeflückht und den Krancken angehenckt, wann er die wurtzel grab, spreche er darzu (Note, die wurtzel graber am Charfreitag frue vor der Sonne):

Peterswurtzel du gewecket bist,
Ich grab dich im Namen Jesu Christ,
in der glückseligen stunde, da er geboren ist,
daß Vihe unde Menschen damit beholfen ist."

Zur Erhöhung der suggestiven Wirkung dieser Anhängsel, dürfen die Leute die „Knöttlein" nicht aufmachen. Neugierige, die sie geöffnet haben, sagen „es seye mehr dürre biernschalen und würtzelein darin". Von den Heilmaßnahmen dürfen die Leute auch „dem pfaffen nix darvon sagen, auch nitt beichten und communicieren, sonst helffe seine Kunst nichts". Als einmal der Pfarrer trotzdem zu einem Schwerkranken geholt wurde und „hernahen der heyserich schäffer wider in die stuben kommen den Krancken zu besuchen, hatt er alsobalt in der stuben herumb angefangen zue blasen und sagen der pfaff ist da gewesen, solches dreymal, hatt darzue gesetzt, habe ich nitt gesagt, wann Ihr den pfaffen braucht, so helff mein kunst nix".

Am geheimnisvollsten ist die dritte der magischen Heilhandlungen, die der alte Schäfer vornahm und die ihn offenbar am meisten belastete. Zunächst sagt ein Zeuge aus: „hab den heyserichen mitt sampt zwee schwarzen Männer bey dem marterstock am gäuckel (am Gaigel, Waldbezeichnung) an der creutzstraßen stehen sehen, ist hernahen solger bildstock durchbort gefunden worden." Der Schäfer selbst „gestehet im geringsten nit, das er auf ein Zeit auf den straßen in einen bildstockh geboret habe". Seine Frau aber gibt auf des Schultheißen Frage, „warumb Ihr mann die bildstöckh also durchbohre", folgendes an: „Darumb habe er durchbohrt (salva venia) wan einem die freudt sey genommen, habe er heißericher wiederumb durch das pohren geholffen".

Wir wissen nun, zu welchem Ende der Schäfer den Brauch ausübte, wie er aber dabei verfuhr, wird in den Akten nicht erwähnt. Wir können nur durch Vergleich mit anderen Heilbräuchen annehmen, daß die behand-

[13] Bavaria, III, 2. Abt., S. 935. Vgl. Handwörterb. d. dtsch. Abergl., VI, 200 f. (überschreiten des Messers), Wuttke, a. a. O., S. 371.

[14] Vgl. Marzell, a. a. O., S. 150 ff. — Heeger, a. a. O., S. 11.

[15] Polygonatum offic.

Digitized by Google

lungsbedürftigen Patienten ein Glied in das gebohrte Loch einstecken mußten. Das Hineinstecken eines kranken Körperteiles in die Öffnung eines Steines ist eine Abart des „Durchziehens“[16]. Es wird in Mainfranken heute noch geübt. So steht bei Untereschenbach der „Tränenstein“, der eine Vertiefung aufweist, in der die Leute die mit Geschwüren oder Warzen behafteten Finger baden. Ähnlichen Zwecken dient der „Warzenstein“ bei Morlesau, in dem sich auch eine Vertiefung befindet. Diese als Rest eines Steinkultes der Urvölker gedeutete Heilhandlung hat dann auch im christlichen Kult Eingang gefunden. So steckten früher (um fränkische Beispiele zu erwähnen) die mit Kopfweh Behafteten ihr Haupt durch ein großes rundes Loch am Sarge des hl. Kilian in Würzburg und auch in Amorbach[17]. Man kann nun das Verhalten des alten Schäfers von Greußenheim nicht anders deuten, als daß er solche Heillöcher an den geweihten Steinen künstlich herstellte, und man muß annehmen, daß die Hilfsbedürftigen einen Körperteil durch das gebohrte Loch stecken mußten, wie etwa in Allaines in Frankreich junge Eheleute den Arm in die Öffnung eines aus der Vorzeit stammenden aufrechten Steines zur Erlangung der Fruchtbarkeit legten.

Mit diesen Bräuchen übte der Schäfer von Greußenheim seine Praxis allen Anfeindungen und Vorladungen zum Trotz aus. Den Grund seiner Straffreiheit gibt er selbst einmal an: „Fürstl. Räthe Vühe auch gesegnet, sie ihme wohl durchhelfen.“ Wenn er sich auch verbürgt „von keinem Menschen einen Heller und Pfennig zu nehmen“, so mag er doch gut dabei verdient haben; denn sein neidischer Nachbauer sagt, „er wölle ihme auch ein weißen bart kauffen, das segnen lehrnen vnd auch Reichsthaler verdienen“. Das Bannen der Krankheit ist auch oft nicht leicht. Er hat oft „so starck gesegnet, daß er selber darüber krank geworden“.

Der Schäfer von Greußenheim gehört in den Kreis jener volkstümlichen Gestalten, welche bis ins letzte Jahrhundert in vielen fränkischen Dörfern das „Büßen“, „Versprechen“ oder „Versegnen“ der Krankheiten übten und einen mehr oder weniger großen Wirkungskreis besaßen. Der letzte dieser Heilkünstler starb 1912 in einem kleinen Vorspessartdorf am Main im Alter von 87 Jahren. Er war in mehr als zwölf Ortschaften in der Runde geschätzt und arbeitete mit allerhand heilsamen Salben und Tränklein und besonders auch mit „G'seenunge“[18].

[16] Über diesen Brauch s. Handwörterb. d. dtsch. Aberglaubens, II, 477 ff. — Jungbauer, a. a. O., S. 121.

[17] Bavaria, IV, 1. Abt., S. 220.

[18] Deutsche Gaue, XIV (1913), S. 140. — Über die besprechenden Personen im Allg. s. Handwörterbuch des dtsch. Abergl., I, 1162 f.; Pfister, Fr., Schwäb. Volksbräuche, Augsburg 1924, S. 26 ff.; Heeger, a. a. O., S. 19 ff.

Digitized by Google

Zur Trachtenkunde.

Die Hotzentracht gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Handschriftliche Aufzeichnungen des Malers Johann Baptist Tuttiné aus Bräunlingen bei Donaueschingen.

Mitgeteilt von **Dr. Maria Riffel, Bruchsal.**

Ein guter Kenner des Schwarzwaldes und seiner Bewohner war der Maler Johann Baptist Tuttiné. Im Jahre 1838 wurde er als Sohn eines in die Baar eingewanderten Schusters in Bräunlingen bei Donaueschingen geboren. Hier empfing er die ersten tief haftenden Eindrücke bäuerlichen Lebens, die ihn immer begleiteten. Davon zeugen die zahlreichen Bilder, in denen er die Bewohner des Schwarzwaldes in ihrer schmucken Tracht bei Arbeit und Festesfreude darstellt.

Seine Bilder sind mit großer Liebe, auch für die kleinsten Dinge des bäuerlichen Lebens, gemalt; seine farbigen Trachtenbildnisse bilden in ihrer Genauigkeit eine wertvolle Quelle für die badische Trachtenforschung. So war Tuttiné am besten geeignet, jene festlichen Trachtenzüge in den Jahren 1881 und 1885 aufzustellen anläßlich der Silberhochzeit Großherzogs Friedrich I. und der Vermählung Friedrichs II. Diese Gruppen gaben einen herrlichen Überblick über fast alle badischen Trachten in ihrer Pracht und Farbenfreudigkeit. Von Großherzog Friedrich wurde dem verdienten Künstler der Auftrag, die drei großen Trachtenzüge — die erste Gruppe stellte ein Hochzeitspaar im Frühling, die zweite ein Silberhochzeitspaar im Sommer, die dritte ein greises Goldenhochzeitspaar im Herbst dar — im Bild festzuhalten. Tuttiné war es nur noch vergönnt, die „goldene Hochzeit" auszuführen. Seine harte Jugend nach dem frühen Tod der Eltern, der Kampf in den späteren Jahren und die Anstrengungen der vielen beschwerlichen Reisen im Schwarzwald hatten ihm ein allzu frühes Ende bereitet; er starb bereits 1889, im Alter von 51 Jahren. Der Maler Heinrich Issel vollendete die beiden andern geplanten Bilder, „die silberne und grüne Hochzeit". (Das große Trachtenbild befindet sich in der Karlsruher Gemäldegalerie.)

Tuttiné malte mit großem Fleiß und Gewissenhaftigkeit viele Vorstudien in Öl zu seinen Trachtenwerken. Daneben sammelte er auf seinen zahlreichen Schwarzwaldwanderungen in der Baar, im Markgräflerland, im Simonswäldertal, im Prechtal, im Hanauerland, Hauenstein, Hochschwarzwald, Kinzigtal viele Trachten, Trachtenteile und bäuerliche Hausgeräte und suchte deren Entwicklungsgang aufzuzeigen. Als erster arbeitete er auch an der Schaffung eines badischen Trachtenmuseums. Sein Wunsch war es, die schwindenden Zeugnisse früherer Zeit zu vereinen und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. In seinem Testament verfügt er des-

Digitized by Google

halb ausdrücklich (aus einem Brief des Notars J. Bender in Karlsruhe am 9. Oktober 1889; der Brief befindet sich in den Tuttiné-Akten des Landesmuseums Karlsruhe): „... In Anbetracht meiner großen Sammlung von Kostümen (Landestrachten), ebenso der Studien, Trachten und Interieurs alter Schwarzwaldstuben, Küchen usw., überhaupt aller in meinem Atelier befindlichen Sachen ersuche ich den Herrn Professor Kanold, Maler, dahier, dafür besorgt zu sein, daß die womöglich in den Vereinigten Sammlungen dahier untergebracht werden und räume ich diesen beim Ankauf das Vorrecht ein, insbesondere ist mein Wunsch, daß die Kostüme und häuslichen Studien, die jetzt schon nicht mehr, später aber gar nicht mehr zu bekommen sind der Nachwelt erhalten bleiben und lege ich diesen Wunsch meinem Freunde Kanold besonders ans Herz, dafür besorgt zu sein, daß diese Sachen gut verwerthet und erhalten werden ..."

Der Nachlaß des unermüdlichen Künstlers und Sammlers ist im badischen Landesmuseum Karlsruhe aufbewahrt und zeugt von seinem Streben und seiner großen Liebe zum Volk.

Jahrelang lebte der Künstler in Rickenbach im Hotzenwald und pflegte dort seine Trachtenstudien. Neben seinen Hotzenwälder Bauern und Bäuerinnen hinterläßt er uns Aufzeichnungen über diese Tracht, die im folgenden wörtlich angeführt werden:

„Beschreibung der Hauensteiner Costüme (Hotzentracht) Im Auftrage der Großherzoglich. badisch. Alterthumssamlung.

J. B. Tuttiné
Maler

Hauensteiner Costüm
s. g. (Hotzentracht). Karlsruhe Juni 1884.

Genante Tracht erstreckte sich früher über den ganzen Hauenstein, inbegriffen: die Hochebene des Rheines entlang, zwischen der Wehra diesseits und jenseits der Alb, das Rheinthal ausgenommen; nach jetziger Eintheilung besonders das Amt Säckingen, Waldshut, St. Blasien.

Das Costüm, besonders das männliche, scheint sehr alt zu sein, eine Handzeichnung in dem Basler Cunstmuseum von Holbein dem jüngern, geb. in Augsburg im Jahr 1495, stimt mit der jetzigen Tracht noch vollständig. Zeugniß dafür legt auch die Weste, die lange, und nur auf einer Seite geschlossen wird; wie wir solche auf Zeichnungen von unsern altdeutschen Meistern Dürer und Genossen, besonders bei Darstellungen von Handwerkern öfters begegnen, theils in Wollenstoffen, theils in Leder. Die kurzen Kniehosen reichen ebenso bis in die Holbeinszeit, ja noch weiter zurück, wenn auch in abweichenden Formen bei dem Landvolke.

In bezug auf das weibliche Costüm läßt sich das Alter weniger genau feststellen, doch reicht der enggefälltelte Rock (sogenante Hippen) bis in die Zeit der Reformation zurück, wenn auch in abwechselden Formen, ebenso das Häubchen und ist mit der Altdeutschen Haube in der Form verwandt, nur kleiner und schwarz. Die Grundform dieses Costümes zieht sich über den ganzen südlichen Schwarzwald von Ost bis West, die Baar mit inbegriffen. In dem Bezirck Neustadt, Lenzkirch, Donaueschingen ändert sich

Digitized by Google

das Häubchen, ebenso die Verzierungen der Brust, und des Gollers (Halsmäntelchen), sogenantes Neustädter Costüm. Die Bezirke Furtwangen, Vöhrenbach, Trieberg behalten letzteres Häubchen ähnlich bei, die Brust weicht wieder etwas ab.

Die Hotzen Costüme wurden Anfangs unseres Jahrhundert noch allgemein getragen bis in die 40 Jahre, und fällt die Abnahme mit der Entwicklung der Eisenbahnen vollständig zusammen, und jetzt kann man dieselben als ausgestorben betrachten, da nur noch einzelne ganz alte Leute dieselben bis zu Ihrem Todte tragen. Mädchen und Burschen tragen dasselbe schon 20—30 Jahre nicht mehr.

Am längsten erhielt sich das Costüm im Bezirk Rickenbach und Herischriet.

Mit dem Verschwinden der Costüme haben sich Sitten und Gebräuche geändert, und hingen dieselben mit dem Volkswohl in vielfacher Beziehung zusammen, wenn auch das eigentliche Sontags Costüm reich und farbig war, von theuren und guten Stoffen, so waren die Werktagskleider einfach von nur selbst gepflanzt und selbst gewobenen Stoffen, Leinwand, wie Wolle, an dessen Stelle ist eine fade farblose Mode getretten mit billigen aber schlechten Stoffen, die weit öfters ergänzt werden müssen, dem Landmann fortlaufende Ausgaben verursachen und das Spinrädchen ruht verstaubt in einem Winkel oder einer Ecke.

Hauensteiner Costüm
/ männlich, in roth und schwarz.

1 2 Krieshemden im Dialekt, /. Kraushemden, breiter Kragen mit Krausen und 2 herabhängenden weißen Bändel.

2 Scharlachrothes Brusttuch, / Weste /, oben mit breitem schwarzen Samt besetzt, unten Tuchende, Tuchsaum, vornen und hinten ganz, auf der Seite mit Haften zu schließen, lang, bedeckt den ganzen Leib, wird über die Hose getragen.

2 Dito eine Blaue; zu rothem Rock getragen mit geblümten Bänder besetzt.

3 Ein rother Rock mit kleinen Stickereien, kleiner schwarzer Umlegekragen von schwarzem Samt, war im vorigen Jahrhundert algemein gebräuchlich, Anfangs dieses, trugen solchen nur Einungsmeister, Stabhalter, Gemeinde-Vorsteher und reiche Bauern, wird seit 50—60 Jahren nicht mehr getragen,
dazu blaue, auch grüne Westen,
Rock ohne Knöpfe, mit Lederriehmen zusamen gehängt.

4 / Volcksmund / sogenante Krätlehosen bestehend aus halbwollenen Stoff in lauter (?) kleine Fältchen genäht, kurz, die Hosen reichen nur an die Hüften, und werden ohne Hosenträger getragen.
Diese Hose wurde mit dem rothen Rock und der blau Weste zusamen getragen und ist eben so lange, wie lezstere aus der Mode.

3 Ein schwarzer Rock von Samt ohne Knöpfe mit einem Lederriehmen zusamen gehalten, wurde bis in letzster Zeit getragen, ebenso von halb leinernen und wollenen Stoff.

4 Schwarze Samthose, Schnitt wie obiger.

Digitized by Google

Der Bräunlinger Maler Johann Baptist Tutiné.

5 Stiefel mit gelben Aufschlägen wurden auch nur in früheren Zeiten getragen, auch Schnallenschuhe mit stets weißen Strümpfen.

6 Hut von Strohgeflecht mit Ohlfarbe schwarz angestrichen; als Kopfbedeckung wurde früher die fast bei allen Volkstrachten übliche Pelzkappe getragen.

Ganz früher, Ende des vorigen, und noch theils im Anfang unseres Jahrhunderts wurde der sogenannte Schnurrenhut mit rothem Rocke getragen, von den Männern.

Ferner gehörte eine silberne Uhrenkette mit Münzen, die auf der rechten Seite unter der Weste hervor hing, eine mit silberbeschlagene Pfeife (Ulmer Kopf, aber nicht mit flachem Deckel, sondern mit einem Helm bedeckt), mit silberner Kette, dazu.

Digitized by Google

Hauensteiner Tracht.
(weiblich).

1 Häubchen, schwarz, hinten mit Goldboden Stickereien, auch farbig mit Silber oder Gold gestickt, mit 2 langen Bändern welche auf dem Kopfe in einen Schlupf gebunden werden und dadurch den Markgräfler- und Hanauerhauben etwas verwandt werden.

2 Schnurenhut Strohgeflecht, weiß angestrichen mit Oehlfarbe, wurd auch in gelber Farbe getragen, mit einer Kockarte, die 2 hintern Röhren waren mit Blumen geschmückt. Diese Hüte wurden von Frauen und Mädchen und besonders früher von den Männern auch getragen.
Kurze Zeit in den 20 und 30iger Jahren war auch für Frauen der hohe, gelbe Hut Mode, wie im Simonswald, hilt sich nur kurze Zeit.

3 Hemd mit weiten Ermeln bis an die Ellenbogen, und Krausen, kleine Stickereien.

4 Rock, sogenante / Hippe /, engefältelt in 2 Farben, gelb und schwarz (östreichische Farbe), später blau und schwarz, mit tickem Bausch, um aufzutragen, die Brust ist daran befestigt, fornen weit offen, mit langen Haften für die Bänder, die Brust ist sehr farbig roth mit farbigen Samtblumenbänder geschmückt.

5 Brustlappen, sogenante Vorstecker, rothes Unterthuch, mit violettem dunkelm Samt geschmückt und reich gestickt mit Silber und Perlen.

6 Koller, oder Halsmäntelchen, violeten Samt mit Silber gestickt und Perlen verzirt.

7 Nestel, oder breites rothes oder grünes band, welche 2 mal über die Brust geschnirt werden.

8 Schürze grün mit feurig rothen Bändern (?) geschmückt, unten die Form eines Herzens Rosetten und Ecken (?), mit Stickereien an dem hintern oberen Saum ein Samtband mit Blumen. Schürze wurden in allen Farben getragen mit Vorliebe gelb mit rother Besatzung.

9 Ein rother und schwarzer Schtoben mit schwarzen Samtbändern besetzt und kleinen Stickereien (?) wurde nur stets von Frauen getragen, Mädchen trugen dieselben nur in die Kirche, Winters und bei schlechter Witterung bei Prozessionen, Tanz und Festlichkeit waren Sie stets in Hemdermeln.
Gürtel oder sogenanter Zeitvertreib gewöhnlich von Messing eine Kette um den Leib mit langem Ende und Verzierungen, über den Schurtz lose getragen, das Ende wurde in der Hand getragen und diente als Spielzeug.

10 Schäppele oder Braukrone von den Mädchen bei Prozessionen, Festlichkeiten oder als Braut getragen, bestehend aus Glaskoralen und Perlen mit Gold und Silberflitter, getragen anstatt der Kränze auch zuweilen im Volksmund Gränzele genannt."

Die Trachtenbilder der Hauensteiner Bevölkerung, sowie der andern Gegenden des Schwarzwaldes befinden sich im bad. Landesmuseum. Veröffentlichungen der verschiedenen Bilder bringen J. A. Beringer, Badische Malerei, 1922; Eugen Fehrle, Badische Volkskunde, 1924; Eugen Fehrle, Die Großherzöge Friedrich I. und Friedrich II. und das badische Volk; vgl. Mein Heimatland, 18. Jahrgang, 1931; Badische Heimat, Hochrhein und Hotzenwald, 1932; Ekkhart-Jahrbuch, 1924; einen kurzen Überblick über den Werdegang des Künstlers veröffentlicht Hans Rott im Ekkhart-Jahrbuch 1925, Zur badischen Trachtenkunde im 18. und 19. Jahrhundert.

Digitized by Google

Weihnachtsholz und Wintermaien in elsässischen Weistümern.

Von Dr. Karl Kollnig, Frankfurt a. M.

Die deutschen Weistümer sind die wertvollsten und reichhaltigsten bäuerlichen Rechtsquellen. Vielfältige Möglichkeiten ergeben sich für ihre Auswertung. Die Forschung befaßte sich bisher vor allem mit Einzelfragen der Rechtsgeschichte auf Grund der Weistümer und betonte besonders in jüngster Zeit wieder die wirtschaftliche Bedeutung ihres Sachinhaltes[1]. Weit mehr, als das bisher der Fall war, könnten die Weistümer aber auch als Quellen der historischen Volkskunde herangezogen werden. Ihr reicher volkskundlicher Gehalt fordert geradezu eine stärkere Auswertung[2]. Bei der engen Verflochtenheit von Recht, Sitte und Brauch in der mittelalterlichen bäuerlichen Gemeinschaft vermögen die Weistümer, die doch eigentlich als Rechtsquellen bezeichnet werden, ein vielseitiges, wenn auch nicht vollständiges Bild des bäuerlichen Dorflebens zu vermitteln. Und gerade für die Jahrhunderte, in denen die ländliche Quellenüberlieferung spärlicher fließt, bescheren uns die Weistümer wertvollste volkskundliche Belege.

Die Weistümer unterrichten uns über viele Seiten des bäuerlichen Gemeinschaftslebens, wenn auch ihre wichtigste und ursprünglichste Aufgabe darin bestand, das Verhältnis zwischen Bauer und Herrschaft zu regeln und dabei neben den rechtlichen Beziehungen die wirtschaftlichen Bindungen und Verpflichtungen im Vordergrund standen. Sie schildern uns daher vor allem viele Rechtsbräuche, aber auch andere Volksbräuche der dörflichen Gemeinschaft bei frohem Fest und ernster Feier, im Jahreslauf und Menschenleben. Dabei zeichnen sich die Weistümer durch die anschauliche und urwüchsige Art ihrer Schilderung aus. Und selbst auf alten bäuerlichen Volksglauben vermögen wir aus den Weistümern manche Schlüsse zu ziehen. Allerdings ist es schwierig, feineren Regungen des bäuerlichen Seelenlebens auf Grund dieser Quellen nachzuspüren.

Wir teilen heute nicht mehr die romantische und kritiklose Verherrlichung der Weistümer, wie sie im vorigen Jahrhundert üblich war. Die eifrige Weistumsforschung der letzten Jahrzehnte ließ uns in manchem doch

[1] Literaturnachweise in K. Kollnig, Weistumsforschung am Oberrhein. (Zeitschrift f. d. Geschichte d. Oberrheins, N. F. 50, 1936.)

[2] Vgl. E. Frh. v. Künßberg, Rechtliche Volkskunde. (= Volk. Grundriß d. deutschen Volksk. 3. Halle 1936.) S. 83 ff.

Digitized by Google

beträchtlich abrücken von dem Standpunkte Jakob Grimms, der in den Weistümern „reine, unverfälschte Äußerungen der Volksseele" sah, aus denen er und mit ihm die Mehrzahl der älteren Rechts- und Wirtschaftshistoriker auf die rechtlichen, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der germanischen Zeit schließen zu können glaubte. Heute ist die Frage nach Alter und Entstehung der Weistumstexte von grundsätzlicher Bedeutung. Das in vielen Weistümern betonte „Altherkommen" muß sehr oft mit einem Fragezeichen versehen werden und führt bei eindringlicher Untersuchung nicht etwa in unvordenkliche Zeiten, sondern bisweilen nur einige Jahrzehnte zurück. Ein Weistum braucht ferner durchaus nicht aus einem Guß, in allen seinen Teilen zur gleichen Zeit entstanden zu sein. Jüngere Abschreiber können dem älteren Text neue Bemerkungen und Sätze einverleibt haben. So legt sich Schicht über Schicht, die als solche zu erkennen und voneinander zu trennen sind. Außerdem ist es wichtig, zu untersuchen, ob das Weistum aus freiem, bäuerlichem Entschluß gewiesen wurde oder der herrschaftlichen Aufforderung seine Entstehung verdankt. Aus der Beantwortung dieser Frage sollten allerdings nicht zu weittragende Schlüsse gezogen werden.

Wenn auch somit manches, was Grimm und seine Nachfolger bedenkenlos als germanische Überlieferung hingenommen haben, späteren Jahrhunderten zuzuweisen ist, so enthalten die Weistümer in ihrer unerschöpflichen Reichhaltigkeit doch noch älteste Überlieferungselemente genug, die wir nach kritischer Sichtung um so freier als ehrwürdige Zeugnisse germanischen Erbes verehren dürfen. So bewahren die deutschen Weistümer trotz der notwendigen und wertvollen modernen Weistumskritik ihre Bedeutung als wichtigste Quellen zur Geschichte des bäuerlichen Lebens durch viele Jahrhunderte hindurch.

Die bisher vorliegenden Weistumsveröffentlichungen, die mit Grimms einzigartiger Sammlung 1840 einsetzten und in landschaftlichen Unternehmungen später fortgesetzt wurden[3], bedeuten, so viele Texte sie auch zu Tage gefördert haben, doch nur eine Teilausbeute des in den Archiven noch schlummernden Vorrates. Jahrzehntelange Arbeit wird noch mit reichster Ausbeute rechnen dürfen. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang der Hinweis in einer jüngst erschienenen kleinen Sammlung lothringischer Weistümer: „noch viele Hunderte von Weistümern verstauben in den verschiedensten Archivbeständen[4]."

Aus dem Elsaß liegen heute bereits über 400 Weistümer im Druck vor. Der größte Teil davon findet sich bei Grimm[5], weitere Texte bei Hanauer[6] und Burckhardt[7] oder zerstreut in Zeitschriften und Ortsgeschich-

[3] W. Andreas, Stand und Aufgaben der Weistumsforschung vornehmlich am Oberrhein (Blätter f. deutsche Landesgeschichte, 1936, 2).

[4] J. B. Kaiser, Weistümer aus dem Kreise Diedenhofen. Metz 1935, S. 1.

[5] Bd. 1, 650—764, IV, 1—257, 266—269, V, 338—543, VI, 406—11.

[6] Les constitutions des campagnes de l'Alsace au moyen-age. Paris, Straßburg 1864.

[7] Die Hofrödel von Dinghöfen Baselischer Gotteshäuser und anderer am Oberrhein, hrsg. v. L. A. Burckhardt. Basel 1860.

Digitized by Google

ten veröffentlicht. Das Elsaß-Lothringen-Institut in Frankfurt besitzt eine von E. Herr bearbeitete Sammlung von über 650 Abschriften elsässischer Weistümer. Diese Sammlung enthält außer verbesserten und im Archiv verglichenen Abschriften bereits gedruckter Texte auch über 200 unveröffentlichte Weistümer. Dieses stattliche Quellenmaterial aus einer Landschaft, die im Kampfe um die Erhaltung deutscher Art besonders viel ursprüngliches deutsches Volkstum bewahrt hat, lohnt und fordert eine volkskundliche Betrachtung und Auswertung. Der gesamte volkskundlich wichtige Gehalt der elsässischen Weistümer wird in einer größeren Arbeit in weiterem Zusammenhang zu untersuchen und darzustellen sein. Hier soll nur eine Reihe von Belegen für weihnachtliches Brauchtum, besonders für das Vorkommen und den Gebrauch des Wintermaien herausgegriffen werden.

Wieso können uns die Weistümer gerade darüber einiges berichten? Besonders seit dem 15. Jahrhundert beschäftigen sich sehr viele Weistümer mit Eigentums- und Nutzungsrechten in herrschaftlichen und genossenschaftlichen Waldungen. Denn um diese Zeit macht sich der Einfluß der Grund-, Gerichts- oder Landesherrn auch in den ursprünglich bäuerlich-genossenschaftlichen Waldungen, den Allmenden, bemerkbar. Gegenüber dem Bestreben der Herrschaft, die Eigentums- und Nutzungsrechte der Bauern zu beschneiden und gar zu verdrängen, suchen die Bauern ihre alten Rechte zu verteidigen. In vielen Weistümern berufen sie sich bei solchen Streitfragen auf das alte Herkommen, teils mit, teils ohne Erfolg. Die Herrschaften erlassen zahlreiche Waldordnungen zur Durchführung einer allerdings notwendigen Forstpflege und verfügen eine Beschränkung der Nutzungsrechte der Bauern. In solchen Waldordnungen und den genannten Weistümern finden sich tatsächlich zahlreiche Bemerkungen über den Gebrauch des Wintermaien oder des Weihnachtsbaumes.

Die Weistumsüberlieferung setzt aber erst im 13. Jahrhundert ein, so daß wir keine früheren Belege erwarten dürfen. Erst seitdem sich jene gewaltige Umwälzung in der ländlichen Wirtschaftsverfassung vollzogen hatte, die an die Stelle des Villikationssystems das Rentenbezugssystem setzte, erst seitdem die Eigenwirtschaft der Meierhöfe aufgehoben, das Hofgut unter viele Bauern aufgeteilt und verpachtet war, wurden Weistümer notwendig. Doch reichen unsere elsässischen Weistümer immerhin weit genug zurück, um das bisher bekannte Bild der Entwicklung des Weihnachtsbaumes im Elsaß um einiges bereichern zu können.

Zunächst seien einige Weistumsstellen angeführt, die von bäuerlichen Zinsleistungen auf Weihnachten berichten[8]. Es ist alter Brauch, sich auf Weihnachten oder Neujahr zu beschenken. Mit diesen Gaben verbindet sich der Wunsch, Glück und Segen im kommenden Jahr zu spenden. Und hinter einem andern Brauch, am Vorabend des Weihnachtsfestes viel zu essen, steckt der alte Glaube, daß man sich dadurch Gesundheit und Fruchtbarkeit in Haus und Hof für das ganze folgende Jahr erwerben könne. In solchen Zusammenhang dürfen wir einige Weistumsstellen, die bäuerliche Zins-

[8] Die gedruckten Weistümer werden im folgenden nach der betreffenden Veröffentlichung zitiert, die ungedruckten nach der Herrschen Sammlung = Herr.

Digitized by Google

lieferungen auf Weihnachten betreffen, bringen. Bezeichnenderweise erscheinen unter den Abgaben der Bauern besonders häufig Schweine, Brot und Fische[9].

„ich sprich, das die forster sollent mim hern, dem probst, pringen an sanct Steffans tag zu wihenachten 4 eckese oder 4 schilling pfennig dafür. ich sprich, das sie desselbigen tags sollent komen zu des schultheißen hus und sollent im pringen 6 hienre und 16 wisbrot und einen omen wins."

Um 1300 (Kopie v. 16. Jh.) Neuweiler, U.-E., Kr. Zabern. Grimm I, 756.

„so soll der schultheiße mime herren an dem winnachtabende geben ein swin."

14. Jh. Türkheim, O.-E., Kr. Colmar. Grimm IV, 208.

„aber ein recht ist, das der meier geben soll ze weihenacht dem vogt ein durchschlagen schulteren, da das schwein 12 schilling wert ist, und 8 weise brot und einen halben eimer weins."

1302 (Kopie v. 1513) Carspach, O.-E., Kr. Altkirch. Herr 333 d.

„so soll der meier kommen zu winachten zu hofe und soll bringen ein schwin, das 30 pfundiger pfennig wert und 10 brod und 2 fiertel wins und 8 brod.

1320 Artolsheim, U.-E., Kr. Schlettstadt. Herr 76.

„git der schultheisz dem closter an dem winachtobende einen zitigen salmon, an dem zwelfeten obende 18 sendelkuchen."

14. Jh. (Abschr. von ungef. 1500.) Achenheim, U.-E., Kr. Straßburg. Grimm V, 487.

„ouch sol ir meiger alle jore an dem winachtoben 100 wellen strowes geben und antwurten in die lutkilch zu Rufach."

15. Jh. Rufach, O.-E., Gebweiler. Herr 1793.

„die knecht der herren sollen uff winachten umbgehen und gueflich zu den leuten fordern die lipbet."

1490 (Abschr. v. ungef. 1550) Haftgau, U.-E. Grimm V, 501.

„jedes hus git dem förster ein brot oder 1 pfennig zu wihenachten."

Ende 16. Jh. Grube, U.-E., Kr. Schlettstadt. Grimm V, 406.

„An sant Steffanstag ze winachten so git aber die hube ein vierteil futers, die zwen teil haber und das drifteil gerste. so soll aber an demselben tage die hoube geben 2 brote. der brote soll man machen 13 us einem vierteil malkorns, das sol sin die zwenteil weiße (Weizen) und das drifteil rogke. dazu git die hube zwei hünre, han und henn. das brot und die hünre söllent die huber dem meiger antworten an sant Steffans tag und sol es der meiger antworten dem probste von Lebero in sine kamer."

1431 Andolsheim, O.-E., Kr. Colmar. Herr A. 5.

[9] Vgl. dazu Fehrle, Deutsche Feste und Jahresbräuche, S. 17.

Digitized by Google

Bevor wir nun auch die Beispiele über Weihnachtsholz und Wintermaien aus den elsässischen Weistümern anführen, wollen wir noch die bisher bekannten Zeugnisse über den Weihnachtsbaum und seine Vorläufer im Elsaß kurz zusammenfassen. Anderthalb Jahrhunderte vor der ersten Erwähnung des lichterlosen, aber bunt geschmückten Weihnachtsbaumes im Elsaß hören wir schon von dem hier heimischen Brauch, an besonderen Zeiten des Jahres, vor allem an Weihnachten, Stube und Stall mit Tannenreis, den sogenannten Maien, zu schmücken. Aber diese ersten Erwähnungen im 15. Jahrhundert bieten keinen Anhaltspunkt für das Alter dieses Brauches, denn unsere Kenntnis darüber hing von der Gunst der Überlieferung und der Art der bisherigen Quellenauswertung ab. Wir erkennen vielmehr an dem Brauch, das Haus mit grünen Tannenzweigen und Bäumen auszuschmücken, uraltes germanisches Erbe wieder. Lebensbaum und Lebensrute haben sich so in Weihnachtsbaum und Wintermaien erhalten. Sie konnten so lange lebendig bleiben, weil im Volke der alte Glaube lebte, daß den Pflanzen, die sogar im Winter grünen, eine besondere Kraft innewohnt. „Diese gilt es nutzbar zu machen. Wenn man die Pflanzen im Haus aufstellt oder Menschen, Tiere und Bäume damit berührt, so stellt man sich vor, daß ihre starke Lebenskraft auf die Berührten oder überhaupt die Umgebung übergehen, Segen spenden und Übel fernhalten können[10]."

Die frühesten elsässischen Zeugnisse stammen aus Schlettstadt. Hier mußten bereits in den Jahren 1436, 1460 und 1472 die Förster in der Mainacht wachen, um das Holzen von Maien zu verhindern[11]. Auch in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts begegnen uns in den Schlettstadter Rechnungsbüchern mehrfach Einträge, in denen davon die Rede ist, daß besondere Männer dafür angestellt und bezahlt wurden, um die Maien an Weihnachten zu hüten und zu hauen[12]. Um solche Maien handelt es sich auch in den bekannten Versen Sebastian Brants aus dem Narrenschiff (1494):

Und wer nit ettwas nuwes hat
Und umb das nuw jor syngen gat
Und gryn tann ryss steckt in syn hus,
Der meynt, er leb das jor nit us.

Einige Zeit später (1508), wettert Geiler von Kaysersberg in einer im Straßburger Münster gehaltenen Fastenpredigt gegen verschiedene Weihnachts- und Neujahrsbräuche, dabei auch gegen die damals in der Stadt übliche Sitte, „Tannreisen in die Stuben zu legen"[13].

Aus einem Streit, den die Stadt Kaysersberg mit den Gemeinden Kinzheim und Sigolsheim im Jahre 1556 führte, erfahren wir, daß es den

[10] Fehrle, a. a. O., S. 20.

[11] J. Gény, Altelsässische Weihnachtsbräuche. (Illustr. Els. Rundschau 4, 1902, S. 20.)

[12] So 1518—40 Gény, a. a. O., S. 123. Im Jahre 1555 ergeht das Verbot, „Niemant soll wynacht mayen hauen by daruff gesetzter strafe." Scherlen, Der Weihnachtsbaum ist eine uralte elsässische Sitte. (Perles d'Alsace 1926, S. 18.)

[13] Gény, S. 123.

Digitized by Google

Kayserſberger Bürgern „nach altem Herkommen" erlaubt war, „uf der wyhenacht oben jedem, wer der ſeige, drey meigen und ein pfurck (Stecken zum Tragen) zu hauen"[14]. Und in den Ammerzweiler „Satzungen ... vom alten här geordnet, erneuert 1561" heißt es, daß kein Bürger mehr als einen Maien auf Weihnachten hauen ſoll und dieſer darf nicht länger als acht Schuh ſein[15]. In Ammerzweiler und in Kayſersberg reicht der Brauch ſomit noch in eine frühere Zeit zurück. Beſonders aus dem Ammerzweiler Beiſpiel erkennen wir, daß es ſich jetzt ſchon um ſtehende Bäume handelt, nicht mehr allein um Zweige. Der Übergang des Maien zum Weihnachtsbaum vollzog ſich alſo nach den bisherigen Belegen im Laufe des 16. Jahrhunderts[16].

Eigenartigerweiſe hörten wir bisher von dem Gebrauch des Wintermaiens nur in elſäſſiſchen Städten. Doch iſt damit nicht geſagt, daß wir es nur mit einem ſtädtiſchen Brauch zu tun haben. Vielmehr rührt dieſe Einſeitigkeit von der Art der bisher betrachteten und ausgewerteten Quellen her, und das waren eben nur Stadtrechte und ſtädtiſche Urkunden. Wenn aber zu Ende des 16. und zu Beginn des 17. Jahrhunderts die erſten Zeugniſſe für den geſchmückten, doch noch lichterloſen Weihnachtsbaum in elſäſſiſchen Städten auftauchten, dann müſſen wir annehmen, daß wir es zunächſt mit einer ſtädtiſchen Entwicklung zu tun haben. Die Türkheimer Stubenmeiſterrechnungen von 1597 ff. berichten von Ausgaben für buntes Papier, Äpfel und Hoſtien zur Ausſchmückung des Weihnachtsbaumes[17]. Auch in Schlettſtadt wurde nach der Schilderung des Chroniſten Beck bereits 1600 die „meygen" in der Herrenſtube auf Weihnachten mit Äpfeln, Hoſtien und Zierat geſchmückt. Am Dreikönigstag wurden die Bäume von den Buben der Ratsherrn und der Stubengeſellen dann geſchüttelt[18]. Schließlich liegen auch aus Straßburg Berichte vor, wonach 1605 in der Herrenſtube Weihnachtsbäume aufgeſtellt und mit vielfarbigem Papier, Äpfeln, Oblaten, Ziſchgold, Zucker uſw. geſchmückt wurden.

Vor allem in den ſtädtiſchen Herrenſtuben vollzog ſich demnach der Übergang des Wintermaibaumes zum geſchmückten Weihnachtsbaum[19]. Wir wiſſen, daß gerade zu Beginn des 17. Jahrhunderts in jenen Ratsherrnſtuben feſtliches Treiben ſtärker um ſich griff. Ein deutliches Zeugnis dafür ſind die Kayſersberger Ratsprotokollbücher von 1602 ff.[20] Die Frage, wie weit ein Zuſammenhang des Weihnachtsbaumes mit der Kinderbeſcherung bei den Proteſtanten beſteht, ſoll hier nicht weiter erörtert werden. Doch

[14] Scherlen, S. 19.

[15] Les anciens réglements municipaux d'Ammerschwir (1561—1563). Herausgegeben v. E. Hoffmann. (Documents inédits pour servir à l'histoire d'Alsace 1, 1903.)

[16] Vgl. O. Lauffer, Der Weihnachtsbaum in Glauben und Brauch. (Hort deutſcher Volkskunde 1, 1934, S. 28.)

[17] Scherlen, S. 20.

[18] Ebenda, S. 18.

[19] Vgl. L. Weiſer-Aall, Zur Geſchichte des Weihnachtsbaumes. (Volkskundliche Gaben. John Meier dargebracht, 1934, S. 2.)

[20] Scherlen, S. 19.

Digitized by Google

möchten wir diese Beziehung als nicht allein ausschlaggebend bei der Entwicklung des Maibaumes zum geschmückten Weihnachtsbaum betrachten[21].

Im 18. Jahrhundert ging dann der bisher übliche Weihnachtsbaum jene wundervolle Verbindung mit dem ebenso alten, aber mehr in Norddeutschland verbreiteten Weichnachtslicht ein, aus der die Gestalt unseres heutigen Weihnachtsbaumes entstand. Der weihnachtliche Lichterbaum breitete sich rasch im Elsaß aus und kam in alle Dörfer, in jedes Haus. Und doch blieb der alte, ursprüngliche Brauch, die Häuser mit Tannenbäumen und Zweigen zu schmücken, bis heute noch im Elsaß lebendig[22].

Nach diesem Überblick über unsere bisherige Kenntnis vom Brauch des Wintermaien und des Weihnachtsbaumes im Elsaß wollen wir eine Reihe von elsässischen Weistümern über bäuerliche Beholzungsrechte sprechen lassen.

1. „In quo nemore villani tribus tantum diebus ante navitatem domini potestatem habent excidendi ligna, nullo alio tempore."

   Anfang 13. Jh. Börsch, U.-E., Kr. Molsheim. Grimm I, 693. Hanauer, S. 22.

2. „hant sie (die Hübner) das recht, daſz sie sollent fahren vor winachten einen tag in den Wald, der das meierthun anhöret, mit solchem gezoge, als er zue acker fuehr und soll nemmen akumin (?) holz geschneidetes. findet er des nicht, er soll stigen uff die beum und hauen der esten so vil, daſz er gelade. führet er me rossen zue holze, denne an den acker, er bessert drissig schillinge Basiler."

   Um 1300 (Kopie d. 16. Jh.) Sundhofen, O.-E., Kr. Colmar. Grimm, IV, 154.

3. „denselben walt und daz gefürste sol ein schultheiſze von sant Pult tuon behueten nun nacht vor winnachten, daz wit von sant Odilien tag unz winnachte und nun nacht darnach."

   14. Jh. St. Pilt, O.-E., Kr. Rappoltsweiler. Grimm V, 395.

4. „der walt witenowe hört in den hof und sollent die huober in dem walde houwen allerhande holz, one eichen holz. und wil der huober an dem heiligen abende in den wald faren und wil holz houwen zuo eim fure, so sol er uf sinen schemel stan und sol von boum zu boume varen und sol houwen, was er bedarf. und ist ez, daz er ab dem wagen kummet zue der erden, kummet der förster, er sol su ime pfant geben. ist es, das ime die acks entpfalet, er sol su lon liegen dem vörster."

   14. Jh. Gemar, O.-E., Kr. Rappoltsweiler. Hanauer, S. 360 f.

5. „ein jeglicher huober soll auch howen am winnahtnacht ze obend ein fuoder holz und soll fahren von boum zu boum und soll uf seinem schemel stehn unz das er gehowet. entpfelet im die ax, er sol sie loſſen ligen. hebt er si uf, het er gefrevelt."

   Vor 1369 (Abschr. v. 1551) Bergheim, O.-E., Kr. Rappoltsweiler. Grimm IV, 245.

[21] Vgl. Weiser-Aall, S. 2 f.
[22] Gény, S. 123.

Digitized by Google

6. „dise selben lute sollent vor rehte bringen vor dem heiligen obende jedermann drige burdin holczes us miner frowen walt. und soll miner botte mit in gan in den wald und sol su wisen, das su nit schedliches holczes enhowent."

Um 1400 Hohenburg, U.-E., Kr. Molsheim. Hanauer, S. 247.

7. „so soll der schultheisz mins herren vorstes huten drie wuchen vor winacht, drie darnach und sol er sich drus befüren die sechs wochen mit toebem holz unschedlich, so der schultheisz und die vorster drin gent, wedere ein man pfendet, so sol in der ander lassen gon."

15. Jh. Bühl, O.-E., Kr. Gebweiler. Grimm IV, 126.

8. „die banlute, die zu Onlin seßhaft sint, die hant das recht von des abtes wegen, das sie sollent varn an dem winachtsabende in dieselben holzer und sollent uff die wegene ston und sollent holz howen und was sie do howent, so sol sie niemant umb pfenden. entpfellet aber in das woffen, so sollent sie es lossen ligen. haebent sie es uff, su beschuldent einen frevel."

15. Jh. Ohnenheim, U.-E., Kr. Schlettstadt. Grimm IV, 241.

9. „als die pfluge gant uf die gebreite, also sollent die wegen an dem winachtobend in das kastenholz faren und sol iedermann howen ein fuder alt holzes one eichen holz. die burdener sollent ouch darin gan und sollent ouch ustragen an dem heiligen obende, so vil sie mogent bringen heim in ir hus one eichen holz, ee das die sunne underkompt."

1431 Andolsheim, O.-E., Kr. Colmar. Herr S. 52,6.

In demselben Dinghofweistum steht nun auch ein ganz besonders beachtenswerter Satz. Die Bauern von Andolsheim leisten dem Kloster Leberau als ihrem Grund- und Leibesherrn den Fall, das Besthaupt: „umb das sol man ine geben in des probstes holz einen bome siben schuh lange, wenne sie es geforderent." Ebenda, S. 52,16.

10. „des hat ein meiger recht, 9 tagen zwuschent sant Martins tag und winachten an eym slag holz im groszholz zu houwen, gutz und beszes nacheinander und sol es vor winnachten davonfuren."

1461 Oberenzen, O.-E., Kr. Gebweiler. Grimm IV, 133.

„Item ein jeglicher Huber mag am winnachtsabend in das selb holtz fahren und mag abhouwen und herauszfuren, als er gement ist, und welicher weder pferd noch karen hat, der mag ein fart uff sinem lib danen ziehen oder tragen. Und wer ouch anders oder zu ander zyt dem obstat holtz daruszfürt oder treyt, sol er bessern an eins hern gnad und einem jeden huber 5 batzen." Ebenda.

11. „dis sind der leut recht zu Vendenheym jetztgenant gegen dem vorgenanten herren, dasz sie recht hant in dem holz zu hawen vor sant Martinstag und vor sant Thomestag vor weinachten von jedem sester habern ein fuder holz zu fieren uff den hoff."

1491 Vendenheim, U.-E., Kr. Straßburg. Grimm V, 465.

Digitized by Google

12. „weiter so hat daz gotshaus ein große hurst holz, ist genant die scharlachhurst, aus welchem wald ein jeder burger zu Wittesheim jars zwen wegen oder fuder stangen oder welholz alweg vor weihenacht einhelliglich miteinander nach schlagsweis und gebrauch durch des closters schultheißen alda zu empfahen und in seinen nutz zu verwenden und würt dise gerechtigkeit des weihennachtrecht genant."

16. Jh. Ebersmünster, U.-E., Kr. Schlettstadt. Herr, S. 527 f.

13. „so soll jeder huober des dorfs und die banlute an dem weinachtabent ein fuoder holzes hauen.. der einen wagen het und ist, das er ladet, das er gesteckt oder ime der wagen bricht, der soll es dem meier bessern. hette er aber keinen wagen, der soll in das holcz gohn, so die son uffgat und soll hauen als vil er tragen mag, unz das die son undergieht."

1513 (Kopie) Künheim, O.-E., Kr. Colmar. Grimm IV, 212.

14. „item die hubern haben auch das recht, im wald am wienachtoben ein fuder holzes (zu hauen), der huber oder sein knecht sollen faren von baum zu baum und soll uff seinem schemel bliben ston und hauwen. entpfellet im die axt, er sol sie liegen lassen. hebet er sie uff, er hat gefrevelt und bedorf er auch eins pflughauptes, er sol es houwen und oben uff seinen wagen legen."

1575 Gemar, O.-E., Kr. Rappoltsweiler. Herr, S. 682 d.

15. „will der huober an dem heiligen weihnachtabend in die wäld faren und will holz hauwen zu einer fart, so soll er uff seinem schemel sten und soll von baum zu baum faren und soll hauwen, was er bedarf. und ist, daz er ab dem wagen kompt zu der erden, der förster sol in pfenden. ist das im die axt empfellet, er soll sie dem förster lassen ligen."

1583 (Erneuerung) Gemar, O.-E., Kr. Rappoltsweiler. Herr, S. 683a.

16. „so het ein hueber oder gotteshusmann das recht, das er soll howen ein fleck ast an dem winachtabende und soll machen ein fuder holzes und soll es desselben tages danna füren und ist niemand do, so soll er einen pfennig uf den stumpf legen."

Dabei steht als Anmerkung: „dis weinachtrecht des fuder holzes ist in 18 d. mutiert worden."

1696 Ebersheim, U.-E., Kr. Schlettstadt. Herr, S. 485.

17. In einer Instruktion über die Abhaltung des Dinghofes der Abtei Ebersmünster in Ebersheim vom Jahre 1650 wird beschrieben, wie dieses Weihnachtsrecht verliehen wurde. Es heißt da:
„solchem nach werden hineinberufen alle gotshausleut und würd ihnen sambt den huebern das weihenachtrecht geliefert, benantlich einem jeden 18 pfening. wann sie solches empfangen, bedankt man sich gegen die huebern ihrer praesenz, trew und fleisses wegen, ermahnt sie, also zu verbleiben. halten sie nun umb ein verehrung an, werden ihnen vier batzen gegeben." Ebenda.

Digitized by Google

18. „item die ander huber denen man spricht neunnachten, die han recht, holz zu hauen neun nacht vor weihnachten und neun nacht darnach."

1710 (Kopie) Offweiler, U.-E., Kr. Hagenau. Grimm V, 514.

Aus den Weistümern selbst geht nun nicht unmittelbar hervor, zu welchen Zwecken das gehauene Holz verwendet wurde, ob es sich bei dem Beholzungsrecht der Bauern um Zweige, Äste, Bäume handelt, die als Maien zu Weihnachten in Haus, Hof und Stall aufgestellt wurden, oder um Brenn- und Nutzholz, das als Weihnachtsgabe den Bauern von ihrem Herrn verabreicht wurde. Nur im Weistum von Ebersmünster (12) steht ganz allgemein, daß jeder Bürger von Wittersheim Holz hauen durfte, um es „in seinen nutz zu verwerten".

Wir wollen aber doch versuchen, aus den Texten einige weitere Anhaltspunkte zur Beantwortung unserer Frage zu gewinnen. Sehen wir zunächst, wann das Holz gehauen werden soll. Die meisten Weistümer enthalten die ausdrückliche Bestimmung, daß das Holz gerade am Weihnachtsabend zu hauen ist (4, 5, 6, 8, 9, 10, 14, 15), und manche verbieten sogar bei Strafe, zu einer andern Zeit in den Wald zu fahren (1, 10). In andern Weistümern wird das Beholzungsrecht auf gewisse Zeit vor und nach Weihnachten ausgedehnt. So spricht das Weistum von Börsch (1) von „tribus diebus ante navitatem domini", das Weistum von Offweiler (18) von neun Tagen vor und neun Tagen nach Weihnachten, das Weistum von Oberenzen (10) von neun Tagen zwischen Martini und Weihnachten[23] und das Weistum von Bühl (7) von drei Wochen vor und drei Wochen nach dem Feste. In den beiden letzten Beispielen handelt es sich aber auch nicht um Rechte der Bauern, sondern des Schultheißen bzw. des Meiers. Es wäre denkbar, daß den Bauern das Recht, sich für ihre Weihnachtsmaien Äste und Bäume zu hauen, trotz der Nutzungsbeschränkungen belassen blieb, da vielleicht der Brauch geduldet und geachtet wurde und eine Schenkung auf Weihnachten ohnedies üblich war.

Aber eine klare Beantwortung unserer Frage ist von diesen Feststellungen aus doch nicht möglich. Die hier genannten Termine können ebensogut für Weihnachtsholz wie auch für Maien Gültigkeit besitzen. Auch die Angaben der Weistümer, wieviel Holz gehauen werden darf, führen uns noch nicht sehr viel weiter. Aus ihnen kann nicht in jedem einzelnen Fall auf die Art der Verwendung des gehauenen Holzes geschlossen werden. Meist handelt es sich um ansehnliche Mengen Holz, denn die Bauern fahren mit dem Wagen in den Wald, um es zu holen. Sehr häufig wird ein Fuder als die Menge, die der Bauer hauen darf, angegeben (5, 9, 12, 13, 14, 16), das ist also die Ladung eines zweispännigen Wagens. In andern Angaben

[23] Der häufige Gebrauch der Zahl 9 auch in unsern Weistümern weist auf alte Volksüberlieferung hin. Denn in germanischer Zeit besaß die 9 eine große Bedeutung und spielte auch das Mittelalter hindurch im Rechtsleben zur Zeit-, Raum- und Maßbestimmung, besonders im Zusammenhang mit Tagen, eine wichtige Rolle. Vgl. Fehrle, Badische Volkskunde, S. 29 und W. Knopf, Zur Geschichte der typischen Zahlen in der deutschen Literatur des Mittelalters. (Diss. Leipzig 1902, S. 54.)

Digitized by Google

heißt es „zwen wegen" (12) oder „so viel sie mögent bringen heim" (9), „so vil daſz er gelade" (2), „zuo eim fure", „was er bedarf" (4, 15), „ein fart" (10), „drige bürdin holczes" (6), „ein slag holz" (10), „von jedem sester habern ein fuder holz" (11), „als vil er tragen mag" (13).

Aus diesen zum Teil recht beträchtlichen Mengen brauchen wir aber nicht unbedingt den Schluß ziehen, daß es sich in den betreffenden Weistümern um Brenn- und Nutzholz, nicht aber um Zweige und Bäume für weihnachtliches Brauchtum handelt. Erinnern wir uns nur an das, was Geiler von Kayserberg von den Weihnachtsbräuchen in Kayserberg, Kienzheim und Ammerschweier berichtet, wo 1452 die Bürger eine Burg machten „ein Bollwerk von Bäumen und von Reisern, ein hohes Ding, das hieß eine Weihnachtsburg. So kamen dann die Nebenstädtlein und Dörfer neben umher und zogen darvor und gewannen es und schossen gegen ihnen mit Büchsen mit Papier und hatten Pfeile und Bolze gemacht von Rübenschnitzeln. Und hatten die Bauern also eine ehrbare Freude miteinander, und wann es aus war, so saßen sie dann zusammen und aßen und tranken in aller Zucht und Ehrbarkeit"[24]. Zu solchen Veranstaltungen benötigte man gewiß stattliche Mengen Holz.

Greifbare Anhaltspunkte zur Beantwortung unserer Frage vermögen wir erst aus den Angaben, was für Holz gehauen werden darf, zu gewinnen. Auf die Holzart weisen nur zwei Bemerkungen hin, einmal heißt es von „allerhand holz one eichen holz" (4), ein andermal „ein fuder alt holzes ohne eichen holz" (9). Es kann sich also um verschiedene Sorten Holz mit Ausnahme von Eichenholz handeln. In sehr vielen Waldordnungen jener Zeit stehen Verbote, Eichenholz zu hauen. Denn die Eichenwaldbestände waren erheblich zurückgegangen. In den meisten Fällen wurden Äste gehauen, sehr oft, so wie sie die Bauern von ihren Wägen aus oder auf dem Schemel stehend erreichen können (2, 4, 5, 8, 14, 15). In andern Fällen darf „akumin (?) holz geschneidetes" (2) oder „stangen und welholz" (12) geholt werden. Dem Meier von Oberenzen (10) steht Holz „gutz und beszes" zu, den Bauern von Andolsheim „alt holz" (9), den Hübnern zu Hohenburg „nit schedliches holcz" (6) und der Schultheiß von Bühl darf sich mit „toebem holz unschedlich" beholzen (7).

Sicherlich handelt es sich gerade auch in den zuletzt genannten Beispielen tatsächlich um Brenn- und Nutzholz, das dem Bauern zusteht. Besonders trifft das da zu, wo das Beholzungsrecht eine Vergütung für eine besondere Arbeitsleistung bedeutet, so wenn der Schultheiß von Bühl sich mit „toebem holz unschedlich" beholzen darf, dafür, daß er den herrschaftlichen Wald behütet (7). Einen Beweis dafür, daß es sich in einigen Fällen um Nutz- und Brennholz handelt, das an Weihnachten den Bauern verabreicht wurde, bietet auch das Weistum von Ebersheim (16). Das alte Beholzungsrecht der Bauern, das mit Weihnachtsrecht bezeichnet wurde, konnte nur deshalb in eine jährliche Geldleistung umgewandelt werden, weil es den Bauern um einen Nutzwert und nicht nur um Zweige und Bäume für einen Volksbrauch ging.

[24] Gény, a. a. O., S. 123.

Digitized by Google

Andererseits handelt es sich in zahlreichen Weistümern tatsächlich um Zweige und Äste, die für Maien benutzt wurden. Das geht eindeutig aus dem Weistum von St. Pilt (3) aus dem 14. Jahrhundert hervor, nach dem der Schultheiß den Wald der Probstei Leberau hüten soll neun Nächte vor und neun Nächte nach Weihnachten. Weswegen soll er wohl wachen? Doch nicht deswegen, daß die Bauern kein Brenn- und Nutzholz ausgerechnet um diese Zeit hauen, sondern sicherlich darum, daß sie keine grünen Zweige und Bäume für ihre Weihnachtsmaien schlagen. Diesen wertvollen Beleg können wir als ein weit früheres Zeugnis des elsässischen Weihnachtsmaien dem bisher ältesten bekannten von Schlettstadt aus dem Jahre 1436 zur Seite stellen[25]. Auch der Schultheiß von Bühl soll den herrschaftlichen Wald drei Wochen vor und drei Wochen nach Weihnachten behüten (15. Jh., 7). Wieder dürfen wir daraus auf den Gebrauch der Maien schließen.

Und wenn in dem Weistum von Andolsheim aus dem Jahre 1431 (9) auch nicht ausdrücklich von Weihnachten und Maien die Rede ist, so liegt der Schluß, daß es sich bei dem „bome sieben schuh lange" um einen Weihnachtsbaum, zumindesten aber um einen Maien handelt, sehr nahe. Denn wir sehen uns dabei an eine obengenannte Stelle des Ammersweiler Stadtrechts von 1561 erinnert, nach dem kein Bürger mehr als einen Maien hauen sollte und dieser durfte nicht länger sein als acht Schuh[26]. Wenn es sich in dem Weistum von Andolsheim wirklich um einen Weihnachtsbaum handelt, dann muß der Übergang des Maien zum stehenden Weihnachtsbaum in eine frühere Zeit, als bisher angenommen wurde, verlegen[27].

Um den Gebrauch der Maien — ohne daß dabei ausdrücklich von ihrer Verwendung an Weihnachten die Rede ist — auch noch in einigen andern elsässischen Ortschaften nachzuweisen, führen wir jetzt noch drei Auszüge aus elsässischen Weistümern an, die wir bisher noch nicht genannt haben. Es ist sehr wohl möglich, daß es sich dabei auch um Weihnachtsmaien neben sonstigen Maien handelt.

„item es sollen ouch hinfürter in den verschwornen welden gar keine meigen oder meistangen von bederseits burgern, kindern, knechten oder gesinden mehr gehouwen oder gefellt werden bi poen eines pfund pfenigs. doch sollen hiemit die meistangen in andern unverschwornen welden zu houwen nit verpotten sein."

1560 Bischofsheim und Börsch, U.-E., Kr. Molsheim. Herr, S. 202.

„zum vierten ist auch durch gedachte gerichtspersonen beschlossen, dasz fürter keiner meien, wie bis anher bräuchig gewesen und beschehen, weder auf den meitag noch sonsten, desgleichen auch kein erdkimen mehr abhauen soll."

1584 St. Johann, U.-E., Kr. Zabern. Herr, S. 1840.

[25] Vgl. oben S. 86.
[26] Ebenda.
[27] Ebenda.

Digitized by Google

„item die grünen äst, was sie derselben überhaupt erreichen mögen, haben sie noch inhalt ihrer dinkhoffsrodel macht zu hauen, doch daſz darunter kein gefehrt gebraucht und nicht zelgen für näst gehauen (werden)."

17. Jh. Struthwald, U.-E., Kr. Molsheim. Herr, S. 2043.

Es fehlen uns leider die erforderlichen Quellen, um zwischen dem obengenannten Weistum von Börsch (1) aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts und dem eben angeführten von 1560 eine Brücke zu schlagen, da doch die Angaben in beiden Texten sich sehr gut ergänzen könnten. In dem älteren Weistum ist nur von Weihnachtsholz die Rede, in dem jüngeren von Maien ohne nähere Angabe, wann sie gehauen werden dürfen.

Es hat sich verlohnt, die elsässischen Weistümer auf ihren volkskundlichen Gehalt hin zu untersuchen und dabei eine so wichtige Frage, wie die nach dem Weihnachtsbaum und seinen Vorläufern, herauszugreifen. Unsere Kenntnis von dem elsässischen Maienbrauch konnten wir durch sie mehren und auf eine breitere Grundlage stellen. Wo andre Quellen versagen, übermitteln die Weistümer somit wertvollen Stoff. Wir haben an einem besonders treffenden Beispiel die Bedeutung der Weistümer als volkskundliche Quelle aufgezeigt. Sie vermögen aber auch für viele andere Fragen nach bäuerlichem Volksbrauch und ländlichem Volkstum Aufschluß zu geben.

Digitized by Google

Kleinere Mitteilungen.

Erwiderung auf Otto Höfler: „Der germanische Totenkult und die Sagen vom Wilden Heer".

Dieser Aufsatz ist im wesentlichen eine Antwort auf meine Besprechung des Höflerschen Buches im Anzeiger für deutsches Altertum, LIV, 4. Er veranlaßt mich zu der folgenden Erwiderung:

Der Verfasser hat seinem Buch jahrelange und liebevolle Arbeit gewidmet, er entfaltet darin eine ungewöhnliche Belesenheit und ist überzeugt, daß er der germanischen Mythologie eine neue Welt erschloß. Wenn ein solches Werk bei aller Anerkennung vieler Einzelheiten, bei der Anerkennung auch der Bedeutung der germanischen Männerbünde, im ganzen auf den Unglauben des Rezensenten stößt, wenn dieser seine Grundthese ablehnt und zwar in einer so angesehenen Zeitschrift wie dem Anzeiger für deutsches Altertum, wenn er sogar das neue Licht für eine neue Verdunkelung zu erklären scheint, so kann das einen Autor gewiß erregen und erbittern. Man darf auch nicht zürnen, wenn ihn sein Zorn da und dort zu weit treibt.

Ich versuche noch einmal eine sachliche Klärung:

1. Nach meiner Überzeugung ist die Sage von der Wilden Jagd im Grund und im Wesen eine Sage vom Heer der Toten und kein Kult. Darum kann sie auch nicht als ein Zeugnis für kultische Männerbünde gelten. Für diese Männerbünde sind bezeichnend strenge Auslese der Mitglieder und strenge Prüfung. In der Wilden Jagd ist von Prüfungen niemals die Rede und die Begleiter des Wilden Jägers sind keine auserlesene Schar, sondern eben das ganze Heer der Toten, auch Bösewichter und Verbrecher. Gewiß, die Germanen hatten nicht nur Furcht, sie hatten auch Ehrfurcht vor ihren Toten. Zeugnisse sind schon die gewaltigen Gräber der jüngeren Steinzeit, andere Zeugnisse zeigt die Heldendichtung. Aber in der Wilden Jagd ist die Furcht vor den Toten das entscheidende. Viele ihrer Varianten (nicht alle Varianten, ich sage Seite 160, sehr oft, nicht immer, dadurch erledigen sich die Vorwürfe von Höfler, Seite 41), sind die schreckhaften Visionen einsamer nächtlicher Wanderer. Das heißt doch aber nicht, daß man die (ganze!) germanische Mythologie auf Angst, Epilepsie und Geistesschwäche zurückführt, wenn man so etwas betont. (Höfler, Seite 48.) Meine Auffassung von der germanischen Mythologie zeigen meine Götter und Göttersagen der Germanen. (3. Auflage, München 1923, eine neue Bearbeitung erscheint in diesem Herbst.) Ein ekstatisches Einssein mit den Toten (auch mit den Verbrechern?) und eine dadurch hervorgerufene Stärkung des Lebensgefühls geht also aus den Berichten über die Wilde Jagd nicht hervor.

Digitized by Google

2. Das Perchtenlaufen und verwandte Bräuche, nach Höfler aus dem gleichen Grundgefühl entstanden wie die Wilde Jagd, sind dagegen im Ursprung und im Wesen Kulte. Das zeigen die Masken, die in der Wilden Jagd nicht erscheinen, da erscheinen die Toten selbst. Es zeigen auch die Tänze, die als kultische Tänze in der Wilden Jagd wieder nicht erwähnt werden, die von Höfler, Seite 42, erwähnten Tänze sind nicht kultisch und nur sehr wenig Zeugnisse wissen von ihnen. Das Perchtenlaufen üben die Burschen des Dorfes, hier ist also ein Zusammenhang mit den Männerbünden möglich, vielleicht zeigt Höflers zweiter Band, daß wir nicht von Möglichkeit, sondern von Gewißheit sprechen dürfen. Mir ist bisher die Art und die Zeit des Zusammenhangs der Umzüge mit der dörflichen Gemeinschaft und mit den Männerbünden noch nicht klar. Stammt sie etwa erst aus dem späten Mittelalter, in dem ja auch die Zünfte solche Bedeutung für Volksfeste und Volksbräuche gewinnen? Höfler glaubt hier wieder an das ekstatische Gemeinschaftsgefühl der Tänzer mit den Toten, aber warum tragen dann die Tänzer Tiermasken? Das muß doch bedeuten, daß sie auch mit den Tieren, in deren Masken sie tanzen, sich eins fühlen und daß sie deren Kraft atmen und deren Kraft verbreiten wollen.

3. Wer überzeugt ist, daß Wilde Jagd und Perchtenlaufen etwas im Grund verschiedenes bleiben, wird auch gegen Ähnlichkeiten skeptisch werden, die die Gleichheit beider Ekstasen bestätigen sollen. In den Bräuchen werden Wagen herumgefahren, besonders seit alter Zeit bei Frühlingsfesten. Die Gottheit auf dem Wagen wird mit Jubel begrüßt. In der Sage vom Wilden Jäger erscheint auch ein Wagen, aber das ist niemals ein Kultwagen und der wird nicht herumgefahren. Darauf machte ich in meiner Besprechung aufmerksam, in seiner Entgegnung verrät das Höfler nicht — in den Bräuchen und Frühlingsfesten wird eine Frau (eine Strohpuppe), ein Reisigmann und dergleichen verbrannt, als Abbild des Winters und ähnlicher böser und schädlicher Mächte. In der Wilden Jagd jagt der Jäger ein Moosweibchen oder eine Frau und legt sie auf den Rücken seines Pferdes — was hat dieser Zug der Sagen, meist christlich gefärbt, mit der Verbrennung der Puppe gemein?

4. Höflers Kronzeugen sind ein Bericht des Olaus Magnus über das Werwolftreiben im Osten, den er mit einem Bericht aus dem Lötschental in der Schweiz vergleicht. Äußere Ähnlichkeiten zugegeben, ich wies darauf hin, daß beide Berichte aus später Zeit stammen, Zeichen der Entstellung tragen und aus Randgebieten kommen (nicht wie Höfler sagt Rückzugsgebieten). Einfluß hier von slavischen, dort von romanischen Vorstellungen ist um so eher möglich, als der Werwolfglaube sowohl im Slavischen wie im Romanischen stärker entwickelt war als im Germanischen. Darum habe ich auch die Schilderung im Anhang, die ich natürlich las und die den Bericht des Olaus Magnus stützen soll, nicht erwähnt. Hier sind mir russische Einwirkungen sehr wahrscheinlich. — Nun suche ich meine Auffassung zu begründen, daß der erste Bericht im Grund ein Zauber gegen Werwölfe ist, der zweite ein Fruchtbarkeitszauber, darin mag ich irren, aber meine Begründungen erwähnt Höfler wieder nicht. Eine Bemerkung von mir: wenn diese Auffassung zutrifft, bezieht Höfler auf den letzten vorhergehenden Satz und erklärt sie für unverständlich. Die Bemerkung bezieht sich aber auf den ganzen vorhergehenden Abschnitt, was jeder merken muß, der meine Ausführungen unbefangen liest und dann werden meine Worte sofort verständlich.

5. Nun zu den Hunden, Pferden, Wölfen in der Wilden Jagd und den damit verbundenen Fragen: Daß es Tiergottheiten gab, weiß ich auch, doch im Germanischen, wir wissen ja nur von heiligen Pferden, hat sich der Kult von Tiergottheiten nicht entwickelt, und daß die Menschengötter aus den Tiergöttern entstanden, daß etwa zuerst das Pferd und dann der Reiter auf dem Pferd und

Digitized by Google

dann der Reiter allein verehrt wurde, das bleiben unbewiesene und unwahrscheinliche Vermutungen. Die Menschengötter sind im Germanischen meines Wissens früher bezeugt als die Tiergötter. Der eigentliche Führer der Wilden Jagd ist auch nicht Wodan, sondern Wode. Höfler scheidet in seiner Erwiderung Wode, Wodan und Odhin nicht scharf genug. Es ist sehr zweifelhaft, ob das Pferd Odhins in die Wilde Jagd gehört. Ebenso zweifelhaft ist der Zusammenhang des achtfüßigen Götterrosses mit dem zwei- und dreibeinigen Pferd des Wilden Jägers. Die Hunde der Wilden Jagd bleiben die Jagdhunde der Toten und haben keine kultische Bedeutung. Schließlich ist Höfler sehr enttäuscht, daß ich, wie andere Forscher auch, die Möglichkeit keltischer Züge im Wesen Wodans betone, aber Höfler selbst erinnert ja (Seite 263) an den keltischen Merkur.

6. Die Prüfungen nordischer Helden und Götter, die den Prüfungen gleichen, die die Jünglinge der Männerbünde bestehen müssen, gelten immer einzelnen Helden und Göttern, niemals einem Bund. An dieser Feststellung ändern Höflers neue Ausführungen nichts. Ebensowenig an meinen Hinweisen, daß die den Berserkern aufgelegten Proben nicht Proben der Urzeit sind. Daß die Bemerkungen Höflers über die Einherjer nicht zutreffen, hatte ich ebenfalls gezeigt, darüber schweigt Höfler in seiner Antwort. Ich deute sein Schweigen als Zustimmung. Mit diesen Proben mag es für diesmal genug sein, aus ihnen geht hervor, daß Höfler in der Wiedergabe meiner Einwände weder genau, noch vollständig ist. Ich will nicht in seine Ausdrucksweise verfallen. Der Ton, der zur Zeit der Nibelungenfehden unsere Wissenschaft beherrschte, sollte nicht wiederkehren. Starke Worte sind keine starken Widerlegungen. Meine Behauptung, Höfler erfasse zu selten einen Brauch als Ganzes und er verkenne sein besonderes Wesen, er halte auch herausgerissene Einzelheiten für das Wesentliche, diese Behauptung muß ich aufrecht erhalten. Daß ein Buch, so reich an Material, an Gelehrsamkeit und an Kenntnissen, wie das Buch von Höfler, jahrelange Arbeit fordert, das sieht jeder. Die letzte Ausführung war aber zu übereilt, daraus erklären sich eine Reihe Wiederholungen, Breiten und Unübersichtlichkeiten. Man hat den Eindruck, daß das Buch zu einer bestimmten Zeit fertig sein sollte. Der Enthusiasmus über Ereignisse der letzten Zeit hat den Verfasser doch wohl beflügelt. Ist das ein Vorwurf? Wenn auch dieser Enthusiasmus ihn wie manchen anderen über die Grenzen trug, die wissenschaftlichem Erkennen gesteckt bleiben. Ich könnte mit besserem Recht mich darüber erzürnen, daß meiner Generation und mir fortwährend vorgeworfen wird, wir sähen in der Religion der Germanen nichts als Angst, Epilepsie, Schwächezustände und dergleichen — was wären wir dann für eine traurige Gesellschaft!

Meine Rezension nennt Höfler eine typische Besprechung der älteren Generation. Ich zitiere nun ein paar Sätze aus der Besprechung eines jungen Gelehrten, der Besprechung von Hans Kuhn in der Zeitschrift für deutsche Bildung: „Viele seiner Schlüsse zwingen nicht, und die große Bedeutung der Geheimkulte, die Höfler immer wieder betont, wird nicht greifbar. Wie einzelne Züge auftauchen, schließt er zu starr auf überall gleichartige und gleichbleibende Kulte und Bünde; Primitivität läßt er zu leicht als Beweis hohen Alters gelten. Mehrfach schließt er: Dies Motiv kann die Naturmythologie nicht erklären, wohl aber der Kult, also stammt es aus dem Kult, als gäbe es nichts drittes. Gegen die Naturmythologen eifert er heftig, aber lohnt sich das noch? Sein anderer Sündenbock ist der Nationalismus. Dabei steckt er selbst bis über die Ohren in ihm. Seine Erklärung der Mythen vom Wilden Heer als Spiegelungen menschlicher Umtriebe, nimmt ihnen in niederdrückendem Maße alles Irrationale und Übernatürliche. Was sie an solchem enthalten — sie sind voll davon —, wird als Schöpfung freier Phantasie, persönliche Zutat der Beobachter, Mißverständnis, Warnungssage und ähnliches abgetan. Höfler ist so aufgeklärt, daß er unter den möglichen Wurzeln

Digitized by Google

des Glaubens Gesichte und Offenbarungen jeglicher Art gar nicht erwähnt und Spuk und Wiedergängerei nur als Phantasiegespinste. Auch seine ‚dämonische Verwandlung', sein Einssein von Lebenden und Toten, ist nichts Irrationales, denn es besteht nur in der Einbildung der Menschen." So scharf wie Höfler glaubt, scheinen also Alter und Jugend sich wieder nicht zu scheiden. Gegensätze des Temperamentes, des Alters, der Anschauung, wird es in der Wissenschaft immer geben und irren kann von uns jeder. Man muß nur versuchen, aus diesen Gegensätzen und Irrtümern zu lernen. Ich bin überzeugt, bei ruhiger Betrachtung, und wenn die Distanz zu seinem Buche weiter ist, wird Höfler dies Gebot der Wissenschaft anerkennen. Ich hoffe, daß dann auch ein fruchtbares Zusammenarbeiten unserer verschiedenen Naturen sich durchsetzt. Friedrich v. der Leyen.

Antwort:

Zu den Ausführungen Fr. v. d. Leyens habe ich einiges zu sagen.

Was er an meinem Aufsatz als „Erregung" empfindet, war nicht durch v. d. Leyens „Unglauben" hervorgerufen, sondern, wie im einzelnen dargetan, durch Argumentationen, die Wesentliches ignoriert haben, sowohl im handgreiflich Stofflichen (die Belege samt Seitenzahlen siehe in meinem Aufsatz) wie im Grundsätzlichen.

Vielleicht können die folgenden Bemerkungen die offenbar noch immer nicht erreichte Klärung fördern helfen.

1. Natürlich „ist" die Sage von der Wilden Jagd eine Sage. Dieser tautologische Satz ist m. W. noch niemals angezweifelt worden. Sinnvoll hingegen ist die Frage nach den Erlebnisgrundlagen dieses Sagenkreises. Deren gibt es zweifellos mehrere, wie ich vielfach betont habe: u. a. Sturmbeseelung und Visionen. Zu solchen längst bekannten und vielerörterten Faktoren aber kommt m. E. der der Verwandlungskulte (was natürlich nicht heißt, daß die Sage ein Kult „sei", so wenig sie Vision oder Sturmwind „ist"). Dieser Kulttypus kann zahlreiche Traditionen verständlich machen, die durch andere Faktoren nicht zu erklären waren. Zwei Voraussetzungen sind dabei unerläßlich: Erstens, was v. d. Leyen selbst zweimal zugibt (oben unter „2" und Anz. f. d. A. 54, 163), daß Masken ernstgenommen wurden, d. h. daß die Dämonendarsteller nicht als „Darsteller" angesehen wurden, sondern als Dämonen, nicht als maskierte Menschen, sondern als mythische Wesen (Dämonentiere, menschengestaltige Tote usf.). Die zweite Bedingung ist, daß solche Dämonen-„Erscheinungen", wie sie alljährlich, besonders in den Zwölften und zu Fastnacht, sich regelmäßig wiederholten, an der mündlichen Tradition nicht spurlos vorübergingen, sondern daß man sich von ihnen erzählte und erzählt. Dies letztere ist gewiß weder überraschend noch unbegreiflich, denn jene alljährlichen „Erscheinungen" gehörten zum merkwürdigsten, was man erlebte. — Dies also sind die höchst einfachen Voraussetzungen, die den Maskenkult zur Grundlage von Erzähltraditionen werden lassen konnten, ja mußten. Dann aber konnte die Sage eben nicht von „Maskierten" sprechen, sondern von mythischen Wirklichkeiten, also etwa nicht von Dorfburschen mit Hundekopfmasken, sondern von „Hundsköpfen", nicht von schwarz angemalten Totendarstellern, sondern von schwarzen Toten, nicht von „kultischen Maskentänzen", sondern von Tänzen „der Toten" (worüber im zweiten Band meiner „Kultischen Geheimbünde" eingehend zu handeln sein wird), nicht von einem Kultwagen mit Dämonendarstellern, sondern von „Geisterwagen" usw. usw.

Es hat sich gezeigt, daß dieser Sachverhalt zahlreichen Lesern erhebliche Schwierigkeiten bereitet hat. Ich habe ihn deshalb in einem Aufsatz „Über germanische Verwandlungskulte" in der ZfdA., 1936, nochmals knapp umrissen und

Digitized by Google

verweise auf das dort Gesagte. v. d. Leyens obige Bemerkung (unter „2"), daß in der Wilden Jagd nicht „Masken" erscheinen, sondern „die Toten selbst", beweist, daß ihm die Grundvoraussetzung, das Ernstnehmen urtümlicher Kultmasken — eine unzählige Male belegte psychologische Tatsache — trotz der wiederholten Ausführungen fremd geblieben ist. Solange aber dieses Phänomen nicht in Rechnung gestellt wird (oder aber widerlegt wird), bleibt jede Diskussion über seine Konsequenzen vollständig illusorisch. Dies mag entschuldigen, daß ich, trotz v. d. Leyens Protest gegen „Wiederholungen" (s. o. unter „5"), dies zum Verständnis der ganzen Forschungsrichtung Unentbehrliche nochmals, hoffentlich nun zum letzten Male, wiederholen muß. Wer jene Grundtatsachen nicht versteht oder nicht beachtet, der wird allerdings nicht verstehen, warum Verwandlungskult und Sage so oft „parallel" gehen.

2. Die nicht im Umzug vorkommenden Prüfungen konnten bei den Umzugsschilderungen gar nicht geschildert werden. Das ergibt sich aus dem Wesen der Verwandlungskulte, wie ich schon a. a. O. ausgeführt hatte. — Die Verbrecher im Totenheer stammen nicht aus dem Zusammenhang des Verwandlungskultes, sondern aus dem ganz anderen der Hängeopfer: das hatte ich Kult. Geheimb., I, 227 ff., ausführlich erörtert. — Daß bei den Sagen von der Wilden Jagd die Furcht vor den Toten das „entscheidende" sei, wie v. d. Leyen (unter „1") nun noch einmal behauptet, halte ich trotz des entschiedenen Tons für einen Irrtum. Wenn wir auf das Gemeinsame der neuen und alten Traditionen zurückgehen — was eine gesunde und „vernünftige" Methode ist — so finden wir Wodan-Odin dort und hier als Führer einer Schar von Totenkriegern. Dieser Führer war im Altgermanischen Königsgott und wurde später mit Heldenkönigen gleichgesetzt. Beides widerlegt klar die — leider so unglaublich fest eingewurzelte — Angst-Theorie und beweist den heroischen Kern der alten Überlieferung. Auch in jüngeren Traditionen ist die hohe Schätzung der Totenkrieger noch oft genug völlig klar. Das geht u. a. aus dem Glauben hervor, daß sie einst die Heimat beschirmen sollen. — Das Neue vom Alten prinzipiell möglichst scharf zu „trennen", statt es (bei aller Würdigung der historischen Variationen) als seine Abwandlung zu sehen, halte ich für methodisch falsch. Ebenso falsch erscheint es mir darum auch, über den vom alten Bestand abweichenden Namensformen (*Wode* usw.), die zu jenem stimmenden (mhd. *Wuotanes her*, neualemann. *Wuetisher*, aus **Wuotanesher*, neuschwed. *Odens jakt*) zu ignorieren und daraus sodann das Recht einer „scharfen" Scheidung (vgl. v. d. Leyen unter „5") zu folgern.

3. Den Perchtenlauf und seine Verwandten aus dem Spätmittelalter abzuleiten, verbietet ihre Übereinstimmung mit den bronzezeitlichen Bildern. Dort sehen wir anthropomorphe neben halb und ganz theriomorphen Darstellungen — ganz wie im neuzeitlichen Kult. Daß von diesen tiergestaltigen Figuren viele als tiergestaltige Tote, nicht als gewöhnliche „Tiere", galten und gelten, steht im Einklang mit dem weitverbreiteten Glauben an die Tierverwandlungen der Toten (s. Kult. Geheimb., I, 37 ff. u. ö.). Ich stelle übrigens fest, daß bei den Tiermasken-Kulten v. d. Leyen das Ernstnehmen der „Verwandlung" zugibt (warum also dann nicht auch der anthropomorphen??). Mußte das denn nicht auf die Erzähl-Sphäre einwirken? In ihr finden wir Motive des Maskenkultes ja Zug um Zug wieder! Eine allgemeine „Skepsis" gegen die „Ähnlichkeiten" beider Sphären (v. d. Leyen unter „3") würde nur dann als Argument gelten dürfen, wenn diese Skepsis zeigen könnte, daß der Übergang von der einen Sphäre zur anderen, wie ich ihn psychologisch eingehend begründet habe, unmöglich oder doch zumindest unwahrscheinlich ist. Aber eine solche ans Zentrum gehende Erörterung hat v. d. Leyen nicht einmal versucht. Vielmehr hat er das methodisch Entscheidende gar nicht gesehen (s. o.)

Digitized by Google

Den Wagen im Kult sucht v. d. Leyen von dem in der Sage wieder in genau analoger Weise zu trennen. Besonderes Gewicht hatte er darauf gelegt, daß der Kultwagen überall mit Freude begrüßt worden sei, aber der des Totenheeres Schauer errege. — So einleuchtend dies Kriterium scheint, es ist doch nicht stichhaltig. Der Wagen der Nerthus wurde mit Freude begrüßt (laeti tunc dies...). Trotzdem ist der Geist des Festes nicht einfach harmlose Fröhlichkeit: das zeigt schon das Schicksal der eingeweihten Sklaven und die Unverbrüchlichkeit des Geheimnisses. Beim Schembartlauf ist das Nebeneinander der schönen und der „schrecklichen" Masken ebenso typisch wie heute noch die Zweiheit von schönen und „schiachen" Perchten. Daß es in Skandinavien ganz ähnlich war, lehrt z. B. an überreichen Beispielen Fejlbergs „Jul". Gerade die Polarität gehört zu den wesentlichsten Zügen des Kultes (vgl. z. B. Rob. Stumpfl, Zs. f. Deutschkunde, 1934, 286 ff., 293 ff.). Der Schiffswagen des Dionysos wurde doch wohl „mit Jubel begrüßt"? Und doch war Dionysos ein Herr der Toten und aus seinem Fest ist die Tragödie entstanden! Aber unmittelbar neben ihr freilich die Komödie — also wiederum dieselbe Doppelheit. Alle diese Erscheinungen erweisen jene Scheidung nach dem Stimmungs-Kriterium als unzutreffend.

Einen Einwand v. d. Leyens hatte ich in der Tat zu beantworten vergessen. Er schreibt (oben unter „3") gegen meine Zusammenstellung des Geisterwagens, der nach der Volkssage besonders zur Jul- und Fastnachtszeit umfahren soll, und des Kultwagens, der in eben diesen Zeiten seit alters mit Maskierten beladen umfährt: „In der Sage vom Wilden Jäger erscheint auch ein Wagen, aber das ist niemals ein Kultwagen und der wird nicht herumgefahren. Darauf machte ich in meiner Besprechung aufmerksam, in seiner Entgegnung verrät das Höfler nicht—."

Das Wort „verrät" soll wohl andeuten, daß ich ein mir unangenehmes wissenschaftliches Argument absichtlich mit Schweigen übergangen hätte. Diese Annahme v. d. Leyens ist irrig. Ich beantworte hiermit seinen Einwand: 1. Allerdings erzählt die Volkssage niemals, daß der Wilde Jäger oder das Wilde Heer auf einem „Kultwagen" umgefahren werde. Denn das Wort „Kult" kommt natürlich im Volksmythos nirgends vor. Hingegen erzählt man außerordentlich oft (siehe Kult. Geheimb. I, S. 78 f., 84 ff., 91 ff.), daß ein *Geisterwagen*, der Wagen des „Breithutes", des „Ewigen Jägers" oder „Ewigen Fuhrmanns" usw. in eben jenen Nächten umfahre. Es wird also der „Kultwagen" als „Geisterwagen" u. ä. aufgefaßt und bezeichnet, weil die auf ihm befindlichen Kultmaskenträger als „Geister" aufgefaßt werden — eben das Grundphänomen des Verwandlungskultes (s. o.). v. d. Leyens Formulierung beweist ganz unzweideutig, daß er auch jetzt noch, trotz der vorangegangenen ausführlichen Auseinandersetzung, an dem entscheidenden Grundgedanken völlig vorübergegangen ist! — 2. Seiner apodiktischen Behauptung: „...und der wird nicht herumgefahren" (was ich nicht „verraten" habe), kann ich nur erwidern, daß er *stets* herumgefahren wird und niemals stille steht (über die bei einigen Traditionen auftretende Variante, daß er sich „gürtelhoch" bewege u. dgl., siehe Kult. Geheimb., S. 92 ff.). Die Klärung des Falles wird am besten zu erreichen sein, in dem der Leser Seite 79 und 84—98 meines Buches selber nachschlägt: dort ist eine ganze lange Reihe von Belegen und Hinweisen für das Motiv beigebracht, das nach v. d. Leyen nicht existiert. v. d. Leyen macht es also nun in seiner Erwiderung wieder ebenso, wie er es in seiner Kritik gemacht hatte: Er behauptet, daß die beigebrachten Belege nicht existieren.

Die Verfolgung des Dämonenweibes habe ich niemals aus der Verbrennung der Strohpuppe abgeleitet, sondern ich habe, wie man a. a. O., S. 276 ff., nachlesen mag, die *Verfolgungsszene* der Sage mit auffallend übereinstimmenden Verfolgungsszenen des darstellenden Kultes verglichen.

Digitized by Google

4. Gegen v. d. Leyens Behandlung von Olaus Magnus' Bericht und seinen Gegenstücken habe ich deshalb Protest eingelegt, weil er ihnen Motive abgesprochen hat, die in Wirklichkeit darin expressis verbis enthalten sind. Ich verweise auf meinen ausführlichen Nachweis a. a. O.

Zu erwägen bleibt natürlich, wie weit die Übereinstimmungen jener altertümlichen Randgebiete auf Zufall beruhen, bzw. auf einer zufälligen Übereinstimmung etwa hier russischer, dort romanischer Einflüsse. Dazu ist zu sagen, daß in der Schweiz die Ausdrücke *Butz* usw. deutsch sind, nicht romanisch, und daß im Baltikum die Entlehnrichtung der Terminologie west-östlich ist (vgl. Kult. Geb., I, 22, Anm. 63a). Wichtiger noch ist es aber, daß jene Altertümlichkeiten in einer Reihe wesentlicher Züge durch ein d r i t t e s Rückzugs- (nicht Rand-) Gebiet weitgehend bestätigt werden, an dessen germanischem Charakter niemand zweifeln kann: nämlich das norwegische Bergland (s. Kult. Geb., I, 289 f., Anm. 41a).

Die Traditionen dieses Rückzugsgebietes (das wohl auch v. d. Leyen als Rückzugsgebiet wird gelten lassen müssen) stimmen mit den beiden anderen so weit überein, daß es völlig unmöglich wird, diese beiden und ihre auffallenden Übereinstimmungen zu bagatellisieren. Ich verweise auch auf Richard Wolframs Aufsatz in diesem Heft, aus dem man das Nähere entnehmen mag.

5. Die tiergestaltigen (oder halb tiergestaltigen) Gottheiten für jünger als die menschengestaltigen zu halten, besteht kein Anlaß: in der germanischen wie in der griechischen und anderen idg. Mythologien (und archäologischen Überlieferungen) treten sie schon in uralten Schichten auf. Auch die Übereinstimmung der indischen Aśhvinau mit den λευκὼ πώλω usf. weist auf urindogermanische Schichten. Natürlich heißt das keineswegs, daß menschengestaltige Götter nicht ebenfalls auf Urzeiten zurückgehen. Dies habe ich nie in Abrede gestellt. — Wiederum spricht v. d. Leyen dann (ablehnend) vom Zusammenhang des achtbeinigen Götterrosses mit dem zwei- und dreibeinigen Pferd des Wilden Jägers (unter „5"). Wiederum verschweigt er also, daß auch der neuzeitliche Kult das achtbeinige Roß des Schimmelreiters kennt. Wenn man nun Zusammenhänge leugnet und nach Möglichkeit „trennen" will, w o soll man denn eigentlich den Schnitt ziehen: zwischen dem alten achtbeinigen Roß Odins und dem neuen achtbeinigen Roß des Schimmelreiters? Oder aber zwischen dem achtbeinigen Roß des Schimmelreiters und dem drei- oder zweibeinigen des Schimmelreiters? Sind das denn wirklich unvergleichbare Erscheinungen, oder sind es nicht vielmehr V a r i a n t e n, die zusammen gesehen werden müssen?

Aber fast muß ich fürchten, daß eine Diskussion darüber schwierig sein wird, da v. d. Leyen das entscheidende Mittelglied der Beweiskette nunmehr zum z w e i t e n Male übergeht... Ebenso schwer ist es, etwas gegen die bestimmte Behauptung: „Die Hunde der Wilden Jagd bleiben (!) die Jagdhunde der Toten und haben keine kultische Bedeutung", zu erwidern, solange v. d. Leyen erstens auf all die Belege nicht eingeht, wo die Totenhunde nicht Begleiter von Jägern sind, ferner den hundsköpfigen Hades und seine germanischen Gegenstücke — desgleichen die kultischen Hundemasken usf. (Belege s. Kult. Geb., I, 41 ff., 55 ff.). „Bleiben" auch alle diese Dämonenwesen Jagdhunde der Toten? Es ist wieder dieselbe Methode, fülligstes Belegmaterial, das nicht genehm ist, weil es ins Irrationale hinüberführt, als quantité négligeable zu behandeln, wie ich das nun schon so oft feststellen mußte. Auch v. d. Leyens Behauptung: „wir wissen ja nur von heiligen Pferden" (s. o. unter „5") wird durch ihren autoritativen Ton wohl nur diejenigen Leser überzeugen, die weder von Schlangenverehrung (z. B. auf schwedischen Felsbildern und bei den Langobarden) noch etwa von Odins Tiernamen je etwas gehört haben. Bei allen andern allerdings wird sein merkwürdig

Digitized by Google

selbstsicherer Ton, in dem er Unzutreffendes als Tatsache hinstellt, nicht als Argument gelten.

Weiter muß ich den Satz ablehnen: „Schließlich ist Höfler sehr enttäuscht, daß ich, wie andere Forscher auch, die Möglichkeit keltischer Züge im Wesen Wodans betone, aber Höfler selbst erinnert ja (Seite 263) an den keltischen Merkur." Die betreffenden Worte v. d. Leyens (a. a. O., S. 164) waren nämlich viel weiter gegangen: „Es scheint, daß Wodan ein dem Wode wohl verwandter, aber ein Gott anderer Herkunft war. Vielleicht der gallische Merkur (Höfler, S. 263), denn von rheinischem Boden geht er aus und seine Grausamkeit und sein Blutdurst, seine Zaubermacht, der ihm geltende Opferdienst, scheinen eher keltisch als germanisch. Doch das bleibt ein Vielleicht." Ich halte diese Charakteristik Wodans für unzutreffend. Von dem zur „Erklärung" herangezogenen keltischen Mercurius weiß man so gut wie nichts. Ich meinerseits hatte a. a. O. nur von dem Zustandekommen der Interpretatio Romana gesprochen.

Was v. d. Leyen mit dem nicht eben wissenschaftlichen Wort „Enttäuschung" bezeichnet, erscheint damit wohl in wesentlich anderem Lichte.

6. Richtig ist, daß die a. a. O. besprochenen Prüfungen an einzelnen (Óðinn, Sinfjötli) vollzogen wurden. Wie die Prüfungen etwa der Jomsvikinger beschaffen waren, darüber sagen die Quellen leider nichts aus. Daß sie nicht aus der Urzeit stammen können, ist aber eine Behauptung v. d. Leyens, die natürlich nicht durch das Fehlen von Belegen beweisbar ist. Die einzige Methode, die hier auf sicheren Boden führt, sind m. E. typologische Analysen der Initiationsriten. Ich werde darauf im zweiten Band einzugehen haben.

Zum Einherjer-Problem sei noch nachgetragen: Wieviele verschiedenartige Traditionen hier verquickt sind, habe ich K. G. I, 152 ff., 163 ff., 219 ff., 224 ff., 227 ff., 246 ff., 282, 323 ff., durch ausführliche Analysen zu zeigen versucht. Soviel wenigstens sollte daraus klar geworden sein, daß hier einfache Ableitung aus einem einzigen Faktor unmöglich ist. Was aber v. d. Leyen, Anz. 54, 156, anführt, kann m. E. gegen das Mitwirken von Verwandlungskulten nicht sprechen. Erstens habe ich die Gemeinschaft der Einherjer niemals als „einen nach Walhall verlegten kriegerischen Geheimbund" aufgefaßt. Ich habe nur zu erweisen gesucht, daß die vorliterarischen Vorstufen der Walhall-Dichtung mit jenen prae-dualistischen Vorstellungen verglichen werden müssen, die noch kein „Jenseits" kennen, wie uns dies Volks-Mythen und -Kulte lehren. Es scheint mir nicht genug, daß man unter dem Schlagwort „Wikinger-Mythologie" dies alles der willkürlichen Erdichtung zuschreibt, statt Zug um Zug mit vor-literarischen, germanischen Glaubensvorstellungen zu vergleichen. Daß v. d. Leyen sich hier mit einem Witz beholfen hat und die Walküren mit dem „Bund Deutscher Mädel" vergleicht (S. 196), scheint mir, um „starke Worte" nochmals zu vermeiden, etwas billig ...

Weder kann man erwarten, daß die Einherjer nach ihrem Tode irgendwelchen Initiationen unterworfen werden, wie v. d. Leyen meint, denn es war ja die Einreihung des Lebenden in die Schar der fortlebenden Toten, was ihm unzerstörbares Leben gab (K. G. I, 249 ff.); noch kann man erwarten, daß sie als „Jünglinge" bezeichnet werden, da ja alle Würdigen in ihre Schar aufgenommen wurden. An dem entscheidenden Punkt, der Frage nach der Herkunft der einzelnen Motive, begnügt sich v. d. Leyen mit dem Zwischensatz: „woher sie auch stammen mögen." Die Antwort auf jene Frage wird man sicher nur erhalten, wenn man tiefer gräbt und nach der volkhaften Überlieferung forscht.

Zum Schluß beruft sich v. d. Leyen auf eine Äußerung von Dozent H. Kuhn, die die in Rede stehenden Kulte mit dem Wort „Umtriebe" bezeichnet und meint,

Digitized by Google

daß eine Zusammenschau der Totenheer-Sagen mit den Maskenkulten jenen „in niederdrückendem Maße alles Irrationale und Übernatürliche" nehme.

Rationalismus wäre es, wenn man die („irrationale") Sage aus platten Vorgängen erklärte — nicht aber, wenn man sie auf Irrationales zurückführt, nämlich auf kultische Handlung.

Darin hat v. d. Leyens Gewährsmann freilich recht: Wenn alle jene Kultzüge bloß „Umtriebe" wären, dann hätten sie mit Religionsgeschichte und mit Irrationalem nichts zu tun, sondern wären bloß ein Zeitvertreib oder müßiger Unfug. So z. B. die griechischen Dionysien, die kultische Vorstufe der griechischen Tragödie. Wer darin bloß die „Umtriebe" athenischer Bürgersleute sieht, der wird auch finden, daß hier „alles Irrationale" fehle. Er wird auch überzeugt sein, daß es „nur in der Einbildung der Menschen" liege, wenn man auf der Orchestra Dionysos und Silen, längst hingeschiedene Heroen und ewige Götter zu sehen glaubte. Denn „in Wirklichkeit" waren es ja „bloß" Mitbürger aus der Stadt, die Masken aufgesetzt hatten.

Sicher hat es auch in Athen unter den Zuschauern der Tragödie solche gegeben, die in den Maskierten „nichts anderes" sahen als vermummte Nachbarsleute. Fraglich ist dabei nur das eine: War es dieser Geist, der den Kult und das kultische Drama geschaffen und lebendig gehalten hat?

Jedermann kennt die „Kraniche des Ibykus" und die packende Schilderung der Eumeniden, die auf dem Theater „erscheinen" — „als ob die Gottheit nahe wär." Ich frage v. d. Leyen und seinen Gewährsmann Kuhn: Ist es ihnen unmöglich, den Schauer dieses „Verwandlungskultes" nachzufühlen und zu verstehen? Schiller hat es gekonnt. War er darum weniger klug als solche, die hier „nur Einbildung", nur „menschliche Umtriebe" zu erblicken vermögen? Oder liegt der Mangel auf der Seite derer, die da „nur Maskierte" sehen? Welcher dieser beiden Typen steckt wohl, um Dr. Kuhns muntere Ausdrucksweise aufzugreifen, „bis über die Ohren" im Rationalismus?

Stellen wir uns beide Parteien nebeneinander vor: die Aufgeklärten werden den Ergriffenen spöttisch vorhalten, sie begriffen nicht, daß hier in Wirklichkeit ja doch nur eine Maskerade vor sich gehe, sie seien wohl auch zu naiv, um den wahren Sachverhalt zu durchschauen. — Die Ergriffenen freilich würden gemeint haben, jene anderen sähen das Eigentliche und Wesentliche an der Tragödie nicht, sie nähmen das nicht ernst, was den eigentlichen Ernst der kultischen Handlung mache.

Eine Einigung zwischen beiden Parteien wird kaum zu erreichen sein. Aber das eine läßt sich doch vielleicht ganz „objektiv" feststellen: entstehen konnte der Kult nur, weil es Menschen gab, die den Kult ernst nahmen. Wer darin nur „Umtriebe" zu sehen vermag, dem bleibt der Ernst dieser Kulte unbegreiflich — und damit ihr Wesen.

Wenn die vorliegenden Bemerkungen wenigstens diesen tiefen Gegensatz mit voller Schärfe klar machen könnten, dann würden sie nicht vergeblich gewesen sein.

Otto Höfler.

Die vier Bremer Stadtmusikanten und ihre Verwandten aus der Steiermark.

Das Märchen von den Tieren auf der Wanderschaft und von ihren Abenteuern im Räuberhause gehört zu den verbreitetsten Volkserzählungen der alten Welt und läßt sich bis in das Mittelalter zurückverfolgen. Freilich hat kaum ein anderer Märchenstoff auf seinen Wanderungen so viel Wandlungen durchgemacht.

Digitized by Google

Das hängt damit zusammen, daß es um ein verhältnismäßig einfaches Grundmotiv handelt: die Tiere (die man vielleicht im Leben mit Undank belohnt hat) beweisen in einer bedrängten Lage ihre Klugheit oder ganz außerordentliche Kräfte, wodurch sie ihr Glück machen — gerade als wären sie Menschen, die mit Vorbedacht handelten. Es sind nicht immer Räuber, mit denen sie kämpfen, es können Teufel und andere Dämonen sein, auch wohl gefährliche Tiere wie der Wolf. Aber ein kleinrussisches Märchen zeigt, daß auch mit diesen von Hause aus wohl ein dämonischer Mensch, ein „Werwolf" gemeint war. Da zieht ein Bauer mit Schlägel, Bär, Wolf, Bast und Eichel in die Hütte des Wolfmenschen, der seine Rüben gestohlen hat; als dieser nachts hereinfliegt, springt ihm die Eichel in die Augen, der Bast fängt, der Schlägel schlägt, der Bauer peitscht ihn, während Bär und Wolf die Flucht ergreifen. Hier sind Tiere und Gegenstände auf merkwürdige Weise miteinander vereinigt, und wenn gerade die großen Tiere zuletzt fliehen, während die unscheinbaren Gesellen den Kampf mit dem Bauern zusammen ausfechten, so liegt darin eine deutliche Spitze. Auch Katze, Esel und Hahn in unserem Märchen sind ja an sich keine Helden und das Pferd ist eben ein abgedankter Gaul. Das Märchen hat sich aber anderswo noch deutlicher nach dieser Seite entwickelt, wo leblose, an sich unbedeutende Gegenstände wahre Heldentaten vollführen. Aus der Nähe der slavischen Welt, wo jene Erzählung zu Hause war, stammt ein deutsches Märchen von großer Eigenart, das Georg Graber in seiner reichen und wertvollen Sammlung: „Sagen und Märchen aus Kärnten" (Graz, 1935) veröffentlicht hat. Auch hier gilt es die Bekämpfung eines Dämons und ganz augenscheinlich hat sich der steirische Erzähler, der unseren Geschichten seine eigene Form aufgeprägt hat, an die Geschichte vom Däumling beim Menschenfresser und seiner mitleidigen Frau gehalten. Da wird erzählt, wie ein Huder (ein Abwaschtuch), eine Nadel, ein Stäblein und eine Gans (also auch wieder keine Heldenschar!) miteinander sich im Walde verirren und endlich durch ein Licht zu einem kleinen, unheimlichen Häuschen gelenkt werden. Das Stäblein klopft an, ein altes, wildes Weib öffnet ihnen und sie bitten um Herberge. „Meinetwegen", sagt die „alte Hexe" nun, „könnt ihr schon hier übernachten, aber um Mitternacht kommt der wilde Mann, der frißt alles, was er findet." Da stellt sich das Stäblein hinter die Türe, die Nadel legt sich auf die Feuerstatt, die Huder in den Abwaschkübel und die Gans fliegt in den Rauchfang, während die Alte sich schlafen legt. Mit der zwölften Stunde kommt der wilde Mann und brüllt mit furchtbarer Stimme: „Ich schmecke Menschenfleisch (!)." Als er sich nun an der Feuerstatt ein Hölzchen sucht, um es an der Glut anzuzünden, sticht ihn die Nadel in die Hand. Ärgerlich geht er zum Abwaschkübel, um die Wunde zu waschen. Da schlägt ihm die Huder so fest ins Gesicht, daß er ganz blau wird von den vielen Schlägen. Als er dann hinter der Türe das Handtuch sucht, springt ihm das Stäbchen auf den Rücken und bläut ihn durch, bis er laut zu schreien anfängt (man denkt an den „Knüppel aus dem Sack"). „Wenn nur heute einmal die Nacht vorbei wäre" jammert er und schaut zum Rauchfang hinauf, ob es Tag werden will. Da flattert die Gans hin und her, daß ihm der Ruß in die Augen fällt und er erblindet. „So hatten sie von dem wilden Mann nichts mehr zu fürchten und konnten am Morgen ihren Weg fortsetzen."

Die humoristische Art, mit der die Gegenstände behandelt sind, erinnert wohl auch an unsre „Ding-Märchen", wie „Strohhalm, Kohle und Bohne". Sie arbeiten nicht bloß mit der Umwertung des Geringen, sondern mit der Freude am Niedlichen und Drolligen, was hier von der Tölpelhaftigkeit des Menschenfressers besonders gut absticht — ähnlich wie die Klugheit und Gewandtheit des Däumlings. Damit ist das Märchen nicht bloß stofflich, sondern auch der Stimmung nach leise abgewandelt und auf seine Art vortrefflich erzählt. Robert Petsch.

Digitized by Google

Volksglaube und Brauch aus Protokollen der deutsch-reformierten Gemeinde Mannheim.

Wurde vorgebracht, welcher gestalt die reformirte eine zeithero die Cronen ihrer verstorbenen in der Kirche, gleich denen Catholischen aufzuhengen pflegten, und daß der Kirchendiener Fischer ihnen darinnen selbst zu hand ginge, weshalben ihme denn ein scharfer verweis gegeben und diesen päpstischen Mißbrauch künftighin gäntzlich abzustellen beschlossen wurde. (Im Register angegeben: Cronen bei verstorbenen Kinder sollen nicht mehr aufbehalten werden.) (1. Februar 1702.)

Referirte der Kirchendiener Abraham Hypsch, was massen Isaac Lorentz und Nicolaus Tautphaeus, beyde Schiffs-Knechte, an verwichenem Johannistag Holtz aus ihren Häusern getragen und vor Ihrer Thür ein Feuer Päpstischem gebrauch nach zu Jedermannes Ärgernuß angezündet und darüber gesprungen. Worauf resolviret wurde Selbige, sobald Sie von Ihrer reyse wiederum zurück kämen, zu citiren, und Ihnen Ihre begangene ärgernuß zu gemüth zu führen.

Wurde Isaac Lorentz ein Schiffsmann abermahl citirt, um Ihme wegen seines ärgerlichen Lebens und Anzündung eines Johannesfeuers einen harten Verweiß zu geben und bey straff der excommunication zu besserung seines Lebens anzumahnen, — war aber zu Mainz. (3. und 7. Dezember 1707.)

Referirten auch einige Elteßten, wie daß am verwichenen Johannes Tag unterschiedene Knaben aus der Reformirten schul sich bey der Catholischen Johannes Feuer eingefunden und gleich denen über dasselbige gesprungen, worauf vor nöthig befunden wurde, selbige weilen es Ihnen schon mehrmalen unterfagt worden, in der Schule gebührend durch den Schulmeister züchtigen zu lassen. (2. Juli 1704.)

Erschien auf vorherige Citation Christoph Keller, ein Burger und Schreiner alhier und Johanna Maria seine Hausfrau. Der Mann hat seinem Nachbar dem Schneider Ernst die fenster eingeschlagen und die frau hat, als ihr gesell sie bestohlen und darauf sich absentirt, seine Kappe in einen neuen haffen, den Sie ins Teufels nahmen solle gekauft haben, gekocht, um den Dieb wieder herbeyzubringen. Man hat hierauf nicht unterlassen, den Mann und sonderlich das Weib hart zu bestrafen, welche denn auch ihre Sünden erkannt und ihre Buß coram Consistorio bezeuget. (4. Juni 1722.)

Wurde in pleno resolvirt, daß wegen der großen unordnungen so bishero bey dem Neujahrssingen mit denen Jungen vorgegangen, künftighin solches singen eingestellet werden solle. (5. Juni 1729.)

Mannheim. Dr. W. Treutlein.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

Liesl Hanika-Otto, Sudetendeutsche Volksrätsel, 19. Band der Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde, Reichenberg 1930, 166 S.

Die Sammlung dieser Rätsel ist für unsere Wissenschaft wertvoll. Sie zeigt einmal, wie sehr deutsches Kulturgut sich fern vom Mutterlande durch Jahrhunderte erhalten hat, und wird Anregung dazu geben, die Rätsel nicht nur für die mündliche Volksüberlieferung, sondern auch für die Erforschung des Brauchtums auszuwerten. Ich habe dies in meinem Buch über deutsche Hochzeitsbräuche versucht und bin überzeugt, daß wir mit solcher Forschung an manchen Stellen urwüchsige germanische Haltung aufweisen können.

A. Haberlandt: Österreichische Kunsttopographie, Volkskunde des Burgenlandes, Hauskultur und Volkskunst, Verlag Rudolf Rohrer, Baden bei Wien 1935, 135 S., 1 Karte und 26 Abbildungen.

Haberlandt handelt über Siedlungsgeschichte, Ortsanlage, Ortsbild, Baustoff, Technik, Haus- und Gehöftformen, Gemeinschaftskultur, Volkskunst, Tracht, Volksbräuche verschiedener Gegenden Österreichs, in denen topographische Erhebungen gemacht worden sind. Da Haberlandt einer der besten Kenner der Volkskunst im deutschen Südosten ist, wird sein Werk vielen Forschern willkommen sein. Es kann warm empfohlen werden.

Misch Orend, Siebenbürger Sachsen, Eine Wesensschau. E. A. Seemann, Leipzig 1937, 131 S., 8 Bilder auf Tafeln.

Klar und großzügig wird hier das Wesen unserer Siebenbürger Sachsen geschildert. Orend schreibt über ihr Verhältnis zur Stadt, über das Dorfleben, die Gemeinschaft, Liebe, Ehe, Verwandtschaft, Geselligkeit, Humor, Rechtssinn, die letzten Dinge, Rasse und Temperament u. a. Man empfindet es dankbar, daß hier, abweichend vom üblichen Schema, die Schilderung eines deutschen Volkstums in lebhafter Darstellung von einem guten Sachkenner gegeben wird.

Heinrich Rèz, Bibliographie der deutschen Volkskunde in den Karpathenländern, 18. Band, 2. Heft der Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde, Reichenberg, Sudetendeutscher Verlag, Frz. Kraus 1934, 155 S.

Diese eingehende und übersichtliche Schriftenangabe wird von jedem Forscher dankbar begrüßt.

Ludwig Thoma, Meine Bauern, Sämtliche Bauerngeschichten, Verlag Albert Langen/Georg Müller, München 1937, 264 S.

Die Verehrer Thomas und jeder Deutsche, der Sinn für die urwüchsige Eigenart bayrischer Bauern hat, dankt dem Verlag, daß er diese Bauerngeschichten in einem so schmucken Bande vorlegt. Dem Volkskundler seien sie zum Studium und zur Erheiterung warm empfohlen.

C. Clemen, Fontes historiae religionis Germanicae, Walther de Gruyter, Berlin 1928, 112 S.

Es ist dankenswert, daß Clemen hier die griechischen und lateinischen Quellen zur germanischen Religionsgeschichte zusammenstellt. Wir begrüßen das Buch, wenn auch der Philologe allerlei Wünsche hat und nicht immer befriedigt ist.

Digitized by Google

Alpentrachten unserer Zeit, Begleitworte von Karl Wolf, Bilder von Marta E. Fossel, Verlag Styria, Graz, Leipzig, Wien 1937, 24 Tafeln mit einer Einleitung auf 38 Seiten und erklärendem Text zu den Tafeln.

Das hübsche Büchlein gewinnt die Gunst des Lesers schon durch seine schönen Bilder. Auf farbigen Tafeln werden die verschiedenen Trachten der Alpen in ihrer bunten Pracht vorgeführt. Der Text zeigt eine gute Einstellung zur Trachtenfrage, die der Wissenschaft und dem Leben gerecht wird.

Rudolf Much, Die Germania des Tacitus, Heidelberg, Carl Winter 1937, 464 S., 12 Tafeln, 1 Karte.

Rudolf Much hat in zahlreichen Aufsätzen über die Probleme geschrieben, die die Germania uns stellt. Diese Aufsätze sind in meiner Germaniaausgabe leicht zu übersehen. Hier gibt Much zum Text der Germania ausführliche Erläuterungen, die teilweise eine Wiedergabe früherer Arbeiten sind, teilweise neue Forschungen bringen. Wer sich mit der Germania des Tacitus eingehender beschäftigt, wird immer die auf gründlichen Kenntnissen und Forschungen beruhenden Anmerkungen Muchs beiziehen.

Julius Andree, Die Externsteine, eine germanische Kultstätte, Franz Coppenrath, Münster 1937, 67 S.

Wissenschafter und Laien danken dem Leiter der Grabungsarbeiten bei den Externsteinen für die übersichtliche und klare Darstellung der Probleme, die heute in Forschung und Schule überall besprochen werden. Wer das ausführliche Buch von Wilhelm Teudt, Germanische Heiligtümer, Beiträge zur Aufdeckung der Vorgeschichte, ausgehend von den Externsteinen, den Lippequellen und der Teutoburg (3. Aufl., Diederichs, Jena 1934) nicht durcharbeiten will, greife zur kleineren Arbeit Andrees, in der die vielerörterten Probleme einer der besterhaltenen germanischen Kultstätten soweit möglich geklärt sind.

Heinrich Marzell, Wörterbuch der deutschen Pflanzennamen, mit Unterstützung der preußischen Akademie der Wissenschaften unter Mitwirkung von Wilhelm Wißmann bearbeitet. Hirzel, Leipzig.

Die erste Lieferung dieses Werkes, das in 20—25 Heften erscheinen wird, von denen jedes 80 Seiten hat, ist in diesem Jahre herausgekommen. Sie macht einen sehr guten Eindruck. Marzell ist einer der besten Kenner der deutschen Pflanzennamen. Schon sein Name bürgt dafür, daß das Werk gediegen wird. Für die Volkskunde und Botanik ist es ein dringendes Bedürfnis.

Julius Wilde, Kulturgeschichte der rheinpfälzischen Baumwelt und ihrer Naturdenkmale, Verlag Thieme, Pfälzische Presse, Kaiserslautern 1936, 551 S. mit zahlreichen guten Bildern.

Wildes schönes Buch gibt einen wertvollen Beitrag zur Kulturgeschichte der Pfalz. Der Botaniker wird diese auf großer Sachkenntnis beruhenden Zusammenstellungen begrüßen, und der Volkskundler freut sich, daß bei den botanischen Erörterungen immer wieder die Volkskunde berücksichtigt ist. Wilde ist darin vielen seiner Fachgenossen voraus.

Wolfgang Schultz, Altgermanische Kultur in Wort und Bild drei Jahrtausende germanischen Kulturgestaltens, Gesamtschau, die Gipfel, Ausblicke, mit 234 Bildern und 112 Tafeln und 7 Karten im Text, J. F. Lehmann, München 1937, 4. Aufl., 143 S., geb. 7,50 RM.

Dieses vortreffliche Buch hat sich längst so bewährt, daß es keiner Empfehlung mehr bedarf. Es gibt einen ausgezeichneten Überblick über die germanische

Digitized by Google

Kultur und kann warm empfohlen werden. Leider hat der Verfasser das Erscheinen dieser Auflage nicht mehr erlebt, sein Tod ist für die Wissenschaft ein schwerer Verlust.

Niedersächsische Stickmustertücher für die NS.-Frauenschaft des Gaues Südhannover-Braunschweig bearbeitet von Siegfried Lehmann, Kusedruck, Hannover 1936, 2. Aufl., 31 S.

Dies mit zahlreichen Bildern versehene Büchlein gibt eine treffliche Einführung in die Schmuckgestaltung, wie sie in älterer und neuerer Zeit von deutschen Frauen gehandhabt wurde und gerade jetzt mit neuem Eifer aufgenommen wird. Möge das Heft vielen Frauen Anregung bringen!

Das Bild, Monatsschrift für das deutsche Kunstschaffen in Vergangenheit und Gegenwart, Herausgeber: Deutsche Kunstgesellschaft Karlsruhe, Hauptschriftleiter Prof. Hans Adolf Bühler, Verlag C. F. Müller, Karlsruhe i. B.

Diese Zeitschrift bringt weiten Kreisen unseres Volkes mit jedem Heft durch die schönen Bilder viel Freude. Vieles, was sonst wenig bekannt ist, wird in guten Abbildungen vorgeführt. Bühler sucht mit seiner Zeitschrift einer bestimmten Richtung der Kunst Geltung und Ansehen zu verschaffen.

Wilhelm Grau, Die Judenfrage in der deutschen Geschichte, Verlag Teubner, Leipzig 1937, 32 S. mit 8 Tafeln.

Der geschäftsführende Leiter der Forschungsabteilung Judenfrage des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands weist in dieser kleinen Schrift auf die Forschungsaufgaben hin, die durch die Juden der deutschen Geschichte gestellt sind. Da Entfremdungen des deutschen Volkes nicht von der Judenfrage zu trennen sind, geht die übersichtliche Schrift auch den Volkskundler an.

Alfred Pudelko und A. Ziegfeld, Kleiner deutscher Geschichtsatlas, Verlag Edwin Runge, Berlin-Tempelhof 1937, 48 S., 1 RM.

Die Geschichte Deutschlands wird in ihren Hauptentwicklungslinien von der frühesten Zeit bis heute in übersichtlichen Schwarz-Weiß-Karten vorgeführt. Die Zeichnungen sind gut und können wesentlich dazu beitragen, den Geschichtsunterricht lebendig zu machen.

Germanien, Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens. Herausgeber: Deutsches Ahnenerbe, Berlin und Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte, Detmold; Hauptschriftleitung: Dr. J. O. Plaßmann, Berlin. Verlag K. F. Köhler, Leipzig.

Diese gut ausgestattete Zeitschrift steht auf dem Standpunkt, den ich in der Oberdeutschen Zeitschrift für Volkskunde mehrfach betont habe, daß germanisch-deutsche Frühgeschichte und Volkskunde nicht von einander zu trennen sind. Sie bringt deshalb Beispiele aus beiden Forschungsgebieten und wird von uns Volkskundern als Weggenossin beim Erscheinen jedes Heftes mit Spannung erwartet. Die Aufsätze, die meist von der Frühgeschichte her unser Volkstum behandeln, geben unserer Wissenschaft reiche Anregungen.

Friedrich Meichle, Die Sprache der Weinbauern am Bodensee, Friedrichshafen 1936, Druck: Feyel, Überlingen, 72 S.

Auf einer Heidelberger Dissertation aufbauend und aus Jugenderlebnissen schöpfend gibt Meichle einen guten Überblick über die Sprache der Weinbauern seiner Heimat, über ihre Grundlagen und ihre Geschichte. Eugen Fehrle.

Digitized by Google

Alfred Wiedemann, Die Flurnamen von Bruchsal (Badische Flurnamen, im Auftrag des Badischen Flurnamenausschusses herausgegeben von Eugen Fehrle, Band II, Heft 1). Mit drei Karten im Text und zwei Tafeln. Heidelberg 1937, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 68 S.

Die vorliegende sorgfältige Schrift eröffnet glücklich — als dessen erstes Heft — den zweiten Band der Badischen Flurnamen, die Eugen Fehrle in Heidelberg im Auftrag des Badischen Flurnamenausschusses herausgibt. Dem schon im ersten Band bewährten Plan entsprechend (je sechs Orte zu einem Band zusammenzufassen und in jedem auch einzeln käuflichen Heft einen Ort zu behandeln) bringt das vorliegende Heft, das siebente in der Gesamtreihe, nach einem Überblick über die Quellen und einer gemarkungs- und ortsgeschichtlichen Einleitung die nach dem Abc geordnete Folge von 448 Bruchsaler Flurnamen; als Anhang folgt die Gemarkungsbeschreibung von 1551 sowie ein Paar sorgfältig gezeichneter Übersichtskarten, deren Zahlenhinweise sich mit der Zahlenfolge der 448 Flurnamen decken. Die Gemarkung Bruchsals führt in das Grenzgebiet der Hügel des Kraichgaus, der dem Sprachforscher ein „Lehmgau" ist, und nach Westen der Rheinebene, deren Gelände dort den verschieden gedeuteten Namen Bruhrain hat, vielleicht von den Resten eines alten Zuflusses des Rheins. Nur Namen erinnern heute noch an das früher vorherrschende Sumpfland des Bruchs, aus dem durch mehrfache Trockenlegung und Entwässerung eine überraschend große Acker- und Wiesenflur herauswuchs; ihr gegenüber tritt der Wald zurück. Die 448 Flurnamen geben dem Volkskunder, dem Geschichts- und Mundartforscher Anregungen genug, je unter besonderen Gesichtspunkten das bunte Bild der Namen und der Namengebung zu betrachten. Klingt z. B. in einem Namen wie Eisenhut die Geschichte des Bauernkrieges auf, so führen Namen wie Hagelkreuz, Steinernes Bild, Heiliger Nußbaum und wieder Unholdenbaum ins Bereich vorchristlicher und christlicher Volkskunde; ein Zeugnis ältester rheinischer Postgeschichte (1526) ist beispielsweise der Flurname „Bei dem Postbrückle". Man könnte sich die hier mitgeteilten Flurnamen im Anschluß an ihre Aufzählung recht wohl nach Gruppen gesondert angeordnet denken. Fesselnd wäre es auch, hier begegnende rechtsrheinische Flurnamen mit ihren linksrheinischen offensichtlichen Gegenstücken zu vergleichen. Doch das sind Aufgaben, zu denen die vorliegende Sammlung jeden Benützer selber reizen mag. Vielleicht lockt dies auch zu weiterer Mitarbeit im Dienste des Badischen Flurnamenausschusses (Heidelberg, Deutsches Haus der Universität), der seine Absicht, jedem badischen Landstrich sein Flurnamenbuch zu schenken, nur bei immer regerer Mithilfe aus allen Kreisen des Landes erreichen kann; die stille und unermüdliche Arbeit, die hier schon so viele einzelne Sammler geleistet haben, kommt dann schließlich zu Recht und Ehren. Geschlossene Arbeiten liegen bekanntlich im Druck bereits vor für die Orte Gutmadingen (Amt Donaueschingen), Hildmannsfeld (Amt Bühl), Freiburg i. Br., Wartenberg (Amt Donaueschingen), Rinklingen (Amt Bretten) und Diersheim (Amt Kehl) — also Orte aus Süd-, Mittel- und Nordbaden. Soll das ganze Werk gelingen, wird für weitere Mitarbeiter noch genug zu tun übrig bleiben.

Heidelberg. Albert Becker.

Das Bauerntum in der deutschen Dichtung unserer Zeit. (Die deutsche Dichtung unserer Zeit, I. Teil, erstes Buch.) Von Arno Mulot. Stuttgart 1937, J. B. Metzler. VII, 80 S., geh. 2,85 RM.

Der Verfasser, dem wir das literargeschichtliche Werk „Frühdeutsches Christentum" verdanken, leitet mit vorliegender Schrift eine Darstellung der deutschen Dichtung unserer Zeit ein, die in Einzeldarstellungen nach Art des vorliegenden

Digitized by Google

Teiles (I 1) den Soldaten und den Arbeiter in der deutschen Dichtung unserer Zeit (I 2 und 3), Volk und Reich (II) und eine deutsche Welt- und Gottschau (III) umfassen und dann als Ganzes sich zusammenschließen soll. Der Verfasser will zwischen den volksdeutschen Dichtern unserer Zeit und dem deutschen Volke vermitteln, indem er die entscheidenden völkischen Gestalt- und Gebildezusammenhänge zur Grundlage und zum Ausgangspunkt seiner neuartigen Darstellungsweise macht. Bei dieser Art der Ordnung erscheint der einzelne Dichter je nach dem Sinnzusammenhang der einzelnen Werke vielleicht an verschiedenem Ort, aber am Ende wird doch das Bild des Dichters aus den verschiedenen Betrachtungen in seiner besonderen Art hervortreten. Im vorliegenden Teil I 1 geht es dem Verfasser um die Gestalt des Bauern und seine völkische Bedeutung. Von der Bauerndichtung der deutschen Vergangenheit, die ein knapper, aber wesentlicher Überblick einleitend erschließt, bis hin zu den Folgen des Weltkriegs für das deutsche Bauerntum spannt der Verfasser in überzeugender Darstellung einen weitgedehnten Bogen und läßt dabei den Daseinskampf des Bauerntums, das Wesen des bäuerlichen Menschen, die bäuerliche Familie, das Dorf, das Bauerntum in seiner rassischen und geschichtlichen Wirklichkeit lebendig erstehen.

Heidelberg. Albert Becker.

Hans F. K. Günther, Herkunft und Rassengeschichte der Germanen, mit 177 Abbildungen und 6 Karten. J. F. Lehmann, München, 1935, 180 Seiten.

G. gliedert sein Buch in folgende Abschnitte: 1. Die Wurzeln des Germanentums in der Jungsteinzeit, 2. Die leiblichen Merkmale der Germanen, 3. Die Rassen- und Erbgesundheitspflege der Germanen und ihr Ursprung aus der germanischen Frömmigkeit, 4. Die Auflösung der germanischen Rassenpflege durch das mittelalterliche Christentum.

Das Buch führt in wesentliche Grundlagen der Gestaltung unseres Volkstums ein. Günther versteht es, Hauptzüge herauszustellen und gibt daneben in vielen Bemerkungen Hinweise und Anregungen, die zum Weiterarbeiten locken.

Eugen Fehrle.

Kurt Hegele, Die Flurnamen von Göppingen, Großeislingen, Krummwälden, Kleineislingen, Holzheim, Sankt Gotthardt, Heiningen, Bezgenriet und Lebenhausen in ihrer sprachlichen und wirtschaftsgeschichtlichen Bedeutung. Stuttgart-Feuerbach, 1934, E. Weber's Buchdruckerei. 84 S. und eine Karte.

Der im Druck erschienene Auszug aus Hegeles Tübinger Dissertation vom Jahre 1932 behandelt nur die Flurnamen der Orte Großeislingen, Krummwälden und Kleineislingen. Die Arbeit ist straff gegliedert: Im ersten Teil werden die Flurnamen mit ihren alten Namensformen vorgeführt, unterschieden danach, ob sie heute noch im Gebrauch sind, oder ob sie aus geschichtlichen Quellen wieder hervorgeholt sind. Erfreulich ist die vorsichtige Zurückhaltung des Verfassers bei den Namendeutungen. Der zweite Teil untersucht die Flurnamen daraufhin, was sie uns für wirtschaftsgeschichtliche Aufschlüsse zu geben vermögen. Für jeden Ort werden nach einer kurzen geschichtlichen Vorbemerkung die heutigen Flurverhältnisse besprochen, dann die Abweichungen der neuzeitlichen Nutzungsweise von der Bedeutung der Flurnamen und zusammenfassend das älteste erschließbare Flurbild der Markung gekennzeichnet. Diese Betrachtungen führen zu dem Ergebnis, daß die heutigen drei Markungen ursprünglich zu einer Eislinger Gesamtgemarkung gehört haben: Krummwälden wurde von Großeislingen aus angelegt, nachdem sich Kleineislingen schon sehr früh, vor 1375, losgelöst hatte. Die geschichtlichen Quellen wissen nichts von einer solchen Einheit der beiden Eislingen, die Flurnamen-

Digitized by Google

forschung vermag hier der Geschichtsforschung wichtige siedlungskundliche Ergebnisse zu gewinnen.

Die Arbeit macht einen gediegenen Eindruck. Ihr Hauptwert liegt in der ständigen Beachtung der Boden- und Flurverhältnisse und in der Auswertung der Flurnamen für die Siedlungskunde.

Heidelberg. Dr. Gerhart Streitberg.

Eduard Hollerbach, Leitgestalten der Volkskunst im indogermanischen Bereich. Köln, 1937.

Unter der Literatur, die auf dem Gebiet der Sinnbildforschung erschienen ist, verdient das gegenüber anderen Veröffentlichungen so anspruchslos erscheinende Werkchen von Hollerbach ganz besondere Beachtung. Und das aus zwei Gründen: Hollerbach bemüht sich um eine streng wissenschaftliche und sachliche Herausarbeitung eines Motivs von augenscheinlich sinnbildlicher Bedeutung, ohne durch einen verfrühten Deutungsversuch dessen Inhalt bereits festzulegen — diese Art der Behandlung läßt Hollerbachs Arbeit so erfreulich erscheinen. Und zweitens bringt die Untersuchung tatsächliche wissenschaftliche Ergebnisse, die für die Sinnbildforschung einen wesentlichen Beitrag bedeuten können.

Hollerbach führt zunächst in die Sinnbildforschung einen neuen Arbeitsbegriff ein durch die Unterscheidung sogenannter „Leitgestalten" von „starren" Sinnbildern — wie er es bezeichnen möchte. Unter „starren" Sinnbildern versteht Hollerbach den Fünfstern, die Gestalten des Kreuzes, „in gewisser Weise auch das Hakenkreuz". Mit „Leitgestalt" will Hollerbach ein Sinnbild kennzeichnen, das in seinen einzelnen Wiedergaben sich in der verschiedenartigsten Weise voneinander unterscheiden kann, denen aber trotz dieser Verschiedenartigkeit eine Grundidee, gleichsam ein Urbild, zugrunde liegt und hinter denen entsprechend auch die gleiche inhaltliche geistige Bedeutung steht. Ein Beispiel für eine solche Sinnbilderscheinung ist die so verschiedenartige Darstellung des „Lebensbaums".

Hollerbach stellt sich nun in seiner Arbeit die Aufgabe, eine solche Leitgestalt in ihrer Verbreitung zu verfolgen und ihre Herkunft zu untersuchen. Dieser Weg führt ihn in den Stoffkreis der gesamten Kunst hinein, d. h. in den Bereich, in dem „Hochkunst" und „Volkskunst" noch aus den gleichen Vorstellungen schöpfen.

Die von Hollerbach untersuchte Leitgestalt ist die allgemein als „Irminsul" bezeichnete und bekannte Gestalt auf dem Flachrelief der Externsteine. Von ihrem Bild ausgehend verfolgt Hollerbach solche Motive, die ihr im Wesen irgendwie gleichzuordnen sind, und er findet deren im Denkmälerkreis der romanischen Zeit eine Menge. Hollerbach wird dann zurückgeführt in den Bereich der Völkerwanderung und unterscheidet hier von der germanischen Gruppe eine iranisch-sassanidische Gruppe, die ihn wieder auf innerasiatische Gruppen verweist. Er entdeckt die gleiche Leitgestalt im magyarischen Kulturkreis und kann außerdem eine avarische Gruppe zusammenfassen.

In einem dritten, großen Abschnitt gibt Hollerbach einen Überblick über das Vorkommen der behandelten Leitgestalt im sakischen Denkmälerkreis, um im vierten die Funde der Mittelmeerländer zu untersuchen.

Die endgültige Festlegung sowohl des Ursprungs wie der Bedeutung dieser als „Baum"-Idee zu kennzeichnenden Leitgestalt bleibt offen. Es ist jedoch von unbestreitbarem Wert gerade zur Erschließung dieses so oft angeführten Motives der sogenannten Irminsul nunmehr durch Hollerbachs Arbeit eine so geschlossene Übersicht der mannigfaltigen Wandelgestalten des einen Urbildes, methodisch geordnet, vorliegen zu haben — und es ist geradezu zu begrüßen, daß der Verfasser lieber vorsichtig auf verfrühte Folgerungen verzichtet, anstatt dort zu deuteln, wo Endgültiges tatsächlich vorläufig noch nicht zu sagen ist. Schade nur, daß die Ar-

Digitized by Google

beit dadurch für die Öffentlichkeit der Wissenschaft zunächst unfruchtbar bleibt als die mit nahezu 200 Nummern aufgeführte Sammlung der Belege nur in einer kleinen Auswahl von 30 Bildwiedergaben vorgelegt wird.

Heidelberg. Dr. Werner Haverbeck.

Egerländer Volkslieder, herausgegeben von Gustav Jungbauer, Bilder von Toni Schönecker. Walter de Gruyter, Berlin, 1932, 86 S.

Dieses schmucke Bändchen ist eine schöne Zierde der „Landschaftlichen Volkslieder", die der Verband deutscher Vereine für Volkskunde mit Weisen und Lautenbegleitung herausgibt. Die Herausgabe ist wissenschaftlich einwandfrei. Dafür bürgt der Name Jungbauer. Für den Sprachwissenschafter bietet das Bändchen manchen wertvollen Beleg. Mögen diese deutschen Lieder aus dem Egerland auch bei uns im Reich die ihnen gebührende Beachtung finden.

Richard Wolfram, Deutsche Volkstänze. Bibliographisches Institut, Leipzig, 1937 (Meyers Bild-Bändchen), 40 S. und 44 Bilder auf Tafeln.

Wolfram gibt eine übersichtliche Darstellung der Volkstänze in vier Abschnitten: 1. Tänze, die in alten Glaubensvorstellungen wurzeln, 2. Geselligkeitstänze, 3. Nachahmende, Scherz- und Geschicklichkeitstänze, 4. Werbetänze. Wolfram ist einer der besten Kenner des Volkstanzes, er kann deshalb aus dem Vollen schöpfen. Die Bilder sind aus dem Leben genommen, schön und lehrreich.

Paul Göttsching, Justus Mösers Entwicklung zum Publizisten (Mösers Schrifttum 1757—1766, Frankfurter Quellen und Forschungen zur germanischen und romanischen Philologie, herausgegeben von E. Lommatzsch, H. Naumann und Franz Schultz), Diesterweg, Frankfurt a. M., 1935, 62 S.

Möser suchte das, was er sich an Einsicht in das deutsche Volkstum erarbeitet hatte, am Ort seiner Wirkung, in Osnabrück ins Leben umzusetzen. Deshalb lag es ihm nahe, publizistisch tätig zu sein. Die vorliegende Schrift gibt nicht nur im engeren Sinne eine Entwicklung Mösers zum Publizisten, sondern schildert ein gutes Stück aus dem Leben dieses hochstehenden, auch für uns heute wieder bedeutenden Mannes.

Handwörterbuch des deutschen Märchens, herausgegeben unter Mitwirkung von J. Bolte, von Lutz Mackensen, 2. Band, Walter de Gruyter, Berlin, 1934 ff.

Die mir vorliegenden sechs Lieferungen dieses Bandes zeigen dieselbe Gediegenheit wie der erste Band. Das Werk ist dem Märchenforscher unentbehrlich, dem Lehrer ein gutes und bequemes Hilfsmittel. Dem Volkskunder und Philologen leistet es in mehrfacher Hinsicht gute Hilfe: es unterrichtet neben der Märchenforschung über Volksglauben, kulturgeschichtliche Probleme, deutsche Eigenart und ihre Überfremdung und ist auch für einige Grenzgebiete unserer Wissenschaft nützlich. Den einzelnen Ausführungen sind reiche Angaben über das einschlägige Schrifttum beigefügt. Das Werk kann demnach vielseitig empfohlen werden.

Friedrich Behn, Altnordisches Leben vor 3000 Jahren, mit vierzig Bildtafeln und einer Einführung, J. F. Lehmann, München, 1935.

Schöne Bilder altnordischer Kultur werden hier vorgeführt und kurz sachgemäß erläutert.

Gertrud Fink, Ludwig Finckh, Leben und Werk, mit 8 Abbildungen. Franz Heine, Tübingen, 1936, 111 S.

Unser Dichter Ludwig Finckh ist deutsch bis ins Mark, deutsch in seiner Kraft und Festigkeit, deutsch in seiner Gemütstiefe, deutsch in seinem Schönheitssinn,

Digitized by Google

deutsch in Liebe und Leben, überall wo mans anfaßt. Wer ihn kennt, liebt ihn. Deshalb begrüßen wir es von Herzen, daß in dem vorliegenden Büchlein von seinem Leben und Wirken mit warmer Anteilnahme und ruhiger Sachlichkeit erzählt wird. Möge das Büchlein in viele Hände kommen! Es wird überall Freude machen.

Vom Trompeter zum Ekkehard, Scheffels Briefe ins Elternhaus 1853—55, im Auftrage des Deutschen Scheffelbundes eingeleitet und herausgegeben von W. Zentner. Konkordia A.-G., Bühl (Baden), 88 S.

Mit Spannung liest man diese lebhaft geschriebenen Briefe Scheffels. Sie geben eine gute Vorstellung vom Seelenleben des Dichters. Besonders sein inniges Verhältnis zur Mutter tritt schön in Erscheinung. Zudem erhalten wir gute Einblicke in das Kulturleben jener Zeit.

Volkskundliche Bibliographie für die Jahre 1927, 1928, 1929/30, 1931/32, im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde mit Unterstützung von E. Hoffmann-Krayer herausgegeben von Paul Geiger. Walter de Gruyter, Berlin. (Die Bände sind für einzelne Jahrgänge oder zwei Jahre zusammengefaßt, wie oben bezeichnet, für sich erschienen und einzeln käuflich.)

Immer wieder muß betont werden: diese Bibliographie ist für Forscher und Lehrer der Volkskunde ein unentbehrliches Hilfsmittel. Sie ist mit einer erstaunlichen Vielseitigkeit und guter Ordnung bearbeitet und spart deshalb jedem, der forschen oder auch nur nachschlagen will, sehr viel Zeit. Daß jeder Forscher sie zur Hand nehmen muß, ist wohl in den letzten Jahren zu einer Selbstverständlichkeit geworden. Doch sollte die Bibliographie auch in Schulen nicht fehlen. Wo kleinere Schulen sie nicht anschaffen können, müßte man sie in einem Schulverband halten und den einzelnen Lehrern die Möglichkeit der Benutzung verschaffen.

Hoffmann-Krayer, der die Bibliographie im Anfang geleitet hat und sie bis jetzt betreute, hat nun die Augen für immer geschlossen. Seine Gewissenhaftigkeit und sein starkes Verantwortungsbewußtsein wird aber in der Bibliographie weiterleben, und neben dem Herausgeber Paul Geiger wird auch der übrige Mitarbeiterstab aus den verschiedensten Ländern dem wichtigen Werke treu bleiben.

Die Bibliographie enthält nicht nur Angaben über deutsche Volkskunde, sondern umfaßt alle Länder der Welt. Wir Deutschen können stolz sein, daß dies gründliche Werk bei uns erscheint.

A. Göhringer, Heimatkundlich-geologische Beobachtungen auf dem Schwarzwaldhöhenweg West (I) von Pforzheim bis Basel, mit einer Einführung in die Geologie der drei Höhenwege, mit 89 Abbildungen und Profilen (Geologisch-geographische Wanderungen im Schwarzwald, herausgegeben von Schneiderhöhn, 2. Heft), Konkordia A.-G., Bühl (Baden), 1936, 202 Seiten.

Volkskunde und Geologie haben mannigfache Beziehungen zu einander. Mehrfach kann der Geologe Antwort geben, wenn wir nach Verschiedenheit der Siedlung und des Volkstums fragen. Göhringer kann auf manche solcher Fragen Bescheid geben. Außerdem hat es einen eigenen Reiz, unseren schönen Schwarzwald von der Höhe herab mit den Augen des Geologen zu betrachten. So kann das gut ausgestattete Buch warm empfohlen werden. Eugen Fehrle.

Alle Rechte vorbehalten. — Die Verantwortung für die einzelnen Beiträge tragen die Verfasser, für die Gesamthaltung der Zeitschrift die Schriftleitung. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: J. Apel, Bühl i. B. Druck und Verlag: Konkordia A.-G., Bühl i. B. (Direktor W. Beser). — Auflage dieser Ausgabe 1000.

Digitized by Google

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde
Herausgeber: Universitätsprofessor Dr. Eugen Fehrle, Heidelberg, Leopoldstraße 5

3. Heft 11. Jahrgang 1937

Die volkskundliche Lehrschau der Universität Heidelberg.

Von **Prof. Dr. Eugen Fehrle**, Heidelberg.

Mit der Lehrstätte für deutsche Volkskunde[1] an der Universität Heidelberg ist eine „Volkskundliche Lehrschau" verbunden, d. h. eine Sammlung von Gegenständen und Bildern, die eine Anschauung von unserem Volkstum übermitteln soll. Da Volkstum der Inbegriff unserer seelischen Erbmasse, unserer Eigenart ist, kommt es nicht darauf an, wie bei den meisten sogenannten Heimatmuseen, daß die Gegenstände volkstümlich sind, sie müssen völkisch sein, d. h. Zeichen unserer Eigenart.

Eine Lehrschau der Universität will zunächst dem Universitätsunterricht dienen. Weiterhin zeigt in einer solchen Einrichtung die Universität ihre Verbundenheit mit dem Volksganzen. Die Lehrschau wird viel besucht von den Schulen in Heidelberg und Umgebung, von Parteiformationen zur weltanschaulichen Schulung und von Einzelpersonen.

Was gibt es da zu sehen? Kein Museum mit einem bunten Allerlei von Gegenständen, die man gerade noch in Truhen und Kästen aus der Großmutterzeit gefunden hat. Die Gegenstände sind nach bestimmten Gesichtspunkten ausgesucht: zunächst treffen wir Sonnensinnbilder, dann den Lebensbaum und das Lebenslicht. Überall gehen wir vom Brauch aus. Denn er steht am Anfang. Aus ihm ist das Sinnbild genommen und der Mythos. Das Sinnbild ist der „anschaubare Urbegriff des Mythos"[2]. „Der echte Mythos ist allemal Ursprungsgeschichte zum Zwecke der Sinndeutung und der Weltbildgestaltung" (Krieck).

[1] So heißt das „Institut" der Universität, das nach alter Art „Volkskundliches Seminar" heißen müßte. Ich habe dafür die Bezeichnung „Lehrstätte" gewählt. Vorausgesetzt ist dabei selbstverständlich, daß diese Stätte der Forschung ebenso dient wie der Lehre. Aber die Lehre muß für uns Hochschullehrer im Vordergrund stehen. Daß an einer Hochschule die Lehre auf der Forschung aufbaut, ist selbstverständlich. Je mehr sie unmittelbar an eigene Forschung des Hochschullehrers anschließt, desto lebensvoller ist sie meistens. — Die Gegenstände der Lehrschau gehören größtenteils der v. Portheimstiftung, teilweise auch der Lehrstätte, teilweise dem Badischen Ministerium des Kultus und Unterrichts.

[2] Vgl. Krieck, Völkisch-politische Anthropologie 3 (1938), 80.

Digitized by Google

Man muß sich aber nur nicht etwa vorstellen, der Brauch sei eine rationale Erfindung und mythische Haltung gehöre erst einer späteren Entwicklung an. Der kultische Brauch, der lebend in einem Volke geworden und nicht etwa durch ein Dogma von außen hereingebracht ist, kann nur aus einer mythischen Anlage und Haltung entsprungen sein. Darum ist er auch bei den verschiedenen Völkern von besonderer Art. Aus ihr entwickelt sich das Bewußtsein und der Mythos als Deutung und Erzählung.

Solche Bräuche und Sinnbilder sollen in unserer Lehrschau dazu führen, daß uns die germanische Urvorstellung vor Augen tritt, die der Buntheit und Vielheit zugrunde liegt. Aus ihr wollen wir die Eigenart unserer Vorfahren erkennen und daran unsere Zeit und Art messen und in ihrem Wesen erfassen. Solches Schauen und Wissen soll dann zur Kraft werden und unsere Weltanschauung festigen und gestalten helfen.

Wer Weltanschauung nur auf Gesinnung aufbauen will und nicht zugleich auf Bewußtsein, das den Willen stärkt, wird bei jedem größeren Sturm Schiffbruch leiden. Wir müssen ein Wissen und Bewußtsein unserer Art haben. Deshalb habe ich in anderen Abteilungen der Lehrschau Längsschnitte durch unsere Kultur gegeben: wir sehen germanisch-deutschen Hausbau von der Frühzeit bis heute, sehen die hohe Kultur, die allezeit und überall unserem Volke eigen war, und erkennen eine fortlaufende stetige Entwicklung.

Eine andere Abteilung zeigt Frühlingsbräuche, besonders bei der alamannischen Fasnacht, die ihnen zugrunde liegende Haltung, ihre Überfremdung und Umgestaltung und daneben die germanischen Urbestände, die sich trotz aller Überschichtung rein erhalten haben.

Doch ich will nicht durch die ganze Lehrschau führen.

Die Schau im ganzen vermittelt uns Erkenntnis germanischer Art, wir finden Zuversicht und Glauben an die währende Dauer und ewige Erneuerung des Lebens als Grundzug germanischer Gottverehrung, in uns wächst der Stolz auf unsere Art, aus ihm entsteht Wille und Leidenschaft mitzuhelfen am Aufbau einer arteigenen Kultur und Weltanschauung. Das sind vornehmste Erziehungsaufgaben der Volkskunde.

Digitized by Google

Germanische Bauernart.

Von **Prof. Dr. Richard Hünnerkopf**, Heidelberg[1].

„In dem Bauernstande allein noch", sagt Wilhelm Heinrich Riehl[2] um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, „ragt die Geschichte alten deutschen Volkstums leibhaftig in die moderne Welt herüber ... alle anderen Stände sind aus ihren ursprünglichen Kreisen herausgetreten, haben ihre uralten Besonderheiten gegen die ausebnende allgemeine Zivilisation dahingegeben, die Bauernschaft dagegen besteht ... noch in gar knorriger Eigenart als ein trutzig selbständiges soziales Gebilde. Die bäuerlichen Zustände studieren, heißt Geschichte studieren, die Sitte des Bauern ist ein lebendiges Archiv. ein historisches Quellenbuch von unschätzbarem Wert". Wenn wir demgemäß im Bauerntum den durch die Jahrhunderte beharrenden Kern deutschen Volkstums erkennen, so dürfen wir hier noch am ehesten hoffen, manches zu finden, was in seiner Eigenart in die Zeit unserer germanischen Vorfahren weist. Den bäuerlichen Alltag der altgermanischen Zeit erblicken wir in allen Einzelheiten in der isländischen Saga. Vieles entfernt uns ja allerdings vom alten Island, und am weitesten rücken die Bauern jener Zeit von unserm Bauernstand dadurch ab, daß sie immer zugleich auch Krieger sind, obwohl der isländische Staat keine Kriege geführt hat, aber in der Jugend fahren sie als Wikinger aus oder treten in das Gefolge eines Fürsten ein, zu Hause blüht ein reiches Fehdewesen, so daß der Bauer jederzeit gewärtig sein muß, die Waffe zu führen, wie denn überhaupt der deutsche Bauernstand in politischer und sozialer Hinsicht vor allem dadurch viel an Lebenskraft eingebüßt hat, daß er über tausend Jahre nicht im Heere dienen konnte und durfte[3]. Dennoch sind die Ähnlichkeiten groß genug, die sich zwischen altisländischem und deutschem Bauerntum ergeben: das Leben in Haus, Hof und Familie, die Stellung der Frau, die des Gesindes, die Bedeutung der Sippe, das ganze Gemeinschaftsleben — dies alles zeigt unverkennbare Verwandtschaft[4]. Und diese erkennen wir nicht nur in der

[1] Erweiterte Fassung eines Vortrags, gehalten auf der Tagung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Gotha 1937.

[2] Die Bürgerliche Gesellschaft, 35.

[3] Max Rumpf, Deutsches Bauernleben, 170; R. Hünnerkopf, Krieger und Bauer — Stadt und Land (Oberd. Zeitschrift für Volkskunde, 9, 1935, 66 ff.).

[4] R. Hünnerkopf, Die isländische Saga und die deutsche Volkskunde (Oberd. Zeitschrift für Volkskunde, 8, 1934, 39 ff.); Gemeinschaftsleben und Geselligkeit im alten Island und im deutschen Bauerntum (Niederd. Zeitschrift für Volkskunde, 8, 1934, 197 ff.).

Digitized by Google

äußeren Formung und Sitte, sondern auch im inneren Wesen dieser Bauern. Mit Recht hat man gesagt, daß das Vorsichtige, Mißtrauische und Bedächtige, das Zähe, Überlegsame und Nüchterne des deutschen Bauern ein Erbteil germanischer Art sei[5]. Wenn wir nun aber wagen, von einer durchgehenden germanischen Bauernart zu reden, so müssen wir vor allem unser Augenmerk darauf richten, wie sich das Bauerntum mit dem großen Umbruch abgefunden hat, der von der altgermanischen Zeit ins deutsche Mittelalter hinüberführt. „Christentum und Staatsbürgertum, diese beiden Mächte rücken uns vom alten Germanen ab[6]." Das Christentum bringt eine ganz neue Religion und damit eine neue Sittlichkeit, der neue Staat eine Obrigkeit und ein Rechtswesen, die die Selbsthilfe des einzelnen stark beeinträchtigen. Wir können hier nicht im einzelnen darstellen, wie der neue Glaube sich mit dem alten auseinandersetzen mußte, auch nicht die Entwicklung des Staats und des Rechts bis in unsere Zeit, von den Weistümern, die noch germanisches Empfinden zeigen, über das römische Recht zum Juristenrecht, das mehr oder weniger bis in unsere Tage gegolten hat, wo wir endlich dabei sind, wieder ein Volksrecht zu schaffen. Wir wollen lediglich untersuchen, wie weit die innere Einstellung des deutschen Bauern zu religiösen, sittlichen und rechtlichen Fragen noch einen germanischen Wesenskern zeigt.

Die Stellung des Bauern zu seiner Gottheit muß man aus seinen weltlichen Verhältnissen heraus verstehen. Auf den Verkehr mit seinen Verwandten, Freunden und Nachbarn ist er angewiesen. Er leistet ihnen gerne Hilfe, wenn es nötig ist, nimmt auch ihre Hilfe an, wenn er sie braucht; auf beiden Seiten herrscht aber die stillschweigende Voraussetzung, daß Gleiches mit Gleichem vergolten werden muß[7]. Und so, wie die Bauern ihre Rechte und Pflichten scharf gegeneinander abzuwägen wissen, tun sie es auch dem Herrgott gegenüber[8]. Die Erfüllung der Pflichten gegen die Gottheit verpflichtet diese wiederum, da einzutreten, wo die menschliche Kraft nicht ausreicht. Der Gedankengang ist dann etwa der: „Gott wird sich doch nichts schenken lassen wollen, ohne wieder etwas zu geben, denn das tun wir ja nicht mal[9]." Dieser starke Sinn des Bauern für Gerechtigkeit und Gesetzesmäßigkeit spricht sich deutlich aus in der Art, wie nach den Aufzeichnungen eines evangelischen Landpfarrers aus dem Jahre 1595 eine württembergische Gemeinde die 5. Bitte des Vaterunsers zu beten pflegte: „Gib uns unser Schuld, wir geben unser Schuld." Das kann doch nur heißen: „Gott soll geben, was er uns schuldig ist, wir geben ihm ja, was wir ihm schuldig sind[10]." Und so kommt es eben auch einmal vor, daß der Bauer gegen Gott

[5] A. Heusler, Altgermanische Sittenlehre und Lebensweisheit (Nollau, Germanische Wiedererstehung, 179); F. v. d. Leyen, Die Welt der Sitte bei den alten Germanen (Volksspiegel, 1, 1934, 13).

[6] Heusler, 160.

[7] H. Gebhardt, Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre, 213.

[8] A. Lämmle, Vom Adel des Bauerntums (Oberd. Zeitschrift für Volkskunde, 8, 1934, 47).

[9] Frau Pfarrer Witzig-Malo (Evangelische Freiheit, 13, 1913, 74).

[10] P. Drews, Religiöse Volkskunde (Hessische Blätter für Volkskunde, 1, 1902, 28 f.).

Digitized by Google

sich auflehnt, wenn er glaubt, daß er ihm das Schuldige nicht gegeben. Als einem Bauer, der täglich in seiner eigenen Kapelle die Gebetszeiten läutete, eine Viehseuche fast den ganzen Stall leerte, riß er das Glockenseil herunter mit den Worten: „Ist das der Dank? 25 Jahre habe ich geläutet[11]."

Das gleiche Bild ergibt sich bei einer Betrachtung der Saga. Das Schenken spielte da eine große Rolle, aber die Gegengabe wird als etwas Selbstverständliches erwartet, und zwar genau in der gleichen Höhe. Bezeichnend ist da eine Stelle in der Njalssaga (Kap. 134). Flosi schenkt dem Bauer Hallbjörn, bei dem er auf der Fahrt zum Thing einkehrt, einen Geldbeutel. Dieser entgegnet, Flosi schulde ihm doch keine Geschenke; „doch möchte ich wissen, womit du willst, daß ich dir lohne". Tatsächlich wünscht Flosi etwas, nämlich den Beistand des Bauern in seinem Handel. In gleicher Weise gestaltet sich das Verhältnis zur Gottheit. Hrafnkel hat sich von seinem Vater sein Erbe auszahlen lassen und sich einen eigenen Hof gebaut. Und nun heißt es weiter: „Sobald aber Hrafnkel sich in Adelsfarm festgesetzt hatte, da fing er mächtig an zu opfern. Er ließ einen großen Tempel bauen. Keinen Gott liebte er mehr als Frey, und ihm schenkte er von allen seinen besten Besitzstücken die Hälfte[12]." Wohlgemerkt: er fängt erst mächtig an zu opfern, als er sich eine eigene Wirtschaft gegründet hat und zu Reichtum, Macht und Ansehen gelangen will, wozu er die Hilfe des Gottes braucht. Für die vielen Geschenke, die er ihm gibt, kann er etwas verlangen. Als er später von seinem Hofe vertrieben und sein Tempel verbrannt ist, da gibt er das Opfern auf und erklärt, den Göttern nicht mehr vertrauen zu wollen[13]. Der Gott hat ihn enttäuscht, er hat ihm nicht das gegeben, was er ihm schuldig war. Diese Forderung der Gegenseitigkeit, auch der Gottheit gegenüber, geht so weit, daß ein zu großes Opfer als Unbescheidenheit aufgefaßt werden kann, denn wer viel gibt, verlangt auch viel. So heißt es in dem großen Sittengedicht der Edda, den Havamal (145): „Besser nichts erfleht, als zu viel geopfert; auf Vergeltung die Gabe schaut; besser nichts gegeben, als zu Großes gespendet."

Nun hat man aber öfters gesagt, dieses Gegenseitigkeitsverhältnis des deutschen Bauern zur Gottheit sei alttestamentlich, und man hat auf die Stelle im 2. Buch Mose (9,5) verwiesen, wo der Herr mit seinem Volk einen Bund gründet, der auf Gegenseitigkeit aufgebaut ist[14]. Wenn hier nun Alttestamentliches und Altgermanisches zusammenzutreffen scheinen, so bedarf es wohl kaum einer besonderen Betonung, daß der innere Abstand groß genug ist. Um nun die Frage: alttestamentlich oder altgermanisch? klar entscheiden zu können, müssen wir die Stellung des Bauern zur Gottheit noch einmal näher betrachten. Der Bauerngott ist im wesentlichen Wetter- und Fruchtbarkeitsgott, der Herr, der Regen, Sonne, Sturm und

[11] J. Weigert, Religiöse Volkskunde, 19.

[12] Hrafnkelssaga, Kap. 2.

[13] Ebenda, Kap. 7.

[14] P. Glaue, Das kirchliche Leben der evangelischen Kirche in Thüringen (Evang. Kirchenkunde, 5. Teil), 352; M. Schian, Das kirchliche Leben der evangelischen Kirche der Provinz Schlesien (ebenda, 2. Teil), 270; L. Mackensen, Volksreligion und Religion im Volke (Schweiz. Archiv f. Volksk., 27, 1927, 166 f.).

Digitized by Google

Windstille schickt. In der Reykdoelasaga (Kap. 7) hören wir, daß in einem harten Winter die Bewohner des Rauchtals bei dem Tempel ihres Bezirks sich versammeln, um ein Gelübde zu tun, daß das Wetter sich bessere. Es ist genau dasselbe, wenn im Jahre 1893 im Vogelsberg wegen furchtbarer Dürre besondere Gottesdienste eingerichtet wurden, die dann überaus zahlreich besucht waren[15]. Nun weiß der Bauer aber sehr genau, daß die Landwirtschaft durchaus nicht allein durch Werke der Frömmigkeit gedeiht. So trefflich und lebenswahr auch Peter Rosegger seine steirischen Bauern geschildert hat, wo er auf religiöse Fragen kommt, neigt er etwas zu überlegenem Spott. Er berichtet von einem Bauern, der dem Pfarrer klagt: „Ich sehs schon, das Beten hilft auch nichts. Ist denn das ein Weizen?" „Aber lieber Freund", sagt der Pfarrer, „Ihr habt ja gar nicht gedüngt!" „Ja", ruft der Bauer, „wenn ich Mist hätt, brauchet ich den Herrgott nit". Wenn diese Geschichte wahr ist, dann zeugt sie jedenfalls nicht von echt bäuerlicher Gesinnung. Die liegt vielmehr in dem Wort des niedersächsischen Bauern: „Düchtig Meß ünner, denn helpt dat Beden ok[16]." Von Hrafnkel, der auf die Hilfe des Gottes Frey baut, heißt es ausdrücklich, daß er ein guter Wirtschafter war. Der Bauer muß sich genau an die Jahreszeiten halten und seine Arbeit rechtzeitig und gewissenhaft besorgen; er erwartet allerdings, daß der Herrgott auch mit Regen und Sonnenschein sich an den von ihm selbst festgelegten Jahresplan hält; er lebt also, wie A. Lämmle sehr schön sagt, mit Gott in einer Arbeitskameradschaft[17]. Trifft nun das erwartete gute Wetter nicht ein, so begehrt er wohl auch einmal auf, aber immer wieder ist er bereit, sein Äußerstes zum Gelingen der Ernte zu tun, denn nur, wenn *er* seine Arbeitspflichten genau erfüllt, darf er von der andern Seite dasselbe erwarten. Diese ausgesprochene gegenseitige Pflichtgebundenheit ist sicher nicht alttestamentlich, sie erinnert vielmehr an das germanische Treueverhältnis zwischen Gefolgsherrn und Gefolgsmannen, wobei die Treue ja auch ein Vertrag ist, der beide Teile bindet.

Man hat jedoch auch von einer andern Seite her eine alttestamentliche Einstellung des Bauern erkennen wollen. Der protestantische Bauer kommt für den Alltag mit dem Glauben an seinen Gott aus, Christus und der Heilige Geist spielen keine Rolle für ihn[18]. Wenn dieser vereinfacht strenge Monotheismus mit der Lehre des Alten Testaments zusammentrifft, so mag das Zufall sein, und es fragt sich nun, ob sich hier eine Berührung mit altgermanischer Art ergibt. Gewiß kann man die altgermanische Religion nicht monotheistisch nennen. Aber wir sehen, wie sich die Sagabauern immer *einen* Gott zum Freunde aussuchen und diesem einen vertrauen; in Frage kommen für sie die Fruchtbarkeitsgötter Frey und Thor. So gut wie der altgermanische Bauer von der Vielheit der Götter weiß, ist dem deutschen Bauer die heilige Dreifaltigkeit von Schule und Kirche her vertraut, und so wie die altgermanische Religion kein Dogma kennt, tritt das ausgeprägte

[15] O. Schulte (Hessische Blätter für Volkskunde, 2, 1903, 10).
[16] O. Lauffer, Land und Leute in Niederdeutschland, 167.
[17] Volksspiegel, 1, 1934, 164.
[18] M. Rumpf, Religiöse Volkskunde, 29 f.

Digitized by Google

Dogmatische beim deutschen Bauer völlig zurück, und eine Beeinflussung durch das Alte Testament ist nicht anzunehmen.

Nun hat man weiter festgestellt, daß das bäuerlich-religiöse Leben stark durch das Herkommen gebunden ist. Die Heilighaltung des Sonntags, der kirchliche Segen bei Hochzeit und Begräbnis usw., das alles wird von der Sitte getragen und ist, wie das ganze bäuerliche Leben, in die Sitte gefaßt[19]. Voraussetzung ist dabei, daß die Religion selber den von den Vorfahren ererbten und überkommenen Glauben enthält[20]. Im Grunde ist dies die gleiche beharrliche Einstellung, die die heidnisch-germanischen Vorfahren eben dieser Bauern hatten, als sie an ihrem alten Glauben festzuhalten versuchten. „Sie wollten nicht den Glauben ablegen, den ihre Väter und Vorväter gehabt hätten", erwidern die norwegischen Bauern dem König Hakon dem Guten, als er das Christentum einführen will[21]. Man mag diese Religion, die an überkommenen Formen festhält, äußerlich nennen; wer aber weiß, was die Sitte im Leben des Bauern bedeutet, der wird dies nicht zu gering veranschlagen. Die feststehenden Formen im Verkehr mit der Gemeinschaft, wie man eine Werbung vorbringt, wie man eine solche ausschlägt, wie man Hinterbliebenen das Beileid ausdrückt usw., gerade die verleihen dem einzelnen eine große und schöne Sicherheit in jeder Lebenslage[22]. Man kann geradezu sagen: Die Sitte des Bauern ist seine Sittlichkeit. „Sitte ist Tatsache, Sittlichkeit ist Idee[23]", und im Leben des Bauern sind die Tatsachen das Entscheidende, alles gedanklich Abgeleitete ist ihm fremd. Man hat darin einen wesentlichen Unterschied zum heidnischen Germanentum gesehen, daß im Christentum Religion und Sittlichkeit Hand in Hand gehen, während beim heidnischen Germanen die Sittlichkeit auf anderer Grundlage ruht. In Wirklichkeit ist der Abstand nicht so groß, wie man glaubt. Der Bauer hält an dem fest, was sich unter seinesgleichen gehört[24], und die Tatsache, daß die andern auf ihn schauen und er nicht nur für seine persönliche Ehre, sondern auch für seine Familienehre verantwortlich ist, regelt sein sittliches Verhalten mehr als alles andere. Es ist dasselbe Ehrgefühl, auf dem sich die altgermanische Sittlichkeit aufbaut. Als in der Njalssaga (Kap. 127) das Ende von Njals Familie besiegelt erscheint, meint der älteste Sohn Skarphedin, man solle nicht klagen oder sich sonst jämmerlich benehmen, so daß es ins Gerede komme: „Mit uns wird mans strenger nehmen als mit andern, ob wir uns gut halten." Je vornehmer eine Bauernfamilie ist, um so mehr achten die andern auf ihr Benehmen.

Der angesehene Bauer der Saga muß sich besonders durch Gastlichkeit hervortun; in den paar Fällen, wo ein Bauer im Rufe steht, er sei ungast-

[19] Rumpf, a. a. O., 31; H. Naumann, Christentum und deutscher Volksglaube. (Zeitschr. f. Deutschkunde, 1928, 336); H. Beck, Das kirchliche Leben der evang.-luth. Kirche in Bayern (Evang. Kirchenkunde, 4. Teil), 255.

[20] F. Tönnies, Die Sitte, 26.

[21] Saga Hakonar godha, Kap. 15.

[22] L. Mackensen, Sitte und Brauch (Die deutsche Volkskunde, hg. von A. Spamer, 1, 116).

[23] Tönnies, 42.

[24] W. Boette, Religiöse Volkskunde, 137 ff.

Digitized by Google

lich oder lasse gar sein Gesinde hungern, merken wir deutlich, wie er den andern zum Gespött wird[25]. Auch heute noch legt der echte Bauer seine Ehre darein, seine Gäste ordentlich zu bewirten. Wie steht es nun aber mit dem berüchtigten Bauerngeiz? Gewiß, der ist vorhanden, er bezieht sich aber in der Regel nur aufs Bargeld. Im ganzen ist es ja wohl so, daß der Reichtum des Bauern früher gerade in seiner Unabhängigkeit vom baren Gelde bestand und daß er im Laufe der wirtschaftlichen Entwicklung immer mehr auf dieses angewiesen wurde. Trotzdem können wir zwei voneinander verschiedene Linien verfolgen, die von der alten bis in die neue Zeit nebeneinander herlaufen. Auf der einen Seite ist es die Dinghaftigkeit, mit der der Bauer seine Welt betrachtet, die noch kindliche Freude am angehäuften Gelde, an dem Schatze, der einen geheimnisvollen Wert besitzt[26]. So beobachten wir in der Egilssaga die Geldgier Skallagrims und Egils; beide verbergen schließlich, schon altersschwach, ihre Silberkisten im Moor, daß sie niemand in die Hand fallen sollen. Und in Timm Krögers Erzählung „Im Nebel" erleben wir, wie der rechtlich denkende Bauer Ruhsert beim Klang der Taler, die er vertragsmäßig seiner Stiefmutter hinzählen muß, so vom Dämon gepackt wird, daß er geradezu wider Willen ein Verbrechen begehen muß, um wieder zu seinem Gelde zu kommen. Auf der andern Seite läßt sich aber von Anfang an eine ganz nüchterne Berechnung über den Wert des Geldes feststellen. In der Hoensnathoressaga ist Thorir als Emporkömmling und wegen seines schäbigen Charakters bei allen ordentlichen Bauern unbeliebt. Er will nun mit der Sippe des Bauern Arngrim in Verbindung kommen, indem er dessen Sohn in Pflege nimmt. So sehr sich Arngrim anfangs sträubt, mit diesem schäbigen Menschen etwas zu tun zu haben — als dieser ihm die Hälfte seines Vermögens anbietet, sagt er: „Das ist wahrhaftig wahr, ein so gutes Angebot soll niemand ausschlagen" (Kap. 2). Und ebenso meint der angesehene Bauernsohn Thorwald, als ebendieser Thorir ihn um Hilfe angeht und ihm dafür die andere Hälfte seines Vermögens verspricht: „Die Annahme des Geldes schlage ich nicht aus" (Kap. 7). Man hat auch den Bauern oft zum Vorwurf gemacht, daß bei der Eheschließung in der Regel das Geld den Ausschlag gebe. Richtig ist, daß das Geld eine große Rolle spielt, aber nicht die einzige; ebenso sehr wird Wert darauf gelegt, daß die Braut tüchtig in der Arbeit ist und aus gutem bäuerlichen Geschlecht stammt, also durch ihre natürliche Veranlagung sich schon dazu eignet, einem bäuerlichen Hauswesen vorzustehen. Gegenseitige Neigung ist nicht immer, aber doch öfters vorhanden, auch darin stimmen Sagazeit und Gegenwart überein; bezeichnend ist es, wenn die Saga mitunter sagt: „Große Liebe entstand zwischen den Ehegatten." Und heute ist es vielfach so, daß bäuerliche Brautleute es nicht eingestehen wollen, daß sie sich gegenseitig gut leiden können; auf keinen Fall soll der Verdacht entstehen, als sei die Neigung ausschlaggebend für die Eheschließung, denn das wäre unbäuerlich[27].

[25] Havardharsaga, Kap. 15; Vandamannasaga, Kap. 10; vgl. auch Havamal, 48.
[26] Rumpf, Bauernleben, 407 f.
[27] Gebhardt, 114.

Digitized by Google

Wenn man nun aus der Gesamthaltung des Bauern zu allen Fragen des Lebens den Schluß gezogen hat, daß ihn im Grunde immer nur der eigene Nutzen lenke, so ist dieser sogenannte Eigennutz doch etwas ganz anderes als der des Städters, wo er einmal auftritt. Nicht persönliche Gewinnsucht treibt ihn zum Erwerb von Geld und Gut, sondern immer steht der Gedanke an den Hof dahinter[28]. Bargeld ist nötig; der Hof muß, allen Abgaben zum Trotz, schuldenfrei bleiben, die Geschwister des Hoferben müssen ausbezahlt werden, auch Vergrößerung des Grundbesitzes durch Neuerwerb kommt in Frage. Diesem alles beherrschenden Hofgedanken muß der Bauer große persönliche Opfer bringen, gegebenenfalls auch seine Neigung bei der Eheschließung. Er spart und arbeitet auch nicht, um sich ein behagliches Alter zu verschaffen, und dies bringt uns auf etwas anderes, was man dem Bauer öfters übel genommen hat, den Verstoß gegen das Gebot: „Ehret das Alter!" Wenn das bäuerliche Ehepaar den Hof an den Erben abgetreten und sich aufs Altenteil zurückgezogen hat, dann bedeutet dies öfters den ärmlichen Abschluß eines arbeitsreichen Lebens, denn die Jungen kümmern sich weniger um die alten gebrechlichen Eltern als um den Hof. Gewiß ist es nicht zu billigen, wenn das Verhalten der Kinder in Lieblosigkeit ausartet, wie es zuweilen vorkommen mag, aber nirgends tritt die Überpersönlichkeit des Hofgedankens so scharf hervor wie hier: nur wer dem Hof etwas nützt, gilt etwas. Als der Skalde Egil, diese kraftvollste Persönlichkeit des alten Island, im hohen Alter schwerfällig wird und eines Tages hinfällt, lachen ihn einige Frauen aus, und wie er, völlig erblindet, an einem Wintertag ans Feuer kriecht, um sich zu wärmen, hält sich eine Waschfrau darüber auf, daß er ihnen hier vor den Füßen liege und sie in der Arbeit behindere. Aus der Antwort Egils spricht nicht Zorn über unerhörte Behandlung, sondern nur traurige Ergebenheit in ein unabwendbares Schicksal[29]. Und dem alten Havard, der, gebeugt über den Tod seines Sohnes, in der Thingbude liegt und sich nicht aufraffen kann, etwas in dieser Totschlagssache zu tun, wirft ein anderer vor, er liege ja da wie ein alter Pflegner, ein arftökukarl, einer, der seinen Besitz schon bei Lebzeiten abgegeben hat, hier in ganz verächtlichem Sinne gebraucht für einen Menschen, der nichts mehr nützt[30]. Der junge Bauer, der sich um die Alten nicht mehr so recht kümmert, weiß ja ganz genau, daß ihn einst dasselbe Schicksal treffen wird. Von einer persönlich-eigennützigen Einstellung läßt sich hier nicht reden.

Wie steht es nun mit der Sittlichkeit im engeren Sinne, der geschlechtlichen Sittlichkeit? Vielfach wirkt hier noch die alte Auffassung nach, daß die Verlobung schon eine Art Vermählung, eine Art Vorehe ist, denn *sie* ist in alter Zeit die gesetzliche Handlung, durch die die Ehe geschlossen wird. Die Verlobten verkehren also dann bereits innig miteinander mit Wissen der Angehörigen. Zudem erscheint für die bäuerlichen Kreise diese Vorehe durchaus zweckmäßig, da der junge Bauer doch vorher wissen muß, ob seine Frau fruchtbar ist. Bleibt sie unfruchtbar, so kann man immer noch aus-

[28] J. Schwietering, Die sozialpolitische Aufgabe der Volkskunde (Oberd. Zeitschrift für Volkskunde, 7, 1933, 7).

[29] Egilssaga, Kap. 85.

[30] Havardharsaga, Kap. 7.

Digitized by Google

einandergehen, aber sobald ein Kind erwartet wird, muß geheiratet werden[31]. Mitunter wartet man geradezu, bis die Braut sich Mutter fühlt[32]. Wenn es in der Saga unliebsames Aufsehen bei den Angehörigen erregt, daß ein Mann ein Mädchen, mit dem er nicht verlobt ist, besucht oder auch nur öffentlich mit ihm spricht, so geschieht dies aus Angst, das Mädchen könne ins Gerede kommen zum Schaden seiner späteren Eheschließung. Maßgebend ist also hier nirgends eine Sittenlehre im strengen Sinne, sondern nur das erfahrungsgemäß Richtige und Zweckmäßige. Und denselben Grundsatz beobachten wir auch in der geschlossenen Ehe. Man nimmt es unter Umständen nicht so genau, wenn der Bauer mit einer Magd ein uneheliches Kind zeugt, das dann mit im Hofe aufwächst, in dienender Stellung, Hoferbe kann es niemals werden; der Bäuerin aber könnte man das Vergehen mit einem Knecht niemals verzeihen. Es handelt sich hier nicht um eine ungerechte Bevorzugung des Mannes, vielmehr betrachtet man es als Schaden für den Hof, wenn die Bäuerin ein Kind bekommt, dessen Vaterschaft ungewiß ist; denn der Hoferbe muß aus gutem Bauerngeschlecht sein, ein Knechtssohn kommt nicht in Frage. Sehr lehrreich ist da eine Geschichte aus der Laxdoelasaga[33]. Höskuld, der Frau und Kinder hat, zeugt mit einer von der Reise mitgebrachten Sklavin einen Sohn. Seine Ehefrau hat zunächst nichts dagegen, denn der Magdsohn ist ihren Kindern doch nicht ebenbürtig. Erst als sich später herausstellt, daß die Sklavin die Tochter des Irenkönigs und somit ihr Sohn aus reinstem Blute ist, wird die Ehefrau aufsässig, denn damit wird dieser Sohn zum Nebenbuhler ihrer eigenen Kinder. Das Sittliche ist hier also das, was sich aus der Erfahrung heraus als richtig ergeben hat, oder, anders ausgedrückt: was sich als unrichtig erwiesen hat, gilt geradezu als Unrecht.

Wie steht nun der Bauer zu Recht und Gesetz? Von alter Zeit her gilt die Heiligkeit des Vertrags. Wie noch im heutigen Bauernstand, werden bereits in der Saga Käufe und Verträge durch Handschlag abgeschlossen. Was durch Handschlag besiegelt ist, ist rechtsgültig. Auch wenn der andere sich nachträglich übervorteilt glaubt, liegt nach bäuerlicher Auffassung keine Veranlassung vor, die Sache rückgängig zu machen. Jeder muß sich eben vorsehen, und durch Klugheit sich einen Vorteil zu verschaffen, ist erlaubt. In der Hoensnathoressaga (Kap. 12) ist Hersteins Vater einem Mordbrand zum Opfer gefallen. Sein Pflegevater Thorkel sucht nun mächtige Häuptlinge zum Beistand zu gewinnen. Er nötigt den Bauer Gunnar, durch Handschlag dem Herstein seine Tochter zu verloben. Erst dann erzählt er von dem Mordbrand. Hätte Gunnar vorher davon gewußt, hätte er nie in die Verlobung gewilligt, denn jetzt ist er als Schwiegervater zur Hilfe verpflichtet. So sehr er sich jetzt ärgert, er muß an dem festhalten, was er durch Handschlag bekräftigt hat. Jeder hilft sich eben, wie er kann.

[31] Eugen Fehrle, Deutsche Hochzeitsbräuche, 36; R. Mielke, Der deutsche Bauer und sein Dorf, 108; E. Kück, Das alte Bauernleben der Lüneburger Heide, 159 f.

[32] Evangelische Freiheit, 7, 1907, 501.

[33] Kap. 12. 13. Vgl. auch R. W. Darré, Das Bauerntum als Lebensquell der nordischen Rasse, 409 f.

Digitized by Google

Überhaupt spielt die Selbsthilfe, wie in altgermanischer Zeit, auch heute noch eine große Rolle. Sie kam grundsätzlich als einziges in Frage bei Ehrenkränkungen, und darin hat sich im allgemeinen nicht viel geändert. „Ehrenbeleidigungsprozesse", sagt Rosegger von seinen Alplern, „kommen in der Gegend wenig vor; die werden ohne große Umstände ehestens handgreiflich ausgeglichen, und bis die blauen Flecke verblaßt und die Geschwulst der Wangen abgelaufen ist, ist alles wieder gut Freund". Streitigkeiten um Mein und Dein können zu erbitterten Kämpfen führen. Es kommt auch gelegentlich in der Saga vor, daß einer sein Vieh auf fremdem Gebiet weiden läßt[34] oder in einem fremden Walde Holz schlägt[35]. In solchen Fällen bemüht man kaum einmal das Gericht, meistens entsteht eine Fehde. Unter Umständen bot wohl auch das staatliche Gericht eine begehrte Hilfe, aber man erwartet nicht von ihm eine parteilose Ermittlung des Tatbestandes. Das Gericht war einfach ein Kampfmittel der Parteien[36]. Man konnte etwas damit erreichen, wenn man selbst rechtskundig war oder einen guten Rechtsberater und außerdem eine tüchtige Streitmacht hinter sich hatte; im Notfall konnte man dann immer noch losschlagen.

Von hier aus versteht man, daß der Bauer von heute im allgemeinen noch viel weniger Lust hat, es auf eine gerichtliche Entscheidung ankommen zu lassen. Selbst bei Diebereien in Feld und Garten oder bei Betrügereien verzichtet man gern auf eine Anzeige, und lieber führt man mit einem Nachbar oder Miterben einen jahrzehntelangen Privatkrieg, als daß man vor Gericht geht. Der Bauer versteht die Gesetze nicht, ja, nicht einmal die amtliche Gerichtssprache. Der Advokat, auf den er angewiesen ist, wird für seine Hilfe bezahlt im Gegensatz zur alten Zeit, wo es streng verboten war, sich die Rechtshilfe mit Geld zu erkaufen; der freut sich also, wenn der Prozeß sich hinzieht. Und verliert man den Prozeß, so hat man noch die Amtskosten zu tragen[37]. Da ist doch der bäuerliche Schiedsrichter etwas anderes, so wie Rosegger den sogenannten „Richter" schildert, den die Bauern der Alpentäler aus ihrer Mitte auf drei Jahre wählen. Die streitenden Parteien kommen zu ihm, er zündet sein Pfeiflein an, und ehe er ausgeraucht hat, reichen sich die Parteien die Hände. Es geht nicht nur schnell, sondern auch ohne große Unkosten. Und dafür hatte übrigens die alte Zeit auch schon Verständnis. In der Eyrbyggjasaga (Kap. 46) verzichtet man nach langen erbitterten Kämpfen mit mehreren Toten und Verwundeten auf beiden Seiten auf die gerichtliche Entscheidung. Man wählt einen verständigen Mann zum Schiedsrichter, und nun werden die Angriffe, Totschläge und Verwundungen gegeneinander aufgewogen, nur der Überschuß auf der einen Seite muß durch eine geringe Summe gebüßt werden. Bei einem regelrechten Rechtsgang wären eine Menge hoher Strafsummen und Verbannungen herausgekommen[38].

[34] Egilssaga, Kap. 81, 82.
[35] Floamannasaga, Kap. 7.
[36] Heusler, 184.
[37] Gebhardt, 239 f.
[38] Vgl. F. Niedner, Thule, 7, 6.

Digitized by Google

Wie ist es nun aber mit dem Prozeßbauer, der durch sämtliche Instanzen geht, und wenn er Haus und Hof darüber verliert? In dieser Form ist er neu, obwohl die Anlage dazu viel älter ist. Wenn der Bauer sein wirkliches oder vermeintliches Recht nicht auf gütlichem Wege erhalten kann, steht er der richterlichen Entscheidung ohnmächtig gegenüber; weder durch Gewalt noch durch eigene Schlauheit kann er das Urteil lenken, er ist bedingungslos einem Rechtsgang ausgeliefert, den er nicht versteht, und aus diesem Ohnmachtsgefühl heraus verfällt er dann dem verderblichsten Eigensinn, so daß er lieber zugrunde geht, als einen Finger breit nachgibt. Und auf derselben Bahn sehen wir bereits in der Hrafnkelssaga (Kap. 3) den armen kleinen Bauer Thorbjörn, dem der mächtige Hrafnkel seinen Sohn erschlagen hat. Hrafnkel erklärt ihm, er büße grundsätzlich keinen Totschlag, aber er macht ihm ein glänzendes Angebot: sein Leben lang will er ihn versorgen, seine Söhne und Töchter will er ausstatten, wenn sie heiraten. Aber Thorbjörn schlägt dies aus, er will kein Gnadengeschenk, er will sein Recht. Da sich Hrafnkel nicht auf eine schiedsrichterliche Entscheidung einläßt, bleibt ihm nur der aussichtslose Prozeß gegen den mächtigen Herrn. Auf die Frage seines rechtskundigen Neffen Sam, den er um Beistand bittet: „Was hast du denn davon, wenn ich die Sache in die Hand nehme, und es geht uns dann gemeinsam schlecht?", antwortet er: „Ein großer Trost ist es mir doch, es geht dann, wie es gehen muß". Es ist der Trost des Ohnmächtigen, der sich in seinen Eigensinn verrannt hat.

Überblicken wir nun noch einmal das, was wir als germanischen Wesenskern des deutschen Bauern festgestellt haben, so ergibt sich, von unserer heutigen Zeit aus gesehen, ein zwiespältiges Bild. Auf der einen Seite ist der Bauer durchaus fähig und bereit, sein Persönliches einer gemeinsamen Sache unterzuordnen; er selbst geht auf in Hof und Familie, und die Sitte bindet ihn an die dörfliche Gemeinschaft. Aber auf der andern Seite schließt er sich kühl und mißtrauisch gegen die andern ab, wahrt nach Möglichkeit seinen Vorteil und vertraut auf Selbsthilfe. Wenn man das letzte als Fehler bezeichnen will, muß man mindestens fragen, ob der Bauer allein daran schuld ist. Die jahrhundertelange politische und gesellschaftliche Bedeutungslosigkeit, zu der er verdammt war, die Verständnislosigkeit der andern Stände ihm gegenüber und deren Mißachtung müssen vor allen Dingen in die Waagschale geworfen werden. Unser neuer Staat zeigt viel Verständnis für den Bauernstand und hat ihn durch die Bauerngesetze sehr gefördert, und das neue Volksrecht wird auch dem Bauer zugute kommen. Die Anlagen, eine wichtige Rolle für die Volksgemeinschaft spielen zu können, sind beim Bauer von alter Zeit her vorhanden, und wollen wir sie nutzbringend für den Staat verwerten, muß das erste sein, daß wir den Bauer in seiner Eigenart richtig erkennen und verstehen.

Digitized by Google

Irrwische, Feuermänner und Feuerdrachen.

Von **Sanitätsrat Dr. Karl August Becker**, Heidelberg.

Über Naturerscheinungen gehen die Ansichten der Wissenschaft und des Volkes oft weit auseinander. Jene verlangt einwandfreie Beobachtung, Ergründung der Ursachen und Wirkungen, dieses nimmt das Erschaute gläubig hin und legt es sich nach seiner Weise aus. So war es auch mit den Irrlichtern. Das sich zur Tag- und Nachtzeit viel in freier Natur aufhaltende Volk hatte oft Gelegenheit, sie zu beobachten, der wissenschaftlichen Forschung aber blieben sie naturgemäß unzugänglicher, und so konnte es kommen, daß man um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, in einer Zeit, in der die Chemie erst lernte, in viele Geheimnisse der Natur einzudringen, das Vorkommen der Irrlichter oder Irrwische oft geradezu für unmöglich hielt, für Sinnestäuschungen, Verwechslung mit anderen Lichterscheinungen, leuchtendem moderndem Holz, Glühwürmchen und dergleichen, sogar aus dem Sumpf herausleuchtende Augen der Frösche sollen zur Sage von den Irrlichtern Veranlassung gegeben haben. Erst als es gelang, ähnliche Lichter künstlich herzustellen, schenkte man auch den Beobachtungen des Volkes Beachtung, gab die Möglichkeit des Vorkommens der seltsamen Erscheinung zu, mußte aber dennoch eine einwandfreie Erklärung für das Entstehen der Irrlichter schuldig bleiben.

Unterdessen werden solche Irrlichter immer wieder von einwandfreien Beobachtern wahrgenommen und beschrieben und erst kürzlich konnte Otto Löhr in der Januarnummer der Blätter für saarländisch-pfälzisches Volkstum „Unsere Heimat" und Ernst Christmann in Heft 2 und 3 dieser Zeitschrift eine Reihe Beobachtungen mitteilen. Leider wird aber eine Klärung über die Herkunft dieser Lichterscheinungen immer schwieriger werden, denn sie sind in den letzten Jahren zweifellos viel seltener geworden, da ihnen durch Trockenlegung nasser Wiesen und Moore der Boden mehr und mehr entzogen wird.

Ungleich großartigere und auffallendere, aber auch noch seltenere Erscheinungen sind die Feuermänner und Feuerdrachen. Von diesen beiden läßt sich der letztere noch am besten umschreiben. Am meisten erzählt man sich von ihm in Niedersachsen, der Altmark und der angrenzenden Heide. Wir finden ihn weit bis nach Osten hin, in Schlesien und Sachsen. Beschrieben wird er im großen und ganzen wie folgt: Eine Lichterscheinung, groß wie ein Wiesbaum, mit wackelndem feurigen Kopf, einen

Digitized by Google

langen Schweif nachziehend, so schwebt er durch die Luft, um schließlich in einem Schornstein zu verschwinden. Dorthin trägt er Geld und Getreide, denn er ist der Schatzbringer. Als solcher wird er zum Hausgenossen, allerdings nicht zu einem harmlosen, denn er kann seine teuflische Natur nicht verleugnen. So bekommt er über weite Strecken geradezu den Namen Kobold, sonst ist er der „lüttje Olle", der „Stepke" usw.

Ganz und gar eine Spukgestalt ist der Feuermann, der mehr im Süden erscheint und besonders in der Schweiz in Sagen vielfach genannt wird; dort kennt man ihn als das „brünnig Mannli". Selten bedeutet der brennende Mann etwas Gutes. Er gleicht einem Totengerippe, aus dessen Brustkorb und Augen Flammen schlagen. Er verlangt vom Menschen Dienste, denen dieser sich nicht entziehen darf, wenn er nicht Schaden nehmen will. Ergreift man seine zum Dank hingestreckte Hand, so lohnt er den Dienst mit Verbrennungen. In vielen Überlieferungen erscheint er als ein großer Nachtwisch, wird auch nicht selten mit diesem zusammengeworfen.

Wer mehr über die an solche Lichterscheinungen geknüpften Ansichten des Volkes erfahren möchte und sich über ihr Verbreitungsgebiet unterrichten will, dem seien die Abhandlungen von Ranke und Mackensen über Irrlichter, Feuermänner und Feuerdrachen im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens empfohlen, die ein guter Wegweiser durch die sehr zerstreute Sagenliteratur sind.

Den Natursagen liegt fast immer ein Vorgang in der Natur zu Grunde und so können wir erwarten, daß auch zu dem Gerede, das sich mit Lichterscheinungen beschäftigt, ein Vorgang in der Natur Veranlassung gegeben hat. Für die Irrlichter ist dieser, wie schon gesagt, auch seitens der Wissenschaft anerkannt. Auch einzelne Erscheinungen der feurigen Männer kann man als große Irrlichter deuten. Andere, wie auch die des Feuerdrachens, führt man gerne auf Verwechslungen mit Vorgängen des täglichen Lebens oder auf die wissenschaftlich anerkannten Himmelserscheinungen zurück, falls man die Beobachtungen des Volkes nicht überhaupt in den Bereich der Phantasien, der Sinnestäuschungen verweisen möchte. Selbst ein mit dem Volksleben so vertrauter Forscher wie Karl Simrock sieht in seinem Handbuch der Deutschen Mythologie im Feuerdrachen nichts anderes als Meteore und Sternschuppen, und Adolf Wuttke meint, daß die Veranlassung zur Erhaltung des Drachenglaubens wohl die zum Schornstein herausleckende Flamme und der blaue Rauch gebe. Und doch lag auch zur Zeit, da diese hervorragenden Forscher wirkten und sammelten, schon eine ganze Reihe von Beobachtungen der Feuermänner und Feuerdrachen in der freien Natur vor. Die älteste Erwähnung solcher Feuererscheinungen lesen wir in den deutschen Sagen der Brüder Grimm (Nr. 283) bzw. in den Monument. Germ. Hist. aus der Zeit von etwa 1120, wo man einen Mann beobachtete, der „brande alse eine Blase, alse ein glonich Für". Und seitdem werden immer wieder solche feurige Schauspiele geschildert. die aber bezeichnenderweise fast durchweg nur in den Sagen- und Märchenbüchern ihren Platz gefunden haben und hier ein vor Verspottung und Unglauben sicheres Dasein führen. Deswegen aber hat eine jede von verlässiger Seite gemachte Beobachtung ihren Wert, zumal es sich

Digitized by Google

bei den größeren Feuererscheinungen doch um verhältnismäßig seltene Fälle handelt. So mag denn an dieser Stelle über zwei solcher Beobachtungen berichtet werden, die aus einer Gegend stammen, aus der wir sonst keine Nachrichten über sie haben, nämlich aus der Pfalz und zwar ihrem südlichen Teil, aus der Gegend von Klingenmünster. Und die beiden Männer, die diese seltenen Erscheinungen beobachtet haben, sind mein Vater und mein Großvater, sie sahen sie an verschiedenen Plätzen getrennt voneinander.

Da bei der Schilderung solcher viel umstrittener und oft noch angezweifelter Wahrnehmungen die Persönlichkeit des Beobachters eine wichtige Rolle spielt, dürfte es angebracht sein, die beiden in Betracht kommenden Männer etwas zu schildern.

Der erste Zeuge, mein Vater August Becker, war in den siebenziger und achtziger Jahren einer der meistgelesenen deutschen Schriftsteller. Gern hat er in seinen Büchern altes Brauchtum und Sagengut, besonders seiner pfälzischen Heimat, geschildert, und sein Buch „Die Pfalz und die Pfälzer" ist heute noch als Landes- und Volkskunde eine wichtige Quelle über die Pfalz. Der zweite Zeuge ist sein Vater. Aus alter Pfälzer und Elsässer Bauernfamilie stammend, war er als erster dem Pflug und Winzermesser untreu geworden und hatte es sich zur Aufgabe gemacht, seiner Mitbürger Kinder zu tüchtigen Menschen heranzubilden. Er wurde Schullehrer in Klingenmünster. In seinem Herzen aber hat er dem Stande, dem er entstammte, die Treue bewahrt und das Brauchtum seiner Väter immer hochgehalten. Ein aufgeklärter Mann, hat er unsinnigen Aberglauben bekämpft, ohne die duftigen Blüten des Volksglaubens zu knicken. Ein Freund der reichen Geschichte und Überlieferung seiner Heimat und ihrer herrlichen Natur, hat er auch seinen Kindern die Liebe dazu eingepflanzt. Besonders gern durchwanderte er zur Nachtzeit die sagenreichen Fluren und Wälder seiner Heimat und dabei sind ihm auch des öfteren Irrlichter, dort „Nachtwische" genannt, begegnet. Auch hier hält sie der Volksglaube für feurige Männer, brennende Seelen, die an den Ackerrainen und Wiesengräben umwandeln müssen, wo sie im Leben nächtlicher Weile das Land des Nachbarn abgepflügt oder sogar die Marksteine verrückt hätten. Dies und vieles andere hörten die Kinder in den Kunkelstuben, die in den Nachbarhäusern und auch im Schulhause der Reihe nach herum gehalten wurden, oder auch von der alten Magd im Vaterhause. Im allgemeinen galten die Nachtwische als gutartig, spöttischen Zuruf aber suchten sie zu rächen und man zeigte manches Scheuertor, das Brandspuren trug. Diese rührten von den feurigen Krallen der Nachtwische und Feuermänner her, die, pfeilschnell dem sie beschimpfenden Knechte folgend, im Holz des Tores, das der Fliehende noch knapp vor ihnen hatte zuschlagen können, ihre Spuren zurückließen. Ein anderer wußte zu erzählen, daß je lustiger die Irrwische über den Sumpfwiesen tanzten, ein desto größeres Unglück sich ankündige. Dem suchte nun August Beckers Vater dadurch entgegenzuwirken, daß er die Kinder, die solchem Gerede ein besonders geneigtes Ohr geliehen hatten, auf seine nächtlichen Spaziergänge mitnahm, nicht damit sie das Gruseln noch mehr lernen sollten, sondern um es zu verlernen. Und so führte er sie gerne an die unheimlichsten Orte der Gemark, auch an Stellen, wo er selbst schon Irrlichter

Digitized by Google

beobachtet hatte. So wollte er ihnen die abergläubische Furcht nehmen, er wollte ihnen zeigen, daß die vorgeblichen Geister „nur eben auch Kinder der Natur, wenn auch etwas wunderliche, seien, Gase, die, der Erde entsteigend, beim Zusammentreffen günstiger Umstände sich dann und wann selbst entzünden, besonders da, wo Tier- oder Menschenleichen und verweste Pflanzenstoffe das Phänomen begünstigen".

Aber wie es so häufig geht, wenn man etwas Besonderes zeigen will, sie wollten sich nicht zeigen. Nur einmal sahen sie im trüben Nebel der Dezembernacht zwischen Erlen ein Licht leuchten. Der Vater, der die Natur dieses Scheines schon erkannt haben mochte, forderte die Kinder auf, ihm zuzurufen, um ihn herbeizulocken. Und die Kinder riefen höhnend: „Nachtwisch, Kahlkopf, komm', wenn du's Herz hast, und leucht uns!" Und siehe, das Licht kam ruhig und langsam, nicht zuckend, hüpfend, und entpuppte sich nur als die Laterne des alten Jörgmichels, des treuen Freundes der Kinder, der die Wiesen noch gewässert hatte. Doch auch er bestätigte, daß er schon des öfteren Nachtwische gesehen habe.

Erst später glückte es meinem Vater, eine solche eigenartige Lichterscheinung, und zwar in großem Ausmaße, zu sehen. Nachdem er von 1847 bis 1852 sich dem Studium der Geschichte und Philosophie und besonders dem der „Wissenschaft vom Volke" im Sinne der Brüder Grimm an der Hochschule und den Bibliotheken Münchens gewidmet hatte, war er um Weihnachten 1852 wieder in das Vaterhaus zurückgekehrt.

Einmal ging er nun wieder den Weg von der benachbarten Böhämmerstadt Bergzabern nach seinem eine Stunde nördlich gelegenen Heimatsort zurück, einen Weg, den er jahrelang tagtäglich morgens und abends, oft in völliger Dunkelheit und bei tiefem Schnee, als Schulweg zurückgelegt hatte. Es war gegen Mitternacht. „Ich war", schreibt er, „eben aus den Weinbergen durch einen mit hohen Kastanien bewachsenen Hohlweg herunter in den Wiesengrund gekommen, in welchem links zwischen den Weinbergen einer der oberländischen Winzerorte liegt. Die weiße Kirche von St. Dionys schimmerte hell vom Weinhügel herunter. Es war eine laue Februarnacht. Da sah ich mit einem Mal in den Weiden, hinter welchen das erwähnte Dorf liegt, etwa dreihundert Schritte vor mir ein Licht, eine ziemlich bedeutende Flamme, von gelbbläulicher Färbung. Ich blieb stehen und schaute mit Interesse nach der so ungewöhnlichen Erscheinung. Wer geht da um Mitternacht mit der Laterne durch die Weiden? Jeder einzelne Stamm war durch die Kraft des Lichtes erkenntlich, das da lustig umherhüpfte. Plötzlich aber erhob es sich über die Kronen der alten Weidenbäume und strich blitzschnell durch die Luft, einen Feuerschweif nachziehend, gegen den Hohlweg hin, durch den ich heruntergekommen war, und verschwand. Ich muß gestehen, daß ich nicht ohne schauernde Lust dieser seltsamen Erscheinung in der dunklen Nacht gegenüberstand. Besonders konnte ich mir den plötzlichen Übergang in die blitzschnelle Bewegung nach einer Richtung hin nicht erklären, da die Luft durchaus ruhig war. Aber diese Bewegung stimmt mit dem Volksglauben überein, der dieser Erscheinung solche Motionen zuschreibt".

Digitized by Google

Der Schauplatz ist also die Stelle, wo der Horbach, durch etwa 250 Meter breite, etwas versumpfte Wiesen von Gleishorbach herunterkommend, die Landstraße schneidet, die dann sofort wieder durch den Hohlweg hinansteigt. In früheren Jahren breitete sich hier Bruchland aus und kaum 10 Minuten abwärts von dieser Stelle versank im Dreißigjährigen Kriege eine ganze schwedische Batterie in ihm.

Als einige Jahre später August Becker in München dem verdienten und berühmten Chemiker Justus von Liebig gegenüber seiner Beobachtung gedachte, stieß er auf Unglauben und völlige Ablehnung der Möglichkeit solcher Erscheinungen. Ärgerlich schrieb er damals: „In München und Berlin hüpfen sie allerdings nicht auf den Straßen umher, leuchten höchstens ungesehen in den Köpfen."

Eine Bestätigung seiner Beobachtung erhielt August Becker etwa zehn Jahre später durch seinen Vater und einen seiner Brüder. „Eine ähnliche, nur noch prächtigere Erscheinung ward meinem Vater in seinen späteren Jahren. In einer heißen Sommernacht, die ihm Schlaf nicht gestattete, hatte er meinen jüngsten Bruder aufgefordert, mit ihm in den Wald zu fahren, um gesteigertes Holz zu holen. Dasselbe lag fast zwei Stunden hinter meinem Heimatsort im felsigen Wasgau, unterhalb der Ruine Lindelbrunn, die einen überraschenden Blick auf die abenteuerlichen Sandsteinformen des Gossersweiler Tales gewährt. Sie waren dort gegen ein Uhr nachts angekommen und mit dem Holz beschäftigt, als mein Bruder auf eine Flamme in dem ziemlich trockenen Talgrunde unter ihnen aufmerksam machte. Vielleicht sitzen Zigeuner da unten — damals dorten keine seltene Erscheinung — oder brennt ein Hirtenfeuer noch vom Abend her, dachte mein Vater, äußerte es auch. Wie sie aber auf die seltsame Erscheinung hinunterblicken, hebt sich die Flamme mit einem Mal und streicht langsam mit weit nachgezogenem glänzendem Schweife über das dürre Joch der Ruine. Es muß ein unheimlicher Anblick gewesen sein, denn mein Vater, der kein furchtsamer oder abergläubischer Mann war, beschloß die Heimfahrt. Als sie weiterkamen, läuteten plötzlich die Glocken eines Gebirgsdorfes, das in entgegengesetzter Richtung von jenem Phänomen lag, Sturm und sie sahen die Feuersglut der brennenden Häuser, die jedoch mit der feurigen Erscheinung weder einen Zusammenhang noch irgendwelche Ähnlichkeit hatte. Doch äußerte mein alter Vater bei der Erzählung dieses Abenteuers gegen mich den Entschluß, nicht wieder nächtlicher Weile ins Holz zu fahren."

Daß es sich bei diesen beiden einwandfrei beobachteten Lichterscheinungen um „feurige Männer", den „Feuerdrachen" Niedersachsens, handelte, dürfte kein Zweifel sein. Auffällig ist bei der meines Großvaters, daß das Licht sich an einer ziemlich trockenen Stelle gebildet hat. Immerhin sind dort am Fuße des Lindelbrunner Schlosses im Grunde genug Mulden, in denen sich Feuchtigkeit ansammeln und wo Laub, wohl auch gefallenes Wild in Verwesung übergehen kann. Verschwunden ist die Lichterscheinung nach einer anderen Notiz gegen die Herrenhecken hin, eine bewaldete Erhebung östlich der Ruine. Das zufällige Zusammentreffen mit dem Brand in dem etwa zweiundeinhalb Kilometer südwestlich liegenden Vorderweidental hätte in früherer Zeit sicherlich, trotz der entgegengesetzten Richtung, Veranlassung

Digitized by Google

gegeben, das Schadenfeuer und das Licht in ursächlichen Zusammenhang zu bringen. Die Beobachtung solcher Erscheinungen soll nach dem Volksglauben besonders Sonntagskindern vergönnt sein und sowohl mein Vater wie mein Großvater waren an Sonntagen geboren.

Was aber die Erscheinungen an sich betrifft, so bestätigen beide die Beobachtungen und Erzählungen des Volkes von diesen großen Lichterscheinungen, wie es bezüglich der Irrlichter schon längst anerkannt ist.

Es dürfte wohl kein Zweifel sein, daß gerade diese beiden Erlebnisse es waren, die die Aufmerksamkeit des Süddeutschen auf das Brauchtum und Volkstum Niedersachsens gelenkt haben, wo der Feuerdrache der Schatzbringer ist und im Saggute eine weite Verbreitung gefunden hat. Eine reiche Literatur über die Altmark und Westfalen hat August Becker durchgearbeitet und sich so mit allen Eigenarten von Land und Leuten vertraut gemacht. Als Freund großartiger, dem Verkehr ferner Landschaften hat ihn besonders die Stille und Eigenart der Lüneburger Heide angezogen und so hat er die Wunder der Heide, die sich in seiner Heimat nur im kleinen auftuen, im September des Jahres 1882 durchwandert und sich an Ort und Stelle noch mehr von den feurigen Erscheinungen berichten lassen. Ein Menschenalter vor Hermann Löns hat der Pfälzer in einem Roman aus dem Heideland „Der Küster von Horst", uns von den dortigen Bräuchen und dem Glauben des Volkes berichtet, und dabei konnte er um so naturwahrer auch die Erscheinung des Feuerdrachens schildern, als er selbst schon eine ähnliche beobachtet hatte. Wir haben es hier zweifellos mit einer Erscheinung zu tun, die von einfachen Menschen, die sich viel in der Natur aufhalten, gar nicht so selten beobachtet worden ist. In ihrem Drange, solche ihnen unbegreifliche Naturerscheinungen zu beseelen, lassen sie ihrer Phantasie und zugleich ihren Wünschen freien Lauf, wobei sich Reste alter Naturanschauung und Götterverehrung beimischen, die immer wieder weiter überliefert werden. „Darin liegt zweifellos", läßt August Becker den Pfarrer von Horst sagen, „eine sittliche Macht des Volksglaubens, gegen welche anzukämpfen wir Geistliche so wenig Ursache haben als gegen die Volkssitte selbst, wo sie nicht in schädlichen Unfug ausartet ... Wir sollen klärend, bessernd wirken, nicht zerstörend." Der Naturforschung, die solange das Vorhandensein von Irrlichtern abgelehnt hatte und den anderen Lichterscheinungen auch skeptisch gegenüber steht, empfiehlt er: „Allein der Satz, nichts zu verwerfen, bevor man es selbst geprüft, dürfte sich überhaupt fruchtbringender erweisen, als der schon allzulange gültige: nichts anzuerkennen, was man nicht selbst ergründet."

Die den Lichterscheinungen gegebene Deutung von Geistern und Schatzbringern gehört in den Bereich der Phantasie, sie selbst aber sind Wirklichkeit, selbst, wenn ihr Entstehen noch nicht wissenschaftlich geklärt ist.

Digitized by Google

Der Riese im Brauchtum.

Von **Friedrich Mößinger**, Darmstadt.

Zu den eigenartigsten Gestalten der alamannischen Volksfastnacht gehört der „Gole" von Riedlingen, eine Riesengestalt, gepanzert wie ein Ritter, mit Schild und Spieß versehen. Auf den Ruf der Kinder:

„Gole raus!
Da raus!"

erscheint er, begleitet von allerlei Maskierten und zieht unter Musik und Tanz durch die Straßen[1]. Es ist wohl kein Zweifel, daß „Gole" einfach „Goliath" bedeutet, denn in Ravensburg singen verkleidete Kinder an Fastnacht um Geld den „Ries Goliath" oder den „Andreas Hofer". Nun kommen oder kamen solche Fastnachtsriesen auch anderwärts in Deutschland vor. So trat vor mehr als 30 Jahren in Herbstein im Vogelsberg im Fastnachtsumzug eine zwei Stockwerk hohe Gestalt auf, die „Germania" genannt wurde. Viel einfacher, deshalb ohne Zweifel auch urtümlicher waren Riesen im Taunus. In Kransberg war nur noch eine schwache Erinnerung daran erhalten, in Rod an der Weil aber ging noch vor wenigen Jahren einer als Riesin herum. Er hatte sich eine lange Stange angebunden, die oben ein Fastnachtsgesicht an einem zurechtgemachten Kopf trug; darunter war eine mit Stroh ausgestopfte Bluse und zwei untereinander hängende Röcke, die den Träger verbargen. Gern schaute die Gestalt in die oberen Fenster der Häuser hinein. Ganz ähnlich muß in der Passauer Gegend die „Moos-Gaiß" gewesen sein[2]. Auch hier wurde mit einer Stange und umgehängten Tüchern eine riesige weibliche Person dargestellt, die am hellen Tag unter dem Zulauf von alt und jung durch das Dorf zog.

Solche einfachen Riesengestalten sind auch an anderen Festen zu finden. So hat die „Luz" in Floß[3] einen künstlichen Kopf auf hohem Stock, sie ist mit weißen Tüchern zugehängt und verneigt sich lautlos. In Ober-Hambach im Odenwald kommt hie und da als Bensnickel eine Riesengestalt vor. Ein Bursch bindet sich einen Besen an den Rücken, der oben den Kopf mit einer Maske trägt. Zwei große Mäntel oder Umhänge ver-

[1] Kapff, Festbräuche. Württ. Jahrbücher, 1905, II, 55.
[2] Schmeller, Bayr. Wörterbuch, II, 1828, 634.
[3] Völkischer Beobachter, 1937, 19. Dezember.

Digitized by Google

Abb. 1. Maimann in Rittershausen (Dillkreis).
Aufn.: Mößinger.

decken den Träger. Über den „Riesen mit wallendem weißem Bart" im Nikolausumzug zu Windischgarsten[4] ist nichts Genaueres berichtet. Dagegen ist der winterliche „Rübenkopf" zu Neu-Isenburg[5] ebenfalls mit einem Besen hergestellt.

Schon angesichts dieser wenigen Beispiele wird man nicht geneigt sein, dem kirchlich-biblischen Goliath einen Haupteinfluß auf die Entstehung dieser Riesengestalten einzuräumen. Allerdings müssen wir ihn nun zuerst in einigen Bräuchen genauer betrachten. Zwar könnte „Gole" auch von „gellen", „golen" = „die Stimme laut hören lassen", hergeleitet werden[6], wie auch „gölersweise" gehen schon im 14. Jahrhundert in Basel bezeugt ist[7]; aber wir finden bei genauerem Zusehen den Goliath recht häufig in Verbindung mit David, so daß hier biblische Herkunft naheliegend erscheint. Beim Pfingstritt in Zimmern[8] und in Horgen[9] treten neben dem Pfingstlaubmann, allerlei Königen und Soldaten, auch David und Goliath auf. Die Verse, die sie sprechen, dürften aus irgendeinem Spiel stammen, das den Kampf Davids mit Goliath darstellte. Solche Spiele sind an-

[4] Koren, Volksbrauch im Kirchenjahr, 1934, 41.
[5] H. Winter, Volk und Scholle (Darmstadt), 1937, 341—343.
[6] Schweiz. Idiotikon, 2, 213.
[7] Ebenda, 4, 657.
[8] Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben, II, 1862, 124.
[9] Walther, Schwäb. Volkskunde, 1929, 148.

Digitized by Google

Abb. 2. Maimann
in Ewersbach (Dillkreis).
Aufn.: Mößinger.

scheinend sehr häufig gewesen und haben ihre Urbilder in Dramen der Reformationszeit. Ambrosius Pape, Georg Mauritius, Wolfgang Schmeltzl, Hans von Rüte sind Verfasser solcher Historien von David und Goliath[10]. Daß diese beiden Gestalten sich auch heute noch großer Beliebtheit erfreuen, beweist eine Schilderung aus dem Salzburgischen[11]. Beim „Ladübertragen" — wenn ein neues Gemeindeoberhaupt gewählt ist, wird die Truhe mit Schriften und Kasse vom alten zum neuen Bürgermeister übertragen — erschienen 1922 in einem Umzug von allerlei Teufeln, Zigeunern, Polizei, Kraxenträgern, auch David und Goliath.

Die Beliebtheit der beiden Gestalten und ihres Kampfes hat eine Wurzel, die in unserer eigenen Vorzeit liegt. Auf einer schwedischen Felsritzung sieht man einen zeugungskräftigen Kleinen im Kampf mit einem geschwänzten Großen[12]. Es handelt sich ohne Zweifel um den Brauch, den wir heute noch als Kampf des Sommers und Winters kennen. Und nur weil man diesen Winter in übermächtiger Größe darstellte, konnte ihm

[10] Goedecke, Grundriß z. Geschichte der dtsch. Dichtung, 1886, 344 u. ö.
[11] Adrian, Von Salzburger Sitt' und Brauch, 1924, 174.
[12] Herm. Schneider, Germ. Religion vor 3000 Jahren, 1934, Taf. VII, 6. Geschwänzt sind Pfingstgestalten im Taunus und Westerwald, im Bayr. Wald, ferner der „Hisgier" im Badischen, der Strohkerl an Fastnacht in Merklinghausen (Hüser, Beilage zum Jahresbericht des Gymnasiums Warburg, 1898, 33) und vereinzelt der Erbsenbär (vgl. Ztschr. f. Volksk., 1934, VI, Heft 3, 280—281).

Digitized by Google

in christlicher Umdeutung der Name „Goliath" gegeben werden. So versteht man auch das „Goliathschlon" oder „Goliathstechen" an Pfingsten in der Striegauer Gegend[13]. „Eine lebensgroße Strohpuppe mit einem roten Hut, einem sog. Dreistützer bekleidet, wird zwischen zwei vermummte bewaffnete Wächter auf einen Wagen gesetzt und an der Richtstätte zum Tod verurteilt. Dann wird der ‚Goliath' an einen Pfahl gebunden, und die Burschen suchen ihn mit verbundenen Augen zu treffen." Hier haben wir deutlich das Töten des „Vegetationsgeistes", und der Name Goliath ist durchaus sekundär; er erinnert nur daran, daß die Strohgestalt einstmals ein Riese war.

Solche Riesen sind nun in unseren Frühlingsbräuchen in überraschender Zahl zu finden. Außer den schon genannten Fastnachts- und Mittwintergestalten haben wir vor allem im Pfingstbrauch sehr große Laubmänner. Dazu gehört der riesige „Latzmann" im Schwäbischen und die meisten der in Gestellen gehenden Pfingstgestalten. Im Taunus[14] und im Westerwald (Abb. 1, 2) wird durch einen hohen Kopfputz die Gestalt zumeist 3 bis 4 Meter hoch. Dabei spielt eine kreuzförmige Gestaltung des Oberteils eine besondere Rolle. In ähnlicher Weise wird auch der norddeutsche „Fischemeier" zu einem Riesen, indem er nämlich nach oben durch ein gabelförmiges Holz mit Querhölzern verlängert wird. Über dem ganzen Gestell hing der Rock aus Lindenbast und Birkenlaub[15]. Das Kreuz aber, das in Laufenselden (Taunus) von der Geistlichkeit als Verspottung des christlichen Kreuzes verboten wurde[16], hatte von jeher einen ganz anderen Sinn. Es war nichts als die Darstellung einer riesigen Gestalt. Der senkrechte Kreuzbalken bewirkte die Größe und trug oben den Kopf, der waagrechte Balken aber stellte die Arme dar, da die wirklichen Arme des menschlichen Darstellers unter der Umhüllung verschwinden mußten, weil sie zu weit unten gewesen wären. Dieses Kreuz als Darstellung einer menschlichen Gestalt, das in einfachster Weise an unseren heutigen Vogelscheuchen zu sehen ist, kommt in riesiger Größe vor allem an Fastnacht vor. Freudenthal[17] gibt Beispiele solcher mächtig hoher Strohkreuze, die im Fastnachtsfeuer in der Eifel, in Luxemburg, in der Rheinpfalz, im Alamannischen und in Tirol verbrannt werden. Daß diese Kreuze deutlich als Darstellung einer (Riesen?-) Gestalt gelten, beweist der Name „Hutzelmann", den sie in der Rhön tragen[18]. Auch der Judas in Oberbayern[19] ist ein Strohkreuz, ebenso der riesige „Ostermann", der am Ostersamstag in altertümlicher Weise verbrannt wird[20]. Beachtet man diese Belege, dann findet auch das „Kreuzbrennen" in Kärnten seine richtige Deutung.

[13] Drechsler, Ztschr. d. Vereins f. Volksk., 1900, 253.
[14] Fr. Mößinger, Volk und Scholle, 1937, 131 (schöne Abb.!).
[15] Ztschr. d. Ver. f. Volksk., 1896, 370.
[16] J. Minola, Nassauische Blätter, 1926, 177.
[17] H. Freudenthal, Das Feuer, 1931, 234.
[18] Heßler, Hess. Landes- und Volkskunde, II, 1904, 354.
[19] Panzer, Bayr. Sagen ..., I, 1848, 212.
[20] Panzer, ebenda, II, 1855, 78.

Digitized by Google

Abb. 3. Lyderic, der Riese von Lille.
Fairholt, S. 92.

Abb. 4. St. Christoph von Salisbury.
Fairholt, Titelbild.

Graber[21] denkt an das christliche Kreuz und spricht davon, daß sich hier heidnischer Brauch und christliches Sinnbild auf das Innigste miteinander verquickt haben. Es bedarf keines weiteren Beweises, daß das Kreuz nur seinen Namen vom Christentum hat, und daß es selbst anfänglich nichts anderes war als die Darstellung einer Gestalt, die aufs genaueste dem bayrischen „Ostermann" entspricht. Klar wird nun damit auch, warum neben dem Sonnwendfeuer ein hoher strohumwickelter Balken mit Querholz im Lechrain verbrannt wird[22]. Am deutlichsten ist die Deutung als (Riesen-) Gestalt bei dem nordischen Maibaum, der mit einer Querstange als Arme ausgestattet wird und „Jonsokkallen" (Johanneskerl) heißt[23].

Hierher gehören auch die hohen strohumwickelten Stangen, die als Winter verbrannt werden, wie etwa der 10 Meter hohe Strohmann in Neu-Leiningen[24]. Riesengroß in ihren Gestellen sind Sommer und Winter an Lätare in Heidelberg oder früher in Nordheim im hessischen Ried[25]. Auch in Kärnten wurde früher ein riesenhafter Mann

[21] Georg Graber, Volksleben in Kärnten, 1934, 260.
[22] Leoprechting, Aus dem Lechrain, 2. Teil (1924), 34.
[23] O. Almgren, Nord. Felszeichnungen, 1934, 293.
[24] Ztschr. d. Ver. f. Volksk., 1899, 207.
[25] Fr. Mößinger, Hess. Bl. f. Volksk., 34, 1935, 15.

Digitized by Google

an Mittfasten als Winter getötet[26]. Wie ein Rest einer riesenhaften Ausgestaltung scheint es mir auch, wenn beim Todaustreiben in Schlesien, aber auch schon am Main bei Wertheim, die an sich nicht sehr große Puppe auf einer gewaltig hohen Stange umgetragen wird. Auf einen solchen Riesen als den ungeschlachten Vertreter der bösen Jahreszeit deutet auch das Lied, das zwei Bauern in einem Drama von Ayrer (1598) singen:

Was wöll wir aber singen?
Das hoscha Heya ho!
Von gar fröhlichen Dingen,
Das seind wir alle froh, o, o, froh,
Der Rieß ist nimmer dö.

Diese letzte Zeile haben als Kehrreim alle sieben Strophen, die recht volkstümlich klingen[27].

Während nun alle zuletzt behandelten Riesen in urtümlichster Einfachheit in unseren Bräuchen leben und dem Ursinn näher geblieben sind, führt uns eine andere Art zum Anfang unserer Arbeit, zum „Gole" von Riedlingen zurück. So wie er heute durch die Fastnacht wandert, so schritten schon in früher Zeit in den großen Prozessionen, vor allem in den Fronleichnamsprozessionen, riesige, kunstvoll ausgeführte Gestalten im Zuge. Beim Luzerner Osterspiel von 1583 ist auf Renwart Cysats Plan[28] der „Goliath, 2 Trabanten und 1 Schildknab" eingezeichnet. Prozessionen in München, Bozen, aber auch im Trierschen[29], daneben Nachrichten von Volksschauspielen usw. kennen den Goliath. Erhalten hat sich dieser Brauch im Salzburgischen, allerdings losgelöst von der eigentlichen Prozession. In Tamsweg geht am Fronleichnamstag nachmittags der „Samson" um, ein 5½ Meter hoher Riese, der seinen Kopf nach links und rechts drehen kann. Er tanzt vor den Häusern einen Steirer, zwei weibliche Zwerge mit ungeheuren Köpfen umtanzen ihn dabei. Schon aus dem 18. Jahrhundert ist der Umzug des Riesen belegt, der sich mit mancherlei Unterbrechungen bis heute erhalten hat[30]. Auch in Muhr und Ramingstein sind ähnliche Aufzüge; an letzterem Ort heißt der Riese „Goliath". In Krakaudorf zieht im August der „Samson" um. „Von der Seltsamkeit des im Abenddunkel daherschwankenden Riesen, der über die Schindeldächer des malerischen Gebirgsdorfes ragt, kann man sich kaum eine rechte Vorstellung machen, ehe man dies Bild gesehen hat[31]."

Am lebendigsten hat sich der Brauch, reich ausstaffierte Riesen umzuführen, bis heute in Flandern erhalten. Arnold van Gennep hat ihnen

[26] G. Graber, a. a. O., 1934, 239.
[27] Erk-Böhme, Deutscher Liederhort, I, 474.
[28] Günther, Deutsche Dichtung. Renaissance u. Barock (Walzels Handb.).
[29] Moser, Bayr. Heimatschutz, 1934, 49—51.
Geramb, Deutsches Brauchtum in Österreich, 1926, 49.
Pfannenschmid, La revue nouvelle d'Alsace-Lorraine, 1884, 565.
[30] Adrian, a. a. O., 1924, 144.
[31] Geramb, a. a. O., 1926, 72—73.

Digitized by Google

vor kurzem eine zusammenfassende Darstellung gewidmet[32], doch sind die Ergebnisse, zu denen er kommt, bei einer genaueren Betrachtung nicht stichhaltig. Er findet keine unmittelbare Beziehung zu den „Winter"-Gestalten unseres Volksbrauchs, zu Fastnacht und Fastenzeit, und vermutet, daß in Flandern unter dem Einfluß der „Chansons de Geste" und religiöser Gestalten in den Prozessionen die Personen riesengroß geworden seien und die streng religiösen Gestalten ersetzt hätten; denn das ist von vornherein

Abb. 5. Schwedische Felsritzung.

sicher, daß nur ein ganz kleiner Teil dieser Riesen einen biblischen Namen hat. Nun hätte ein Blick auf die englischen und deutschen, auch auf spanische Riesen gelehrt, daß eine **Entstehung** in Flandern nicht in Frage kommen kann; es muß hier eine viel weiter zurückliegende Gemeinsamkeit angenommen werden, zumal die englischen Riesen fast ebenso früh wie die flandrischen auftauchen[33]. Eine ganze Anzahl dieser Riesen geht nun tatsächlich an Fastnacht (Antwerpen, Hasselt, Kortrijk, Wetteren, Ypern, Poperinghe, Cassel, Bailleul, Valenciennes), andere an Mittsommer um; in England ist letzteres in älterer Zeit die Regel. Wenn sie hier auch bei Huldigungen für Könige, beim Einzug des Londoner Oberbürgermeisters und bei Friedensfesten auftreten, so zeigt dies, daß eine Herleitung aus kirchlichem Brauch und aus geistlichem Spiel nicht in Frage kommt. A. van Gennep bemerkt, daß die flandrischen Riesen nicht verbrannt oder ertränkt

[32] A. van Gennep, Le Folklore de la Flandre et du Hainaut français. Paris, 1935, S. 156 ff.

[33] Einige Jahreszahlen: 1220 (?) Cambrai, 1371 Poperinghe, 1418 Paris, vor 1447 Alost, 1456 Audenarde, 1460 Ath, 1463 Löwen, 1468 Termonde, 1469 Lierre, 1470 Tirlemont, Antwerpen, vor 1480 Douai, 1486 Troyes, 1490 Malines, Hasselt, 1492 Venloo, 15. Jh. Nivelles (nach van Gennep). — 1415 London, 1421 Coventry, 1432 London, 1469 Norwich, 1496 Salisbury, 1522, 1554, 1589 London, 1589 Chester (nach F. W. Fairholt, Gog and Magog. London 1859 und Robert Withington, English pageantry. Cambridge, 1918—20).

Digitized by Google

werden. Aber auch hierfür sind Beispiele zu erbringen. Ein Verbrennen einer Riesenpuppe in Paris wird vom Jahre 1418 berichtet, auch in Luchon[34] wurde eine solche Puppe verbrannt, ebenso in England im Jahre 1685. In Valenciennes führte man eine Riesenpuppe als „Mardi-Gras" durch die Stadt und warf sie schließlich ins Wasser[35]. Auf ein Frühlingsfest deutet es ferner hin, wenn in Ath der Riese von Laubmännern begleitet war[36], auch das Prellen der Riesenpuppe in Mecheln weist in die gleiche Richtung[37]. Sehr häufig wird von einem Tanz der Riesen berichtet, — auch die spanischen „Gigantes" tanzen[38] — der bei unseren Pfingstlaubmännern im Taunus und im Bayrischen Wald in höchst altertümlicher Weise ebenfalls vorkommt. In Verbindung mit einem Schwerttanz erfahren wir von einem „Riesentanz" in England, und wenn hier auch die Namen der Riesen (Woden und Frigg) sekundär sind wie anderwärts die historischen Namen, so deuten sie doch darauf hin, daß die Erinnerung an etwas Altkultisches nicht geschwunden war[39]. Besonders seltsam wirkt es in unseren Pfingstbräuchen, wenn die Teilnehmer des Umzugs die umgeführte Gestalt umtanzen. Dies kennen wir von Stallwang im Bayrischen Wald[40] und vom Pfingstkönigreiten bei Ofen[41], wo die Reiter während des ganzen Gesanges ihren mit dem „Pfingstkönigkranz" sehr großen König langsam umkreisten. Von hier aus verstehen wir nun den Brauch, daß kleine Gestalten den Riesen umtanzen, was nicht nur in Tamsweg (siehe oben!), sondern ebenso in Douai[42] und in Salisbury 1814 der Fall ist[43] (Abb. 3, 4). In Flandern gehen sehr häufig mehrere, oft viele Riesen in den Umzügen; immer aber läßt sich nachweisen, daß früher nur zwei, meist sogar nur einer vorhanden war; in England ist in den ältesten Berichten ebenfalls nur einer oder zwei vorhanden. Was nun die Namen anlangt, so gibt auch hier England ohne Zweifel den älteren Zustand, insofern die Riesen zumeist ohne Namen auftreten. Bezeichnend ist dabei, daß der bekannte St. Christoph der Schneider von Salisbury im Volksmund einfach der „Giant" heißt[44]. Auch in Douai hieß der Riese 1480 kurz „Géant", in Lierre, Dünkirchen, Bergues einfach „Reuze" oder

[34] W. Mannhardt, Wald- und Feldkulte, I, 525 ff., 515 f.

[35] van Gennep, a. a. O., 147 f.

[36] De Brabantsche Folklore. Brüssel, VII, 1927, 257.

[37] Ebenda, V, 1925, 194 f.

[38] M. und A. Haberlandt, Die Völker Europas und ihre volkstümliche Kultur, 1928, 290 f.

[39] E. A. Philippson, Germanisches Heidentum bei den Angelsachsen, 1929, 155. Vgl. auch die Perchtentänzer auf Stelzen bei Strobel, Bauernbrauch im Jahreslauf, 1936, 96, und bei Richard Wolfram, Deutsche Volkstänze, 1937, 12, und Abb. 4, und die Riesentänzer bei der Johannisminne, die Richard Billinger lebendig schildert (Höfler, Kult. Geheimbünde, 1934, 140 f.).

[40] Hans Schröder, Die mimischen Volksbräuche im Bayr. Wald. Diss. München, 1933, 36.

[41] Hartmann, Volksschauspiele, 1880, 17.

[42] H. Gaidoz, Le dieu gaulois du soleil (Revue archéol., 1884, IV, 33).

[43] F. W. Fairholt, Gog and Magog, 1859, 61 f.

[44] R. Withington, English pageantry, I, 56, 162.

Digitized by Google

„Papa Reuze". Man spürt, daß die verschiedenen Namen, auch Goliath und Roland, nicht etwa die Ursprünge dieser Gestalten angeben, sondern nur nachträgliche Benennungen sind, als man diese Kolosse nicht mehr benennen konnte oder wollte. Auf jeden Fall zeigen alle die angeführten Beispiele, daß die flandrischen, wie auch die englischen und spanischen Riesen nicht von den Riesengestalten unserer Frühlingsbräuche zu trennen sind. Sie sind nur Seitenäste des gleichen Baumes, an dem an der Wurzel ur-

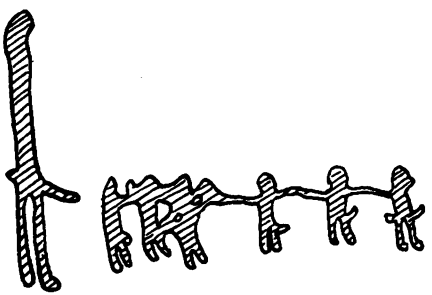


Abb. 6. Schwedische Felsritzung.

tümliche Laub- und Strohgestalten stehen. Während sich diese letzteren im bäuerlichen Lebenskreise und fern vom flutenden Verkehr in ältester Art bis in die Gegenwart erhalten haben, sind in den Städten, vom Reichtum der Bürger gefördert, zum Teil von kirchlicher Sitte übernommen, diese Gestalten zu den Prunkriesen geworden, als welche sie heute noch auftreten.

Glücklicherweise sind wir nun in der Lage, solche Riesengestalten noch weiter zurückzuverfolgen. Marie Andree-Eysn[45] berichtet von dem hl. Eligius (7. Jh.), daß er davor gewarnt habe, an den Kalenden des Januars abscheuliche Riesen- und Tiergestalten anzunehmen. Doch läßt sich wohl diese Übersetzung der betreffenden Stelle nicht halten[46], da man „iotticos" eher mit Gaukelgestalten als mit Riesen übersetzen muß. Sehr beachtenswert erscheint jedoch die Vermutung[47], daß die „iotticos" dem italienischen zotico (mit stimmhaftem z) entsprechen, also „Rüpel, Tölpel" bedeuten. Damit wäre eine Übersetzung: „ungeschlachte Riesen" naheliegend, und man denkt an Gestalten wie die wilden Männer der Schembartbücher, die in den Kreis unserer Frühlingsriesen gehören.

Ist hier also eine letzte Klarheit nicht zu erreichen, so ist die Schilderung Caesars um so eindeutiger[48]. Danach hatten die Gallier kolossale, aus

[45] Volkskundliches, 1910, 176.
[46] Mon. Germ. hist. script. Merow., IV, 1902, 705.
[47] Oberdeutsche Ztschr. f. Volksk., 9, 1935, 55.
[48] De bello gallico, VI, 16. Mannhardt, a. a. O., I, 525.

Digitized by Google

Weidenruten geflochtene Bildwerke, die sie mit lebenden Menschen füllten und dann verbrannten. Man hat, fußend auf diesem Bericht, die Riesen als altkeltische Eigenart bezeichnet[49]. Aber die nordischen Zeugnisse der Felsritzungen führen viel weiter zurück. Wir werden also besser von nordischem Ursprung allgemein reden. Die Bilder, die Almgren[50] bringt, zeigen riesige Gestalten, die in einer Art Prozession herumgeführt werden (Abb. 5, 6). Freilich ist die Art der Riesen, ihr Aussehen und ihre Herstellung nicht genauer zu erkennen; an der Sache selbst aber kann kein Zweifel sein, so sehr auch sonstige Einzelausdeutungen der nordischen Felszeichnungen noch unsicher sind. Deutlich aber wird, wie über die Jahrtausende hinweg der „Riese" im Brauchtum sich in mancherlei Ausprägungen als ein Kernstück des alten Volksglaubens bis in die Gegenwart erhalten hat.

Zum Schluß muß noch ein Gedanke hier ausgeführt werden. Wenn irgendwo von Riesen die Rede ist, denkt kaum jemand an die zahlreichen, hier vorgeführten Gestalten unserer Volksbräuche, sondern immer nur an die in den Sagen vorkommenden Riesen. Es fällt nun auf, daß die Riesen unserer Sagen gleichsam nur Spiegelungen unserer Bräuche sind. Dies gilt gleichermaßen für die Göttermythen, wo die Kämpfe der Götter mit den Riesen wie dichterische Verklärungen des alten Kultbrauches vom Kampf des kleinen Segenbringers mit dem großen, unfruchtbaren Winter erscheinen, wie auch für andere Sagen, wo die Eis- und Winterriesen und die Waldriesen wie Zerspaltungen der alten Gestalt wirken, während die Feuer- und Wasserriesen an die Bräuche des Verbrennens und Ertränkens solcher Urgestalten erinnern. Wer einen solchen flammenden Strohwinter oder einen triefend nassen „Wasservogel" im Kulte sah, in dem konnte die entsprechende Sage von dem unheimlich mächtigen Feuer- oder Wasserriesen Gestalt gewinnen. Es scheint also auch hier, daß der Kult mit seinen wirklich vorhandenen „heiligen" Handlungen das Ursprüngliche, die schon „abstrahierende" Wortüberlieferung aber das Spätere und im ganzen auch viel Blassere ist.

[49] M. und A. Haberlandt, a. a. O., 1928, 636.
[50] O. Almgren, Nord. Felszeichnungen, 1934, Abb. 5, 86, 87.

Digitized by Google

Kurpfälzisches Museum der Stadt Heidelberg.
Bleiguß. Natürliche Größe 10 cm.

Kurpfälzisches Museum der Stadt Heidelberg.
Bleiguß. Natürliche Größe 10 cm.

Rätselhafte Kultfiguren aus Blei.

Von **Dr. Aloys Wannenmacher**, Heidelberg.

Unter den Beständen des Kurpfälzischen Museums der Stadt Heidelberg befinden sich die hier abgebildeten merkwürdigen Figuren. Sie sind hinsichtlich der Technik wohl als Bleiausformungen anzusehen, die nach dem Guß mit dem Messer weiter behandelt sein dürften. In Technik und Darstellung ähnliche Figuren müssen von größter Seltenheit sein, da ich bisher trotz eifriger Nachforschungen nur eine einzige heranzuziehende Bleifigur nachweisen konnte. Diese befindet sich im Museum der Stadt Stettin. Über Herkunft und Bedeutung dieser Stettiner Figur ließ sich nichts Be-

Digitized by Google

friedigendes ermitteln. Auch die Heidelberger Bleifiguren geben uns Rätsel auf. Ein alter Katalogzettel bezeichnet sie als drei „Apostelfiguren" und eine gelegentliche Notiz läßt als Fundort Heidelberg vermuten. Eine Untersuchung der den Figuren anhaftenden Erdreste, die der Direktor des geologischen Instituts der Universität Heidelberg, Herr Prof. Dr. Wilser, anstellen ließ, weist auf ein Buntsandsteingebiet hin und gäbe dieser Bemerkung hinsichtlich des Fundortes größere Wahrscheinlichkeit. Man könnte an das Gebiet des Heiligen Berges denken. Zweifellos hat man es hier mit Kultfiguren zu tun, deren Zusammengehörigkeit durch das allen dreien gemeinsame Hakenkreuz augenscheinlich wird. Auch die Beigabe von Kreuz, Schlüssel und Musikinstrument weist darauf hin. Herauszufinden, ob den auf zwei der Figuren herausgearbeiteten runenförmigen Zeichen irgendeine Bedeutung zukommt, wäre Sache der Sinnbildforschung.

Kurpfälzisches Museum der Stadt Heidelberg. Bleiguß. Natürliche Größe 10 cm.

Die Altersbestimmung dieser archaisch anmutenden Gestalten bereitet ebenfalls Schwierigkeiten. Man kann dafür ebensogut die karolingische wie die frühmittelalterliche Zeit beanspruchen. Auf jeden Fall sind diese Figuren wegen ihrer Rätselhaftigkeit und der Seltenheit ihres Vorkommens für die volkskundliche Forschung von außerordentlicher Bedeutung. Ich wäre daher jedem, der zu ihrer Erhellung durch Nachweis bekannter ähnlicher Stücke beitragen könnte, für Mitteilungen zu großem Dank verpflichtet.

Digitized by Google

Eine Heidelberger Ehrenpforte aus dem Jahre 1613.

Von Dr. Aloys Wannenmacher, Heidelberg.

Aus Anlaß der Heirat des Kurfürsten Friedrich V. v. d. Pfalz mit Elisabeth, der Tochter Jakobs I. von England, erschien im Jahre 1613 zu Heidelberg ein Buch mit folgendem langatmigen Titel:

Beschreibung
Der Reiß: Empfahung
des Ritterlichen Ordens: Volbringung des
Heyraths: und glücklicher Heimführung: Wie auch der ansehnlichen
Einführung: gehaltener Ritterspiel und Frewdenfests:

Des
Durchleuchtigsten / Hochgebornen
Fürsten und Herrn /
Herrn Friederichen deß
Fünften / Pfaltzgraven bey Rhein / deß
Heiligen Römischen Reichs Ertztruchsessen
und Churfürsten / Hertzogen in Bayern / 2c.
Mit der auch
Durchleuchtigsten / Hochgebornen Fürstin /
und Königlichen Princessin /
Elisabethen / deß Groß-
mechtigsten Herrn / Herrn IACOBI
deß Ersten Königs in Großbritannien
Einigen Tochter.

Mit schönen Kupfferstücken gezieret.
In Gotthardt Vögelins Verlag.
Anno 1613.

Hierin werden uns all die Heiratszeremonien geschildert und die Ehrungen, die dem fürstlichen Paar zuteil wurden. Dann auch die Reise nach Holland und den Rhein und Neckar hinauf gen Heidelberg mit allen prunkvollen

Digitized by Google

Empfangsfeierlichkeiten in den bei dieser Reise berührten Städten. Eine Fülle von Kupferstichen macht die Schilderungen noch anschaulicher. Da sehen wir Aufzüge in zeremonieller Ordnung und Ehrenpforten voll barocker Allegorien. Besonders ragen dabei die Triumphbogen hervor, die die vier Fakultäten der Heidelberger Universität dem jungvermählten Paar errichteten. Sie sind alle mit grünen Maien besteckt und überbieten sich in der Fülle allegorischer Anspielungen. Für den Volkskunder besonders bedeutsam ist die hier abgebildete Ehrenpforte der medizinischen Fakultät wegen der innigen Verflechtung von barock-gelehrtem Gepränge und volkstümlichem Empfinden der Darstellungsmittel der entgegengebrachten Wünsche. Da sehen wir Bilder der Venus und Juno. Daneben Füllhörner, die allerlei Blumen ausschütten (s. Abb.). Darunter in Verse gekleidete Wünsche wie:

„Die Blumen bringen wir herfür /
Und hoffen bald Ewerer Frucht zier"

oder:

„Venus schickt diesen krantz Euch beyd /
Wünscht Ewrer Eh viel glück und frewd."

Eine Darstellung der vier Jahreszeiten ist mit folgenden Versen versehen:

„Gantz glücklich Ewer Frühling ist.
glücklicher folg deß Sommers frist.
Der Herbst noch glückseliger felt /
Daß Euch nicht schad des winters kält."

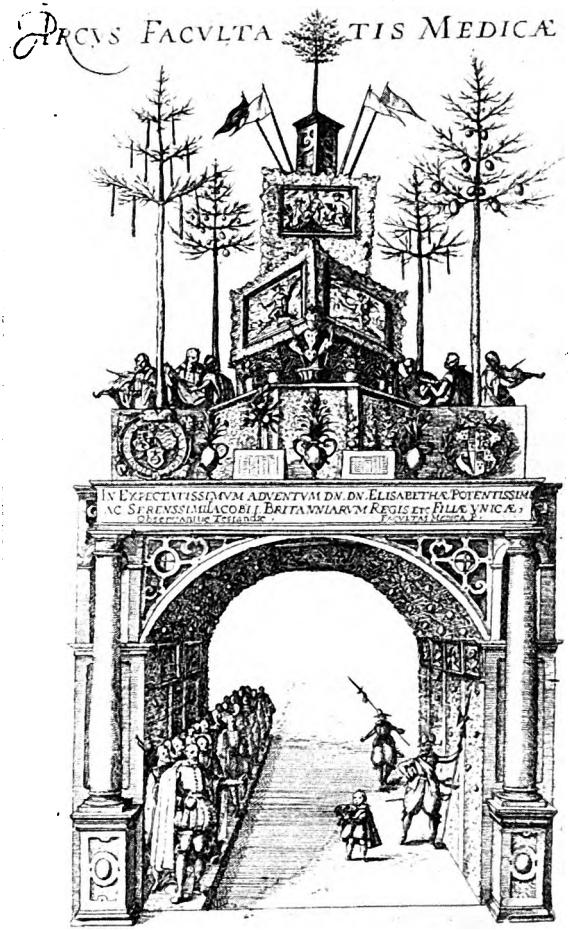
Diesen aus antiken Vorstellungen entwachsenen Sinnbildern von Eheglück und Fruchtbarkeit gesellen sich aber nun auf unserer Ehrenpforte auch solche hinzu, die auf dem Boden des eigenen Volkstums gewachsen sind. Da sehen wir als Sinnbilder für langes und fruchtbares Leben und Lieben den aus uraltem völkischen Brauchtum stammenden Maien, mit Eiern und Äpfeln als Symbolen der Fruchtbarkeit und Lebenskraft geschmückte immergrüne Tannenbäume. Auch ein mit mandelgespickten Lebzelten angefülltes Gefäß darf nicht fehlen.

So vereinigen sich dem volkskundlichen Beschauer auf diesem Kupferstich einer barocken Ehrenpforte in glücklicher Weise gelehrte Anschauung mit frischlebendiger volkstümlicher Empfindung. —

Doch auch sonst birgt diese Schrift manches volkskundlich Bedeutsame. Unter den Schilderungen der prunkhaften Aufzüge und Ritterspiele, die zum Vergnügen der Hochzeitsgäste in der Stadt Heidelberg und auf ihrem Schloß aufgeführt wurden, befindet sich auch eine solche, die die, wenn auch etwas derbere, so doch ebenso herzliche Anteilnahme des Volkes an diesem glanzvollen Feste zum Gegenstand hat. Beispielsweise sei sie hier im Wortlaut angeführt:

„In dem nun Ihre Churfl. Gn. sampt der Princessin / an dem Necker gegen dem rotten Bühel kommen waren / ließ sich ein andere kurtzweil / von den Fischern auf dem Necker angestelt / sehen. Erstlich war gesteckt auf einem eiserenen pfal ein höltzen Faß / mit farben gemahlet / welches in der höhe vier thürnlein / und auf jedem thürnlein ein blawes fähnlein / und in der mitte deß faßes obersten boden / auch ein fähnlein hatte: und

Digitized by Google



Ehrenpforte der medizinischen Fakultät der Universität Heidelberg 1613.

faß in jedem thürnlein ein Hun. Solches faß zu bestreiten und umbzustechen / waren geordnet zwelff Nachen / auf jedem Nachen vier personen / mit jhren Spiessen / so vornen eisen hatten. Dieser wassersüchtigen ritter spielleut waren zwey Schallmeier. Und war das Faß also aufgesteckt / daß es / so bald es getroffen ward / herumber lieff / und sich trehete. Deßhalben gefehrlich war / solches recht zu treffen. Dann mancher sich selber darüber in das wasser stiesse. Damit aber die wassersüchtige Ritter / welche zuvor auß Churfl. begnadigung zimlich in den Weingläsern gestochen / desto mehr lust zu diesem wasserkampff hetten / war einem jeden / so ein Reiff

Digitized by Google

vom Faß stiesse / ein halber Daler zur verehrung verordnet. Und wann einer der thürnlein eins traff / daß sich das thürnlein öfnete / flog ein hun herauß. Welches kurtzweilig zu sehen / und viel lachens verursachte. Ferner war ein grosser Humpelnachen / etwas besser oben über dem Kranen / in einen Anker gehenckt / darauf zween Schnapgalgen aufgericht gewesen / an welchem jeden ein Gans an die füß hart angebunden aufgehengt / welchen die wasserfüchtige thurnierer die hälß abreissen solten. So doch viel gefahr genommen. Dann mancher darüber zeitlich im Necker gelegen. Damit sie aber des badens nicht verdrüssig / war einem jeden / so den halß von der Gans abgerissen / ein halber Daler zum besten geordnet. Und seind gleichwol bey solchem schimpf vier Gänsen die hälß abgerissen worden. Daß also dieser Wasserthurnier / nicht ohne sieg und stattlichen gewinn / jhren ritterlichen thaten gemäß / wiewol mit einem nassen Danck / in zimlicher feuchtigkeit abgegangen."

Aus Ernst Krieck, Völkisch-politische Anthropologie, 2. Teil, S. 68.

Die höchste Stufe des Handelns ist gekennzeichnet durch seine Intensität, durch die „Leidenschaft", die Ergriffenheit, durch das innere Müssen des handelnden Menschen. Der Ergriffene und Gerufene ergreift und ruft auch den Lebenskreis, dem er ein- und übergeordnet ist: in seinem Handeln spricht das Schicksal, offenbart sich Gott in der Geschichte.

Fehrle.

Digitized by Google

Johann Peter Hebel.

Von **Professor Dr. Eugen Fehrle**, Heidelberg.

Kürzlich hat Professor Dr. Ewald Geißler aus Erlangen in den Flugschriften des Deutschen Sprachvereins (1. Heft, Sprachpflege als Rassenpflicht, 1937, S. 16) unseren J. P. Hebel in einer Weise dargestellt, daß man in weiten Kreisen am Oberrhein, im Reich und außerhalb empört war. Es werden in dem Schriftchen, anschließend an Hebels „Kannitverstan", Gegensätze betont zwischen dem Deutschen, „wie er aus Tuttlingen oder Emmendingen oder Gundelfingen so demütig durch die fremde Weltstadt (Amsterdam) hintrollt" und dem nordischen Gegenstück des „königlichen Kaufmanns, des wagemutigen, der seine Schiffe und Taten über alle Meere sendet", zwischen „nordischem Recken- und Wikingergeist, nordischer Frohgemutheit" und „ostischem Humor", „genügsam lächelnder Behaglichkeit", bei der „der Deutsche in ein Eckchen geschlüpft" ist.

Unter solchen Gesichtspunkten wird Hebel betrachtet. Ist er so richtig gesehen? Sollen wir Hebel fortan ausschalten als Vorbild deutscher Art? Vergleicht man Erscheinungen verschiedener Gegenden, so muß man dieselben Verhältnisse vergleichen. Schön wäre ein Zusammenstellen nordischen Dranges in die Ferne beim Kaufmann: im Norden und im Süden Deutschlands. In Norddeutschland, wo man an schiffbaren Flüssen und am Meer wohnt, konnte der Unternehmungsgeist des Kaufmannes leichter in weite Fernen führen, als in Süddeutschland. Und doch haben auch alamannische und schwäbische Kaufleute mit echt nordischem Tatendrang für den deutschen Handel die Welt erobert und Großes geleistet, in anderer Art allerdings als die Wikinger, unter anderen Umständen, aber mit nicht geringerer Zähigkeit.

Vergleiche ich aber norddeutsche oder skandinavische Bauern mit süddeutschen, so finde ich überall dieselbe Treue zur Scholle, dieselbe Beharrlichkeit bei der Arbeit, dieselbe Behaglichkeit beim Feiern und in der Ruhe, dieselbe Gemütstiefe. Und manchem Handwerksgesellen aus dem Norden, der zum erstenmal auf die Walz geht und dabei eine fremde Großstadt kennen lernt, kann es ähnlich ergehen wie dem süddeutschen. Darf denn Hebel dieses Mißverstehen des Handwerksgesellen in der fremden Stadt und seine biederen Schlüsse nicht ins Lustige wenden? Kann Wilhelm Busch, könnte Wilhelm Raabe nicht auch ähnliche Biederkeit belächeln? Und schließlich: fühlen auch wir uns denn nicht erhaben über diese Haus-

Digitized by Google

backenheit? Haben wir nicht schon auf der Schulbank mit dem Dichter darüber gelächelt und damit, ohne Rassentheorien zu kennen, besser geurteilt als Geißler?

Daß Geißler für Hebels Art nicht viel übrig haben kann, zeigt ein Satz, S. 17, wo er sagt: „Tiefer deutsch als das friedliche Idyll ist kämpferische, oft auch zornwütige und oft auch todestrotzige Leidenschaft." Ist nicht gerade den kampftüchtigsten Menschen ein friedliches Idyll am meisten nötig! Und sind nicht gerade solche Gegensätze echt deutsch? Wer allerdings nur einem friedlichen Idyll nachlebt, wird ein hausbackener Spießer. Aber ein tatenfroher Deutscher wird das friedliche Idyll für ebenso deutsch halten, wie das Kämpferische in uns. Daß das Idyll (jetzt weit genommen) in harten Zeiten zurücktreten, die Kampftüchtigkeit aber nie fehlen darf, ist selbstverständlich.

Sind nun die Alamannen in Hebels Heimat etwa weniger kampftüchtig als andere Deutsche? Die Geschichte zeigt das Gegenteil. Sie haben in der Frühzeit, im Kampf gegen das mächtige Römische Reich, sich als zähe Kämpfer bewährt und waren während aller Jahrhunderte tapfere Soldaten, die für die Weltgeschichte, nicht nur für die deutsche, Großes geleistet haben.

Für die Erhaltung deutschen Volkstums sind die Leistungen des alamannischen Volkes von großer Bedeutung. Nur ist die Art des Kämpfens in diesem Bereich anders als in manchen anderen Teilen Deutschlands.

Gerade Hebel ist darin echt alamannisch: schlicht, wenig aus sich machend, bäuerlich-einfach und doch von großer allgemein-deutscher Bedeutung. Als Hebel seine Gedichte in der Mundart der Heimat erscheinen ließ, war so etwas für die meisten Gebildeten gegen Sitte und guten Ton. Sogar in den Kreisen der Romantiker, die sonst für bodenständige Art kämpften, wurden sie nicht besonders beachtet. Seine Schollenverbundenheit durch die Sprache der Bauern, die Mundart, zum Ausdruck bringen zu wollen, lag auch diesen Kreisen meist fern. Goethe hat das Große der Gedichte und Erzählungen Hebels erkannt und in einer eingehenden Besprechung gewürdigt. Die Gedichte haben durch ganz Deutschland, in der Schweiz, im Elsaß und überall, wo deutsches Volkstum herrscht, viel Anregung gebracht. Wichtiger als die unmittelbaren Anregungen zum Dichten in der Mundart ist die weitere Wirkung: Hebels Gedichte und Erzählungen stehen am Anfang der großen Heimatbewegung. Wohl hat diese ihren Schwung bekommen durch die völkische Erhebung und deutsche Selbstbesinnung der Romantik, aber allenthalben begegnet man in dieser Bewegung der Wirkung Hebels. Er hat für die Anerkennung bäuerlicher Art, für das Erwecken der Heimattreue, für das Wiedererwachen deutscher Gemütstiefe, besonders im Familienglück, nach Verflachung durch Aufklärung und weltbürgerliches Getue viel gewirkt und damit an dem Erwecken von Tugenden mitgeholfen, die heute erst voll zur Geltung kommen. Ist dieses stille und sichere Wirken nicht mehr wert als das laute Kämpfen manches „Patrioten" vergangener Zeit, dessen Geschäftigkeit schnell und ohne große Folgen verschollen ist? Jede Zeit braucht solche Stillen im Lande, denn ihre Wirkung geht über alle Zeitläufe weg während weiter.

Digitized by Google

Was an Hebel zeitgebunden und Zeitfehler war, für den der einzelne nie allein verantwortlich gemacht werden kann, ist vergangen. Für die große deutsche Sendung, die Hebel hatte und noch hat, wird gerade unser Drittes Reich volles Verständnis und tiefe Dankbarkeit haben.

Jeder Deutsche, der Hebels deutsche Sendung voll erkennt, wird es für ein Unrecht ansehen, unseren Dichter so einseitig einzustellen, wie Geißler es getan hat.

Die Verbindung von Heimattreue und Drang in die Ferne, wie sie in echt nordischer Art beim Alamannen und Schwaben zur Geltung kommt, zeigt mit wahrhaft deutscher Gemütstiefe Franz Büchler in seiner Gedichtsammlung „Licht von Innen" (Leipzig, Aßmus Verlag, 1934, S. 9). Auch er war hinausgegangen in die Welt, plötzlich überkommt ihn eine unbändige Sehnsucht nach der Heimat:

„Ich ging. — Ich ging die fremde Straße liebend weiter.
Fremde Länder wurden mir Ziel und fremde Menschen die Begleiter.
Wie ein Bussard den Bergsee umflog den blühenden Erdenball
ruhlos die Seele. Sie suchte Gott und fand verwandelt ihn überall.
In Blume, Stein und Tier und in der Menschen irrendem Gedränge.
Doch sieh: die fremden Masken mich verwirrten. Ich sah die bunte Menge
drunten im Lärm, sah hochgetürmt auf Höhn zerfressner Kalke
in Einsamkeit der Gletscher weißverhangne Katafalke,
doch nirgends fand ich das Bild des Ewigen mir ganz enthüllt
und nirgends sprach sein Mund zu mir das Wort, das mich erfüllt,
und was auf fernen Gipfeln meine Seele sich ersehnte,
was sie im harten Kampf der Städte zu gewinnen wähnte,
was ihr im Gaukelspiel der Welt auch je gefiel,
es kam ein Tag, an dem dies alles wie ein Spuk zerfiel.
Aus meinem Herzen, Heimat, stieg ein Traum empor ins Licht,
ich sah wie eine schlafende Geliebte dich, mit meinem inneren Gesicht
am klaren Tag, vor mir gebreitet in Schönheit. Und auf alten Spuren
ging ich im alten Glück. Mit deiner Berge schweren, ruhigen Konturen
der Finger Gottes schrieb am mondesgelben Himmel mir sein Zeichen.
Und ich verstand nach langer, fremder Fahrt: wie sich im Ew'gen gleichen
die erdgeborne Seele und das erdgebundne Bild, wie schwer erkannt
so eins im Innersten mein Herz mit dir ist, alemannisch Land."

Digitized by Google

Deutsche und italienische Volkskunde in bolschewistischer Verzerrung.

Von **Volko Frhr. von Richthofen**, Königsberg (Pr.).

Soeben erschien das erste Heft des Jahrganges 1937 der führenden bolschewistischen volks- und völkerkundlichen Fachzeitschrift „Sowjetzkaja Etnografija". Gleich nach der ersten Seite „ziert" es ein Bild Stalins! Darauf folgt zunächst ein Abdruck der Stalinschen Rede vom 25. September 1936 auf dem 8. Parteitag der Bolschewiken über die sogenannte neue Verfassung der Sowjetunion, und hiernach u. a. ein Abdruck der Bestimmungen dieser zum Gimpelfang in der nichtkommunistischen Welt bestimmten sogenannten Verfassung. Das zweite ganzseitige Bild des Heftes dieser „wissenschaftlichen" Zeitschrift ist im Zusammenhang hiermit das für die erträumte rote Weltrepublik geschaffene neue Wappen der Sowjetunion. Es zeigt in der Mitte eine Erdkugel mit Hammer und Sichel darüber. Die Einrahmung ist der Sowjetstern zwischen Ähren und die elfmalige Inschrift „Proletarier aller Länder vereinigt euch" in Sprachen verschiedener Erdteile. Die Weltherrschaftspläne der Bolschewiken werden dadurch in ebenso lehrreicher wie unverschämter Weise versinnbildlicht.

Wir sehen schon an diesem Beispiele, wem die Zeitschrift „Sowjetzkaja Etnografija", wie alle bolschewistische Wissenschaft, in erster Linie zu dienen hat: Politischen Kampfzielen und der Arbeit für die rote Weltrevolution! Ich habe auf den Beginn und Verlauf dieser Entwicklung für die rote Volks- und Völkerkunde und weitere Wissenszweige schon an anderen Stellen mit näheren Belegen aus dem sowjetischen Schrifttum wiederholt hingewiesen[1].

[1] Vgl. z. B. V. Frhr. von Richthofen, Rasse und Volkstum in der bolschewistischen Wissenschaft, in: Altpreußen, Bd. 1, Königsberg 1935, S. 129—144; derselbe, Sowjetrussische Wissenschaft stellt sich vor, in: Der Junge Osten, Bd. 1, Königsberg-Marienwerder 1936, S. 128—133; derselbe, Die Vor- und Frühgeschichtsforschung unter dem bolschewistischen Joch, in: Bolschewistische Wissenschaft und „Kulturpolitik", Königsberg 1938, S. 131—162 (Sammelband deutscher und außerdeutscher Mitarbeiter aus Deutschland, der Tschechoslowakei, Polen und Lettland; Königsberg, Osteuropa-Verlag, Herausgeber V. Frhr. von Richthofen). — Eine Reihe guter Ergänzungen zu verschiedenen hier

Digitized by Google

Das soeben erschienene letzte Heft von „Sowjetzkaja Etnografija" bringt dazu bemerkenswerte Ergänzungen. Es enthält u. a. einen russischen Aufsatz: „Die nationalsozialistische Folkloristik in den faschistischen Staaten" gegen die deutsche und italienische Wissenschaft. Der Verfasser ist der bekannte bolschewistische Volks- und Völkerkundler Prof. Eugen Kagarow, der früher auch Mitarbeiter des deutschen „Ethnologischen Anzeigers" war. Ich habe auf neuere Erzeugnisse aus seiner jetzt ganz einseitig roten Feder in meinen oben erwähnten Arbeiten wiederholt Bezug genommen, darunter auch auf verschiedene törichte Entgleisungen Kagarows gegen E. Fehrles verdienstvolle Ausgabe der Germania des Tacitus. Ebendort wurde weiter von mir u. a. gezeigt, daß im roten Schrifttum jetzt jede nicht rein marxistisch-staliniſtische Wissenschaft als ausrottenswert verspottet und befehdet wird. Eine Ausnahme bilden nur unaufrichtige Werbeschriften, die nicht für den inneren Gebrauch in der Sowjetunion bestimmt sind. In solchen zieht man wohlweislich nur viel zahmer gegen die Fachleute aus der nichtbolschewistischen Welt zu Felde. Das zeigt z. B. das Sonderheft „Ethnographie, folklore et archéologie en U. S. S. R." der Schriftenreihe „V. O. K. S." der bolschewistischen „Vereinigung zur Pflege der Kulturbeziehungen der Sowjetunion mit dem Auslande" von 1934[2] mit seinen Angriffen auf die Volkskunde der nordischen Fachleute. In der ungeschminkten, krassen Form findet man diese Ausfälle z. B. auf russisch in folgenden zwei Aufsätzen: M. J. Palwardze, Die bürgerliche „Ethnographie" und die Politik des finnländischen Faschismus, in: „Sowjetzkaja Etnografija", Jahrgang 1931, und E. Kagarow, Die Kalewala-Lieder als mündliches Epos einer (nach Kagarow urkommunistischen!) „Klanalgesellschaft" (!!), in: Istorik Marksist, Bd. 4 (44), 1935, S. 58 ff.

Die deutschen und italienischen Volkskundler befinden sich also gegenüber den roten Entgleisungen in guter Gesellschaft. Hierfür lassen sich auch sonst noch zahllose Beispiele anführen. Gegen die weltrevolutionäre Bolschewistenwissenschaft erweist sich eine zwischenvölkische Einheitsfront als dringend notwendig, wie sie in dem schon genannten Königsberger Sammelband „Bolschewistische Wissenschaft und Kulturpolitik" und in der

berücksichtigten Quellengruppen bringt auch der von Professor O. Iljin schon 1931 in Berlin herausgegebene Sammelband: „Welt vor dem Abgrund (Politik, Wirtschaft und Kultur im kommunistischen Staate nach authentischen Quellen)". Der Hauptfehler dieses Werkes ist aber, daß es an der entscheidenden Bedeutung der Judenfrage für die Kenntnis und Abwehr des Bolschewismus völlig vorübergeht. (Siehe dagegen auch H. Greife, Sowjetforschung [Versuch einer nationalsozialistischen Grundlegung der Erforschung des Marxismus und der Sowjetunion], Berlin 1934!)

[2] Es gibt auch eine deutsche Ausgabe, doch hat mir bisher nur die französische vorgelegen, vgl. über diese B. Frhr. von Richthofen, in: Der Junge Osten, a. a. O. und in: Bolschewistische Wissenschaft und „Kulturpolitik", a. a. O., sowie derselbe, Bolschewistische Wissenschaft und Judentum, im gleichen Sammelband, S. 289—318. In diesen beiden Abhandlungen findet sich a. a. O. auch eine Stellungnahme zu dem Urteil des rührigen belgischen Volkskundlers Professor A. Marinus über das genannte VOKS-Heft.

Digitized by Google

Zeitschrift „Contrakomintern" der gegenkommunistischen Verbände der Welt wirksam ist.

Einige Beispiele sollen nun zeigen, auf welche Weise Kagarow in seinem neuesten Bericht die deutsche und die italienische volkskundliche Forschung behandelt. Auf beide möchte er Äußerungen aus einer „glänzenden" Rede des berüchtigten Kominternhetzers G. Dimitroff vom 7. Parteitag der Bolschewiken in Moskau anwenden, der die „klassenbedingten Fälschungen der faschistischen Wissenschaft entlarvt" habe[3]. Kagarow verweist dabei noch besonders auf die folgende Behauptung Dimitroffs: Wie die „deutschen Faschisten die Geschichte der Germanen fälschten und Mussolini den Kapitalismus geschichtsfälschend durch das heroische Bild Garibaldis verklären wolle, so suchten die französischen Faschisten geschichtsfälschend ihren Heros in der Jungfrau von Orleans". — Kagarow sagt dann weiter, die Entwicklung der Volkskunde in Deutschland und Italien sei trotz gewisser Unterschiede im einzelnen im Kern gleichartig. Ein „unsachlicher Nationalismus und Schowinismus" berufe sich geschichtsfälschend auf die Vergangenheit, um angebliche Rechte der Gegenwart zu begründen, führe den Rassengedanken in die Folklore ein, verherrliche die von Kagarow ausbeuterisch genannten „Kulaken-Großbauern" usw. Während Kagarow hier überall einen Verfall feststellen möchte, nennt er gegenüber judenkennerischen Äußerungen im volkskundlichen Schrifttum nachdrücklichst Stalins bekannte Worte zu einem Vertreter der jüdischen Telegraphen-Agentur aus Nordamerika: „Nationaler und rassischer Schowinismus sei ein Überbleibsel von Kannibalismus und der Antisemitismus eine Schöpfung kapitalistischer Ausbeuter, die in der Sowjetunion mit dem Tode bestraft wird!" Ob Kagarow dabei nur als arischer Judenknecht im Geiste Stalins schreibt oder auch selbst jüdisches Blut hat, kann ich vorläufig nicht entscheiden. Er erwähnt die fraglichen Worte Stalins im Anschluß an „Volkskommissar" Molotows Rede vom 8. Parteitag der Bolschewiken.

Gegen die italienische Wissenschaft schreibt im einzelnen Kagarow besonders unter Bezugnahme auf R. Corsos verdienstliche Arbeiten „Folklore" (Rom 1923) und „Del matriarcato tra i Cunama" (Rom 1933). Der italienischen Forschung spiele das antike Rom die gleiche unwissenschaftliche Rolle wie der deutschen z. B. die Vorgeschichte. Besonders greift Kagarow R. Corsos Darstellung des Bauerntums und seine Deutung der Entstehung italienischer Volkslieder scharf an. Er erhebt im Anschluß daran auch den Vorwurf, daß mit solchen Ansichten, wie sie Corso vertritt, in unwissenschaftlicher Weise das Streben nach einer politischen Annäherung zwischen Italien und Rumänien gefördert werden solle.

Wissenschaftliche Beweisversuche für seine Behauptungen gibt Kagarow in diesem Abschnitt seines Aufsatzes ebensowenig wie in den meisten anderen Teilen. Im allgemeinen genügt es ihm, seinen Lesern das durch die rote Brille gesehene Zerrbild recht nachdrücklich zu zeichnen. Beson-

[3] Siehe die parteiamtliche russische Veröffentlichung von Dimitroffs Rede: „Das Auftreten des Faschismus und die Aufgaben der Komintern im Kampf für die Einheit der arbeitenden Klasse gegen den Faschismus", Moskau 1935. (Partisdat [= Partei-Verlag der bolschewistischen Partei].)

Digitized by Google

ders kennzeichnend und verwerflich erscheint ihm auch, daß „die italienischen Volkskundler sich ähnlich wie ihre deutschen Fachgenossen bemühen, die Reste mutterrechtlicher Erscheinungen bei arischen Völkern auf eine vorindogermanische Wurzel zurückzuführen." Kagarow behauptet, es handle sich dabei nur um die Rückbeziehung „faschistischer Ideale der Gegenwart" auf die Vergangenheit. Einen ernstzunehmenden Beweisversuch für solche Behauptungen sucht man bei Kagarow vergebens, obwohl er früher in der gleichen Frage hinsichtlich des Mutterrechtes bereits gegen E. Fehrle eiferte[4]. Gegenüber Corso verweist er hier allein auf politische Fehlbehauptungen eines der großen marxistischen „Heiligen", Fr. Engels, nach S. 59 der neuen russischen Ausgabe (Moskau 1934) des verfehlten und veralteten Buches von Fr. Engels: „Der Ursprung der Familie". Eine solche Bezugnahme auf Worte von Karl Marx-Mardochai, Fr. Engels, Lenin und Stalin gilt freilich im Schrifttum der Sowjetunion als vollgültiger wissenschaftlicher Beweis!!

Aus dem deutschen Schrifttum berücksichtigt Kagarow u. a. die folgenden Veröffentlichungen:

W. Darré, Das Bauerntum als Lebensquell der nordischen Rasse, München 1929;
E. Fehrle, Badische Volkskunde, Karlsruhe 1924;
derselbe, Ausgabe von Tacitus Germania, München 1929;
derselbe, Deutsche Altertumskunde, Leipzig 1931;
L. Helbing, Der dritte Humanismus, Berlin 1932;
A. Heusler, Germanentum, Leipzig 1934;
R. Hünnerkopf, Die isländische Saga und die deutsche Volkskunde, in: Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 8, 1934, S. 39—45;
derselbe, Krieger und Bauer — Stadt und Land, a. a. O., Bd. 9, 1935, S. 65—75;
W. Jäger, Die Formung des griechischen Menschen, Berlin 1934;
A. Lämmle, Vom Adel des Bauerntums, in: Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 8, 1934, S. 46 ff.;
O. Lehmann, Volkskunde-Arbeit, in: Lauffer-Festschrift, Berlin 1934, S. 24 ff.;
Fr. Lüers, Volkskunde im Unterricht, Berlin 1924;
E. Müller, Volkskunde und Schule, Langensalza 1925;
G. Neckel, Altgermanische Kultur, Leipzig 1934;
H. Petersen, Die Sehnsucht nach dem Dritten Reich in der deutschen Volksdichtung, Berlin 1937;
F. R. Schröder, Germanentum und Alteuropa, in: Romanisch-Germanische Monatsschrift, Jahrgang 1934, Nr. 5—6, S. 159 ff.;
J. Schwietering, Die sozialpolitische Aufgabe der deutschen Volkskunde, in: Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 7, S. 8 ff.;
W. Treutlein, Der Einsatz der Volkskunde in der Arbeit am Grenz- und Auslanddeutschtum, in: Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 8, 1934, S. 109—113;

[4] Vgl. dazu Altpreußen, Bd. 1, S. 142—143 (Richthofen).

Digitized by Google

A. E. Warner, Rasse und Recht, Berlin 1932;
P. Zinck, Wesen, Wege und Ziele der Volkskunde, in: Illustrierte Zeitung, Bd. 11, 1933, Nr. 4629.

Großenteils genügt es Kagarow bei seinem Kampfaufsatz, aus diesen Arbeiten nur Anschauungen und wissenschaftliche Tatsachen kurz herabzusetzen, die den Bolschewiken nicht passen. Ebenso töricht wie dieses ganz unwissenschaftliche Verfahren ist Kagarows Art, weltanschauliche Schriften, darunter auch solche rein religiösen Inhalts, als „faschistische Volkskunde" zu berücksichtigen. So erscheinen bei ihm z. B. auch die Schriften von Mathilde Ludendorff als volkskundliche Arbeiten neben W. Hauers „Deutsche Gottschau" und Alfred Rosenbergs „Mythus des 20. Jahrhunderts" sowie dem Buch der Geistlichen A. Künneth und E. Schreiner „Die Nation vor Gott". Ohne Rücksicht auf ihre Verschiedenheiten möchte Kagarow natürlich auch diese Veröffentlichungen alle einheitlich in seinem Stil herabsetzen.

Gegenüber Franz Rolf Schröder genügt Kagarow zu seinen Ausfällen der bloße Hinweis auf Schröders Worte über die Bedeutung des klassischen Altertums und der germanischen Vorzeit für die deutsche Gegenwart, und ebenso gegenüber L. Helbing und W. Jäger ein Hinweis auf deren Worte über die Bedeutung des klassischen Altertums für die Gegenwart.

P. Zinck hat dadurch Kagarows Zorn erregt, daß er die Volkskunde eine führende Wissenschaft des Dritten Reiches nennt, und W. Treutlein durch seinen Aufruf, angewandte Volkskunde im volksdeutschen Gebiet außerhalb der Reichsgrenzen zu pflegen. Die Tatsache, daß Petersen in der deutschen Volksdichtung die Sehnsucht nach einem einheitlichen völkischen deutschen Reich feststellte, wie wir es jetzt besitzen, nennt Kagarow unter Bezugnahme auf den Kominternhetzer Dimitroff kurzweg eine kennzeichnend faschistische Geschichtsfälschung. Im Anschluß daran betont er, auch die Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde zeige schon durch das Hakenkreuz auf dem Titelblatt, in welcher Weise die deutsche Volkskunde im Zeichen des Hakenkreuzes stehe. „Genosse" Kagarow wird sich daran gewöhnen müssen, daß wir unsere ernste Forschung stolz im Zeichen des Hakenkreuzes betreiben und nicht als von roten Zwangsglaubenslehren beherrschte Scheinwissenschaft unter dem Sinnbild von Hammer und Sichel! Seine Haupt„vorwürfe" gegen die deutsche Volkskunde kennzeichnet er selbst kurz mit folgenden Schlagworten: Die deutsche Volkskunde behandle jetzt in erster Linie:

1. den Rassenstandpunkt in bezug auf die „mündliche Schöpfung",
2. das Interesse am bäuerlichen Kulakentum und seine Idealisation,
3. die Entstehung der gesellschaftlichen Rolle der Frau in der mittelalterlichen Volkspoesie,
4. den Gedanken des Führertums,
5. den Gedanken des Heldentums.

Wo sich Kagarow gegen Fehrle wendet, zieht er eigentlich nur gegen Tacitus sinnlos zu Felde. Die von Fehrle treffend dargestellten Äußerungen

Digitized by Google

des Tacitus über die rassische Beschaffenheit der Germanen verdrießen nämlich Kagarow politisch.

Auch die Anerkennung des Begriffes „Volksseele" für die Volkskunde lehnt er kurzweg ab. Statt von nordischer Rasse spricht Kagarow schief von germanischer Rasse, wo ihm das für seine Entgleisungen zweckmäßig erscheint.

Das germanische und deutsche Bauerntum der Vergangenheit würde in der deutschen Volkskunde unwissenschaftlich „idealisiert", ebenso das Hausfrauentum der frühgeschichtlichen Germanin. Vor wenigen Jahren hätten deutsche Geschichtler und besonders Juristen die Vergangenheit der germanischen Frau noch völlig anders, richtig, und unter Mitberücksichtigung des Mutterrechtes geschildert. Kagarow denkt hier offenbar an fachliche Irrtümer vereinzelter älterer Arbeiten, deren Überwindung wissenschaftlich nur begrüßt werden kann. Er spricht aber auch dabei ebenso töricht wie überheblich überall nur von einem „unwissenschaftlichen, politischen Sieg des Faschismus". An einer Stelle macht er sich wenigstens die Mühe des Versuches, seine Meinung auch fachlich näher zu beweisen. Gegen richtige Angaben über die Rolle der altgermanischen Frau als Hausfrau und Mutter verweist Kagarow mit Belegen auf ihr gelegentliches Hervortreten im öffentlichen Leben und im Kriege. Jeder deutsche Wissenschafter kennt die fraglichen Tatsachen, und niemand bestreitet sie oder läßt sie in unwissenschaftlicher Weise außer Betracht. Will uns vielleicht erst „Genosse" Kagarow Brunhild, Krimhild und Gudrun richtig verstehen lehren und die heldenhaften Germanenfrauen aus der Zeit der Kimbernkriege usw.? Statt auch hier wieder ganz unsinnig von faschistischer Geschichtsfälschung zu reden, hätte er lieber auf seine eigene fachlich nicht haltbare, aber politisch gebundene Auswertung der fraglichen Quellen verzichten sollen.

Kagarow gehört unter den bolschewistischen Fachleuten immerhin noch zu denen, die von früher her beachtenswerte eigene Leistungen aufzuweisen haben. Erst kürzlich zeigte er selbst, wie oberflächlich und unzureichend jetzt die Arbeitsweise der Kulturkundler der Sowjetunion sogar nach seinem eigenen Maßstab oft ist, und seine Feststellungen waren dabei richtig[5]. Es ist bezeichnend, daß aber auch Kagarow selbst sonst jetzt meist nur noch platteste Oberflächlichkeiten im Stile der roten Zwangsglaubenslehren schreibt!

Am Schluß seines Aufsatzes beruft er sich noch ein letztes Mal auf den Kominternhetzer Dimitroff, um gegenüber dem angeblichen Verfall der Volkskunde „bei den Faschisten" die „alleinige Wahrheit" der „marxistisch-leninistisch-stalinistischen Forschung" zu preisen. So wird sein fachlich ganz wertloser Aufsatz immerhin vom Anfang bis zum Ende ein guter Beitrag für unsere Kenntnis des weltrevolutionären Wollens des roten Schrifttums und des Zerfalls wahrer Wissenschaft in der Sowjetunion.

[5] Vgl. darüber B. Frhr. von Richthofen (Herausgeber) in dem Sammelband: Bolschewistische Wissenschaft und „Kulturpolitik" (Königsberg 1938), S. 159—160.

Digitized by Google

Deutsche Volksbräuche bei Joannes Boemus.

Von Dr. Max Faßnacht, Heidelberg.

Joannes Boemus ist Ende des 15. Jahrhunderts im Würzburgischen in Aub an der Gollach (in der Nähe des württembergischen Mergentheim) geboren. Als Deutschordenspriester lebte er in der Reichsstadt Ulm und war dort und in der Umgebung seelsorgerlich tätig. Gegen Ende seines Lebens trat er zum Protestantismus über und starb in den 30er Jahren des 16. Jahrhunderts. Er gehörte zu jenen Humanisten, in denen das Studium des Tacitus die Liebe zur Heimat weckte, die deutsch fühlten und dachten. Im Jahre 1520 erschien von ihm eine allgemeine Völkerkunde: Mores, leges et ritus omnium gentium. Das Werk hat nach altem Schema drei Teile: Africa, Asia, Europa. Im dritten Buch Europa bietet Boemus zum erstenmal eine deutsche Volkskunde. Er verband den Gewinn aus Quellenstudien mit eigener Beobachtung. Innerhalb eines Jahrhunderts erschienen über vierzig Ausgaben. 1558 kam in Venedig eine italienische Übersetzung heraus. Später fand das Werk keine weitere Beachtung mehr. Erst in neuester Zeit wurde der das deutsche Volk behandelnde Teil (III, 12—17) neu herausgegeben als Programm des Luisengymnasiums in Berlin von Erich Ludwig Schmidt (1910) und so einem weiteren Leserkreis zugänglich gemacht[1].

Im ersten allgemeinen Abschnitt (III, 12) werden die Grenzen Deutschlands gezeichnet, dann wird ein Landschaftsbild entworfen. Im Gegensatz zu Tacitus, der von ödem Lande, rauhem Klima und spärlichem Anbau berichtet, weiß Boemus viel zu erzählen von all dem Herrlichen, das Deutschland zu seiner Zeit bietet. „Wahrlich", sagt er am Ende, „wenn heute einer von den Alten aus dem Grabe erstände, er könnte Deutschland nicht ein Ödland nennen." Er meint, es sei schwer, eine Landschaft mit der anderen zu vergleichen, noch schwerer, zu entscheiden, welcher der Vorzug gebührt. Er läßt dann einige Abschnitte aus Tacitus folgen: über Charakter der Germanen, die Bodenschätze des Landes, über Kampfesart, Thing, Gefolgschaft, Wohnung, Kleidung, Ehe, Nahrung. Der Erzählung des Tacitus stellt er die Schilderung der gegenwärtigen Verhältnisse gegenüber, indem er von den vier Ständen handelt, von Klerus, Adel, den Städtern, den Bauern.

[1] Schmidt schickte der Ausgabe eine Einleitung voran, auf die hier zu verweisen ist.

Digitized by Google

Dem einen allgemeinen Abschnitt folgen fünf weitere über die einzelnen Stämme und Landschaften. Im zweiten Abschnitt von den Sachsen (III, 13) behandelt er ausführlich ihre Trinksitten. Der dritte Abschnitt von den Westfalen (III, 14) gibt eine eingehende Schilderung des Femegerichtes, der vierte von den Franken (III, 15) berichtet hauptsächlich von den Jahresbräuchen, der fünfte über Schwaben (III, 16) schließt an Cäsars Bericht im 4. Buch und den des Tacitus von den Schwaben an. Zu seiner Zeit sind die Schwaben hauptsächlich die Handelsleute, die mit ihren Waren, vor allem Webstoffen, auf den Märkten umherreisen. Im letzten, sechsten Abschnitt von Bayern und der Ostmark (III, 17) werden im wesentlichen Rechtsgepflogenheiten erörtert.

Daß die Jahresbräuche im 4. Abschnitt von den Franken einen so großen Raum einnehmen, mag darin seinen Grund haben, daß der Verfasser selbst aus fränkischem Gebiet stammt und aus Erinnerung weiß, wie es an diesen Tagen zugeht. Aber auch aus dem Schrifttum sind ihm diese Bräuche bekannt.

Ich gebe den Text nach Schmidt und meine Übersetzung daneben:

Multos mirandos ritus observat (Franconia), quos ideo referre volo, ne, quae de externis scribuntur, inanes fabulae aestimentur.

Viele auffallende Bräuche gibt es (in Franken). Ich will davon erzählen, damit man nicht das, was vom Ausland berichtet wird, als leere Fabelei ansehe.

I.

Mos in tribus quintis feriis ante Christi natalem.

In trium quintarum feriarum noctibus, quae proxime domini nostri natalem praecedunt, utriusque sexus pueri domesticatim eunt ianuas pulsitantes cantantesque futurum salvatoris exortum annuntiant et salubrem annum; unde ab his, qui in aedibus sunt, pira, poma, nuces et nummos etiam percipiunt

1.

Die drei Donnerstage vor Weihnachten.

In den Nächten der drei Donnerstage kurz vor Weihnachten gehen die Buben und Mädchen von Haus zu Haus, klopfen an die Tür, singen und kündigen die Geburt des kommenden Heilandes und ein frohes Jahr an. Sie erhalten dann von den Leuten in den Häusern Birnen, Äpfel, Nüsse und auch Geld.

II.

Mos in Christi natali.

Quo Christi Jesu natalem gaudio in templis non clerus solum, sed omnis populus excipiat, ex hoc attendi potest, quod puerili statuncula in altare collocata, quae nuper editum repraesentet,

2.

Weihnachten.

Wie freudig die Geburt Christi in der Kirche nicht nur vom Klerus, sondern auch vom ganzen Volk begangen wird, kann man aus folgendem ersehen. Man stellt auf den Altar ein Knabenfigürchen, das den

Digitized by Google

iuvenes cum puellis per circuitum tripudiantes choreas agant, seniores cantent more haud multum ab eo quidem diverso, quo Corybantes olim in Idae montis antro circa Jovem vagientem exultasse fabulantur.

Neugeborenen darstellt. Die Buben und Mädchen führen im Kreis einen Reigentanz auf; und die älteren Leute singen dazu in einer Art, die sich nicht viel von der Weise unterscheidet, in der einst die Korybanten in der Höhle auf dem Idaberge um den wimmernden Jupiter nach der Sage frohlockt haben.

III.
Kalendae Januarii.

Kalendis Januarii[1], quo tempore et annus et omnis computatio nostra inchoatur, cognatus cognatum, amicus amicum accedunt et consertis manibus invicem in novum annum prosperitatem imprecantur diemque illum festiva congratulatione et compotatione deducunt. Tunc etiam ex avita consuetudine ultro citroque munera mittuntur, quae a Saturnalibus, quae eo tempore celebrabantur, a Romanis Saturnalicia, a Graecis apophoreta dicta sunt. Hunc morem anno superiori ego ita versificavi: Christe patris verbum etc.

Natalemque tuum celebrantes octo diebus
Concinimus laudem perpetuumque decus
Atque tuo exemplo moniti munuscula notis
Aut cappum pinquem mittimus aut leporem
Aut his liba damus signis et imagine pressa
Mittimus aut calathis aurea mala decem
Aurea mala decem buxo cristata virenti
Et variis caris rebus aromaticis.

3.
Neujahr.

Am ersten Januar, mit dem das Jahr und unsere ganze Zeitrechnung beginnt, sucht der Verwandte den Verwandten, der Freund den Freund auf. Man reicht sich die Hand, wünscht sich gegenseitig Glück zum Neuen Jahr und verbringt den Tag mit feierlicher Beglückwünschung und heiterer Unterhaltung. Nach uraltem Brauch werden auch Geschenke gewechselt, welche nach den Saturnalien, die in dieser Zeit gefeiert wurden, von den Römern Saturnalicien, von den Griechen ἀποφόρητα genannt wurden. Diesen Brauch habe ich in einem früheren Jahr in einem Gedicht so festgehalten: Christus, Wort des Vaters usw.

Zur Feier deines Geburtstages singen wir dir acht Tage lang ewiges Lob und ewige Ehre. Durch dein Beispiel gemahnt, geben wir den Bekannten Geschenke, einen fetten Kapaun, einen Hasen, oder wir schicken Kuchen, auf denen wir sinnige Worte und ein passendes Bild anbringen. Wir senden zehn goldgelbe Äpfel in Körben, zehn goldgelbe Äpfel, umbuscht von grünem Bux und umsäumt von verschiedenen lieben, wohlduftenden Sachen.

[1] Schmidt: Januariis. Spätere Ausgaben, so die von 1570, 1582, 1591 haben Januarii. Die Ausgabe von 1520: Decembris.

Digitized by Google

IV.

In Epiphania Domini.

In Epiphania domini singulae familiae ex melle, farina, addito zinzibere et pipere libum conficiunt et regem sibi legunt hoc modo: libum mater familias facit. cui absque consideratione inter subigendum denarium unum immittit, postea amoto igne supra calidum focum illud torret, tostum in tot partes frangit, quot homines familia habet; demum distribuit cuique partem unam tribuens. Adsignantur etiam Christo beataeque virgini et tribus magis suae partes, quae loco eleemosynae elargiuntur. In cuius autem portione denarius repertus fuerit, hic rex ab omnibus salutatus in sedem locatur et ter in altum cum iubilo elevatur; ipse in dextra cretam habet, qua toties signum crucis supra in triclinii laquearis deliniat, quae cruces, quod obstare plurimis malis credantur, in multa observatione habentur.

4.

Erscheinung des Herrn.

An Erscheinung des Herrn backt man in jeder Familie einen Kuchen aus Honig und Mehl mit Zimt und Pfeffer und wählt sich einen König auf folgende Art: Die Familienmutter, die den Kuchen backt, legt ohne weiteres Besinnen beim Kneten einen Denar in den Teig. Sie erhitzt dann nach Beseitigung des Feuers den Teig auf dem heißen Herd. Ist der Kuchen gebacken, bricht sie ihn in soviel Stücke als die Familie Personen hat. Jetzt erst verteilt sie den Kuchen unter die Leute, indem sie jedem ein Stück gibt. Auch Christus, die selige Jungfrau und die drei Magier bekommen ihre Teile, die als Almosen verschenkt werden. In wessen Stück aber der Denar sich findet, der wird von allen als König begrüßt, auf einen Stuhl gesetzt und dreimal unter Jubelgeschrei in die Höhe gehoben. Der Gefeierte selbst hält in der Rechten eine Kreide und macht damit ebensooft (als er nämlich in die Höhe gehoben wird, also dreimal) in die Zimmerdecke über sich das Kreuzeszeichen. Diese Kreuze, die nach allgemeinem Glauben viel Unglück verhindern, hält man hoch in Ehren.

V.

Duodecim noctibus.

Duodecim illis noctibus, quae Christi natalem Epiphaniamque intercurrunt, nulla fere per Franconiam domus est, quae saltem inhabitetur, quae ture aut aliqua alia redolenti materia adversus daemonum incantatricumque insidias non subfumigetur.

5.

Zwölfnächte.

In den zwölf Nächten zwischen Christi Geburt und dem Erscheinungsfest findet sich in ganz Franken fast kein Haus, soweit sie wenigstens bewohnt sind, das nicht mit Weihrauch oder irgendeinem anderen wohlriechenden Stoff gegen Teufels- und Hexenspuk ausgeräuchert würde.

Digitized by Google

VI.

Carnisprivii dies.

Quo item modo tres praecedentes quadragesimale ieiunium dies peragat dicere opus non erit, si cognoscatur, qua populari, qua spontanea insania cetera Germania, a qua et Franconia minime desciscit, tunc vivat. Comedit enim et bibit seque ludo iocoque omnimodo adeo dedit, quasi usui numquam veniant, quasi cras moritura hodie prius omnium rerum satietatem capere velit. Novi aliquid spectaculi quique excogitat, quo mentes et oculos onmium delectet admirationeque detineat. Atque ne pudor obstet, qui se ludicro illi committunt, facies larvis obducunt, sexum et aetatem mentientes viri mulierum vestimenta, mulieres virorum induunt. Quidam satyros aut malos daemones potius repraesentare volentes minio se aut atramento tingunt habituque nefando deturpant; alii nudi discurrentes Lupercos agunt, a quibus ego annuum istum delirandi morem ad nos defluxisse existimo. Non enim multum diversus est a Lupercalibus sacris, quae Lycaeo Pani in mense Februario olim a nobilissimis Romanorum iuvenibus celebrabantur, qui nudi faciesque sanguine foedati per urbem vagantes obvios loris caedebant, quos nostri saccis cinere refertis percutiunt.

6.

Fasnacht.

Wie man auch die drei Tage vor der vierzigtägigen Fastenzeit begeht, brauche ich wohl nicht zu sagen, wenn man die Volksverbundenheit sieht, die sich im ganzen übrigen Deutschland offenbart, die Natürlichkeit, die sich da zeigt, die Ausgelassenheit, der man da begegnet. Und Franken macht durchaus keine Ausnahme. Man ißt und trinkt und spielt und scherzt auf jede Weise und es sieht so aus, als ob die Leute nimmer zu gebrauchen wären, als ob sie morgen sterben müßten und sich heute zuvor noch an allem Genüge tun wollten. Jeder denkt sich irgendein neues Schauspielchen aus, mit dem er aller Sinn und Augen ergötzen und das Volk in Staunen versetzen kann. Und damit niemand Angst hat (es könnte ihm etwas nachgetragen werden), hängen sich die, die sich solchen Spaß leisten, Larven um. Um Geschlecht und Alter vorzutäuschen, ziehen die Männer Frauenkleider und die Frauen Männerkleider an. Wer lieber einen Satyr oder bösen Teufel machen will, schminkt sich mit Zinnober (Mennig) oder schwarzer Farbe und zeigt sich in fürchterlichem Aufzug. Andere sind unbekleidet und rennen wild hin und her wie die Luperki, von denen wohl diese jährliche Sitte des Verrücktseins zu uns gekommen sein mag. Sie unterscheidet sich nämlich nicht viel von der Festfeier der Luperkalien, die einst zu Ehren des lykäischen Pans im Februar von den jungen Adeligen in Rom begangen wurde. Nackt, das Gesicht mit Blut entstellt, schweiften sie durch die Stadt und hieben mit Riemen auf die Leute ein, die ihnen entgegenkamen. Bei uns wer-

Digitized by Google

den sie mit Säcken geschlagen, die mit Asche gefüllt sind.

VII.

Mos in cinerum die.

In die cinerum mirum est, quod in plerisque locis agitur. Virgines quotquot per annum choream frequentaverunt, a iuvenibus congregantur et aratro pro equis advectae tibicinem suum, qui super illud modulans sedet, in fluvium aut lacum trahunt; id quare fiat, non plane video, nisi cogitem eas per hoc expiare velle, quod festi diebus contra ecclesiae praeceptum a levitate sua non abstinuerint.

7.

Aschermittwoch.

Am Aschermittwoch übt man an vielen Orten einen auffallenden Brauch. Alle Mädchen, die das Jahr über den Tanz besucht haben, werden von den Burschen zusammengeholt. Sie werden wie Pferde an den Pflug gespannt und ziehen ihren Pfeifer, der auf dem Pfluge sitzt und die Melodie angibt, in den Fluß oder See. Warum das geschieht, sehe ich nicht ganz ein, außer ich denke mir, die Mädchen wollen dadurch wieder gut machen, was sie an den Feiertagen dem Gebot der Kirche zuwider in ihrem Leichtsinn gefehlt haben.

VIII.

Mos in medio quadragesimae.

In medio quadragesimae, quo quidem tempore ad laetitiam nos ecclesia adhortatur, iuventus in patria mea ex stramine imaginem contexit, quae mortem ipsam (quemadmodum depingitur) imitetur; inde hasta suspensam in vicinos pagos vociferaus portat. Ab aliquibus perhumane suscipitur et lacte, pisis siccatisque piris, quibus tum vulgo vesci solemus, refecta domum remittitur; a ceteris, quia malae rei, ut puta mortis, praenuntia sit, humanitatis nihil percipit, sed armis et ignominia etiam adfecta a finibus repellitur.

8.

Mittfasten.

Zur Zeit der Mittfasten, da die Kirche uns zur Freude mahnt, machen die jungen Leute in meiner Heimat eine Figur aus Stroh, die den Tod darstellt (so wie er gemalt wird). Dann hängen sie diese an einen Spieß und tragen sie unter Geschrei und Lärm in die benachbarten Ortschaften. Ab und zu werden sie gar freundlich aufgenommen, mit Milch, Erbsen, Dörrbirnen, die man zu dieser Zeit eben noch hat, bewirtet und wieder heimgeschickt. Im übrigen aber — man hält nämlich die Figur für das Anzeichen von etwas Schlechtem z. B. gerade des Todes — werden sie gar nicht freundlich empfangen, sondern man begegnet ihnen mit Waffen und Schmähworten und verjagt sie aus der Gegend.

(Zur Zeit der Mittfasten hat man noch einen anderen Brauch.)

Digitized by Google

Eodem tempore et talis mos observatur: intexitur stramine vetus una lignea rota atque a magno iuvenum coetu in editiorem montem gestata post varios lusus, quos in illius vertice illi toto die, nisi frigus impediat, celebrant, circiter vesperam incenditur et ita flammans in subiectam vallem ab alto rotatur; stupendum certe spectaculum praebet, ut pleriqui, qui prius non viderint, solem putant aut lunam coelo decidere.

Zur selben Zeit übt man auch folgenden Brauch. Man umwickelt ein altes Holzrad mit Stroh. Von einer großen Schar junger Leute wird es auf einen höheren Berg gebracht. Nachdem man auf seinem Gipfel jenen ganzen Tag, sofern die kalte Witterung nicht hinderlich ist, allerlei Kurzweil getrieben hat, wird das Rad gegen Abend angezündet und so brennend von der Höhe in das unten gelegene Tal gerollt. Fürwahr, einen überwältigenden Eindruck macht das, und viele, die es zuvor nicht gesehen haben, meinen, die Sonne oder der Mond falle vom Himmel.

IX.

In Paschate.

In Paschate vulgo placentae pinsuntur, quarum una, interdum duae — adolescentibus una, puellis altera — a ditiori aliquo proponuntur, pro quibus in prato, ubi ante noctem ingens hominum concursus fit, quique agiles pedestres currant.

9.

Ostern.

Auf Ostern backt man Kuchen, einen, bisweilen auch zwei, den einen für die Buben, den andern für die Mädchen. Sie werden von einem reicheren Mann als Preis gestiftet. Auf einer Wiese, wo sich vor Einbruch der Nacht eine große Menschenmenge einfindet, läuft alles Jungvolk hurtig um den Preis.

X.

In ecclesiarum dedicationibus ritus.

Ad parochialium templorum dedicationes, quae Christiano instituto quotannis festivo gaudio et comissatione a totis pagis peraguntur, adolescentes ex aliis locis non templa, sed choreas visitaturi cum armis et tympano veluti ad pugnam, quam et saepius aut inveniunt aut suscitant, turmatim eunt redeuntque capitibus ob id multoties cruentantibus.

10.

Kirchweihfest.

Am Kirchweihfest, das auf Anordnung der christlichen Kirche jährlich mit festlicher Freude und geselliger Unterhaltung vom ganzen Dorf begangen wird, kommen die Burschen aus anderen Ortschaften, nicht um die Kirche, sondern den Tanzboden zu besuchen. Sie erscheinen in Scharen mit Waffen und einer Trommel, wie zur Schlacht, die sie auch öfter vorfinden oder zu der sie Anlaß geben, und kehren wieder heim mit Köpfen, die sie sich über und über blutig geschlagen haben.

Digitized by Google

XI.

Ritus in maioribus supplicationibus.

Tribus illis diebus, quibus apostolico instituto maiores litaniae passim per totum orbem peraguntur, in plurimis Franconiae locis multae cruces (sic enim dicunt parochianos coetus, quibus tum sanctae crucis vexillum praeferri solet) conveniunt. In sacrisque aedibus non simul et unam melodiam, sed singulae singulam per choros separatim canunt et puellae et adolescentes mundiori quique habitu amicti frondentibus sertis caput coronati omnes et scipionibus salignis instructi. Stant sacrarum aedium sacerdotes diligenter singularum cantus attendentes et quamcumque suavius cantare cognoscunt, illi ex veteri more aliquot vini conchos dari adiudicant.

11.

Bittgänge.

An jenen drei Tagen, an denen nach apostolischer Anordnung die größeren Bittgänge da und dort auf dem ganzen Erdenrund stattfinden, kommen an den meisten Orten im Frankenland viele Kreuze zusammen (so heißen nämlich diese Prozessionen, denen in dieser Zeit die heilige Kreuzesfahne vorangetragen wird). In der Kirche singt man nicht zu gleicher Zeit, man hat auch nicht eine Melodie, sondern jeder Chor singt für sich. Die Burschen und Mädchen sind sauber gekleidet, auf dem Haupt tragen sie alle Kränze aus Laub, und in der Hand haben sie Stöcke aus Weidenholz. Die Priester der verschiedenen Kirchen stehen dabei und achten genau auf den Gesang der einzelnen Chöre. Und dem Chor, der nach ihrem Urteil am besten singt, sprechen sie nach altem Brauch einige Flaschen Wein zu.

XII.

Pentecostes tempore ritus.

Pentecostes tempore ubique fere hoc agitur: conveniunt, quicumque equos habent aut mutuare possunt, et cum dominico corpore, quod sacerdotum unus etiam equo insidens collo in bursa suspensum defert, totius agri sui limites obequitant cantantes supplicantesque, ut segetes deus ab omni caeli iniuria et calamitate conservare velit.

12.

Pfingsten.

An Pfingsten geht es fast überall so zu. Es treffen sich alle die, welche Rosse haben oder solche borgen können. Mit dem Leib des Herrn, den ein Priester, ebenfalls hoch zu Roß, in einer um den Hals hängenden Kapsel mitnimmt, umreiten sie die Grenzen ihrer ganzen Flur, singen und beten, daß Gott die Saaten vor allem Schaden vom Himmel her und jeglichem Ungemach schützen möge.

XIII.

Ritus in die sancti Urbani.

In die sancti Urbani vinitores in foro ant alio publico loco men-

13.

Urbanstag.

Am St. Urbanstag stellen die Winzer auf dem Marktplatz oder sonst

Digitized by Google

sam locant, mappis, fronde et plurimis redolentibus herbis instruunt desuper statunculam beati pontificis statuentes, quam, si dies serena est, largo vino coronant et omni honore prosequuntur; si vero pluvialis, id non solum non faciunt, sed luto proiciunt et aqua immodica perfundunt; persuasum enim habent illius diei tempestate auspicioque vinum tunc florescens et augmentari et diminui.

einem öffentlichen Ort einen Tisch hin, schmücken ihn mit Tüchern, Laub und mehreren wohlriechenden Kräutern. Und dazu stellen sie ein Figürchen des seligen Papstes. Dieses bekränzen sie, wenn es schön Wetter ist, reichlich mit Weinlaub und tun ihm alle Ehre an. Wenn es aber regnet, so unterlassen sie dies nicht nur, sondern sie bewerfen es mit Kot und begießen es über und über mit Wasser; sie glauben nämlich, daß das Wetter an jenem Tage anzeige, ob der Wein, da die Reben jetzt in die Schossen gehen, gedeihe oder nicht.

XIV.

In vigilia sancti Joannis ritus varii.

In nocte sancti Joannis baptistae in omnibus fere per latam Germaniam vicis et oppidis publici ignes parantur, ad quem utriusque sexus iuvenes et senes convenientes choreas cum cantu agunt; multas etiam superstitiones observant. Artemisia et verbena coronati in manibus flores, qui a similitudine calcaris militaria calcaria dicuntur, gestantes ignem nisi per eos non aspiciunt; oculos id per totum annum a languoribus conservare credunt. Qui abire intendit, ille herbas, quibus, ut dixi, praecinctus fuit, igni inicit dicens: abeat et comburatur cum his omne infortunium meum!

Ante arcem in monte, qui urbi Herbipoli supereminet, ab episcopi aulicis etiam ignis fit, cui

14.

Johannistag.

In der Nacht des heiligen Johannes des Täufers werden in fast allen Dörfern des weiten Deutschlands öffentliche Feuer angezündet, wobei die Burschen und Mädchen und die alten Leute sich einfinden, um einen Reigentanz mit Gesang aufzuführen. Auch viel Aberglauben ist dabei. Man bekränzt sich mit Beifuß und Eisenkraut, hält in den Händen Blumen, die wegen ihrer Ähnlichkeit mit einem Sporn Ritterspor heißen, und beobachtet das Feuer nur durch diese hindurch. Man glaubt, daß dies die Augen das ganze Jahr hindurch vor Krankheit schütze. Wer weggehen will, wirft die Kräuter, mit denen er sich, wie eben gesagt, umhüllt hat, weg, mit den Worten: Es möge verschwinden und mitverbrannt werden all mein Unheil!

(In Würzburg wird Johannistag besonders gefeiert.)

Vor der Feste auf dem Berg, der über Würzburg liegt, wird von den Hofleuten ebenfalls ein Feuer an-

Digitized by Google

orbiculi quidam lignei perforati imponuntur, qui cum inflammantur, flexilibus virgis praefixi arte et vi in aërem supra Moganum amnem excutiuntur. Draconem igneum volare putant, qui prius non viderunt.

Fiunt eodem tempore figulino opere ollae quaedam ita multis foraminibus discissae perforataeque, ut partes vix sibi cohaereant; puellae illas emunt et purpureārum rosarum foliis obductas imposito lumine ex domorum culminibus pro lucerna suspendunt.

Tunc temporis adolescentes pagis totas pinos inferunt; quarum inferioribus ramis abiectis superiores speculis, vitris, sertis bracteolisque splendicantibus exornant, arborem terrae infixam per totam aestatem ita stare sinunt.

gezündet, in das der eine oder andere durchlöcherte Holzscheiben hineinwirft. Wenn sie brennen, werden sie an biegsame Ruten gesteckt und mit Geschick und Kraft durch die Luft in den Main geschleudert. Wenn es einer zuvor nicht gesehen hat, meint er, ein feuriger Drache fliege umher.

(Noch zwei andere Bräuche für Johannistag sind erwähnt.)

Zur selben Zeit macht man aus Ton Töpfe und versieht sie mit soviel Löchern, daß die einzelnen Teile kaum unter sich zusammenhalten. Die Mädchen kaufen diese Töpfe, umhüllen sie mit purpurroten Rosenblättern, stecken ein Licht hinein und hängen sie auf dem Hausdache zur Beleuchtung auf.

In dieser Zeit bringen die Burschen ganze Fichtenstämme in die Dörfer. Die unteren Äste werden beseitigt, die oberen ziert man mit Spiegelchen, Gläsern, Kränzen und glänzenden Metallplättchen. Den Baum steckt man in den Boden und läßt ihn den ganzen Sommer über so stehen.

XV.

Vindemiandi ritus.

Autumni tempore, cum uvae iam maturae sunt, non antea vindemiare cuiquam concessum, quam domini, quibus decima debetur, hoc permiserint; non enim ille hodie, cras alter legit, sed quotquot in uno colle vina habent, uno vel duobus diebus omnes omnia abscerpunt; indicitur hodie in illo, cras in altero legendum; decimae in vallibus sub vinetis excipiuntur. Qui tardius, quam iussum est vindemiare volunt non solum cum licentia facere debent, sed etiam suis expensis decimam

15.

Weinlese.

Im Herbst, wenn eben die Trauben reif sind, ist es niemand gestattet mit der Lese zu beginnen, bis der Grundherr, an den der Zehnte zu entrichten ist, die Erlaubnis gibt. Es erntet nämlich nicht der eine heute und der andere morgen, sondern alle, die auf einem Hügel ihre Weinberge haben, holen alles an einem oder zwei Tagen ein. Es wird heute auf dem einen Hügel und morgen auf dem andern die Weinlese angesagt. Der Zehnte wird in den Tälern unter den Weinbergen in Empfang genommen. Wer später ernten will,

Digitized by Google

in domini torcular inferre. Herbipoli cuique vindemianti ob exhibitum credo in decimando infidelitatem iuvenis addicitur, qui diligenter notet et iubeat etiam, ut quodque decimum vas lectum absque fraude domino suo tribuatur. Finita vindemia hi pueri omnes in campo convenientes singuli se de stramine, quod ad hoc advectum est, una aut duabus facibus armant, quibus sub noctem incensis cantantes civitatem ingrediuntur. Hoc more autummum se expurgare atque exurere dicunt.

als geboten war, braucht dazu nicht nur die besondere Erlaubnis, er muß auch den Zehnten auf eigene Kosten in die Kelter seines Herrn fahren. Jedem Würzburger Winzer wird wohl wegen der Unredlichkeit bei Abgabe des Zehnten ein junger Mann beigegeben, der genau achtgibt und auch Weisung erteilt, daß jedes geerntete zehnte Gefäß ohne Betrug an den Herrn abgeliefert wird. Nach beendeter Weinlese kommen alle diese jungen Leute in der Ebene zusammen, jeder macht sich aus Stroh, das zu diesem Zwecke hergeführt wird, eine oder zwei Fackeln. Diese zündet man mit Einbruch der Nacht an und zieht singend in die Stadt ein. Sie sagen, mit dieser Sitte reinige und verbrenne man den Herbst.

XVI.

In festis sanctorum Martini et Nicolai.

Martini et Nicolai sanctorum praesulum utrorumque dies miro gaudio, mira festivitate Franconia gens colit, diversimode tamen, in sacris aedibus et altari huius. illius in mensa et popinis.

16.

St. Martin und St. Nikolaus.

Den Tag der beiden heiligen Bischöfe Martin und Nikolaus begeht das Frankenvolk mit besonderer Freude und mit besonderer Feierlichkeit, jedoch auf verschiedene Weise; den einen ehrt es in der Kirche und am Altare, den andern bei Tisch und in der Küche.

In festo sancti Martini.

Nemo per totam regionem tanta paupertate premitur, nemo tanta tenacitate tenetur, qui in festo sancti Martini non altili aliquo, vel saltem suillo vitulinoque viscere assato vescatur, qui vino non remissius indulgeat. Quilibet enim tunc nova vina sua, a quibus se adhuc usque abstinuit, degustat et dat degustare omnia. Erogantur in Herbipoli et pleris-

Martinstag.

Niemand in der ganzen Gegend ist so arm, niemand so geizig, daß er am Feste des hl. Martin nicht irgendein gemästetes Geflügel oder wenigstens einen Braten vom Schwein oder Kalb äße, der nicht dem Wein mehr als sonst zuspräche. Jeder probiert nämlich zu dieser Zeit seine neuen Weine, an die er sich bis dahin nicht gemacht hat, und läßt sie alle versuchen. In Würzburg und an

Digitized by Google

que locis hac etiam die pauperibus ex pietate vina. Spectacula publica eduntur, duo aut plures frendentes apri circo includuntur, ut mutuo se exsertis dentibus visceratim dissecent; quorum carnes, ubi vulnerati conciderint, partim plebi, partim potestatibus dividuntur.

sehr vielen Orten spendet man an diesem Tag auch den Armen aus Liebe Wein. Öffentliche Spiele werden veranstaltet. Zwei oder mehr wütende Eber werden in einen Kreis eingeschlossen, damit sie sich mit fletschenden Zähnen zerfleischen. Ihr Fleisch wird, wenn sie verwundet zu Boden fallen, unter das Volk und die Beamtenschaft verteilt.

XVII.

In festo sancti Nicolai.

In die vero sancti Nicolai adolescentes, qui disciplinarum gratia scholas frequentant, inter se tres eligunt, unum, qui episcopum, duos, qui diaconos agant. Is ipsa die in sacram aedem solemniter a scholastico coetu introductus divinis officiis infulatus praesidet; quibus finitis cum electis domesticatim cantando nummos colligit; eleemosynam esse negant, sed episcopi subsidium. Vigiliam dici pueri a parentibus ieiunare eo modo invitantur, quod persuasum habeant, ea munuscula, quae noctu ipsis in calceos sub mensam ad hoc locatos imponuntur, se a largissimo praesule percipere; unde tanto desiderio plerique ieiunant, ut, quia eorum sanitati timeatur, ad cibum compellendi sint.

Et tales hodie Francorum famosi mores sunt, tales annui ritus.

17.

Nikolaustag.

Am Tage des heiligen Nikolaus wählen die Knaben, die ihrer Ausbildung wegen eine Schule besuchen, unter sich drei aus, einen, der den Bischof macht und zwei als Diakone. Der Bischof wird am Tage selbst von der ganzen Schulgemeinde feierlich in die Kirche geleitet und hat beim Gottesdienst, mit der Mitra geschmückt, den Vorsitz. Nach dessen Beendigung geht er, begleitet von auserlesenen Schülern, von Haus zu Haus und sammelt unter Absingen von Liedern Geld ein. Man nennt das nicht Almosen, sondern es soll zur Unterstützung des Bischofes dienen. Am Vorabend des Tages werden die Buben von den Eltern zum Fasten angehalten. Es hat dies seinen Grund darin, weil man glaubt, daß die Kinder die Geschenke, die ihnen in die zu diesem Zwecke unter den Tisch gestellten Schuhe gesteckt werden, von dem gütig spendenden Bischof Nikolaus erhalten. Daher fasten die meisten mit solchem Eifer, daß sie, da man um ihre Gesundheit besorgt ist, zum Essen angetrieben werden müssen.

Das sind heutzutage bei den Franken die bekannten Sitten, das die jährlich wiederkehrenden Bräuche.

Digitized by Google

Wer mag sich nicht wundern und freuen zugleich, wenn er sieht, wie deutsches Brauchtum, das heute lebendig ist, tief in die Vergangenheit zurückreicht. Wie Boemus zu entnehmen ist, wurden vor vier Jahrhunderten Bräuche geübt, die sich noch heute erhalten haben und noch heute gepflegt werden. Und dies war auch damals nicht nur Sache der Jugend, auch die Erwachsenen, das ganze Volk nahm regen Anteil. Wenn wir heute lebendige Bräuche um 1500 in gleicher oder ähnlicher Weise vorfinden, dann ist die Frage erlaubt: Wann nahmen sie ihren Anfang, woher stammen sie?

Durch Tacitus wurde ein Mönch dazu geführt, die Bräuche des eigenen Volksstammes zu beschreiben. Er sah das Brauchtum in antik-christlichem Sinn. Es war christliches Brauchtum, mit dem das Kind bekannt wurde. Wo die Beziehung zum Christentum nicht klar lag, da suchte der Kleriker eine christliche Sinndeutung zu geben, so beim Pflugziehen am Aschermittwoch. War ein Brauch mit dem Christentum nicht in Einklang zu bringen, so schienen ihm antike Einflüsse wirksam zu sein, z. B. beim Fasnachtstreiben. Dem humanistisch Gebildeten macht es eine Freude, die Geburt Christi in Vergleich zu stellen mit der Geburt des Zeus.

Aber das Brauchtum eines Volkes ist älter. Gewiß, auch von außen her werden Bräuche übernommen. Mit Einführung des Christentums kam mancher Brauch auf. Aus der Antike, ja aus dem Orient mag manche Sitte stammen. Und wenn sie uns artgemäß ist, mag sie sich auch erhalten. Aber die Wurzel unseres Brauchtums ist älter. Das Brauchtum wurzelt im Volk selbst. Durch Einflüsse von außen her bekamen die Bräuche vielfach eine Umdeutung, erfuhren eine neue Sinndeutung und Zugaben. Das Urbrauchtum aber ist so alt wie das Volk. Diesem in seinen Ursprüngen nachzuspüren, zu zeigen, wie es sich im Laufe der Zeit geäußert und entwickelt hat, wie es umgeändert und umgedeutet wurde, wie es aber doch immer wieder in den Grundvorstellungen sich gleich bleibt, ist als vornehmliche Aufgabe unserer Zeit gestellt.

Digitized by Google

Die Uffertbrut in Vögisheim (Baden).

Von **Professor Dr. Eugen Fehrle**, Heidelberg.

Die Uffertbrut von Vögisheim ist bekannt geworden durch eine Beschreibung der Volksbräuche dieses Markgräflerdorfes durch Prof. Albert Haaß, die er in der „Alemannia", 25, 1897, 107 f., gegeben hat. Haaß hat seine Schüler zum Sammeln volkskundlichen Stoffes aufgefordert und dabei Liebe zum Volkstum geweckt. Zu diesen Schülern und Mitarbeitern gehörte damals auch Ernst Krieck, der jetzt Professor und Rektor der Universität Heidelberg ist. Kürzlich war ich mit Ernst Krieck in seinem Heimatdorf Vögisheim. Wir untersuchten zusammen einige der von Haaß beschriebenen Volksbräuche, vor allem den Hißgiir. Bei Umfragen im Dorf zeigte sich, daß die Mehrzahl der Menschen den Brauch der Uffertbrut so hinnimmt, wie er zur Zeit gehandhabt wird: Zwei Mädchen mit einem vorhangartigen Tuch um den Kopf, in weißen Kleidern und bunten Bändern, ziehen durchs Dorf, hinter ihnen her eine Schar Kinder. Sie sagen einen Segensspruch und bekommen dafür Gaben. Die Heischeverse heißen:

„Guede Obe,
Genn uns au ebbis z Obe,
Mer henn scho sit acht Tage
Nüt meh kha im Mage,
Jetz müe mer halt go bettle
Vo Hus zue Hus mit Chrädde."

Bekommen sie etwas, so sagen sie:

„Jetz müe mer uns bedanke
Für Aier, Mehl und Anke."

Eine dreiundneunzigjährige Frau, Katharina Henn, erklärte den Brauch, wie er heute geübt wird und wie er auch in Retzlaffs schönem Buch über den Schwarzwald, S. 134, dargestellt ist, nicht für richtig. Früher gingen dem Zug nicht zwei Mädchen voraus, sondern drei. Nur eine, die mittlere dieser drei, hatte den Kopf bedeckt und galt als Braut, die beiden anderen sind ihre Begleiterinnen und sind für die nächsten Jahre vorgesehen, die Braut darzustellen.

Die Uffertbrut gehört ohne Frage zu den Segensgestalten wie die Luzia, das Odenwälder Christkindle und andere, die in hellen Gewändern als

Digitized by Google

Bräute daherkommen[1]. Man muß dabei bedenken, daß „Braut" früher auch angewandt wurde auf junge Frauen. Diese jungen, leuchtenden Gestalten sind Segenbringerinnen zur Zeit der Wintersonnenwende oder im Frühling oder, wie hier in Vögisheim, im Frühsommer. Die Ufferbrut, hochdeutsch Auffahrtbraut, hat ihren Namen vom Tage ihres Umzuges, von Christi Himmelfahrt. Sie hat mit dem christlichen Fest zunächst so wenig zu tun wie die Luzia mit der christlichen Legende und wie das Odenwälder Christkindle mit dem Jesusknaben. Alle diese Gestalten sind aus germanischer Zeit erhalten, sind umbenannt und umgebildet worden. Sie gehen in letzter Reihe zurück auf eine germanische leuchtende Gestalt, die Perchta. Schon seit langer Zeit treten Forscher dafür ein, daß Perchta keine Göttin sei. Hoffmann-Krayer z. B. erklärte sie für eine Dämonin. Ich bin überzeugt, daß auch dies dem Ursprung nach falsch ist. Derartige Erscheinungen gehen vom Brauch aus. Mädchen und Frauen, die solche Segenbringerinnen darstellen, sind bei diesem Feste selbst erhoben über das Alltägliche, sie sind jetzt Sinnbilder des neu werdenden Lebens und damit höhere Wesen. Wenn Hoffmann-Krayer sie für Dämoninnen erklärt, so ahnt er das Richtige, wenn er auch in falschen Vorstellungen, die aus der Fremde ins Germanische hineingekommen sind, befangen ist.

Daß es sich hier um Segenbringerinnen handelt, die in dem Brauch über das Menschliche erhoben sind, von denen Heil ausstrahlt wie von einem Lebensbaum oder einem Sonnensinnbild, das zeigen Verse, die im Markgräflerland beim Umzug der Ufferbrut gesungen werden:

„Fraueli, chömmet uuse,
go des Brütle bschaue!
Bschauet ihr des Brütle nit,
erläbet ihr die Pfingste nit."

An mehreren Orten im Markgräflerland geht die Ufferbrut um, da und dort nur eine, wie einst in Vögisheim. Ilse Krieck hat den Brauch den Angaben von Frau Henn entsprechend nach der Natur gezeichnet (S. 171).

[1] Fehrle, Deutsche Feste und Jahresbräuche, 4. Aufl., S. 13 f. Vgl. Fehrle, Markgräfler Segensbräuche, „Badische Heimat", 10, 1923, 107 ff.

Digitized by Google

Uffertbrut aus Vögisheim, Zeichnung von Ilse Krieck, Heidelberg.

Digitized by Google

Die rassische Herabsetzung der „Schwarzwaldbewohner".

Von **Professor Dr. Ernst Krieck**, Heidelberg.

In Heft 10, Jahrgang 1937, von „Volk und Rasse" schreibt Staatsminister a. D. Dr. Hartnacke: „Innerhalb dieser Gesamtheit (des deutschen Volkes) sind aber doch andere Teile noch stärker als manche Teile des deutschen Volkes gerade von d e r Rasse gebildet, die wir als das deutsche Gepräge gebend ansehen. Die Holsteiner unterscheiden sich von den Schwarzwaldbewohnern viel mehr als von Schweden und Vlamen."

Wir wollen den Mantel christlicher Nächstenliebe über dieses „Deutsch" eines Mannes decken, der einmal ein Buch über die deutsche Sprache geschrieben hat. Dafür soll zugleich mit der „Wissenschaft" des Herrn Hartnacke das die Volksgemeinschaft gefährdende rassische Vorurteil, das aus diesem Satz spricht, um so tiefer gehängt werden. Wer ist den eigentlich dieser Herr Hartnacke, der aus seinem Rassetum so sehr auf uns „Schwarzwaldbewohner" herabsehen darf?

Daß in einem Urteil über Rassetum überhaupt ein geographischer Begriff wie „Schwarzwaldbewohner" auftreten darf, kennzeichnet die „Wissenschaft" des Herrn Staatsministers a. D. schon zur Genüge.

Über den rassischen Bestand der Schwarzwaldlandschaft Baar hat schon im Jahre 1921 der bekannte Anthropologe Professor Eugen Fischer die Ergebnisse seiner rasseanthropologischen Untersuchungen vorgelegt in dem Aufsatz „Die Bevölkerung der Baar" in der Zeitschrift „Badische Heimat". Fischer schreibt: „Die Alemannen haben die alte Bevölkerung gründlich verändert, vielfach vollständig verdrängt, vernichtet, ersetzt. Auf sie geht der Haupttypus der Baarbevölkerung zurück. 54,5% sind blond, 40% hellbraun, braunblond, kurz Mischfarben, 40% blauäugig, 45% grau- und grünäugig, also gemischt, nur 14% dunkeläugig. Die Baarbevölkerung gehört zu den großwüchsigen in Baden."

Noch günstiger liegen die Verhältnisse in andern Gebieten. Gerade meine Heimat, das Markgräflerland, hat schon immer in erheblicher Zahl beste Jungmannschaft zum badischen Leibgrenadierregiment gestellt, und die badischen Regimenter haben bekanntlich im Weltkrieg — infolge ihrer guten rassischen Struktur — zu den leistungsfähigsten gehört. Aber über solche Tatsachen braucht der Herr Staatsminister a. D. nichts zu wissen, wenn er seine herabsetzenden Urteile über die „Schwarzwaldbewohner" fällt.

Digitized by Google

Noch erstaunlicher wird der Sachverhalt, wenn man die Ergebnisse der in den letzten Jahren durchgeführten Rasseuntersuchungen des Reichsnährstandes heranzieht. Auf der letzten großen Tagung des Reichsnährstandes in München wurde auserlesene nordische Jugend vom Bauerntum aus ganz Deutschland vorgestellt — Baden stand unbestritten an der Spitze. Die Auslese war durch ein langes und eingehendes Verfahren von Sachkundigen vollzogen. Der 35 Seiten lange Bericht über das Auslese-verfahren „für die Schule Neuhaus und damit die Veranstaltungen auf den Reichsnährstandschauen und den Reichsbauerntagen" besagt: „daß in jeder Landesbauernschaft rassisch bestes Menschentum zu finden war." Abstufung und Bewertung aber bringen folgende Sätze zum Ausdruck:

„An die Spitze tritt ganz zweifellos Baden und Danzig. Zu der ersten Gruppe gehören außerdem Hannover, Braunschweig, Württemberg, Ostpreußen, Saarpfalz, Westfalen und Thüringen. Die zweite Gruppe, die zahlenmäßig nur bedingt befriedigt, bilden Schleswig-Holstein, Pommern, Mecklenburg, Rheinland, Sachsen-Freistaat, Kurmark und Sachsen-Anhalt."

Damit dürfte nicht nur des Herrn Staatsministers a. D. Verdikt, sondern auch manches als sehr beliebt umlaufende Vorurteil erledigt sein. Wir stellen fest: Schleswig-Holstein hat auch in der Geschichte dem deutschen Volk die Prägung nicht gegeben. Es reicht damit entfernt nicht hin an das, was etwa schwäbisches Alemannentum mit seinen Hohenstaufen und Hohenzollern, mit seinem Schiller und Hölderlin, Uhland und Mörike, Schelling und Hegel, Kepler und J. R. Mayer geleistet haben.

Das beste Ergebnis der Auslese im Reichsnährstand aber besagt, „daß die einheitlich nordische Linie von allen Landesbauernschaften ohne Einschränkung als das einigende Band deutschen Blutes anerkannt und vertreten werden muß". Das ist ein großartiges Ergebnis! Denn damit ist gezeigt, wie die deutsche Volksgemeinschaft bluthaft, rassisch in den Naturgrundlagen vorbestimmt und verwurzelt ist.

Der Herr Staatsminister a. D. aber möchte endlich unterlassen, gerade über solche Dinge seine Verdikte zu fällen, von denen er nichts weiß und nichts versteht. Die von Eugen Fischer und dem Bericht des Reichsnährstandes stammenden Sätze schlagen nämlich auch die ganze rassische und soziale Bildungstheorie in Trümmer, wie sie Herr Hartnacke in seinem Buch „Naturgrenzen geistiger Bildung" vertreten hat. Eugen Fischer und der Reichsnährstand sind an ihre rassische Bestandsaufnahme nicht mit den Maßstäben nach Zeugnisnoten der Höheren Schule und vom „Intelligenzvorrat" des deutschen Volkes, gemessen nach Meinungen der Studienräte, hingetreten, darum auch zu radikal andern Ergebnissen gelangt als die angebliche „Wissenschaft" des Herrn Hartnacke. Nach Hartnacke müßte nämlich nicht nur das deutsche Arbeitertum, sondern auch das Bauerntum rassisch längst ausgelaugt sein. Die Vertreter guter Rasse säßen allein auf den Schulbänken der Höheren Schulen als Schüler mit prima Noten in den Zeugnissen.

Digitized by Google

Kleinere Mitteilungen.

Robert Stumpfl zum Gedächtnis.

Robert Stumpfl ist am 11. August 1937 in seiner österreichischen Heimat gestorben. Kurz vorher war er zum Professor für deutsche Literatur an der Universität Heidelberg ernannt worden.

Für Stumpfl waren Literaturgeschichte und Volkskunde keine getrennten Gebiete. Er schöpfte ständig aus dem Volkstum und suchte zu erforschen, wie dies im Schrifttum wirke. Bekannt geworden ist Stumpfl besonders durch das Buch, das er 1936 herausgab: „Kultspiele der Germanen als Ursprung des mittelalterlichen Dramas."

Wir alle wissen, daß dies Buch viel ungelöste Fragen enthält. Bedeutsam ist es vor allem durch seine Fragestellung. Fast 100 Jahre vor Stumpfl (1838) hatte Jakob Grimm gefragt, ob nicht der allgemeinen Forschung entgegenlaufend, das kirchliche Drama, das man als Ausgangspunkt des Dramas überhaupt ansah, auf heidnisch-germanischen Kultfeiern aufbaue. Stumpfl hat die Frage erneut gestellt, bejaht und mit vielen Belegen zu stützen versucht. Mag auch vieles noch Versuch und Frage sein, so regt doch das Buch zu Forschungen an, öffnet neue Blicke und fordert eine Stellungnahme, die alteingefleischte Vorurteile aufhebt.

Stumpfl ist jung gestorben. Aber durch seine Forschungen lebt und wirkt er bei uns weiter.

Eugen Fehrle.

Sprüchlein, Geschichtlein und Abzählreime aus dem Hotzenwald.

Gesammelt bei den Schulkindern in Dietlingen und ihren Großeltern.

Von **Elisabeth Walter**, Dietlingen, A. Waldshut.

Joggili.

Joggili goht go Biirli schüttle, Biirli wennt it falle; Joggili goht it heim.

No schickt de Vatter 's Hündli uuse, söll de Joggili biisse; 's Hündli will it Joggili biisse, Joggili will it Biirli schüttle, Biirli wennt it falle, de Joggili goht it heim.

No schickt de Vatter 's Bengili uuse, söll des Hündli schla — 's Bengili will it Hündli schla, Hündli will it Joggili biisse, Joggili will it Biirli schüttle, Biirli wennt it falle, de Joggili goht it heim.

No schickt der Vatter 's Füürli uuse, söll des Bengili brenne — 's Füürli will it Bengili brenne, 's Bengili will it Hündli schla, Hündli will it Joggili biisse, Joggili will it Biirli schüttle, Biirli wennt it falle, de Joggili goht it heim.

Digitized by Google

No schickt de Vatter 's Wässerli uuse, söll des Füürli lösche — 's Wässerli will it Füürli lösche, 's Füürli will it Bengili brenne, 's Bengili will it Hündli schla, Hündli will it Joggili biisse, Joggili will it Biirli schüttle, Biirli wennt it falle, de Joggili goht it heim.

No schickt de Vatter 's Chälbli uuse, söll des Wässerli suufe. 's Chälbli will it Wässerli suufe, 's Wässerli will it Füürli lösche, 's Füürli will it Bengili brenne, Bengili will it Hündli schla, Hündli will it Joggili biisse, Joggili will it Biirli schüttle, Biirli wennt it falle, de Joggili goht it heim.

No schickt de Vatter de Mexer uuse, er söll des Chälbli mexe. De Mexer will it Chälbli mexe, Chälbli will it Wässerli suufe, Wässerli will it Füürli lösche, Füürli will it Bengili brenne, Bengili will it Hündli schla, Hündli will it Joggili biisse, Joggili will it Biirli schüttle, Biirli wennt it falle, de Joggili goht it heim.

No schickt de Vatter de Schandarm uuse, er söll de Mexer verhafte. Schandarm will jetz Mexer verhafte, Mexer will jetz Chälbli mexe, Chälbli will jetz Wässerli suufe, Wässerli will jetz Füürli lösche, Füürli will jetz Bengili brenne, Bengili will jetz Hündli schla, Hündli will jetz Joggili biisse, Joggili will jetz Biirli schüttle, Biirli wennt jetz falle, de Joggili goht jetz heim.

Sprüchlein.

1. Oepfelschnitz und Biraschnitz, gäli Rüebli drunter,
   wenn my Mueder will e Jumpfere sii,
   so nümmt's mi doch au wunder.
2. Chäterinli gang über de Rhii und säg zuem Vadder und zue der Mueder, morn söll's schö Wetter sy. (Chäterinli ist das Marienkäferchen — Herrgottsvögili.)
3. Hanselimaa, du Lumpehund, hesch it gwüßt, daß Fasnacht chunnt,
   hättsch dy Muul mit Wasser griibe, wär dy Geld im Beutel bliibe.
4. De Polizei hat d'Hose voll Blei, het d'Säck voll Lumpe,
   jetzt chan er nümme gumpe.

Abzählreime.

1. Im Wald stönnt Tanne
   und du muesch fange,
   im Wald stönnt Bueche
   und du muesch sueche.

2. Otto isch in Garte gange
   wie mengg Vögel het er gfange?
   eis zwei drei
   und du bisch frei.

Eine kleine Geschichte.

Früehner isch emol e Hüüsli gsi. In dem Hüüsli inne isch e Maa gsi. De Maa het Sankt Peter gheisse. De Maa het e Chatz und e Geissli gha. Deno het de Maa 's Geissli emol gmulche und het d'Milch inne Beckli ie due. Nochher isch de Maa gange go schloofe. Deno isch Chatz a' d'Milch gange. Nochher isch e wildi Duub choo und het gsait: „Sankt Peter steh auf. Kutz!" Deno isch de Maa ufgstande, nochher isch d'Chatz a de Milch gsi.

Die Sage von der Burg Gutenberg im Schlüchttal.

Uf de Burg Gueteburg isch en Raubritter gsi, er isch uf d'Burg ue ghocket und het glueget, ob keini Waarezüg chöömet, und wenn en Waarezug choo isch, deno het er siini Soldate gschickt und het en überfalle. Aber d'Schwede hennt d'Burg gstürmt. Deno sind d'Schwede uf d'Burg ue ghocket, und z'esse hennt si z'Wiile und z'Düetlinge gholt. Wo d'Schwede emool furtgange sind, sind d'Sankt Blasianer gange und hennt d'Burg azündt. (Wiile—Weilheim.)

Digitized by Google

Kinderreime.

1. O du alti Sara,
Pfanne het e Loch,
Knöpfli sind verfahre,
d'Brüeih hemmer no.

2. Scheidi scheidi Anke,
Sankt Fridli i will der danke,
Sankt Fridli isch en heilige Maa,
der de Anke scheide cha.

3. Hinterm Huus im Gärtli
do stoht e Biirebaum,
und wenn die Biirli riif sind,
dro chüechlet üsi Frau.

4. Chäteri tuet d'Hüehner ii,
lot der Güggel laufe
bis uf Oberstaufe.

Abzählreime.

Eis zwo, i ha ne Floh,
drei vier, i ha se schier,
füüf sechs, i ha se mext,
siibe acht, i ha se g'acht,
nü zäh, i ha se gseh,
ölf zwölf, i ha ne ganzi Pfanne voll Wölf,
drizäh vierzäh, i ha se schier gseh,
füfzäh sechzäh, i han ere recht gee,
sibzäh achtzäh, i han ere kai Acht gee,
nüünzäh zwanzig, i ha se ghebt am Schwanz.

Neckvers.

1. Berau und Brende
hennt Bäägle a de Hände.

Abzählreime.

Holderli Holderli Holderstock,
wie mengg Hörner streckt der Bock?
„Füüf".
Hesch es it verroote,
schleckt dr Katz de Doohe.
Holderli Holderli Holderstock,
wie mengg Hörner streckt der Bock?
„Sechs".
Hesch es verroote.

Neckvers.

1. Henselmann und Söhne
zahlen schlechte Löhne,
Henselmann und Chumbenii
stellen alli Glünggi i.
2. Alti Wiiber und Ente fladderet über de See,
und wemmers will vertränke, deno sind sie nienemeh.
3. D'Wiilemer Maidli sind so keck,
und wemmers will küsse, dro schnuuderet si wi en Schneck. (Weilheim.)
4. Chämifeger, schwarze Maa, het e chohlschwarz Hembli a,
nümmt de Bese zwüsche d'Bei, jagt die alte Wiiber hei.
5. Wenn ein e steinige Acker het und en stumpflige Pflueg,
und deheim e böös Wiib, no isch er gschlage gnueng.
6. Wenn ein will mit de Katze fahre, spannt er d'Müüs voruus,
no goht es immer hoppsassa.
7. Hüehnervogel mach mer e Ringli dro kriegsch e Hüehnli.
(Der Weih soll einen Bogen fliegen!)
8. Und wemmer my Muetter chein Chaffee meh macht,
dro nümm i de Bündel und säg ere guet Nacht.

Digitized by Google

Sprüchlein.

1. Uüsi Chatz het Jungi gha, in re alte Zaine,
   de Leo het müese Götti sii mit syne chrume Beine.
2. Schnüerli über's Chuuschtstüehli,
   du bisch e Zytchüehli;
   Schnüerli über's Fadezeinli,
   de hesch Dreck am Beinli,
   Schnüerli über de Rhii,
   alli Gaiseböhnli ghöre dii.

Neckvers (abwechselnd zu sprechen).

3. I gang i de Wald i,
   i au.
   I hau e Tann um,
   i au.
   I mach e Säudröögli druus,
   i au.
   's fresset vier Säu druus —
   i au.
4. Mit de Steine würft me d'Fenster ii, so het der Fehrli gsait.
5. Wenn üüsi Magd en Igel wär, und de Chnecht en Bär,
   so gieng de Chnecht zuem Fenster i
   und nümmt de Igel her.
6. Nöggeschwihl und Remetschwil
   tanze mit em Besestiel.
   Aispel und Rohr
   isch ei Chor.
7. 's lütet Mittag im Steinehag, 's Füürli brennt,
   Süppli kocht, de Hanseli isch im Ofeloch.
8. Anneli mit der rote Brust, chumm me gönnt i d'Haselnuß,
   Haselnuß sind no it riif, chumm me gönnt i's Beseriis,
   's Beseriis het no kei Laub, chumm me gönnt i's Schwoobeland,
   im Schwoobeland het's riichi Lüt, sie trinket Tee und gennt üs nüt.
   Ade ade ihr Lumpelüt!!!

Gab es im alten Griechenland einen Lichterbaum, der als Vorläufer unseres Weihnachtsbaumes angesehen werden kann?

Bemerkungen zu O. Huth, „Der Lichterbaum".

In seinem Buch „Der Lichterbaum" gibt Huth im vorletzten Kapitel eine Übersicht über den „Lichterbaum im Brauchtum der indogermanischen Völker". Wie die Überschrift zeigt, glaubt Huth, die Verbindung von Baum und Licht bei den verschiedensten indogermanischen Völkergruppen nachweisen zu können. In diesem Sinne setzt er sich auf S. 45 mit dem Brauchtum Altgriechenlands auseinander. Nachdem er auf den griechischen Baumkult im allgemeinen hingewiesen hat, berichtet er, daß man „in der Nähe der heiligen Bäume oder in ihnen selbst" Lichter und Fackeln aufgehängt habe. Als Beleg für diese Behaup-

Digitized by Google

tung führt er ein Kapitel aus einem Werk aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts an: Karl Böttticher, „Über den Baumkult der Hellenen" (Berl. 1856). Das von Huth aus diesem Buch zitierte Kapitel, S. 49, ist überschrieben „Heilige Lichter und Lampen bei der Baumverehrung". Böttticher stellt darin Beispiele für die kultische Verbindung von Licht und Baum aus den verschiedensten Ländern und Zeiten zusammen. Es werden Fackeln im Kult einer in der Bibel erwähnten heiligen Therebinte zu Mamre neben Lichtern im aricischen Hain in Rom und einem Beschluß des Konzils zu Arles aus dem 4. Jahrhundert n. Chr. angeführt. Die beigegebenen Abbildungen stammen sämtliche von römischen Reliefs. Für „Altgriechenland" läßt sich aus dem ganzen Kapitel nur eine Notiz des Plinius verwerten, in der er über die alte Kultstätte in Dodona spricht, wo bekanntlich die heilige Eiche des Zeus stand: Plin. nat. hist. II, 102, 228: „In Dodone Jovis fons cum sit gelidus et immersas faces extinguat, si extinctae admoveantur, accendit". „In Dodona ist eine Quelle des Jupiter, die, obwohl sie kalt ist und hineingetauchte Fackeln auslöscht, doch, wenn man ihr ausgelöschte Fackeln nähert, sie entzündet." Aus dieser Stelle auf eine Verbindung des speziell Dodonischen Kultes mit irgendwelchen Fackelriten zu schließen, ist durchaus unstatthaft. Zwar steht die Quelle in enger Beziehung zur Dodonischen Eiche[1], aber ihre Eigenschaft, Fackeln zu entzünden, hat damit nichts zu tun. Dieselbe Eigenschaft berichtet Plinius einige Zeilen weiter von einer anderen Quelle: Plinius, a. a. O.: „In Illyricis supra fontem frigidum expansae vestis accenduntur." In Illyrien entzünden sich Kleider, die über eine kalte Quelle gebreitet werden."

Für den Nachweis einer kultischen Verbindung von Licht und Baum in Griechenland ist also das Kapitel 6 bei Böttticher, das für den griechischen Kult nur auf der obengenannten Pliniusstelle fußt, ganz unbrauchbar.

Im folgenden geht Huth auf die Bedeutung der heiligen Bäume und Zweige im Kult und Leben der Griechen im allgemeinen ein[2]. Mit dem Lichterbaum hat dieser Baumkult nichts zu tun.

Im Verfolg seiner S. 39 entwickelten Theorie vom Zusammenhang von Baum und Leuchter findet Huth im griechischen Kultleuchter eine Parallele zum deutschen Baumleuchter. Er führt für diesen Kultleuchter den Namen: ἴαραξ an, eine Benennung, die im klassischen griechischen Wortschatz nicht zu belegen ist. Das Wort ist uns nur bei Hesych, einem Lexikographen des 4. Jahrhundert n. Chr., erhalten, wo es unter ἴαραξ (mit spirit. asper) heißt: „ἰχθύς ποιός, Δωρικώτερον διὰ τὸ ἐοικέναι τῷ πτηνῷ καὶ λύχνος ὁ πρὸς τὰ ἱερά". „ἴαραξ" ist „irgendein Fisch, ein ganz dorisches Wort, weil er dem Vogel (sc. Falke, denn attisch heißt ἱέραξ Falke) gleicht. Und der Leuchter in bezug auf die Heiligtümer". Der Zusammenhang von „Leuchter" und „Heiligtum" liegt also in der etymologischen Abteilung des Wortes ἴαραξ von ἱερός = heilig, eine sehr zweifelhafte Etymologie. Wie man sieht, sagt die Umschreibung dieses ganz ausgefallenen Dialektwortes nichts aus über die Gestalt und Verwendung dieses Kultleuchters. Ebenso unklar bleibt auch die Form des Kultleuchters im Erechteion, den Huth anführt. Der Leuchter hatte einen Rauchfang in Gestalt einer Palme. Über die stilistische Einordnung dieses ganz singulären Werkes belehrt Jakobstal, „Ornamente griechischer Vasen, S. 96, indem er auf S. 98 die Verwandtschaft dieses Leuchters mit baumgestaltigen etruskischen Bronzekandelabern und deren „orientalischen Vorfahren in Syrien und Phönizien" zeigt. Einen weiteren Kultleuchter

[1] Über die Verbindung von Quelle und Baum in Dodona siehe Weniger, S., „Altgriech. Baumkult", S. 11 und Anmerkung 1, Kap. II.

[2] Zu diesem Thema ist die beste neuere Arbeit: H. Deubner, Die Bedeutung des Kranzes im klassischen Altertum: Arch. f. Rel.-Wiss., 30, 1933.

Digitized by Google

beſchreibt Plinius, nat. hist. 34, 8, 15 folgendermaßen: „Placuere et lychnuchi pensiles in delubris aut arborum mala ferentium modo lucentes, quale est in templo Apollinis Palatini quod Alexander magnus Thebarum expugnatione captum in Cyme dicaverit eidem deo.“ „Es gefielen auch Lampenhalter, die in den Tempeln aufgehängt waren oder nach Art von Bäumen, die Früchte tragen, leuchteten, wie einer im Tempel des Palatiniſchen Apoll iſt, den Alexander der Große bei der Eroberung von Theben nahm und in Cyme dieſem Gott weihte.“

Huth umſchreibt die Pliniusnotiz ungenau: „ein Lichtergeſtell, ... das die Form eines Baumes hatte und mit Äpfeln und Lampen behangen war“. Eine naturaliſtiſche Nachbildung eines Apfelbaumes iſt für die Zeit vor der Eroberung Thebens (335), in die die Pliniusſtelle die Entſtehung des Leuchters verweiſt, ſtiliſtiſch ganz undenkbar. Vermutlich wird man ihn ſich, ähnlich wie die obenerwähnten Bronzekandelaber[3] aus Etrurien, als einen Stamm mit obenherauswachſenden Ranken vorzuſtellen haben, an denen die Lampen aufgehängt waren. Da der Leuchter aus Cyme in Myſien nach Rom kam und die Geſchichte, daß ihn erſt Alexander aus Theben dorthin gebracht habe, nicht ſehr vertrauenswürdig ſcheint, iſt auch hier evtl. mit orientaliſchen Einflüſſen zu rechnen. Jedenfalls genügen dieſe beiden bei Huth angeführten Beiſpiele nicht, um das Vorhandenſein von „Baumleuchtern“ im griechiſchen Kult zu erweiſen.

Heidelberg. E. von Leveßow.

[3] Abbildungen der Kandelaber in E. Pernice, Die helleniſtiſche Kunſt in Pompeji, Abb. 53 und 73.

Aller Wege innere Weisheit iſt Heimweg. Wir ſind verloren, kehren wir nicht in Frieden zum Schoß, der uns geboren.

Aus Franz Büchler, Licht von Innen, 1934.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

E. Liek, Danzig, **Das Wunder in der Heilkunde**, 2. Auflage, München, Lehmann, 1931, 208 S., geh. 3,60 RM., geb. 5 RM.

Liek gliedert seine Arbeit in folgende Abschnitte: Das Wunder des Lebens. Die Stellung des Arztes im Krankheitsgeschehen. Aus der Geschichte der Heilkunde. Unzünftige Wunderheiler. Versuch einer Erklärung. Das Wunder in der modernen Heilkunde. Schlußbetrachtung.

Schon dieser Überblick zeigt, daß Liek den Begriff Wunder nicht so auffaßt, wie es etwa nach dem Volksglauben meist üblich ist, auch nicht im Sinne der christlichen Legende. Aber er stellt neben gutes Wissen des Arztes dessen menschliche Wirkung auf die seelische Haltung des Kranken. Der Arzt muß als Künstler die Gesamtpersönlichkeit des kranken Menschen erfassen. „Praktische Heilkunst ist ohne das Irrationale nicht denkbar und nicht möglich." In der seelischen Behandlung, verbunden mit genauer Kenntnis der Krankheit und Pflege, liegt das Wunder, das der Arzt vollbringen kann.

Lieks Buch sollte jeder Arzt kennen. Wer sich von der Volkskunde her mit der Heilkunde beschäftigt, wird durch Liek abkommen von den hundert sinnlosen Äußerlichkeiten, die heute noch in den Abhandlungen über Volksmedizin vielfach aufgezählt werden. Er wird viele Erscheinungen der sogenannten Volksmedizin in ganz anderem Lichte sehen und den wertlosen Aberglauben von alter Erkenntnis scheiden, aber auch Volksglauben und Erfahrung in ihrem Zusammenwirken erkennen.

Doch nicht nur Mediziner und Volkskunder, jeder Deutsche wird reiche Belehrung und Anregung aus Lieks Buch schöpfen. Er wird Achtung bekommen vor wahrer Wissenschaft und echter Heilkunst und andererseits auch einsehen, worin die von vielen Berufenen und noch mehr Unberufenen so oft gerügten Schwächen mancher Medizin zu sehen sind. Hier urteilt ein in bestem Sinne Berufener.

Ernst Schwarz, **Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle**, München und Berlin, Oldenbourg, 1931, 507 S., mit Karten.

In einer eingehenden Darstellung werden hier die Orts- und Flurnamen im sudetendeutschen Volksraum behandelt und dabei die verschiedenen Zeitfolgen germanisch-deutschen Volkstums und seiner Siedlung im Osten dargelegt. Einwandfreiere Zeugen für das Deutschtum des Sudetenlandes als diese Benennungen der Orte und Fluren können wohl kaum vorgebracht werden. Hier spricht das deutsche Volk unmittelbar zu uns. Die gründliche Arbeit von Schwarz, dem es in erster Reihe darauf ankommt, Stoff vorzulegen, sind für Siedlungsgeschichte, Frühgeschichte, Mundartforschung (dabei besonders auch für grundsätzliche Fragen), Flurnamenforschung und Volkskunde von großer Bedeutung. Die gewissenhaft zusammengetragene, gediegen verarbeitete Darlegung eines weitschichtigen Stoffes kann nach verschiedenen Richtungen wichtige Anregungen geben.

Digitized by Google

H. E. Busse, **Alemannische Volksfasnacht,** mit 89 Bildern von E. von Pagenhardt, Karlsruhe, C. F. Müller, 157 S.

Busse gibt hier eine gute Darstellung der alemannischen Fasnacht. Die Bilder sind ausgezeichnet, die Erklärungen zeigen gutes Verständnis für das Problem der Fasnacht im ganzen, besonders soweit es aus den jährlich wiederkehrenden Gegebenheiten zu erklären ist, als auch für die alemannischen Sonderheiten dieser Festzeit. Es wird auch aus diesen Darlegungen ganz klar, daß die alemannische Fasnacht mehr ist, als ein städtischer Karneval: sie beruht auf altkultischen Voraussetzungen und hat davon noch viel bewahrt.

Hubert Schrade, **Baum und Wald in Bildern deutscher Maler,** 50 Bilder ausgewählt und beschrieben. München, Albert Langen/Georg Müller, 1937, 32 S., 0,80 RM.

Tacitus sagt in seiner Germania, daß die Germanen in frommer Andacht im Walde das Wirken Gottes schauen. Schrade erweist die Richtigkeit dieser Anschauung durch Jahrhunderte. Denn ohne fromme Haltung des Deutschen wäre die Innigkeit nicht verständlich, die uns in vielen deutschen Waldbildern anspricht. Viele Zeugnisse aus Leben und Dichtung bestätigen diese Haltung. Schrade weiß das meisterhaft zu zeigen. Das schmucke Büchlein kann weiten Kreisen auf das wärmste empfohlen werden.

Hans F. K. Günther, **Die nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens, zugleich ein Beitrag zur Frage nach der Urheimat und Rassenherkunft der Indogermanen,** mit 96 Abb. und 3 Karten, München, Lehmann, 1934, 247 S.

Günther gibt hier, wie meist in seinen Büchern, mannigfache Anregungen für die Volkskunde. Gerade heute ist dies Buch von besonderer Bedeutung. Die alte indogermanische Mythenvergleichung hat bekanntlich Schiffbruch erlitten. Denn sie hat mit unzulänglichen Mitteln gearbeitet, vor allem ohne die rassisch richtige Einstellung zu haben, und ist mit falscher Methode an das Vergleichen der Vorstellungen indogermanischer Völker gegangen. Die Kritik, die sie, großenteils mit Recht erfahren hat, wirkte so niederschmetternd, daß sich lange Zeit fast niemand mehr an indogermanische Studien wagte. Erst in neuester Zeit nimmt man diese Forschungen wieder ernsthaft auf. Tatsächlich können wir manche unserer mythischen Vorstellungen in ihrer Urbedeutung durch dieselben Anschauungen bei andern arischen Völkern klarer als bisher erkennen. Günthers Buch gibt Voraussetzungen, die für derartige Arbeiten zu berücksichtigen sind. Es enthält darüber hinaus für die Geschichte der arischen Völker wertvolle Hinweise und Anregungen.

Erna Piffl, **Deutsche Bauern in Ungarn.** Mit einführenden Beiträgen von Prof. Dr. A. Haberlandt, Wien, und Dr. Ernst Rieger, Münster/W. Verlag Grenze und Ausland, Berlin, 1938, 64 S. mit vielen Bildern.

Das Wertvollste an dem Buch sind die Bilder. In prächtigen farbigen Bildern und in einfachen Bleistiftzeichnungen weiß Erna Piffl die Tracht deutscher Bauern in Ungarn ausgezeichnet darzustellen. Mit feinem künstlerischen Verständnis, zugleich mit starkem Verantwortungsbewußtsein für Wahrheitstreue und mit herzlicher Liebe zu den deutschen Bauern im Osten gibt Erna Piffl Bilder, die rein künstlerisch aufs höchste erfreuen und durch ihre Echtheit den Wissenschafter überzeugen, daß er wahre Grundlagen für seine Forschung hat. Der Text des Buches zeigt, daß Erna Piffl auch volkskundlich geschult ist. Mittelbar oder unmittelbar sind die Ausführungen Erläuterungen zu den Bildern.

Möge das Buch viel Anregung für andere Gebiete deutschen Volkstums bringen.

Digitized by Google

Otto Höfler, **Das germanische Kontinuitätsproblem** (Schriften des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands), Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt, 40 S.

Das inhaltsreiche Schriftchen gibt die Forschungen, die Höfler 1937 auf dem Historikertag in Erfurt vorgetragen hat. Höfler zeigt hier an einer einzelnen Vorstellung, dem heiligen Speer, daß der Hauptgesichtspunkt, unter dem wir Geschichte betrachten müssen, nicht die Frage des Zerfallens unserer Geschichte in so und so viel Abschnitte ist, sondern der Erweis des Fortlaufens der Entwicklung der Hauptvorstellungen, trotz Überfremdung und Umbruch im Großen und Kleinen, und des Weiterlebens der Art und des Vorstellungsinhaltes eines Volkes.

Steierisches Trachtenbuch, begonnen und begründet von Konrad Mautner, weitergeführt und herausgegeben von Viktor v. Geramb. Dritte Lieferung: Das Mittelalter von Viktor v. Geramb. Mit 41, darunter 12 farbigen Bildern, Graz, Verlag Leuschner & Lubensky, 1933.

Der Anfang dieses Werkes wurde im 7. Jahrgang dieser Zeitschrift eingehend gewürdigt. Das dritte Heft ist für uns von besonderer Bedeutung, weil v. Geramb die Tracht aus der Zeit der deutschen Besiedlung bespricht. In mühsamer Arbeit durchforscht er Gebiete unserer Kultur, die teilweise fast ganz Neuland sind. Die Fortführung dieses wichtigen Werkes ist eine deutsche Ehrenpflicht.

H. Retzlaff, **Bauernhochzeit im Elsaß,** Berlin, Verlag Grenze und Ausland, 1937, 20 S., 33 Bilder im Text und auf Tafeln.

Schöne Beispiele deutscher Hochzeitssitten übermittelt dieses Büchlein. Es gibt auch einen Einblick in die Elsässer Tracht und das alamannische Bauerntum links des Rheines. Einige bezeichnende Häuserbilder zeigen die Gleichheit in der Anlage der Dorfstraßen auf beiden Rheinseiten. Eugen Fehrle.

Lily Weiser-Aall, **Volkskunde und Psychologie,** Berlin, Walter de Gruyter, 1937, 132 S.

„Eine Einführung" nennt die Verfasserin dieses Buch im Untertitel und es ist eine in ihrer Art erstmalige Einführung in die entscheidenden Möglichkeiten, die einem methodischen Zusammenarbeiten von Volkskunde und Psychologie gegeben sind. In klarer Übersicht werden die verschiedensten Beobachtungen auf dem Gebiet der Psychologie geordnet und als Tatsachen des menschlichen Seelenlebens aufgereiht, so die Erlebnisse, die durch eidetische Anlage entstehen, die mittels Klangwahrnehmungen, Geruch, Geschmack, Tastsinn, Organempfindungen wirken, die als kinästhetische Empfindungen, Synästhesie, Illusion und Halluzination u. a. m. innerhalb der Psychologie bekannt sind.

Für alle diese psychologischen Beobachtungen bringt die Verfasserin Vergleiche aus der Volkskunde, deren Entstehung und Bedeutung innerhalb des Volkslebens durch den Schlüssel der Psychologie neue und oft überraschende Erklärung erfährt.

Das Entscheidende bei einem solchen von der Psychologie her unternommenen Versuch zur Erklärung von Erscheinungen im Seelenleben des Volkes, die bisher als leere Einbildungen oder Ausgeburten krankhafter Phantasie angesehen wurden, ist das Ergebnis, „daß man nur selten zu pathologischen Erklärungen greifen muß. Das wäre eine erfreuliche Seite der neuen Einstellung": — so betont die Verfasserin zu Eingang ihrer Untersuchung — „mit dem sicheren Blick für normales Seelenleben mit seinen verschiedenen Formen würde das Abgrenzen bestimmter seelischer Erscheinungen als Aberglaube z. B. und damit eine, wenn auch z. T. unbewußte, negative Wertung wegfallen. Alle Erscheinungen des Volkslebens

Digitized by Google

werden als seelische Verhaltungsweisen, als Versuche, sich mit Umwelt und Mitwelt auseinanderzusetzen, erscheinen".

Ein neuer Zugang zum Verstehen der verschiedensten Äußerungen der Volksseele wie von Volkssage und Märchen insbesondere, aber auch von allem, was bisher unter dem Sammelbegriff „Aberglauben" untergebracht wurde, ist uns hier eröffnet. Das, was hier vom Volk in Sage und Glaube ausgesprochen wird, erscheint als erlebte seelische Wirklichkeit. Das innere Erleben wird nach außen projiziert. Aber eben dadurch, daß diese Projektionen aus einem inneren Erleben kommen, dessen Tatsächlichkeit ja nicht angezweifelt werden kann, das als seelischer Vorgang eben auch eine „Realität" ist, gewinnen sie für uns einen ganz neuen und ungemein wesentlichen Wert. Haben wir hier doch die Möglichkeit, auch die Wirklichkeit „Volksseele" näher zu erkennen.

Denn was durch die Einbeziehung von Beobachtungen der Psychologie für die seelischen Vorgänge im einzelnen — und zwar im durchaus normalen Menschen — festgestellt werden kann, führt zu einer Erkenntnis der unbewußten Schicht in uns überhaupt und damit auch zu der Möglichkeit, Anlagen und Erlebnisbahnen einer bestimmten Artgruppe herauszuarbeiten und dadurch das Seelenbild dieser Artgruppe zu skizzieren.

Während uns so die Psychologie Zugang zur Deutung bisher unverständlicher Äußerungen der Volksseele zu geben vermag, gewinnen umgekehrt diese Ausdrucksformen als Spiegel der Volksseele einen tiefen Einblick in deren Gesetzmäßigkeit, seien es nun Sinnbilder oder Mythen.

Die Sinnbilder erscheinen damit nicht, wie so oft noch dargestellt, als Ornamente oder „sinnlose Kritzeleien arbeitsloser Germanen", wie noch vor wenigen Jahren vernehmbar, — auch nicht als Allegorien, Vergleiche für etwas, sondern als unmittelbare Offenbarungen einer in der Volksseele gegebenen Wirklichkeit. Die Mythen können nicht mehr behandelt werden als willkürliche Erdichtungen der schweifenden Phantasie, sondern sie sind zu untersuchen daraufhin, wie hier Wirklichkeiten geistig-seelischer Vorgänge Gestalt werden. Auch die Götter werden statt als Nebelbilder der „Vorstellung" erkannt als das, was sie ebenso sind wie jegliche religiöse Gestaltungen: Sichtbarmachung und Benennung tatsächlich gegebener und wirkender seelischer Wirklichkeiten.

Für eine solche Erkenntnis der „Volksseele" — man möchte fast sagen: „Volksseelenkunde" — mit den Mitteln von Psychologie und Volkskunde wertvolle und auch erstmalige Hinweise gegeben zu haben, wird das Verdienst der neuesten Veröffentlichung von Frau Lily Weiser-Aall bleiben.

Friedrich Rehm, **Weihnachten im deutschen Brauchtum: Von deutscher Art und Kunst**, hrg. von Dr. Erich Kulke, Mappe 4, Arwed Strauch, Leipzig, 1937, 35 S., 24 Tafeln.

Es ist das Verdienst von Dr. Erich Kulke, mit der Herausgabe der genannten Reihe einen Weg zu zeigen, wie Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung auf dem Gebiet der Volkskunde in lebendiger Weise für die Volkserziehung umgeformt werden können. Das hier vorliegende Mappenwerk ist gegliedert in eine Reihe von 24 Einzeltafeln, deren jede einen kennzeichnenden Brauch oder Sinnbilder der Weihnachtszeit wiedergibt. Durch diese Art der Einzeldarstellung auf losen Tafeln eignen sich die Bilder ausgezeichnet zur Wiedergabe mit einem Bildwerfer als Anschauungsmaterial zu Lichtbildvorträgen.

Ein der Mappe beigefügtes Heft bringt zu den einzelnen Bildern ausführliche entsprechende Angaben. Eine Zusammenstellung des weihnachtlichen Brauchtums ist in übersichtlicher Weise zusammenhängend gegeben. Aus der Fülle bekannten Stoffes sind die wichtigsten Beispiele dieses Brauchtums in schlichter, klarer Weise

Digitized by Google

herausgestellt. Selbstverständlich erhebt diese Darstellung nicht den Anspruch einer wissenschaftlichen Untersuchung. Sie ist ja gerade als leicht faßbarer Schulungsstoff für die Erkenntnis des deutschen Volkstums in der breiten Öffentlichkeit, besonders auch für die Hitler-Jugend gedacht. Dennoch ist hervorzuheben, daß sich der vorliegende Auszug aus dem wissenschaftlichen Erkenntnisgut der Volkskunde durch den Umstand so wohltuend von vielen anderen, zwar gut gemeinten, aber verfehlten Veröffentlichungen unterscheidet, daß auf tatsächlich gegebenen wissenschaftlichen Voraussetzungen aufgebaut wird, mit dem Bestreben, sachlich zu berichten und sich der bei volkstümlichen Darstellungen sonst allzu leicht angewandten Willkürlichkeiten in der Deutung zu enthalten. Gerade vor solchen Deutungsversuchen kann ja nicht genug gewarnt werden. Durch vorschnelle und dadurch allzuoft verfehlte Auslegungen des Sinngehalts eines Brauchs oder Sinnbildes kann mehr verdorben als gefördert werden. Wie oft ist zu beobachten, daß der Sinn, der hinter einem völkischen Brauch steht und uns zu einem Anlaß tiefer Erkenntnis unseres Volksglaubens werden könnte, durch oberflächliche, marktschreierische „Auswertung" einfach totgeredet wird. Wie leicht ist durch solches üble Zerreden — wie es beispielsweise den schlechten Schulmeister kennzeichnete — jeglicher Geschmack an einem Kunstwerk verdorben worden. So wie gegenüber dem Kunstwerk jeder Art nur ein Verhalten möglich ist, das die Menschen, die ihm nahe gebracht werden sollen, dahinzuführen versucht, daß sie selber schauen, hören, verstehen lernen, daß das Kunstwerk unmittelbar zu ihnen zu sprechen beginnt, während die Hilfe des Führenden sich in den Hintergrund stellt, so ist die gleiche Aufgabe dem gestellt, der das geistig-seelische Volkserbe einer Vielzahl von Volksgenossen wieder zuführen will. Hier heißt es erst einmal, ganz gründlich und wahrheitsgetreu aufbauen auf dem, was wirklich als gesicherte Erkenntnis gelten kann, sodann die Dinge selbst sprechen zu lassen. Haben wir wirklich das Vertrauen, daß in unserem Volk noch genug gesunder Instinkt lebt, dann dürfen wir auch gewiß sein, daß das Volk auch ohne allzuviel vermittelnde Worte, das wieder verstehen wird, was ja aus seinem eigensten Urgrund kommt. Wenn wir aber an die geistig-seelische Erschließung unserer Sinnbilder und Sinnbildbräuche herangehen, dann darf das nur in der Haltung geschehen, daß wir zunächst zu hören versuchen, bevor wir unser Denken in die Dinge hineinreden, und uns damit selber die Möglichkeiten der Erkenntnis zuschließen.

Alle diese Gefahren vermeiden zu wollen, ist die deutlich erkennbare, gewissenhafte Haltung der vorliegenden Veröffentlichung, wofür gerade auch der in der nationalsozialistischen Volkstumsarbeit sehr verdiente Herausgeber selbst die beste Gewähr bietet. Haverbeck.

Kurt Bennetz, **Die Bauhygiene des Schwarzwaldhauses.** Medizinische Dissertation, Freiburg, 1936, Gratzer & Hahn, Graphische Werkstätten, Schramberg.

Mit ererbter Heimatliebe hat der Schwarzwaldsohn Kurt Bennetz von Altglashütten zehn Höfe des Feldberggebiets, sieben aus dem 17. und 18. Jahrhundert, drei aus den letzten zehn Jahren vom hygienischen Standpunkt aus untersucht. Für den Volkskundler ist es erfreulich, wenn hierbei manches, was uns lieb ist, gegenüber modernen Eindringlingen sogar den Vorzug erhält. So wird etwa das Schindeldach wegen seiner größeren Festigkeit, seines besseren Wärmeschutzes und seiner größeren Wasserdichte vorgezogen, auch gegenüber Asbest. Ebenso können Kachelöfen mehr Wärme aufnehmen, diese besser halten und, was gesundheitlich am wichtigsten ist, sie langsamer abgeben. Ebenfalls wichtig ist, daß ihre Glasur das ungesunde Verbrennen von Staub verhindert, und daß mit der Aschenentnahme außerhalb der Stube eine Staubquelle wegfällt. Im Stall sind Holzwände zur Wärmeisolierung und Feuchtigkeitsspeicherung geeigneter als Beton. Schlimm

Digitized by Google

steht es allerdings mit der Ventilation in den zu niederen Räumen, was jedoch nur im Stall baulich begründet ist. Dagegen ist die Belichtung in den Wohnräumen auch in den alten Häusern sehr gut. Schädlich für die Gesundheit wirkt sich auch das Fehlen einer Unterkellerung aus, besonders in den Küchen. Beim Rauchhaus aber möchte man doch gegen Bennetz annehmen, daß den unbestreitbaren Nachteilen auch Vorzüge gegenüberstehen wie Bakterienbekämpfung und Konservierung des Holzwerkes. Für viele Verstöße gegen die hygienischen Forderungen findet Bennetz den Grund in der Armut des Schwarzwälders, die keinen Architekt erlaubt. Eine Entschuldigung liegt auch oft im Zwang, den Geländegestalt, Bodenverhältnisse und die aus wirtschaftlichen Gründen erforderliche Raumverteilung ausüben. Eine Besserung der hygienischen Bedingungen sieht Bennetz darin, daß eine Reihe von Forderungen heute schon in die baupolizeilichen Bestimmungen aufgenommen worden sind: weiteren Wünschen der Hygiene bei der Neuanlage von Schwarzwaldhöfen Eingang zu verschaffen, ist eines der Ziele, das sich die Dissertation gestellt hat.

Breisach. Max Weber.

Georg Stuhlfauth, **Das Dreieck, Die Geschichte eines religiösen Symbols.** Stuttgart, W. Kohlhammer, 1937, 56 S. mit 4 Textfig. und 16 Abb., brosch. 3 RM.

Jenseits von psychologistischen Theoremen führt uns der Verfasser mit der vorliegenden kleinen Schrift Wanderungen und Wandlungen eines Symbols vor, das zu den bekanntesten und doch auch zu den unbekanntesten gehört. Mit der dem Verfasser eigenen tiefen Sachkenntnis stellt er streng ordnend die wichtigsten Daten der Geschichte des Dreiecks heraus. Diese Geschichte beginnt mit der Steinzeit, in deren älterem Abschnitt das Dreieck als Symbol der weiblichen Scham auftritt. Von dem Sexualdreieck ist der Weg nicht weit zu den kosmologischen Spekulationen des Pythagoras, an die auch Platon anknüpfte. Den Griechen war es daneben nicht nur als weibliches, sondern auch als männliches Prinzip bekannt, und wir dürfen annehmen, daß es von hier aus, zusammen mit dem Phallusdienst, nach Indien kam. Die vielfältige Verwendung des Dreiecks als Amulett bei den einzelnen Völkern erklärt sich von diesen Frühbedeutungen. Als Trinitätssymbol fand es in der christlichen Kirche erst im 11. Jahrhundert Eingang. Das Freimaurertum, die von der Renaissance eingeleitete Buchstabenkabbalistik des 17. und 18. Jahrhunderts und schließlich der Naturphilosoph Christian Wolff und selbst Hegel befaßten sich eingehend mit Dreiecksspekulationen... Auf engem Raum entrollt Stuhlfauth in gedrängter Form ein Stück Kultur- und Geistesgeschichte, das noch veranschaulicht wird durch einige gut ausgewählte Bilderbeigaben.

Heidelberg. Ferdinand Herrmann.

Ernst Krieck, **Völkisch-politische Anthropologie.** 1. Teil: Die Wirklichkeit, 1936, 119 S.; 2. Teil: Das Handeln und die Ordnungen, 1937, 172 S.; 3. Teil: Das Erkennen und die Wissenschaft, 1938, 231 S. Leipzig, Armanen-Verlag.

Dies dreibändige Werk Kriecks gibt der Wissenschaft aller Fächer wertvolle Weisungen. Es wird weitgehend unsere Erziehung beeinflussen.

Krieck faßt Anthropologie nicht im engeren naturwissenschaftlichen Sinne, wie es vielfach genommen wird, also nicht als Naturlehre vom Menschen. Er geht vielmehr aus von der eigentlichen Bedeutung des Wortes: Lehre vom Menschen. Wenn er diese Menschenkunde: „völkisch-politisch" abgrenzt, ist es klar, daß er den gemeinschaftsgebundenen Menschen untersucht. Damit ist Kriecks Buch ein Führer zu nationalsozialistischer Weltanschauung.

Krieck geht vom Leben aus, d. h. von den Vorstellungen, die man mit den Begriffen Leib, Seele, Geist verbindet. Mit diesem Ausgehen vom Leben umreißt

Digitized by Google

er die Aufgaben der Philosophie: sie soll vom Ganzen des Lebens aus die Einheit in der Vielheit des Daseins erfassen.

Solche Philosophie steht in engem Zusammenhang mit der Volkskunde. Wer sich ernsthaft mit Volkskunde beschäftigt, soll Kriecks Werk durchgearbeitet haben. Dann werden ihm die vielfach umstrittenen, oft verschwommenen Begriffe Volksseele und Volkskörper Vorstellungen, die bis in ihre Gliederungen mit klarem Blick erschaut werden können. Wenn Krieck auseinandersetzt, welche Bedeutung Sinnbild und Anschauung für das Formen einer Idee, für Sinndeutung und Willensbildung haben, so sind das Darlegungen, die für die Volkskunde richtungweisend sein können. Das sind nur Einzelheiten. Noch in vielen anderen Fragen gehen Kriecks Arbeiten Hand in Hand mit der Volkskunde.

Krieck hatte sich früher gelegentlich gegen die Volkskunde gewandt, wobei nicht ganz klar war, welche Art von Volkskunde er meinte. Aus seinem neuesten hier vorliegenden Werk geht deutlich hervor, daß seine Einwände nicht gegen eine Lehre vom Volkstum gehen, wie sie in dieser Zeitschrift vertreten ist. Ja, ich darf aus einzelnen Stellen seines Werkes mit Freuden feststellen, daß das Leben und die Beschäftigung mit dem Volkstum ihm sogar Wärme und Antrieb gegeben hat. Uns Volkskundern soll das ein neuer Ansporn sein, mitzuschaffen an der Erziehung im völkisch-politischen Sinne Kriecks.

Volko Freiherr von Richthofen, **Die Vor- und Frühgeschichtsforschung im neuen Deutschland.** Berlin, Junker & Dünnhaupt, 1937, 80 S.

Das Buch gibt eine klare und sachliche Übersicht über das Arbeiten unserer Frühgeschichte und über ihr Zusammengehen mit den verschiedensten anderen Wissenschaften. Es wird deshalb einem weiten Kreis von Wissenschaftern ein willkommener Wegweiser sein. Gelegentlich wünscht man die Angaben von Richthofen genauer, z. B. wenn er S. 64 darauf hinweist, er habe unlängst in den Zeitschriften „Altpreußen" und „Deutsche Literaturzeitung" Stellung genommen zu Arbeiten von Günther, Paul und Reche, so hätte man gerne genauen Hinweis.

Selbstverständlich bleiben bei einem solchen Buch Wünsche für die verschiedenen Wissenschaftsgebiete. Doch das Gebotene ist so reichlich und gut, daß ich dem Buche viele Leser wünsche.

Retzlaff, **Volksleben im Schwarzwald.** 144 Bilder von Hans Retzlaff, mit einführendem Text von Wilhelm Fladt, o. J. Berlin, Verlagshaus Bong & Co., 2. Aufl., 40 S. Text.

Bauernhaus, Stadt, Landschaft, Fest, Brauch, Tracht, Arbeit werden hier in ausgezeichneten Bildern vorgeführt. Fladt gibt gute einleitende Bemerkungen, auch den Bildern sind noch kurze Erklärungen beigefügt. So gibt das Buch unsere Schwarzwälder Bauern im Gang durch das alltägliche und das festliche Leben und im Kreislauf des Jahres, und dem Wissenschafter gibt es manch schöne Anregung; über sie hinaus wird es vielen Menschen Freude machen und dem Schwarzwald neue Freunde gewinnen.

Eugen Fehrle.

„Lacht ihn tot!" — Ein tendenziöses Bilderbuch von Waldl. Kart. 2,85 RM. Dresden-A 1, Nationalsozialistischer Verlag für den Gau Sachsen, G. m. b. H.

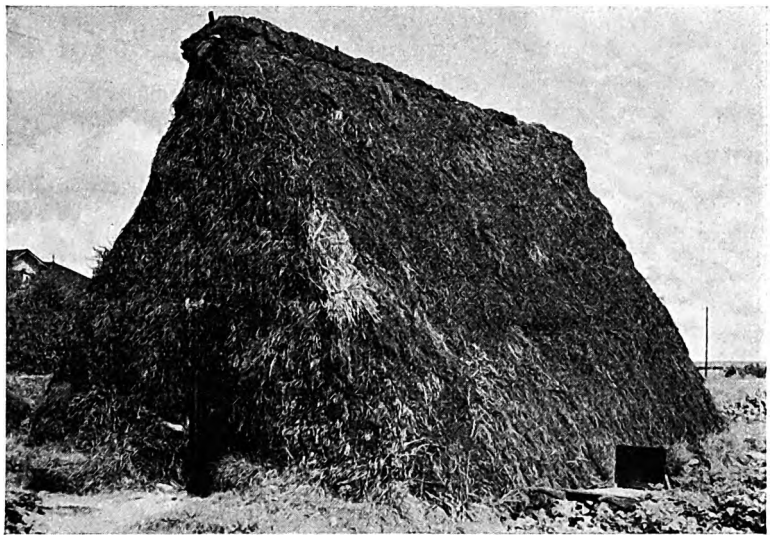
Der bekannte Zeichner rückt hier mit viel Humor, wenig Worten und trefflicher Feder den Störenfrieden unserer Volksgemeinschaft aus allen Lagern zu Leibe. Er kennt ihre Schwächen ebenso wie die echte deutsche Volksseele, der ein gesunder Humor alle Zeit zu eigen war. So sind es lebensnahe Bilder, die hier entstehen, und wir alle lachen einmal herzlich über Dinge, denen oft die Sorge unseres großen Kampfes gilt.

Heidelberg. Hans Fehrle.

Digitized by Google

Nordelbingen, Beiträge zur Heimatforschung in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck, herausgegeben von H. Schmidt und Fritz Fuglsang, 13. Band, mit 203 Abb., Karten und Plänen, 64 Marken und 11 Notenbeispielen, Westholsteinische Verlagsanstalt Boyens, Heide i. H., zusammen mit dem Kunstgewerbemuseum der Stadt Flensburg 1937.

Dieses gediegene Jahrbuch bringt neben geschichtlichen und kunstgeschichtlichen Aufsätzen wieder allerlei zur Volkskunde. Ich verweise wenigstens auf drei Aufsätze: Die dem Charakter der Landschaft angepaßten schönen Häuser auf dem Adolf-Hitler-Koog (Herbert Jensen); Die urtümliche Wand des Bauernhauses (L. C. Peters); Lübecker Goldschmiede (J. Warnke). Eugen Fehrle.



Dachhütte aus Heidekraut an der Landstraße von Husum nach Flensburg (Bes. J. Carlsen, Janneby-Feld; als Torfschuppen gebraucht).

Aus dem 13. Band des Jahrbuches Nordelbingen.

Digitized by Google

Mehrfach ist in dieser Zeitschrift die Hausforschung behandelt worden, z. B. 10. Jahrg. 1936, 87 ff. Sie wird auch von der Lehrstätte für deutsche Volkskunde an der Universität Heidelberg als vordringliche Aufgabe gepflegt. Ich benutze deshalb gerne die Gelegenheit, auf den Beitrag zur Hausforschung in dem Jahrbuch Nordelbingen hinzuweisen und gebe S. 187 ein gutes Bild einer Dachhütte aus einem Aufsatz von Peters wieder. Solche Dachhütten findet man im niedersächsischen Kulturgebiet häufig. Sie sind öfters als Schafställe benutzt. Ihr Bau ist meistens sehr altertümlich.

Aus demselben Aufsatz stammt untenstehendes Bild. Es könnte fast eine Illustration zu Storms bekannter Idylle sein.

Die Stimmung des Bildes ist so, daß sie jeder Schwarzwälder Bauer versteht und miterleben kann. Nicht nur in der Schwerblütigkeit, auch in der Behaglichkeit und Ruhe gleichen sich Alamannen und Niedersachsen sehr. Sie sind ja auch desselben Blutes und derselben Herkunft. Fehrle.

Haus Wilh. Kruse, Ramstedt-Feld.

Aus dem 13. Band des Jahrbuches Nordelbingen.

Digitized by Google

Wortweiser.

Von Anne Bossong, Heidelberg.

Aaskoreidi 18 ff.
Abwehrzauber 72
Abzählreim 175 f.
Aderlaß 8 f.
Alamannen 147 ff.
Alpdrücken 70 f.
Andreas, hl. 6 f.
Andree, J. 106
Anthropologie 185 f.
Apfel 158
Asche 161
Aschermittwoch 161

Bauernart 115 ff.
Becker, A. 29 ff., 35 ff., 47 ff., 108 f.
Becker, K. A. 125 ff.
Behn, F. 111
Beifuß 164
Benneß, K. 184 f.
Beschreien 71
Bittgänge 163
Blut 8
Boemus, J. 156 ff.
Bolschewismus 150 ff.
Bolte, J. 111
Braut 169 ff.
Bremer Stadtmusikanten 102 f.
Brot 39
Brunnen 7
Büchler, F. 149, 179
Burschenschaft 14 f.
Busse, H. E. 181
Butter 39 f., 49

Celsus, hl. 6 f.
Christkind 169
Christoph, hl. 138
Clemen, C. 105
Corso, R. 152

Dachhütte 187
Darré, W. 153
Daumen 71
Diebsstellung 104
Dimitroff, G. 152, 155
Donnerstag 157
Dreieck 185
Dreifaltigkeitstag 48
Dreikönig 18, 23, 159

Eber 167
Einherjer 101
Eisenkraut 164
Eligius, hl. 6 f., 139
Elsaß 182
Erbsenstroh 66
Essen (kultisches) 7

Farbe rot 16
— weiß 16
Fasnacht 16, 63 ff., 131 f., 134, 137, 160 f., 181
Faßnacht, M. 156 ff.
Fasten 161
Fehrle, E. 105 ff., 109, 111 ff., 147 ff., 169 ff., 151 ff., 174, 181 f., 187
Fehrle, H. 186
Feuer 164 ff.
Feuerbock 42 ff.
Feuerdrachen 125 ff.
Feuermänner 125 ff.
Finckh, L. 111 f.
Fischemeier 134
Fischer, E. 172
Flurgänge 163
Flurnamen 8, 36 f.
Fraisch 69
Frigg 138
Fronleichnamsprozession 136
Fruchtbarkeitsbrauch 11, 75
Frühlingsbrauch 114
Fuglsang 187

Gebildbrot 7
Geiger, P. 112
Geißler, E. 147 ff.
Geisterwagen 97, 99
Geisterzug 19 ff.
van Gennep, A. 136 f.
Georg, hl. 6 f.
v. Geramb, V. 182
glückbringend 16
goldener Tag 61
goldene Messe 61
Goldstunde 58 ff.
Gole 131 f.
golen 132
Goliath 131 ff., 136
Göhringer, A. 112
Grabbeigaben 44
Grau, W. 107
Griechenland 177 ff.
Grimm, J. 82 f.
Günther, H. F. K. 109, 181

Haar 72
Haaß, A. 169
Haberer 17
Haberlandt, A. 105
Hahn 66
Hakenkreuz 34
Halmstaffan 13
Hanika-Otte, L. 105
Hartnacke 172
Has 158
Hausforschung 187 f.
Hausgeist 39 f., 48
Hausmarke 31 ff.
Haverbeck, W. 110 f., 182 ff.
Hebel, J. P. 147 ff.
Heeger, F. 69 ff.
Hegele, K. 109 f.
Heilbräuche 72 ff.
Heilkunst 164, 180
Heilsegen 72 ff.
Heischegang 11 f.
heischen 16, 62 ff., 169
Helbing, L. 153

Digitized by Google

Henn, K. 169
Herd 38 ff., 41, 47 ff.
Herdmutter 47 ff.
Herrmann, F. 185
Heusler, A. 153
Hexen 69 ff.
Himmelfahrtstag 169 ff.
Hindringer, R. 6, 8, 10
Hochzeit 60, 182
Hoffmann-Krayer 170
Höfler, O. 20 ff., 94 ff., 182
Hollerbach, E. 110 f.
Hostie 86
Hotzentracht 76 ff.
Hünnerkopf, R. 115 ff., 153
Huth, O. 177 ff.

Jäger, W. 153
Idyll 148
Johannes, hl. 6
Johannisfeuer 104
Johannistag 164 f.
Jonsokallen 135
Irrlicht 125 f.
Irrwisch 125 ff.
Italienische Volksk. 150 ff.
Julumritt 6 ff.

Kagarow, E. 151 ff.
v. Kayserberg, Geiler 85, 91
Kerbholz 30, 32
Kilian, hl. 75
Kinderreim 175 f.
Kinderspiel 34
Kläuse 7, 17
Klöpflesnächte 157
Kollnig, K. 81 ff.
Koloman 6
Krankheitsfeststellung 73
Krankheitsnamen 69 f.
Kirchweih 162
Kranz 164
Kreuz 21 f.
Kreuzbrennen 134 f.
Kultfiguren 141 f.
Krieck, E. 146, 169, 172 ff., 185 f.
Krieck, J. 170 f.

Ladübertragen 133
Lämmle, A. 153
lärmen 13
Laßmann 134
Lebenszweig 158
Lehmann, O. 153
Lehmann, S. 107
Lembde 69
Leonhard, hl. 6 ff.
v. Levetzow, C. 177 ff.
v. d. Leyen, F. 94 ff.
Lichterbaum 59, 177 ff.
Liek, E. 180
Losen, germanisches 29 ff.
Lucia 18, 169
Lüers, Fr. 153

Mackensen, L. 111
Maien 165
Maimann 132 f.
Männerbünde 94 ff.
Märchen 102 f.
Markgräflerland 169 ff.
Martin, hl. 6 f., 166 f.
Marzell, H. 106
Maske 16, 18, 95, 97, 99, 160
Mauritius 6 f.
Meichle, Fr. 107
Messer 73 f.
Michaelis 61
Mond 49
Mondfrau 47 ff.
Mondsichel 41 ff., 49
Mößinger, Fr. 131 ff.
Much, R. 106
Müller-Blattau, J. 1 ff.
Müller, E. 153
Mulot, A. 108 f.
Mussolini, B. 152
Muttergottheiten 42 f., 47 f.
Mütternacht 50

Namendeutung 36 f., 47 ff.
Nanna 42 f.
Neckel, G. 153
Neckverse 176 f.
neu 104
Neujahr 104, 158
Nikolaus, hl. 6 f., 132, 166 f.
Nordelbingen 187
nordisch 147, 155, 172 f.

Odin 19 f., 96, 100
Odins (s Pferd) 10
Opfer 18, 39 f., 48 f.
Orend, Misch 105
Ortsnamen 8, 42, 44 f., 180
Ostermann 134
Ostern 162
Osterritt 10

Palmwardze, M. J. 151
Panzer, M. 51 ff.
Peitschenknallen 65
Perchta 170
Perchten 7, 17, 66, 95, 98
Petersen, H. 153
Peterswurzel 74
Petsch, R. 102 f.
Pferd 163
Pferdefleisch 7
Pferdefuß 17
Pferdeopfer 11
Pferdeweihe 6 f.
Pfingsten 6, 8, 32, 66, 134, 163
Pflug 161
Piffl, E. 181
Plaßmann, J. O. 107
Preß 59 ff.
Psychologie 182 f.
Pudelko, A. 107

Quelle 7, 10 f.

Rasse 172 f., 181
Rechtsbrauch 40
Rehm, F. 183
Retzlaff, H. 182
Rez, H. 105
Richtfest 39
Richthofen, Frhr. v. 150 ff., 186
Riese 131 ff., 138
Riffel, M. 76 ff.
Ritterspurn 164
Roland 139
Rosenberg, A. 154
Rübenkopf 132
Runen 33

Sage 19, 175 ff.
Samson 136
Silber 11
Silvester, hl. 6 f.
Sinnbild 34, 65, 144
Sommersonnenwende 164 f.
Sonnenrad 162
Sonnensinnbilder 113 f.
Sudetenländer 180

Digitized by Google

Schabernack 13, 15, 17
Scheibenwerfen 165
Schellen 23
Schenken 167
Schimmelreiter 6, 12
Schmidt, H. 187
Schmied 8
Schöll, H. Chr. 47 ff.
Schrade, H. 181
Schröder, F. R. 153 f.
Schultz, W. 106
schürwizig 69
Schwarz, E. 180
schwärzen 16
Schwarzwälder 172 ff.
Schwarzwaldhaus 184 f.
Schweinsblase 12
Schwietering, J. 153

Steinkult 75
Steinmetzzeichen 33
steirisch 182
Stephan, hl. 6 f., 8
Stephansschwüre 10
Streitberg, G. 109 f.
Strohmann 135
Strohpuppe 66
Strohschab 12, 17
Stuhlfauth, G. 185
Stumpfl, R. 174

Tacitus 30, 156 f., 168
Tanz 51 ff., 158, 162, 164
Tanzbär 66
Tau 10
Teufelsnamen 104
Teufelspulver 70
Teufelssalbe 70
Thoma, L. 105
Todaustreiben 136, 161
Tomtegübbe 39
Totenfest 19 f.
Totenhunde 100
Totenkult, german. 94 ff.
Totenmesse 59, 61 f.
Totenspeisung 19 ff.
Totentanz 61 f.
Totenwiederkehr 59 ff.
Trachten 76 ff., 182
Treutlein, W. 104, 153
Tresterer 17
Türschwelle 72
Tuttiné, J. B. 76 ff.
Uffertbrut 169 ff.
Umritt, siehe Julumritt
Urban 163 f.

Vegetationsgeist 134
Veitswurmb 69
Verbot, kirchliches 48
Verwandlungskult 97 ff.
Vögisheim 169 ff.
Volksbrauch 156 ff.
Volksheilkunde 69 ff.
Volkskunde 150 ff.
Volkslied 1 ff.
Volksmedizin 8

Waldl 186
Walter, E. 174 ff.
Wannenmacher, A. 141 ff.
Warner, A. E. 154
Wasser, heilsames 10 f., 24
Wasservogelritte 6
Weber, M. 184 f.
Weihnachten 157 f., 183
Weihnachtsbaum 86 f.
Weihnachtsbursche 18
Weihnachtsholz 81 ff.
Weinlese 165 f.
Weiser-Aal, L. 182
Weistümer, elsässische 81 f.
Wettlauf 162
Wettritte 8, 10 f., 13 f.
Wichtelmännchen 38
Wiedemann, A. 108
Wilbet 42, 47 ff.
Wildes Heer 22 f., 94 ff.
Wilde, J. 106
Wilenstein 35 ff.
Willibald 6 f.
Wilstengel 48
Winkermaien 81 ff.
Winzer 163 f.
Wodan 96, 101
Wode 101, 138
Wolf, K. 106
Wolfgang 6 f.
Wolfram, R. 6 ff.
Wolfsangel 34
Würzburg 164 f.

Zahl (neun) 11
Zentner, W. 112
Ziegfeld, A. 107
Zinck, P. 154
Zwerg 136
Zwölfnächte 159

Alle Rechte vorbehalten. — Die Verantwortung für die einzelnen Beiträge tragen die Verfasser, für die Gesamthaltung der Zeitschrift die Schriftleitung. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: J. Apel, Bühl i. B. Druck und Verlag Konkordia A.-G., Bühl i. B. (Direktor W. Veser). Auflage dieser Ausgabe 1000.

Digitized by Google

Das große volksdeutsche Reich.

Eben war dieses Heft abgeschlossen, da eilte die freudige Nachricht durch die Welt, daß Österreich wieder politisch mit dem Deutschen Reich verbunden ist. Gemeinsames Volkstum strebt bei gesunden Verhältnissen immer zur staatlichen Gemeinschaft. Nur falsche, volksfremde und volksfeindliche Mächte können vorübergehend Trennungen bringen. Im Grunde beruhen solche Trennungen auf Irreleitung, falscher Voraussetzung oder auf Böswilligkeit fremder Mächte, die, vermeintlich zu ihrem eigenen Nutzen, die Zersplitterung begünstigen.

Daß das Volkstum in Österreich zu uns gehört, das ist für uns alle seit jeher selbstverständlich. Auch in der Oberdeutschen Zeitschrift für Volkskunde haben wir nie eine Scheidung vollzogen. Wir freuen uns jetzt, daß wir nun auch äußerlich ungehindert weiter und noch inniger als bisher mit unseren Kameraden in Österreich zusammenarbeiten können. Das Hakenkreuz auf dem Umschlag unserer Zeitschrift ist jetzt kein Hinderungsgrund mehr für ein inniges Zusammengehen. Wir werden es als eine unserer vornehmsten Pflichten betrachten, das Gemeinsame des Volkstums im neuen großen Deutschen Reich aufzuzeigen und dieses Wissen zur lebendigen Kraft zu gestalten.

Eugen Fehrle.

Digitized by Google

THE UNIVERSITY OF IOWA
SEP 9 1938
LIBRARIES

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde

12. Jahrgang 1938 / Heft 1

Verlag Konkordia A.G. / Bühl-Baden

Digitized by Google

Die Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde erscheint jährlich dreimal mit einem Gesamtumfange von mindestens 12 Bogen. Bezugspreis für drei Hefte vom Verlag oder durch den Buchhandel 4 RM. Mitglieder der an der Herausgabe beteiligten Vereinigungen zahlen 3 RM. bei unmittelbarem Bezug vom Verlag: Konkordia A.-G., Bühl (Baden). Postscheckkonto Karlsruhe 237.

Anzeigen-Aufträge durch den Verlag. Preise: 1/1 Seite RM. 50.—, 1/2 Seite RM. 25.—, 1/4 Seite RM. 12.50, 1/8 Seite RM. 6.25. Beilagen bis zu 15 g einschließlich Postgebühren RM. 20.—.

An die Bezieher unserer Zeitschrift.

Die Volkskunde ist heute wesentlich für die Erziehung im Sinne des Dritten Reiches. Deshalb bitte ich alle Bezieher und Leser dieser Zeitschrift, für ihre Verbreitung besorgt zu sein und mir bald wenigstens einen neuen Bezieher zu melden. All denen, die mir solche Meldungen gemacht haben, danke ich von Herzen.

Heidelberg, Leopoldstraße 5. Eugen Fehrle.

Inhaltsangabe:

Eugen Fehrle, Deutsche Fasnacht am Oberrhein, 1 / Hermann Phleps, Die bescheidensten Denkmale unserer Baukultur, 41 / E. Christmann, Der Name der Burg Wilenstein, 49 / Max Faßnacht, Was heißt trabalium?, 53 / Fritz Reinhardt, „Sommergewinn", die große Frühlingsfeier in der Wartburgstadt Eisenach, 56 / Kleinere Mitteilungen, 61 / Bücherbesprechungen, 62.

Abdruck ganzer Aufsätze und größerer Teile, ebenso Übersetzung in fremde Sprachen sind nur mit Erlaubnis der Schriftleitung gestattet. Wer ohne vorherige Vereinbarung ein Manuskript einschickt, möge Rückporto beilegen. Bücher zur Besprechung wollen unmittelbar an den Herausgeber Universitäts-Professor Dr. Eugen Fehrle, Heidelberg, Leopoldstraße 5, geschickt werden.

Digitized by Google

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgeber:

Universitätsprofessor Dr. Eugen Fehrle

Heidelberg, Landfriedstraße 5

12. Jahrgang 1938

Verlag Konkordia A.-G., Bühl-Baden

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis des 12. Jahrgangs.

Seite

Abhandlungen:

E. Fehrle, Deutsche Fasnacht am Oberrhein 1
H. Phleps, Die bescheidensten Denkmale unserer Baukultur . 41
E. Christmann, Der Name der Burg Wilenstein 49
M. Faßnacht, Was heißt Trabalium? 53
F. Reinhardt, Sommergewinn, die große Frühlingsfeier in der Wartburgstadt Eisenach 56
E. Fehrle, Sudetenland — Deutsches Land 73
K. M. Komma, Das Lied im sudetendeutschen Kampf 74
F. Panzer, Weihnachtsfeier in Asch 80
H. Marzell, Großmutter in der Badewanne 89
W. Zimmermann, Lebensbaum und Segensreis auf zwei badischen Überhandtüchern von 1802 . . . 93
E. Fehrle, Freundschaft . . . 98
K. Konrad, Vom Brauchen oder Sehnen aus Schönfeld bei Tauberbischofsheim 101
H. Schilli, Vom Schlot der Schwarzwaldhäuser 104
G. Streitberg, Flurnamen und Flurbereinigung in Wieblingen bei Heidelberg 108
E. Fehrle, Um die Mittwinterszeit im Odenwald 119
M. Faßnacht, Das deutsche Haus nach griechischen Quellen . . . 124

Seite

H. A. Knorr, Das bunte Ei in der Vorgeschichte 129
R. Wolfram, Das Salzburger Aperschnalzen 138
E. Fehrle, Friedrich Losch . . 143
H. Winter, Dämonie oder Sinnbild 145
E. Fehrle, Zur Entwicklung des Sinnbildes 165
E. Fehrle, Opfer im germanischen und deutschen Volksbrauch 166

Kleinere Mitteilungen:

Aus Albrecht Dieterich, Mutter Erde, von E. Fehrle 60
Eduard Hoffmann-Krayer, von E. Fehrle 61
Vom Sudetenland, von E. Fehrle 79, 88
Zu Karl Hofmann, Die germanische Besiedlung in Nordbaden, von H. Stemmermann 168
Lebensweisheit, von J. Weihrauch 171
Das Alter des Lichterbaumes, von O. Huth 172
Erwiderung, von E. v. Levetzow 174
Rötenbach im badischen Schwarzwald, von E. Fehrle 175
Von der Maul- und Klauenseuche in alter Zeit, von K. Konrad 175
Viktor de Meyere, von E. Fehrle 176
Erwiderung gegen Krieck, von Hartnacke 177
Bücherbesprechungen . . 178

Digitized by Google

Digitized by Google

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde
Herausgeber: Universitätsprofessor Dr. Eugen Fehrle, Heidelberg, Leopoldstraße 5

1. Heft 12. Jahrgang 1938

Deutsche Fasnacht am Oberrhein.

Von Professor Dr. Eugen Fehrle, Heidelberg.

Sinn und Ursprung der Verkleidung.

Eine merkwürdige Erscheinung ist heute noch allenthalben an Fasnacht auffallend und kennzeichnend für das ganze Fest: man verkleidet sich, d. h. man kleidet sich anders wie sonst: einer setzt einen roten Zylinder auf, der hängt sich einen Bart um, ein anderer trägt eine falsche Nase, dort einer einen grünen Frack und eine fantastische Blume im Knopfloch, einer kommt als Schornsteinfeger, dort einer als Professor der Witzblätter mit dem Regenschirm, ein anderer im Bauernkittel und wieder einer als Indianer, Mädel in Hosen, Burschen in Weiberröcken, viele mit Larven vor dem Gesicht — ein buntes närrisches Gewimmel auf Straßen und in Wirtshäusern. Und da und dort findet sich immer wieder eine lustige Schar solcher Verkleideten zusammen und bildet eine Gemeinschaft, die in übermütigem Tun bald eine einheitliche Stimmung zeigt.

Warum verkleiden sie sich zu solch ausgelassenem Treiben? Sie wollen dem Alltag enthoben sein, wollen in der Zeit allgemeinen Frohsinns sich eingliedern in eine närrische Gesellschaft. Äußere Bedingung dafür ist, daß sie nicht alltäglich aussehen. Ihr närrisches Aussehen hilft mit, sie in närrische Stimmung zu bringen, sie sind verwandelt.

Ein niedliches Beispiel für solche Verwandlung erzählt Alfred Hein in der Zeitschrift „Der Oberschlesier", 19, 1937, 77 ff. Er plaudert von seiner Kindheit, die er als Sohn eines Volksschullehrers in einer oberschlesischen Stadt erlebt hat. Man war dort bestrebt, städtisch zu sein und das hieß damals: möglichst fern vom frisch pulsierenden Leben. Nur e i n e Zeit im Jahr brachte eine Ausnahme, der Fasching. Lassen wir Hein erzählen: „Die Mutter holte „das Kostüm" — über diesem Wort liegt noch heute für mich der Hauch einfach paradiesischer Verwandlung! Wenn ich groß sein werde, wollte ich auch ein Kostüm tragen, der Onkel Viktor hatte mir sein Schornsteinfegerkostüm versprochen, und da wollte ich auch ein ganz anderer sein.

Denn das war es: die Menschen wurden in kindlicher Lust zum Dirndl, zum Schornsteinfeger, zum Bajazzo, wenn sie ihr Kostüm an hatten. Als ich später — nach dem Kriege — meine ersten Maskenbälle mitmachte, da verwandelte sich niemand mehr so vor meinen Augen wie damals in meiner Kindheit „die Großen", wenn sie Fasching feierten.

Digitized by Google

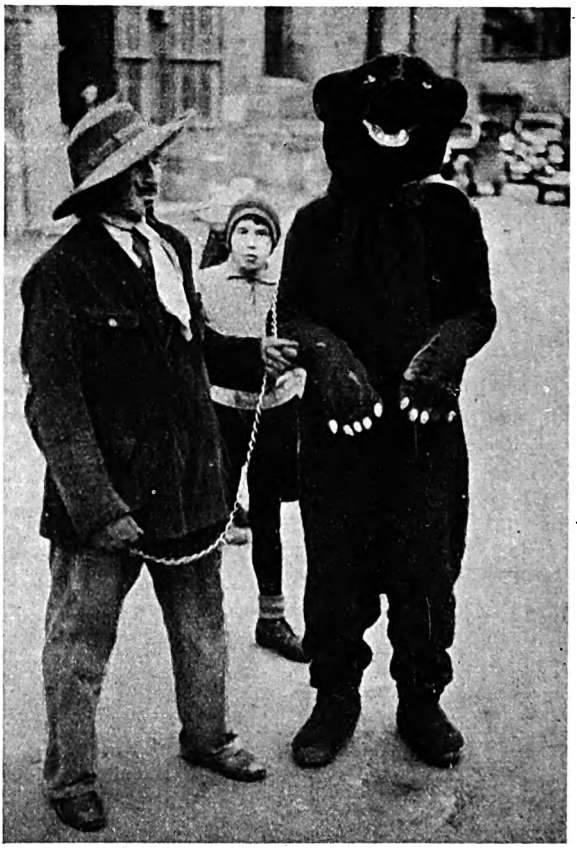


Abb. 1. Bär mit Bärentreiber aus Villingen.
Aufgenommen von Hans Fehrle.

Plötzlich war meine Mutter weg. Vom Erdboden verschwunden. Statt dessen stand ein frisches, keckes, kleines Mädel vor mir in einem blauweiß karierten Sommerkleid (mitten im Winter), mit zwei langen Zöpfen, die fast bis an die Kniekehlen reichten und in die riesige rote Schleifen eingeflochten waren, mit weißen Strümpfen und goldverzierten Schuhen — mit roten Wangen (und meine Mutter war doch sonst blaß) und noch viel größeren, viel dunkleren Augen, als die Mutter am Alltag besaß. „Mutti — bist du's?" fragte ich jedesmal zaghaft, wenn die Anna rief: „Jungla, nun kannst kimma, dei Mutterla ist verzaubert!"

Ich dachte die ersten beiden Male, da die Mutter als Dirndl zum Fasching ging, ganz wirklich: ein Zauberer ist dagewesen und hat meine Mutter wie in einem Märchen verwandelt. Erschrocken sah ich zu dem rotwangigen Mädchen mit den langen, schwarzen Zöpfen und den großen dunklen Augen auf: das konnte doch nicht meine Mutter sein?

Da sprach sie: „Nu, Fredel, wie gefall ich dir?" Ja, es war ihre

Digitized by Google

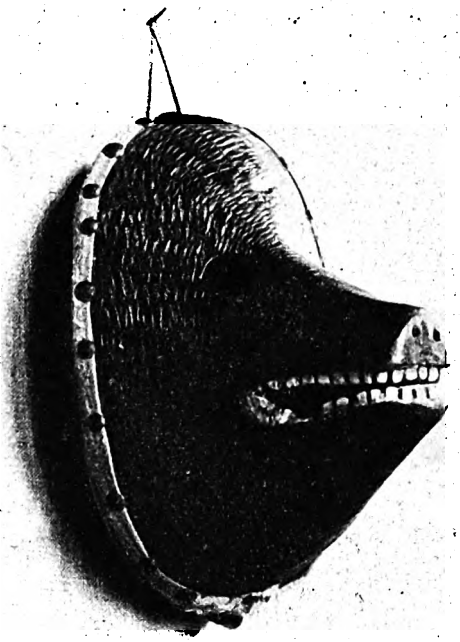


Abb. 2.
Bäregfriß aus Elzach.

Von der Stadt Elzach zur Verfügung gestellt.

Stimme. Aber auch diese Stimme schien verändert. So engelhaft heiter, so losgelöst von aller Erdenschwere, so — verzaubert auch.

Meine Mutter tanzte gern, sie war voll Festfreude! Und nun kam der Vater hinzu, der sich nur eine Larve vors Gesicht steckte und sonst den Frack trug, der Vater, der war der Vater geblieben, er trug bloß eine Larve —: eine dicke Nase, darunter einen weißen Schnauzbart, und über den Augen eine Drahtbrille ohne Glas!

„Vater, die Muttel!?" sagte ich bang. Alle lachten.

„Ist sie das, die Muttel?"

„Nee —" sagte ich. „Die Muttel ist fort!" „Aber a su dummes Jungla —" sagte die Anna. „Jetzt denkt er ooch wirklich und daß sein Mutterla weg ist! Das is doch dein Mutterla! Herrjemersch — wird der Jungla nicht mehr sein Mutterla kennen!"

Ich stampfte mit den Füßen auf, bekam Tränen in die Augen und hieb mit meinen kleinen Fäusten auf die Anna ein. Denn ich schämte mich zu gestehen, daß ich die Mutter wirklich für verzaubert hielt — und doch

Digitized by Google

konnte ich nicht so schnell begreifen, wo denn die schlichte, stille, blasse Frau geblieben war, die sonst meine Mutter hieß. Und streichelte denn der Vater sonst so zärtlich die Mutter wie heute? Und nun sagte er ihr gar, sie wird Königin sein!

Das ist doch alles wie im Märchen — — — Ach, es war wirklich ein Märchen, das weiß ich heut! O armselig, rauchgeschwärzte Vaterstadt — wie glücklich lachten in solchen Stunden deine Menschen! Welch ein Glanz lag noch über unsern wenig „komfortablen" Stuben, wenn die Eltern dann zum „Vergnügen" des Lehrervereins gegangen waren."

Solche Verwandlung erleben heute noch Tausende von Menschen an Fasnacht. Ist sie allein durch das „Verkleidetsein" bestimmt? Nein, es ist schon die Frühlingszeit, in der alle Knospen und Säfte treiben und schwellen, in der neues Leben sich machtvoll überall regt, in der überschäumende Kraft auch im Menschen die Alltagsgelassenheit durchbricht und zum übermütigen Lachen[1] und zu ausgelassener Freude lockt.

Aus solcher Lebensfreude und solchem Empfinden überschäumender Kraft wurden in unserem Volke jährlich wiederkehrende Feste, die das Heil und das Leben feierten, an denen die Zuversicht zum Ausdruck kam, daß dies Leben sich immer wieder erneuere, bei denen die Volksgemeinschaft im Feiern stärker als sonst betont wurde. Denn nur in der Gemeinschaft kommt das Gefühl freudiger Lebensfülle voll zur Geltung.

Fasnacht war ein solches Fest der deutschen Volksgemeinschaft, nach allem, was wir aus den durch Jahrhunderte vorliegenden Quellen erkennen können, die altgermanische Hauptfestzeit im Frühling. Und diese Quellen können wir teilweise ergänzen durch unmittelbare Zeugnisse aus altgermanischer Zeit, ja, wenn wir an die Felsritzungen in Skandinavien denken, durch Zeugnisse, die von der Steinzeit an in fortlaufender, jahrtausendelanger Entwicklung vorliegen[2].

Das Leben war dem germanischen Menschen heilig. Er hatte sein Sinnen nur nebenbei auf das Leben nach dem Tode gerichtet. Bestimmend für Haltung und religiöses Tun war das Leben auf dieser Welt. Darum wurde ihm auch die Annahme des stark jenseitig gerichteten Christentums so schwer. Die religiösen Feste des Germanen waren bestimmt durch Jahreslauf und Lebensgang. Da sie lebend im Volke geworden, nicht von auswärts durch eine fremde Macht eingeführt worden sind, ist ihre Form Ausdruck der Lebenshaltung und Art des Volkes.

Schon das Bewußtsein, daß im Frühling das Heiligste, was Gott einem Volke gegeben hat, das Leben, gefeiert wird, erzeugt mit der Zeit feste Formen und würdeheischende Bindungen. Diese bleiben als Bräuche durch Jahrhunderte, auch, wenn ihr Ursinn nur noch geahnt wird und nicht mehr allgemein im Bewußtsein lebt. So bestehen heute viele Fasnachtsbräuche aus ältester Zeit weiter, ihr Sinn ist oft absichtlich durch das andersartige Christentum überdeckt und entstellt, aber ausrotten ließen sie sich

[1] Zum Lachen bei Frühlingsfesten vgl. E. Fehrle, Das Lachen im Glauben der Völker: Zeitschrift für Volkskunde 30, N. F. 2, 1 ff.

[2] E. Fehrle, Deutsche Feste und Jahresbräuche, 4. Auflage, 36 ff.

Digitized by Google

Abb. 3. Schuddig aus Elzach. Aufgenommen von Hans Fehrle.

nicht. Heute bemühen wir uns mehr als je, ihren Ursinn zu erkennen und die sie bedingende Haltung zu wahren[3].

Die den Fasnachtsbräuchen zugrundeliegenden Vorstellungen sind urgermanisch, ja, wenn wir auf unsere indogermanischen Brudervölker schauen, können wir noch weiter zurückgehen und sagen: sie gehören schon der indogermanischen oder arischen Vorzeit an. Besonders bei den alten Griechen sind uns viel verwandte Bräuche überliefert.

Überblicken wir Deutschland selbst auf das Fortleben solcher germanischen Überlieferungen hin, so finden wir die größte Zähigkeit in Oberdeutschland, von Steiermark bis zum Vogesenkamm und in Niederdeutschland, von Hamburg bis ins Memelland. Das von den Franken beherrschte Mitteldeutschland neigte allzeit mehr zur Verstädterung und war fremdem Brauch und dem „Fortschritt" bei der europäischen Entwicklung Deutschlands mehr zugänglich.

Fasnachtsbräuche finden wir am besten erhalten im oberdeutschen Kulturgebiet[4]. Warum gerade hier? Die Gründe hat man teilweise in der rassischen Zusammensetzung dieses Volksteiles gesucht und vor allem der dinarischen Rasse Neigung zu solchen Bräuchen zuschreiben wollen.

[3] H. Strobel, Brauchtum der Fasnächte: Nationalsozialistische Monatshefte 1937, 132 ff.

[4] H. E. Busse, Alemannische Volksfasnacht, Karlsruhe, Müller, o. J.

Digitized by Google

Diese Fragen sind noch zu wenig geklärt. Wir können also darauf keine Antwort geben.

Dann hat man die Erhaltung solcher Bräuche vor allem der Tatsache zuschreiben wollen, daß in Oberdeutschland die katholische Bevölkerung überwiege. Ja, Leute, die kaum 3 km über ihren Amtsbezirk hinausgesehen haben, meinen, Fasnacht sei überhaupt eine katholische Angelegenheit.

Das ist falsch, beruht aber teilweise auf richtigen Beobachtungen. Der Schweizer Gian Caduff antwortet von seinem Beobachtungsbereich aus auf diese Frage[5]: „Nun wird man vielleicht einwenden, die Fasnacht sei doch ein durchaus christliches, ein katholisches Fest, das, eingegliedert zwischen Epiphanien und der Fastenzeit, sich aus der Kette der katholischen Kirchengebräuche gar nicht wegdenken lasse. Dieser Einwand entkräftet die Annahme heidnischer Herkunft keineswegs, sondern deutet höchstens auf die feinsinnige Berechnung und Geschicklichkeit hin, mit der die katholische Kirche die vorhandenen heidnischen Sitten und Institutionen, die im Volke verankert, und darum schwer auszurotten waren, für ihren Glauben umgemodelt und ihren Zwecken dienstbar gemacht hat. Es wäre dem neuen Glauben wohl schwerlich gelungen, das mit so viel Zauber umwobene und beim Volke so beliebte Maskentreiben mit Gewalt zu unterdrücken. So wurde das heidnische Frühlingsfest zu Ehren des Vegetationsdämons durch Umwandlung der ursprünglichen Bedeutung zur christlichen Fastnachtsfeier, die den Gläubigen vor Beginn der langen Fastenzeit — gleichsam als antizipierte Entschädigung für die kommenden Entsagungen — eine mehrtägige Lustbarkeit gestattet."

Die Beobachtungen am Oberrhein im badischen Gebiet führen zu folgendem Ergebnis: An evangelischen Orten ist die Fasnacht ganz oder teilweise unterdrückt. Evangelische Geistliche kämpfen auch heute noch mit aller Entschiedenheit gegen sie, vor allem gegen die Masken. In katholischer Gegend wurde sie früher teilweise sogar in Klosterschulen besonders gepflegt. Das mag bisweilen mit vollem Bewußtsein geschehen sein. Denn die Kirche war ja in solchen Fragen nicht kleinlich und nahm sich Zeit mit dem Ausrotten oder Umbiegen heidnischer Bräuche. Hatte sie diese aber selbst in der Hand, so wurde ihr das Umändern um so leichter. Teilweise aber fügte sich die Kirche unfreiwillig dem Zwang, wenn sie sah, daß der Kampf gegen die im deutschen Volke fest eingewurzelten Bräuche vergeblich sei. Ja, man reihte sie dem Kirchenjahr ein und benutzte sie geschickt, um Kirchliches volkstümlich zu machen. In schwierigen Fällen wurde in folgerichtiger, langsamer Umwandlung allmählich das Germanische verdrängt durch magisch-dämonische Vorstellungen. Und darin war teilweise die Kirche selbst, gegen die Lehre Christi, überfremdet durch asiatisch-spätantike Lehren, die ganz Europa mit krassem Aberglauben überfluteten. Sakramentalien und magische Dogmen lebten, oft durch einfache, früher wenig gebildete Geistliche und Mönche verbreitet, als kirchlicher Beiglaube gerne im katholischen Volke üppig wuchernd und überfremdeten stark unsere Volksbräuche. Solche Änderungen und Umstände begünstigten die Fasnacht

[5] Gian Caduff, Die Knabenschaften Graubündens. Eine volkskundlich-kulturhistorische Studie, Chur, 1932, 101.

Digitized by Google

Abb. 4. Hansele in Villingen.

Aufgenommen von Richard Wolfram, Wien.

gerade in katholischen Gegenden. Sie brachten weltanschaulich eine Umbiegung altgermanischer Sitte, andererseits verdanken wir ihnen die Erhaltung mancher Bräuche, die anderswo protestantischer Rationalismus ausgetilgt hat.

Verkleidungen in kultischer Gebundenheit zeigen im oberdeutschen Kulturgebiet die Fasnachtsgestalten, im Elsaß, in der Schweiz, in Baden, Württemberg, Bayern, Vorarlberg, Tirol, Kärnten, Steiermark, in bunter Fülle, ganz verschieden und doch einheitlich in den Grundvorstellungen.

Jede kultische Handlung, damit auch jeder religiöse Volksbrauch ist Ausdruck mythischer Haltung und will einen heiligen Willen kundtun. Was wollen, von solchem Blickpunkt aus betrachtet, die Tiermasken, die wir oft und schon in alter Zeit treffen? Wir beschränken hier unsere Betrachtung auf das alamannisch-schwäbische Gebiet. Mehrfach treffen wir da vollständige oder teilweise Verkleidung in Tiere. In Villingen wird ein Bär umgeführt (Abb. 1). In Elzach gibt es eine Maske: das Bäregfriß,

Digitized by Google

Abb. 5. Narro in Villingen mit Morbili.
Aufgenommen von Foto-Schollmeyer, Villingen. Vom Städt. Verkehrsamt Villingen zur Verfügung gestellt.

d. h. Bärengesicht (Abb. 2); der Schuddig in Elzach hat heute ein leuchtend rotes Häs (= Gewand) an, ehemals war es mehr dunkelbraun. Nach Farbe und Gestalt kann es sehr wohl auf das zottige Fell eines Bären zurückgehen (Abb. 3). R. Wolfram hat in einem Aufsatz über das Bärenjagen (Wiener Zt. f. Volkskunde, 37, 1932, 64 ff.) gezeigt, welch große Bedeutung an Fasnacht und sonst der Bär im Volksbrauch Österreichs hat. Die christliche Kirche ist vom 9. Jahrhundert ab mehrfach gegen Aufführungen mit dem Bär (ioca cum urso) vorgegangen. Trotzdem haben sich in vielen Volksbräuchen bis heute Umzüge mit Bärenmasken erhalten. Bekannt ist z. B. der Erbsenbär, eine in Erbsenstroh gehüllte Gestalt. Der Erntesegen ist als Hafer-, Korn- oder Roggenbär vorgestellt. Bären sind im Märchen verzauberte Könige oder Prinzen. In Sage, in Legende und im Volksglauben ist der Bär mehrfach genannt. Wieso kommt der Bär zu dieser Rolle? Er war im germanischen Wald der König der Tiere[6]. Erst durch die Überfremdung unserer Kultur ist nach allgemein-europäischem Brauch der Löwe an seine Stelle getreten. Der Bär war wegen seiner Kraft gefürchtet und geehrt und wegen seiner Art geliebt. Manchem Manne mag durchs ganze Leben ein Kampf mit dem Bären als schweres und doch sieghaft bestandenes Wagnis vor Augen getreten sein, besonders, wenn er in jungen Jahren allein ausgezogen war, um einen Bären zu erlegen[7]. Durch

[6] Vgl. Handwörterbuch des Aberglaubens unter Bär; L. Franz, Religion und Kunst der Vorzeit (1937), 16 ff.

[7] Tacitus Germania, herausgegeben von Eugen Fehrle, 2. Auflage, S. 100 ff.

Digitized by Google

Abb. 6. Hansele in Villingen mit Mädchen und Frau in Alt-Villinger Tracht.
Aufgenommen von Foto-Schollmeyer, Villingen. Vom Städt. Verkehrsamt Villingen zur Verfügung gestellt.

eine solche Tat sollte er sich würdig erweisen, in die Jungmannschaft aufgenommen und für wehrhaft erklärt zu werden. Die Erinnerung an diese Kämpfe und ihre Erzählung im Familien- und Freundeskreis mag manchmal ein leises Grauen und zugleich sieghafte Freude und Achtung vor der Stärke des Bären hervorgerufen haben.

Wir haben oben gesehen, wie die Verkleidung den Menschen verwandelt und auch mithelfen kann bei der inneren Umstellung. O. Höfler spricht bei Behandlung religiöser Bräuche von Verwandlungskulten[8]. Man muß sich das nicht so vorstellen, als ob die Verwandlung durch einen magischen oder sakramentalen Akt vollzogen worden wäre. Sie entwickelte sich aus lebendigem Empfinden heraus. Sie steigert im gemeinsamen Tun Bewußtsein und Willen der Jungmannschaft, die an Fasnacht zum Schutze der größeren Gemeinschaft des Dorfes, der Stadt, des Landes zusammentritt, zur Kraft eines Bären und verwandelt so den Träger der Maske in ein Wesen mit höherer Macht, als sie alltäglich dem Menschen zukommt. Die Maske wird nicht vom einzelnen vereinsamt getragen. Der einzelne ist in solchen Fällen eingereiht in eine Gemeinschaft. Nur in ihr ist die Machterhöhung möglich. Die Maske erhebt ihn, schon dadurch, daß sie ihn unkenntlich macht, aus dem alltäglichen Leben, enthebt ihn seiner Persönlichkeit und macht ihn zum überpersönlichen Glied der Gemeinschaft.

Dazu kommt ein anderer Grund für Verwendung des Bären an Fasnacht. Der Bär zieht sich bei Beginn des Winters zurück und zeigt sich

[8] Kultische Geheimbünde der Germanen, 1. Band, 1934.

Digitized by Google

Abb. 6a. Pferdeattrappe von Fasnachtsbräuchen. Zeichnung von Ilse Krieck.

erst wieder, wenn der Frühling naht. Daher war er als Sinnbild des kommenden Frühlings angesehen und als solches herumgeführt. Wenn der Strohbär an Fasnacht da und dort verbrannt wird, so liegt eine Vermischung verschiedener Vorstellungen vor: Der Strohbär ist als Sinnbild des Jahreswachstums den Mächten gleichgesetzt, die während des Jahres gedeihen und auch alt werden, vor Beginn eines neuen Sommers beiseite geschafft werden und einem jungen Nachfolger Platz machen.

Der Fuchs ist Vertreter des Winters. Sein Schwanz wird vom Hansele der Baar (Bräunlingen, Donaueschingen, Hüfingen, Villingen) getragen (Abb. 4, 5, 6, 7). Wer den Winter auf den Hochflächen der Baar verlebt und öfters am Abend bei einbrechender Dunkelheit im hohen Schnee Wanderungen gemacht hat, der versteht, wieso der Fuchs Sinnbild des Winters werden konnte. Auch die Narro am Bodensee haben einen Fuchsschwanz. Die Bewohner von Hegau und Baar haben in Mundart und Wesen viel Gemeinsames, doch auch viel Trennendes. Das Gemeinsame geht auf rassische Gleichheit und altes Zusammensein zurück, das Verschiedene auf spätere Entwicklungen, die durch Boden und Geschichte verschieden gestaltet wurden. Genau so ging es mit den Hanselegestalten in beiden Gebieten: der auf ältere Anschauungen zurückgehende Fuchsschwanz ist in beiden Gebieten geblieben, die sonstige Gestaltung des Hanselegewandes ist durch äußere, verschiedenartige Einflüsse und Modeströmungen verschieden gestaltet worden.

Der Bock kommt als Sinnbild der Fruchtbarkeit mehrfach vor (Abb. 8). In den Kreis des Fasnachtsbrauchtums gehört seit alter Zeit das Pferd

Digitized by Google

Abb. 6b. Fasnachtsmaske aus dem Werdenfelser Lande in Bayern.
Zeichnung von Fachschuldirektor Otto Blüml, Partenkirchen.

bzw. die Pferdeattrappe (Abb. 6a). Sie gleicht in der Art der Darstellung dem Bräunlinger Bock (Abb. 7 und 8). In derselben Weise finden wir das Pferd auf alten Fasnachtsbildern. Es geht auf den germanischen Schimmel zurück, der vielfach mit Wodan verbunden war und auch aus dem Brauchtum der Mittwinterszeit bekannt ist. Von seiner Bedeutung im Glauben der Germanen berichtet Tacitus (vgl. meine Bemerkungen zur Germania, S. 82 f.). Der Esel ist teilweise Nachfolger des Pferdes. Wenn der Butzesel in Villingen (Abb. 9) einen grünen Busch an den Schwanz gebunden hat, so ist er damit zugleich Träger des Frühlingssegens. Im deutschen Fasnachtsbrauchtum weniger verbreitet ist der Hirsch (vgl. Abb. 6b). Man hat ihn aus diesem Grunde auf keltische Vorstellungen zurückführen wollen. Fraglos war er dort sehr verbreitet. Doch wäre es merkwürdig, wenn wir Deutschen die kultische Darstellung dieses in unseren Wäldern so verbreiteten Tieres aus dem Keltischen ableiten müßten. Vielmehr zeigt die Zeichnung einer Hirschmaske aus der älteren Steinzeit, daß seine Rolle im Kult in eine Zeit zurückreicht, in der von Kelten und Germanen noch nicht die Rede ist (vgl. Höfler, Geheimkulte, 1, 65). Für den nordischen Bereich zeugen die Felsritzungen von Bohuslän von seiner Bedeutung im Kult. Bei den Alamannen ist die Hirschmaske durch ein Verbot des hl. Pirmin bezeugt: „Geht nicht am Monatsersten oder zu irgendeiner anderen Zeit als Hirsche oder als alte Weiber verkleidet umher" (Oberdeutsche Zeitschrift für Volks-

Digitized by Google

kunde, I, 1927, 100 ff.). Auch im deutschen Volksglauben, in Mythos und Sage spielt der Hirsch eine bedeutende Rolle.

Öfters sind Vogelmasken üblich: in Triberg der Federeschnabel (Abb. 10), in Rottweil der Federehannes[9], in Meersburg der Schnabelgiiri[10], in Haslach der Storch. Die Vögel der Frühjahrsfeste sind meist Sinnbilder des kommenden Sommers, wie Kuckuck, Schwalbe, Storch allgemein als Frühlingsboten angesehen werden.

Großenteils sind die Masken Entstellungen des menschlichen Gesichtes (vgl. Abb. 3). Heute sind die Maskenschnitzer bestrebt, den Masken ein möglichst grausiges, verzerrtes oder, wie man in der Wissenschaft zu sagen pflegt, dämonisches Aussehen zu geben (z. B. Offenburg). Man nimmt an, die Masken seien um so urtümlicher, je schreckenerregender sie aussehen. Ist das richtig? Wenn wir die Geschichte der Masken in dem Schwarzwaldstädtchen Elzach betrachten, so kann diese Ansicht nicht so allgemein ausgesprochen werden. Die zwei ältesten Masken, die aus Elzach überliefert sind (Abb. 11), zeigen ganz harmlose Menschengesichter. Fraglos sollen sie nicht schreckenerregend wirken, sondern einfach ihre Träger unkenntlich machen. Die Hansele der Baar haben sogar meist ein freundliches Gesicht (Abb. 4, 6). Ebenso sehen die Wuest in Villingen nicht unfreundlich aus (Abb. 12). Auch das Elzacher Bäregfriß hat keine absonderliche Verzerrung. Es gibt einen Bärenkopf ziemlich natürlich wieder. Ebenso kann man bei anderen Masken in Elzach verfolgen, wie mit der Zeit das Bestreben der Maskenschnitzer, ihre Werke durch verzerrende Züge schreckenerregend und abstoßend zu gestalten, zunimmt[11]. Bewußt werden einzelne Züge des Gesichtes in dieser Hinsicht verzerrt.

Die Entwicklung, die wir im Schwarzwaldstädtchen Elzach verfolgen können, ist eine Bestätigung für die ganze Umbildung des Maskenwesens und der Fasnachtsumzüge. Wir dürfen ja nicht den einzelnen Maskierten allein betrachten, sondern können den Sinn der Maskierungen nur erkennen aus dem Treiben der Gemeinschaft, welcher der einzelne eingereiht ist.

Wer die Umzüge maskierter Scharen erlebt, hat das Empfinden, daß hier eine Grundvorstellung gemeinsam sei, ganz gleich, ob wir im Schwarzwald sind, am Bodensee, in Österreich oder im Schwabenland, auch ganz gleich, ob es sich um die schwäbisch-alamannischen Klöpflesnächte, die Stefansumritte im Dezember, um Züge der Schweizer Knabenschaft, um die Perchten im bayerisch-österreichischen Alpengebiet an Dreikönig, um die Schleicher in Telfs (Tirol), um die Fasnachtshansele am Bodensee und in der Baar oder um die Schuddig in Elzach handelt. Wer vom städtischen Karneval herkommt, gewinnt zunächst die Überzeugung: hier geht es nicht um Tollheiten im Karnevalskostüm, hier ist, bei aller Verschiedenheit, ein einheitlicher kultischer Ernst das letzte Treibende, hier ist eine heilige Gebundenheit, alte Überlieferung, hier ist ein ungestümes Wollen.

Was will man? Fragen wir die Volkssitte und ihre Geschichte! Fasnacht ist nicht zu lösen aus den übrigen Frühjahrsbräuchen. Sie alle be-

[9] Busse, 97.

[10] Ebenda, 125.

[11] Vgl. Busse, S. 12 und 13 und den mittleren Schuddig in unserer Abb. 3.

Digitized by Google

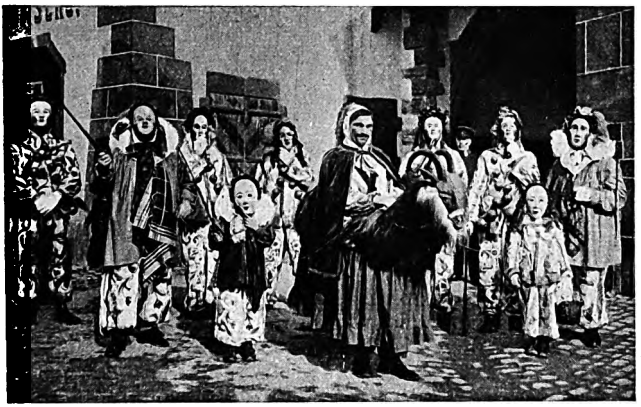


Abb. 7.
Bräunlinger Narro mit Bock.

Von der Stadt Bräunlingen zur Verfügung gestellt.

tonen im germanischen Kulturbereich den neuen Sommersegen, den man erwartet, und sprechen in Brauch und Spruch die Zuversicht aus, daß das Leben nach dem unfruchtbaren Winter sich erneuere. Aller Unsegen muß jetzt weichen. Tod und Winter sind Vorstellungen, die ineinander gehen. Der kalte Winter und der Tod werden ausgetrieben, mit ihnen alles Mißliebige, Volksschädliche. Die Sinnbilder hierfür wechseln im Verlauf der Zeit. Während man Feuer entzündet und damit den erhofften Sieg der Sonne sinnbildlich ausspricht, wird der Tod in Gestalt einer alten Frau ausgetragen oder eine Strohpuppe, die Alte, wird verbrannt. Das ist ein Brauch, den wir bei den alten Griechen und Römern ebenso haben und wohl als indogermanisches Erbgut ansprechen dürfen. In südlichen Ländern Deutschlands ist aus dem Römischen der Ausdruck Vetula, die Alte, übernommen. Er lebt im Fremdwort Vettel weiter. Damit ist nicht gesagt, daß der Brauch entlehnt sei. Er ist bei uns so häufig und stark mit dem deutschen Brauchtum verbunden, daß wir, im Ganzen genommen, eine Entlehnung für unmöglich halten. Diese „Alte", die das absterbende Jahr verkörpert, ist öfters zusammengebracht worden mit germanischen Frauengestalten, die Segensträgerinnen sind[12]. Die germanischen Segensgestalten sind vom Christentum als heidnisch abgewiesen und, wo man sie nicht vertreiben konnte, möglichst verunstaltet und in den Bereich unheilvoller, teuflischer Wesen verwiesen worden. Aus solcher Umgestaltung ist die Vermischung von Segenbringerinnen und alten Frauen, die auch nach germanischer Auffassung Sinnbilder des Unheils sind, leicht verständlich. In der Vettel von Steiermark (Abb. 13) scheint mir eine derartige Mischung vorzuliegen. Denn die Kinder bei der Vettel deuten auf Mutter und Segen, die „Alte" im Spiel und Brauch aber beglaubigt sich sonst nicht durch Kinder.

Vielfach wird eine als Tod bezeichnete Strohpuppe hinausgetragen, verbrannt oder begraben. Das Fasnachtsbegraben ist teilweise damit verknüpft.

[12] Fehrle, Feste, 13 f.

Digitized by Google

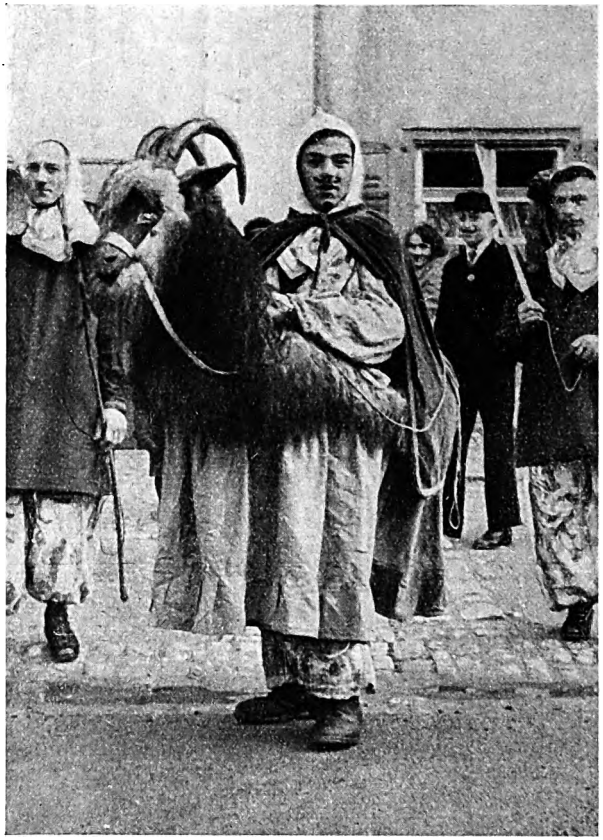


Abb. 8.
Bock in Bräunlingen.
Aufgenommen von
Richard Wolfram, Wien.

In christlicher Zeit ist Judas als Widersacher von Christus der Vertreter des Unheils. Er wird jetzt verbrannt oder vertrieben. Manchmal ist der Jude als Schädling des deutschen Volkes die Verkörperung des Bösen und wird verbrannt. An seine Stelle ist während der Reformation in protestantischen Gegenden der Papst getreten. So berichtet M. P. Ch. Hilscher in seinem Buch Fastenbräuche (Dresden 1708), S. 18, die Verse:

„So treiben wir den Papst aus
durch unsere Stadt zum Tor hinaus
mit seinen Betrug und Listen
als den rechten Entechristen.

. . . . . .

Und nu wir den Papst ausgetrieben,
so bringen wir den Sommer herwieder,
den Sommer und den Meyen,
die Blümlein mancherleyen."

Digitized by Google

Abb. 9. Butzesel in Villingen. Aufgenommen von Hans Fehrle.

Zum Vertreiben des Unsegens verkleidet man sich möglichst schreckhaft. Wenn die schiachen Perchten in fürchterlichem Aussehen lärmend über die Felder laufen, so wird die Überzeugung gefestigt, daß vor dieser Schar kein unholdes Wesen mehr bestehen kann und nun das Feld von allem Unsegen befreit sei. Mit dem Lärmen werden zugleich die holden Mächte, die im Winter ruhen, geweckt. Es ist allgemein Äußerung des neuen Lebens, das bei der ungestümen Jugend in wilder Freude kraftvoll zum Ausbruch kommt.

Wo es gilt, die Zuversicht auf das wiedererwachende Leben auszusprechen, steht die ganze Gemeinschaft zusammen. Die Lebenden verbinden sich mit den verstorbenen Ahnen, auf sie geht zurück, was die Gegenwart geerbt hat. Ihr Rat und ihre Tat besteht weiter. Deshalb wird im Brauch und Glauben des Volkes, besonders des am innigsten mit seinen Vorfahren verbundenen Bauernvolkes, immer vor einem wichtigen Anfang die Gemeinschaft mit den Ahnen betont: vor der Hochzeit, um die Wintersonnenwende, bei Frühjahrsfesten.

Fasnacht wurde in früherer Zeit und wird heute noch an vielen Orten geregelt und durchgeführt von der Jungmannschaft eines Dorfes oder einer Stadt. An ihre Stelle sind öfters die Handwerkerzünfte getreten. Diese sind in neuester Zeit teilweise abgelöst durch die Narrogesellschaften und den Elferrat (Abb. 14), die nun für Erhaltung und überlieferungstreue Pflege der Fasnacht sorgen.

Digitized by Google

Abb. 10.
Federeschnabel in Triberg.

Aufgenommen durch Eduard von Pagenhardt. Zur Verfügung gestellt von der Stadt Triberg.

Nirgends ist die Erinnerung an altes Brauchtum wohl besser erhalten, als in manchen Gegenden Österreichs und in der Schweiz. Dort steht man germanischem Brauch noch am nächsten, besonders im Frühling. Die Burschenschaften oder Knabenschaften, wie sie in der Schweiz heißen, haben dort noch Rechte und Verpflichtungen, die in eine Zeit zurückführen, in der kein römisches Recht Einfluß hatte[13].

Gian Caduff entwirft in seinem Buch: „Die Knabenschaften Graubündens" ein anschauliches Bild von den Knabenschaften: Nach allerlei Prüfungen wird der Junge in die Knabenschaft aufgenommen. Er wird körperlich untersucht, muß Leistungen aufweisen, Mut zeigen. So muß er z. B. abends auf die Straße gehen und die Burschen des Dorfes durch

[13] E. Hoffmann-Krayer, Knabenschaften und Volksjustiz in der Schweiz: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 8, 1904, 81 ff.

Digitized by Google

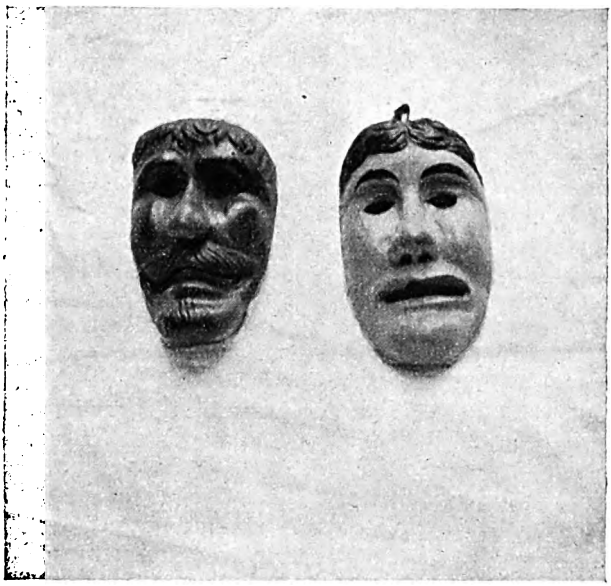


Abb. 11. Masken aus Elzach.

Aufgenommen von Hans Fehrle.

herausfordernde Reden reizen und bei der folgenden Rauferei sich bewähren. Die Knabenschaft hat vor allem das Liebesleben der Gemeinde zu regeln. Sie weist den heiratsfähigen Burschen Mädchen zu mit dem Erwarten, daß daraus eine Ehe werde. Der Einfluß der Knabenschaften war so groß, daß sie von den Behörden, die in nachgermanischer Zeit entstanden sind, als Staat im Staate empfunden wurden. Während der Glaubenskämpfe im 16. Jahrhundert haben sie sehr für die Einführung der Reformation gewirkt, deshalb haben nachher die Kapuziner sich ihrer warm angenommen und sie, wo es ging, zu katholischen Bruderschaften umgestaltet. H. G. Wackernagel berichtet im Schweizer Archiv für Volkskunde, 35, 1936, 1 ff., von einem besonderen Falle kriegerischer Tätigkeit der Knabenschaft im Kanton Wallis. Dort war um das Jahr 1540 eine große Erregung im Schweizer Volk gegen die geistlichen und weltlichen Behörden entstanden. Man warf den Behörden vor, sie handeln gegen Wohl und Willen des Volkes, vor allem durch ihre Verbindung mit der französischen Regierung. Lange gärte es. Die Knabenschaft nahm den Kampf gegen die volksfremde Behörde auf. Es fielen „kratzliche Worte". Den Domherrn drohte man, man werde „den win ustrunken, diese darauf über die Zinnen usschießen und damit die alten milgen (= Milben) us dem keesen vertriben". Den Landeshauptmann ließ man nicht zu Worte kommen. Die Burschen maskierten sich als Trinkelstiere. Trinklen oder Treichlen sind die Glocken des Weideviehes. Die Maskenkrieger trugen außer diesen Glocken Hahnenfedern mit Tannenästen. So gingen sie in wilden Scharen durchs Land und riefen das Volk zum

Digitized by Google

Aufruhr auf. „Der Trinkelstierkrieg" begann an einem volkskundlich bedeutsamen Tag, an Dreikönig 1550.

Die Maskierung ist hier fraglos nicht eine Verhüllung aus Furcht, die Behörden könnten sonst die Schuldigen erkennen, sondern ist kultischer Art: Die Jungmannschaft ruft in diesem Aufzug zum heiligen Kampf für das Volkswohl auf.

In der Schweiz gab es mehrere solcher Feldzüge an Fasnacht. Das Kämpfen dieser Scharen ist schon um 1500 verglichen worden mit den Umzügen des Totenheeres Wodans, mit dem Wütenden Heer.

Über die Vorstellungen vom Wütenden Heer legt O. Höfler in seinem genannten Buch eingehende Forschungen vor. Er wendet sich scharf gegen die Herleitung der Vorstellungen vom Wütenden Heer aus dem Naturmythus. Viele Forscher wollen derartige „Sagen" zurückführen auf Personifizierung des Sturmwindes. Höfler führt sie zurück auf den Brauch, d. h. auf Umzüge der Jungmannschaft. Daneben kann m. E. die Annahme wohl bestehen, daß man solche Erzählungen bestätigt fand im Toben des Sturmes. Wenn im Frühjahr Regenschauer, Schnee und Sturm durch die Berge jagen und dann wieder die Sonne scheint und die Landschaft heiter macht, dann kann man diese widerstreitenden Mächte wohl als kämpfende Gewalten personifizieren, wie es Dichter und Volksglaube getan haben. Da und dort mögen solche Erlebnisse zu Vorstellungen wild in der Luft tobender Mächte geführt oder sie mögen da und dort schon vorhandene Vorstellungen bestärkt haben. Hier ist Höfler wohl in der Ablehnung etwas einseitig.

Aber er hat im ganzen recht in seinem Kampf gegen die Naturmythologen, die solche Naturereignisse als alleinige oder hauptsächliche Ursache für Entstehung der Erzählungen vom Wilden Heer ansehen. Die Erzählungen können in der Hauptsache nur im Anschluß an Bräuche entstanden sein. Als schlagenden Beweis dafür führt Höfler, S. 38 f., einen Bericht von Johann Agricola aus Eisleben an: Siebenhundert und funfftzig Deutscher Sprüchwörter, Wittenberg 1592, Nr. 667, Bl. 306: „Ich habe neben andern gehört / von dem Wirdigen herrn Johan Kennerer Pfarherr zu Mansfeld / seines alters vber achzig jar / das zu Eisleben / und im gantzen land zu Mansfeld / das wütend heere (also haben sie es genennet) fürüber gezogen sey / alle jar auf den Fasnacht Donnerstag) / vnd die Leut sind zugelauffen / und haben darauff gewartet / nit anders / als solt ein großer mechtiger Keyser oder König fürüber ziehen. Vor dem hauffen ist ein alter Mann hergegangen / mit einem weißen Stabe / der hat sich selbs den trewen Eckhart geheißen / Dieser alter mann hat die Leute heißen aus dem wege weichen / hat auch etliche Leute heißen gar heim gehen / sie würden sonst schaden nemen / Nach diesem man haben etliche geritten / etliche gegangen / vnd sind Leute gesehen worden / die newlich an den orten gestorben waren / auch der eins teils noch lebten. Einer hat geritten auff einem Pferde mit zweien füssen. Der ander ist auff einem Rade gebunden gelegen / vnd das radt ist von jm selbs vmbgelauffen. Der dritte hat einen schenckel vber die achsel genommen / vnd hat gleich sehr gelauffen. Ein ander hat kein Kopf gehabt / vnd der stück on massen. In Franken ist noch newlich geschehen / Zu Heidelberg am Neckar / hat mans oft im jar gesehen / wie man mich

Digitized by Google

Abb. 12.
Wueſt in Villingen.
Aufgenommen von
Richard Wolfram, Wien.

berichtet hat." Hier haben wir die Erzählung eines Fasnachtsbrauches ins Geſpenſterhafte geſteigert, wie es nach der Anſchauung des 16. Jahrhunderts nahelag. Die Fasnachtserlebniſſe ſind für die Jungmannſchaft, die über den Alltag erhoben iſt, Wirklichkeit. Aus ſolchem überhöhten Erleben und der Weltanſchauung jener Zeit iſt der ſagenhafte Bericht zu erklären.

Meuli hat in einer gründlichen und überſichtlichen Arbeit über die Masken im Handwörterbuch des Aberglaubens gezeigt, daß viele Masken Tote darſtellen. Dieſe Erkenntnis iſt ſchon vielfach geäußert worden, aber lebensfern und wie ein Aberglaube, den wir wohl gedanklich verſtehen können, deſſen Sinn und Wert wir aber bisher nicht faſſen konnten. Ein ſolches „Geiſterheer" blieb uns etwas Fremdes. Die Ereigniſſe des Weltkrieges und der nationalſozialiſtiſchen Erhebung haben ein Erleben gebracht, das uns zum Verſtändnis ſolcher Bräuche führt. Wir konnten es nicht faſſen, daß die Opfer im Weltkrieg und im Kampf ums Dritte Reich umſonſt geweſen ſein ſollten. Jetzt wiſſen und erleben wir: ſie waren nicht umſonſt.

Digitized by Google

Abb. 13. Vettel aus Steiermark mit Kindern. Faschingrennen, Knakauebene.

Die Toten haben gesiegt, ihr Mut, ihr Wollen lebt in uns weiter. Wenn an Gedenktagen ihre Namen gerufen werden, antworten Hunderte: hier. In diesen Hunderten der nationalsozialistischen Formationen und des Heeres leben die Toten.

So suchten durch alle Jahrhunderte auch schon der Frühzeit die Lebenden Verbindung mit ihren Ahnen. Was jede Bauernsippe erlebt, wurde auch in den Burschenschaften als leitende Vorstellung geweckt und gehegt. Die Jungmannschaft ist in ihrer Sorge und im Kampf um das Leben der Gemeinschaft eins mit den Verstorbenen und zwar mit denen, die für Volk und Vaterland ihr Leben gelassen haben, die sich bewährt haben im Kampf für die Volksgemeinschaft. Sie haben sich dem Gott geweiht, der die Tapferen betreut, sie waren virtuti obligati, wie Tacitus (Germ. 31) von einer solchen Schar sagt. Im Germanischen war dieser Gott Wodan, sie waren Wodans Heer, das Wütende Heer.

Auf solche Vorstellungen gehen viele unserer Fasnachtsumzüge zurück. Sie sind durch die Umgestaltung unserer Weltanschauung durch Christentum, Orient und Antike dämonisiert worden. An Wodans Stelle trat vielfach der Teufel. Wenn heute der Zug der Schuddig in Elzach von einem schwarzen Schuddig, der den Teufel darstellt, geführt wird, so ist dieser an Stelle Wodans getreten oder er vertritt den getreuen Eckhart, der einst mit dem weißen Stab in der Hand als Warner dem Zuge voranschritt. Der „Teufel"

Digitized by Google

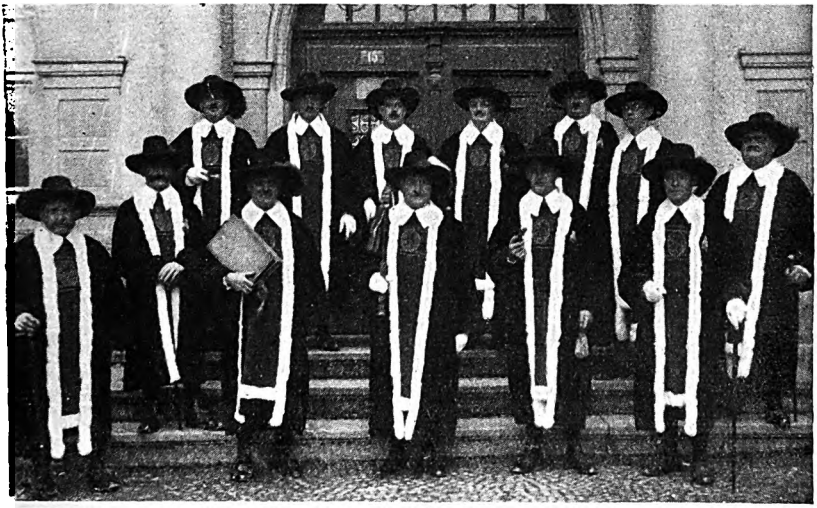


Abb. 14. Elferrat aus Bräunlingen. Von der Stadt Bräunlingen zur Verfügung gestellt.

als Anführer des Schuddigzuges ist übrigens erst in neuester Zeit eingeführt worden. Er ist ein sprechendes Beispiel für die durch christliche Missionare begonnene und bis in unsere Tage fortschreitende Verteufelung deutscher Volksbräuche vorchristlichen Ursprungs (Abb. 15). Dämonisierung, Verteufelung, Umbildung zu Hexen (Abb. 16), werden allerdings heute vielfach von Narrogesellschaften und Verkehrsvereinen selbst vorgenommen, nicht mehr unmittelbar vom christlichen Pfarrer. Hier ist geschichtliche Erkenntnis notwendig. Die Volkskunde hat auf diesem Gebiet noch allerlei Aufgaben. Gewiß ist das Fasnachtstreiben heute nicht mehr von dem tiefen Sinn erfüllt, der ihm einst zugrunde lag. Aber doch sollte die durch fremde Einflüsse geförderte Entstellung nicht das hervorragende Kennzeichen der Fasnacht sein. Auch die Forschung sollte heute erkennen, daß „Dämonenabwehr" nicht den wesentlichen Inhalt dieser Bräuche ausmacht.

Für eine Jungmannschaft, die als heilige Schar der Toten umzieht, um die Volksgemeinschaft zu schützen, war es nicht notwendig, daß die Masken entstellende Züge tragen. Die innere Ergriffenheit trieb sie zum Kampfe. Wie solcher Sturmgeist eine Schar packen und mitreißen kann und wie der einzelne ganz aufgeht in der Gemeinschaft, dafür gibt E. von Salomon in seiner Erzählung „Die Kadetten" (Berlin, Deutsche Buchgemeinschaft), S. 68, ein schönes Beispiel[13a]. Es war nicht Krieg, nur Manöver, und doch hatte schon dies Kriegsspiel die Kadetten so gepackt, daß alles Individuelle schwand, sie selber waren nur Sturm, waren zusammen eine „unhemmbare Kraft". Von Salomon erzählt:

[13a]. Diesen Hinweis verdanke ich O. Höfler.

Digitized by Google

Abb. 15. Teufel in Triberg.
Aufgenommen durch Eduard von Pagenhardt. Zur Verfügung gestellt von der Stadt Triberg.

„So lag der Körper im Sande, das Kinn gestützt auf den linken, gewinkelten Arm, angeschmiegt auf dem Boden, der wache Kopf äugte nach einem fernen Ziel. Seite an Seite lagen die Leiber, die Reihe wartete auf das Signal. Sprung —! und der Körper zog sich zusammen, scharf winkelte sich nun auch das linke Bein, leicht hob sich vom Sande die Brust, und alle Fasern drängten nach vorn. Auf, marsch, marsch —! und plötzlich schnellen die Muskeln, es senkt sich die Erde und rutscht nach hinten weg, ein Pfeil ist der Körper, zugespitzt stürmt er los. Schweigend bricht die Reihe vor, und jeder ist ganz allein. Hinlegen! Und nun hat der Boden auf einmal atmende Schwellung; wo eben noch platte Fläche unter den stampfenden

Digitized by Google

Abb. 16. Hexen in Kappelrodeck.

Beinen sich dehnte, wachsen Wellen und Falten, umfangen den aufprellenden Leib, ihn zu decken. Schwer atmet die Lunge, wieder sucht das Auge nach dem Ziel. Noch einmal arbeitet sich die Reihe vor, und noch einmal, nun aber ist der Waldrand nah, und im Waldrand Schützen. Alle Adern füllen sich mit dem brennenden Saft zur stürmenden Bereitschaft. Dann das Signal, zwei Noten nur in verwegenem Tanz, das Infanteriesignal zum Avancieren. Jetzt fällt alles Besinnen ab wie unnützer Ballast. Jetzt ist der Körper leicht und ein Wind braust in den Rücken. Jetzt ist der Lauf eine reißende Lust und die Erde glatt und neigt sich zum Ziel, eine einzige, hindernislose Bahn. Nun sind wir heran, nun sammelt sich die Luft in der Brust und was eben noch zerfetztes Keuchen war, ballt sich zusammen zum fürchterlichen Schrei, alle Münder spannen sich weit, aus dem Blut, aus den Knochen platzt das Hurra, steigert sich im Anprall mit der Luft zum gellen Heulen, nun sind wir selber Sturm, sind selber Gewalt, unaufhaltbar, zermalmend, Stoß und Kraft, brechen in den Waldrand, trampeln über Gebüsch und Wurzeln, uns berstend auf den Gegner zu werfen. Weit rennen wir ohne Widerstand, taumeln über das Ziel hinaus, lachend und besessen und berauscht von der unhemmbaren Kraft, bis wir uns plötzlich zu sammeln suchen, etwas beschämt, da alles nur an ein gedachtes Ziel gesetzt, etwas erschrocken über die Leichtigkeit des Sieges, und fügen uns verlegen wieder in das bannende Glied."

So haben wir uns die Verwandlung der Jungmannschaft bei den Fasnachtszügen und im Kampf zu denken. War man dazu gekleidet wie

Digitized by Google

ein Wolf oder Bär, so steigerte das Äußere die innere Ergriffenheit. Die Wildheit des Aussehens riß auch andere mit, die, zunächst innerlich unbeteiligt, Lust bekamen mitzutun.

Was bei solchen Anlässen die Verkleidung ausmacht, konnte ich im Jahre 1937 in Bräunlingen an einem harmlosen Beispiel beobachten. Ich machte mit Studenten eine volkskundliche Lehrfahrt zur Fasnacht in den Schwarzwald. In Haslach merkten wir schon bei der Durchfahrt, daß hier festliche Stimmung herrsche, in Elzach wurde jeder mitgerissen, auch die elf Schleswig-Holsteiner, die bei uns waren und so etwas noch nie erlebt hatten. Jetzt waren wir gelöst aus dem Alltag, jeder hatte erlebt, was alamannische Fasnacht ist. Am folgenden Tag in Bräunlingen, da hielt es keiner mehr aus, nur Zuschauer zu sein. Wir waren im Städtchen feierlich empfangen und allerliebst aufgenommen, auch den Kameraden von der Wasserkante wars wohlig ums Herz geworden. Alamannen, Niederdeutsche, Pfälzer, Berliner und Wiener waren jetzt eine große, herzlich verbundene Gemeinschaft. Um 5 Uhr abends war keiner meiner Studenten und keine Studentin mehr in „Zivil". Sie hatten sich irgendwie verkleidet. Der Verwalter der reichhaltigen Bräunlinger Kostümkammer hatte ihnen bereitwilligst geholfen. So wurde die Gemeinschaft mit den Bewohnern des Städtchens immer inniger. Durch das Verkleiden war man aus dem „Zivil" herausgekommen und mit der einheimischen Bevölkerung auf eine Ebene gestellt, jetzt erst waren die Herzen ganz gleich gestimmt, jetzt schloß man sich eng zusammen und sang: Käb a mi na (= eng an mich heran! — wie klingt das steif den verbindlichen Lauten des Alamannischen gegenüber!), so hann is scho lang welle ha!

Die Gemeinschaft, die von der Burschenschaft betreut wird, muß bei Beginn des Sommers frei sein von den Fehlern, die im vergangenen Zeitabschnitt an ihr hafteten. Deshalb hält die Jungmannschaft Rat, welche Mißstände abzustellen und zu rügen seien. In Elzach versammeln sich die Schuddig an Fasnachtmontag in einer alten Gerichtsstätte, dem Ladhof, außerhalb des Städtchens, ziehen dann mit den Taganrufern (Abb. 17) durch die Straßen und verkünden Torheiten und Fehler, die sie öffentlich rügen wollen. Ein fröhliches Jugendgericht ist mit dem Hemdglonkerzug der Konstanzer Schüler verbunden. Sie ziehen zu den Wohnungen einzelner Lehrer und tragen Wünsche vor (Abb. 18, 19). In letzter Linie haben solche Narrengerichte kultischen Ursprung. Ist das Gericht zu Ende, dann wird das Kommen der lieben Fasnacht von den Taganrufern ausgerufen, wie in Wolfach vom Wohlauf (Abb. 20).

Am Montagnachmittag versammelt man sich in Elzach noch einmal am Ladhof und zieht in buntem Zug ins Städtchen. Voraus geht die Schuljugend mit Stecken, die mit Tannenreis und bunten Bändern geschmückt sind. Vier Burschen in blauen Fuhrmannsblusen und weißen Zipfelmützen und dem Stadtwappen auf der Brust tragen zwei Bengel. Neben ihnen schreiten sechs junge Elzacher Ehefrauen. Man geht zum Hause des jüngsten Ehemannes. Dieser kommt heraus, setzt sich auf die Bengel und wird mit einem geschmückten Stabe in der Hand und mit farbigen Bändern geziert auf den Bengeln durch das Städtchen getragen (Abb. 21). Den sechs Frauen

Digitized by Google

Abb. 17. Taganrufer und Nachtwächter mit Frau in Elzach. Daneben Schuddig. Verlesen der Narrenchronik und des Sündenregisters.
Gemälde von Erwin Krumm in der Lehrstätte für deutsche Volkskunde an der Universität Heidelberg.

treten andere, ebenfalls mit Holzschwertern bewaffnet, entgegen und versuchen, den jungen Ehemann von den Bengeln herabzustoßen. Die Kinder singen währenddessen unablässig die Verse:

Tri, tra, trallala,
Fall nit über de Bengel ra!

Offenbar handelt es sich hier um die beiden Gruppen der Ehefrauen und Jungfrauen, die sich um den jüngsten Ehemann streiten. Wir hätten dann, wie so oft bei Volksbräuchen, die Betonung der verschiedenen Altersklassen. Der jüngste Ehemann steht zwischen beiden.

Eine der altertümlichsten Betonungen der Gemeinschaft ist an Fasnacht im Schwerttanz gegeben (Abb. 22). Nach altem Brauch, der schon in Urzeiten bei den Germanen nachweisbar ist, tanzen bewaffnete Männer in bestimmter Form. Ein Störenfried, oft ein Dreizehnter neben der Zwölfergemeinschaft, sucht das ernste Spiel zu stören, vermag dies aber nicht und wird schließlich mit in die Gemeinschaft hineingezogen oder, wenn er sich ihr nicht fügt, von ihr beseitigt[14].

[14] Fehrle, Feste, 54 ff.

Digitized by Google

Schiffswagen — Karneval.

Das Wort Karneval wird heute wieder viel abgeleitet von carrus navalis, d. i. Schiffswagen. Dabei sieht es so aus, als ob carrus navalis ein alter Begriff sei. Viele Leute werden annehmen, er stamme aus der Antike. Das ist aber keineswegs so. Dort gibt es den Begriff nicht. Das hat mir auch die Leitung des Thesaurus linguae Latinae in München bestätigt. Dort ist der lateinische Wortschatz bis zum Jahre 600 der christlichen Zeitrechnung vollständig gesammelt. Aber der Begriff carrus navalis kommt nicht vor.

Ich hoffte dann, den Begriff bei den Humanisten zu finden. Denn ich hielt es für möglich, daß er dort, in Italien oder Deutschland geprägt worden sei. Bisher aber konnte ich ihn auch dort nicht entdecken. Der älteste Beleg, den ich anführen kann, stammt von Hermann Müller, der Philosophie und beider Rechte Doktor, ö. o. Prof. des Staatsrechts usw. an der Hochschule zu Würzburg, „Das nordische Griechentum und die urgeschichtliche Bedeutung des nordwestlichen Europas", aus dem Jahre 1844. Müller schreibt Seite 334: „Aus jenen uralten Umzügen der allerzeugenden Mutter erkläre ich mir unseren Fasching, Carnaval, unsere Fasnacht, sogar die Namen; denn car naval ist der schiffsartige Wagen (carrus navalis)." Müller muß gleich zu Beginn seiner Ausführungen fälschen, indem er Carnaval statt Carneval schreibt. Das Wort stammt fraglos aus dem Italienischen und heißt dort in der Hochsprache wie Mundart carnevale. Im Sardinischen heißt es vereinzelt carnaval. Vom Italienischen ist das Wort ins Französische und in andere Sprachen übergegangen. Im Französischen wird es dann zu carnaval (vgl. E. Merlo, Die romanischen Benennungen des Faschings: Wörter und Sachen, Bd. 3, Heidelberg 1912, S. 92, 100 f.). Diez, Fr. Etymologisches Wörterbuch der romanischen Sprachen, 3. Aufl., 2. Bd., S. 18, Bonn 1870, sagt zur Herleitung von carrus navalis: „Die von der Mythologie vorgenommene Zerlegung des Wortes in car-naval = carrus navalis, Schiffswagen hat das Bedenkliche, daß weder die italienische Schriftsprache noch die Mundarten etwas von einer solchen Form mit a für e der zweiten Silbe wissen, und doch muß das französische carnaval in Erwägung der Silbe car (nicht char) von Italien ausgegangen sein. In diesem Lande war also die Vorstellung von einem Schiffswagen entweder gar nicht vorhanden oder zu früh erloschen."

Auf diese Ausführungen von Hermann Müller, dessen Wortherleitungen hier wie in anderen Fällen so falsch sind, daß er von der Wissenschaft kaum mehr beachtet wird, verweist dann Albin Lesky in den Mitteilungen des Vereins klassischer Philologen, Wien 1, 1924, S. 14, ohne auch nur den geringsten Versuch des Beweises einer Herleitung von Karneval aus carrus navalis zu unternehmen. Um 1844, als die indogermanische Sprachwissenschaft kaum 30 Jahre alt war, machte man in jugendlicher Entdeckerfreude öfters solche Bocksprünge beim Sprachvergleichen wie Herm. Müller. Wer hätte gedacht, daß sie nach Jahrzehnten noch ernst genommen werden!

Digitized by Google

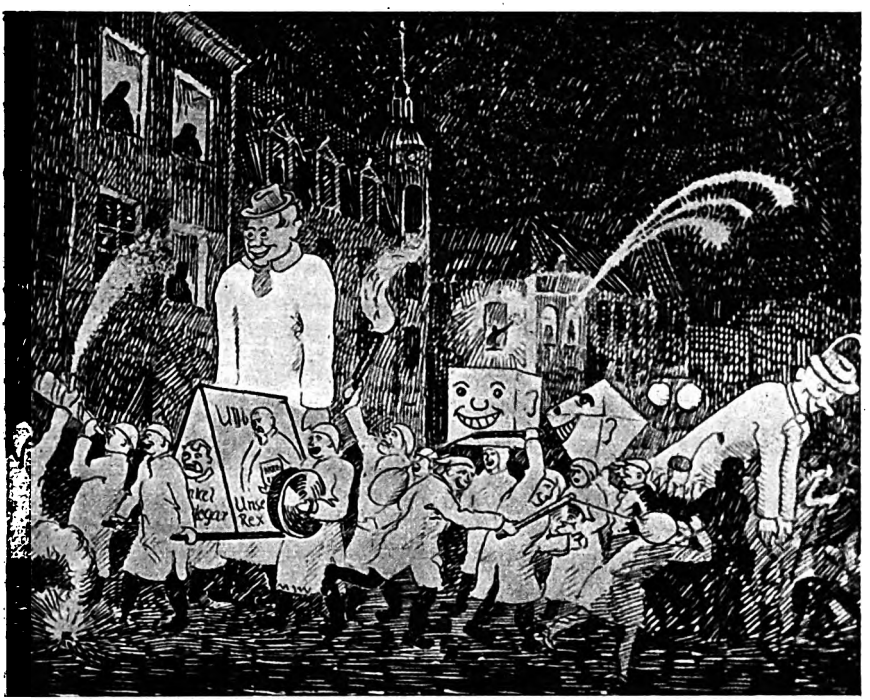


Abb. 18. Hemdglonkerzug in Konstanz am schmutzigen Donnerstag.
Zeichnung von Herbert Holzer.

Längst vor A. Lesky haben Männer wie Hermann Usener (Sintflutsagen, Bonn 1899, S. 120) die Herleitung von carrus navalis wie eine feststehende Tatsache angeführt. Von Usener hat es sein Schüler Albrecht Dieterich übernommen. Wir haben es als Studenten gelehrt bekommen, und lebten in der Voraussetzung, carrus navalis sei ein gangbarer antiker Begriff. Erst eigene Forschungen erregten in mir sprachliche und sachliche Bedenken.

In Wirklichkeit scheint der Begriff carrus navalis nur in Philologenköpfen zu spuken und ist merkwürdigerweise allerneuestens übergegangen in Vorstellungen allgemeiner Art, die mehrfach philologischer Auseinandersetzung sonst fernstehen. Bestreitet man die Herleitung von Karneval aus carrus navalis, so wird man verdächtigt, daß man auch den Schiffswagen, und damit einen germanischen Brauch leugne.

Ein Schiffswagen hieße lateinisch nicht carrus navalis, sondern wohl currus navalis. Carrus ist ein keltisches Wort, das um die Zeitenwende ins Lateinische übernommen wurde. Besseres lateinisches Verständnis als viele Spätere verrät Wenzeslaus Brack im Vocabularium Archonicum 1487 (nach Schmeller, Bayer. Wb.², 1872, I, 764), wo er Faßnachtwagen

Digitized by Google

erklärt als carpentum vel currus triumphalis. Auch wir Deutschen würden für einen kultischen Festwagen nicht den Ausdruck Karren gebrauchen, der doch gar nicht zur Feierlichkeit eines festlichen Umzuges paßt, wenn wir nicht durch die falsche Herleitung aus carrus navalis irregeleitet wären.

Umfahrten, bei denen ein Schiff auf einen Wagen geladen war, haben wir zunächst bei den alten Griechen kennengelernt (siehe Hermann Usener, Sintflutsagen, S. 115ff.; Deubner, Dionysos und die Anthesterien, Jahrb. d. D. Archäol. Inst., 11, 1927, 172 ff.). Solche Umzüge werden im Frühjahr veranstaltet. Ein Schiff wird auf einen Wagen geladen und durch die Straßen gefahren. Auf dem Schiff sitzt Dionysos als Bringer des neuen Sommersegens. Diesen Dionysos als Sinnbild und Spender des im Frühjahr neuerwachten Lebens kennen wir schon, bevor sein Schiff auf den Wagen geladen worden ist: die Schale des Exekias zeigt uns den Gott, wie er übers Meer fährt und eine gewaltige Rebe sich über ihm ausbreitet. Diese ist für die südlichen Völker der Ausdruck der Sehnsucht nach dem Segen des Sommers. Wir haben aus demselben Griechenland Sommertagszüge, die den deutschen Umzügen sehr gleichen und in dieselbe Vorstellungswelt weisen, wie das Schiff des Dionysos.

Im Winter ist nach griechischem Glauben die Gottheit, die den Sommersegen verkörpert, weit weggezogen in ein fernes Land. Im Frühjahr kommt sie übers Meer dahergefahren. Das Schiff des Gottes wird auf einen Wagen geladen und durch die Fluren gefahren, damit der Sommersegen sich überall ausbreite. Die Griechen reden nicht von Schiffswagen. Wir haben aber einige Abbildungen mit dem Schiff auf dem Wagen.

In der nordischen Kultur, die uns noch näher steht, haben wir Schiffe mit Rädern darunter schon aus viel älterer Zeit auf den Felsritzungen in Schweden (siehe Almgren, Nordische Felszeichnungen als religiöse Urkunden, Diesterweg, Frankfurt a. M., 1933, S. 340 ff.).

Die Vorstellung, daß der Segen Gottes aus dem Lande gewichen sei, wenn die Fruchtbarkeit geschwunden ist, daß er irgendwo aber weiterlebe, besteht auch bei den Germanen. Tacitus berichtet im 40. Stück der Germania von solch göttlichem Segen. Er spricht von einer Göttin Nerthus und vergleicht sie der Römischen Mutter Erde. Sie wird von einer Insel

Abb. 19. Fröhlicher Hemdglonkerzug in Konstanz. Schülerzeichnung.

Digitized by Google

Abb. 20. Wohlauf in Wolfach.

geholt und in festlichen Umzügen durch die Fluren gefahren. Tacitus sagt nichts davon, daß die Göttin auf einem Schiff übers Meer gefahren und dieses Schiff nachher auf einen Wagen geladen worden sei. Wir haben aber aus späterer Zeit (vgl. Almgren, Nord. Felszeichnungen, S. 19) mehrfach bezeugt, daß bei deutschen Frühlingsbräuchen ein Schiff auf einem Wagen umgefahren worden sei. Die zugrundeliegenden Vorstellungen müssen dabei denen der griechischen Bräuche und den Umzügen der Nerthus verwandt oder gleich gewesen sein.

Zusammenfassend kann gesagt werden: Der Schiffswagen entspricht unserem nordischen Brauch. Der carrus navalis aber ist ein Hirngespinst irregeleiteter Philologen und Volkskunder.

Fasnacht oder Fastnacht?

Der Kampf um Herkunft, Bedeutung und damit um die Schreibweise des Wortes Fasnacht wogt seit Jahrhunderten hin und her. Ich selbst habe mich in Vorlesungen an der Universität seit Jahren für Fasnacht erklärt,

Digitized by Google

aber dabei betont, daß die Frage der Entwicklung des Wortes noch nicht endgültig entschieden sei. Deshalb habe ich in meinem Buche „Deutsche Feste und Jahresbräuche" (4. Auflage) vorläufig noch die amtlich gebräuchliche Schreibung Fastnacht übernommen. Man hat mir dies als Mangel an Mut der Entscheidung ausgelegt. Das beruht auf falschen Voraussetzungen.

Wohl weiß ich, daß teilweise schon aus Verärgerung über das Umändern unserer altererbten Bräuche durch die Kirche viele Volksgenossen darauf dringen, daß man nicht mehr Fastnacht schreibt, weil es vom christlichen Fasten komme, aber solche Gesichtspunkte dürfen für das wissenschaftliche Verfolgen der Geschichte eines Wortes nicht maßgebend sein. Schließlich wäre es für die Bedeutung der Fasnachtsbräuche ziemlich gleichgültig, woher das Wort kommt. Denn öfters sind Bezeichnungen für Feste, für Götter, für Orte aus nebensächlichen Gründen erfolgt. Die Fasnacht bleibt in ihrem Kern nach wie vor ein vorchristliches, germanisches Fest, ganz gleich, wie die Entscheidung über die Wortform falle.

Selbstverständlich muß die Wissenschaft vom Leben und von der Weltanschauung eines Volkes getragen sein. Aber vorschnelle Entscheidungen, allein aus der Gesinnung heraus, dürfen deshalb doch nicht getroffen werden. Sie schaden nur und zerstören das Vertrauen zur Wissenschaft.

Ganz irrig ist die Annahme, Fastnacht, von fasten hergeleitet, könne nicht richtig sein, weil man an diesem Tage nicht faste. Wer so urteilt, zeigt, daß er von Sprachentwicklung nichts versteht. Mehrfach sind im germanischen wie im romanischen Sprachgebiet Tage nach der folgenden Zeit benannt worden: Sonnabend ist der Abend und dann der Tag vor Sonntag, angelsächsisch frigeniht ist die Nacht, dann der Tag vor Freitag, also Donnerstag, Fastnacht könnte also den Vorabend, d. h. den Tag vor der Fastenzeit bedeuten. Die Wortbildung ist an sich vollständig richtig.

Ich habe schon seit Jahren angeregt, daß ein Wissenschafter endlich die Geschichte der Worte Fasnacht, Faselnacht, Fastnacht, Fastelabend, Fasching untersuche, aber bisher keinen Bearbeiter dafür gefunden und lege deshalb hier selbst einiges vor aus dem, was ich zusammengebracht habe. Dabei bin ich mir dessen bewußt, daß meine Ausführungen nur eine Skizze sind. Es ist mir z. Zt. auch nicht möglich, all meinen Stoff vorzulegen. Und doch hoffe ich zur Entscheidung beitragen zu können. Ich habe mich an die Leitungen der deutschen Wörterbücher gewandt. Sie haben mir bereitwilligst Auskunft gegeben. Ihnen danke ich für wertvolle Hinweise. Dann habe ich vor allem meinem Freunde Dr. Wolfgang Treutlein für Sichtung und Bearbeitung des Stoffes zu danken und der Deutschen Forschungsgemeinschaft, die Mittel dafür zur Verfügung stellte, ferner meinem Schüler Albert Hiß, der mir Hinweise aus deutschen Schriftstellern zur Verfügung stellte, nicht zuletzt gilt mein Dank meiner allezeit getreuen Helferin Aenne Bossong.

Ein eindrucksvolles Bild von dem bis heute nicht entschiedenen Kampfe geben die deutschen Wörterbücher und die Schriften der deutschen Grammatiker. Die Schreibart mit t, von Fasten abgeleitet, benützen Ickelsamer 1537, Henisch 1616, Stieler 1691, Frisch 1791, Zarnke, Grimm, Kretschmer, Kluge (seit der 8. Aufl., vorher hielt er Herkunft von einer Wurzel faseln für wahrscheinlich!) u. a. Faßnacht dagegen schrieben der junge Luther,

Digitized by Google

Abb. 21. Der Bengelreiter in Elzach. Ölgemälde von Erwin Krumm.

Hans Sachs, Serranus 1539, Frisius 1541, Maaler 1561. Auf eine Wurzel vise, vas, vaseln wollten das Wort zurückführen Lexer[15], Schöpf[16], Thaler[17], Hoffmann von Fallersleben[18], Foerstemann[19] (der aber am Schlusse des Abschnittes „Fasa" wieder die Einschränkung bringt: „Etwas zweifelhaft werden diese Namen dadurch, daß in ihnen leicht Fas— für Fast— stehen könnte"), das Siebenbürgisch-Sächsische Wörterbuch[20] u. a.

An mehr oder minder glücklichen Deutungsversuchen der Worte Fasnacht und Fasching hat es in den vergangenen Zeiten auch nicht gefehlt. Sie muten fast so närrisch an wie die Fasnacht selbst. So leiteten beispielsweise Philander von Sittenwald 1676[21], Opitz und Höfer[22] das Wort Fasnacht von lat. facetia über fatzerei-fatznacht zu Faßnacht her und kon-

[15] Matth. Lexer, Kärntisches Wörterbuch, Leipzig 1862, Sp. 91.

[16] J. B. Schöpf, Nachträge aus Tirol zu Schmellers bayr. Wb.: Die deutschen Mundarten 5, 1885, 227.

[17] J. Thaler, Die deutschen Mundarten in Tirol: Die deutschen Mundarten 3, 1856, 460.

[18] Die Eifler Mundart: Die deutschen Mundarten 6, 1859, 13.

[19] Altdeutsches Namenbuch, Sp. 500.

[20] Siebenbürgisch-Sächsisches Wörterbuch 2, 317.

[21] Nach Grimm, Dt. Wb. 3, 1354 f.

[22] Vgl. Schöpf, a. a. O., 227.

Digitized by Google

struierten sogar einen Zusammenhang mit einem Bacchusfest. Schmeller versucht wiederum eine Ableitung von der Kölner ma. Form „de faaß" (und kommt damit unbewußt dem richtigen Wege sehr nahe) oder bei Fasching sogar über die selten belegte Form Farschung zu frz. farce = Posse[23]. Solche Versuche gehen auf eine bekannte, noch nicht ganz ausgestorbene Mode unserer Wissenschaft zurück, Ursprünge unserer Kultur womöglich in der Fremde zu suchen.

Aus den vielfachen älteren und neueren Deutungs- und Erklärungsversuchen schließe ich, daß seit alters her im Volksbewußtsein wenigstens des oberdeutschen Kulturgebietes feststand, Fasnacht habe ursprünglich nichts mit Fasten zu tun, und daß es sich bei der Schreibart Fastnacht um eine spätere, von der Kirche bestimmte Form handeln müsse. Ich führe das Wort Fasnacht auf einen alten Stamm fas = Zeugung, Wachstum, fasen = zeugen, fruchten, gedeihen zurück.

Das deutsche Rechtswörterbuch hat mehrfach Belege für Faßelvieh aus dem Süden und Norden vom 14. Jahrhundert ab. Daneben kommt der Ausdruck Faselrinder, Fasel, Faselstier vor. Auch auf das Getreide wird das Wort angewandt: fasselkorn. In Westfalen bedeutet Fasel einmal Zucht und Fortpflanzung und dann Pflanzschule. Faselschwein ist dort ein viel belegtes Wort. Daneben steht Faselferken für Zuchtschwein und Faselbulle. Nach dem preußischen Wörterbuch (Königsberg) ist Fasel ein Zuchtstier, bedeutet aber auch junge Brut, Vieh, was aufgezogen werden soll, und dann Geflügel. Der Ausdruck Faselgans ist vom 18. Jahrhundert ab bis heute üblich. Im Hamburgischen Wörterbucharchiv ist das Sprichwort verzeichnet „Unrecht gut faselt nicht" (Jerem. 17, Magdeburger Bibel, Niederd. Jb., 2, 120). Im Odenwald sagt man: Der Mist faselt, d. h. er nimmt zu. Diese Stämme sind schon im Material des ahd. Wörterbuchs nach den Glossen bezeugt. Unter Fasling versteht man nach dem Siebenbürger Wörterbuch, 2, 312, die Jungen, auch Kinder. Faseln ist = Junge bekommen. Faseln bzw. Feselen (Grimm, Deutsches Wörterbuch, 3, 1339) ist auch transitiv gebraucht in der Bedeutung gedeihen machen, unterhalten: ein iglich lehmann, der da het lehnholz, der sol das hegen und feselen (weisth. 1, 640). Fäsig bedeutet nützlich, gedeihlich, fruchtend (Seb. Frank, Kriegsbüchlein des frides, 1550, 94). Faseling heißt in Hessen ein brünstig Tier (F. Maurer).

Auf diesen Stamm fas, fasen oder mit der l-Erweiterung faseln (wie in berchteln oder in Kindelbier) geht der erste Bestandteil des Wortes Fasnacht zurück. Demnach wäre Fasnacht die Zeit, in der man für das Gedeihen sorgt. Das Wort paßt sehr gut zu den Bräuchen, denn sie gehen alle zurück auf das Bestreben, Heil und Gedeihen herbeizuführen. Das Christentum hat mit den Bräuchen auch das Wort umwandeln wollen und es nach der Fastenzeit als Fastnacht bezeichnet.

Schmeller führt im Bayerischen Wörterbuch, 1, 764 f., eine Erklärung der lateinischen Bezeichnung für Fasnacht von Fulgentius aus dem 15. Jahr-

[23] Bayr. Wb. 1, 764 f.

Digitized by Google

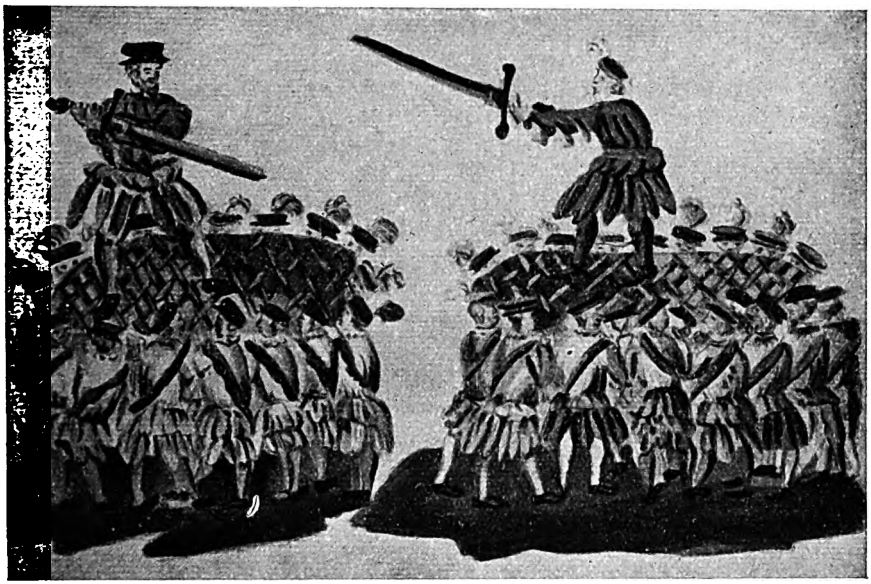


Abb. 22. Schwertkanz, aus dem Nürnbergischen Schönbartbuch nach der Hamburger Handschrift herausgegeben von Karl Drescher, Weimar, 1908.

Aufgenommen von Hans Fehrle.

hundert an: Carnisprivium dicitur vulgariter vasnacht, potest etiam dici vas noctis, ein vas der nacht, et hoc propter immunditiam et spurcitiem hominum ... Mag man die Erklärung deuten wie man will, eins ist jedenfalls klar, daß die Form Vas-nacht als die herrschende betrachtet wurde, denn sonst hätte bei der kirchlich-moralischen Einstellung, die aus den Worten des Fulgentius spricht, gar kein Grund bestanden, sich mit dieser Form auseinanderzusetzen und sie zu deuten. Das Bewußtsein muß damals noch lebendig gewesen sein, daß es sich hier um eine Erscheinung außerhalb der kirchlichen Lehre handelte.

Als weiteren Beweis für das Bestehen einer Form Vas-nacht, die mit Fasten ursächlich nicht das Geringste zu tun hatte und auch nicht aus diesem entstanden ist, führe ich nach Grimm, Deutsches Wörterbuch, 3, 1351, zwei Stellen aus Fasnachtsspielen des 15. Jahrhunderts an, bei denen die Fasnacht gegen die Faste auftritt. Darin heißt es:

So ist die fast der fasnacht auf dem nack gewesen.

und weiter:

Die fasnacht wollt sich gern an der fasten rechen.

Anderswo tritt die angeklagte Fasnacht auf, verteidigt sich und wird freigesprochen. Der Richter sagt zum Schluß:

Digitized by Google

„Nach klag und antwort aller teil
seit fort all fasnacht frisch und geil,
lat sie der fasten abent sein,
bringt sie die sechs wochen wider ein,
wann darumb ist es fürgenummen
und ist das alt und lank herkummen."

Hier sprechen Leute, die deutschen Volksbrauch und Christentum in Einklang bringen wollen, aber der Gegensatz zwischen Fasten und Fasnacht ist bewußt und klar.

Die Gegensätze zwischen der deutschen Fasnacht und dem christlichen Fasten treten auch später noch im Spiel zu Tage (Cadulf, 116 f.). In Graubünden ist ein Mann Vertreter der Fasnacht. Ihm tritt eine Frau gegenüber, die altmodisch gekleidet ist und einen Rosenkranz aus Teigwaren trägt. Der Mann kommt in die Stube und tanzt, während des dritten Tanzes klopft es, er ruft: „He, wer ist da?

Die Frau: Ich bin hier und gebiete Dir, daß Du aufhören sollst, meine Kinder zu verführen und sie dem da unten gegen ein kurzes Tanzvergnügen zu verkaufen.

Der Mann: Oh, diese häßliche Alte stört uns wieder.

Die Frau: Ich verlange, daß Du aufhören sollst, Wein und Schnaps zu trinken, Würste und Kalbsbraten zu verspeisen. Ich schreibe Dir vor: faste und tue Buße für Deine großen und schweren Sünden. Dies sind jetzt Deine Speisen. (Sie deutet auf ihren Rosenkranz aus getrockneten Teigwaren und Schneckengehäusen.)

Der Mann: Oh traurig, traurig, Schnecken, Frösche und Teigwaren essen zu müssen!

Die Frau: 's ist Zeit, zu gehen; Deine Stunde hat geschlagen; mach, daß Du fortkommst.

Der Mann: Ja, ich will gehen. Aber wisse, ich gehe nicht, um Dir damit Freude zu machen. Du Ausbund von Häßlichkeit. Ich gehe, weil ich mein Geld aufgebraucht habe und keine Freunde mehr besitze. Adio!

Die Frau: (an die in der Stube Anwesenden): Oh, meine Lieben, folgt nicht diesem Kerl auf diesem Wege der Sünde, sondern folgt mir auf dem Wege der Buße, auf daß ihr einst des Paradieses Freude genießet. Gott behüte euch!"

Wir sehen aus diesen Beispielen, daß durch Jahrhunderte christliches Fasten mit seinen Enthaltungen und deutsche Fasnacht mit ihrer Betonung der Lebensfreude in Wort und Spiel bewußt gegeneinander standen.

Digitized by Google

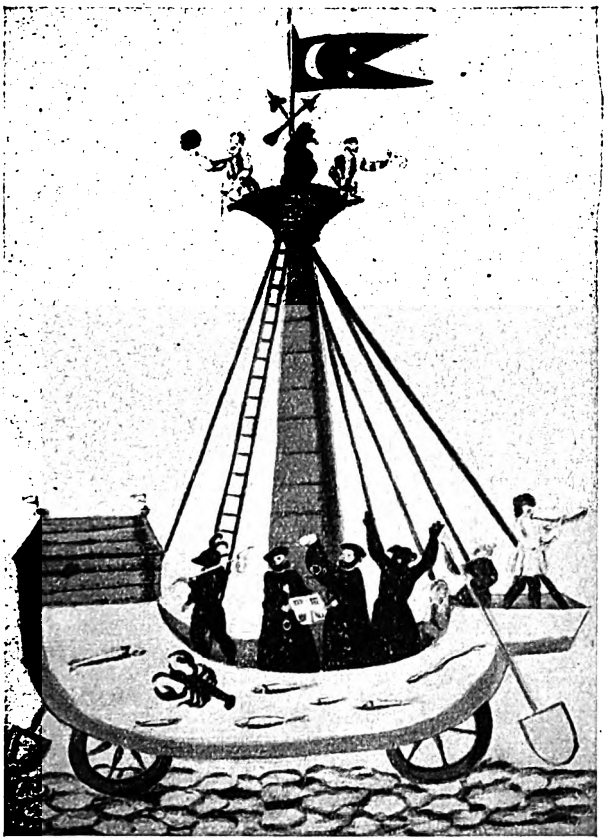


Abb. 23. Narrenschiff (Schiffswagen).

Aufgenommen von Hans Fehrle aus: Das Nürnbergische Schönbartbuch, nach der Hamburger Handschrift herausgegeben von Karl Drescher, Weimar, 1908.

Die oberdeutschen Mundarten kennen fast durchweg bei Fasnacht nur Formen ohne t und mit langem a. Professor Christmann weist aber in einem Schreiben darauf hin, daß aus der Fastnacht als Ursprungsform sich zumindesten im Pfälzischen ein Faschnacht hätte entwickeln müssen, da im Oberdeutschen nachfolgendes t das vorausgehende s zu sch gewandelt hat (vgl. Chrisch(t)kind). Es ist kaum anzunehmen, daß in Fasnacht das t bereits vor dieser Sprachentwicklung weggefallen sein sollte. Im übrigen bleibt auch für den Fall, wenn man als Ursprungsform Fastnacht annimmt, aus der durch Abschleifung das t verschwunden sein soll, die Länge des a in Fasnacht auf diese Weise nach wie vor unerklärlich. Desgleichen stellt das Siebenbürgisch-Sächsische Wörterbuch (2, 317) fest, daß sprachgeschichtlich für Siebenbürgen eine Herleitung der Fasnacht von Fastnacht unmöglich sei, da mhd. vastnaht in dieser Mundart, die im übrigen nirgends ein t in den betreffenden Ausdrücken kennt, Formen, wie Fasnich, Fastnicht, statt des tatsächlichen Fuesnicht hätte ergeben müssen.

Digitized by Google

Als weiteren Beweis führe ich den Fasnachtsspruch aus Sulzbach/Saar an: „Fas, Fas, Fasenachtsfas, alle Jahre Fasenachtsfas", in dem möglicherweise noch die ursprüngliche Form „Fas" fortlebt[24].

Auch in den Familien- und Flurnamen, die im allgemeinen die ursprüngliche Bedeutung und Herkunft gut erkennen lassen, erscheinen fast durchweg nur die Formen Fasnacht, Fasenacht, Faßnacht ohne t (Ausnahmen: Flurnamen-Vastnachtruete in Überlingen 1320: Fürstenbergisches Urkundenbuch, 5, 354, und eine Fastnachtklinge in Tiefenbach, Amt Bruchsal: Flurnamensammlung Heidelberg).

Den ältesten Beleg für Fasnacht haben wir bei Wolfram von Eschenbach im Parzival (VIII, 409, 9):

„Daz diu koufwip ze Tolenstein
an der vasnaht nie baz gestritten."

Schließlich weise ich noch darauf hin, daß sowohl Luther in seiner Frühzeit (bis 1523) Faßnacht neben Fastnacht schreibt, Goethe schrieb in den Handschriften ursprünglich Faßnacht. Auch in den Ausgaben seiner Werke steht diese Form bis etwa 1788, später Fastnacht. Schiller schrieb in seinen Handschriften Faßnacht, erst in den späteren Ausgaben ist die Schreibart in Fastnacht geändert. Fasnacht war also geläufiger.

So deutet alles auf eine Ursprungsform Fas, fasen. Eine Erweiterung dazu ist Fasel, faseln. Mehrfach, z. B. aus Mähren-Schlesien, sind Formen mit Fasel belegt: faselnacht, und in der Pfalz faselbutz = Vermummter. Brauchtum und Bezeichnung der Fasnachtszeit gehen also weithin Hand in Hand. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhange der Hinweis Lexers[25], der eine Ähnlichkeit der Entsprechung zwischen faseln = spielen, scherzen und faseln = zeugen wie leichen = spielen und dem Laichen der Frösche feststellt.

Die Möglichkeit der Herkunft des oberdeutschen Wortes Fasnacht aus Fastnacht nach Abschleifung des t besteht also höchstens noch in Gebieten, die die Form Faßnacht mit kurzem a haben. Es wäre ja an und für sich verlockend, auch Fasten selbst in einen inhaltlichen und sprachgeschichtlichen Zusammenhang mit Fest = Feierlichkeit zu bringen. Dem steht aber entgegen, daß das Wort Fest in seiner heutigen Bedeutung erst der lateinischen Kirchensprache des Mittelalters, lateinisch festum entstammt (belegt erstmals 1455), fasten dagegen in seiner heutigen Bedeutung sich bis ins Gotische zurückverfolgen läßt. Stutzig allerdings könnte man wieder werden, wenn man die beiden Belege bei Grimm (3, 1353) liest, in denen fasten die Bedeutung von „jemanden ehren, feiern" hat, aber Grimm fügt selbst als Erklärungsmöglichkeit hinzu: „oder meint er festen, mlat. festare, französisch fêter?"

Fasching. Bei Fasching vermag ich noch keine Entscheidung zu treffen. Es ist einerseits die Erklärung möglich, die Wilhelm[26] aus vast-

[24] J. Zewe, Sitte und Brauch im Saargebiet: Unsere Saarheimat 4, 1924, 78. Vgl. N. Fox, Saarländische Volkskunde (1927), S. 409, Der Fasnachtshas schreibt.

[25] Kärnt. Wb., Sp. 91.

[26] Münchener Museum für Philologie des Mittelalters und der Renaissance 4, 1924, 86.

Digitized by Google

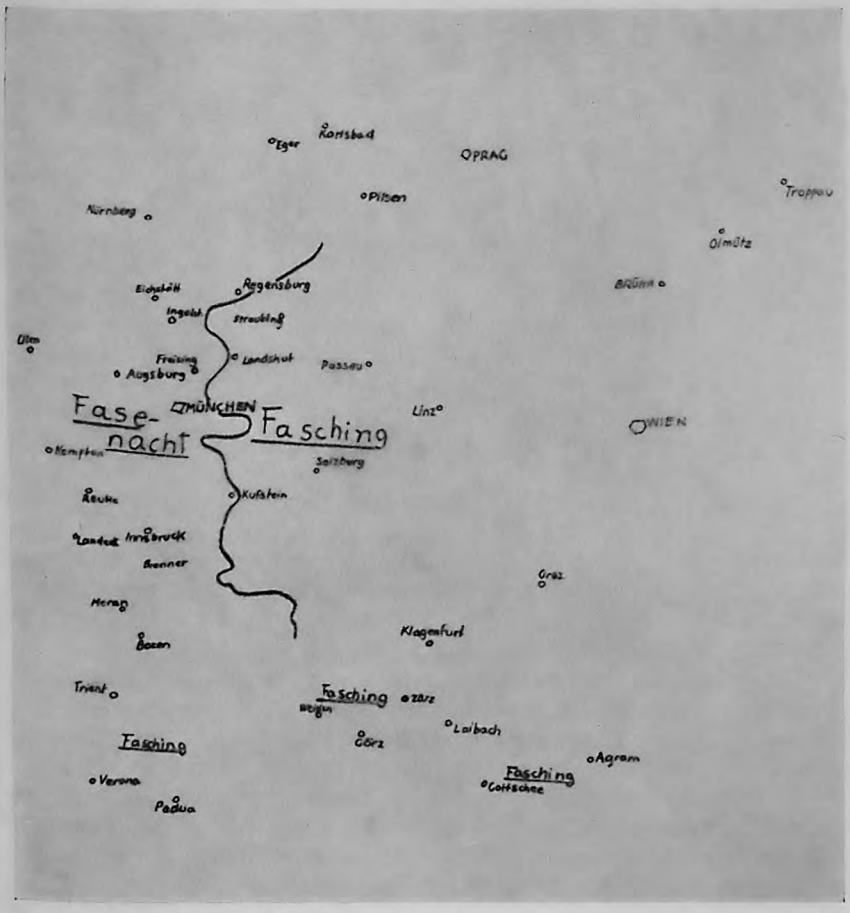


Abb. 24. Grenzlinie zwischen Fasnacht und Fasching.
Nach Zeichnung der Kanzlei des bayerisch-österreichischen Wörterbuches in Wien.

schanc = Ausschank des Fastentrunkes gibt, andererseits ist auffällig, daß ich bei Durchsicht aller Belege nur diese eine Stelle habe entdecken können, bei der vastschanc geschrieben ist. So wäre andererseits immerhin auf Grund der vielfachen Belege für „Vassang" möglich, daß auch Fasching ursprünglich auf Vas- zurückgeht, was ja auch Grimm[27] behauptet (allerdings meint er dort Fas- nach Wegfall des t). Doch möchte ich diese Frage offen lassen. Fasching statt Faschang findet sich wohl erstmalig 1597 in den Österreichischen Weistümern[28]. Ich füge eine Karte bei, aus der die Grenze zwischen Fasnacht und Fasching ersichtlich ist (Abb. 24).

[27] Dt. Wb. 3, 1336.
[28] RWB. unter Faschinghenne.

Digitized by Google

Fastabend, Fastelabend. Diese beiden Wortformen, die in Norddeutschland, teilweise im Rheinland und in Westfalen gebräuchlich sind, werden im allgemeinen auf Fasten zurückgeführt, wobei eine Einschiebung von el stattgefunden hätte, ähnlich wie in der Weiterbildung von fasen zu faseln. Dabei kann auch die Form Faßlowend nicht als Gegenbeweis gewertet werden, da nach den Angaben von Prof. Schulte-Kemminghausen die Quantitäten des a und die Qualitäten des s zu verschieden sind, um mit fasel = Fortpflanzung zusammengebracht werden zu können. Es ergäbe sich also dann die Tatsache, daß das norddeutsche Gebiet vorzugsweise den kirchlichen Ausdruck hätte, während Oberdeutschland die vorchristliche Form beibehalten hat. Es könnte daraus erklärt werden, daß der Protestantismus vielleicht folgerichtiger christlich verfuhr als der Katholizismus, und andererseits waren in Norddeutschland in solchen Fragen die Städte mehr maßgebend als im Süden, Verstädterung bedeutete aber im Nachmittelalter Hinwendung zum Christentum.

Oder sollte doch ein germanischer Stamm zugrunde liegen? Es gibt ein gemeingermanisches Wort mit dem Stamme fast, unser fest, das z. B. im altnordischen fasta = festhalten an, auch von religiösem Verhalten gebraucht ist[29]. Hellquist[30] vermutet, daß dies Wort schon in heidnischer Zeit religiöse Bedeutung gehabt habe. Vielleicht liegt hier eine ähnliche Vorstellung religiöser Bindung zugrunde wie im lateinischen Wort religio aus religare, d. h. der Mensch soll an eine höhere Macht gebunden sein. Das entspräche durchaus nordischer Haltung.

Wäre diese Herleitung richtig, dann könnten die niederdeutschen Bezeichnungen für Fasnacht: Fastnacht und Fastelabend auf nordische Vorstellungen und ein altgermanisches Wort zurückgehen. Es ist Pflicht der niederdeutschen und skandinavischen Forscher, diese Fragen zu klären.

Eines ist von Bedeutung für die geschichtliche Betrachtung der Ausdrücke für Fasnacht: Man muß die Entwicklung im oberdeutschen und niederdeutschen Kulturgebiet getrennt untersuchen.

In diesem Aufsatz habe ich die Form Fasnacht zugrunde gelegt, weil ich nicht das Frühlingsfest im ganzen deutschen Bereich, sondern nur im oberdeutschen Gebiet behandle.

Für dieses Gebiet aber glaube ich erwiesen zu haben, daß die Form Fasnacht die unbedingt richtige ist und sowohl der Art der Bräuche wie auch dem volkstümlichen Bewußtsein entspricht, wie gerade die erwähnten Gegenüberstellungen (S. 39 ff.) gezeigt haben.

Damit ist aber nicht gesagt, daß im gesamtdeutschen Gebiet alle mit t gebildeten Formen auf kirchliche Bildung oder Beeinflussung zurückgehen müssen. Diese Einstellung ist vollkommen einseitig und hat in der Forschung dazu geführt, daß für diese Formen der kirchliche Bildungsprimat stillschweigend zugegeben wurde, da man sie der Frage nach der Möglichkeit

[29] H. Falk und Alf Torp, Norwegisch-dänisches etymologisches Wörterbuch, Heidelberg 1910.

[30] Svenks Etymologisk Ordbok unter fasta. Vgl. M. P. Nilsson, Arets folgliga fester, 2. Aufl., S. 280.

Digitized by Google

eines germanischen Ursprungs gar nicht für wert hielt. Wenn auch meine Arbeit das hier angeschnittene Problem nicht endgültig gelöst hat, so hat sie doch die Möglichkeit germanischer Bildung aufgezeigt und damit zu weiterer Forschung in dieser Richtung angeregt.

In wissenschaftlichen und volkstümlichen Zeitschriften und Büchern, wie auch in den Zeitungen setzt sich in neuester Zeit immer mehr die Bezeichnung Fasnacht durch. Damit ist die oberdeutsche Form in den Vordergrund gestellt. Denn wenn auch für die Bildungen mit t teilweise ein germanischer Ursprung angenommen werden kann, so steht doch die oberdeutsche Form in bewußterem und entschiedenerem Gegensatz zur später überhandnehmenden kirchlichen Bezeichnung als die niederdeutsche. Wir können in der Wissenschaft wohl auf den Unterschied zwischen den oberdeutschen und den niederdeutschen Formen hinweisen, im Volksbewußtsein dagegen werden durch den Einfluß der Kirche alle t-Bildungen meist auf das christliche Fasten zurückgeführt. Wir sind heute stolz darauf, daß wir unsere Volksbräuche vielfach bis ins Germanische zurückverfolgen können. Deshalb sollen wir hier auch eine Bezeichnung, die auf das Germanische weist, als maßgebend bevorzugen und öffentlich einführen. Eindeutig und zugleich für das besondere Wesen des Brauches zutreffend ist die Bezeichnung Fasnacht.

Fremdes und Arteigenes in der Maske.

Auch für die kultischen Probleme glaube ich Vorurteile beseitigt zu haben. So hat man in manchen Kreisen Tiervermummungen und Masken überhaupt als ungermanisch und unnordisch angesprochen und artfremden Einflüssen zugeschrieben. Gewiß gehen, wie wir gesehen haben, manche Entstellungen und Verzerrungen auf die Verteufelung während der christlichen Zeit zurück. Dazu tritt in neuerer Zeit ein anderer Einfluß: Die zunehmende Kenntnis der sogenannten Naturvölker und die Vorliebe für Völkerkunde hat auch über den Bereich der Wissenschaft hinaus auf die Anschauungen weiterer Kreise eingewirkt. Manche Masken in den Alpenländern z. B. sind ihrem Aussehen nach kaum zu trennen von Vermummungen irgendwelcher Negervölker. Man hat sie aus einer primitiven Geisteshaltung erklären wollen, die allen Menschen gemeinsam sei und sich auch bei uns in sogenannten Reliktgebieten erhalten habe. In Wirklichkeit kann man nachweisen, daß viele dieser Masken erst aus neuerer Zeit stammen und auf fremde Einflüsse zurückgehen. So findet man z. B. Masken, die den Krankheitsmasken der sogenannten Naturvölker entsprechen und keinerlei inneren Zusammenhang mit unseren Volksbräuchen haben. Ein Maskenschnitzer mag sie in einem ethnologischen Museum oder in einer Zeitschrift gesehen haben. Bei seinem Bestreben, das menschliche Gesicht in möglichster Entstellung nachzubilden, waren sie ihm ein willkommenes Vorbild. So wird die schon in christlicher Zeit angestrebte Neigung zur Verteufelung durch Einflüsse ganz anderer Art ins Ungeheuerliche gesteigert. Aus der

Digitized by Google

berechtigten Abneigung gegen solche Mißbildungen die Maskierung für die nordischen Völker überhaupt ablehnen zu wollen, wäre verfehlt. Denn die der Maskierung zugrunde liegenden Antriebe zur Verwandlung und zur Steigerung der eigenen Kraft bis zu höchster innerer Ergriffenheit sind auch den nordischen Völkern eigen und verbinden sich vielfach mit Vorstellungen, die besonders germanische Haltung voraussetzen wie etwa das Bewußtsein der Verbundenheit mit den heldischen Ahnen[31].

[31] Lily Aall hat in der „Niederdeutschen Zeitschrift für Volkskunde" 13, 1935, 157 ff., in einem Aufsatz über experimentelle Beiträge zur Psychologie der mündlichen Überlieferung das Maskenerleben von ganz anderen Gesichtspunkten her untersucht und gezeigt, daß es bei deutschen Menschen heute noch da ist. Selbstverständlich werden weitere, vergleichende Untersuchungen festzustellen haben, wie die Verschiedenheit dieses Erlebnisses bei den einzelnen Völkern ist.

Diese Arbeit ist, bevor sie hier erschienen ist, in einem Sonderdruck veröffentlicht worden. Darin ist Seite 44 ein Versehen unterlaufen, das in diesem Aufsatz Seite 38 verbessert ist.

Digitized by Google

Abb. 1. Hünengrab bei Fallingbostel. Die Steine umhüllen einen zweigeteilten Raum, dessen Eingang an der Langseite liegt. Ursprünglich war dieses Steingrab mit Erde überdeckt, so daß es das Aussehen eines länglichen Erdhügels hatte.

Die bescheidensten Denkmale unserer Baukultur.

Von **Hermann Phleps**, Danzig.

Die Vorgeschichte ist in ihren Forschungsergebnissen in den letzten Jahren sehr glücklich gewesen. Sie hat uns manches der Wohnkultur vergangener Jahrtausende in erheblichem Maße neu erschlossen und hat uns belehrt, wie mitteilsam Merkmale entschwundener Zeiten sein können, auch wenn sie nicht mit Schriftzeichen verwoben sind. Das vom Spaten ans Tageslicht gebrachte gab aber nur Teilformen, an die anknüpfend erst die gestaltende Phantasie des Ausgrabenden durch Ergänzungen ein geschlossenes Bild geben mußte. Diese Aufgabe könnte man sich erleichtern, wenn man an noch erhaltenen Bauten nach Bindegliedern, die zu den freigelegten Funden führen, suchen würde.

Digitized by Google

Abb. 2. Dachhaus aus der Lüneburger Heide, das gleich dem Hünengrab einen langgestreckten, hier aber nur einzelligen Raum überdeckt, den Eingang ebenfalls an der Langseite hat und im Äußern eine in Stroh übersetzte Form des langgestreckten Grabhügels aufweist.

Wie weit unsere ländliche Holzbaukunst auf diesem Gebiet Wegweiser sein kann, soll an einigen Stichproben gezeigt werden. Diese Art des Beobachtens kann auch für den Laien belangreich sein, weil er hier in entwicklungsgeschichtlicher Folge am Haus von den ersten Keimen an lebendige Einblicke in das Wachsen menschlicher Erfindungsgabe tun kann.

Wir gehen bis zu den Hünengräbern zurück. Diese zu Grabkammern bestimmten Denkmäler waren als Häuser für die Ewigkeit gedacht. Sie müssen deshalb in der Raumanordnung dem Wohnbau der damaligen Zeit gefolgt sein. Wir wählen das größte der sogenannten Siebenhäuser bei Fallingbostel (Abb. 1) in der Lüneburger Heide. Sein langgestreckter Innenraum ist zweigeteilt und hat den Eingang an einer Langseite. Setzen wir an Stelle der Riesensteine und der sie früher bedeckenden Erde, Holz und Stroh, so haben wir in den heute noch im Brauch befindlichen Dachhäusern jener Gegend (Abb. 2 und 3) auffallend ähnliche Nebenbeispiele. Diese von allen Seiten abgewalmten Bauten sehen Strohhügeln gleich. Auch bei ihnen liegt der Eingang an einer Langseite. Sobald man das Innere betreten hat, läßt sich auch das Gefüge des Dachstuhles in Augenschein nehmen. Es zeigt, wenn man die den Aufbau darstellenden Hölzer, die sogenannten Sparren,

Digitized by Google

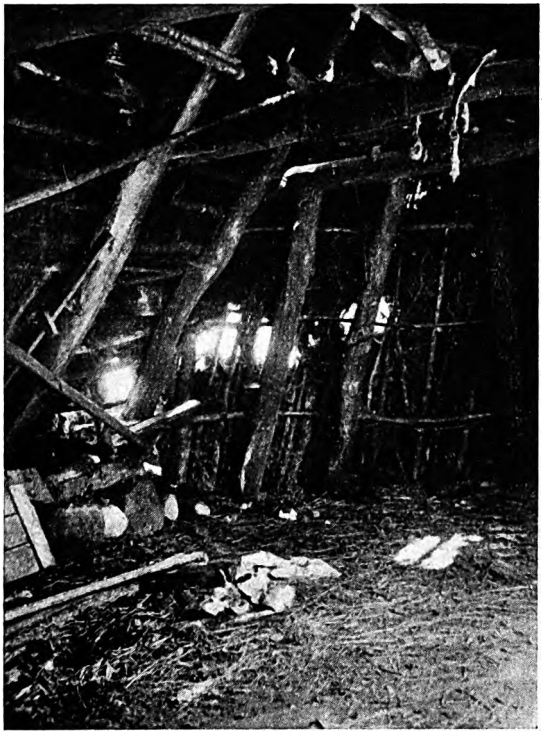


Abb. 3. Inneres des Dachhauses auf Abbildung 2.

näher aneinanderrücken würde, eine Form, wie sie zur Zeit der Errichtung der Hünengräber üblich gewesen sein muß. Die Art, diese Sparren unmittelbar auf einem aus Feldsteinen gebildeten Sockel aufsitzen zu lassen (Abb. 3), reicht bis in die Vorgeschichte zurück. Aus ihm geht ein besonderes, bisher nur bei den Germanen oder bei ihren Nachfahren vorkommendes, Dachgefüge hervor.

Doch wir wollen uns nicht zu sehr ins Baufach verlieren und dieses Haus, „die Urform des westgermanischen Hauses", verlassen und in Beziehung auf das Gefüge zur nächsten Stufe, dem Dachgrubenhaus übergehen (Abb. 4 und 5). Es entstand aus dem Streben, die die zwanglose Bewegung behindernde Dachschräge zu umgehen, dazu noch einen sicheren Wärmeschutz zu gewinnen. In der Art der Dachdeckung erhielt sich an diesem Beispiel, wenn auch in entarteter Form, das altgermanische Stampfdach. Bei ihm wurde das Stroh oder Seegras mit den Füßen aufgestampft. Das vorhin beschriebene Dachhaus besitzt das völlig anders gearbeitete Schaubendach und stellt, entwicklungsgeschichtlich gedacht, eine Entlehnung dar. Vergegenwärtigen wir uns, wie das Steingrab in Erde gebettet und wie diese fest-

Digitized by Google

Abb. 4. Dachgrubenhaus aus der Lüneburger Heide, dessen Deckung, ein Streudach, eine Entartung des altgermanischen Stampfdaches darstellt. Ersetzt man das Holzgefüge durch Steine und das aufgestreute Heidekraut durch Erde, dann hat man das Hünengrab vor Augen. Es verrät sich die gleiche Einfühlung.

getreten wurde, und versuchen wir auch dem Arbeitsvorgang beim Stampfdach zu folgen, und auch hier mit unserer eigenen Last das Stroh festzutrampeln, so haben wir gefühlsmäßig die enge Verwandtschaft zwischen diesen beiden in uns aufgenommen.

Hatte man auf dem Wege eines Böschungsschutzes die aufrechtstehende Wand errungen, war nur noch ein Schritt zu tun, der Bodenfeuchtigkeit zu entgehen und sich über Geländehöhe zu erheben (Abb. 6). So gelangte man zum Pfostenhaus. Auf im Abstand nebeneinander gereihten, in die Erde getriebenen Pfählen, liegen Längshölzer, sogenannte Rahmen, und auf diese stützen sich die Sparren. Diese Verbindungsart stellt den germanischen Sparrenfuß dar. Die Pfähle, hier Pfosten genannt, haben dadurch, daß sie im Gelände stecken, Widerstandskraft genug, um den nach außen drückenden Dachschub aufnehmen zu können. Die Fäulnis des Holzes ließ aber unsere vorgeschichtlichen Baumeister nicht zur Ruhe kommen. Man setzte die Pfosten, sie zu Ständern verwandelnd, auf einen trockenen Unterbau, auf einen Sockel von Feldsteinen (Abb. 7 und 8). Da sie dadurch am Fuße ihren Halt verloren hatten, mußte man mit neuen Mitteln den Aufbau sichern. Man verankerte die gegenüberliegenden Ständer und verband senkrechte

Digitized by Google

Abb. 5. Inneres des Dachgrubenhauses auf Abbildung 4.

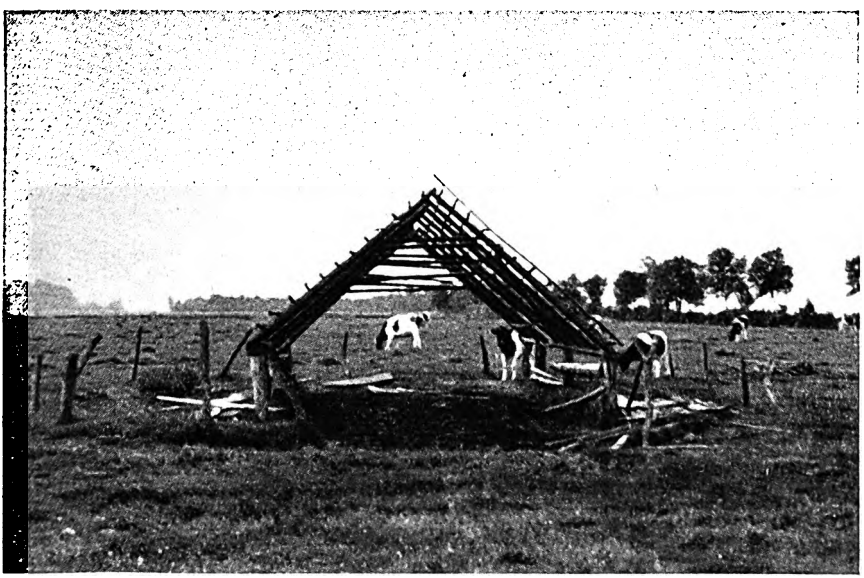


Abb. 6. Pfostenhaus aus der Lüneburger Heide mit germanischem, aufgeklautem Kehlbalkendachstuhl.

Digitized by Google

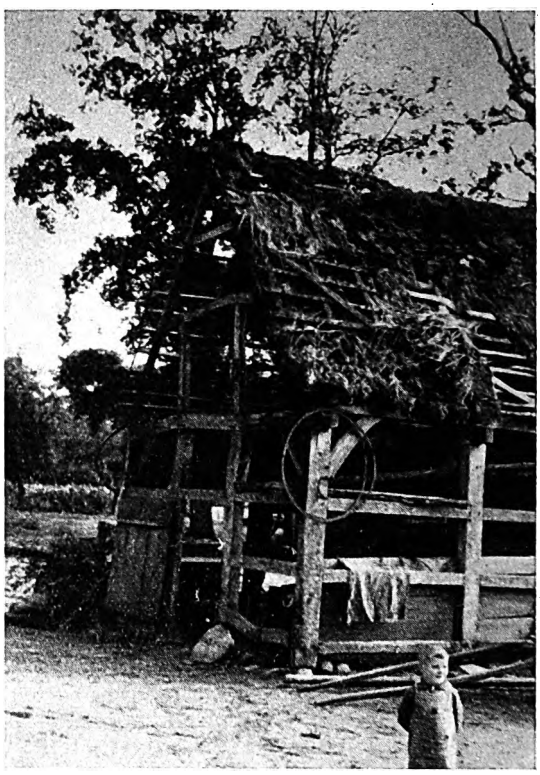


Abb. 7. Schuppen mit westgermanischem Ständerwerk aus Hüven in der Lüneburger Heide. Das Haus besitzt keine Schwelle, die Ständer stehen auf einer Feldsteinunterlage.

und waagerechte Glieder mit schrägen Verbindungsstücken, sogenannten Kopfbändern. So hatte man das ausgereifte Gefüge errungen, wie es in geschichtlicher Zeit nicht nur im Aufbau, sondern auch in der künstlerischen Durchbildung sich zu Meisterleistungen entfalten sollte, vor denen wir heute noch voller Bewunderung stehen.

Sollen wir diese an sich zwar bescheidenen, aber entwicklungsgeschichtlich um so wertvolleren Zeugen ihrem Schicksal überlassen, oder zu retten suchen, was zu retten ist? Auf den Höfen sind sie nicht mehr zu halten; zudem liegen sie für den Forscher zu sehr verstreut, um ihm seine Arbeit erleichtern zu können. Also wäre es das Gegebene, sie an einer unschwer erreichbaren Stelle in einem Freilichtmuseum zu sammeln und die mit diesen Vorboten begonnene Reihe fortzusetzen, bis zu den kennzeichnenden Bauformen, wie sie die verschiedenen deutschen Stämme in geschichtlicher Zeit in so eigenartiger und vielgestaltiger Weise zu entwickeln verstanden.

Digitized by Google

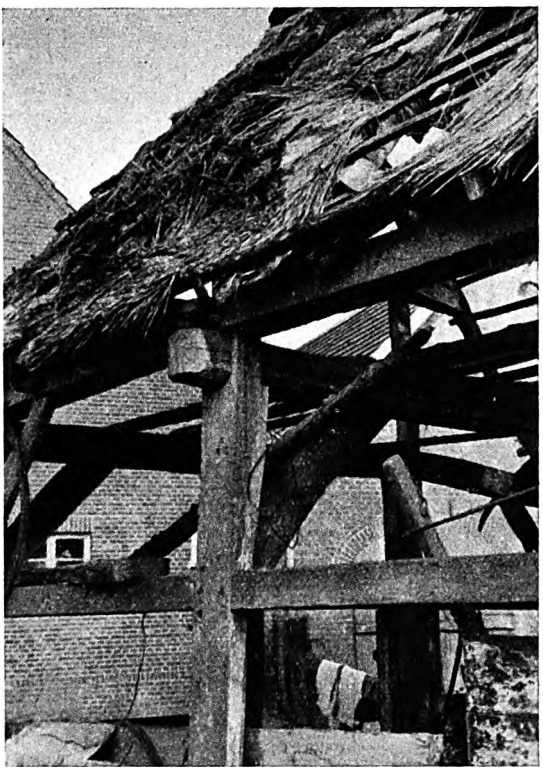


Abb. 8. Verankerung und Verstrebung des Schuppens auf Abbildung 7.

Es ist ein besonderes Merkmal der Wissenschaft des Dritten Reiches, in das Wesen der Dinge einzudringen. In unserer Holzbaukunst werden uns in lebendigster und anschaulichster Weise stufenweise die Kulturleistungen unserer Vorfahren dargeboten. Da gerade dem Haus gegenüber unsere gefühlsmäßige Einstellung besonders rege ist, gelangen wir durch die eigene innere Verbundenheit aufs rascheste zur Erkenntnis der seelischen und geistigen Triebkräfte, die hier den Auftrieb geben. Hiermit läuft Hand in Hand die Anregung zum ursprünglichen Denken überhaupt. Es würde also nicht nur das Bauwesen, das Handwerk sowie die Volkskunde Gewinn haben, sondern von hier aus auch auf Gebiete rein geistigen Schaffens eine Befruchtung ausstrahlen. Zuletzt würden die Besitzer der noch in großer Zahl vorhandenen Denkmale der Holzbaukunst bis zu ihren bescheidensten Zweckbauten von deren Wichtigkeit und Wert überzeugt und dazu angehalten werden, sie zu pflegen und zu erhalten.

Allerdings darf man hierauf nicht zu große Hoffnungen setzen. Bei aller Würdigung des erzieherischen Wollens ist es heute eine Unmöglichkeit,

Digitized by Google

alle für die Überlieferung und Forschung wichtigen Teile eines Baudenkmales anders überwachen und unverändert erhalten zu können, als in der Form eines Freilichtmuseums. Damit will man doch keine Entwurzelung vornehmen. Diese träfe erst dann zu, wenn man eine an eine bestimmte Landschaft gebundene bodenständige Form in eine andere übertragen und sie den dortigen Bauern aufdrängen wollte. So, wie alljährlich auf dem Bückeberg sich die Deutschen der verschiedenen Gaue in ihren heimatlichen Trachten vereinen, darf man einmal auch die Zeugen ihrer Kultur an einer Stelle sammeln.

Wir müssen uns entwöhnen, nur künstlerisch bedeutsamen und hier mit Bevorzugung Bauten in Stein unsere Aufmerksamkeit zu schenken, sondern allem, was unser ist, unsere Ehrfurcht erweisen. Und zuletzt noch eines. Die hier vorgeführten Beispiele dienen heute untergeordneten Zwecken. Wenn wir sie in die Vorzeiten zurückversetzen wollen, dann dürfen wir nur die Art des Gefüges mitnehmen. In der formalen Durchbildung haben sie auf einer Höhe gestanden, vor der wir, wenn wir sie vor uns sähen, aus dem Staunen nicht herauskommen würden. Die Feinfühligkeit, die wir an vorgeschichtlichen Holzgeräten bewundern, hat folgerichtigerweise auch am Hausbau ihre Blüten getrieben.

Digitized by Google

Der Name der Burg Wilenstein.

Von Professor E. Christmann, Saarbrücken.

Dem Namen der pfälzischen Burg Wilenstein, südlich von Kaiserslautern bei dem Dorf Trippstadt, widmet Alb. Becker im Jahrgang 1937 der „Oberdeutschen Zeitschrift für Volkskunde" sehr ausgedehnte Ausführungen, um ihn auf Wilbet, eine der Gestalten der „frühgermanischen Mütterdreifaltigkeit", zurückführen zu können. Dr. H. Chr. Schöll stimmt ihm zu, verstärkt seine Darlegungen und will also ebenfalls Wilenstein als „Stein der Wil" und nicht „Stein des Wilo" aufgefaßt wissen. „Stein des Wilo" nennt Schöll „die billige Allerweltsdeutung". Ich habe bisher keine bessere Erklärung finden und geben können als eben die von Schöll so gering eingeschätzte, fühle mich deswegen betroffen. Die Becker-Schöllschen Deutungen können mich nun keineswegs überzeugen, erscheinen mir vielmehr mindestens ebenso „billig". Deswegen möchte ich hier Stellung zu ihnen nehmen und meine Ansicht verteidigen. Damit trage ich zugleich etwas zur Klärung der Frage von der Wilbet bei, wenn auch Negatives.

Zunächst habe ich gewichtige sachliche Bedenken:

1. Der Name einer germanischen Gottheit oder eines Schutz- oder Hausgeistes müßte doch wohl durch Germanen in vorchristlicher Zeit mit einer Örtlichkeit in Verbindung gebracht worden sein. Donnersberg (in der Pfalz und bei Schiffweiler im Saarland), d. i. „Donarsberg" oder Gudesberg (bei St. Wendel), bzw. Guddesberg (im südlichen pfälzischen Donnersberg) und Godesberg (am Rhein), d. i. „Wotansberg", sind so in germanischer Zeit geprägt worden. Wie soll aber der Name einer Wilbet in germanischer Zeit in das sogenannte „Holzland" südlich von Kaiserslautern kommen? Die im 4. bis 6. Jahrhundert bei der Landnahme durch die Alamannen und Franken gegründeten „-heim"- und „-ingen"-Orte reichen von Osten her aus der ebenen Vorderpfalz nicht ins siedlungsfeindliche Buntsandsteingebiet des Pfälzerwaldes hinein, bleiben also mindestens 30 km vom „Holzland" entfernt, während sie den genannten Donnersberg von Osten und Norden her umfassen; die von Lothringen und dem Saarland her in die Südwestpfalz sich erstreckenden bleiben noch viel, viel weiter davon weg. Von „-weiler"-Siedlungen, also Gründungen der Zeit zwischen rund 600 und 800, ist im weiten Umkreis auch nichts anzutreffen. Die Bodenfunde aus der Merowingerzeit sind demgemäß bisher hier gänz-

Digitized by Google

lich ausgeblieben, während sie sich mit der Verbreitung der genannten Siedlungsnamen in der Pfalz sehr gut decken. Beide zusammen machen es also unwahrscheinlich, daß in vorchristlicher Zeit eine Benennung des Felsens, auf dem unsere Burg sitzt, durch Alamannen oder Franken erfolgt sein kann. Könnte eine Übertragung durch Germanen in Frage kommen, welche schon in römischer Zeit hier sitzen, also etwa durch Nemeter oder Vangionen oder irgendwelche Zeitgenossen von ihnen? Auch nicht; denn auch in römischer Zeit war der Raum, mit dem wir es zu tun haben, nach Ausweis der Bodenfunde siedlungsleer. Er wurde bekanntlich erst durch die Staufer erschlossen; sie gründeten um Kaiserslautern her einen Kranz von Burgen, um das weite Waldgebiet finanziell nutzbar zu machen, Sicherungs- und Wirtschaftsmittelpunkte zu schaffen. Burg Wilenstein ist eine von ihnen. Das benachbarte Trippstadt ist jünger als die Burg, entstand an der „Triebscheide" — das ist auch der alte Sinn des Namens Tripschit, woraus Trippstadt umgeformt wurde — zwischen den Ländereien, welche zu den beiden Teilen der Doppelburg gehörten, d. i. an der Grenze, bis zu der von beiden Seiten das Vieh geweidet werden durfte. Stelzenberg, der andere Nachbarort, hat seinen Namen von einer einst hier gegründeten Feste Stolzinberg; Schmalenberg übernimmt den Namen des Berges, auf dem es steht, und Langensohl ist eine ganz junge Hofgründung. Es bliebe somit die Möglichkeit, daß aus weiterer Entfernung kommende Germanen auf ihren Jagden zu der Stelle des Wilensteins gelangten; doch könnte es sich dann nur um flüchtige Berührungen und auf keinen Fall um eine Verehrungsstätte für Wilbet handeln, wie Schöll von diesem und entsprechend benannten Orten annimmt. Doch auch dagegen habe ich Bedenken, daß der Stein in solcher Weise zu seinem Namen gekommen wäre. Nämlich:

2. Für eine „steil und mächtig hingelagerte Felsmasse" in dem Sinne, wie Albert Becker es tut, halte ich den Felsen nicht, wenn man zweierlei in Abzug bringt, einmal das aufgebaute Menschenwerk und zum andern die Durchstechung des Berghalses zwischen Burg und Wilensteiner Hof. Denken wir uns dazu noch den ursprünglich alles überdeckenden Wald, dann konnte dieser Felsen kaum stärker auffallen, weil im weiteren Umkreis noch ähnliche stehen, die nur deshalb nicht weiterhin bekannt sind, weil sie durch Menschenarbeit nicht besonders herausgehoben wurden und der Wald sie noch heute verhüllt. Sie sind nur denen bekannt, die den Wald auch abseits der Wanderwege kennen. Viel stärker mußte das überaus eindrucksvolle Felsengebiet des Karlstals unmittelbar nebenan auffallen, so wie es das heute noch tut und darum ein Anziehungspunkt für Tausende von Wanderern ist. Ich glaube also, daß unser Felsen gerade in solcher Nachbarschaft und Umgebung nicht Anlaß zu besonderer Benennung oder gar Wahl als Verehrungsstätte gegeben haben kann. Besonders kann ich von einer irgendwie mond- oder herdsteinförmig anmutenden Gestalt gar nichts finden; die Burgbebauung läßt davon kaum etwas ahnen.

Damit kommen wir aber zum Namen selbst. Er ist nach meinen Ausführungen wohl erst aus Anlaß des Burgenbaues geprägt worden, weil

Digitized by Google

vorher kaum Anlaß bestand, sich besonders mit diesem Felsen zu beschäftigen. Becker meint: „Stein ist also Flurbezeichnung, die man von vornherein nicht als Siedlungsnamen erwarten sollte, da man auf Felsen zunächst keine wirtschaftlichen Anlagen stellen wird"; ich erwidere: waren Burgen nicht auch „wirtschaftliche Anlagen", freilich an zunächst vom Standpunkt der Sicherheit ausgewählten Orten? Und gelten seine Bedenken auch für die nachfolgenden Burgennamen?

Wir haben nämlich eine große Anzahl von Burgennamen, welche ebenfalls „-stein" als Grundwort und im Bestimmungswort zweifellos einen Personennamen aufweisen. Diemerstein (Diemar-, Dietmarstein) östlich von Kaiserslautern und das benachbarte Frankenstein (schon 1159 Frankenstein wie der gleiche Name im Kreis Meiningen und bei Eberstadt in Hessen), Gerlachstein (ehemalige Burg bei Homburg), Berwartstein (so schon 1283; in der Südpfalz), Weinantstein (eingegangene Burg bei St. Ingbert) und Erfenstein (im Speyerbachtal; 1398 bis 1400 Erpfenstein, wie Erfweiler [Erphwilre] und Erfenbach [Erphinbach]) sind kaum anzuzweifelnde pfälzische Beispiele. Fügen wir hier nun auch Wolfstein an! Ich kann die Benennung nicht für einen Naturnamen halten wie Alb. Becker; denn 1281 lautet er Wolvenstein (Mon. Pal., I, 384) und auf einem Stadtsiegel aus dem Jahre 1603 immer noch Wolffenstein (wenn auch in anderen Fällen Wolfe- oder Wolvestein), und das besagt „Stein des Wolf"; aber mit „Wolf" ist eine Person gemeint, die mit dem vollen Namen Wolfgang, -ram, -hart oder ähnlich hieß, und nicht das Tier, sonst würde die schwache Deklination kaum in Anwendung kommen. Noch einige außerpfälzische Burgnamen seien angefügt! Gerolstein (Kreis Daun) heißt im 12. Jahrhundert Gerhardestein (H. Beyer, Urk. B. z. Gesch. d. mrhein. Terr.) und ist von einem bestimmt bekannten Gerhard, Herrn von Blankenheim, erbaut; Hunolstein (bei Bernkastel) heißt 1179 Hunoldestein (a. a. O.), Gibichenstein (an der Saale) 984 auch schon so, und die beiden letzteren Namen können wiederum nur besagen „Stein (Fels, Felsenburg) des Hunold" bzw. „des Gibicho". Rein lautlich können kaum Zweifel bestehen, daß die Entwicklung all dieser Burgenbenennungen aus den angedeuteten Rufnamen vollkommen den Sprachgesetzen entspricht. Und eben das gilt auch von Wilenstein; Becker führt ja die alten Formen für die Zeit von 1179 bis 1331 auf. Also bestehen begründete Bedenken gegen die Deutung „Stein des Wilo" weder von der sachlichen noch von der sprachlichen Seite.

Schwere, sehr schwere Einwände müssen aber gegen die sprachliche Ableitung unseres und ähnlicher Namen erhoben werden, wie sie bei Becker und Schöll zu finden sind; auch die Ausdrucksweise des Möglichseins, des „Vielleicht", der mit „wenn" oder ähnlich ausgedrückten Vorbehalte bei Becker enthebt nicht von der Notwendigkeit, die angedeutete, die für möglich gehaltene wie die als gewiß hingestellte Herleitung so herauszuarbeiten, daß sie mit den Sprachgesetzen übereinstimmt. Ich stelle hier zusammen:

1. „Wenn es richtig ist, seinen Namen (nämlich des Wil[en]steins als Herdstein) mit ahd. wîh, got. veihs ‚geweiht, heilig' zusammenzu-

Digitized by Google

bringen, so wird der ahd. wihil- (wihsil-, wibsil-) stein zum geweihten Stein, dessen kultische Bedeutung so ohne weiteres verständlich wird" (Becker).

2. „Aber auch ... die Wielenbuckel und Wilkoppen und Weilberge — wozu die Bielsteine und Beilsteine kommen — bewahren die Erinnerung an Wilbet, die göttliche Mondfrau der frühgermanischen Mütterdreifaltigkeit" (Schöll).

3. Daß Schöll unsern pfälzischen Wilenstein ausdrücklich als „Stein der Wil" deutet, sagte ich eingangs.

Ich frage a) Soll man nun das i in Wilbet und damit in Wilenstein in ahd. und mhd. Zeit als lang oder kurz ansehen? Bei Herleitung von wîh doch als lang! Müßte bei uns dann nicht ein nhd. „Weil(en)stein" zustande kommen? Da aber ganz zweifellos Wilenstein in amtlichen Schriftstücken wie in der gesamten Volkssprache erwiesen ist, wie soll das i statt des zu erwartenden Lautes ei erklärt werden?

b) Wir haben einen Weilberg in der Pfalz, zwischen Ungstein und Kallstadt, der in älterer (mhd.) Zeit Wîlnberg heißt; daß sich dahinter lat. villa „Landhaus" und nicht Wil(-bet) verbirgt, wird klar, wenn man hört, daß dort kurz vor 1900 eine römische villa ausgegraben wurde, daß also die sich hier niederlassenden Franken sicher noch eine Villa (oder wahrscheinlicher deren mehrere) stehen sahen und darnach die flache, rebenbewachsene Anhöhe benannten. Wie soll aber nach der Becker-Schöllschen Deutung das i in Wilenstein und das ei in Weilberg in Einklang gebracht werden?

c) Wie soll es möglich sein, Wil(en)stein auf der einen und Bil- bzw. Beilstein auf der anderen Seite in bezug auf den Anlaut und das nachfolgende i bzw. ei in gleicher Weise von „Wil" (in Wilbet) abzuleiten? Wir haben z. B. in der Pfalz 15 bis 20 km von der Ruine Wilenstein entfernt die spärlichen Überreste einer Burg Beilstein (östlich von Kaiserslautern), die in mhd. Zeit Bîlstein heißt.

Ich glaube mir durch meine Arbeiten für ein pfälzisches Mundartwörterbuch in einer rund 15jährigen Forschertätigkeit eine gründliche Kenntnis unserer Mundarten verschafft zu haben, glaube auch durch meine Veröffentlichungen bewiesen zu haben, daß ich tieferen Einblick in ihren Werdegang habe als irgend sonst jemand; ich wüßte für die unter a, b und c angedeuteten etymologischen Schwierigkeiten keine Lösung, muß deshalb die als gewiß oder auch nur möglich hingestellten Deutungen von Becker und Schöll ablehnen.

Solange sie nicht eine annehmbare Begründung für all diese Schwierigkeiten erbringen, solange sie sich nicht der Mühe unterziehen, ihre Herleitungen von der sprachlichen Seite her mit den geltenden Gesetzen in Einklang zu bringen, halte ich die Deutung des Burgnamens, die ich oben ausführlich begründete, für besser, haltbarer, wissenschaftlicher und frage: ist meine oder Schölls Deutung dem Werte, der Güte nach „die billigere"?

Digitized by Google

Was heißt trabalium?

Von Dr. Max Faßnacht, Heidelberg.

In der Lex Romana Raetica Curiensis (ed. K. Zeumer: MGLL V 289 ff.) findet sich öfter das Wort „trabalium" (trebal[l]ium), gewöhnlich in der Wendung „in trabalium mittere". Ich gebe die einschlägigen Stellen in deutscher Übersetzung.

IX, I, [4]: 367,15 ff.: So soll dann der Richter den Angeklagten „in trebalio" (trabalio: verbessert; andere Lesart treballio) schicken. Wenn er dort das Vergehen nicht eingesteht, so soll hernach der Ankläger wissen, daß er entweder sein Recht verliert oder die von ihm (für den Angeklagten) festgesetzte Strafe erleiden oder „in ipso trebalio (treballio) die zweifache Qual erdulden wird. Ähnlich wenn jemand einen fremden Unfreien wegen Totschlags vor Gericht lädt und ihm auf den Eid hin nur glaubt, wenn er ihn sich unterschriftlich verpflichten läßt, so soll er sofort Bürge sein, d. h. er soll dafür einstehen, daß sein eigener Unfreier ein anderer ist als der, den er für den Verbrecher hält; so soll der Richter den, den er für schuldig hält, „in trebalio" schicken. Wenn er „in ipso trebalio (treballio)" die Schuld nicht eingesteht, so soll jenen gefolterten Unfreien der eigene Herr erhalten und auch jenen andern Unfreien, der gegen ihn bezüchtigt wurde, bekommen.

X: 371,8 ff.: Wenn heranwachsende Kinder sich eine kleine Schuld zugezogen haben, so soll man sie in die Gewalt ihrer Herrn, ihres Vaters oder ihrer Verwandten übergeben. Diese sollen im geheimen mit Worten auf sie einwirken, daß sie vielleicht durch Lockworte das Wahre sagen. Wenn sie es durch Worte nicht vermögen, so soll man sie „in trabalio" schicken.

XXII, III, [1]: 408,4 ff.: Kein Freier darf seinen Unfreien ohne Schuld von sich aus töten. Vielmehr übergebe er den für schuldig befundenen Unfreien dem Richter, der die angemessene Strafe festsetzen soll. Wenn sein Herr ihn wegen der Schuld in trabalio (traballio) geschickt und es sich zufällig ergeben hätte, daß der Unfreie starb, so soll sein Herr dafür nicht gestraft werden.

XXIII, XV, [2]: 417,16 ff.: Wenn jemand irgendeines Verbrechens überführt ist und der Richter für ihn irgendwelche Strafen bestimmt oder ihn „in trabalium" schickt, wenn ein solcher zu dieser Zeit über irgend jemand schlecht redet, so soll man ihm nicht glauben.

XXVI, XI, [2]: 436,17 ff.: Wenn der Unfreie irgendeines Herrn vor den Richter kommt und er wegen irgendeiner Sache angeklagt wird und

Digitized by Google

der Richter ihn ins Gefängnis oder in Ketten oder „in trabalium" (trevalio) schickt, wenn er mit Rücksicht auf die Anklage für nicht schuldig befunden wird, so soll er in Anbetracht der Strafe, die er ohne Schuld erlitten hat, für frei entlassen werden.

Du Cange zum Wort trepalium erwähnt Kap. 33 des Konzilsbeschlusses von Auxerre (c. 573—c. 603) und eine inhaltlich gleiche Stelle des Konzils von Maçon vom Jahre 585. Conc. Autissiodorense c. 33 (in: Concilia aevi Merovingici rec. Fr. Maassen-MGLL III Conc. I p. 182,14): Weder einem Priester noch einem Diakon ist es erlaubt, „ad trepalium" zu stehen, wo Geständnisse abgenötigt werden.

Conc. Matisconense a. 585, c. 19 (p. 171,19 ff.): Um den Zutritt dieser (der Kleriker) zu verhindern, haben wir diese Verfügung erlassen und bestimmt, daß zum Ort der Untersuchung der Angeklagten kein Kleriker hinzutrete und daß er sich nicht an einer Richtstätte einfinde, wo einer je nach Maßgabe seiner Schuld getötet werden muß.

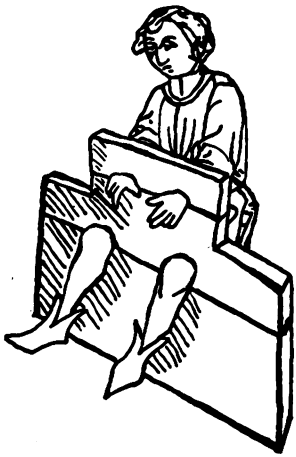
Aus den angeführten Stellen ergibt sich, daß trabalium ein Strafwerkzeug, ein Foltermittel ist. Es wird neben „Gefängnis" und „Ketten" genannt. Vgl. noch XV, [1] (417,15): nec torquere nec in nullo vinculum mittere. 417,17 hat für trabalium eine andere Handschrift flagallatorium (Folterwerkzeug).

Man wird geneigt sein, das Wort mit „trabs" (Balken) in Zusammenhang zu bringen. Dazu gibt es ein Adjektiv „trabalis". Weiter führt die bildliche Darstellung. Adolf Bartels (Der Bauer in der deutschen Vergangenheit. 2. Auflage, Jena, S. 11) bringt einen Holzschnitt aus dem um 1470 entstandenen niederrheinischen Blockbuch „Wirkung der Planeten" (Berlin, Kupferstichkabinett). Es ist eine alte Darstellung bäuerlichen Lebens. Im Hintergrund das Dorf mit der Kirche und die Burg. Im Mittel- und Vordergrund der Bauer bei der Arbeit: Dreschen, Holzhacken, Pflügen, Füttern der Schweine, Graben. Auch Akte der Rechtspflege: Ganz im Hintergrunde (Mitte) ein Verbrecher am Galgen, im Vordergrund (rechts) ein Bettler, dem der linke Arm und das linke Bein abgehauen wurden. Daneben ein Mann, dem Hände und Beine in eine Schicht von Balken eingezwängt sind. Er soll auf diese Weise festgehalten, eingeschüchtert, zu einem Geständnis genötigt werden. Ein solches Holzgerüst, ein solcher Holzstock oder kurz „Stock", ein solches Marterholz hieß trabalium.

Eine Federzeichnung aus dem Handbuch des Fürsten Waldburg-Wolfegg aus dem 15. Jahrhundert (bei Bartels, S. 62) bietet eine ähnliche Darstellung dörflichen Lebens. Im Mittelgrund (links) sehen wir einen Mann, dessen Hände und Füße, und daneben einen zweiten, dessen linke Hand in einem Balkengerüst festgehalten wird. (Rechter Arm und rechter Fuß scheinen von einer Kette umschlungen zu sein.) Der Verfestigung wegen sind die waagrechten Balken in zwei senkrecht stehende eingelassen. Eine solche Schicht von Balken, die dazu diente, Verbrecher am Orte festzubinden, zu martern, nannte man trabalium.

Friedrich Diez (Etymologisches Wörterbuch der romanischen Sprachen. 5. Ausgabe. Bonn 1887, S. 325 f.) gibt zu travaglio (it.) einige Her-

Digitized by Google



Ausschnitt aus einem Holzschnitt des um 1470 entstandenen niederrheinischen Blockbuches „Wirkung der Planeten", Berlin, Kupferstichkabinet.

Nach Adolf Bartels, Der Bauer in der deutschen Vergangenheit (2. Auflage, Diederichs, Jena), S. 11. Vgl. ebenda S. 62, Abb. 72.

leitungen und bemerkt dann: Es macht wenig Unterschied, wenn andere das Wort unmittelbar aus dem sbst. trabs ableiten und zunächst an eine zwingende Vorrichtung ... erinnern. Meine Darlegung veranschaulicht und empfiehlt diese Ableitung.

Auf einem anderen Wege kam P. Meyer (Romania XVII [1888] 421 ff. Paris; vgl. G. Körting, Lateinisch-romanisches Wörterbuch. 3. Aufl., Paderborn 1907, S. 970, nr. 9635 f.) zur Bedeutung „Martergerüst". Er wollte von „trabs" ganz absehen, legte das im Konzilsbeschluß von Auxerre überlieferte trepalium zugrunde und wollte darin eine Zusammensetzung von tres (drei) und pali (Pfähle) erkennen. Wie die beiden Abbildungen zeigen, handelt es sich tatsächlich um drei waagrechtliegende Balken: Unter-, Mittel- und Oberbalken. Zwischen Unter- und Mittelbalken waren die Füße, zwischen Mittel- und Oberbalken die Hände eingespannt. Die Dreizahl kommt in Zusammensetzungen vielfach vor. Schon im klassischen Latein finden sich Ausdrücke wie „ad palum alligare" (an den Pfahl binden). Auch ein Adjektiv „tripalis" (auf drei Pfähle gestützt) ist durch Varro bezeugt.

Aber die Form trepalium steht allein gegen die reiche Überlieferung von trabalium (trebal[l]ium) in der Lex Rom. Raet. Cur. Die Entwicklung ist hier klar gegeben: zum Substantiv „trabs" ein Adjektiv trabalis, dazu eine Substantivbildung trabalium mit lautlicher Weiterentwicklung trebalium und treballium (einmal auch traballium).

Auf der anderen Seite muß man sich fragen, warum zum Adjektiv tripalis das Substantiv nicht tripalium heißt. Wie soll man zu trepalium die anderen Formen trabalium, trebal(l)ium erklären? Die in den Abbildungen erkenntlichen Holzstücke sind keine Pfähle oder Baumstümpfe (pali), sondern regelrechte Balken (trabes). Auffallend bleibt die Dreizahl. Vielleicht war hier Volksetymologie im Spiele.

Meyer lag die Lex Rom. Raet. Cur. noch nicht vor. Es ist sehr fraglich, ob er sich in diesem Falle ebenso entschieden hätte.

Digitized by Google

„Sommergewinn", die große Frühlingsfeier in der Wartburgstadt Eisenach.

Von **Oberlehrer Fritz Reinhardt**, Eisenach.

Seit Menschengedenken geht es am Sonntag Lätare in der alten Wartburgstadt Eisenach laut und lustig her. Nicht nur, daß die gesamte Einwohnerschaft von früh an in festlicher Hochstimmung auf Beinen ist, nein, auch viele Tausende schaulustiger Menschen strömen in die festlich geschmückte Stadt, um die große Frühlingsfeier, den Sommergewinn, mitzuerleben.

Wenn auch die ganze Stadt im festlichen Banne dieses uralten Brauchtums steht, so liegt doch der Brennpunkt des ganzen Geschehens in der Weststadt, dem sogenannten „Stieg", von wo aus zu Zeiten der Thüringischen Landgrafen der „Ehrenstieg" als bequemster Weg hinauf zur Wartburg führte. Hier war auch der Schauplatz, wo noch vor wenig Jahrhunderten das große, aus starken Bauklötzen festgefügte und reichlich mit Stroh umflochtene Feuerrad sausend und polternd hinab ins Tal gelassen wurde.

Schon lange vor Lätare verspürt man hier den Hauch eines großen Festes. All die kleinen Häuschen ringsumher sind mit Blumengirlanden und buntfarbigen Eierketten geschmückt. Fenster und Türen sind umrahmt mit frischem Tannengrün, durchflochten mit bunten Bändern und behangen mit kunstvollen Binseneiern. Selbst die noch kahlen Bäume der Straßen und Gärten innerhalb des Festgeländes tragen Bänder- und Eierschmuck. Richtig gebackene Riesenbrezeln sind über den Hauseingängen aufgehängt, und in vielen Käfigen an den Fassaden der Häuser gackern als lebende Symbole der Fruchtbarkeit eierlegende Hühnervögel. Jubel und Trubel erfüllt die auf den Straßen hin- und herwogende Menschenmenge. Schmuckeier und Kickelhähnchen werden als Festzeichen getragen. Überall begrüßt man sich mit dem Losungswort des Tages: Gut Ei und Kickriki! Lustiges Jungvolk vergnügt sich beim Tanze. Hupen und Schalmeien tuten. Wirres Georgel, jauchzendes Rufen und Singen mischt sich in das Stimmengewirr der auf- und niederwogenden Menschen. Wohin man schaut — überall strahlende Gesichter, Lachen, Blumen und farbig fliegende Bänder. Eine selten festliche Hochstimmung mit ausgelassenem Fröhlichsein beherrscht die schau- und erlebnishungrige Masse — Volk, wie es sein muß, das seiner Ahnen großes Vermächtnis heute von neuem erleben will.

Digitized by Google

Da donnern drei gewaltige Böllerschüsse hoch von der Burg herab — der Auftakt zum Feste ist gegeben — Sommergewinn ist heute!

Kein anderes Heimatfest verrät soviel wertvolle Lebensäußerungen, soviel lauterstes Volksempfinden wie gerade der „Sommergewinn". Glückliche Zeiten und frohe Menschen müssen es gewesen sein, die mit so viel Einfalt und gemütvoller Gestaltungskraft all ihre Sorgen und Wünsche des grauen Alltags, all die schicksalgegebenen Regungen ihres Herzens, in so reiche, sinnige Formen zu kleiden wußten, wie sie im Sommergewinnsbrauch uns entgegentreten. Sie haben ihren Ursprung in der gemeinsam rassischen Grundlage des frühesten Germanentums und sind gerade dadurch von höchster Bedeutung für unser gegenwärtiges Volksleben.

Aus diesem Grunde ist auch die Eisenacher Sommergewinnszunft bemüht, den Sommergewinn in engster Anlehnung an das überkommene Volkstum zu feiern und zu gestalten. Die ganze festliche Handlung beginnt bereits am Freitag vor Lätare mit der Errichtung des Riesenfestbaumes auf dem Brandplatz, so geheißen, weil hier seit Urzeiten schon mit der Verbrennung der Strohpuppe die symbolische Vernichtung des Winters erfolgt. Unter allerlei Zermoniell wird dieser Festbaum, eine Riesenfichte, von der älteren Jugend heimgebracht, mit bunten Eierketten, Brezeln, Kickelhähnchen und buntfarbigen Bändern behangen und dann unter lautem Jubel und wildem Tanz hochgerichtet. Von diesem Zeitpunkt ab macht sich natürlich auch schon das festliche Leben hier und dort bemerkbar. Schaubuden aller Art, Schaukeln, Karussell, Seiltänzer und Akrobaten, Schieß- und Würfelbuden bannen alle Langeweile. Am Sonntag ist der Festzug. Lange schon vor Beginn desselben haben sich die fahnengeschmückten Festzugsstraßen zu beiden Seiten mit dichten Menschenmassen umsäumt. Geduldig harren alle in Erwartung großer Dinge und freudiger Überraschungen.

Lassen wir den Zug an uns vorbeigehen, wie er in diesem Frühjahr zu sehen war: An der Spitze ritten zwölf Bannerträger in alter Tracht. Sie führten zugleich die im Riesenausmaß hergerichteten Sinnbilder: einen stolzen Kickelhahn, von hohem Schaft herabschauend, ein buntfarbenes Riesenei und eine Riesenbrezel, von zwei Mannen zu Pferde getragen.

Wie der ganze Festbrauch aus Sehnsucht nach Sonne, nach Licht und Wärme und neuem Leben herausgewachsen ist, so verraten auch diese Sinnbilder den Triumph des Lichtes über die Finsternis, des Lebens über den Tod.

Den Symbolreitern folgte nunmehr der Eiskönig hoch auf glitzerndem Thron mit seinem ganzen Troß, zu beiden Seiten flankiert von der speerbewaffneten Eisgarde im hellsten Weiß. Anschließend spielte eine lustige Schar von Jungen und Mädeln mit Schlitten, Schlittschuhen und Skiern ausgerüstet, noch einmal auf freudige Tage der harten Winterzeit an. Dann kam eine ganze Reihe von Schneemännern in Zivil mit Zylindern, langen, roten Gelberübennasen und anderem neckischen Zierat, an Größe weit über Menschliches hinausgehend. Umhänselt wurden sie von schneeballbewaffneter Jugend, die das Publikum im Vorüberziehen stark attakierte. In ihrer Gesellschaft befand sich auch die Riesenstrohpuppe, durch deren Verbrennung später auf dem Festplatz die Vernichtung des Winters dargetan wurde. Ihr nachgeführt wurde jetzt ein grimmig ausschauender Vasall des Winter-

Digitized by Google

königs, schwer in Ketten gebannt; auch ihn erwartete eine böse Abrechnung durch die ihm folgende Holzhauer- und Holzsammlergruppe, die mit großen Holzbündeln, eingemummt in Pelze und Mäntel, das Winterelend des kleinen Mannes markierte. Demgegenüber ließ ein prächtig ausgestatteter Jagdwagen mit reicher Beute wieder angenehmere Seiten des Winters aufleuchten; desgleichen auch der nun folgende Spinnstubenwagen, der mit seiner ganzen Ausstattung in Urgroßmutters Zeiten zurückführte und von fleißigen Spinnerinnen belebt wurde. Den Schluß des winterlichen Teiles bildete ein von der reifern Jugend gefertigter Riesenschneemann, der auf einem schweren Kohlenwagen gefesselt lag und von Trabanten des Frühlingskönigs zur Stadt hinausverbannt wurde.

Musik und festlich geschmückte Schulkinder mit bunten Feststäben bildeten nunmehr das Verbindungsglied mit der jetzt folgenden glanzvollen Frühlingsgruppe. Voran ritt die liebliche Frühlingsfee mit zwei Pagen, hoch zu Roß. Ihr folgte ein langer Zug „wandelnder Schneeglöckchen", die zur Verstärkung ihres Eindrucks noch über ein Dutzend meterhohe Schneeglöckchenblüten an tragbaren, blumengeschmückten Triumphbögen mit sich führten. Dann tanzten kleinere Mädchengruppen in Veilchen- und Krokuskostümen vorüber. Ihnen folgten weit über fünfzig Schmetterlinge mit breiten Schwingen, die auf blumengeschmückten Fahrrädern das große Frühlingsbanner mit dem langen, blauen Band umschwärmten. Und nun rollte der mit sechs Pferden bespannte, über und über mit Blumen geschmückte Frühlingswagen heran, auf dem stolz und siegesgewiß Frau „Sunna" von ihrem hohen Thronsitz herabschaute. Ein langer Zug beflügelter, volkstümlicher Frühlingsboten folgte. Darunter Libellen in Riesenformat, Maikäfer und Marienkäferchen in Menschengröße, naturgetreu nachgebildet und auf geputzten Fahrrädern „fliegend". Wieder folgte ein langer Zug kleinerer Mädchen in Margarethenkostümen. Ihm schloß sich ein Festwagen an, auf dem ein ganzer Dorfteich hergerichtet war, an dem die Gänseliesel ihre goldflaumigen Ostergänschen in Hut behielt. Auch diesem Wagen folgten wieder Kinder mit Feststäben, die als Zierat frisches Grün, Eier und Brezeln trugen. Einen ganz köstlichen Anblick bot der jetzt folgende Osterhasenwagen. Eine zehnköpfige Hasenfamilie in alt Thüringer Tracht fuhr ein Riesenei und drumherum einen ganzen Berg Ostereier in die Stadt. Behandschuht und mit stolz aufgerichteten „Löffeln" kamen Mümmelmanns in festlicher Wichs einher.

Nicht minder eindrucksvoll war der jetzt kommende „Riesensonnenwurm" in Gestalt eines zehn Meter langen Salamanders, der fein auf Moos gebettet von zwölf langbärtigen Gnomen begleitet wurde. Eine weitere Gruppe neu erwachter Kaltblütler ritt jetzt auf Mauleseln heran. Laubfrösche in Riesengröße waren es, die mit ihrem kronengeschmückten Froschkönig beim Einzug des Lenzes nicht fehlen durften. Als weiterer Lebens- und Frühlingskünder folgte jetzt ein Riesenstorch, der laut klappernd einen Satz Drillinge in rosafarbenem Einbund auf seinem Rücken trug und in dessen Gefolgschaft sich eine große Schar kleinerer Mädchen befand, die alle muntere Babys trugen oder in geschmückten Kinderwagen führen. Dann folgten zum Abschluß dieses zweiten Festzugteiles noch eine ganze Reihe be-

Digitized by Google

spannter Wagen, in denen Jungvieh aller Art, Lämmer und Zicklein, Kälber und Ferkel als Sinnbilder des neu erwachten jungen Lebens mitgeführt wurden. Hiermit hatte der offiziell historische Teil des Festzugs seinen Abschluß gefunden.

Es folgte nunmehr noch eine stattliche Zahl von Festwagen, die mehr auf lokale und politisch aktuelle Überraschungen eingestellt waren. So zeigte die Gartenkolonie ihre Verbundenheit mit dem Reichsnährstand durch einen überreich mit Gartenprodukten hergerichteten Schau- und Festwagen. Andere Wagen führten die praktische Auswirkung des Vierjahresplanes in humorvoller Weise vor Augen. Hierbei betätigten sich auch die beiden Isenächer Volkstypen „Hänner on Friedr". Auf einem andern Wagen zeigten Landleute in wirkungsvoller Weise ihre Bereitschaft zur Frühjahrsfeldarbeit; wieder ein anderer zeigte das vielseitige Wirken des Hilfswerks „Mutter und Kind". Eindrucksvoll abgeschlossen wurde endlich der Zug durch berittene Schutztruppler mit einem Wagen des Reichskolonialbundes, der durch Riesenplakate und bildliche Darstellungen die Rückgabe der geraubten deutschen Kolonien forderte.

So bewegte sich der Festzug durch die Hauptstraßen der Stadt hinaus auf den historischen Boden des Sommergewinnes, wo durch eine wirkungsvolle Kampfszene zwischen Frühling und Winter der offiziell festliche Teil zu Ende geführt wurde. Die Idee dieser Handlung ist kurz folgende: In einer hoch aufgebauten Eisburg hat sich der Winter mit all seinen Vasallen zum letzten Kampf schwer verschanzt. Hoch über ihm leuchtet die strahlende Sonne, unter der jetzt Frau Sunna heraus auf den höchsten Eisgipfel tritt und den Kampf beginnt mit den Worten:

Jetzo, Herr Winter, muß sichs entscheiden,
Wer von uns beiden den Tod soll leiden!
Du oder ich — ganz einerlei!
Frühling muß werden und auch wieder Mai!"

Nach verzweifelter Gegenwehr, harten Drohungen und Hilferufen eilen die Vasallen des Winters ihrem König mehrmals zur Rettung herbei; eindrucksvolle Sprechchöre von beiden Seiten ringen um den Sieg — die Eisjugend, etwa sechzig schneeweiß gekleidete Jungen, bombardiert mit Schneebällen; die Frühlingsjugend, etwa sechzig blumengeschmückte Mädchen, antwortet nach der Schlacht mit einem herrlichen Blumenreigen vor dem Eispalast des Winters. Gleichzeitig wirft Frau „Sunna" ein ganzes Bündel Sonnenstrahlen in Form von langen Goldbandstreifen zur Erde, streut Blumen und Kätzchen von oben auf den Palast des Winterkönigs und ruft am Ende ihres Kampfgesprächs energisch ihren Rittern und Trabanten zu:

„Drum schnell nun die Puppe von Stroh entfacht,
Und dem trutzigen Winter den Garaus gemacht!"

Im Nu steht die Strohpuppe in Flammen. Entsetzlich tobt der Winter noch einmal mit seinem Troß, verzweifelt attakiert die jugendliche Schneegarde die auflodernde Puppe! Im hellsten Freudengeheul umtanzt die Frühlingsjugend den „brennenden Winter" mit dem uralten Sommergewinns-

Digitized by Google

lied: „Ra, ri ra, nun ist der Frühling da!" Gleichzeitig verkünden Fanfaren den Sieg des Frühlings, worauf sämtliche Kinder sich unter dem Festbaum zusammenscharen und gemeinsam mit allen Festteilnehmern und unter Musikbegleitung das Schlußlied singen: „Nun sei gegrüßt viel tausendmal, holder, holder Frühling."

Damit ist der Sieg des Frühlings besiegelt. Wenn an solchen Tagen der Wettergott gnädig ist und Frau Sunna das weite Festgelände mit warmem Sonnenschein zu überfluten vermag, dann folgen für jeden Festteilnehmer noch herrliche Stunden der Kurzweil bei Musik und Tanz, bei Kaffee, Kräpfel und Kuchen, bei Bier und delikaten Thüringer Bratwürsten, nicht zu vergessen den viel begehrten traditionellen Eierpunsch, der als Nationalgetränk an diesen Tagen überall frei gespendet wird. Denn auch darin verrät der „Stieger" Verständnis für uraltes Brauchtum, daß er am Sommergewinnstag sein Haus für Freunde und Gäste offen hält und durch gern gebotene freie Gastlichkeit das Erbe seiner Väter ehrt.

Aus Albrecht Dieterich, Mutter Erde:

Wer Volksreligion erforschen will, wird immer zuerst und vor allem den Volksbrauch zu befragen haben. Weder die mythische Erzählung, die, vom Ritus mehr und mehr losgelöst, ihre eigenen, immer freieren Entwicklungsformen ausgestaltet, noch die Deutungen, die das Volk selbst mit dem Wechsel religiöser Hauptanschauungen und mit dem Schwinden der Erinnerung an verlorenen und vertriebenen Glauben fortwährend verändert, können uns den Aufschluß über Grundformen religiösen Denkens geben, den die allezeit am zähesten festgehaltene „heilige Handlung" ... allein noch zu bringen imstande ist. E. F.

Digitized by Google

Kleinere Mitteilungen.

Eduard Hoffmann-Krayer.

Am 28. November 1936 ist Hoffmann-Krayer gestorben. Er war einer der tüchtigsten Volkskunde-Forscher der letzten Jahrzehnte. Hoffmann-Krayer ist der Begründer und langjährige Leiter des „Schweizerischen Archivs für Volkskunde", der Zeitschrift „Schweizer Volkskunde" und Herausgeber der Schriften der „Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde". Die Gründung dieser Gesellschaft im Jahre 1896 ging von ihm und E. A. Stückelberg aus. Diese Gesellschaft und die von Hoffmann-Krayer herausgegebenen Schriften haben der deutschen Volkskunde wesentliche Beiträge geliefert. Dann hat Hoffmann-Krayer in seinem Museum in Basel eine Stätte geschaffen, von der für die Volkskunde noch viel Anregungen ausgehen werden. Seine grundsätzlichen Ausführungen über die Volkskunde, die vom vulgus in populo auszugehen habe, billigen wir heute nicht mehr. Aber sie haben seinerzeit zur Klärung der Grundlagen unserer Wissenschaft beigetragen.

Persönlich gesehen war Hoffmann-Krayer einer der besten unter den Volkskundern: charaktervoll, schlicht, selbstlos, gediegen. Ein Zusammensein mit ihm brachte jedem reiche Anregung. Sein Andenken wird in unserer Wissenschaft immer geehrt bleiben. Er wird allezeit unter uns wirksam sein

---

In neuerer Zeit werden, teilweise durch Lily Weiser und Otto Höfler, andererseits durch Ernst Krieck angeregt, die Burschenschaften in der Volkskunde viel beachtet. Ich erinnere dafür an eine gediegene Arbeit von Hoffmann-Krayer: Knabenschaften und Volksjustiz in der Schweiz im Schweizerischen Archiv für Volkskunde, 8, 1904, S. 81—99 und 161—178.

Eugen Fehrle.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

Hans Fehr sagt im **Archiv für Rechtsphilosophie**, Band 31, S. 266, im Anschluß an eine Besprechung von Hardungs Buch: Die Vorladung vor Gottes Gericht:

„Für die Erkenntnis unserer gesamten Kultur ist es wertvoll, daß die Volkskunde Fortschritte macht. Freilich müssen die volkskundlichen Untersuchungen auf dem Boden der Wissenschaft bleiben; sonst sind sie wertlos, ja schädlich. Wer ohne die volle Disziplin des Geistes an ein volkskundliches Thema herantritt, stiftet Verwirrung. Es ist häufig leichter, über Recht, Wirtschaft, Kunst, Religion etwas Brauchbares zu schreiben, als über volkskundliche Dinge. Dies aus zwei Gründen. Einmal muß einer in allen diesen Gebieten zu Hause sein; denn der volkskundliche Stoff breitet sich häufig auf alle diese Kreise aus. Zweitens muß einer klar denken und klar schreiben können; denn die Gefahr, den oft schwer faßbaren Kern nicht richtig herauszuarbeiten und das Dunkle dunkel darzustellen, ist groß.

Dutzende von Schriftstellern, die rasch etwas Volkskundliches ihrer Heimat zu Papier bringen, unterliegen dieser Gefahr. Viele behandeln ihre Aufgabe rein deskriptiv. Sie stöbern volkskundliche Bräuche, Sitten, Unsitten, Einrichtungen, Vorstellungen usw. auf, und stellen sie artig und säuberlich zusammen. Es ist gut, daß es solche Käuze gibt. Forschen diese exakt, so leisten sie wertvolle volkskundliche Vorarbeit. Dafür ist man dankbar. Aber die Volkskunde selbst wird nur bereichert, wenn das gefundene Material sublimiert wird. Jetzt — nach dem Sammeln des Stoffes — gilt es in die Volkskunde einzudringen und an Hand des Erforschten einen Baustein für die innere Struktur des einen oder anderen Volkes zu liefern. Haben wir einst viele (niemals alle) Bausteine zusammengetragen, so sind wir der Erkenntnis der Menschheit um ein Gutes näher gekommen. Offenbar denkt der Herausgeber Fehrle im gleichen Sinne. Denn es ist sicherlich kein Zufall, daß er seiner Sammlung den Namen ‚Bausteine' gibt."

Friedrich Rauers, **Hänselbuch**, Schleif-, Vexier-, Deponier-, Tauf- und Zeremonien-Buch, Recht und Gewohnheit aller ehrlichen Kauf-, Fuhr- und Seeleute, eines ehrbaren Handwerks, der Universitäten, der Bauern, Jäger und Ritterschaft, aller Geschlechter und löblichen Vetterschaften. Auch von der heiligen Feme, Haberer-, Hörner- und Narrengerichten sowie von Hansen und Verhansen, Pfänden, Abwerfen, Binden usw. Essen, Essener Verlagsanstalt, 1936, 266 S.

Hansen heißt übernehmen in eine Gemeinschaft, die Hansa heißt. Der Ausdruck ist übernommen für die Aufnahmebräuche verschiedenster Art. Rauers verfolgt derartige Bräuche bei Bauern, Jägern, Handwerkern, Studenten, Kaufleuten, Schiffern, bei der Hochzeit, bei der Ernte und sonst im Leben. Er zeigt ein gutes Verständnis für germanisch-deutsches Empfinden, schildert mit schöner Anschaulichkeit und gutem Wissen. Das Buch kann als eine verständnisvolle und

Digitized by Google

klare Einführung dem Wissenschafter empfohlen werden, wird aber auch weit über den Kreis der Forscher hinaus viel Freude machen und Verständnis wecken für wertvolle und merkwürdige Erscheinungen unserer Kulturgeschichte.

Nordisches Bluterbe im süddeutschen Bauerntum, mit 36 farbigen und 28 schwarzen Tafeln von Oskar Just und Wolfgang Willrich, Geleitwort von Reichsbauernführer R. Walther Darré. München, F. Bruckmann, geb. 6,70 RM.

Im letzten Heft dieser Zeitschrift (Jahrgang 1937), S. 172 f., hat Ernst Krieck Stellung genommen gegen die rassische Herabsetzung der „Schwarzwaldbewohner". Jetzt erscheint dieses schöne Buch, in dem der Reichsbauernführer in klarer Art und auf wissenschaftlichen Feststellungen aufbauend zu solchen Problemen Stellung nimmt. Hoffentlich hilft es dazu, Vorurteilen entgegenzutreten, wie sie Krieck gebrandmarkt hat, wie man sie aber da und dort findet. Die Maler Just und Willrich zeigen im Bilde, wieviel wertvolles nordisches Gut auch hier in Süddeutschland vorhanden ist, die törichten Voraussetzungen, daß nordisch und norddeutsch sich wesentlich decken und im Gegensatz zu süddeutsch stünden, werden dadurch hoffentlich manchem Zurückgebliebenen die Scheuklappen von den Augen nehmen. Das sehr schön ausgestattete Buch kann viele Vorurteile beseitigen helfen und wird in weiten Kreisen Freude machen.

Gustav Jungbauer, **Deutsche Volkskunde** mit besonderer Berücksichtigung der Sudetendeutschen, Handbuch für die deutschen Schulen in der Tschechoslowakei, 3. Reihe, 1. Band, Brünn, Prag, Reichenberg, 253 S., geb. 9,50 RM.

In diesem inhaltsreichen Buche versucht Jungbauer einen Einblick zu geben in Hauptaufgaben der Volkskunde bei den Sudetendeutschen. Die Wissenschaft wird ihm dankbar sein für die Einführung in die Kenntnis deutscher Mundart, Volksdichtung, Sachforschung, des Glaubens und Brauches, des Volksrechts, der Volksheilkunde und anderer Gebiete des Volkslebens der Sudetendeutschen. Merkwürdig ist die Auswahl des angeführten Schrifttums. Auch mit der Deutung mancher Bräuche bin ich nicht einverstanden. Zu oft ist Zauberglaube angenommen, wo es sich um sinnbildliche und religiöse Bräuche handelt. Im ganzen aber wird die Forschung dieses Buch begrüßen.

Wilhelm Kinkelin, **Pfullingen,** ein Heimatbuch der Stadt Pfullingen anläßlich der Tausendjahrfeier 937—1937, 352 S. mit zahlreichen Bildern, 1937, Verlag Stadtgemeinde Pfullingen.

Die schwäbische Stadt Pfullingen ist in diesem Buche von einem Pfullinger nach eigenem Erleben und auf Grund eingehender Forschungen genau beschrieben. Wir überschauen die Geschichte im ganzen von der Bronzezeit bis heute, das Schicksal einzelner Gebäude und Einrichtungen wird durch Bilder und Beschreibungen dargestellt, auch Urkunden werden dabei veröffentlicht, dann folgt die Sippenkunde und die Volkskunde. Dabei wird von Sagen, Bräuchen, Sprüchen, Liedern, Reigen erzählt. Kinkelin sucht die Bräuche und den Glauben möglichst zum germanischen Ursprung zurückzuverfolgen; daß dabei manche unbewiesene Annahme gegeben werden muß, ist selbstverständlich. Im ganzen ist das Buch eine erfreuliche Leistung. Heimatliebe und Streben nach wissenschaftlicher Vertiefung sind gut verbunden.

Schwäbische Spruchkunst, Inschriften an Haus und Gerät, gesammelt und bearbeitet von Wilhelm Mönch, mit 45 Bildern. (Schwäbische Volkskunde, im Auftrag des württ. Kultministeriums herausgegeben von August Lämmle, 2. Reihe, 1. Band.) Stuttgart, Silberburg, 285 S.

Digitized by Google

Der Stoff ist in drei Abschnitte gegliedert: 1. Hausinschriften. Dabei sind auch die Sprüche auf dem Hausgerät verzeichnet. 2. Wurmlinger Grabkreuzinschriften. 3. Ofensprüche.

Dem Forscher wird hier willkommener Stoff geboten, der nach vielen Richtungen auszuwerten ist, für wissenschaftliches Arbeiten und für die Schule; aber auch zur Unterhaltung ist diese Sammlung sehr ansprechend. Denn sie enthält viel Lebensweisheit, im Ernst und im Humor. Man kann das Buch weiten Kreisen empfehlen.

Volkslieder aus der Provinz Sachsen, herausgegeben mit Unterstützung des deutschen Volksliedarchivs von Karl Voretzsch, Halle, Saale, Max Niemeyer Verlag, 1937, 96 S., geh. 1 RM.

Dieses Bändchen der „Landschaftlichen Volkslieder mit Bildern und Weisen", die das deutsche Volksliedarchiv in Freiburg i. Br. herausgibt, vereinigt eine Reihe von Volksliedern, die in der Provinz Sachsen üblich sind. Die Sammlung ist zuverlässig und kann als brauchbares Liederbuch empfohlen werden.

Das Sonnenjahr, Das Brauchtum des Jahreslaufes, Abbild alten deutschen Volksglaubens, dargestellt in einem Groß-Relief aus gebranntem Ton von Bildhauer Adam Winter, durch Bildaufnahmen aus dem heimatlichen Brauchtum belegt und erläutert von Dr.-Ing. Heinrich Winter (Schriften der Volks- und Heimatforschung, herausgegeben von Friedrich Ringshausen, 1. Band), Darmstadt, Verlag Volk und Scholle, 1937, 36 S. mit vielen Bildern.

Heinrich Winter, **Frühjahrsbrauchtum der Osterzeit in der Landschaft Rheinfranken-Nassau-Hessen** (2. Band derselben Sammlung, im selben Verlag), 1937, 76 S. mit vielen Bildern.

Diese Büchlein sind fesselnd geschrieben, da und dort bin ich in Einzelheiten mit der Deutung nicht einverstanden, besonders im zweiten Band; im ganzen aber ist die Auffassung unserer Bräuche durch Winter gut. Er geht vom hessischen Volkstum aus und führt über ins Germanische im allgemeinen. Frisches Erleben unserer Bräuche ist hier verbunden mit guten Kenntnissen. Auch die Bilder zeigen volles Verständnis für unser Volkstum.

Otto Höfler, **Kultische Geheimbünde der Germanen,** 1. Band, Frankfurt a. M., Diesterweg, 357 S.

Nach Erscheinen dieses Buches habe ich in der „Oberdeutschen Zeitschrift für Volkskunde" 8, 1934, 191 f., kurz darauf hingewiesen. Eine der tragenden Vorstellungen Höflers suchte ich in dem Fasnachtsaufsatz dieses Heftes (S. 1 ff.) darzutun. Höflers Buch ist viel angegriffen worden. Diese Angriffe beruhen teilweise auf der falschen Voraussetzung, als ob Höfler mit seinem Buch die Gesamtheit germanischer Haltung und Religion darstellen wollte. Das liegt ihm fern. Er weiß sehr wohl, daß Ruhe und Klarheit Wesenszüge des germanischen Bauern sind. Aber auch diese Züge machen nicht die Ganzheit seines Wesens aus. Neben der besonnenen Festigkeit konnte der germanische Bauer mit leidenschaftlicher Ergriffenheit kämpfen. Wie hätte er sonst das in alter Überlieferung festgefügte römische Reich überrennen können!

Solche Leidenschaft zeigt sich nicht nur im Krieg, sondern auch im Volksbrauch, der dem Kampf fürs Leben gilt. Diesen Kampf führte in der germanischen Gemeinschaft die Jungmannschaft. Ein Beispiel für die Art, wie er im Frühjahr geführt wird, habe ich oben Seite 1 ff., fußend auf Höflers Forschungen, zu zeigen versucht.

Digitized by Google

Die heilige Leidenschaft, von der die Jungmannschaft bei Frühjahrsbräuchen erfüllt war, gehört ebenso zum kultischen Brauch, wie der gemessene Schritt im Waffentanz z. B. der Siebenbürger Sachsen (vgl. Fehrle, Deutsche Feste, 4. Aufl., S. 54 ff.). Ihren mythischen Mittelpunkt und ihre Heiligung fanden solche Bräuche der Ergriffenheit in Wodan. Es ist richtig empfunden, wenn Adam von Bremen sagt: Wodan id est furor. In Wodan ist leidenschaftliche Ergriffenheit versinnbildlicht. Sie war längst vor dem Gott da. Immer geht die Entwicklung so, daß aus dem Leben sich Bräuche entwickeln. Ihre Art ist bestimmt durch das Blut, die Rasse, d. h. durch die mythische Haltung, die einem Volke eigen ist. Seine Heiligung erfährt ein Brauch oder eine Gruppe von Bräuchen, indem die mythische Erzählung sie mit einer Gottheit verbindet und aus Geschehnissen im Leben der Götter herleitet. Die mythische Erzählung als Ausdruck der mythischen Haltung ist also der Entstehung nach später, wenn sie auch in frommer Darstellung an den Anfang gestellt wird. Die Götter, an die ein Brauch sich anschließt, sind dann ebensosehr Ausdruck der Volksseele, wie der Brauch selbst. Von ihnen gilt Schillers Wort: In seinen Göttern malt sich der Mensch.

Höfler hat die kultische Ergriffenheit gut dargestellt. Wir warten mit Spannung auf den zweiten Band. Viel Anfeindung hätte er sich erspart, wenn er für Begriffe wie Ekstase, Dämonen, Magie deutsche Ausdrücke gesucht hätte. Die fremden Worte, die im Verlauf der Zeit ganz verschiedene Bedeutungen angenommen haben, sind vielfach Grund der Mißverständnisse. Immerhin sind sie üblich, auch bei Gelehrten wie Grönbech und Wolfgang Schultz, wo sie meines Wissens noch niemand beanstandet hat. Ersetzt man solche fremden Begriffe durch deutsche, so wird die Darstellung klarer und eindeutiger, und das in besonderem Deutsche muß dann mehr herausgearbeitet werden. Man hat Höflers Ausführungen, vor allem von katholischer Seite her, mißbraucht, um die „Primitivität" der Bräuche verschiedener Völker den germanischen gleich zu setzen. Selbstverständlich gibt es kultische Ergriffenheit auch im Brauch anderer Völker. Es wird eine Aufgabe Höflers sein, in weiteren Ausführungen zu zeigen, in wiefern die Ergriffenheit bei germanisch-deutschen Bräuchen völkisch eigenartig ist und von ähnlichen Bräuchen anderer Rassen sich unterscheidet.

Im ganzen kann gesagt werden, daß Höflers Buch zu den anregendsten Werken der Volkskunde gehört, wenn man auch viele Erscheinungen anders ausgesprochen wünscht. Wer hier Gegner ist, soll kämpfen, nicht verdammen. Aus dem Kampf und dem Mühen um Klärung wird uns ein Erbteil germanischer Art klar werden — nicht die Ganzheit germanischen Wesens.

Andreas Heusler, **Johann Peter Hebel:** Das innere Reich, Zeitschrift für Dichtung, Kunst und deutsches Leben, 4. Jahrgang.

Dieser Vortrag zeichnet in wenig Strichen ein Bild von der Größe, Vielseitigkeit und Volksverbundenheit Hebels. Heusler sagt mit Recht von ihm: „Er ist sein Leben lang, als Mensch wie als Dichter, seinem Volk verwachsen geblieben, er brauchte sich nicht romantisch in die Bauernseele hineinzuträumen." Möchten recht viele Deutsche diesen Vortrag lesen. Vgl. 11. Jahrgang dieser Zeitschrift S. 147 ff.

M. Fritz, **Schwäbische Soldatensprache im Weltkrieg,** Stuttgart, A. E. Glaeser, 89 Seiten.

Die ausgiebige Übersicht über schwäbische Soldatenausdrücke wird alten Soldaten Freude machen und liebe Erinnerungen wachrufen, dem Wissenschafter bietet sie guten Stoff zum Forschen über Anschaulichkeit und Bildhaftigkeit der Volkssprache und über Humor mitten in der Gefahr und Not des Krieges.

Digitized by Google

Unsere Heimatnatur, Tiere und Pflanzen der Heimat, von Prof. Dr. Fehringer und Hauptlehrer A. Wolf, mit Farbentafeln von Prof. Aichele, Textabbildungen von Studienrat Senger und Hauptlehrer Wolf, Heft 1: Frühling und Sommer, 1937, 137 S., Heft 2: Herbst, Winter und Vorfrühling, 1936, 77 S., Verlag Konkordia, Bühl (Baden).

Unsere Jahresbräuche sind im allgemeinen bedingt durch die Gegebenheiten der Jahreszeiten. Viele alte Sitten können nur aus dem Erleben gedeutet werden, und zwar aus der Gesamtheit des Erlebens. Um diese aber zu erfassen, muß man Pflanzen und Tiere und ihr Leben im Jahreslauf beobachten. Wenn unsere Kinder so trefflich angeleitet werden wie in diesen zwei Bändchen, dann wird ihnen das Verständnis für manchen Jahresbrauch leichter fallen als einem der Natur fernstehenden Menschen. Zudem sind diese Bücher geeignet, Freude am Leben unserer Tiere und Pflanzen zu fördern und damit beizutragen zum Verwurzeltsein in der Heimat. Die Bücher sind nach Inhalt und Ausstattung gut.

Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, herausgegeben unter besonderer Mitwirkung von E. Hoffmann-Krayer, von H. Bächtold-Stäubli, Band 7, Berlin, Walter de Gruyter. 1711 S.

Der 7. Band dieses für die Volkskundeforschung wichtigen Handbuches enthält wieder in kleineren und größeren Artikeln beachtliche Beiträge zu unserer Wissenschaft.

Stegemann gibt einen eingehenden Aufsatz über die Planeten, der gut zusammenfaßt. Er gehört mehr ins Gebiet der Religionsgeschichte als zur deutschen Volkskunde, ist aber für die Volkskunde von Bedeutung, weil er die stark orientalische Überfremdung Deutschlands auf dem Gebiet der Astrologie zeigt. Ähnlich einzustellen ist Stegemanns Arbeit über Prognostikum. Marzell hat mehrere Beiträge über Pflanzen. Unter den P-Artikeln wäre dann hinzuweisen auf Priester, Prophet, Puppe. Der Psychoanalyse ist zu viel Ehre angetan. Unter den R-Artikeln verweise ich auf: Rabe, Rad (Die Ausführungen darüber sind stark veraltet. Gerade hier sollte man erwarten, daß von kultischem Brauchtum in nordischen Ländern ausgegangen wird und nicht von späterem Zauberglauben. Auch im einzelnen enthält dieser Aufsatz Unrichtigkeiten, wie wenn z. B. geschrieben wird, in Deutschland sei gegen Ende des 19. Jahrhunderts das Radrollen und Scheibenschlagen so gut wie ausgestorben gewesen), Rasiermesser (hier hätte auf Bräuche hingewiesen werden können, wie sie Tacitus im 31. Stück der Germania bringt), Recht, Regenbogen, Religion, Ring, Rocken, rot, bei S auf Sage, Salz, Samstag, Schaf, Schutz, schaukeln, Schicksal, schießen, Schuß, Schlag, Schlange, Schleier (hier ist keine klare Entwicklung gegeben, vor allem sind die orientalischen Überfremdungen nicht deutlich gemacht, vgl. z. B. Fehrle, Deutsche Hochzeitsbräuche, S. 54 ff.), Schmetterling, Schmuck, Schnecke (Die Schnecke als Sinnbild des Frühlings im Festbrauch ist zu wenig belegt und nicht deutlich entwickelt), Schuh, Schwangerschaft, Schwein, Schwelle, Segen, Sieb.

Kleinere Ausstellungen werden bei einem Werk, an dem die verschiedensten Gelehrten mitarbeiten, immer gemacht werden können. Das Buch im ganzen bleibt doch ein wertvolles Nachschlagewerk, das man bei volkskundlichem Arbeiten nicht vermissen möchte.

Eugen Fehrle.

Erich Gierach, **Die Ortsnamen des Bezirkes Friedland (= Sudetendeutsches Ortsnamen-Buch,** herausgegeben von E. Gierach und E. Schwarz, Heft 3). Reichenberg, Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, 1935, 98 S., 1 Karte.

Die Anstalt für Sudetendeutsche Heimatforschung der Deutschen Wissenschaftlichen Gesellschaft in Reichenberg hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Orts- und

Digitized by Google

Flurnamen des deutschen Siedlungsraumes innerhalb der Tschecho-Slowakischen Republik in zwei großen Werken aufbereitet und wissenschaftlich bearbeitet zu veröffentlichen. Als Herausgeber zeichnen zwei Männer, die beide in ihrer wissenschaftlichen Arbeit eng mit der sudetendeutschen Heimat verbunden sind. Von dem Ortsnamenwerk liegt nun nach dem Gablonzer Heft von E. Schwarz der Friedländer Bezirk vor, dem E. Gierach seit langem seine Arbeit zugewandt hat. Das Heft gibt in mustergültiger Form mit reichen Belegen eine Sammlung und Erklärung sämtlicher Friedländer Ortsnamen, die sich auf der Ausschöpfung des gesamten archivalischen Stoffes aufbaut. Eingeleitet wird die Sammlung durch eine Beschreibung des Friedländer Bezirkes, dann folgt die Darbietung der Ortsnamen. Das dritte Kapitel „Namenkunde" wertet die Namen nach Bildungsweise und Lautformen aus und bespricht die übernahme der wenigen wendischen Namen ins Deutsche sowie die ungeschichtlichen, willkürlichen tschechischen Namensübersetzungen. Daran schließt sich als viertes Kapitel eine Siedlungsgeschichte, in der alles Notwendige über die vorgeschichtlichen Verhältnisse, die slawische Zeit, die deutsche Besiedlung von der Eroberung bis zur Landnahme, die Landnahme selbst (Dorfgründungen, Burg und Stadt, Eindeutschung der Wendendörfer, Herkunft der deutschen Siedler) und der Siedlungsausbau der Neuzeit dargestellt wird. So wird in gründlicher und sachlicher Art durch die Namensforschung eindrucksvoll und unwiderleglich bewiesen, daß die Urbarmachung des Bodens das alleinige Verdienst der deutschen Bevölkerung ist, wie sie auch die Industrie und die geistige Kultur des Friedländer Gebietes geschaffen hat; niemand anderes, nur sie, hat auf dieses Stück Erde ein Anrecht. Dem Verfasser gebührt Dank für diese Arbeit sprachlicher Volksforschung; sie ist ein Rüstzeug im volksdeutschen Kampf, das alle Deutschen, nicht bloß die Grenzmarken des Ostens kennen sollten.

Heidelberg. Gerhart Streitberg.

Otto Eduard Schmidt, **Die Wenden.** Dresden 1926, Verlag Buchdruckerei der Wilh. und Bertha von Baensch-Stiftung, 141 S. mit 8 Vierfarbendrucken, 5 Autotypien und 1 Karte.

Das vorliegende Werkchen bietet in seiner sachlichen Art eine ausgezeichnete Einführung in Geschichte und Wesen der Wenden. Von den vorgeschichtlichen Verhältnissen Sachsens und der Lausitzen ausgehend, läßt der bekannte Historiker die einzelnen bedeutsamen Zeitabschnitte aus der Geschichte des Wendentums lebendig werden: ihre Einwanderung in die ehedem germanischen Gebiete, die Entwicklung ihrer Kultur in ihrem Verhältnis zur germanischen (Gottheiten, Kult, Sachkultur usw.), die Rückeroberung des Landes durch die Deutschen, die Ostkolonisation und die sich immer stärker herausentwickelnde Lebens- und Kulturgemeinschaft zwischen Wenden- und Deutschtum. Besondere Aufmerksamkeit verdienen die Abschnitte, in denen Schmidt die „wendische Frage" im Zusammenhang mit allerlei Machenschaften anläßlich des Versailler Diktates und die Lage in der Gegenwart behandelt. In ruhiger Weise nimmt er hier Veranlassung, gestützt auf einwandfreie Unterlagen, eine Reihe unrichtiger, häufig böswilliger Verdrehungen, Beschuldigungen und Behaupkungen zurückzuweisen, die, teilweise wissenschaftlich getarnt (Vierset!), immer wieder auftauchen. Für den Volkskunder haben seine Bemerkungen über das Volkslied der Wenden, von dem er einige schöne Proben gibt, ihr Brauchtum, namentlich ihre Trachten, besonderen Wert, der noch durch die beigegebenen Tafeln erhöht wird. Aus ihnen, namentlich aus den bunten, wächst ein gutes Bild der trachtlichen Verhältnisse, wie im übrigen auch der Hausform. Die beigeheftete Bevölkerungskarte der Ober- und Niederlausitz ist, da sie noch auf der Volkszählung von 1910 beruht, überholt. In dem kurzen Nachtrag weist Schmidt auf diese Veränderung des Bevölkerungsstandes hin, doch auch die

Digitized by Google

dort verzeichneten Zahlen der in Preußen und Sachsen lebenden, das Wendische als Muttersprache beherrschenden Bevölkerung dürften sich inzwischen wiederum geändert haben. Der Rückgang des Wendentums, der unaufhaltsam stetig weiterschreitet (1910: 111 167; 1925: 71 000), mag heute eine Schätzung auf 60 000 rechtfertigen.

Heidelberg. Ferdinand Herrmann.

Paul Brohmer, **Biologieunterricht unter Berücksichtigung von Rassenkunde und Erbpflege.** Osterwieck am Harz 1933, Verlag A. W. Zickfeldt, 64 S.

Diese ausgezeichnete Schrift, die in der Reihe „Die nationalsozialistische Erziehungsidee im Schulunterricht" erschienen ist, bahnt den Weg von der Fachwissenschaft Biologie zur universalen Biologie im Sinne von Ernst Krieck. In klarer Schau werden dem mechanistisch-darwinistischen Unterrichtsbetrieb einer überholten Zeit die ganzheitliche Betrachtungsweise des Nationalsozialismus und die sich daraus ergebenden Folgerungen und Aufgaben für einen lebensnahen, der Volksgemeinschaft dienenden Unterricht entgegengestellt. Nach einem grundlegenden Aufriß von dem Aufbau und der Gestaltung des Biologieunterrichtes auf dem Boden der Gemeinschaft behandelt Brohmer die wichtigsten Zweige und Beziehungen dieser Biologie (Vererbungslehre, Familien- und Rassenkunde, Rassenhygiene). An anregungsreichen Beispielen erläutert er die Möglichkeiten der Gestaltung eines Lehrer wie Schüler in gleicher Weise fesselnden Unterrichts, der von Haus und Hof seinen Ausgangspunkt nimmt. Daß er dabei zum Schlusse in einem besonderen Abschnitt die enge Verflochtenheit zwischen Biologie und Volkskunde betont und von den mannigfaltigen Wegen, die von jener zu dieser führen, einige beispielhaft zeichnet, wird man ihm besonders danken. Es ist der Schrift zu wünschen, daß jeder Erzieher sie sich beschafft.

Heidelberg. Ferdinand Herrmann.

Friedrich Krebs, **Die Fachsprache des Maurers in der Pfalz** (= Fränkische Forschungen, Arbeiten zur Sprachgeographie und zur Volkskunde, besonders der Rhein- und Ostfränkischen Gebiete, herausgegeben von Fr. Maurer, Heft 3). Erlangen, Palm & Enke, 1934, VIII, 73 S., 4 RM.

Der Verfasser hat auf Anregung von E. v. Kraus die Fachsprache der Pfälzer Maurer untersucht und so einen begrüßenswerten Beitrag geleistet zur Bearbeitung des noch weithin unerschlossenen Gebietes der Berufs- und Standessprachen in Deutschland. Den Stoff lieferten eigne mundartliche Aufnahmen auf Grund eines Fragebogens der Bayrisch-Österreichischen Wörterbuchkommission, außerdem Fragebogen der Pfälzischen Wörterbuchkanzlei und Material, das deren Leiter E. Christmann zur Verfügung gestellt hat. Für südhessisches Gebiet wurden auch Fragen des Südhessischen Wörterbuches benützt. Der erste Teil enthält ein Verzeichnis der Fachbezeichnungen (Allgemeines über den Maurer und seine Tätigkeit, das Handwerkszeug, das Gerüst, das Material, die Tätigkeit des Mauerns, Mauer und Haus, Abbruch). Daran anschließend bringt der zweite Teil eine geographisch-geschichtliche Entwicklung der Pfälzer Maurersprache, in dem Krebs mit Methoden dialektgeographischer Forschung der räumlichen Gliederung dieser Fachausdrücke und den Einwirkungen von außen nachgeht, den rheinischen Bewegungen und den nördlichen Zusammenhängen und Strömungen aus dem Hunsrückgebiet. Verdeutlicht werden diese Untersuchungen durch dreizehn gut gelungene Kartenskizzen (z. B. Speishacke/Speiskrätze; die verschiedenen Ausdrücke für „Ziegel zuwerfen"; Klebscheibe/Reibbrett/Reibscheid „Mörtelstreichbrett"). Hier liegt ein Stoff vor, der die Fortführung der Wortgrenzen in den anschließenden Gebieten gebieterisch fordert;

Digitized by Google

zeigt doch fast jede Seite des Buches, wieviel altes Sprachgut schon im Aussterben begriffen ist und daß es somit höchste Zeit für solche Untersuchungen geworden ist. Um so mehr ist dem Verfasser zu danken, daß er eine so wertvolle Ernte heimgebracht und ein gutes Hilfsmittel für die Weiterarbeit geschaffen hat.

Heidelberg. Gerhart Streitberg.

Wörter und Sachen, Zeitschrift für indogermanische Sprachwissenschaft, Volksforschung und Kulturgeschichte, herausgegeben von Prof. Dr. Herm. Güntert unter Mitarbeit von R. von Kienle, H. Kuen, W. Porzig, K. Stegmann von Pritzwald, L. Weisgerber und W. Wüst, neue Folge, Band 1, 1938, Heft 1, Heidelberg, C. Winter.

Diese gediegene Zeitschrift, die den Rahmen einer engumgrenzten Sprachwissenschaft längst gesprengt hatte und in der Vereinigung von Sprach- und Sachforschung bisher Gutes leistete, erscheint unter Günterts Führung jetzt in neuem Gewand. H. Güntert hat während seiner Heidelberger Lehrtätigkeit manchem Philologen Glauben und Zutrauen zur Sprachforschung gebracht, im Gegensatz zu einer vorher weithin gebräuchlichen Enge dieses Wissenszweiges. Er hat sich vor allem um die Germanenforschung große Verdienste erworben. Dies wurde von der Regierung dadurch anerkannt, daß er neben seinem sprachwissenschaftlichen Lehrstuhl einen Lehrauftrag für Germanenkunde erhielt.

Jetzt ist er der alleinige Herausgeber der Zeitschrift „Wörter und Sachen". Sie wird dadurch eine einheitlichere Richtung bekommen als bisher. Wie diese verlaufen soll, zeigt Güntert in einem einleitenden Aufsatz: Neue Zeit — neues Ziel. Dann folgt eine Auswahl von Felsbildern aus der Val Camonica (beim Iseosee): Die Sonne in Kult und Mythos. Darin wird gezeigt, daß germanische Gottesverehrung und altnordische Sinnbilder, wie sie Felsritzungen in Skandinavien schon von der jüngeren Steinzeit ab aufweisen, in den Alpen bei nordischen Stämmen vom 9. Jahrhundert v. Zw. bis ins Mittelalter hinein weiterleben. Das ist eine religionsgeschichtliche Tatsache von bedeutender Tragweite. E. Winkler handelt dann vom sprachwissenschaftlichen Denken der Franzosen, K. Stegmann von Pritzwald von der sprachwissenschaftlichen Minderheitenforschung, M. Julier behandelt das Haberfeldtreiben als sprachliches Rätsel.

Die Zeitschrift kann als tüchtige Führerin für Germanenkunde, Sprachwissenschaft, Volkskunde warm empfohlen werden.

Albert Becker, **Osterei und Osterhase.** Vom Brauchtum der deutschen Osterzeit, Jena, Diederichs, 1937, 67 S.

Geschickt und übersichtlich stellt Becker, der sich im volkskundlichen Schrifttum gut auskennt, die Bräuche um die Osterzeit zusammen. Wir erfahren vom Namen Ostern, vom Osterfeuer, Osterwasser, vom Ei und Hasen, vom Osterspielen, vom Brauchtum des Palmsonntags und der Karwoche und von manchen Problemen, die mit diesen Bräuchen zusammenhängen. Das schmucke Büchlein wird auch Lesern außerhalb des wissenschaftlichen Kreises Freude machen.

Eugen Fehrle.

Alle Rechte vorbehalten. — Die Verantwortung für die einzelnen Beiträge tragen die Verfasser, für die Gesamthaltung der Zeitschrift die Schriftleitung. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: J. Apel, Bühl i. B. Druck und Verlag Konkordia A.-G., Bühl i. B. (Direktor W. Weser). Auflage dieser Ausgabe 1000.

Digitized by Google

Bausteine zur Volkskunde und Religionswissenschaft

Herausgeber: Univ.-Prof. Dr. Eugen Fehrle, Heidelberg

1. Band: **Lily Weiser, Altgermanische Jünglingsweihen und Männerbünde.** Ein Beitrag zur deutschen und nordischen Altertumskunde. 94 Seiten, 1927 . . . . . 2,70 RM.

2. Band: **Werner Wolf, Der Mond im deutschen Volksglauben.** 91 Seiten, 5 Tafeln, 1929 . . . . . 2,70 RM.

3. Band: **Friedrich Schlager, Die Mundarten im fränkisch-alemannischen Grenzgürtel Badens.** 82 Seiten, 1 Hauptkarte, 6 Einzellautkarten, 1 wortgeographische und eine Karte der hist. Verhältnisse, 1931. Preis . . . . . 3,— RM.

4. Band: **Hermann Günkert, Deutscher Geist. Drei Vorträge.** 1. Die Rache der Natur. 2. Das Wesen des deutschen Geistes als Folge seiner Erbanlage. 3. Die deutsche Sprache als Ausdruck deutscher Art und Geschichte. 116 Seiten, 1932 . . . . . 2,50 RM.

5. Band: **Wolfgang Treutlein, Das Arbeitsverbot im deutschen Volksglauben.** 166 Seiten, 1932 . . . . . 3,50 RM.

6. Band: **Carl Krieger, Kraichgauer Bauerntum.** 8 Bildtafeln, 170 Seiten. Vergriffen.

7. Band: **Helga Reuschel, Untersuchungen über Stoff und Stil der Fornaldarsaga.** 135 Seiten, 1933 . . . . . 5,— RM.

8. Band: **F. Spieser, Das Leben des Volksliedes im Rahmen eines Lothringerdorfes.** 153 Seiten, etwa 70 Seiten Tabellen, 6,— RM.

Digitized by Google

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde
Herausgeber: Universitätsprofessor Dr. Eugen Fehrle, Heidelberg, Landfriedstraße 5.

2./3. Heft 12. Jahrgang 1938

Sudetenland – Deutsches Land.

Die sudetendeutschen Brüder und Schwestern sind heimgekommen ins Reich. Ihre Dörfer und Städte, in denen seit Jahrhunderten deutsches Leben blüht und aus denen so viele kerndeutsche Männer und Frauen hervorgangen sind, gehören wieder, auch staatlich, zu uns. Ihr Deutschbewußtsein ist trotz aller Überfremdungsversuche aufrecht und stark geblieben und hat schließlich gesiegt.

Das Dritte Deutsche Reich geht vom Volkstum aus. Was zum deutschen Volkstum gehört und mit ihm verbunden sein will, bildet eine Einheit. So ist unser Reich nicht auf dem Machtgedanken aufgebaut; gleiches Blut bindet die Volksgemeinschaft und formt den Staat. Daß aus solchem Gemeinschaftsgefühl eine zusammengeballte Macht von ungeheurer Wucht entsteht, würde jeder merken, der es wagen sollte, Deutschland anzugreifen.

Uns Volkskundern bringen geschichtliche Ereignisse, wie die Heimkehr der Österreicher und der Deutschen in Böhmen und Mähren, ein besonderes Glück, weil sich wissenschaftliche Lehre und Forderung im großen Weltgeschehen erfüllt. Joh. Gottfried v. Herder stellte die Forderung, daß alle Glieder eines Volkes zusammengehören wie ein Körper. Denn alle sind vom selben Blute beseelt. Er prägte für diese Gemeinschaft den Ausdruck Volksseele. Ernst Moritz Arndt zog daraus politische Folgerungen und erhoffte ein einheitliches, auf dem Volkstum aufgebautes Reich. Doch er mußte erleben, wie die Ideen der französischen Revolution diese völkische Entwicklung hemmten. Für die Männer der Zeit der Romantik und noch der Jahre 1848/49 blieben diese Hoffnungen auf einen völkisch begründeten Staat nur Sehnsucht und Traum — romantisches Schwärmen.

Durch die großen Taten des Führers ist aus jener Sehnsucht und Hoffnung Wirklichkeit geworden. Wir Glücklichen dürfen erleben, was Volkstum ist, wie aus dem mächtigen Drang des Blutes heraus Geschichte wird. Zollschranken und Grenzpfähle zwischen uns und unseren Volksgenossen im Osten sind beseitigt. Der aus Haß geborene Versuch unserer Feinde im Weltkrieg, deutsches Volkstum zu vergewaltigen, ist vernichtet durch ein echtes, aus dem Blut geborenes Deutschbewußtsein, durch die Macht der deutschen Volksseele.

Eugen Fehrle.

Digitized by Google

Das Lied im sudetendeutschen Kampf.

Von **Karl Michael Komma**, Heidelberg.

Mit Mann und Wehr stand seit Jahrhunderten das Lied im Kampf um den böhmischen Schicksalsraum. In den kämpferischen Liedern der Deutschen und Tschechen haben die Jahrhunderte ihre fortdauernden Zeugnisse gefunden, Zeugnisse nicht nur geschichtlicher Begebenheiten, sondern vor allem der besonderen, unveränderlichen Kampfesart und Gesinnung. Wer den Volkstumskampf der Sudetendeutschen ganz begreifen wollte, müßte die Tschechen kennen. Wer heute die Höhe des deutschen Sieges im Osten ermessen will, muß um die Tiefe der tschechischen Niederlage wissen. Wer die Lieder der sudetendeutschen Stammesteile richtig hören will, darf die des tschechischen Gegners nicht außer acht lassen.

Aber wie sahen und sehen die Sudetendeutschen selbst die Tschechen in ihren Liedern? Wie hören und hörten sie slawisches Wort und slawische Weise in ihrer Nachbarschaft? Ein Dichter, dessen Wiege in Prag stand, der noch spät in seinem Leben bekennen mußte, daß er nicht wisse, wo er daheim sei, und so auch nicht für eine Heimat kämpfen könne, Rainer Maria Rilke, hat sich einmal so zum tschechischen Lied bekannt:

Mich rührt so sehr
böhmischen Volkes Weise.
Schleicht sie ins Herz sich leise,
macht sie es schwer.

Mit der böhmischen Weise kann hier nur die tschechische gemeint sein. Wir kennen Rilkes Ostverwandtschaft. Und welches deutsche Lied aus Böhmen, Mähren oder Schlesien macht das Herz schwer, auch wenn es selbst schwer ist? Rilke meint die Wehmut der Slawen, die er selbst eben beim Hören eines „böhmischen" Liedes mitempfinden kann. Hans Watzlik, der Dichter aus deutschem Böhmerwaldstamm, kennt auch des anderen Volkes Weise. Das „schwermutvolle Lied der Tschechenmägde" gemahnt ihn aber an die Steppe des Ostens. In seiner Heimat hallt der herbe, trotzige Hirtenschrei. Er trifft zugleich den innersten Sinn des ganzen Völkerkampfes, wenn er sagt:

Digitized by Google

Fremd begegnen hier sich die Gesänge.
Volk von Volk steht finster abgewandt,
fühlt in seinem Fleisch des andern Fänge,
fühlt ergrimmt der Erde bittre Enge,
ackert tiefer ins umstrittne Land.

Der Vergleich der beiden Auffassungen zeigt so deutlich, wo der Wille zum Kampf und das Bekenntnis zum Volk stehen, daß kein Wort mehr darüber gesagt werden muß.

Wir hatten nie einen Anlaß, das zu verschweigen, was uns am Tschechentum fremd schien. Es soll auch fortan immer wieder betont werden, daß die Tschechen von Beginn an Mittel in ihrem Kampfe anwandten, die nach unseren Begriffen nicht edel zu nennen sind. Es wäre ein Wunder, wenn nicht zu allen Zeiten auch im tschechischen Lied diese Kampfesart ihren Ausdruck gefunden hätte. „Die Ihr Gottes Streiter seid", sangen die Taboriten, als sie unter Ziskas Führung die deutschen Städte niederbrannten. Der Schluß des Liedes dieser Gottesstreiter spricht den Befehl aus, dem die Hussiten aller Zeiten nur allzu gerne Folge leisteten: „Der Herr rufet, unser Gott: schlaget, mordet, keine Schonung!" Voller Scham und Empörung wenden wir uns von den Menschen ab, die im vergangenen Jahrhundert die deutsche Sprache dazu mißbrauchten, dieser tschechischen Eigenart noch lobzusingen. Ein Alfred Meißner war fähig, die Hussitenkriege mit der falschen Glorie eines nachahmenswerten Freiheitskampfes zu verklären:

Vielleicht, daß Deutschland in der Helden Streiten
verwandte Freiheitslosung tönen hört...

Und der Jude Moritz Hartmann warf sich in toller Verblendung der böhmischen (sprich: tschechischen) Mutter ans Herz:

Laß mich dein treuer Herold sein,
mein Vaterland, in deutschen Landen!

Aber mußten nicht solche Heroldsrufe begabter und minderbegabter Dichter ertönen, da sich doch vor ihnen der große Herder zum Herold der slawischen Sanftmut gemacht hatte?

Das Befremdende im tschechischen Charakter bricht auch im Volkslied immer wieder durch. Der Tscheche muß gar nicht in Angriff oder Abwehr stehen, um seine Abneigung gegenüber allem Deutschen zu betonen. Es genügt ihm schon, einen deutschen Menschen auf der Straße zu sehen, um sich gegen ihn auszusprechen. In fast allen tschechischen Volksliedsammlungen steht ein Lied, dessen Worte in deutscher Übersetzung etwa so lauten: „Als ich in Prag auf der Kleinseite ging, traf ich ein schmuckes Mädchen; ich sprach sie tschechisch an, sie antwortete deutsch. Daß dich der Teufel hol', du hündisches Mädchen!"

In einem Lied allerdings kann man die genannten und bekannten Eigenschaften des kleinen, westslawischen Volkes nicht erkennen: nämlich in seiner bisherigen Staatshymne. Während das slowakische Nationallied

Digitized by Google

„Über der Tatra blitzt es" einem gesunden, bäuerlichen Kampfgeist entstammt, zeigt das tschechische „Kde domov můj" durchwegs nur jene sanften, humanitären Züge, deren erste Feststellung und deren erstes Lob eben von Herder stammen. Das Lied ist übrigens — bezeichnend für die geistige Abhängigkeit der Tschechen — nach dem Urteil tschechischer Wissenschafter ein Abkömmling des Goetheschen Mignonliedes, dessen tschechische Übersetzung „Znáš onen kraj, kde domov můj?" (Kennst du das Land, wo meine Heimat ist?) einst sehr beliebt war. Daß aber auch das sanfteste Lied zu einem Haßgesang werden kann, das haben wir oft und deutlich gespürt. Im zwanzigjährigen Endkampf, aber auch in der Vorkriegszeit hat der tschechische Pöbel in Prag oder im Grenzland das „Kde domov můj" immer dann angestimmt, wenn bei seinen Ausschreitungen die Polizei vorgehen mußte. Wenn dann die Vertreter der Staatsgewalt plötzlich stramm standen und die Finger an den Helmrand legten, hörten wir die weiche Weise mit ihrem rührenden, liebreichen Text auf einmal als ein haßerfülltes Hohnlied.

Das Sudetendeutschtum hätte kein Recht zu seiner herrlichen Heimkehr gehabt, wenn es nicht durch alle Zeiten hindurch so treu an seiner größeren Heimat gehangen wäre. Diese Treue bedingte eine ununterbrochen fortdauernde Verbindung mit der gesamtdeutschen Kultur. Daß gerade in den Sudetengauen die schönsten Volkslieder erhalten blieben, die in Binnendeutschland längst verklungen und vergessen waren, zeigt ja am besten, wie beharrlich diese Grenzdeutschen sind. Nun hat freilich jeder Stamm und jeder Stammesteil in innigem Zusammenhang mit den entsprechenden Stämmen jenseits der Grenze seine Eigenformen behalten und fortentwickelt. Die Vielfalt des sudetendeutschen Volkslebens war und ist einzigartig. Sie war wohl am beglückendsten bei dem jährlichen „Fest aller Deutschen" zu erleben. In den langen Jahren des gemeinsamen Kampfes war auch eine einzigartige Liebe und Treue der einzelnen Stämme zueinander gewachsen. Da verstand der Böhmerwäldler den Isergebirgler, der Egerländer den Nordmährer in einer wirklichen Volks-Gemeinschaft.

Es nimmt nicht wunder, daß sudetendeutsche Heimatlieder völkisch bestimmt sind. So singt der Egerländer seit Jahrzehnten:

Eghalanda, hälts enk zsämm,
Eghalanda, 's dawat nimma lång ...,

der Erzgebirgler:

Deitsch on frei wolln mr sei
on do bleibn mr aa drbei,
weil mr Arzgebercher sei!

Der Riesengebirgler singt von seinem „deutschen Gebirge" —, und so umschließt den Schicksalsraum auch ein Kranz von heißgeliebten Liedern, die alle das Deutschtum bekennen. Wir haben diese Lieder, die Volksdichtung und Volksmusik sind, stets vom nationalen, nie vom ästhetischen Standpunkt beurteilt. Wer die Inbrunst einmal gefühlt hat, mit der sie alle gesungen wurden, auch und besonders dann, wenn sie von der Polizei oder vom Staatsanwalt verboten waren, der weiß, daß sie geheiligt sind. In den

Digitized by Google

letzten Tagen des Kampfes um das deutsche Recht im Herzen von Europa wurde wie im großen Krieg der Egerländer 73er Regimentsmarsch noch einmal zum Sturmlied. „Und wenn die Welt voll Teufel wär'" —, seine Schlußworte sagen am besten, wie entschlossen und todesmutig die Menschen dieses gequälten Landes waren.

Der Traum von Großdeutschland, dessen Verwirklichung wir erleben durften, ist in der Sudetenheimat im letzten Jahrhundert oft und tief geträumt worden. Die mächtige Sehnsucht nach dem Reich suchte ihren unmittelbaren Ausdruck im Lied und fand ihn schon in den Freiheitsgesängen der Körner, Arndt, Schenkendorf. Ja, die Väter sangen „Gott erhalte Franz den Kaiser" und wallfahrteten in den Sachsenwald zu Bismarcks Grab, weil sie Deutschland über alles liebten. Die „Wacht am Rhein", die die Deutschen der Sudetenländer, mit Wilhelm Pleyer zu reden, „schon zeitig übten", war in den Monaten des Zusammenbruchs nach dem Kriege der Kampfgesang. In Eger sind 1919 blutjunge Studenten mit diesem Lied auf den Lippen in den Tod gegangen. Dann wurde in der Knechtschaft ein Lied immer häufiger gesungen, wenn Deutsche zusammenkamen. Es war die Weise mit den Worten von Matthias Claudius: „Stimmt an mit hellem, hohem Klang". Sangen sie bewegt:

Und hebt die Herzen himmelan
und himmelan die Hände.
Und rufet alle Mann für Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende!

so geschah es immer öfter, daß sie sich erhoben und einander die Hände reichten. Die Lieder des größeren Deutschland lebten auch bei den Geknechteten. Sie lebten da noch geliebter und geheiligter und wurden im Gewühl des Kampfes, in der Enge der Bedrängnis immer stärker neu geboren. Da sangen die Turner die Lieder von den Fronten des großen Krieges: „Als wir nach Frankreich zogen", „Wildgänse rauschen durch die Nacht"; da sangen die Prager Studenten das Schillersche Reiterlied, und alle meinten es ernst mit diesen Liedern, alle konnten sie dem Tod ins Angesicht schauen und waren Soldaten, rechte Männer.

Die Tschechen hatten bald begriffen, welche Bedeutung gerade das völkische Lied für die Deutschen besaß. Sie setzten ihre Verbotsmaschinerie in Gang und die griff zu. Die Liste der verbotenen Liederbücher, Lieder, Gedichte war bald unübersehbar groß. Ein Wort genügte, um ein ganzes Buch für die Beschlagnahme reif zu machen. Wer das Lied Horst Wessels sang, wurde unbarmherzig eingekerkert. Die Sudetendeutschen haben aber nicht nur mit Liedern, sondern vor allem auch um Lieder gekämpft. Heute wurde ein Lied um seines Textes willen verboten. Morgen stand es wieder da mit neuen Worten. So geschah es mit Schenkendorfs „Wenn alle untreu werden", für das wir später „O heilig Herzland Böhmen" sangen. So geschah es mit dem Niederländischen Dankgebet, dessen Ruf, „Herr, mach uns frei!", den Tschechen doch zu unangenehm in den Ohren klang. Wilhelm Pleyer unterlegte der alten Weise einen neuen Text, der bald überall gesungen wurde: „Als Säer wir kamen in saatlose Wildnis". So

Digitized by Google

geschah es mit vielen, vielen Liedern. Wir sangen „Heimat" statt „Deutschland" und meinten doch die größere Heimat. Unsere jungen Dichter, Wilhelm Pleyer voran, gaben die Parolen zum Kampf. Wenn Pleyer in seinen Liedern rief: „Bruder, du sollst Held sein, aber ohne Ruhm!", oder: „Wir kämpfen um einen besseren Kampf!", dann waren das nicht Phrasen, sondern in die knappste Form gebrachte sudetendeutsche, nein: gesamtdeutsche Grundgesetze.

Da bin ich auch schon bei dem, was das Sudetendeutschtum dem Gesamtvolk im Liede geschenkt hat. Wäre es für die letzten zwanzig Jahre nur das eine Weihelied gewesen, das mitten im Krieg, 1917, Ernst Leibl dichtete, Walther Hensel später vertonte, jenes

Wir heben unsre Hände
aus bittrer, tiefster Not,
Herr Gott, den Führer sende,
der uns den Kummer wende
mit mächtigem Gebot!

so würde das schon eine Bereicherung um etwas Starkes, Echtes bedeuten. Das Sudetendeutschtum aber hat in das Gesamtvolk eine ganze Liedbewegung gebracht, die, erregt von Walther Hensel, so stark wurde, daß sie Unechtes und Hohles verdrängen und in einer Volksgruppe eine starke Auslese von singbegeisterten und liedtragenden, aber auch von liedschaffenden Deutschen erziehen konnte. Die Musikpflege der Hitler-Jugend in ihrem heutigen Ausmaß ist ohne die Bemühungen der Sudetendeutschen nicht zu denken. Viele wissen es kaum, manche haben es schon wieder vergessen, daß dieses und jenes Kampflied — und nicht zu wenige! — gerade von dieser Bewegung wieder zu neuem Leben erweckt wurde. Wir Sudetendeutschen haben diesem Liederaufbruch nach dem Kriege vor allem das zu danken, daß er unsere Menschen gefeit hat gegen das Fremde und den seichten Schund, und das deutsche Lied zur Erziehung der Jugend herangezogen hat. Als nach der Machtergreifung von 1933 im Dritten Reich ein neuer Liederfrühling sich ankündigte, da waren die Sudetendeutschen gewiß reif genug, ihn ganz mitzuerleben. Sie werden fortan dem gesamten Volk wie bisher nicht nur Lieder bewahren, sondern ihm auch wertvolle, neue schenken.

In der Turnerschaft stand die Kerntruppe, die trotz Verbot und Beschlagnahme Deutschlands neue Lieder in Sudetendeutschland sang und übte. Da brachte der eine von einem heimlichen Ausflug ins Reich eine neue Hymne mit, der andere kehrte von noch heimlicherem Aufenthalt in einem Lager mit neuen Kanons heim. Offenes Ohr und weites Herz behielten diese Neuigkeiten im Nu. Die Tschechen hatten es so weit gebracht, daß die Schulkinder die Nationallieder der drei Staaten der kleinen Entente singen mußten. Die nie gehörten und unverstandenen fremdsprachigen Texte erforderten Singstunden über Singstunden. So blieb schließlich kaum Zeit mehr, um ein paar deutsche Volkslieder zu üben. Aber trotzdem blieb auch der sudetendeutsche Junglehrer der getreue Mittler und Künder.

Digitized by Google

Wie oft saßen wir daheim in der langen Wartezeit vor dem Lautsprecher und hörten voll Ergriffenheit die Lieder der Nation! Wem von uns ist es nie geschehen, daß er beim Überschreiten der Grenze in sich lebendig und tönend die Haydnsche Weise gefühlt hätte und dabei immer nur das eine Wort, nein: die eine Welt Deutschland gedacht hätte? Der liebt ein Lied am meisten, der es nicht singen darf. Und der bekennt sich am innigsten zu seinem Vaterland, dem es verwehrt ist, dieses sein Bekenntnis laut werden zu lassen. Nun sind wir erlöst. Wir haben das Glück der Befreiung noch immer nicht ganz begriffen —, und stehen doch schon mitten in den Reihen der Kameraden aus dem alten Reich, marschieren mit ihnen, singen mit ihnen die längst vertrauten, jetzt endlich — „erlaubten" Lieder! Wir wollen den Gesängen, die mit uns gestritten haben, die Treue halten durchs ganze Leben.

In den Märztagen des Jahres 1848 hatte sich in Wien unter Führung des Sudetendeutschen von Löhner aus Saaz die „Lesevereinspartei" gebildet und folgende Proklamation der Sudetendeutschen an die österreichischen Brüder geschickt: „Der deutsche Patriotismus ist kein leerer Schall mehr. — Laßt uns vereint und friedlich die Wiedergeburt des Staates vollbringen. — Dann werden uns die freien deutschen Brüder jubelnd empfangen und uns aufnehmen in den großen Bund der freien deutschen Männer."

Aus dem Schriftchen „Sudetendeutschland kehrt heim", Dokumente aus 90 Jahren. Zusammengestellt von Walter Kappe, Deutsches Ausland-Institut, Sonderabdruck aus „Deutschtum im Ausland", Zeitschrift des Deutschen Ausland-Instituts, Stuttgart, Jahrgang 21, Heft 10, Oktober 1938, Seite 2. E. F.

Digitized by Google

Weihnachtsfeier in Asch.

Kindheitserinnerungen von **Friedrich Panzer**, Heidelberg.

Die Winter sind lang und tief dort oben zwischen Fichtel- und Erzgebirge. Wer einmal die Geduld darüber verlor, wenn es nimmer und nimmer lenzen wollte, der behauptete wohl, es sei in Asch neun Monate Winter und drei Monate kalt. Das war nun so aus der üblen Laune geredet; aber es kam in der Tat vor, daß im Oktober der erste Schnee fiel und im Mai der letzte; ich erinnere mich auch, daß man wohl selbst im Juli oder August dann und wann einmal die Stuben heizen mußte. Aber die Winter waren auch anders als hier unten im Tiefland, wo sie meist grau sind von Nebel und Nässe, und der Fluß nur alle paar Jahre mal sich bequemt, Schlittschuhläufer auf den gesteiften Rücken zu nehmen. Dort oben fror des morgens und abends alles zu Stein und Bein, mittags aber tropften die Dächer in der goldenen Sonne, die die Luft durchleuchtete und erwärmte, daß man in Hemdsärmeln im Freien hätte spazieren oder sitzen können. Hätte können: wenn es nämlich dazumal je einem eingefallen wäre, im Winter den dicken, warmen Rock auszuziehen, den man in der geheizten Stube so gut trug wie auf der ungeheizten Gasse; Wintermäntel waren nicht beliebt. In den klaren Nächten aber leuchteten am Himmel eine Million Sterne mehr, als man durch den ständigen Dunst vom Neckarufer aus je zu erschauen vermag. Meine Heimatstadt ist über mehr Hügeln erbaut als das große Rom, und so jauchzten Buben und Mädeln bei lustiger Schlittenfahrt in den Gassen, und auf dem Schulweg ließ es sich schließlich auch auf dem Ranzen oder der Schiefertafel ganz prächtig das steile „Staffelbergl" hinunterrutschen. Wer Schlittschuhe besaß, und warens auch nur die urtümlichen „Brelrutscher"[1], konnte auf den Teichen vor der Stadt monatelang die fährliche Kunst des Eislaufs üben. Der Schneeschuhlauf, heute die Winterlust aller Rüstigen meiner Heimat, war damals noch unbekannt.

Was den Winter uns Kindern — denn von der Weihnachtsfeier meiner Kindheit, d. h. der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, erlaubt mir der Herausgeber hier zu erzählen — was uns den Winter vor allem wert

[1] „Brel" (das Wort ist zweisilbig zu sprechen, das l macht eine Silbe für sich) heißt „Bretschen". In ein schmales, fußlanges Holz war ein schmales Eisen eingefügt.

Digitized by Google

machte, war, daß er das Weihnachtsfest in seinem Schoße hegte. Es war in unseren Seelen von einem unaussprechlichen Glanze umleuchtet. Viele Wochen vorher war es unser liebstes Spiel, uns untereinander „von Weihnachten zu erzählen"; in Wort und Einbildung durchliefen wir, uns gegenseitig ergänzend, jede kleinste Stufe der unvergleichlichen Feier. Ihre umständlich vielaktigen Vorbereitungen erlaubten mannigfachen Vorschmack des zu Erwartenden. Etliche Wochen vor dem Fest wurde — das war die erste mit inniger Teilnahme begrüßte und fast kultische Handlung — ein Holzkästchen mit Erde gefüllt, aufs Küchenfenster gestellt und Winterkorn darein gesät. Sein sorgsam beobachteter Aufwuchs sproßte frühem Schnitt entgegen. Denn zwei Wochen etwa vor Weihnachten begann man die „Zuckermännln" zu backen. Ein heller „Marzipanteig" — kein Lübecker Marzipan, sondern was man hierzulande „Springerlteig" nennen würde — wurde mit verschiedenen Blechformen in Stern-, Kleeblatt-, Tulpen- und sonstigen Gestalten ausgestochen oder auch in geschnitzte Holzmodel gepreßt. Das Ausgestochene mußte nun „aufgeputzt" werden. Man überzog die Oberflächen mit Zuckerschnee, und nun begann die kunstreiche Hantierung. Daß man allerlei Figuren und Farben anbringen könnte, wurden Mandeln feingeschnitten und das Zerschnittene verschieden gefärbt: grün mit dem Safte des abgeschnittenen und ausgepreßten Winterkorns, rot mit Alkermessaft, gelb mit Safran. Schnitten aus Zitronat, kleine Silberkugeln und Röschen, beim „Zuckerbäcker" gekauft, vollendeten die Zahl der Mittel, mit denen wahre Kunstwerke hervorgebracht wurden, die den Baum schmücken und nachher verspeist werden sollten, in dem steten Widerstreit des Bedauerns über die Vernichtung solch vielbestaunter Kunstwerke und der Begier, sich ihre Süße zuzueignen. Neben den „Marzipanln" wurden, vielleicht einen Grad niedriger geschätzt, die sogenannten „Zimmtsterne" in Stern- und sonstigen Formen aus einem vom Zimt dunkelbraun gefärbten Teige ausgestochen, eine farbige Rasse sozusagen neben der weißen, aber auch sie mit kunstreichen Zeichnungen aus Zuckerschnee mannigfach geziert. Endlich wurden die Lebkuchen aus mandelreichem Teige gefertigt, dessen Abrühren eine unendliche Zeit, Geduld und Armkraft in Anspruch nahm. Wie wunderbar aber auch, wenn man einmal mit eigens dazu gewaschenem Finger in den Teig fahren und seine Köstlichkeit versuchen durfte!

In der letzten Woche vor dem Fest hub dann das große Backen an. Man stand dazu um 3 Uhr morgens auf, in dem großen Backtrog wurde der Teig stundenlang geknetet und dann zum Bäcker gebracht, der alles in seinen heißen Backofen schob. Glücklich, wenn man auf dem Heimweg von der Schule dort einkehren und den köstlichen Ruch genießen durfte, der von den zahllosen „Stollen" und „Wecken" her die Backstube durchwehte, und von den großen, kreisrunden Kuchen von einem Meter Durchmesser, dem einfach gezuckerten „glatten", dem sehr geschätzten „Mandelkuchen" und dem besonders beliebten „Streuselkuchen" mit seinen aus Butter und Zucker geformten Knöllchen auf der Oberfläche. Das Gebäck sollte bis Neujahr reichen, und eine große Kundschaft, die am Hause hing, hoffte auf Zuteilung. So waren denn in der großen, kalten Bodenkammer vor dem Feste alle sich anbietenden Flächen auf Kisten und Kasten mit den Brettern

Digitized by Google

bedeckt, auf denen die Kuchen und Stollen unter weißen Tüchern den Festtagen entgegenruhten.

Aber auch mystischere Erscheinungen als diese materiellen — und doch auch irgendwie verklärten — Dinge stellten vor Weihnachten sich ein. Nur als wir Kinder alle noch sehr klein waren freilich, fand jene drohende Gestalt, die man bei uns „Luzer" nannte, auch wohl „Pelezmärtel" (Pelzmartin) sich ein; Ruprecht und Nikolaus waren uns unbekannt. Er erschien an unbestimmtem Tag nach eingetretener Dunkelheit unter wildem Gepolter, tappte dröhnend den langen Hausgang her, lärmte an der Türe und trat endlich ein, mit hoher Pelzmütze bedeckt, in einen Pelz gehüllt, in Pelzstiefeln steckend, einen Stock in der Hand und einen Sack auf dem Rücken. Man sagte zitternd das geforderte Gebet, erhielt etliche Mahnungen, die meist eine seltsame Kenntnis gewisser Vorgänge verrieten, an die man sich ungern erinnert sah, und dann goß er seinen Sack, mit viel Äpfeln und Nüssen gefüllt, in die Stube. Am Vorabend des Andreastages (30. November) trat wohl auch „'s Andreesl" auf, kleiner von Figur als der Luzer, sonst aber wie er sich gebabend. Nur einmal erschien auch das „Christkind" ganz in Weiß und Gold gekleidet. Es sprach sehr liebenswürdig zu uns mit feiner, hoher Stimme und tat doch keine so große Wirkung, weil wir in Figur und Stimmklang die Tante, wenn auch mit etlichem Zweifel, zu erkennen geglaubt hatten.

Endlich war denn der Heilige Abend da. Er war schulfrei und wir Kinder verbrachten ihn ganz in der geräumigen, vier Fenster langen „Kochstube". Da war großer, für uns höchst sehenswerter Betrieb. Im flachen „Schäfferl" wurden die dicken Karpfen, in Wasser schwimmend, hereingebracht; sie mußten nach unverletzbarer Überlieferung ihr Leben lassen für das Abendessen des 24. Dezember, bei dem sie so unerläßlich waren wie am ersten Feiertag mittags die gebratene Gans mit Sauerkraut und „Kochten-Grünen" (in Mundart: „Kochtagräina Knäala"), d. h. Knödeln, aus gekochten und grünen Kartoffeln. Der Mittag des zweiten Feiertags forderte dagegen „Blauwürschteln", d. h. eine Art Bratwürste, die aber nicht gebraten, sondern in einem Gewürzsud gekocht wurden. Spannung und Erregung des Tages waren zu groß, als daß sie bei uns Kindern sich nicht regelmäßig in allerlei Dummheiten zu befreien versucht hätten, und man kam selten ohne Schelte oder eine Kopfnuß durch den Tag. Ich erinnere mich, daß ich einmal in das Rohr eines Puppenofens, der sich richtig heizen ließ und der in der Küche fürs Fest geputzt wurde, den Finger derart hineinsteckte, daß er auf keine Weise wider herauszubringen war, wenn man das Rohr nicht zerstören wollte. Es mußten an dem arbeitsreichen Tage zwei Personen sich eine gute halbe Stunde lang bemühen, mich wieder zu befreien.

Nun: der Tag mußte durchgehalten werden, denn die Bescherung gab es nicht am Abend, sondern erst am frühen Morgen des Weihnachtstages.

Das Herrichten der Weihnachtsstube kostete die Erwachsenen viele, viele Arbeitsstunden. Die Stube war darum schon eine Woche vor dem Fest für uns Kinder verschlossen. Mein Schlafraum war nur durch diese Stube zugänglich; welche Wonne, am Abend mit einer Binde vor den

Digitized by Google

Augen durch sie geführt zu werden, alle Sinne indianerhaft gespannt, irgend etwas von ihren Heimlichkeiten zu erwittern.

Es galt zunächst den Baum zu richten; er hieß gewöhnlich nur „der Baum", allenfalls „Christkindlbaum". Es war eine in vier bis fünf Stockwerken möglichst regelmäßig gewachsene Tanne; war sie nicht ganz nach Wunsch, so ließ man wohl auch auf ein „corriger la fortune" sich ein und setzte künstlich einen Ast ein, wo eine fatale Lücke sich auftat. Den Baum ließ man an einem grünen Bande von der Mitte der Decke herabhängen, und wir hielten streng darauf, daß er bei der Bescherung „tanzte", d. h. sich langsam drehte, indem durch gelinden Anstoß das Band sich zu- und wieder aufwand. Das „Putzen" des Baumes war, bevor die weichen, gedrehten Drähte sich einführten, eine mühselige Sache. Jeder Apfel erhielt am Stiel, jede silberne und goldene Nuß an einem eingesteckten und notfalls eingesiegelten Hölzchen eine Schlinge aus grünem Faden, den „Zuckermänneln" wurde sie durch ein mit glühender Stricknadel gebohrtes Loch eingezogen. An diesen Schlingen wurde nun alles nochmals mit grünen Fäden gefaßt und Stück für Stück an die Äste gebunden in geheiligter Ordnung: das Große innen, das Kleine an den äußeren Ästen und gegen die Spitze hin. Es gab eine Reihe von „Zuckermännln", die, durch viele Jahre aufgehoben, an jedem Baume wiederkehrten; eine geheimnisvolle Frau, die „Rektors Christiane", hatte sie nach Modeln des 17. und 18. Jahrhunderts gefertigt und mit Gold verziert: ein großer Hirsch, vor einem mächtigen Baume stehend, ein prachtvoller Reiter, ein Kavalier mit Federhut und Stulpenstiefeln, Rokokodamen in Reifrock und Perücke, ein roter Husar, ein kreuztragender Christus von sehr pietistischem Ausdruck, ein Indianer vor einem Kaffeesack mit Federkrone und einem Pfeile in der Hand, ein Merkur, Schwäne und wer weiß was noch alles. Als ich als Student bei Klopfleisch in Jena eine Vorlesung über germanische Mythologie hörte — als einziger Zuhörer durch ein ganzes Wintersemester! — sprach er von dem Mythengehalt solcher Model. Ich ließ ihm zu seiner Freude von den Schwestern Zeichnungen von den „Zuckermänneln" kommen, und er fand die ganze germanische Mythologie mit Donar, Balder usw. in ihnen. Das sei nun dahingestellt. In der Stube aber gab es neben dem Gabentisch, der unter dem Baume stand, noch drei Hauptstücke zu richten: den Garten, die Pyramide und das Puppenhaus.

Der „Garten" war das Schwierigste. Aus kleinen Anfängen war er mit mir größer geworden. Zuerst wars nur eine Schäferei gewesen, von einem Zaune umhegt. Dann streckte sich die Fläche und trug im Hintergrund einen Berg. Das war der Stolz jedes Ascher Buben, im Weihnachtsgarten einen Berg zu haben. Mit Staunen hatten wir vernommen, wie so ein Prachtstück entstand: man nahm einen oder mehrere der großen biegsamen Pappen, die in unserer Webindustrie überall für die Karten der Jacquardmaschinen gebraucht wurden, knüllte sie kräftig zusammen und trampelte sogar mit den Füßen darauf herum! Dann wurden sie wieder erhoben, mit Leimwasser gesteift, grün gestrichen, mit Moos und Flechten beklebt, da und dort mit Bleiglanz bestreut, und stellten nun ein herrliches Gebirge vor mit Zacken und Schlünden, an denen Hirten, Schafe und

Digitized by Google

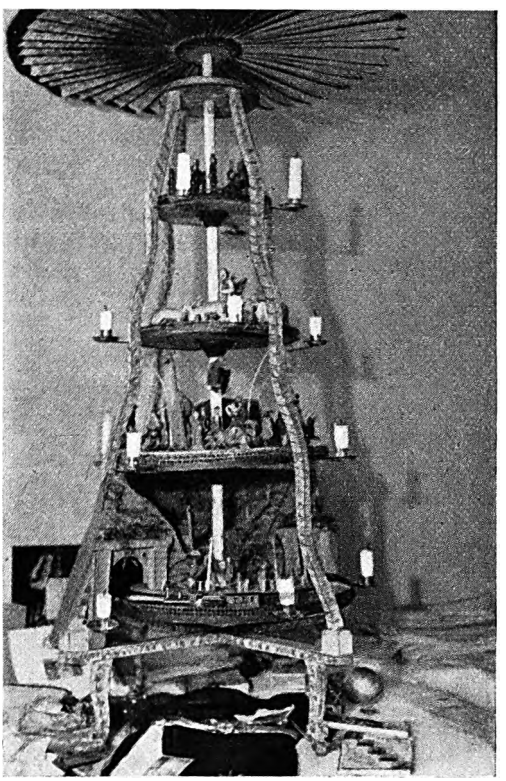
Ziegen weideten, und Wanderer auf steilen Wegen aufwärts strebten, durch Geländer — es waren Hölzchen, mit Fäden verbunden — vor dem Sturz in den Abgrund gesichert; auf den Gipfeln aber kletterten Gemsen und Steinböcke unbekümmert umher.

Als ich etwa neun Jahre alt geworden war, tauchte nun aber etwas ganz Großartiges auf. Ich traute meinen Augen nicht, als ich das erblickte. Die Grundfläche hatte sich auf etwa 3 × 1½ Meter vergrößert, ein kunstvoller Zaun, grün und rot gemalt und mit vielen Lichtern besteckt, hegte sie ein. Und zwei Riesenberge standen sich darin gegenüber, durch ein gewundenes Flüßchen, mit wirklichem Wasser und lebendigen Fischen darin, getrennt. Mehrere Stege führten Wege und Wagen über das Wasser, im Hintergrunde spannte sich eine hohe Brücke darüber, von der Eisenbahn befahren, die aus dem Tunnel des Berges rechts herauskam, um im Tunneltor des Berges links zu verschwinden. In halber Höhe dieses linken, etwa zwei Meter hohen Berges aber hing — seltsame Vorahnung meines künftigen Lebensweges — eine genaue Nachbildung des Heidelberger Schlosses am Abhang. Sie war so getreu gedacht und gemacht, daß der handfertige Onkel, dem das ganze Gartenwunder wesentlich zu danken war, von der letzten Sommerreise ein Stück Sandstein aus den Schloßtrümmern Heidelbergs mitgenommen hatte, das, fein zerrieben, der Pappe aufgestreut wurde, aus der das Schloß im „Garten" verfertigt war. Auf der Höhe zur Rechten thronte eine genaue Nachbildung der Feste Hochosterwitz in Kärnten; ein Artillerieregiment rückte auf steilem Serpentinenweg zu ihr empor. Was aber am meisten mein kindliches Entzücken erregte, war, daß am Fuße des einen Berges eine Mühle sich angebaut hatte. Aus dem Berge heraus lief ein lebendiger Bach auf das Rad, das mit lautem Geklapper sich drehte; das ablaufende Wasser rann in das Flüßchen in der Ebene nieder, in der Wiesen mit weidenden Herden und Jagdszenen sich breiteten. Es war im Berginneren ein Blechkasten angebracht, den man mit einem langröhrigen Trichter füllte; das Becken war groß genug, daß Wasser und Mühle eine gute halbe Stunde liefen. Trat man an den Schmalrand des „Gartens" heran, so enthüllte der Berg noch ein Geheimnis. Dorthin öffnete nämlich sein Fuß eine Höhle, hellbelichtet, von einem Engel überschwebt: das war der Stall von Bethlehem, Ochs und Esel darin, Maria und Joseph vor dem Kind in der Krippe, die Heiligen Drei Könige mit Kamel und Pferden verehrend davor. So war bescheiden an den Rand gedrängt, was einmal Ausgang dieser „Gärten" überhaupt gewesen sein mochte. Es war übrigens das einzige religiöse Moment in der ganzen Feier, die sonst, wenn auch der weibliche Teil des Hauses am Vormittag des ersten Feiertags die Kirche aufzusuchen pflegte, zu einem reinen Familienfeste geworden war. Und so war es, glaube ich, in den meisten Häusern dieses Hauptortes des evangelischen Ascher Ländchens, von dem seine einstigen Herren, die Reichsgrafen von Zedtwitz, die Gegenreformation fern zu halten verstanden hatten, die im übrigen Egerlande die Habsburger nach der Schlacht am Weißen Berge mit aller Härte durchgeführt hatten.

Ein anderes Wunderstück war nun die „Pyramide". Sie wird aus dem Lichtergestell erwachsen sein, das vor dem Aufkommen des Baumes

Digitized by Google

die Weihnacht erhellt hatte. Wie sie gebaut war, zeigt am besten das beigegebene Bildchen. Zwischen vier schrägen Streben war eine feste Scheibe aufgehängt, in der auf einem eingetieften Blech eine Achse lief, die oben geführt war; an ihr hingen als zwei untere Stockwerke Ringe, als drittes und viertes je eine Scheibe. Die Achse trug oben einen kreisrunden



Weihnachtspyramide aus Asch.

Fächer. Wenn dann von den großen Kerzen in den Leuchtern, die an den Streben steckten, die warme Luft nach oben stieg, drehte sie beim Durchstreichen des schräggestellten Gefächers die Achse mit Ringen und Scheiben. Auf ihnen waren Figuren aufgestellt: ein Zirkus, eine Jagd, eine Schäferei, zu oberst marschierten Soldaten. Ein großes Ereignis war es, als bei einem späteren Fest zu unterst statt der früheren Jagd eine Eisenbahn erschien, die einen darüber gewölbten, an den Streben befestigten Tunnel durchfuhr.

Waren Garten und Baum Lust und Augenweide des Buben, so war für die Schwestern durch ein Puppenhaus gesorgt. Es hatte zwei Stockwerke und ein Dach mit Bodenkammern darunter. Küche, Schlaf-, Kinder-

Digitized by Google

und Wohnzimmer füllten die unteren Stockwerke, dazu ein großer Salon, von dem aus ein Balkon zugänglich war, der an der Schmalseite hervorragte. Ein großes Hauswesen von Herren, Damen, Kindern und Mägden lebte darin, alle etwa fingerlang und wohlangezogen. Die Kleidung der Damen mußte freilich alle paar Jahre erneuert werden, damit sie nicht allzusehr hinter der Mode zurückblieben. Die Stuben waren mit allem erdenklichen Hausrat in zierlichster Nachbildung gefüllt, der nichts vermissen ließ von dem mit entflammbaren Miniaturkerzchen geschmückten Kronleuchter bis herab zur Wärmflasche und Mausefalle; auch ein Klavier mit beweglichen Tasten und leisem Klange war vorhanden. Der Hauptteil der Weihnachtstage wurde von den Schwestern auf flachen Polsterschemeln vor dem Puppenhause verkniet.

Beschert wurde dann in der Morgenfrühe des 25. Dezember zwischen 6 und 7 Uhr. Unsere erregte Erwartung machte uns immer schwer, die Nacht zu durchschlafen. Um 5 Uhr erwachte irgendwelcher Musikklang im Hause. Wir fuhren aus den Betten und waren mit einer Schnelligkeit angekleidet, die man uns im Alltag nie beizubringen vermochte. In der Kochstube erwarteten wir den großen Augenblick. Er kündigte seine unmittelbare Nähe letztlich dadurch an, daß jemand „Schleißen", d. h. Späne in der Küche holte, um die Kerzen anzuzünden. Kurz vorher war die Großmutter von ihrem unfernen Hause, wohleingehüllt, von einer Magd begleitet, die die Laterne trug, durch die Winternacht gekommen, um unserer Freude beizuwohnen. Endlich, endlich ertönte das ersehnte sanfte Klingelzeichen — eine Tafelglocke aus Vorväterzeiten aus Rubinglas in silberner Fassung tat Jahr für Jahr diesen ihren einzigen Dienst. Der Vater holte den Kinderzug über den langen Hausgang um die Treppe herum, von den kühlen Steingewölben der breiten Torfahrt darunter wehte im Vorbeigehen ein Hauch frischkalter Winterluft herauf. Dann — auch dies war strenge Überlieferung — schlüpfte er voran durch die Türe der Weihnachtsstube. Ein heller Glanz fiel heraus und verschwand noch einmal für einen Augenblick, bis dann die Flügel sich weit öffneten. Heiße Luft, ein leiser Duft von Wachs und Tannengrün und ein Glanz, als hätten alle Himmel sich aufgetan, strömten uns blendend und berauschend entgegen. Schüchtern traten wir ein ins Weihnachtsparadies. Seltsam: uns Kindern waren einst die Lichter, die am Baum, am Garten, an der Pyramide und sonst in Leuchtern brannten, eine das ganze Jahr nie wiederkehrende strahlende Helligkeit. Wie hätten auch die Petroleumlampen oder eine offene, flache Gasflamme — Auerlicht gab es noch nicht — dagegen aufkommen sollen? Als ich dreißig Jahre später mit meinen Kindern Weihnachten feierte, löschten wir das elektrische Licht aus, um das mystische Dunkel zu genießen, das uns umschwebte, wenn nur die Kerzen in der Weihnachtsstube brannten — —.

Die Weihnachtstage vergingen uns als ein Lebensabschnitt, der außerhalb der Zeit und der Welt stand. Da pfiff keine Fabrik zur Arbeit, selbst der vielbeschäftigte Vater widmete alle Zeit den Kindern, Freude und Glück schienen eine feste Stätte auf der Erde zu haben. Unsere Mutter hatte man, ehe wir Kinder noch recht zur Besinnung erwacht waren, drunten

Digitized by Google

hinter der Kirche in die kühle Erde gebettet. So fiel dem Vater die alleinige Führung der Feier zu. Er spielte mit uns Dame, Mühle ziehen und Glock und Hammer, richtete die Feuerspritze, die Dampfmaschine, die elektrische Batterie ein, die das Christkind gebracht hatte und ließ sich nötigen, uns aus den Weichnachtsbüchern vorzulesen, die wir, auch als wir lange schon selber lesen konnten, lieber auf diese gewohnte Weise einnehmen wollten. Wir Kinder verließen in den Feiertagen die Weihnachtsstube nicht; es war uns schon leid genug sie nur für die Mahlzeiten im Stiche lassen zu müssen. Von draußen kam auch kaum etwas an uns heran. Am zweiten Feiertag und wieder zu Neujahr erschienen etliche halbwüchsige Burschen und Mädchen, um durch „Peitschen" sich einige Kreuzer zu holen. Am zweiten Feiertag war es an den Burschen, die Mädchen zu peitschen, zu Neujahr galt das Umgekehrte. Der Peitschende trug ein Fichtenzweiglein in der Hand, schlug damit sanft, wen er eben erreichte, und sprach dazu folgende Reime:

Frische, frische Stengel,
Siast aus wöi ən[2] Engel,
Siast aus wöi ə Milch ə Blout,
Bi də aa və Herzn gout.

So sagten die Burschen aber nur, wenn sie Frauen peitschten, erwischten sie einen Mann, so lauteten die beiden letzten Zeilen weniger liebenswürdig:

Siast wöi ə Zualbär,
Gi när glei ən Toler her[3].

Die peitschenden Mädchen sprachen:

Frische, frische Krone,
Ich peitsche nicht zum Lohne,
Ich peitsche nur aus Höflichkeit,
Dir und mir zur G'sundheit.

Als Anfangsverse habe ich auch im Gedächtnis

Peitsche, Peitsche, Schäinə,
Maa Girtn is ə gräinə.

d. i. Peitsche, Peitsche, schöne, meine Gerte ist eine grüne; ich habe aber vergessen, was folgte. Landsleute sagen mir, es habe weiter geheißen:

San viel schäinə Bläimlə (oder: Blalə, d. h. Blättchen) droa,
Kröich (kriege) ich ə Wei (Weib), kröigst du ən Moa (Mann).

Wir sahen dem Vorgang mit scheuer Teilnahme zu; es wollte niemand sich finden, der uns seinen Tiefsinn als eines Schlagens mit der Lebensrute hätte erklären mögen.

[2] Das umgestürzte ə meint einen mit Murmelstimme gesprochenen Laut (wie e in Gabe) von verschiedener Färbung.

[3] D. h. „Siehst wie ein Zottelbär (das l macht wieder eine ganze Silbe!), Gib nur gleich einen Taler her".

Digitized by Google

In der Silvesternacht beschäftigte man sich gerne mit dem beliebten Bleigießen. Der Anbruch des neuen Jahres wurde nachts um 12 Uhr durch Choräle, die vom Turm der protestantischen Kirche tönten, eingeblasen. Man öffnete die Fenster der warmen Stube, und mit der kalten Luft drangen die feierlichen Klänge durch die Winternacht wundersam herein. Der Neujahrstag hatte noch seine Sonderfreude darin, daß nach dem Mittagessen Musikanten ins Haus kamen, die in der großen Kochstube um den Tisch sich setzten und eine Zeitlang zum Tanze aufspielten, in dem Groß und Klein sich fröhlich drehte.

„Hohneujahr", d. h. der 6. Januar, war der Tag, an dem man „die Stärke trank", eine angenehme Ermunterung für alle Wirtshausgeher. Damit hatte aber das Feiern nun seinen Abschluß erreicht. Wenn wir am 7. Januar mittags aus der Schule heimkamen, war der Baum heruntergelassen, Puppenhaus, Pyramide und Garten leergeräumt. In den nächsten Tagen verschwand alles in Kisten und Schachteln in die Bodenkammern. Der Alltag schwang wieder die Rute und nur ein paar gesparte „Zuckermännln" hielten noch kurze Zeit eine letzte süße Erinnerung fest. Hie und da fand sich vielleicht noch ein Flitterchen von Gold oder Silber in den Stuben und gab die Gewißheit, daß himmlische Mächte uns besucht hatten.

Zwanzig erwählte Volksvertreter des Sudetendeutschtums gehörten 1848 in Frankfurt a. M. zur großdeutschen Gruppe. Dort erklärte der Sudetendeutsche Giskra aus Mähren: „Die Einheit Deutschlands muß uns werden und sollten darüber alle Kronen ihren Glanz verlieren und sollten darüber alle Throne brechen!"

Aus „Sudetendeutschland kehrt heim". Dokumente aus 90 Jahren. Zusammengestellt von Walter Kappe, Deutsches Ausland-Institut. Sonderabdruck aus „Deutschtum im Ausland", Zeitschrift des Deutschen Ausland-Instituts, Stuttgart, Jahrgang 21, Heft 10, Oktober 1938, Seite 2. E. F.

Digitized by Google

Großmutter in der Badewanne.

Etwas über die deutschen Volksnamen einer Bauerngartenblume (Dicentra spectabilis Lem.).

Von Dr. Heinrich Marzell, Gunzenhausen.

Großmoder en der Badewann kann man in der Kölner Gegend als Volksnamen für die allgemein bekannte und besonders auch auf dem Land gezogene Zierpflanze Dicentra spectabilis Lem., das „Frauenherz" oder „Fliegende Herz", hören. Wer sich die Blüte einmal etwas näher ansieht, der versteht sofort diesen wunderhübschen Volksnamen: Die beiden äußeren, weit ausgebauchten, etwa halb herzförmigen Kronblätter stellen die Badewanne dar und darin sitzt die Großmutter mit ihrer Badehaube. Das sind nämlich die beiden inneren Kronblätter, die oben zu einer Art Mütze oder Kapuze zusammenneigen. Aber nicht nur der Kölner sieht in der Blüte die badende Großmutter. In der Gegend von Ottweiler (Trier) heißt man die Blüte Fraa en der Badewann. Ja, der Vergleich ist, man möchte fast sagen, „international", denn auch der Pariser nennt unsere Blume „baigneuse", d. h. die Badende, und der Amerikaner der Vereinigten Staaten hat den Volksnamen „lady-in-a-boat" (Frau in einem Boot) — vielleicht ist ihm die Badewanne doch zu „anstößig".

Es gibt überhaupt nicht viele ausländische Zierblumen, die so viele hübsche und eindrucksvolle Volksnamen haben, wie gerade unsere Dicentra. Freilich fordert auch die auffällige Blütenform geradezu heraus, Vergleiche zu ziehen. Dazu kommt, daß es sich nicht etwa um eine seltene Pflanze der Gewächshäuser oder der städtischen Gärten handelt. Das Frauenherz ist eine richtige „Bauerngartenblume" und es ist nur schade, daß sie jetzt — so hat es wenigstens den Anschein — immer mehr daraus verschwindet, um „moderneren" Erscheinungen Platz zu machen.

Bevor wir einige von den vielen Volksnamen, wie sie die Dicentra in den deutschen Landen führt, hören, einiges über die Pflanze selbst. Ihre Heimat ist Nordchina. Sie wurde zuerst von Linné in den „Species plantarum" (1753) als Fumaria spectabilis („sehenswerter" oder „ansehnlicher" Erdrauch) beschrieben. Der große Reformator der systematischen Botanik erkannte ganz richtig die Verwandtschaft mit dem Erdrauch, der

Digitized by Google

ja in dem bekannten hübschen Garten- und Ackerunkraut Fumaria officinalis einen bei uns überall häufigen Vertreter hat. Später stellte sich allerdings noch heraus, daß der Blütenbau der beiden genannten Pflanzen zu verschieden ist, als daß man sie in der gleichen Gattung unterbringen könne, und der Erfurter Botaniker J. J. Bernhardi (1774—1850) gab unserer Zierpflanze den Gattungsnamen Dicentra. Er bedeutet „Doppelsporn" (von griechisch di = doppelt und kentron = Sporn) und bezieht sich auf die beiden gespornten äußeren Kronblätter. Mit den beiden anderen gleichbedeutenden Gattungsnamen Dielytra (Borkhausen) und Diclytra (De Candolle) hat es eine besondere Bewandtnis. Der erste leitet sich offenbar ab von griechisch di = doppelt und elytron = Hülle, wieder mit Beziehung auf die beiden äußeren Kronblätter. Die Form Diclytra aber, die zuerst der berühmte französische Botaniker A. P. de Candolle (1778—1841) anwendet, scheint nichts weiter als ein Schreib- bzw. Druckfehler aus Dielytra zu sein, denn es gibt im Griechischen kein „klytra" oder ähnlich lautendes Wort. Aber wie es so geht, hat sich gerade dieser falsche Name Diclytra (vielleicht weil er leichter auszusprechen ist als Diëlytra) bei Gärtnern und Blumenliebhabern besonders eingebürgert. Es wäre an der Zeit, daß er allmählich aus der Gärtnersprache verschwände.

Aber wir wollen uns hier nicht über die wissenschaftlichen, sondern über die deutschen Volksnamen der Dicentra unterhalten. Am nächsten liegt natürlich der Vergleich der Blüte mit einem Herzen — zu der Form kommt ja auch noch die rote Farbe — und so heißt unsere Blume sehr häufig Herzkes, Herzchen, Herzle, je nach dem Mundartgebiet. Das einfache „Herz" wird dann noch oft ausgeschmückt. Weil die Blüten an den dünnen Stielen hin und her baumeln, wird daraus ein Bampelherzche (Hunsrück), ein Schwebend Herzche (Berghausen im Kreis Gummersbach), ein Trillernd Moderhartje in Ostfriesland (trillern = zittern, beben) oder ein Fliegendes Herz (vielfach). Die beiden inneren Kronblätter, die tränen- oder tropfenartig zwischen den beiden äußeren hervorragen, ergeben Volksnamen wie Tränendes Herz, Weinendes Herz (z. B. Rheinpfalz), Blutendes Herz (Fränkische Schweiz). Flammendes Herz und Brennendes Herz erinnert an die religiösen Darstellungen des Herzens, aus dem Flammen emporschlagen. Häufig sind die Bezeichnungen Frauenherz, Jungfernherz, Mutterherz, Marienherz, während die männlichen Gegenstücke wie Männerherzen (Erzgebirge), Studentenherzche (Rheinpfalz), Leutnantsherzen (mehr in der städtischen Mundart), Kaiserherzl (Nordböhmen) seltener sind. Selbstverständlich sind auch Zusammensetzungen wie Herzblume, Herzlstock, Herzlstaude im Volksmund üblich.

Andere Vergleiche mit der Blüte, wie die mit dem Herzen, sind seltener. Lyra oder Lyrablüt heißt man die Blüte in der Rheinpfalz, indem man in ihnen die Gestalt einer Lyra (Leier) sieht. Etwas weniger poetisch ist schon die Benennung als Galdbeidel (Geldbeutel) in Ernstthal (Thüringer Wald) und gar drastisch, aber echt volkstümlich Nockesch (Nackt-A...) im Oberhessischen.

Digitized by Google

Eine zweite Gruppe von Namen faßt weniger die Form der Blüten ins Auge, sondern ihr Hin- und Herbaumeln an den dünnen Stielen gleich zierlichen Glöckchen oder Ohrringelchen. Da kommen dann Namen zum Vorschein wie Herzglocken, Garteglocke (Busecker Tal in Hessen), Klingeläschdug (Klingelstock) im Thüringer Wald, Ohrringelcher (Pfalz), Ohrglocke (Oberhessen), Ohrhenkelchen (Odenwald). Auch andere Völker machen den Vergleich der Blüten mit den Ohrgehängen, so der Engländer in lady's ear-drops, der Franzose in boucles d'oreille, der Italiener in orecchino di dama. Alle diese drei fremdsprachigen Namen bedeuten „Ohrgehänge der Frauen". Recht anschaulich ist auch der rheinische Name Hanselmännchen (Ottweiler, Regierungsbezirk Trier) — das Wort bedeutet auch den zappelnden Hampelmann — und das bergische Schokelpferd (Schaukelpferd).

Der fromme Sinn des Landvolkes kommt auch in verschiedenen volkstümlichen Namen der Dicentra zum Ausdruck. Da hören wir im katholischen Rheinland ebenso wie in Tirol und in der Oberpfalz vom Marienherz, in Westfalen vom Herz Jesu, um Aachen von der Herz-Jesu-Blume, in Nesselwängle (Tirol) vom Herz-Jesus-Glöckle. Das Tränende Herz wird um Brieg (Breslau) zu den Tränen Christi, in der Rheinpfalz zu den Herz-Jesu-Tränen, in der Lausitz und um Schaffhausen zu den Jesustränen. Aus Simonswald (Baden) wird ein Jesusblümli angegeben.

Einen hübschen Namen berichtet der alte Leunis (er war Professor für Naturgeschichte am Josefinum in Hildesheim) in seiner „Synopsis der Pflanzenkunde" (2. Auflage, 1877), die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts das beliebteste Botaniklehrbuch für „Fortgeschrittene" war. Sie werde, sagt er, in Hildesheim die Hildesheimische Jungfer genannt, und zwar deswegen, weil die Blüte nach der Entfernung der beiden äußeren Kronblätter der Jungfrau im Hildesheimischen Stadtwappen ähnlich sei.

Da es immer Leute gibt und geben wird, die mit den lateinischen Pflanzennamen, die sie von Gärtnern, Botanikern usw. gehört haben, prunken wollen, so darf es uns nicht wundern, wenn auch der Name Diclytra, über dessen zweifelhafte Herkunft wir oben gehört haben, in die Volkssprache eingedrungen ist. Dabei mußte er sich allerdings einige Umdeutungen gefallen lassen. So heißt unsere Zierpflanze in Oberhessen Glidrian, in Schlesien Gliedra und um Schmalkalden Die Gliedra. Man faßt also das Di- von Diclytra als das deutsche weibliche Geschlechtswort „die" auf! Ja, diese Umwandlung des botanischen Namens Diclytra geht so weit, daß in Mecklenburg daraus Dickklöten und Duffelklöten daraus wird, also eine deutliche Anlehnung an dick bzw. Tuffeln (Pantoffeln) und Klöten (Klumpen, Kugel, auch Hoden), eine richtige „Volksetymologie", wie der Sprachforscher sagt. Richtiger ist übrigens wohl Duwwelklöten, also „Doppelklöten", nach den beiden weit ausgebauchten äußeren Kronblättern. Auch macht mich ein Kenner der mecklenburgischen Volkssprache darauf aufmerksam, daß es wohl nicht „Dickklöten", sondern Tickklöten heißt von ticken = pendeln (vgl. Tick-

Digitized by Google

klook = Pendeluhr) nach den an den dünnen Stielen hin- und herpendelnden Blüten.

Hin und wieder werden der Dicentra auch Namen gegeben, die ihr von Rechts wegen nicht zukommen, so wenn sie z. B. in der Pfalz, aber auch in Nordtirol als Brennende Liebe bezeichnet wird. Auf diesen Namen hat nämlich unstreitig die Lychnis chalcedonica, das Nelkengewächs mit den brennend roten Blüten, ältere Anrechte. Uferschdehung (Auferstehung) nennt man die Dicentra in Reiskirchen (Oberhessen), worunter man aber anderwärts gewisse Begonia-Arten versteht. Was wohl der Name bedeuten soll?

Überhaupt finde ich in meinen Aufzeichnungen noch ein paar Namen der Dicentra, die ich mir nicht erklären kann. Vielleicht weiß es einer der Leser[1]. Dahin gehört Pfaffehärle im hinteren Odenwald. Der erste Bestandteil ist klar, aber was bedeutet der zweite? Ist er ein mißverstandenes Herzle oder ein mundartliches Herrchen (Herrle), denn mit Härchen (von Haar) kann der Name wohl nicht zusammenhängen. Nicht klar bin ich mir auch über das schlesische (Gegend von Neurode) Gräschlakräutich. Bedeutet es vielleicht „Gröschleinkräutlein", indem man die seitlich zusammengedrückten Blüten mit einem Groschenstück vergleicht? Dann hätten wir eine ähnliche Bezeichnung wie Pfennigkraut, wie die Thlaspi-Arten wegen ihrer pfennigähnlichen Früchte heißen.

[1] Überhaupt bin ich als Verfasser des großen „Wörterbuchs der deutschen Pflanzennamen" (Leipzig, Verlag S. Hirzel) für die Mitteilung von volkstümlichen Pflanzennamen (Zierpflanzen, wildwachsende Pflanzen, Bäume, Sträucher) aus allen Gegenden des deutschen Sprachgebietes sehr dankbar. Anschrift: Dr. Marzell, Gunzenhausen (Bayern).

Digitized by Google

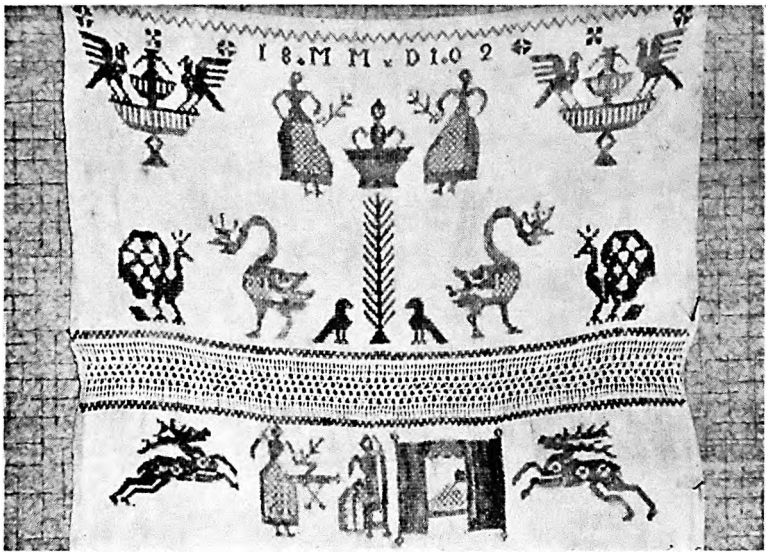


Abb. 1. Lichtbild: Dr. Achard

Lebensbaum und Segensreis auf zwei badischen Überhandtüchern von 1802.

Von **Walther Zimmermann** (Illenau), Berlin.

In Freistett (Amt Kehl) sah ich bei einer Ausstellung von dörfischen Handarbeiten an einem Heimattage der NS.-Frauenschaft zwei Überhandtücher, sog. Zwähle, mit Darstellungen des Lebensbaumes und des Segensreises, die in sicher nicht häufiger Art die Bedeutung dieser Heilszeichen zeigen.

Beide tragen die Jahreszahl 1802, das eine, reichhaltigere die Namensabkürzung + M M × D I +, das andere E R R, deren Deutungen leider nicht mehr ganz sicher zu erfragen waren. Sicher ist, daß diese Handzwähle und noch ein drittes, nicht mehr erhaltenes, einem Verwandtenkreise angehörten.

Außer den verblümten, in bekannter Weise in Zierstickerei aufgelösten Weiterbildungen des Lebensbaumes mit Vögeln und anderen Wunschzieraten, wie Borten aus Eicheln, Blumen, Früchten mit eingestreuten Kreuzen, Verwendung des achtstrahligen Lebenssternes und Auflösung der Sonnenscheibe in Vierblätter (so erkläre ich mir den glückbringenden Glauben an das vierblättrige Kleeblatt), außer Lebensbrunnen mit fruchtbaren, heiteren Vögeln und glück- und kraftbringenden Hirschen, zeigen

Digitized by Google

Abb. 2. Lichtbild: Dr. Achard

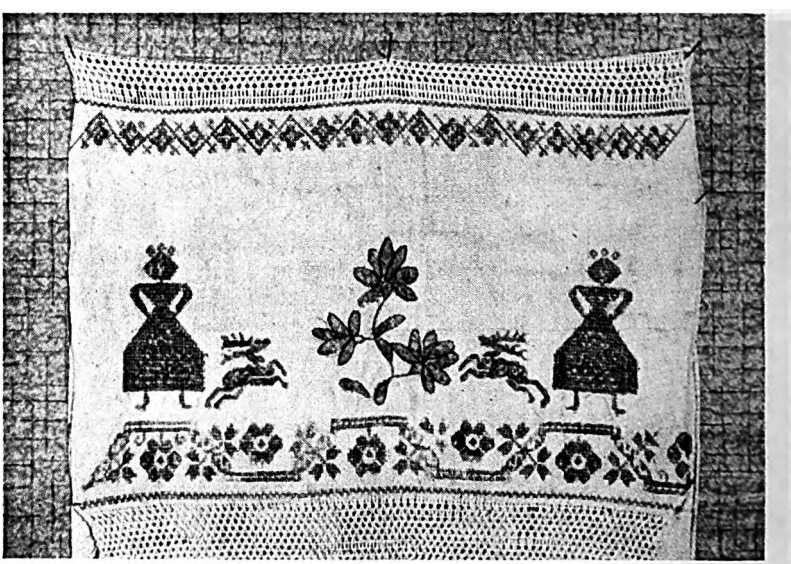


Abb. 3. Lichtbild: Dr. Achard

Digitized by Google

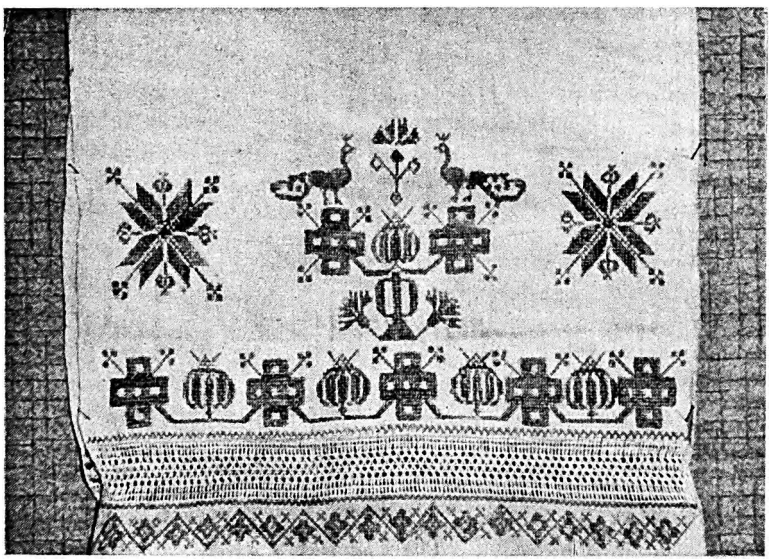


Abb. 4. Lichtbild: Dr. Achard

dieſe Handtücher die Unheil und Krankheit abwehrende Kraft des Lebensreiſes in wunderſchöner Eindeutigkeit. Die Tücher ſind entweder von ein und derſelben evangeliſchen Stickerin oder an Lichtabenden gemeinſam entſtanden. Die Stickereivorlagen ſind bei beiden die gleichen, nur verſchieden verteilt auf den Feldern, die durch Einſchaltung durchbrochener Säume entſtanden ſind (Abb. 5).

Die Stickerei iſt rot auf weiß und bis auf die Mittelblume des unterſten Feldes in kleinem Kreuzſtich durchgeführt. In geſchickter Weiſe ſind durch Auslaſſungen und Dünnerſtellen von Kreuzungen tonige Wirkungen erzielt, die auch auf den ausgeblaßten Tüchern noch wahrnehmbar ſind. Die unterſte Mittelblume iſt jeweils im Blattſtich gefertigt. Offenbar waren beide auch einmal gleichlang und -breit. Das E R R gezeichnete iſt heute 172 cm lang, 36,5 cm breit, das M M D I gezeichnete 173,5 × 37 cm. Dieſes endet nach einem doppelten durchbrochenen Bortenband mit Franſen, jenes glatt.

Von den 5 Feldern, die die figürliche Stickerei ſtets am Fuße tragen — mit Ausnahme von Feld 2 des MMDI-Handtuches, das noch eine Stickerei am Kopfe trägt und in Feld 1 zweizeilig beſtickt iſt — ſind die mittleren, 2, 3 und 4, annähernd im Geviert herausgearbeitet. Die Kopf- und Fußfelder, 1 und 5, ſind niederer und rechteckig. Während mit den Verſchiebungen die Mittelfiguren der Felder 2, 3 und 4 auf beiden Tüchern erſcheinen, wiederholt ſich nur die Seitenblume des Feldes ERR/3 in Feld MMDI/3. Die andern Seitenzierate kommen je einem Handtuch zu und zeugen, wie die Verſchiedenheit der Borten, von der reichen Erfindungsgabe oder — wahrſcheinlicher — von der reichen Kenntnis überlieferter Vorlagen.

Digitized by Google

Die Hauptdarstellungen zeigen auch weitgehende Übereinstimmungen. Man muß sich fragen, war die Stickerin sich der Deutung der Einzelheiten ihrer Bilder bewußt? Bei der Klarheit des Dargestellten möchte man bejahen, daß der nordische Gedankeninhalt hier 1802 noch lebte. Den Frauen von 1938 war er fremd. Sie ließen ihn sich aufmerksam deuten und gewannen Ehrfurcht vor diesen Handtüchern aus selbstgesponnenem und vom heimischen Meister gewobenem Stoff.

Das Mittelstück am Kopf des Feldes MMDI/2 kann nur von einer Stickerin gearbeitet sein, die die Handlung verstand. Neben einem Himmelbett mit etwas aufgezogenen Vorhängen und inliegendem Kranken oder Kinde sitzt eine Frau auf einem Lehnstuhl an einem Tisch. Zu ihr tritt mit entgegenstreckender Gebärde eine Frau mit Kopfhaube und überreicht ein Segensreis. Unsicher ist, ob die Bedeutung der springenden Hirsche als Glückstiere bewußt war, die von rechts und links herzueilen (Abb. 1).

Ganz prächtig ist die Ausdrucksprache des Kopffeldes. In der Mitte der Lebensbaum, klar und eindeutig hier durch 12 Astpaare als Jahresbaum gekennzeichnet. An seinem Fuße, rechts und links, das lauernde und drohende Unglück, Rabe und angreifender Drache, der einem radschlagenden Pfau zugewendet ist. Der Unglücksrabe ist germanisches Vorstellungsgut, das unholdische Fabelwesen des gekrönten Drachen entstammt römisch-griechischer und biblischer Gedankenwelt (vgl. Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens) (Abb. 1).

Der Pfau ist Glückstier! Wir finden ihn in den Feldern ERR/3 und MMDI/2 mit schleppendem Schwanz als Vogel auf verblümtem Lebensbaum. Mit ausgebreitetem Rad ist er Unheilabwehr. In seinen Federspiegeln bricht sich der böse Blick wie in den Spiegelchen und glänzenden Flittern der Brautkronen. Auf dem Freistetter Handtuch ist es Abwehr des Basiliskenblickes des Drachens (vgl. Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens) (Abb. 4).

Über dem Lebensbaum ist ein Korb mit einem Kinde gestickt. Zu seinen Seiten stehen zwei Frauen mit in die Hüften gestemmten Armen. In den dem Kinde zugekehrten Händen halten sie ein auf das Kind gerichtetes Segensreis. — Genau das gleiche Bild zeigt das Kopffeld des ERR-Tuches. Hier gibt die angreifende Stellung der Drachen mit der Wendung zum Kinde klaren Aufschluß, daß eine schützende Handlung vorliegt. Außerdem sind zwei Vierblätter an die Seiten des Korbes gefügt. Eine Leiste mit Vierblättern und achtstrahligen Lebenssternen, der auch zu Füßen im Blumenmuster verkleidet wiederkehrt, zieht sich über die Drachen hin, wie man solche Segensbänder an den Kopfbalken von Torrahmen findet (Abb. 2).

Die Ecken des Kopffeldes im Handtuch MMDI sind ausgefüllt mit dem Lebensbrunnen, auf dem Vögel sitzen und über dem drei Vierblätter stehen (Abb. 1).

Diese zwei Frauen zu seiten des Korbes tragen keine Haube wie die zum Krankenbett tretende Frau. Der Sinn dieser Unterscheidung ist mir nicht klar. Die heller gehaltenen Schürzen sollen sie offenbar dem bäuerlichen Empfinden als Menschen vom gleichen Wesen näherbringen.

Digitized by Google

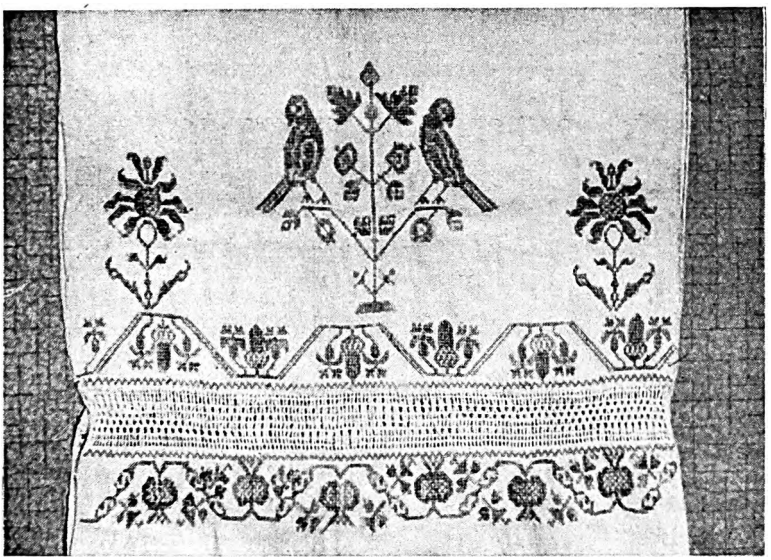


Abb. 5. Lichtbild: Dr. Achard

Bewußt davon unterschieden sind — auf beiden Handtüchern gleich und an gleicher Stelle im untersten Felde — zwei gekrönte Frauengestalten in starrer Stilisierung, ohne Schürze, im schmuckbesetzten Prunkkleid (durch Aussparungen ausgedrückt), das deutlich sich im Schnitt von den bäuerischen Trachten — man glaubt Jacke und Rock unterscheiden zu können — abhebt. Hier dürften die beiden guten Feen des Märchens gemeint sein, oben die weisen, glückbringenden Frauen (Abb. 3).

Die springenden Glückshirsche, die im Handtuch MMDI im Feld 2 erscheinen, dafür im Fußfeld fehlen, stehen im Handtuch ERR im Feld 5 neben den Frauen (vgl. Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens). Die Mittelblume im Blattstich wirkt in ihrer Formgebung gegenüber den anderen Zeichnungen fremd.

Die Freistetter Handtücher enthalten in ihren Stickereien volkstümliche Vorstellungen aus verschiedenen Gedankenwelten, aus römisch-griechischer, biblischer und orientalischer (Drache, Pfau), aus irisch-keltischer (Feen) und in der Hauptsache aus nordisch-germanischer Anschauung (Lebensbaum, Segenskreis, Glücksfrauen, Frau als Heilmittelbringerin [Volksärztin], Rabe, Hirsch [neben Frau!], achtstrahliger Lebensstern, Vierblatt [Zerlegungen der Sonnenscheibe], Eichel).

Es ist erstaunlich, wie klar auf dem Handtuch MMDI noch 1802 der Lebens-Jahresbaum als Sinnbild eines Trägers des menschlichen Lebens dargestellt ist.

(Die Aufnahmen fertigte Herr Dr. Achard, Achern a. d. Hornisgrinde, dem ich auch hier verbindlichst danke.)

Digitized by Google

Freundschaft.

Von Prof. Dr. Eugen Fehrle, Heidelberg.

Freundschaft heißt im Dorf meist soviel wie Verwandtschaft. Er gehört zu unserer Freundschaft, will sagen: Er ist mit uns verwandt. Diese Bedeutung findet sich durch ganz Deutschland. Alfred Götze hat in der „Zeitschrift für deutsche Wortforschung", 12, 1910, 93 ff., eingehend über den Begriff Freundschaft und seine Wandlungen gehandelt. Er hat dabei gezeigt, daß das Wort nicht immer die gleiche Bedeutung gehabt hat. Freund hängt zusammen mit einem althochdeutschen Zeitwort, das lieben bedeutet. So ist gotisch frijon = lieben. Freund heißt also: der Liebende. Wir haben Zusammenhänge wie im Lateinischen zwischen amare und amicus. Freundschaft kann bedeuten: freundliche Gesinnung; es bezeichnet aber, wie allgemein die Hauptwörter auf -schaft: eine Gemeinschaft sich freundlich Gesinnter.

Götze verweist auf eine Stelle bei Hans Sachs, in der noch ganz klar mit Freundschaft eine Gemeinschaft von Freunden bezeichnet ist (Fasnachtsspiele, 14, 14 ff.):

Ich pin von aim peschieden hewt
Zw kumen auf den abend her,
Da ein ser grose Freuntschaft wer
Versamlet, erber man und Frawen,
Da eins dem andren thu vertrawen
All haimlikait...
Ein solchen freunt suech ich mit fleis.

Das Schweizer Idiotikon erwähnt nach Götze eine Stelle aus H. Pantaleon, Wahrhaftige und fleißige Beschreibung der uralten Statt und Graveschaft Baden: „Das siebende Bad, in welchem mehrteil ein sonderbare (geschlossene) fründschaft badet", und erklärt fründschaft als „Gesellschaft befreundeter oder verwandter Personen".

Wieso hat sich der Begriff des Wortes Freundschaft verengert zur Bedeutung Verwandtschaft? Nach Götze haben die Bibelübersetzungen den Weg zu dieser Beschränkung bereitet.

Tatsächlich sind Begriffe für Verwandtschaft, z. B. cognatio, dort mehrfach durch Freundschaft wiedergegeben. Doch, die Bibelübersetzungen haben wohl den Weg bereitet, sind aber nicht Grund solcher Wortverengerungen. Sie müssen sich aus dem Germanischen oder Deutschen erklären lassen.

Digitized by Google

Neben die Verengerungsgeschichte von Freundschaft darf die Entwicklung des lateinischen Wortes propinquitas gesetzt werden. Propinquitas ist die Gemeinschaft derer, die sich nahe sind, entweder dem Ort oder dem Blut nach. Es bezeichnet demnach sowohl die Nachbarn wie die Verwandten. Wenn Tacitus im 7. Stück der Germania berichtet, die germanischen Truppenverbände seien nicht beliebig zusammengesetzt, sondern familiae et propinquitates bilden Gemeinschaften bei der Aufstellung zum Kampfe, so darf man das wohl übersetzen mit: Sippen und Freundschaften. Dabei ist unter Freundschaft der größere Kreis der Blutsverwandten und Verschwägerten gemeint und zugleich Menschen, die diesen sonst, etwa als Nachbarn, nahe stehen. Cäsar faßt im Gallischen Krieg, 6, 22, zwei solche Gruppen zusammen mit den Worten: gentibus cognationibusque hominum quique una coierunt. Unter gentes und cognationes ist die engere und weitere Verwandtschaft gemeint. Zur Verwandtschaft gesellen sich andere, die ihnen aus irgendeinem Grunde nahestehen. In Geschichte und Brauch kann man cognationes quique una coierunt, d. h. die Verwandtschaft und diejenigen, die sich für die Siedlung ihr angeschlossen haben, unter dem Begriff Freundschaft zusammenfassen.

Das finde ich bestätigt in der Übersicht der Familiennamen mancher Dörfer. Nehmen wir Stetten bei Engen (Baden). Dort heißen die Leute entweder Hogg oder Keller. Daneben sind im Dorf nur wenig andere Familiennamen. Vereinzelt sind diese später zugezogen. Wenn sie im Dorfe gleich alt sind, wie die zwei Hauptsippen, so denke ich mir den Siedlungsvorgang so: Zwei Sippen, Hogg und Keller, sind beim Siedeln zusammen gegangen. Ihnen haben sich einige andere Familien angeschlossen, die bisher in guter Nachbarschaft mit einer dieser Sippen lebten oder sonst freundschaftliche Beziehungen zu ihnen hatten. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Sippen schon zur Zeit der Siedlung Hogg und Keller geheißen haben. Wenn auch die Namen ihnen später beigelegt worden sind, so sind sie doch nur bestimmt aus dem Bewußtsein verwandtschaftlicher Zusammengehörigkeit.

Dasselbe Zusammenhalten haben wir im Brauch und für die Hilfe des täglichen Lebens. Hier sind Nachbarschaft und Freundschaft kaum zu trennen. So ist dann der Ausdruck freundnachbarlich möglich geworden. Daneben steht freundschwägerlich, das besagen will, daß nicht nur die Blutsverwandten, sondern alle Angeheirateten zur Freundschaft gehören. Freundschaft im Sinne der Verwandtschaft entsteht im Dorf öfters aus der Nachbarschaft nach dem Grundsatz: Heirat' über den Mist, dann weißt, wer's ist.

Richard v. Kienle macht mich aufmerksam auf ein Edikt des Königs Chilperich (um 570), Mon. Germ., Bd. I, S. 8, Kap. 3: Simili modo placuit atque convenit, ut, si quicumque vicinus habens aut filios aut filias post obitum suum superstitutus fuerit, quamdiu filii advixerint, terra habeant, sicut et lex Salica habet. Et si subito filios defuncti fuerint, filia simili modo accipiant terras ipsas, sicut et filii, si vivi fuissent aut habuissent. Et si moritur, frater alter superstitutus fuerit, frater

Digitized by Google

terras accipiant, non vicini. Et subito frater moriens fratri non derelinquerit superstitem, tunc soror ad terra ipsa accedat possidenda.

Hieraus ist klar, daß die Nachbarn ehedem sogar bei Erbschaft gleich behandelt waren wie Verwandte. Vgl. Gierke, Zeitschrift für Rechtsgeschichte, 12, 430.

Hier kann wieder an eine Stelle in der Germania des Tacitus, Stück 18, erinnert werden. Beim Schließen einer Ehe sind heute noch die Verwandten im weitesten Sinne und die Nachbarn helfend tätig und eingeladen. Tacitus bezeugt dasselbe für die germanische Zeit, wenn er sagt: intersunt parentes et propinqui. Das kann man übersetzen: Zugegen sind dabei die Eltern und Verwandten. Man kann es aber auch anders auffassen und übersetzen: zugegen ist dabei die Verwandtschaft und Freundschaft.

Zusammenfassend können wir feststellen: Der Sprachgebrauch von Freundschaft ist durch die engen Bindungen altgermanischer Sippen bedingt, in seiner Verengerung ist er mitbestimmt worden durch die Bibelübersetzungen; im Volksbrauch bei Hochzeit, Geburt, Tod, Hilfe im Stall und im Feld besteht die Freundschaft im weiteren Sinne[1]. Die Begriffe Freundschaft und propinquitas im Sinne des Tacitus decken sich also nach Geschichte und Brauch.

[1] Vgl. C. Krieger, Kraichgauer Bauerntum, 88 f.; Max Rumpf, Deutsches Bauernleben, 104 f.

Digitized by Google

Vom Brauchen oder Sehnen aus Schönfeld bei Tauberbischofsheim (Baden).

Von **Hauptlehrer Kurt Konrad**, Wiesenbach, Kreis Heidelberg.

Im Hofbuch des Bauern Dopf, das aus den Jahren 1780—1800 stammt, fand ich den Ausdruck „Sehnen", auch „Senen" geschrieben. Auf Befragen stellte ich fest, daß darunter ein Brauchtum zu verstehen ist, das auch heute noch geübt wird. „Brauchen" oder „Senen" ist die Anrufung der Heiligen Dreifaltigkeit mit der Bitte, in der gegenwärtigen Not zu helfen. Ein zuversichtlicher Glaube daran ist unerläßliche Vorbedingung des Erfolgs. Recht geheimnisvoll geht es beim Brauchen zu, keiner darf dabei sprechen als der Braucher selbst, stillschweigend, ohne Gruß muß sich der Kranke entfernen und ungesehen nach Hause zu kommen trachten, auch darf der Braucher keine Entschädigung fordern, höchstens ein unverlangtes Geschenk annehmen. Frauen müssen sich von Männern, diese von jenen senen lassen. Es wird bei zu- oder abnehmendem Mond vorgenommen, dreimal zu gleicher Tageszeit an drei Tagen hintereinander, am besten am Freitag, Samstag und Sonntag. Jeder Braucher hat seine besonderen Sprüche, die er nicht preisgibt, um sie nicht zu entweihen und zu entkräften.

Beim Brauchen wird die kranke Stelle mit den Händen bestrichen und der Spruch wird dreimal gesagt.

Sensprüche, notiert von Peter Schäfer, Schönfeld, 1783.

Vor das aldägige fuieber.

geth Mann an das fliesente Wasser, stellt den Fuß Bis an den Knorren in das wasser und spricht

wasser ich thu dich schtellen
Du thust mir mein 77erley fieber stelen,
sie seynd kalt oder Heis,
sie gehen durch Bluth oder Schweis
J. N. V. u. d. S. u. H. G. A.

Browation für den Blutgang senen
Blutsgang halt du dich deines stand,
wie sie gott in seiner Hand
der bey ein Gericht sitzt
kein falsch urtheil spricht. †. †. †.

Digitized by Google

Blut ſtelen.

Jungfrau Maria Mily (?) Chriſti Blutt
Verſtelt das Blut
iſt für die Wunden gut.

Nawel ſenen.

Namen nenen, dan Lege deinen rechten Daumen darauf
Ich ſene dier dein Nabel wie mein Daum und dein Daum.

Augen ſenen.

Vor die blateren Nigts iſt Vor die augen gut
als Jeſus Chriſtus blut,
Jeſus Chriſti atem,
bloſe weg fiel feuer blamen
und blateren und dieſes dreymal und
meinen eigenen atem in die Augen gehaugt.

Wan ein Menſch ſich hauth oder eine friſche wunden hat, ſo Lege deine rechte Hand darauf und ſprich:

Heile heilige wunden
Unſeres Herrn gottes ſeine heilige
fünf wunden, ſie haben weder
geſchworen noch geſchwollen.

Herr Jeſus Chriſti lag und ſchlief,
ſeine wunden waren tief
ſie haben nicht gealtet
haben auch nicht geſchwellt,
das ſollen dieſe auch nicht thun.

gegen den ſchwamm:

Ich bin deine Mutter und deine amm'
ich ſtille dir das feuer und den ſchwamm
dabei hauge das Kind an.

wider das Zahnweh:

Maria ging mit ihrem lieben kind
über weg und ſtraßen,
über blut und waſer
das tobende blut ſoll ſtehn,
das ſtende blutt ſoll gehn.

Digitized by Google

gegen friſſel:

Es ſtehn 3 Röslein in glut,
das erſte iſt gut,
das zweit ſtillt das blut
das dritt heilt die wunden
†. †. †.

gegen warzen:

wenn der mond im zunehmen iſt, warzen berühren:
was ich greif, das nehme ab
was ich ſeh, das nehme zu.

Soweit die Einträge in dem alten Buch, das auch viele andere Merkwürdigkeiten enthält.

Eine alte Frau erzählte mir, ſie habe von ihrer früh verſtorbenen Mutter keine andere Erinnerung mehr, als die: Bei ſtarken Kopfſchmerzen eilte das Kind zur Mutter, barg den wehen Kopf im Schoße der Mutter, und während die laute Welt um beide verſank, ſtrich die gütige Mutterhand über die fieberheiße Stirn, leiſe Gebetsworte entſtiegen ihrer Bruſt und zuletzt kamen die ſtarken Sehnworte:

In Gottes Garten wachſen drei Blümelein,
das erſte iſt blauäugig,
das zweite iſt weißhäutig,
das dritte iſt rot nach Gottes Will,
und alle deine Schmerzen ſind für immer ſtill.

Digitized by Google

Vom Schlot der Schwarzwaldhäuser.

Von Hermann Schilli, Freiburg.

Der Schlot, der Rauchfang unserer Schwarzwaldhäuser, einst über das ganze westliche Oberdeutschland verbreitet, hat zwei Aufgaben: einmal dient er als Funkenfang und zum zweiten zur Abkühlung des Rauches. Dies ist besonders wichtig, denn kalter Rauch ist die wichtigste Vorbedingung für einen guten Speck. Aus diesen beiden Aufgaben erklären sich die gewaltigen Abmessungen dieser Schlote. (Abb. 1.) Dabei muß man bedenken, daß früher dem Funkenfang eine erhöhte Bedeutung zukam. In den Zeiten, in denen diese Rauchfänge errichtet wurden, feuerte und kochte man auf offenen Feuerstellen, wie man heute noch unschwer aus den Erzählungen der alten Leute, dem Bau der alten Kochhäfen und den Dreiböcken unter dem Gerümpel unserer ehrwürdigen Bauernhöfe feststellen kann. Eine Aufnahme aus Tirol (Abb. 2) mag dem Leser von der ursprünglichen Art der Feuerung, dem unmittelbaren Vorgänger der Küchenherde, einen Begriff geben.

Der Bau dieser Schlote erfolgte in dreierlei Weise. Gemeinsam ist allen drei Arten der Aufbau als flachgedrückte, halbe Tonne, als mächtiger, nach unten gekehrter Trog. Bei der ältesten Art besteht dieser gewölbeartige Rauchfang aus zwei Balken, welche die geflochtenen Wände und damit das ganze Gewicht aufnehmen, und aus einer Bohle im Scheitel des Gewölbes. In die Balken und Bohlen sind Haselstecken in Löcher im Abstand von 20 bis 30 cm gesteckt. Hierbei wurden die Stecken durchgebogen und so die muldenartige Form erzielt. Diese formgebenden Haselrippen wurden in der Länge durch weitere Hölzer verstrebt, die mit im Backofen gedämpften Haselzweigen an die Rippen gebunden wurden. (Abb. 1.) Dieses so versteifte Gerüst ist mit Weiden, Haselzweigen, jungen Ebereschenästchen ausgeflochten und endlich mit Lehm verschmiert. Die Dicke des so fertiggestellten Gewölbes beträgt durchschnittlich 12 cm.

Bei der zweiten Art der Ausführung, die man im Hausacher Gebiet beobachten kann, wurde das auch hier aus Balken und Bohle gebildete Traggerüst durch gebogene, dünne Bretter, die gegen die Balken und Bohle genagelt wurden, ausgefacht und mit Lehm verschmiert. (Abb. 3.) Die Bretter wurden hierbei in derselben Weise gekrümmt, in der noch heute unsere Küfer ihre Dauben biegen. Das zu schweifende Brett wird an einem Ende eingespannt und an dem freischwebenden Ende mit einem Stein beschwert.

Digitized by Google

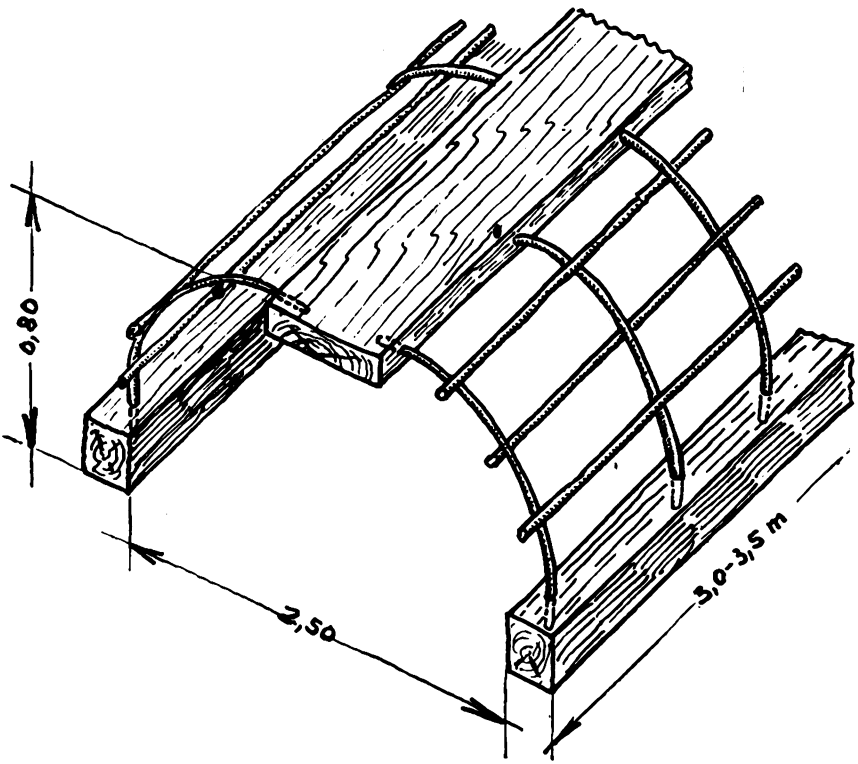


Abb. 1.

Die untere Seite wird durch ein kleines, darunter angelegtes Feuerchen erwärmt und die Oberseite des Brettes angefeuchtet.

Die dritte und jüngste Ausführungsart zeigt auf den beiden Tragbalken ein aus gebrannten Steinen gemauertes Tonnengewölbe, auf das im letzten Jahrhundert die Schornsteine aufgesetzt wurden. Diese Schlote, meistens schlechtweg Gewölbe genannt, sind in ihrer Querschnittsform meistens Halbkreise und damit höher als ihre älteren Vorgänger. Vielfach sind diese Gewölbe in Wald- und Heimarbeiterhäusern auf die Balkenlage des Erdgeschosses aufgesetzt, so daß sie mit ihrem Scheitel in das Obergeschoß hineinragen und dort einen nur als Rumpelkammer nutzbaren Raum ergeben. Die Wölbschichten laufen parallel mit den beiden Tragbalken und die Steine überbinden sich um ihre halbe Länge.

Die Schließung der Stirnseiten dieser Tonnen richtet sich nach der Hausart. Bei den ältesten, den sogenannten Heidenhäusern, läuft der Schlot mit dem einen Ende blind gegen die Wand, während die andere Stirnseite mit lehmverstrichenem Flechtwerk geschlossen ist. Der Rauch wird bei diesen Anlagen von der Feuerstelle gegen den Scheitel des Gewölbes

Digitized by Google

Abb. 2. Pfunds/Tirol.

emporgetrieben, von hier gegen das geschlossene Ende geschoben, hierbei abgekühlt und von den nachdrängenden Rauchmassen unter der Stirnwand hindurch in die Rauchhöhle gedrückt. Aus der Rauchhöhle wird der Rauch durch den schwachen Zug des „Kastens" auf der Balkenlage herausgesaugt. (Abb. 4.) Die Rauchhöhle selbst dient hierbei als Räucherkammer für die Rauchwaren. Die Schlote dieser Heidenhäuser und deren Abkömmlinge werden auch „Rauchhurden" oder einfach „Hurden" genannt.

Bei den ältesten Vertretern der germanischen Schwarzwaldhäuser ist der Schlot auf beiden Seiten geschlossen. Der Rauch drängt hier aus dem Rauchfang in die Küche, streicht an der Küchendecke entlang, wobei er das hier aufgehängte Fleisch räuchert, tritt durch die Küchentüre in den Gang und von hier aus durch die Haustüre und über die einst allseitig offene Rauchbühne ins Freie. Für die Bewohner war das nicht gerade angenehm, und so haben die jüngeren Häuser dieser Art eine Rauchabführung in der Form eines Durchlasses zwischen Balkenlage und Dachdeckung. Die Dachhaut selbst wird hierbei mit einer Schlepp- oder Fledermausgaube durchbrochen, durch die der Rauch ins Freie

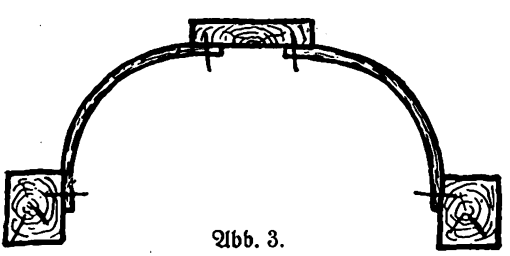


Abb. 3.

Digitized by Google

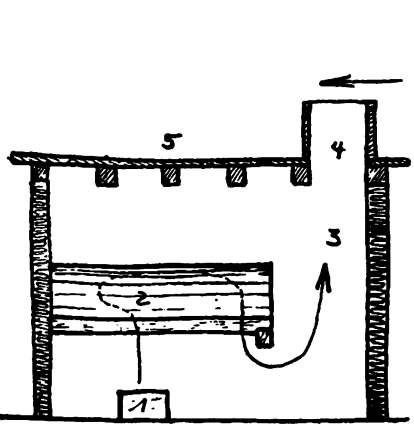


Abb. 4.

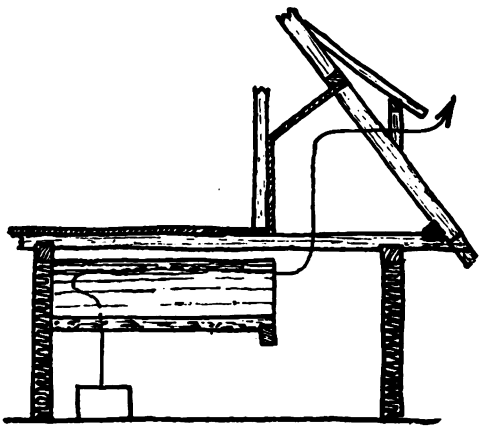


Abb. 5.

1 Herd, 2 Schlot, 3 Rauchhöhle, 4 Kasten, 5 Boden der seitlichen bzw. hinteren oberen Einfahrt.

entweichen kann. Bei diesen Höfen heißt der Rauchfang Funkenfang und die Rauchabführung zwischen Gebälk und Dachdeckung, der eigentliche Räucherplatz, Schlot. Die eine Seite des Funkenfanges ist offen, um den Rauch in die gewünschte Richtung zu leiten. (Abb. 5.)

Bei den Mischformen dieser beiden ursprünglichen Hausarten des Schwarzwaldes wird der mittlere, am Giebel gelegene Raum des Obergeschosses, das selten Wohnzwecken diente, als Räucherkammer verwendet. Der Funkenfang, hier wieder Schlot und Hurde geheißen, läuft mit dem einen Ende in der üblichen Art blind gegen die Wand. Auf der anderen Seite ist er offen, um den Rauch durch eine anschließende Öffnung in der Küchendecke in die darüberliegende Räucherkammer zu leiten. Die Räucherkammer selbst hat an der Giebelseite eine Öffnung in der Art eines Fensters, die mit einigen Holzstäben vergattert ist und durch die der Rauch ins Freie treten kann.

Digitized by Google

Flurnamen und Flurbereinigung in Wieblingen bei Heidelberg.

Von Dr. Gerhart Streitberg, Heidelberg.

Der Bau der Reichsautobahn Frankfurt—Karlsruhe hat das Aussehen der Dorffluren, durch die der Damm der Autostraße geführt wurde, stark verändert. Nicht nur einzelne Wege mußten anders gelegt werden oder einzelne Gewanne erhielten einen anderen Umfang; in manchen Fällen machte sich eine Neuverteilung und Umlegung der gesamten Flur notwendig, die Wegenetz, Gewanneinteilung, Besitzverhältnisse von Grund aus umgestaltet hat. So ist auch die Gemarkung Wieblingen (1920 nach Heidelberg eingemeindet) in ursächlichem Zusammenhang mit dem Autobahnbau neu vermessen und eingeteilt worden. Nach den neuen Richtlinien sollen von nun an in das künftige Vermessungswerk nicht, wie bisher, die Gewanne nur mit Nummern versehen eingetragen werden, sondern jedes Gewann soll wieder einen Namen führen. Die nüchterne Zählung der Gewanne entstammt der rein verstandesmäßigen Einstellung des vergangenen Jahrhunderts, die das lebendige Verhältnis des Bauern zu Acker, Feld und Wiese, wie es sich in den Namen ausdrückt, beseitigt und den Boden zur toten Sache herabgesetzt hat. Vielfach sind infolgedessen die Namen der Flur nicht mehr bei den Ortsbewohnern lebendig oder auch nur aus den Erzählungen der Alten bekannt. Sie müssen aus den schriftlichen Quellen der Archive herausgeholt und zu neuem Leben erweckt werden. Hier hat der Flurnamenforscher ein reiches Arbeitsfeld und darf an einer Aufgabe mitarbeiten, die von der tätigen Gegenwart gestellt wird und einen Beitrag zu dem großen Erziehungswerk darstellt, echtes, bodengebundenes, deutsches Bauerntum zu erhalten und zu stärken, ein Bauerntum, dem die Heimat so lieb und vertraut ist, daß es sie mit Namen benennt.

Nicht allein von dem Ergebnis der Wieblinger Arbeit haben die folgenden Darlegungen zu berichten[1]. Die Aufgabe hat allerlei methodische

[1] Für wertvolle Hilfe habe ich zu danken dem Badischen Generallandesarchiv Karlsruhe, dem Badischen Feldbereinigungsamt, dem Archiv und dem Grundbuchamt der Stadt Heidelberg, Herrn Kirchenrat H. Neu und Herrn Hauptlehrer D. Kohler — beide in Wieblingen — und besonders Herrn Dr. H. Derwein, Heidelberg. Die Verteilung der Namen wurde auf einer Tagfahrt des Feldbereinigungsamtes, an der die Wieblinger Ortsbehörden und alteingesessene Einwohner teilnahmen, durchberaten und endgültig festgelegt.

Digitized by Google

Fragen und Erwägungen aufgeworfen, und die Wege, die zur Lösung beschritten wurden, haben deutlich gemacht, daß der Flurnamenforscher sich nicht damit begnügen darf, nur die Namen zu sammeln, indem er sie aus den alten Lagerbüchern oder sonstigen Quellen herausschreibt. Zu der Kenntnis des Geländes mit seinem heutigen Namenbestand muß das Bemühen hinzukommen, das Namengut der alten Überlieferung draußen im Gelände wieder richtig einzuordnen: welcher Acker oder welche Wiese hat einmal den Namen „beim krummen Stein" getragen, den heute niemand mehr kennt? Den Veränderungen in der Flur, nicht nur dem Wandel von Wald zu Feld oder dem Wechsel im Anbau, sondern auch den Verschiebungen in der Gestalt der Gewanne, muß der Flurnamenforscher sein Augenmerk zuwenden. Doppelt notwendig ist das in dem Fall, wenn, wie bei unserm Beispiel, die Flurnamen schon beträchtlich aus der mündlichen Überlieferung und dem Gebrauch der Ortsbewohner geschwunden sind. Die Geschichte der Flur muß von ihm — neben der des Ortes — besonders herausgearbeitet werden. So steht eigentlich jeder Mitarbeiter des Badischen Flurnamenausschusses, der die Flurnamen eines Ortes sammelt, vor einer ähnlichen Aufgabe, wie sie hier für ein bestimmtes Ziel des praktischen Lebens gefordert wurde. Da mag das Wieblinger Beispiel einige Hilfe und Winke für den Arbeitsweg geben.

Den Ausgangspunkt bildete der Wieblinger Gemarkungsplan mit dem Stand vor dem Bau der Autobahn (Deckpause). Er enthält die Einteilung der Flur in Unter- (UF), Mittel- (MF) und Oberfeld (OF); ferner — neben der Numerierung der Gewanne in den drei Feldern — einige Namen für Gewanne, die einst zur Allmende gehört haben: Große und Kleine Eichbaumstücke, Wolfsgärten, Altrott, Alte Rottstücker, Große und Kleine Heidestücker; dazu noch Namenreste in den drei Feldern: Jägerstücker (25. UF) Rottäcker (26. UF), Rottfeld (27. UF), Hessengärten (20. MF), Brunnengraben (10. MF), Dammfeld (20. OF). Alteingesessenen Wieblingern waren aus mündlicher Überlieferung noch bekannt: Haspelgewann (1. UF), Leimenloch (loameloch, 5. und 6. UF), Flurscheide (9. UF), beim Kiesloch (11. UF), Die lange Gewann (22. UF), im Nordio (24. UF); Heerstraße (13. MF), Pfaffenzipfel (15. MF); im Wingert (1. OF), Höllgewann, Gabeläcker (nördliches und südliches Stück der 12. OF), die Hauhecke (13. OF). Das sind, ohne die Namen für die frühere Allmende, 18 Flurnamen. Vergleicht man damit die Zahl der Gewanne (71), so wird deutlich, wie wenige Namen seit der Einführung der Gewannummern um 1820 noch lebendig oder bekannt geblieben sind.

Nun wurden die archivalischen Quellen zu Hilfe genommen:

1. Die Renovation von 1821[2], mit Plänen[3], doch fehlt von den Renovationsbüchern der Band des Mittelfeldes, von den Plänen der für das Oberfeld. Die damals gebräuchlichen Namen der Gewanne sind nicht mehr mit aufgeführt. Die Nummern stimmen mit denen der Deckpause 1 überein.

[2] Grundbuchamt der Stadt Heidelberg.
[3] Plankammer, Rathaus Heidelberg.

Digitized by Google

2. Das Stockbuch von 1820, das den Besitz der einzelnen Eigentümer Stück für Stück verzeichnet, alphabetisch nach den Besitznamen geordnet[4].

3. Pläne über die Neueinteilung der Allmendäcker, die aus den gerodeten Waldflächen und bisherigen Weiden gewonnen waren (von 1822 bis 1824). Sie stammen von dem Renovator Sartorius[3].

4. Die Lagerbücher für Ober-, Mittel-, Unter- und Kleinfeld (nebst Verzeichnis der Allmenden) von 1812[4]; die Pläne dazu sind nicht mehr vorhanden. In den Lagerbüchern trägt jede Gewann einen Namen.

5. Zwei Pläne aus dem Generallandesarchiv Karlsruhe. Der jüngere gibt die Veränderungen durch den Bau der Eisenbahn Heidelberg—Mannheim wieder. Der ältere, wohl aus dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts, verzeichnet neben dem Umriß der Gemarkung den Ortsetter, das Wegenetz, die Waldflächen und einige Weingärten. Die Umrisse der einzelnen Gewanne sind nicht eingetragen. Ein Entwurf dafür (oder eine nachträgliche Verkleinerung) ist vermutlich der handgemalte kleine Plan, der auf der beigefügten Tafel abgebildet ist (Original in der Universitätsbibliothek Heidelberg, Batt'sche Mappe VII, Nr. 45). Doch sind die hier eingezeichneten Gewanne nicht eine getreue Wiedergabe der Verhältnisse, wie sie in den Lagerbüchern von 1812 niedergelegt sind.

Dieses Material muß nun unter sich in Beziehung gesetzt und miteinander verglichen werden, damit wir erfahren, welche Veränderungen im Kartenbild der Flur vom letzten Drittel des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart eingetreten sind.

Die Abbildung 1 zeigt die beiden Wälder, die im 18. Jahrhundert auf der Wieblinger Flur standen: Die Rauschen (Eichwald), näher beim Ort gelegen, und die Heide, die an die Grenzhöfer Gemarkung anstößt. Das Ackerland, das viereckig in die Rauschen eingeschnitten ist (Nr. 10), sind die Wolfsgärten. Nach 1742 wurden sie auf Bitten der Gemeinde gerottet, da dort kein Holz wachse. Wenn der Boden dann einige Zeit gebaut sei, sei er wieder für Wald brauchbar. Als es aber 1757 wieder in Wald verwandelt werden soll, gelingt es den Bemühungen der Gemeinde, diese 25 Morgen als Ackerland zu erhalten. Von dem großen Umrißplan sind folgende Angaben durch Ziffern auf die Abbildung übertragen: 1) die obere Wingert, 2) Bernsteinswingert, 3) die Creutzwingert, 4) das kleine Feld vor dem Wald, 5) die Wiblinger Rothacker, zum Kleine Feld, 6) die Grentzhoffer Rothacker, 7) bey den 12 Morgen, 8) die Griegsäcker, zum Mittelfeld, 9) in den Grenzhöffer Dosen (das Waldstück der Heide, nördlich der schwarzen Linie nach Grenzhof zu). Als Oberfeld wird das Gebiet zwischen südlicher Gemarkungsgrenze und dem oberen Weg (verlängert durch den Plankstädter Weg) bezeichnet; das Mittelfeld erstreckt sich zwischen mittlerem und unterem Weg, während das Unterfeld sich nördlich an das Kleine Feld (4) anschließt, ohne daß eine Trennungslinie angegeben wird.

In den Jahren zwischen 1790 und 1825 sind die beiden Wälder gerottet worden. Mancherlei Ursachen führten dazu: Wildschaden, mangelhafte

[4] Archiv, Rathaus Heidelberg.

Digitized by Google

Abb. 1. Plan von Wieblingen.

Erträgnisse an Holz, Zunahme der Bürger, so daß die bisherige Allmende nicht ausreichte, drückende Gemeindeschulden aus den Napoleonischen Kriegen. Die Einteilung des neuen Ackerlandes zeigt die Abbildung 2[5].

Die Verhältnisse nach der großen Neueinteilung der Gemarkung Anfang der 1820er Jahre lassen sich von der Deckpause 1 ablesen. Wie die Numerierung der Gewanne in den drei Feldern, so sind auch die Umrisse der Gewanne bis zum Bau der Autobahn gleich geblieben. Geringe Abweichungen wurden durch die Eisenbahn 1838 hervorgerufen; man kann sie leicht durch Vergleichen der Deckpause mit Abbildung 2 feststellen.

[5] Vgl. H. Neu, Aus der Vergangenheit von Wieblingen (Selbstverlag des Verfassers, Heidelberg-Wieblingen 1929), S. 42 ff. und 53 ff.

Digitized by Google

Vergleicht man dagegen die Abbildung 1 mit der Deckpause, dann wird klar, wie grundlegend die Neueinteilung nach der Niederlegung des Waldes das Kartenbild der Flur geändert hat. Der Wald ist verschwunden, die Weide am Neckar in Ackerland verwandelt, ebenso die Weingärten. Alle Wege sind gerade gelegt, der Pfad zwischen mittlerem und oberem Weg eingezogen worden. Alle Gewanne sind durch eine Menge neuer Zufahrtswege leichter zugänglich; jedes Besitzstück stößt oben und unten an einen Weg.

Der nächste Schritt, nachdem die Wandlung innerhalb der Flur herausgearbeitet worden waren, mußte sein, die Flurnamen der Lagerbücher von 1812 mit den Gewannummern der Renovation von 1821 in Übereinstimmung zu bringen. 1812 sind bedeutend mehr kleine benannte Gewanne vorhanden; sie sind 1821 stark zusammengelegt worden, wie die Gegenüberstellung der Zahlen beweist:

	1812	1821	
Unterfeld	56	27	Gewanne
Mittelfeld	69	22	Gewanne
Oberfeld	45	22	Gewanne
Kleinfeld	17	im Mittel- und Unterfeld aufgegangen.	

Wenn nun für die vorhandenen Namen die Lage der damit benannten Gewanne zu bestimmen war, so durfte grundsätzlich das geschichtlich gewordene Verhältnis Flurname : Flurstück nicht verfälscht werden. Es verbot sich also, den 1812 auftretenden Namenbestand willkürlich auf diejenigen Gewanne zu verteilen, deren Namen bisher nicht hatten ermittelt werden können. Folgendermaßen wurde vorgegangen: Im Stockbuch von 1820, das den Besitzstand jedes einzelnen Bauern oder sonstigen Grundbesitzers verzeichnet, wurden Besitzernamen des Lagerbuchs 1812 nachgeschlagen. Stimmten die Größe des Besitzes und die Namen der beiderseitigen Anstößer überein, so ergab sich, daß die benannte Gewann von 1812 in der numerierten Gewann von 1821 enthalten war. Zwei Beispiele mögen das eingeschlagene Verfahren verdeutlichen:

1. Lagerbuch 1812, Oberfeld, 29. Gewann, „in der Milbengewann". Nr. 440, Nicolaus Scholl, hat 1 Viertel 12 Ruthen, einseits Nicolaus Wagemann, anderseits Heinrich Schwartz.
   Im Stockbuch 1820 entspricht diesem Besitzgrundstück des Nicolaus Scholl, S. 341, Nr. 2598: 1 Viertel 11 Ruthen. Einerseits Nicolaus Wagemann, anderseits Heinrich Schwartz. Es liegt in der 18. Gewann des Oberfeldes. Demnach muß die 18. Gewann des Oberfeldes „die Milbengewann" von 1812 in sich enthalten.
2. Lagerbuch 1812, Oberfeld, 13. Gewann, „im Sandwingert", Nr. 247, Peter Weisbrot hat 26 Ruthen. Einerseits Heinrich Schwartz, anderseits Johannes Walck.
   Im Stockbuch 1820 entspricht diesem Besitz ein Stück des Peter Weisbrot auf S. 261, Nr. 2317, 25 und $^7/_{10}$ Ruthen groß; einerseits Heinrich Schwartz, anderseits Johannes Walck. Es liegt in der 11. Gewann des Oberfeldes. Also muß „im Sandwingert" in der 11. Gewann OF enthalten sein.

Digitized by Google

Gemarkung Heidelberg Wieblingen

Übersicht über die alten Gewannbezeichnungen

M. 1:15000

Bad. Feldbereinigungsamt Heidelberg

Nord

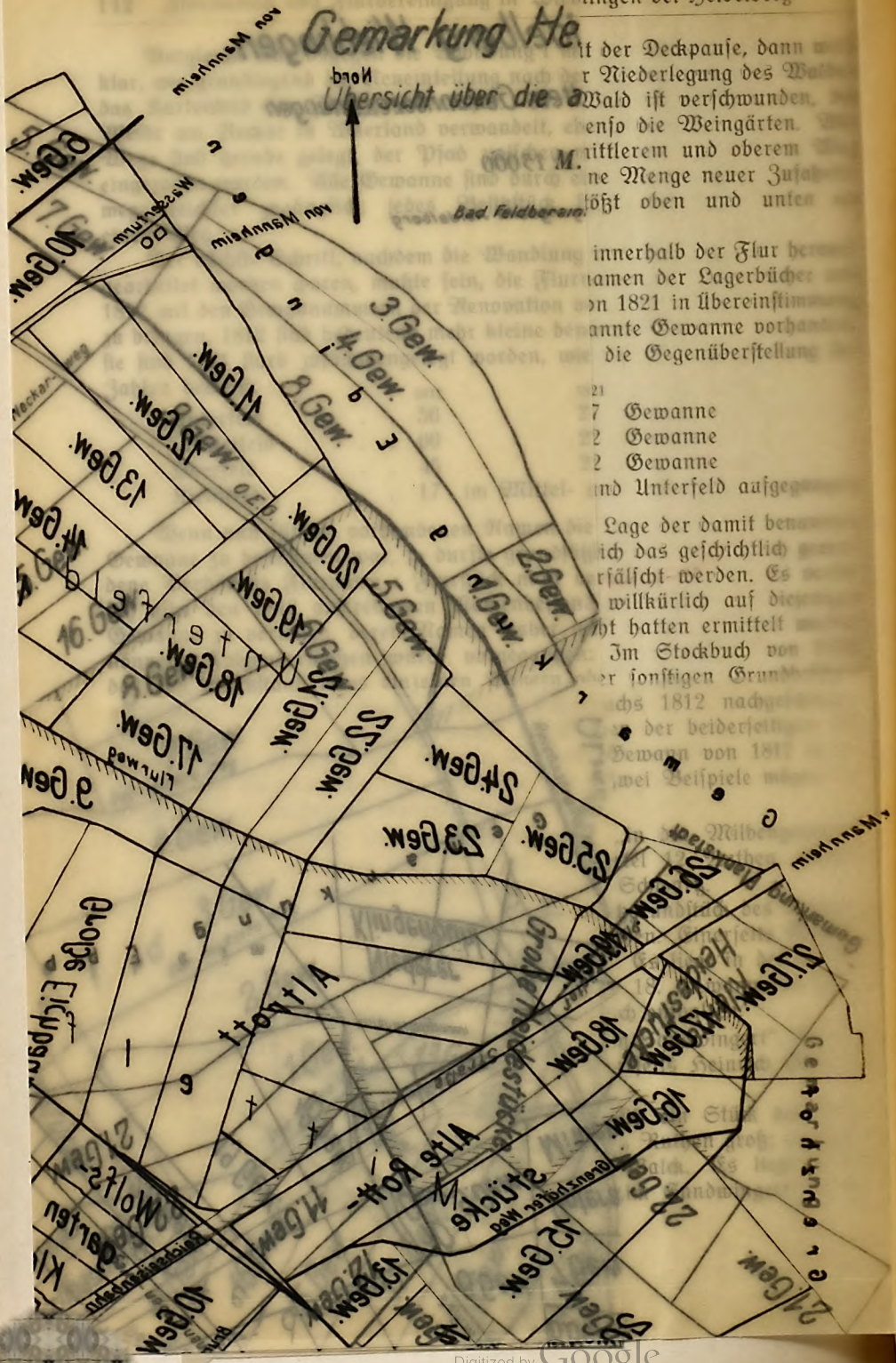
von Mannheim

Gemarkung Edingen

Wasserturm

von Mannheim

5.Gew.
6.Gew.
7.Gew.
10.Gew.
11.Gew.
12.Gew.
13.Gew.
Neckar-weg
9.Gew.
O.E.G.
3.Gew.
4.Gew.
8.Gew.
2.Gew.
1.Gew.
5.Gew.
6.Gew.
20.Gew.
19.Gew.
Unterfeld
18.Gew.
14.Gew.
15.Gew.
16.Gew.
8.Gew.
7.Gew.
Der untere Weg
21.Gew.
22.Gew.
17.Gew.
Flurweg
9.Gew.
4.Gew.
24.Gew.
25.Gew.
23.Gew.
26.Gew.
3.Gew
Der mittlere Weg
2.Gew.
1.Gew.
Der obere Weg
13.Gew.
14.Gew.
Ortsetter H.-Wieblingen
Reichsstraße Nr. 37
Diebsweg
O.E.G.
1.Gew.
2.Gew.
3.Gew.
4.Gew.
5.Gew.
6.Gew.
7.Gew.
8.Gew.
9.Gew.
10.Gew.
11.Gew.
12.Gew.
13.Gew.
14.Gew.
15.Gew.
16.Gew.
17.Gew.
18.Gew.
19.Gew.
20.Gew.
21.Gew.
22.Gew.
Weckargewann
Entenpfuhl
Unterer Rittel
Mittlerer Rittel
Grenzhöfer Weg
Unteres krummes Horn
Oberes krummes Horn
nach Heidelberg
nach Heidelberg
nach Heidelberg
Gemarkung Grenzhof
Altprotte l
Große Eichbaumstücke
Wolfsgarten
Kleine Eichbaumstücke
Alte Rottstücke
Grenzhöfer Weg
Reichseisenbahn
Der alte Grenzhöfer Weg
Dammweg
Brunnengraben-Weg
Obere Feld
Große Heidestücke
Straße
Kleine Heidestücke
Plankstädter
Gemarkung Plankstadt
Gemarkung Eppelheim
10. Gewann Hellengewann
Hinter Hellengewann
Niederer Klingenbühl



Digitized by Google

Gemarkung Heidelberg-Wieblingen

Übersicht über die neuen Gewannbezeichnungen

M. 1:15000

Bad. Feldbereinigungsamt Hdlbg.

Nord

Gemarkung Edingen

Gem. Teil Grenzhof

Gemarkung Eppelheim

Gem. Plankstadt

H.-Wieblingen

Kleine Weidstücke
Auf das Gebirg
Neben der Straße
Ober der Straße
Große Weidstücke
Neben der Weide
Die Mittelgewann
Auf die Straße
Die Flurscheide
Beim Kiesloch
Die steinige Platte
Beim krummen Stein
In den vier Steinen
Im Viehtrieb
Hollunderbuckel
Beim Holzapfelbaum
Rechts am Unterweg
Schwarze Gewann
Das Sändel
Halbbatzenäcker
In der Schuhmachergewann
Leimenloch
Haspelgewann
Kappesgärten
In den acht Morgen
Grundrain
In dem Landschad
Auf das Kleinfeld
Auf der Malthieser Anwend
Im Sümpel
Die lange Gewann
Jm Mordio
Jägerstücke
Rottäcker
Froschäcker
Schälwald
Große Eichbaumstücke
Kleine Eichbaumstücke
Die inneren Rauschen
Die äußeren Rauschen
Alte Rottstücke
Die Wittweiberstücke
Wolfsgärten
Die neun Morgen
Rechts am Grenzhöfer Weg
Das Rottfeld
Das Stöckicht
Am Grenzhöfer Weg
Auf die Grenzhöfer Gemarkung
Pfaffenzipfel
Hessengärten
Beim Wald
Auf die Heide
In den Grenzhöfer Dosen
Kleine Heidestücke
Große Heidestücke
Jm Loch
Hohe Gewann
In den Löffeläckern
Jm Schreibersgarten
Brunnengraben
Sieben Morgen
Auf dem Damm
Dammfeld
Milbengewann
In der Gabel
Bei den zwölf Morgen
Unterer Rittel
Mittlerer Rittel
Hinterer Entenpfuhl
Vorderer Entenpfuhl
Schollengewann
Am Diebsweg
Neckargewann
Jm Sand
Auf den Sandbuckel
Höllgewann
Jm Sandwingert
Wellengewann
Auf Eppelheimer Gemarkung
Jm Dorgarten
Die Hauhecke
Beim Eselsbuckel
Ergelweg
Neckarweg
Kreuzweg
Flurweg
Unterer Weg
Mittlerer Weg
Oberer Weg
Eichbaumweg
Reichsautobahn
Reichsbahn
Dammweg
Parsserweg
Schlittenweg
Mittelgewannweg
Trenchastraße Nr. 37
Der grüne Weg
Auf die Kappesgärten
Heerstraße
Grenzhöfer Weg
Brunnengrabenweg
Eppelheimer Weg
Eppelheimer Gemarkung
Plankstadter Landgraben II. Ordnung Nr. 27
Ober dem Plankstadter Weg
Unter dem Plankstadter Weg
Wieblinger Weg
Landstraße Nr. 21
Siedlung
Reichsstraße 37
nach Heidelberg
nach Karlsruhe
von Mannheim
Wasserturm

Digitized by Google

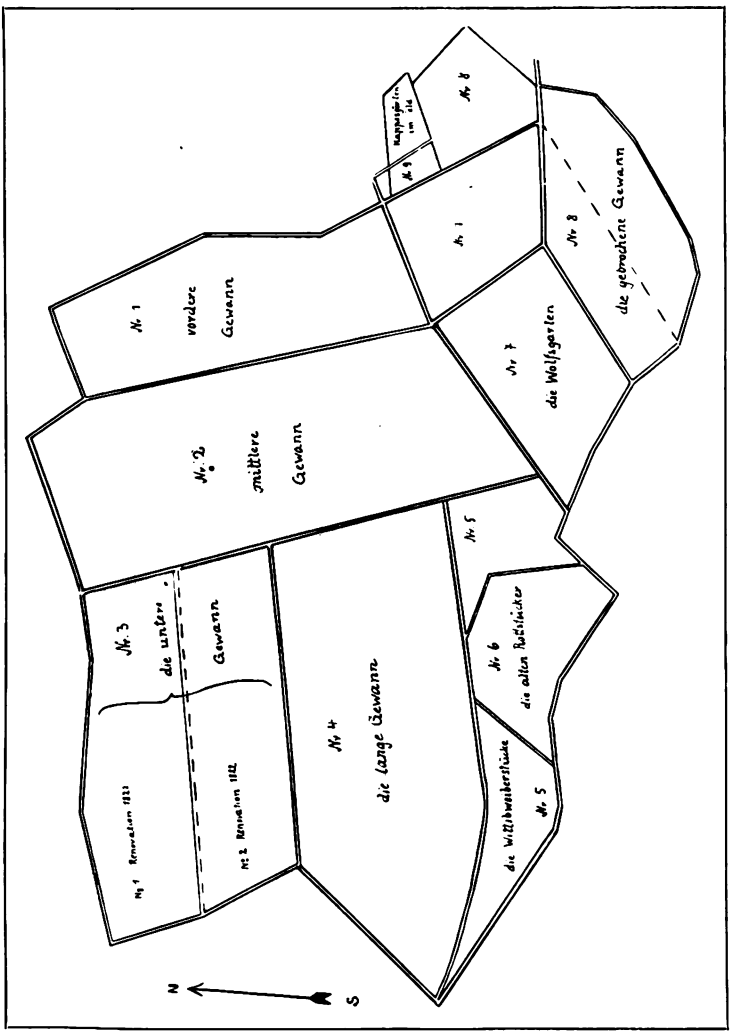


Abb. 2. Gewanneinteilung nach der Rodung des Rauschenwaldes 1824 bis zum Bau der Eisenbahn Heidelberg—Mannheim 1838/40.

Digitized by Google

In dieser Weise wurden zu allen numerierten Gewannen Namen festgelegt. Wenn auch nicht alle Namen der Lagerbücher von 1812 in die Gewannnummern von 1821 übertragen werden konnten, da sich vielfach die Besitzverhältnisse verschoben hatten, so genügte es ja, wenn für jede Nummer von 1821 e i n sicherer Namensbeleg aus dem Lagerbuch von 1812 gefunden worden war.

Auf dem Gemarkungsplan vor dem Bau der Reichsautostraße (Deckpause) hatte nun jede Gewann ihren Namen. Jetzt waren die Namen auf den neuen Übersichtsplan von 1938 (Grundkarte) zu übertragen. Wird die Deckpause über die Grundkarte gelegt, so fällt sofort auf, daß sich westlich der Autobahn die Einteilung und die Verlaufrichtung der Gewanne völlig verändert haben. Die Umrisse des alten Rauschen-Waldes, die sich in der Aufteilung des daraus entstandenen Ackerlands 1824 noch erhalten hatten, sind jetzt ausgelöscht. Westlich der Eisenbahn sind heute die Gewanne gleichlaufend zum Bahndamm in regelmäßigen, fast gleichgroßen Stücken angeordnet, während früher die Gewanne des Oberfeldes in ihrer Längsrichtung senkrecht auf den Bahnkörper zu verliefen. Der Grenzhöfer Weg ist seines gewundenen Laufs beraubt und gerade gelegt worden, der Flurweg führt nicht mehr durch die ganze Gemarkung, sondern hört vor der Autobahn auf. Daher finden Lage und Name der bisherigen Gewanne in den neuen manchmal gar keine, manchmal nur eine sehr ungefähre Entsprechung. Wenn auch im ganzen an dem Bestreben festgehalten wurde, die geschichtlich belegten und im Gelände bestimmten Namen zu bewahren, so mußten doch andere Gesichtspunkte für die Anordnung entscheiden, wenn die neuen Gewanne im Umriß sich gar nicht mehr mit den alten berührten, nämlich die Reihenfolge und das Verhältnis der Namen zueinander in der früheren Lage.

Bevor wir eine Übersicht der von nun an gültigen Namen aufstellen, seien einige Worte über die Wahl der Namen und kurze Angaben zu ihrer Erklärung gesagt. Die beiden bestimmenden Elemente für das Gebiet nördlich des Ortes zwischen Neckar und der elektrischen Straßenbahn Heidelberg—Mannheim (mit O.E.G. auf der Karte eingezeichnet) sind von jeher die Weiden und die alte Straße Heidelberg—Edingen—Mannheim. Daher treten hier die Flurnamen „Auf die Straße", „Neben der Straße", „Ober der Straße" sowie „Neben der Weide", „Große und Kleine Weidstücke" auf. Auf der Abbildung 1 trennen Hecken die Tag- (Nr. 13) und die Nachtweide (Nr. 12) vom Ackerland. Weide war auch die Gewann „Im Viehtrieb" (15. UF), 1614 „Drift", zwischen 1767 und 1804 „in der Kuhtrift". In jedem der drei Felder gab es solche Weidestücke (im Oberfeld 1711 „in der Drift"), doch sind die Namen der andern Triften verschwunden. Der von Hecken eingerahmte helle Streifen sind „die Kappesgärten" (Nr. 14), in denen Gemüse — vor allem Kohl — gebaut wurde. Auch in der Nähe des Rauschenwaldes gab es vor rund hundert Jahren „Kappesgärten im Feld". Kappes (mittelhochdeutsch *kappuz, kabez)* ist ein Lehnwort aus dem Lateinischen, zu caput „Kopf". Die frühere 5. Gewann UF heißt jetzt „Auf das Gebirg", eine Bezeichnung, die 1812 nur für ein kleines Feldstück gegolten hat. Sie ist später auf das ganze Gebiet an der Gemarkungsgrenze

Digitized by Google

ausgedehnt worden als Richtungsangabe „gegen das Gebirge" (= der Odenwald). Der Name „Flurscheide" stammt aus den Kaufbüchern 1767—1804, hatte sich aber auch in der mündlichen Überlieferung bis heute gehalten. Er zeichnet die Gewann, die das alte Kleinfeld vom Unterfeld schied. Eine solche Grenzangabe enthält auch der Name „Grundrain" (19. UF); Rain ist „begrenzende Bodenerhebung, Ackergrenze", hier vermutlich Trennungslinie des Unterfelds an der Gemarkungsgrenze gegen Edingen vom Kleinfeld. Eine große Namengruppe drückt die Beschaffenheit des Geländes aus; lehmigen Boden: „Leimenloch"; steinigen: „die steinige Platte", „beim krummen Stein", „in den vier Steinen"; sandigen: „Im Sand", „Auf den Sandbuckel", „Im Sandwingert", „das Sändel" = kleines Sandstück. „Milbengewann" (1614 „Milwichtengewann") bezeichnet staubigen, mehligen Boden. Es steckt darin das Wort Mehl, zu dessen Wortstamm ein w gehört (mittelhochdeutsch mel, 2. Fall melwes); dieses w wird in ober- und mitteldeutschen Mundarten vielfach zu b. Der heutige Schießstand war früher Kiesgrube, daher trägt die Gewann den Namen „beim Kiesloch" (11. UF). „Schwarze Gewann" verrät guten, „Schollengewann" leichten lockeren Boden. Auf Mulden oder Erhebungen im Gelände weisen hin: „Brunnengraben", (eine Vertiefung, in deren Nähe ein Brunnen lag), „Hohe Gewann", „Dammfeld", „Auf den Damm" „Hollunderbuckel", „Auf den Sandbuckel", „Höllgewann" (darin steckt mittelhochdeutsch *helde*, eine umgelautete Form des neuhochdeutschen „Halde" mit der Bedeutung „Abhang"). „Im Sümpel" war einmal eine kleine sumpfige Stelle, die „Froschäcker" haben ihren Namen sicher von der Bodenfeuchtigkeit, die viele Frösche anzog. Der „Entenpfuhl" war einst ein Tümpel für die Enten. Die Trennung in zwei kleine Gewanne ist erst seit der Neueinteilung eingeführt. Vom Besitzer abgeleitete Namen sind „Pfaffenzipfel" (= Kirchengut), „In dem Landschad" (gehörte zu dem Landschad'schen Hof, dem einen der drei bedeutendsten Wieblinger Höfe), „Auf der Maltheser Anwend" (erinnert an den Besitz des Johanniterordens[6]). „In der Schuhmachergewann" und „im Schreibersgarten" enthalten die Namen von Eigentümern; bei „Schreibersgarten" besteht auch die Möglichkeit, daß die Nutznießung dieses Feldstücks dem Schreiber des Wieblinger Rathauses zustand. Die „Wittweiberstücke" (die andere Lage gegenüber früher ist zu beachten!) wurden bei der Ausstockung des Rauschen-Waldes nach 1800 an die 25 Wieblinger Witwen in je ½ Allmendanteilen vergeben[6]. Die „Haspelgewann" (1. UF) könnte, wie das jetzt zugebaute „Brechloch", ein Zeuge für den früher gepflegten Flachsanbau sein (Haspel = Garnwinde); wahrscheinlich hat die Gewann aber ihren Namen von dem Haspel, der hier den selbständigen Austritt des Viehs aus dem Ortsetter verhinderte.

Die „Halbbatzenäcker" tragen wohl, wie in andern Fällen, ihren Namen von der Gebühr, die bei Beginn des Bestands oder bei der Aufgabe zu zahlen war.

Von einzelnen Bäumen, die ein weithin sichtbares Merkmal abgaben, tragen die „Eichbaumstücke" ihren Namen (der Eichbaum muß ein Überrest des Eichwalds = die Rauschen gewesen sein), ferner die Gewanne

[6] H. Neu, a. a. O., S. 83.

Digitized by Google

„Beim Holzapfelbaum" (früher 8. MF, schon 1777 belegt) und „Hollunderbuckel" (1777 „am Holderbaum", später „bei der Hollerhecken"). Zur Gruppe der Rodungsnamen, die alten Waldbestand verraten, gehören „Rottäcker", „Rottfeld", „Im Stöckicht".

„In den Grenzhöfer Dosen": Der mundartliche Ausdruck für die Kiefer ist Dosen, ein Wort, das auch im Schwäbisch-Alemannischen vorkommt (*dā̄s, dǭs*) und dort die Tanne meint; das Bayerische kennt das Wort ebenfalls (*dachsen, dächsen)* für Äste und Reißig vom Nadelholz. In letzter Linie stammt das Wort vom lateinischen taxus = Eibe ab und ist, seine Bedeutung ändernd, auf verschiedene Nadelbäume übertragen worden.

„Bei der Remise": Remisen sind künstlich angelegte Hecken oder Dorngebüsche zum Schutz von Menschen, Tieren und Gerät gegen die Witterung.

Der Name des „Ergelwegs" hängt sicherlich mit „Mergel" = kalkhaltiger Ton zusammen. 1524 haben wir den Beleg „Merkeläcker" und „Merkelweg". „Ergel" wäre dann durch falsche Abtrennung entstanden, bei der das anlautende *m* des Hauptwortes „Mergel" mit dem auslautenden *m* des Vorworts *am* oder Geschlechtsworts *dem* verschmolzen ist. Diese Erscheinung begegnet im Sprachleben vielfach. Umgekehrt ist das auslautende *m* von *im* an das Hauptwort angefügt worden bei dem Namen „Im Mordio". Dieses wird aus nicht mehr verstandenem „im Orte" umgedeutet worden sein; *ort* ist die Spitze, Ecke, das Ende, der Rand, die Grenze. Die Gewann „im Mordio" muß einmal ein Grenzstück gewesen sein, entweder Endstück des Ackerlandes gegen einstiges Waldgebiet, da sich dann Rodungsnamen anschließen (Rottäcker, Rottfeld) oder gegen Grenzhöfer Gemarkung.

Ganz neu eingeführt sind neben den Lagebenennungen „Rechts am Unterweg", „Rechts am Grenzhöfer Weg" die Namen „Schälwald", „Die inneren und äußeren Rauschen", „Beim Wald", „Auf die Heide". Sie sollen (wie „In den Grenzhöfer Dosen") die Erinnerung an den Wald, der einst dort stand, wachhalten[7]. Die „Neckargewann": Der Name ist nicht neu geschaffen, aber von der angrenzenden Gewann auf alter Heidelberger Gemarkung ausgedehnt auf die frühere 1. Gewann OF. Auf der Abbildung sieht man noch, daß früher dort Weingärten waren: „Die obere Wingert" (1) und „Bernsteinswingert" (2).

Eine Gruppe von Namen bietet der Deutung Schwierigkeiten, solange noch nicht die ganze schriftliche Überlieferung auf Namenbelege hin durchgearbeitet ist: „Im Gaigarten" (17. OF), „Heerstraße", „In den Löffeläckern", „Jägerstücker", „Hessengärten". Auf den Plänen und im Lagerbuch 1812 heißt die „Heerstraße" „Hirschstraße" (wahrscheinlich eine falsche Verhochdeutschung des mundartlichen *herschtrǭs*). Inwieweit die Heerstraße eine alte große Verbindungsstraße gewesen ist muß noch untersucht werden[8].

[7] H. Neu, a. a. O., S. 80—85.

[8] Es sei ausdrücklich bemerkt, daß der Aufsatz nicht eine Bearbeitung der Wieblinger Flurnamen nach den Richtlinien des Badischen Flurnamenausschusses

Digitized by Google

Die Übersicht über die Entsprechungen zwischen den von nun an gültigen Namen und den früheren Gewannummern soll vor allem den Wieblingern das Zurechtfinden in der veränderten Flur erleichtern.

Heutiger Name	Frühere Gewannummer
Haspelgewann	1. UF
Auf die Kappesgärten	2. UF
Neben der Weide	3. UF
Die Mittelgewann	4. UF
Auf das Gebirg	5. UF
Neben der Straße	6. und 7. UF
Auf die Straße	8. UF
Die Flurscheide	9. UF
Ober der Straße	10. UF
Beim Kiesloch	11. UF
Die steinige Platte	12. UF
Beim krummen Stein	13. UF
In den vier Steinen	14. UF
Im Viehtrieb	15. UF
Hollunderbuckel	16. UF
Auf das Kleinfeld	17. UF
In dem Landschad	18. UF
Grundrain	19. UF
In den acht Morgen	20. UF
Auf die Allmend Im Sümpel Bei der Remise Auf dem Ergelweg	21. UF
Die lange Gewann Neben der Allmend	22. UF
Im Mordio Jägerstücker Rotäcker	23., 24., 25. und 26. UF
Rottfeld Im Stöckicht	27. UF
Die neun Morgen	17., 18. MF
Rechts am Grenzhöfer Weg	16., 17. MF
Alte Rottstücke	Alte Rottstücke
Wittweiberstücke	Ein Teil der Alten Rottstücke und 13. MF
Am Grenzhöfer Weg	14. und 15. MF
Auf die Grenzhöfer Gemarkung Pfaffenzipfel Hessengärten Ober dem Plankstädter Weg	20. MF
In den Grenzhöfer Dosen	21. MF
Beim Wald Auf die Heide	22. MF und ein Teil der Großen Heidestücke

ersetzt. Die archivalischen Quellen aus der Zeit vor 1750 werden noch manche Ausbeute liefern; dann werden sich auch noch manche Unklarheiten der Namendeutung aufhellen.

Digitized by Google

Brunnengraben	10. MF
Im Schreibersgarten, In den Löffeläckern, Hohe Gewann, Im Loch, Unter dem Plankstädter Weg	11., 12. MF, 22. OF und ein Teil der 21. OF
Auf Eppelheimer Gemarkung, Sieben Morgen, Auf dem Damm, Dammfeld	21. OF, 20. OF südwestlich der Eisenbahn
Froschäcker, Die äußeren Rauschen, Die inneren Rauschen, Schälwald	Altrott
Große Eichbaumstücke, Kleine Eichbaumstücke	Große Eichbaumstücke
Wolfsgarten	Wolfsgarten und Kleine Eichbaumstücke
In der Schuhmachergewann	1. MF
Halbbatzenäcker	2. MF
Das Sändel	3. MF
Die schwarze Gewann	4. MF
Leimenloch	5. und 6. MF
Rechts am Unterweg	7. MF
Beim Holzapfelbaum	8. MF
Auf der Maltheser Anwend	9. MF
Neckargewann	1. OF und ein Teil der früheren Heidelberger Neckargewann
Schollengewann	4. und 6. OF
Am Diebsweg	3. und 5. OF
Vorderer Entenpfuhl, Hinterer Entenpfuhl	7. OF
Beim Eselsbuckel	8. OF
Bei den zwölf Morgen	9. und 10. OF
Im Sandwingert	11. OF
Höllgewann	12. und ein Teil 13. OF
Die Hauhecke	13. OF (verkleinert)
Auf den Sandbuckel	14. und 15. OF
Im Sand	16. OF
Im Gaigarten	17. OF
Milbengewann	18., 19. und 20. OF westlich der Eisenbahn
In der Gabel	18., 19. und 20. OF zwischen Eisenbahn und altem Grenzhöfer Weg

Ein Stück Heimatgeschichte hat sich in den Veränderungen des äußeren Bildes der Gemarkung während der letzten 150 Jahre abgespielt. Es wird bewahrt in den Flurnamen, die zum großen Teil in noch viel weitere Vergangenheit zurückreichen. Nachdem sie zu neuem Leben erweckt sind, sollen sie von den heutigen Geschlechtern lebendig erhalten werden zur Weitergabe an die Nachkommen, als Ausdruck der Heimattreue und Bodenverbundenheit, die tief im deutschen Bauerntum verwurzelt bleiben.

Digitized by Google

Um die Mittwinterszeit im Odenwald.

Von **Prof. Dr. Eugen Fehrle**, Heidelberg.

An einem der kältesten Wintertage wanderte ich mit Studenten von Kailbach (über Eberbach) durch den Wildpark des Fürsten von Leiningen, über Schloßau und Mudau nach Donebach. Unterwegs, auf der freien Höhe des Odenwaldes, wurde uns klar, warum der Odenwälder sein Haus so tüchtig mit dicken, großen Schindeln gegen Wind und Kälte schützt und früher es sorgfältig mit Stroh deckte.

In Donebach konnten wir das Christkind und den Weihnachtsesel sehen, und von Hauptlehrer Hefner und Bürgermeister Brenneis sowie von Schulkindern des Dorfes bekamen wir viel über Weihnachtsbräuche erzählt. Das Donebacher Christkind gehört zu den segenbringenden Gestalten, wie sie weithin im Odenwald und in Mitteldeutschland umgehen[1]. In ihm leben Gestalten wie die Perchta und Holle weiter, die, weiß gekleidet, mit einer Brautkrone auf dem Kopf, mit Lebenszweigen in der Hand, zur Zeit der Wintersonnenwende als Bringerinnen und Sinnbilder des Segens von Haus zu Haus gehen. In Erbach hat das Christkind den Baum und bringt ihn jeder Familie, ebenso in Rinkschheim bei Buchen. Der Baum, den sich jede Familie vorher beschafft hat, wird vors Haus gebracht, wenn das Christkind in der Nähe ist, und wird dann von ihm ins Haus hineingetragen. Er ist als Sinnbild des neuen Jahressegens ein heiliger Baum und darf deswegen nicht von gewöhnlichen Menschenhänden gebracht werden, sondern wird von einer durch den Brauch gleichsam geheiligten Segenbringerin der Familie zur Wintersonnenwende als Lebensbaum überreicht. In Donebach reitet das Christkind auf einem Esel. L. Weiser hat nachgewiesen[2], daß dieser Weihnachtsesel zurückgeht auf den alten germanischen Schimmel, auf dem einst Wodan zur Winterszeit reitend vorgestellt wurde. Aus ihm ist unter christlichem Einfluß der Esel des Weihnachtsmannes oder des Christkindes geworden. Daß dieses Christkind keine ursprünglich christliche Vorstellung war, zeigt schon die Tatsache, daß es ein Mädchen ist. Jesus, das christliche Christkind, war ein Knabe. Unter christlichen Voraussetzungen allein wäre aus ihm kein Mädchen geworden, und dazu noch eines mit einer Brautkrone. In dieser Entwicklung überschneiden sich zwei Vorstellungen. Das germanische, mütterlich-bräutliche Sinnbild des Segens

[1] Fehrle, Deutsche Feste und Jahresbräuche, 4. Auflage, 13 f.

[2] L. Weiser, Das Haferopfer für das Pferd des Christkindes: Zt. d. V. f. V., 37/38, 1927/28, 215 ff.

Digitized by Google

Abb. 1. Christkind mit Esel aus Donebach (Odenwald).

konnte vom Christentum nicht beseitigt werden; so hat man es umgewandelt zum Christkind und aus dem Jesusknaben eine Braut gemacht. Der Begriff Braut war im Althochdeutschen unserem heutigen Brauch gegenüber weiter: nicht nur Mädchen vor der Hochzeit wurden so genannt, sondern auch noch junge Frauen. Das Christkind in Donebach hatte bis vor wenigen Jahren noch eine Brautkrone auf[3]. Heute hat es eine allgemein übliche Krone, wie man sie Königinnen zuschreibt. Der Esel, auf dem es reitet, ist von zwei Mädchen gebildet. Das vordere Mädchen bückt sich und geht vorwärts, das zweite Mädchen geht rückwärts. Beide sind mit ihren Körpermitten zusammengebunden, an manchen Orten im Odenwald haben beide Mädchen Stecken in den Händen. In Donebach hat nur das rückwärtsgehende Mädchen zwei Stecken. Dieser Esel hat so sechs oder acht Beine und erinnert damit an das mythische Roß Sleipnir[4] (Abb. 2).

Ganz genau in derselben Weise wird in Schweden heute noch zur Julzeit der mythische Schimmel dargestellt; diese Gleichheit, die bis in Einzelheiten geht, kann nicht auf Zufall beruhen. Sie geht vielmehr zurück auf altgermanische Bräuche, die sich im Odenwald ebenso erhalten haben wie in Schweden. Im alamannischen Gebiet lebt der germanische Schimmel zur Julzeit weiter im Klausenbicker oder Bickesel[5].

[3] Fehrle, Badische Volkskunde, Tafel 29, Abbildung 52, und hier Bild 1.

[4] Vgl. Die jüngere Edda, Gylfaginning 15. Abschnitt: Sleipnir ist: der Beste, das achtbeinige Roß Odins (Thule, 20. Band, S. 63).

[5] Bild 3: Keyland, Jul-Bröd, Julbockar ach Staffansšång, 1919, 101; Mößinger, Das Christkind und der Schimmelreiter, Volk und Scholle, 16, 1938, 341 ff.

Digitized by Google

Abb. 2. Wikingergrabstein mit dem achtfüßigen Roß Sleipnir. Nach H. Günkert, Altgermanischer Glaube nach Wesen und Grundlage. Verlag Winter, Heidelberg 1937.

In Erbach kommt mit dem Christkind, das den Baum bringt, der Belzenickel. Hier reitet er auf dem Esel, der von zwei jungen Männern gebildet wird. Auch dabei haben entweder beide Stecken oder nur einer. Ein Kopf wird in Erbach dem Esel nicht vorgesetzt, der vorn gehende Bursche streckt seinen Kopf in die Höhe, deshalb braucht man keinen besonderen Kopf anzusetzen. Dieser Belzenickel hat Ketten an sich hängen und eine Glocke; wenn er mit dem Christkind zum Haus hinkommt, rufen die Erbacher Kinder:

Christkindle komm in unser Haus,
Leer dei gute Sache aus,
Stell den Esel auf den Mist,
Daß er Heu und Haber frißt.

In Donebach bringt der Belzenickel den Baum; er hat Ketten an sich hängen und macht damit Lärm. Mit dem Christkind kommen in Donebach

Digitized by Google

Abb. 3. Klausenbicker aus Steinach im Kinzigtal. 1938.
Aufnahme von Fotohaus Emil Grüninger in Haslach (Kinzigtal).

mehrere Mädchen. Sie tragen alle Ruten in der Hand, das Christkind hat eine weiß aussehende, geschälte Rute, während die andern nicht geschält sind. Mit dieser weißen Rute bekommt jedes Familienmitglied einen Schlag. Es entscheidet also nicht die christlich-pädagogische Frage, ob die Kinder brav oder böse gewesen seien. Eine Rute bleibt in jeder Familie liegen. Das Christkind hat in Donebach und Rintschheim fliegende Haare, wie in Norwegen und Schweden die Bräute, und wie sie schon für Bräute auf Zeichnungen germanischer Bronzezeit dargestellt sind[6].

In Amorbach zeigte uns Domänenrat Max Walter sein wertvolles Volkskundemuseum und ergänzte unsere Beobachtungen durch Mitteilungen aus seinem reichen Wissen über den Odenwald. Dieses Museum ist ausgezeichnet geordnet und bringt dem Volkskunder wertvolle Belehrungen.

In Walldürn besichtigten wir das reichhaltige Heimatmuseum, das leider zu eng aufgestellt ist. Es enthält aber recht gute Gegenstände. Hoffentlich entschließt sich die Stadt Walldürn bald dazu, es in weiteren Räumen unterzubringen. Von Walldürn fuhren wir nach Buchen und besichtigten das von Hauptlehrer Trunzer einst gegründete und musterhaft geordnete Heimatmuseum, das jetzt von Studienrat Tschamber verwaltet wird. Das Museum ist

[6] Fehrle, Hochzeitsbräuche, Seite 52 und Abbildung 7.

Digitized by Google

verbunden mit einer Bücherei, die nicht nur das Schrifttum des Odenwaldes, sondern auch sonst gute volkskundliche Bücher enthält. In Rintschheim, wo Hauptlehrer Fichter uns freundlicherweise behilflich war, ist noch allerlei altes Volkstum erhalten. Schulkinder und Dorfbewohner zeigten für unsere Fragen viel Verständnis.

Derartige Bräuche sind im ganzen Odenwald lebendig (vgl. unten S. 145 ff.). Die wenigen Beispiele, die wir beobachten konnten, zeigten uns, daß nicht nur Überkommenes sinnlos beibehalten wird. Oft ist das Gefühl noch vorhanden, daß die Bräuche auf ehrwürdigem, altem Glauben beruhen und heilig sind. Von der Lehrstätte für deutsche Volkskunde an der Universität Heidelberg aus wird zur Zeit der Odenwald auf dieses alte Brauchtum im Winter und Frühling hin untersucht. Fraglos hat sich hier Urgermanisches durch die Jahrhunderte erhalten mit einer Zähigkeit, über die man immer wieder staunt, je mehr man in das Leben dieser Bräuche eindringt und die Einzelfragen mit den Dorfbewohnern bespricht.

So brachte diese volkskundliche Wanderung uns fröhliche Stunden, gute Erfrischung in der herrlichen Winterluft des Odenwaldes, reiche Belehrung durch kameradschaftliches Zusammensein mit den Odenwäldern und bestätigte uns das Bewußtsein, das jede Wanderung auf dem Lande dem Volkskunder bringt, daß wir unsere Wissenschaft nicht nur in der Studierstube treiben dürfen, sondern hinaus müssen zum bodenständigen Volke, das heute wie allezeit der beste Träger alter deutscher Sitte und Vorstellung ist.

Digitized by Google

Das deutsche Haus nach griechischen Quellen.

Von Dr. Max Faßnacht, Heidelberg.

1. Strabon (1. Jahrhundert vor der Zeitwende).

Die älteste Nachricht über die inneren Zustände Großgermaniens verdanken wir Strabon. Ein jüngerer Zeitgenosse Cäsars, hat er, was andere vor ihm auf erdkundlichem Gebiete in Erfahrung brachten und ihm die Bibliotheken Alexandriens zur Verfügung stellten, in einem großen Werk, Geographica, zusammengefaßt. Darnach hätten die Völker Innergermaniens damals keine festen Wohnsitze gehabt. Sie waren auf der Wanderung.

4, 4, 2 (Meineke I, 267, 3 ff.): „Es kommt bei ihnen leicht zu Umsiedlungen, indem sie scharenweise und mit dem ganzen Volksaufgebot oder vielmehr mit ihrem ganzen Hausrat weiterziehen, wenn sie von anderen, stärkeren Völkern vertrieben werden."

7, 1, 3 (Meineke, II, 399, 17 bis 24): „Gemeinsam ist allen dort wohnenden Völkern die Leichtigkeit, auszuwandern, weil sie einfach leben, keinen Ackerbau treiben und sich keine Vorräte ansammeln, sondern in kleinen Hütten wohnen und sich nur das verschaffen, was sie für den Tag brauchen. — Sie leben hauptsächlich vom Vieh wie die Nomaden, so daß sie, wie diese, ihren Hausrat auf Wagen laden und mit ihren Herden weiterziehen, wohin es ihnen beliebt."

Strabon hat demnach von Wanderungen der Germanen gelesen. Sie ziehen mit ihren Herden von Ort zu Ort, wohnen in Zelten und haben ihre Habseligkeiten bei sich. Zur Beförderung dienen ihnen große, vierrädrige Wagen, die überdeckt sind. Die weiter östlich wohnenden Völker, wie die Jazygen, Bastarner, Roxolanen, sollen in solchen Wagen wohnen. Strabon nennt sie Wagenbewohner (7, 2, 4: Meineke, II, 405, 2).

Hatte man auf der Fahrt einen geeigneten Ruheplatz gefunden, so schlug man eine Wohnhütte auf. Wie diese ausgesehen hat, sagt Strabon nicht. Sie ist offenbar mehr als ein Zelt für die Nachtruhe, sie ist eingerichtet für den notwendigsten Schutz, aus Flechtwerk, Binsen, Tierhäuten hergestellt und bietet Platz für häusliche Arbeiten. Vielleicht mag sie auch in die Erde vertieft gewesen sein.

Wir dürfen aber derartige, für die Not auf der Wanderung erbaute Hütten nicht als Zeugen germanischen Hausbaues ansehen.

Digitized by Google

2. Herodian (3. Jahrhundert nach der Zeitwende).

Auch nach der Zeitwende erfahren wir nur wenig im griechischen Schrifttum über das deutsche Haus.

In der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts verfaßte Herodian acht Bücher „Geschichte", die vom Tode Mark Aurels bis zu Maximins Tod (180 bis 238) reichen. Er schreibt in rhetorischem Stil und ist wenig zuverlässig. Bei Gelegenheit eines Einfalls des Maximinus in das rechtsrheinische Germanien berührt er die dort herrschende Bauweise.

7, 2, 3 f. (Stavenhagen, S. 180, 20 ff.): „Er ließ das ganze Land verwüsten, zumal da das Getreide in die Halme schoß. Ihre Dörfer ließ er verbrennen und überließ sie dem Heer zur Plünderung. Denn sehr leicht verzehrt das Feuer die Siedlungen samt allen Häusern. Bruch- und Backsteine finden sich nämlich nur selten bei ihnen, während es reichliche Waldungen gibt. So haben sie Überfluß an Holz und bauen sich aus wohl aneinandergefügten Balken ihre Wohnstätten."

Der im Süden herrschenden Bauweise aus Stein wird der in deutscher Gegend übliche Holzbau gegenübergestellt. Allgemein denkt man dabei an Blockbau. Stephani glaubt, man tue der Stelle Zwang an, wenn man aus ihr herauslesen wolle, daß der Blockverband geschildert werde[1]. Jedenfalls ist es das Nächstliegende, an Blockbau zu denken, wie ja überhaupt dieser in waldreicher Gegend vorherrscht[2].

3. Priskus (5. Jahrhundert nach der Zeitwende).

Um die Mitte des 5. Jahrhunderts stoßen wir auf einen ausführlichen Bericht über den Wohnbau des Hunnenkönigs Attila. Priskus, der Verfasser einer Gotengeschichte zur Zeit Theodosius' II., hatte sich einer oströmischen Gesandtschaft unter Führung des Maximinos an den Hof des Attila im Jahre 448 angeschlossen. In seinem nur bruchstückweise erhaltenen Werke erzählt er darüber. Im folgenden ist der Abschnitt, der den Attilapalast schildert, fast lückenlos wiedergegeben.

Hist. Graec. min. ed. Dindorf, I, 303, 14 ff.: „Wir überquerten einige Flüsse und kamen in ein sehr großes Dorf, in dem sich die allerschönsten Häuser Attilas befanden. Sie waren aus behauenenen Balken und wohlgeglätteten Brettern erbaut und mit einer Holzmauer rings umgeben, nicht der Sicherheit wegen, die Würde des Herrschers sollte sie künden."

Während die Gesandtschaft kurz zuvor durch ein Dorf kam, wo nur Hütten zu sehen waren (300, 23; 301, 7), stehen in diesem Dorfe die Wohnbauten des Attila. Wiewohl am Platze weder Holz noch Stein aufzutreiben waren (siehe unten, S. 126), bestanden die Baulichkeiten aus wohlbehauenen Balken und feinbearbeiteten Brettern. Auch die Umzäunung, die nicht des

[1] I, 125, Anm. 2.

[2] Ähnliches berichtet Cassius Dio (um 200 nach der Zeitwende) aus dem Gebiet der gallischen Allobroger (zwischen Rhone und Isere). Lukius Marius und Servius Galba kamen zur Stadt Solonium und „brannten einen Großteil der Stadt, die fast ganz aus Holz war, nieder" (37, 48: Boissevain, I, 420).

Digitized by Google

Schutzes wegen, sondern um der Macht des Königs Ausdruck zu geben, sich rings herumzog, war aus Holz.

Neben der Wohnanlage des Königs zeichnete sich das Haus des Onegesios, des Mächtigsten nach Attila, aus.

303, 20 ff.: „Nächst dem Wohnbau des Königs ragte der des Onegesios hervor. Auch dieser hatte eine hölzerne Umzäunung. Sie war aber nicht wie der Holzring der königlichen Wohnung mit Türmen geschmückt."

Jetzt erst erfahren wir, daß die hölzerne Umzäunung des Attilabaues mit Türmen versehen war. Im übrigen scheint der Wohnbau des Onegesios dieselbe Gestalt gehabt zu haben, wahrscheinlich in kleineren Maßen. Um zum königlichen Wohnbau zu gelangen, mußte man den Weg durch das Haus des Onegesios nehmen (siehe unten).

In der Nähe der Wohnanlage des Onegesios befand sich ein Bad.

300, 23 ff.: „Nicht weit von der Umzäunung befand sich ein Badehaus. Es war dies ein großer Bau, den Onegesios, der mächtigste Mann nach Attila bei den Skythen, hatte erstellen lassen, indem er Steine aus dem Päonerland[3] kommen ließ. Denn bei den dort wohnenden Volksstämmen gibt es keinen Stein und wächst kein Baum, sondern die Baustoffe, die man verwendet, muß man einführen."

An weiteren Angaben sei dem Text entnommen: Der Weg zum Königsbau führt durch die Wohnanlage des Onegesios (304, 10 f.) Die königlichen Bauten waren höher als alle anderen und lagen auf einer Anhöhe (304, 19 ff.). Die hölzerne Umzäunung der Wohnung des Onegesios war mit Toren versehen (305, 9 f.).

Nach längerem Bemühen war es Priskus gelungen, innerhalb der Umzäunung des Königsbaues zu kommen.

310, 2 ff.: „Am folgenden Tage begab ich mich zur Umzäunung des Attilabaues und brachte seiner Frau, Kreka mit Namen, Geschenke. — Innerhalb der Umzäunung standen sehr viele Häuser. Sie waren gezimmert teils aus Brettern, die Einritzungen hatten und schön zusammengefügt waren, teils aus Balken, die gesäubert und eben geglättet und als abschließendes Holzwerk angebracht waren. Die Rundbauten erhoben sich vom Fußboden an zu mäßiger Höhe. Da wohnte die Gattin des Attila. Mitten durch die Barbaren, die am Tore standen, kam ich zum Eingang. Ich traf sie, wie sie auf einem Bettpolster ruhte. Der Fußboden war mit dichten Wolldecken belegt, so daß man darauf gehen konnte. Eine Schar Diener war rings um sie besorgt. Dienerinnen saßen ihr gegenüber auf dem Fußboden. Sie färbten die Linnen bunt, die zum Schmucke über die Kleidung der Barbaren geworfen wurden. Ich trat hinzu. Nach der Begrüßung übergab ich die Geschenke und entfernte mich wieder. Ich begab mich zu den anderen Häusern, in denen Attila sich gerade aufhielt."

Für die Kenntnis der Wohnanlage des Hunnenkönigs ist noch von Wert die Schilderung eines Gastmahles, zu dem eine Abordnung der ost- und der weströmischen Gesandtschaft eingeladen war.

315, 11 ff.: „Als wir und die Abgesandten Westroms uns zur festgesetzten Stunde einfanden und als geladene Gäste zum Mahle erschienen, da standen

[3] In Mazedonien; Stephani (I, 173) übersetzt „pannonisch", vielleicht ein Druckfehler.

Digitized by Google

wir auf der Schwelle Attila gegenüber. Nach der heimischen Sitte reichten die Mundschenken einen Becher, damit auch wir vor dem Herrscherſitz Heil zuriefen. Als wir dann aus dem Becher getrunken hatten, gingen wir zu den Sitzen, die wir während des Mahles einnehmen sollten. Alle Stühle standen an den Wänden des Saales auf beiden Seiten. Ganz in der Mitte auf einem Ruhelager saß Attila, dahinter befand sich für ihn ein zweites Ruhepolster, und hinter diesem führten einige Stufen zu seinem Bett. Es war des Schmuckes wegen mit feiner Leinwand und bunten Teppichen verhängt, wie es bei den Griechen und Römern für Neuvermählte Brauch ist."

316, 14 ff.: „Als durch diese Begrüßung alle geehrt waren, traten die Mundschenken ab. Tische wurden nun nächst dem des Attila aufgestellt für drei und vier oder auch mehr Gäste. So war es jedem möglich, von den Speisen auf dem Tische zu nehmen, ohne seinen Sitzplatz zu verlassen."

(Das Gastgelage wird geschildert.)

Aus der Angabe „auf beiden Seiten" wird man schließen, daß der Saal eine längliche Form hatte. Vom Saal war durch Stufen und offenbar durch Vorhänge ein zweiter Raum für das Nachtlager des Königs abgetrennt.

Ich versuche, was Priskus über die Wohnanlage des Attila sagt, zusammenzufassen.

Inmitten der Lagerzelte haben wir uns die königliche Hofanlage zu denken. Sie befand sich auf einer Anhöhe, und die Bauten waren stattlicher als im Lager. Um zur königlichen Wohnanlage zu gelangen, mußte man den Wohnbau des Onegesios durchschreiten. Dieser war, ebenso wie der Königsbau, mit einem Holzzaun umgeben. Die Umzäunung der Anlage Attilas war mit Holztürmen geschmückt. Auch sind Tore, wahrscheinlich nur für die Zugangsseite, erwähnt.

Innerhalb des Zaunes stand eine große Zahl Häuser. Es waren Rundhäuser aus feinbearbeiteten Brettern, die schön ineinandergefügt waren. Über der Bretterwand war Balkenwerk errichtet, das den Dachabschluß herstellte. Da und dort waren Balken zur Stütze angebracht. Den Zugang ermöglichte eine Türe (vgl. 311, 7!). Die Rundhäuser hatten nur eine mäßige Höhe. Im besonderen gezeichnet ist der Saal, der zu größeren Feierlichkeiten diente, der „Königssaal". Ihn mag man sich größer denken als die übrigen Bauten und in länglicher Form. In der Mitte befindet sich der Platz des Königs. Hinter dem Ruhepolster des Herrschers befindet sich ein zweiter Sessel, wohl der Thronsessel für wichtige Staatshandlungen, während der erste Stuhl für gewöhnliche Gastgelage diente. Hinter dem zweiten führen Stufen zum Nachtlager des Königs. Rings an den Wänden stehen Stühle für die Gäste, die der Rangordnung nach Platz nehmen. Für das Gastgelage werden Tische im Saal aufgestellt. An den Tisch des Königs werden die übrigen angeschlossen, die Stühle von den Wänden herbeigeholt, und die Gäste nehmen Platz, so daß jeder von den Speisen nehmen kann, ohne aufzustehen. —

Neben dem Wohngebäude des Onegesius war ein steinernes Bad. Nach der Angabe des Priskus (303, 28 ff.) war der Erbauer ein Gefangener, der aus Sirmium mitgeführt wurde. Stephani (I, 184 ff.) hat vermutet, daß dieser Gefangene, der nicht mit Namen genannt ist, auch am ganzen Bau der Hofanlage wesentlich beteiligt gewesen sei. Ich möchte eher den gegenteiligen

Digitized by Google

Schluß ziehen. Die Hunnenscharen waren bei ihrem Zug nach Westen stark mit germanischer Bevölkerung, hauptsächlich mit Goten, durchsetzt worden. Ihre Wohnkultur wurde, auch ganz abgesehen von der landschaftlichen Anpassung, für die Hunnen bestimmend. Wir dürfen annehmen, daß für die Wohnanlage des Hunnenkönigs Goten von maßgebendem Einfluß waren. So mag es gerechtfertigt sein, in der Hofanlage des Attila eine frühere Form des deutschen Dorfes bzw. des deutschen Hauses zu erkennen. Nur die Innenausstattung im Hause Krekas mutet orientalisch an. Das steinerne Bad bedurfte eines römischen Baumeisters oder eines Mannes, der mit römischer Bauart vertraut war. Onegesios ließ sich eine römische Badeanlage erstellen, für den Bau eines nordischen Dampfbades hätte er nicht fremder Hilfe bedurft.

Der Vollständigkeit halber sei ein Auszug aus Priskus wiedergegeben, der sich durch Kassiodors Vermittlung in der Gotengeschichte des Jordanes findet.

Mon. Germ. hist.: Auct. ant. t. V. p. I. pag., 104 f.

Der Geschichtsschreiber Priskus erzählt, daß er mit einer Gesandtschaft von Theodosius dem Jüngeren zu Attila geschickt worden sei. Er berichtet unter anderem folgendes: „Wir gingen über große Ströme, die Tisa, Tibisa und Driska, und kamen an jenen Ort, wo zuvor der tapfere Gote Vidigoia durch die List der Sarmaten fiel. Dann betraten wir den in nächster Nähe gelegenen Ort, an dem sich der König Attila aufhielt, einen Ort sage ich, der einer großen Stadt glich. Wir fanden hier hölzerne Mauern aus stattlichen Brettern vor, deren Verbindung als so fest angegeben wurde, daß man sich ein so enges Brettergefüge kaum vorstellen kann. Man konnte Speisesofas von ziemlichen Ausmaßen sehen und Säulenhallen, die auf jegliche Weise geschmückt waren. Die Hofanlage war so ausgedehnt, daß die Größe selbst das königliche Hoflager zu erkennen gab. Das war der Sitz des Königs Attila, der das ganze Barbarenland beherrschte. Das zeigte er den besiegten Völkern als seinen Wohnsitz."

Quellen:

Casii Dionis Cocceiani historiarum Romanorum quae supersunt ed. U. Ph. Boissevain. Berolini 1895.

Herodiani ab excessu divi Marci libri octo ed. K. Stavenhagen. Lipsiae 1922.

Jordanes, de origine actibusque Getarum in: Monumenta Germaniae historica: Auctorum antiquissimorum t. V. p. I (ed. Mommsen). Berolini 1882.

Priskus: Historici Graeci minores ed. L. Dindorfius. Lipsiae 1870.

Strabo, Geographica rec. A. Meineke. Lipsiae 1866.

Besonders berücksichtigt sind die griechischen Quellen zum deutschen Haus bei K. G. Stephani, Der älteste deutsche Wohnbau und seine Einrichtung. I. Bd. Leipzig 1902; vgl. ferner: M. Heyne, Das deutsche Wohnungswesen. Leipzig 1899 ff.; R. Henning, Das deutsche Haus in seiner historischen Entwicklung. Straßburg 1882.

Digitized by Google

Das bunte Ei in der Vorgeschichte.

Von Dr. H. A. Knorr, Heidelberg.

Tief ist das Osterfest im Volksglauben als Aufbruch der Natur verwurzelt und untrennbar verbunden damit sind die Ostereier als Sinnbild des Lebens und der Wiederauferstehung. Die lebendige Pflege des alten Brauchtums der österlichen Eierspiele in unserem Volke während der letzten Jahrhunderte bis in die Jetztzeit mag hier nur in Erinnerung gebracht werden[1]. Zeugnisse über die bunten Ostereier im altdeutschen Volksleben lassen sich bis in das hohe Mittelalter hinein festlegen. Hepding[2] hat in seiner Arbeit über „Ostereier und Osterhase" diese Quellen zusammengestellt und als ältesten Hinweis die ova rubra (roten Eier) in einem Gedicht aus dem Jahre 1553 angeführt. Ein noch älteres Zeugnis bietet Freidanks Spruchgedicht „Bescheidenheit"[3] aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts:

ein kint naem ein gewerwet ei
für ander drin oder zwei.

Auch die fast gleichzeitige polnische Vinzenz-Chronik[4] spricht davon, wie man sich in Polen mit dem Bemalen der Eier vergnügte, und bis heute ist die Bemalung der Ostereier dort üblich. Der Brauch hat sich besonders in den östlichen slavischen, mehr der Kultur entrückteren Ländern gehalten und wird dort noch mit Liebe gepflegt. „Pisanki", d. i. die Beschriebenen bzw. die Bemalten (Eier), ist der geläufige slavische Ausdruck dafür. In diesen Zusammenhang sind auch die bunten Eier der Spreewälder zu stellen, ohne dabei allerdings zu vergessen, daß diese durchaus keine Eigenart des slavischen Volkslebens bilden, die etwa von hier aus dem Westen weiter vermittelt worden ist.

Den bisher ältesten Beweis des bunten Eierbrauchs lieferte die Ausgrabung eines großen vorgeschichtlichen Friedhofes in Worms, wo 1897 unter anderen Gräbern auch ein Steinsarkophag mit einer Mädchenbestattung[5] frei-

[1] Ich verweise auf die Karten 30/31 im Atlas der Deutschen Volkskunde.
[2] Hessische Blätter für Volkskunde, 26, 1927, 127 ff.
[3] Bezzenberger, Fridankes Bescheidenheit, 1872, 125, 15.
[4] Chronica polonorum d. Krakauer Erzbisch. Vinzenz Kadlubek, gest. 1223.
[5] Korrespondenzblatt d. deutsch. Ges. f. Anthrop., Ethn. u. Urgesch., 28, 1897, S. 61 (Koehl).

Digitized by Google

gelegt wurde. Neben der Toten lagen zwei Gänseeier, bemalt mit schwarzen und braunroten Streifen und dazwischen gesetzten roten, blauen und grünen Tupfen (Abb. 1). Die Farbspuren sind auf dem Lichtbild nur als schwache Verfärbungen zu erkennen, trotzdem führe ich die Eierschalen hier zum ersten Male vor. Dazu hatte man dem Kind noch eine Münze gegeben, eine Konstantin-Prägung, die das Grab in das 4. nachchristliche Jahrhundert datiert. Dieser Zeit entsprechen auch die übrigen Gräber, in denen verschiedentlich noch unbemalte Eier als Beigaben gefunden wurden.

Die doppelte Ausstattung der Toten mit dem Charonspfennig, den die antike Kultur brachte, und mit den bunten Eiern als altes Lebenssinnbild, ist ein seltsames Gemisch alten und neuen Glaubens. Ob vielleicht die Bemalung unter christlichem Einfluß entstanden ist, läßt sich kaum feststellen, denn wenn auch später die rote Farbe der Eier als Christi Blut gedeutet wird, so kann ebenso die Kirche wie so oft eine alte Überlieferung mit in ihre Symbolik aufgenommen haben[6]. Allerdings scheint die Kirche ihren Anteil an der weiten Verbreitung der bunten Eier zu haben, wie es Jacoby vermutet[7]. Als Sinnbild der Auferstehung taucht das Osterei im 10. bis 12. Jahrhundert auch in Ägypten auf. Jedenfalls läßt sich die weite Verbreitung des bunten Eis von Spanien bis nach Rußland und von Italien bis nach England und Skandinavien[8] nicht an ein bestimmtes Volkstum knüpfen.

Das Ei als solches war schon dem Menschen der Vorzeit Sinnbild des erwachenden Lebens und der Fruchtbarkeit. Neben Speise und Trank bekommt der Tote auch ein Ei mit in das Grab, und dieser Brauch ist nicht nur im germanischen oder slavischen Kreis, sondern auch bei vielen anderen Völkern üblich gewesen. So spielte z. B. auch bei den griechischen Totenopfern das Ei eine Rolle[9].

Der innere Zusammenhang zwischen dem unbemalten und dem bemalten Ei wird ohne weiteres aus dem Befund im Gräberfelde von Worms ersichtlich. Als Grabbeigabe vermag sich allerdings das bunte Ei im germanischen Kreise nicht durchzusetzen, oder man müßte annehmen, daß die Bemalung zur Zeit der Reihengräberfriedhöfe noch unbekannt war; die Alamannen, Bajuwaren oder Thüringer gaben ihren Toten nur unbemalte Eier mit. Es kann aber als sicher gelten, daß sich mindestens seit dem Beginn des 2. Jahrtausends der Brauch der bunten Ostereier schon über ein außerordentlich weites Verbreitungsfeld erstreckte. Diese Eier treten allerdings nie als Grabbeigaben auf. Das bunte Ei ist heute fest mit dem österlichen Ritus der Kirche verknüpft. Im Volke aber lebt der alte Glaube an die Kraft des Eies fort. Ein gutes Beispiel dafür liefert der slavische Kulturkreis mit einer Gruppe von bunten Eiern, die im frühen Mittelalter als Grabbeigabe auftreten und bisher im deutschen Schrifttum in diesem Zusammenhang noch unbeachtet geblieben sind. Es handelt sich um bunte Eier, die, was uns ganz neuzeitlich anmutet, fabrikmäßig aus gebranntem Ton angefertigt und als Kultgerät in den Handel gebracht

[6] Rot als Lebensfarbe, vgl. Becker, Osterei und Osterhase, 1937, S. 44.
[7] Hessische Blätter für Volkskunde, 28, 1929. Zur Geschichte der Ostereier.
[8] L. Hagberg, Påskäggen och deras hedniska Ursprung, 1906.
[9] Vgl. Höfler, Arch. f. Anthrop., N. F. 6, 1907.

Digitized by Google

Abb. 1. Worms, bemalte Gänseeier aus dem Gräberfeld des 4. Jahrhunderts, verkleinert.

werden. Sie gleichen sich fast alle in der Größe, die einem natürlichen Hühnerei entspricht, und sind im Inneren gewöhnlich hohl, mit einem Steinchen versehen, wie bei einer Klapper. Bei ihrer Gleichartigkeit gewinnt man den Eindruck, daß der Ton in einer besonderen Form gepreßt ist. Auch die geometrische Verzierung ist einheitlich durchgeführt und besteht aus einem die ganze Oberfläche bedeckendem Glasfluß (Emaille) und mehrfarbig aufgetragenen Mustern. Der Grund bleibt im allgemeinen dunkel, braun oder dunkelgrün, worauf sich die Musterung in Wellenlinien, Strichen oder reihenweise angeordneten Bogen in gelber Farbe abhebt. Das Herstellungszentrum liegt in Südrußland, in oder um Kijev, dem Herrschersitz der warägischen Rjurikiden seit 882. Verschiedene Exemplare lieferte die Stadt Kijev selbst (zum Folgenden vergleiche Verbreitungskarte), mehrere das Gouvernement Kijev. Drei weitere Eier sind in dem nördlich davon gelegenen Gouvernement Černigow geborgen (Abb. 6b). Bei dem lebhaften Handel auf dem Dnjepr/Düna/Ostsee-Weg mit dem schwedischen Mutterland — eine Bindung, die bis in das 12. Jahrhundert hinein lebendig blieb — können uns die zwei Funde auf der Insel Gotland keineswegs überraschen. Das eine Tonei ist in Rone gefunden, das andere in Lilla Ringome, es lag als Beigabe in einem wikingischen Grabhügel[10]. Ungleich größer war der Export in die westslavischen Länder, sowohl auf dem Bug-Weichsel-Weg wie auf der Przemyśl-Krakauer-Straße. Noch innerhalb des ostslavischen — ehemals russischen — Gebietes liegen drei Fundorte von Emailleeiern aus Wolynien vor: eins aus Touste/Skalat, südöstlich von Tarnopol, das zweite stammt aus dem Burgwall von Podhorce, woj. Tarnopol, bekannt durch das

[10] Arne, Fornvännen, 1911, S. 53, und La Suède et l'orient, 1914, 216.

Digitized by Google

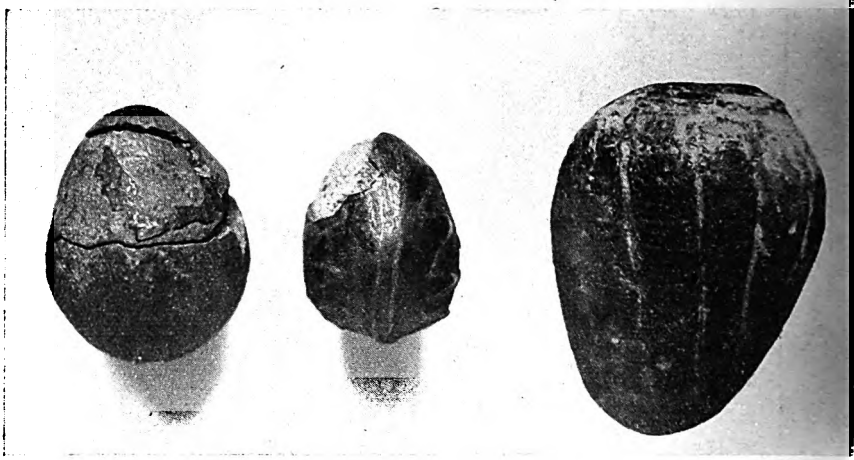


Abb. 2. Czacz, Schmiegel, Polen, emaillierte Toneier, 1 : 1.

Abb. 3. Weisdin, Strelitz, emailliertes Tonei, 1/3 vergrößert.

große Hügelgräberfeld mit dem prächtigen Wikingergrab, was uns auch an die politische Bindung zu Kijev erinnert. Das dritte Ei schließlich lag in einem Hügelgrab in Rowne. Ein vereinzeltes Stück wurde von hier aus nach dem Norden in das slavisch-baltische Grenzgebiet, in den Kreis Bialystock, verhandelt.

Durch das massenhafte Auftreten der Eier in den westslavischen Gebieten beansprucht diese Kultform auch unsere Aufmerksamkeit, reichen doch die Auswirkungen der südöstlichen Handelsbeziehungen bis fast an die Elbe heran auf wilzisches Gebiet. Die weiten Zusammenhänge können ohne weiteres geklärt werden. Die russische Nestor-Chronik hält zwar nur die kriegerischen Ereignisse zwischen den Russen und den Ljachen — wie die Russen die Polen nannten — des Aufschreibens für wert. Die Kämpfe — besonders unter Boleslav Chrobry — entbrannten an der Bug- und Sanlinie. Vielleicht mögen sie der Grund gewesen sein, daß uns in diesen Gegenden kein Fund begegnet. Trotzdem sind die Kultur- und Handelsströmungen von Byzanz und Kijev aus in die polnisch-mährischen Gebiete auf dem Wege längs der Karpathen, der alten Salzstraße, recht beträchtlich gewesen. Es ist klar, daß die politische Konzentration Groß-Polens, die unter Boleslav Chrobry ihren Höhepunkt erreichte, nun auch stärkere Handelsbeziehungen nach sich zog, und daß das junge Reich vom östlichen wie auch vom nordischen Handel als neues Absatzgebiet weitgehendst erschlossen wurde. Ein Bild von den Ausmaßen dieses südöstlichen Handels gibt schon ganz eindeutig die archäologische Verbreitungskarte der Kijever Toneier, und das ist nur das Beispiel eines einzelnen Gegenstandes. In dem Raum zwischen Weichsel, Warthe und Oder liegen nicht weniger als neun Fundorte vor mit insgesamt mehr als vierzehn Eiern, bezeichnenderweise meist an bedeutenden Punkten, in Gau- oder Grenzburgen wie Gnesen, Kletzko, Oppeln, Zantoch, Lubomia an der polnisch-oberschlesischen Grenze (vgl. auch

Digitized by Google

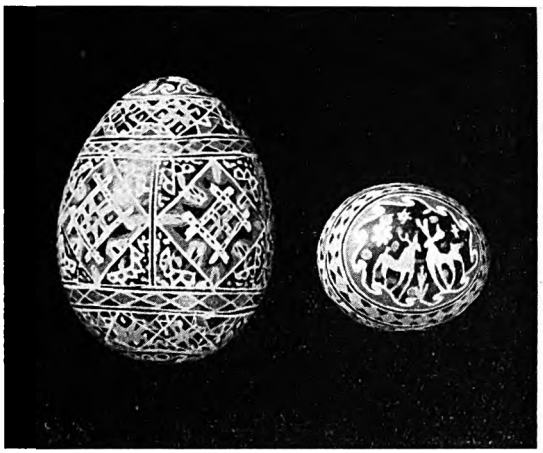


Abb. 5. Kosmacz, woj. Stanislawów, Polen, bemalte Eier, 1 : 1.

Abb. 4. Neuendorf, Brandenburg, slavisches Gefäß, darin Tonei, Abb. 9, Höhe 12 cm.

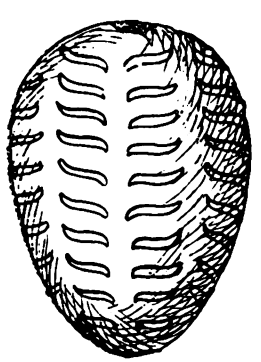
Abb. 2 und 6a aus Polen). Zumeist deckt sich die Linienführung der alten Straßenzüge mit diesen Orten. Die besten Möglichkeiten eines guten Absatzes waren hier gegeben, und aus diesen Keimen entwickeln sich dann in der Folgezeit die ersten Märkte.

Die Toneier wurden keineswegs als „Kuriositäten" eingehandelt; sie dienten ebenso wie die natürlichen Eier zu Kultzwecken, um sie den Toten beizugeben. Es wäre auch falsch, in diesen Toneiern einen Ersatz sehen zu wollen; man scheint sie eher als Kostbarkeiten betrachtet zu haben, mit denen vielleicht auch eine stärkere symbolische Kraft verbunden wurde. Aber nur wohlhabende Familien haben sich diesen Luxus leisten können, und so tauchen sie im Verhältnis zu der Gesamtzahl der Bestattungen nur vereinzelt auf. In dem durch reichen Import sich auszeichnenden Friedhof von Kaldus bei Kulm an der Weichsel sind drei Eier gefunden worden[11]. In dem unweit südlich davon gelegenen Gräberfelde von Brześć-kujawski bei Wloclawek mit ebenso reich ausgestatteten Gräbern wurde in jüngster Zeit ebenfalls ein Stück geborgen[12] (Abb. 7).

Der Handelsweg endete an der Odermündung in der dänischen Jomsborg/Wollin. Innerhalb des Oderraumes im weiteren Sinne konnte ich dann noch zwei weitere Kijever Toneier feststellen. In der Nähe einer slavischen Siedlung bei Karnitz, Kreis Regenwalde, fand sich durch Zufall (evtl. aus einem zerstörten Grab) ein recht schönes Stück (Abb. 8), dessen Mittelteil in siebzehn Längsrippen eingeteilt und mit eng nebeneinander gesetzten Querstreifen abwechselnd grün und gelb bemalt ist. Das andere Ei aus Weisdin/Strelitz ist

[11] Cęga, Kultura pomorza, Thorn 1930, S. 260 und Abbildung.
[12] Z Otchlani Wieków, 12, 1937, 105.

Digitized by Google



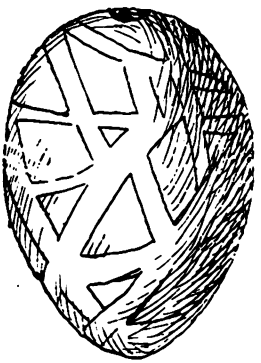


Abb. 6. Emaillierte Toneier, nach Kostrzewski,
a) M. Warschau, näherer Fundort unbekannt,
b) Browarki, Ukraine, UdSSR., beide 1 : 1.

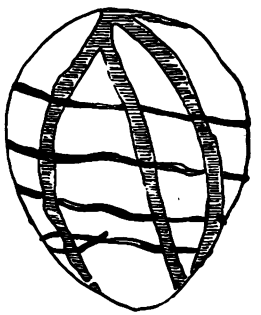


Abb. 7. Brześć kujawski Włocławek, emailliertes Tonei, 1 : 1, nach Jażdżewski.

weniger gut erhalten (Abb. 3), doch läßt sich die Rippeneinteilung auch hier noch erkennen. Die Insel im Langen See bei Weisdin hat als spätslavische Siedlung ohne Zweifel eine gehobene Stellung im Gau eingenommen, das zeigen allein die u. a. dort gefundenen vier kleinen Wikingergewichte, eine Anzahl, die in Ostdeutschland nur der Burgwall in Schwedt a. d. O. übertrifft. —

Schließlich wäre noch ein Tonei, das westlichste aller dieser Funde überhaupt, aus dem Havellerland, zu nennen, wiederum in unmittelbarer Nähe einer Gaufestung. Kaum mehr als 5 km südwestlich von Brandenburg liegt das große Reihengräberfeld von Neuendorf. Neben dem Skelett Nr. 5 stand ein Tongefäß in der üblichen Form des 11. Jahrhunderts mit umlaufender Gurtung versehen (Abb. 4). Da hinein hatte man dem Toten das Symbol des Lebens gegeben: ein buntes, reich verziertes Tonei (Abb. 9). Der mittlere Teil des in drei Zonen gegliederten Musters besteht wiederum aus Längsrippen, jeweils dicht mit kleinen Bogenlinien besetzt. Den unteren Abschnitt umlaufen weiße, parallele Linien; auf dem oberen breiteren Teil sind Muster in braun aufgetragen, alles auf grünlich-braunem Grund. Durch die lange Lagerung im Erdreich sind heute die Farben verblaßt; ehedem muß das Ei in seiner Vielfarbigkeit einen prächtigen Anblick geboten haben.

Die einheitliche Gliederung in der Verzierung, aus dem lediglich die Eier von Browarki/Poltavskiej in der Ukraine (UdSSR.) (Abb. 6b) wie das von Brześć-kujawski mit ihren Kreuz- und Querlinien (Abb. 7) herausfallen, ferner die gleiche Farbenwahl: helle Muster auf braun-grünlichem Grund bestätigen die serienmäßige Fabrikation in wenigen Werkstätten. Diese müssen allein schon wegen der Glasur im Südosten gesucht werden, denn in anderen Gebieten ihrer Verbreitung kennen wir nirgends diese Technik auf Keramik so früh, d. h. am Ende des 10. und im ganzen 11. Jahrhundert, in welche Zeit die „Pisanki" auf Grund der Befunde eingereiht werden können.

Die Toneier sind auch ein lehrreiches Beispiel dafür, wie ein lebendiger Brauch das Handwerk anregen kann, das seinerseits die neuartigen Toneier

Digitized by Google

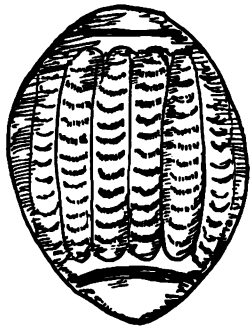


Abb. 8. Karnitz, Regenwalde, emailliertes Tonei, 1 : 1.

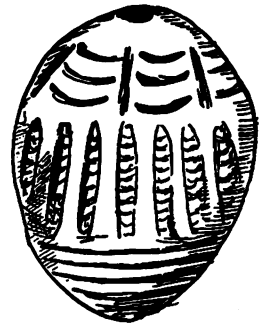


Abb. 9. Neuendorf, Brandenburg, emailliertes Tonei, 1 : 1.

mit gutem Erfolg vertrieben hat. Und doch stellen sie nur eine vorübergehende Erscheinung dar; sie vermögen sich nicht gegen das Naturprodukt durchzusetzen. Gegen die Vermutung, in den Gegenden ihres Vorkommens eine besondere Ausdrucksform in der Eierbeigabe im Totenkult sehen zu wollen, spricht allein schon die Verbreitung, die sich nur aus der damaligen Handelsströmung erklären läßt. Die Eier kennzeichnen eher einen Abschnitt in der frühen Wirtschaftsgeschichte, als eine besondere stammesgebundene Eigenart im Brauchtum. Die Eibeigabe als verheißendes Sinnbild ist ebenso in den germanischen Reihengräbern Süddeutschlands wie in den Friedhöfen der Thüringer, z. B. in Obermöllern, anzutreffen, und dasselbe gilt von den slavischen Gräbern.

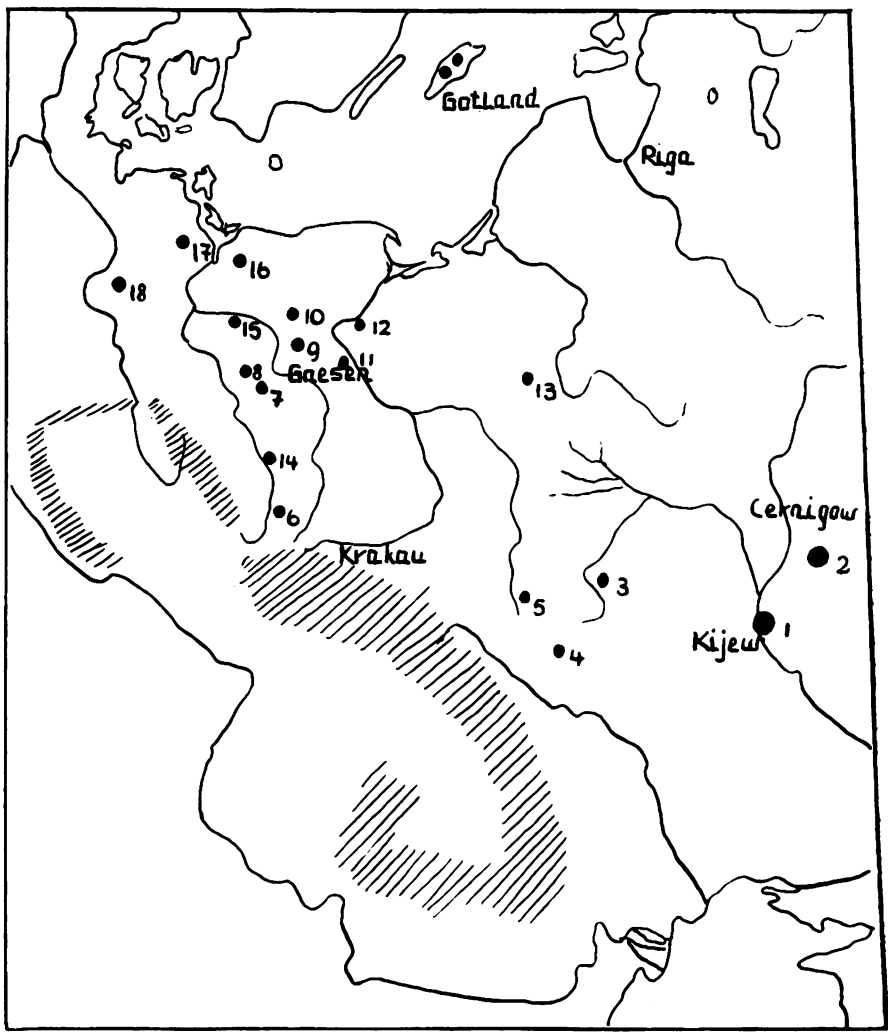
Ein Massenartikel aus der Gegend von Kijev bedeutet an sich nichts Befremdendes; es ist eine bekannte Tatsache, daß Werkstättenbetriebe in den Gegenden um das Schwarze Meer herum Schmuck- und andere Gebrauchsformen mechanisch anfertigten. Byzanz war bekannt — darüber berichtet schon Prokop — für billige zum Export bestimmte Dutzendware. Oder denken wir an die Kijever Bronzekreuze, die bald, nachdem in Kijev das Christentum 988 zur Staatsreligion erklärt worden war, aufkamen und in den nächsten zwei Jahrhunderten auch die Länder Südpolens, Mährens und Böhmens damit überschwemmten.

Schließlich verdient die Kijever Eiergruppe auch volkskundlich gesehen ihre Beachtung. Diesen bunten Toneiern können nur bemalte Natureier als Vorbild gedient haben. Der Brauch beruht also auch im Osten ohne Zweifel auf einer Überlieferung, die bis in prähistorische Zeiten hinaufreichen muß. Wir rücken damit auch ein Stück an die Zeit des bisher vereinzelt dastehenden Wormser Eierfundes heran.

Da uns der Überblick hauptsächlich in slavische Gebiete führte, wollen wir nicht schließen, ohne noch auf die ukrainischen Pisanki, die zu den schönsten in den slavischen Gebieten zählen, hinzuweisen. Genau so wie vor 1000 Jahren und noch länger, sitzen heute zum Osterfest die ukrainischen Frauen und Mädchen und bemalen Pisanki so kunstvoll, daß man annehmen möchte, sie seien nur von einzelnen künstlerisch begabten und geschulten Händen hergestellt.

Digitized by Google

Aber diese seit Generationen vererbte Volkskunst kennt keine Schulung, es liegt im Volke drin. Die abgebildeten Eier (Abb. 5) bekam ich von Frauen aus Kosmacz/Kolomyja unweit der rumänischen Grenze, die weder lesen noch schreiben konnten. Ohne Schablone, vollkommen aus freier Hand, entstehen die geradezu meisterhaften Zeichnungen. Man bevorzugt in diesen Gegenden — wie übrigens auch auf den Teppichen und Stickereien — geometrische Muster, in der östlichen Ukraine und Kijev sind mehr stilisierte Pflanzenmuster üblich.



Die Verbreitung des Kijewer Toneies, 11. Jahrhundert.

Digitized by Google

Verzeichnis der Emaille-Eier vom Kijewer Typ.
(Siehe Verbreitungskarte.)

UdSSR.	1 Kijew, Funde in der Stadt und Umgebung.	Sammelnummern!
	2 Cernigow, „ „ „ „ „ „	
Polen	3 Równe.	
	4 Touste Skalat/Tarnopol.	
	5 Podhorce, Zloczowski/Tarnopol.	
	6 Lubomia, Rybnik, Slask-Schlesien.	
	7 Przemęt, Wollstein, Posen.	
	8 Czacz, Schmiegel, Posen.	
	9 Gnesen, Posen.	
	10 Klecko, Gnesen, Posen.	
	11 Brześć-kujawski, Wloclawek, Thorn.	
	12 Kalidus, Kulm, Thorn.	
	13 Bialystock, Wilno.	
	Ein Ei im Państwo-Muzeum Warschau, näherer Fundort unbekannt.	
Deutschland	14 Oppeln, Schlesien.	
	15 Zantoch, Landsberg, Brandenburg.	
	16 Karnitz, Regenwalde, Pommern.	
	17 Weisdin, Strelitz.	
	18 Neuendorf bei Brandenburg.	

Zum vorgeschichtlichen Schrifttum:

J. Kostrzewski, Przeglad Archeolog., 1919, 2 ff.
J. Kostrzewski, Wielka Polska, 1923, S. 231/232.

Fräulein Dr. Karpińska, Posen, die mir das Lichtbild Abbildung 2 anfertigte, bin ich zu großem Dank verpflichtet.

Digitized by Google

Das Salzburger Aperschnalzen.

Von Dr. Richard Wolfram, Wien.

Peitschenknallen — einzeln oder in Gruppen — ist ein beliebter Burschenbrauch, der im ganzen deutschen Sprachgebiet bei den verschiedensten Gelegenheiten geübt wird: Weihnachten, Neujahrsnacht, Fasching, Ostern, Georgi, Walpurgisnacht, Pfingsten, Kirmes, Martini, beim Wechsel des Dienstplatzes, bei der Hochzeit usf. Träger des Brauches sind vor allem die Hirten und Hüterbuben, wie die bäuerliche Jungmannschaft überhaupt, die manchmal noch feste Vereinigungen erkennen läßt. Vom Knallen der Fuhrleute blieb hingegen kaum mehr etwas übrig. So zahlreich die Belege für den Brauch im volkskundlichen Schrifttum auch sind, Genaueres über die Art erfahren wir doch recht selten. Darum sei hier einer dieser Bräuche aus dem salzburgisch-bayrischen Grenzgebiet näher besprochen: das „Aperschnalzen" oder „Faschingschnalzen". Schon der Name (aper werden = schneefrei werden) besagt, daß eine Beziehung zum kommenden Wiedererwachen der Natur vorhanden ist. „Viel schnalzen, ein gutes Jahr" heißt auch ein Bauernspruch. Geschnalzt wird auf den Feldern, und zwar vom Nachmittag des Dreikönigstages angefangen bis zum Faschingdienstag. Während dieser Zeit kann man es in den Dörfern des sogenannten Rupertiwinkels immer wieder knallen hören. Und zwar folgt das Verbreitungsgebiet im bayrischen Teil genau der 1816 verschwundenen Grenze des Erzbistums Salzburg: Tittmoning — Laufen — Surheim — Högl — Hammerau — Ainring und die benachbarten Dörfer diesseits der Saalach. In „Passen" (Gruppen) von sieben, neun oder elf Mann stellen sich die Burschen in gerader Linie auf den Feldern auf mit einem gehörigen Abstand zwischen den einzelnen, denn die Peitschen sind sechs Meter lang. Anführer ist der erste, der „Aufdrahrer" genannt wird. Er hat eine hell und nicht so laut knallende Peitsche, damit er den letzten, den „Baß", nicht übertönt. Der ist der stärkste Bursch mit der am tiefsten und lautesten klingenden „Goaßl", wie die Peitschen hier heißen. Das Flechtwerk besteht aus dünnen, gedrehten und zusammengeflochtenen Seilen an einem verhältnismäßig kurzen Stiel. Die Bindung mit dem Leder heißt „Tream", das Ganze das „Gehäng". Am Ende der Peitsche sind Quasten eingeflochten, die sogenannten „Boschen" oder „Pfosen". Ursprünglich waren sie aus Baumbast, später aus gelber oder roter „Schnalzerseide" (Ausschußseide). Der Baumbast klingt dumpfer. Auch in die Hutschnur haben die Schnalzer solche Quasten eingeflochten. Da diese Seide rar zu wer-

Digitized by Google

Abb. 1. Aufdrahn zum Pasch.
Aufnahme von Dr. R. Wolfram.

den beginnt, kehrte man beim Aperschnalzen 1939 wieder zum Baumbast zurück. Übrigens müssen beim Treambinden die Schnüre mit Pech besonders präpariert werden. Man hängt sie dann den Sommer über auf dem Heuboden auf. Je mehr Spinnweben sich ansetzen, um so besser heißt es.

Das Schnalzen selbst erfordert große Kraft und Geschicklichkeit. Wer es nicht schon als Bub übt, lernt es kaum. Man schnalzt auf den eigenen Feldern, oft aber ziehen die Passen auch in die Nachbardörfer, wo sie mit fröhlichem Peitschenknallen empfangen werden. Nun hebt ein Wettschnalzen an, um zu erkunden, wo sich der kräftigste Baß befindet. Manchmal sammeln sie sich auch zu großen Schnalzerwettkämpfen. So waren zum Aperschnalzen in Laufen im Fasching 1909 nicht weniger als 153 Burschen und Buben gekommen[1], 1938 waren es 126 und das Schnalzen in Maxglan bei Salzburg am 12. Februar 1939 erreichte wieder die Zahl von 153 Teilnehmern. Während der Brauch im Salzburgischen in voller Blüte steht, war in Bayern während der letzten Zeit ein starker Verfall zu merken. 1937 gab es kaum mehr zwei vollständige bayrische Passen. Durch den Zusammenschluß mit der Ostmark erhielt das Aperschnalzen aber auch im Bayrischen wieder neuen Auftrieb und so kamen heuer neben neun salzburgischen acht bayrische Passen nach Maxglan, von denen eine auch den Wanderpreis für die Großen (die Flachgauer Schnalzergeißl) eroberte. Den Preis für die Jungen errang eine Salzburger Bubengruppe.

[1] K. Adrian, Von Salzburger Sitt' und Brauch, Wien 1924, S. 97.

Digitized by Google

Beim Schnalzen gibt der „Aufdrahrer" das Kommando und schwingt die Peitsche dabei um seinen Kopf. Dann zieht er sie mit einem kurzen Ruck und einer Vierteldrehung des Oberkörpers an, so daß ein schußähnlicher Knall entsteht. Besonders bei gefrorenem Boden ist dieses Knallen kilometerweit zu hören. Beim Maxglaner Schnalzen gebrauchten die Aufdrahrer verschiedene Kommandos, z. B.: „Oans, zwoa, drei, daß's g'schickt dahingeht", oder: „Auf geht's, oans, zwoa, dreie", oder: „Aufdraht, oans, zwoa, dreie". Wird ein „Gemischter" geschnalzt, so setzen nach dem Aufdrahrer der Reihe nach die nächsten sechs Mann ein. Die letzten zwei müssen sich „dreinschnalzen". Wenn der siebente Mann den rechten Schnalzer zum zweiten Male macht, schnalzt sich der achte Mann drein und beim nächsten rechten Zug der Baß (das gilt für Neunergruppen). Je langsamer sie schnalzen, desto mehr Schläge bekommen sie hörbar in den Rhythmus hinein. Die letzten überschneiden sich gewöhnlich mit dem wiedereinsetzenden Aufdrahrer. Man hört daher meist einen Sechserschlag, bei dem der erste und dritte oft stärker betont sind. Auch Punktierungen kommen vor. Einmal waren nur fünf zu hören. Man kann das auch daran ablesen, wenn man beobachtet, mit dem wievielten Mann der Baß gleichzeitig schnalzt. Eine Schnalzerdarbietung heißt ein „Bod". Das Schnalzen dauert nie lange, da es außerordentliche Anforderungen an die Kraft der Beteiligten stellt. Nach neun bis elf rechten Zügen gibt der Aufdrahrer das Zeichen zur Pause, indem er „ho auf" schreit, zur Seite tritt und die Peitsche bloß schwingt. Auch ein Jucherzer kann das Schlußzeichen bilden. Das taktmäßige Knattern schließt mit einem mächtigen, tiefen Schlag des Basses. Zuletzt kommt der „Pasch" (Abb. 1), bei dem alle gleichzeitig knallen, was sehr schwierig ist. Beim Maxglaner Schnalzen war es ein hinreißendes Bild, die 153 Mann in gewaltigen Reihen auf dem Feld aufgestellt zu sehen und mit mächtigen Schlägen genau gleichzeitig knallen zu hören. Ein Ausdruck überschäumender Kraft.

Das taktmäßige Schnalzen ist keineswegs auf den Rupertiwinkel beschränkt. Andere bayrische Beispiele sind das Pfingstrittschnalzen in Kötzting oder das Knallen bei der Leonhardifahrt in Tölz. Nach einer handschriftlichen Nachricht gingen im Welzheimer Wald (Schwaben) die ledigen Burschen an den Pfingsttagen auf die Kreuzwege und stellten dort mit neun Peitschen ein lange währendes, taktmäßiges Knallen an[2], also offensichtlich in gleicher Art wie beim Aperschnalzen. Im Kreis Bochum wird in der Pfingstnacht wettgeknallt, der Sieger heißt „Swiäppenkönig"[3]. Im Kirchspiel Beckum knallten die Knechte vierzehn Tage vor Maitag jeden Abend eine Stunde, in Fredelsloh im Solling vierzehn Tage vor Fasselabend usf.[4]. Im salzburgischen Pongau schnalzen die „Herreiter" bei der Hochzeit, aber auch beim Perchtenlauf, gewöhnlich drei an der Zahl. Im Lungau bezeugt Hübner das „Apachschnalzen" der Hirten beim Viehaustrieb, das den ganzen Sommer bis zum Almabtrieb geübt wird.

Fast überall findet man die unverheiratete Jungmannschaft als Ausführende. Beim Salzburger Aperschnalzen wird sogar ausdrücklich geboten,

[2] E. Meier, Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben, Stuttgart 1852, II, S. 402.

[3] Sartori, Sitte und Brauch, III, S. 190, Anmerkung 1.

[4] Weitere Beispiele im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens.

Digitized by Google

Peitschenknallende Urzeln in Agnetheln (Siebenbürgen).
Aufnahme von Prof. O. Pastior, Hermannstadt.

daß nur Ledige schnalzen dürfen. Wenn das volkskundliche Schrifttum die unheilwehrende Kraft des Peitschenknallens besonders hervorhebt, so scheint mir die fruchtbarkeitsweckende doch mehr im Vordergrund zu stehen, sofern nicht überhaupt auch dieser Lärm als Kennzeichen der Überirdischen betrachtet werden muß. Eine Kraftentfaltung dieser Art und ein solches Tönen ruft auch leicht eine starke Ergriffenheit hervor. Dies scheint mir um so glaubhafter, als die Verkörperer der segenbringenden Mächte, die altkultischen Maskenläufer, sehr häufig selbst in der gleichen Art mit Peitschen knallen[5]. Man denke an die „Urzeln" von Agnetheln (Siebenbürgen, Abb. 2) oder ihre leiblichen Vettern, die Überlinger „Hänsele", die mit ihren Peitschen geradezu ein kleines Gefecht vortäuschen können. Unter Peitschenknallen liefen die „Huttler" in Hall (Tirol) mit ihrem „Fasserröß'l" durch die Straßen[6]. Mit Peitschen knallen die „Fasalecken" in Effeltrich, die am Faschingdienstag die Mädchen jagen und mit Ruß schwärzen. Ihr Kopfputz und weißes Gewand reiht sie unter die vielen „Schönen" der Winter- und Vorfrühlingsaufzüge ein. In Samstagern, Kanton Zürich, ziehen während der Nacht des zweitletzten Werktages Burschen — „Haggeri" — umher[7]. Sie knallen mit Peitschen und führen einen

[5] Zu vergleichen wäre auch das knallende Schlagen mit Schweinsblasen (z. B. der Elzacher Schuddigs), das freilich nicht taktmäßig geregelt ist.

[6] L. v. Hörmann, Tiroler Volksleben, Stuttgart 1909, S. 14.

[7] Mitteilung von Fräulein L. Witzig.

Digitized by Google

aus Pappe verfertigten „Roßgrind" an einer Stange mit sich. Der künstliche Pferdekopf ist von innen mit einer Kerze erleuchtet und kann mit dem Unterkiefer klappern. Beim Heischegang wird die Gabe auf die Blechzunge des Rosses gelegt. Am Aufgelärme mancher Rügegerichte hat das Peitschenknallen ebenfalls bedeutenden Anteil, ich nenne nur das „Hornergericht" im bernischen Simmental[8]. In Mitterndorf (Salzkammergut) erscheinen während der Adventszeit abends die ganz in Stroh gehüllten und meterhohe Hörner tragenden „Strohschab", phantastische Gestalten[9]. Meist sind es ihrer sechs. Auch sie tragen Peitschen, mit denen sie im Sechstakt knallen. Wer ihnen zu nahe kommt, erhält mit der Peitsche eins übergezogen. Bei ihrem Erscheinen mußte bis vor kurzem die noch nicht militärpflichtige Jugend von der Straße verschwinden, sonst hatte sie die Strafe der Brunnentauche verwirkt. Ein deutlicher Hinweis darauf, daß der Brauch ursprünglich von der wehrfähigen Jungmannschaft geübt wurde. Die Beispiele ließen sich noch vermehren. Sie genügen aber wohl, um die alten Hintergründe deutlich zu machen.

[8] Vgl. E. Hoffmann-Krayer, Knabenschaften und Volksjustiz in der Schweiz, Schweizerisches Archiv für Volkskunde, VIII (1904), S. 170.

[9] Vgl. die Abb. im Jahrgang 11 der „Oberdeutschen Zeitschrift für Volkskunde", S. 17. Peitschenknallen der Burschen zu Nikolaus war übrigens auch in der Umgebung von Olmütz üblich. Th. Vernaleken, Mythen und Bräuche des Volkes in Österreich (Wien 1859), S. 285 f. Über die Rolle des Peitschenknallens bei der Wilden Jagd und den Lärmaufzügen siehe auch O. Höfler, Kultische Geheimbünde der Germanen 1, 110 ff.

Digitized by Google

Friedrich Losch.

Von Prof. Dr. Eugen Fehrle, Heidelberg.

Im zehnten Jahrgang dieser Zeitschrift, 1936, 54 f., war eine volkskundliche Mitteilung Loschs veröffentlicht. Damals mußte ich kurz darauf hinweisen, daß Losch nicht mehr unter den Lebenden sei. Losch ist am 23. Mai 1860 geboren als Sohn des Oberlehrers Johann Friedrich Losch in Murrhardt in Württemberg und am 3. Januar 1936 in Ulm a. D. gestorben.

Er gehörte zu den stillen Forschern, wie sie im schwäbisch-alamannischen Raum viel zu finden sind, zu den Männern, die kein großes Getue um ihre Arbeit machen, aber in kluger Voraussicht großer Aufgaben oft fruchtbar wirken. Losch hat mehrfach Probleme angegriffen, die wir gerade heute wieder aufnehmen. Ich darf vor allem auf sein 1892 in Fromanns Verlag zu Stuttgart herausgegebenes Buch: „Balder und der weiße Hirsch, ein Beitrag zur deutschen Mythologie", hinweisen. Den Hirsch als sinnbildhafte Erscheinung hat er noch mehrfach behandelt, z. B. im Archiv für Religionswissenschaft, 1911, 261 ff. („Der Hirsch als Totenführer"), und dann in einer größeren Arbeit: „Die Brautwerbungssage der deutschen Spielmannsdichtung, Bausteine zu einer deutschen Edda" (im Kommissionsverlag der süddeutschen Monatshefte, München 1928, 142 S. und 19 Abb. auf Tafeln). In diesem Buch greift Losch mit der Oßwaldsage ein Problem auf, das ihn schon längst und noch lange beschäftigte. 1914 veröffentlichte er in einer „Besonderen Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg, Nr. 5, 65 ff., eine Arbeit über „Eine geschichtliche Urkunde zur Oßwaldlegende".

In den „Württembergischen Vierteljahrsheften", 1885, 37 ff., schreibt Losch über Runen unter den Steinmetzzeichen. Im Jahre 1899 erschien von ihm ein Heft: „Die Volksnamen der Pflanzen auf der Schwäbischen Alb" (Tübingen). Gerade die Runen und ihr Nachleben beschäftigen ihn von der Jugendzeit bis ins Alter.

Losch knüpfte mit Bewußtsein an die Brüder Grimm an. In seiner Zeit sind von den Gebieten der Deutschkunde, auf denen diese Brüder führend und richtungsweisend waren, manche vernachlässigt oder in anderem Geist gepflegt worden. Losch gehörte zu denen, die in gutem, altem Sinne zu forschen versuchten. Mag er dabei die Göttermythen als Ausgangsgebiet zuviel hervorgehoben haben und in manchen Deutungen nicht unsere Billigung finden, im ganzen steht er der Forschung, wie wir sie heute fordern, recht nahe. Er war immer bestrebt, unser Arteigenes herauszufinden und versuchte es durch sorg-

Digitized by Google

fältige Kleinarbeit aus allen Überschichtungen herauszugraben. Er sagt z. B. in der Einleitung seiner Arbeit über den König Oswald (Brautwerbungssage): „Diese Wege betreffend galt es mir, aus dem Oswald die kirchlichen Eingriffe möglichst wieder auszuschalten und der deutschen Sage zu ihrem Rechte zu verhelfen." Bezeichnend ist der Untertitel dieser Arbeit: Die deutsche Sage aus den Texten der Gedichte und der Legende wieder hergestellt.

Losch schöpfte nicht nur aus Schriften, sondern forschte auch unmittelbar beim Volk. Es liegen in seinem Nachlaß allerlei Aufzeichnungen über Volksglauben in Württemberg vor. Zauberrezepte stehen dabei neben praktischen Anweisungen, wie man das Vieh heilt, und neben der Volksweisheit, wie sie allgemein in den sogenannten Brauchbüchlein seit alten Zeiten weitervererbt wird. Diese Anweisungen sollten abgeschrieben und einer wissenschaftlichen Sammelstelle zugeführt werden. Wohl sind viele von ihnen allgemein bekannt, aber in Einzelheiten gibt es doch wieder Abweichungen, die Beachtung verdienen. Immer sind bei diesen Aufzeichnungen, wie bei allen Studien Loschs, Frühgeschichte und Volkskunde verbunden.

Einsame Forscher wie Losch werden zu leicht vergessen. Wir wollen hier in treuer Dankbarkeit seiner gedenken und dafür besorgt sein, daß sein Wissen auch für die Zukunft Kraft werde zur Stärkung des Deutschbewußtseins und zur Artung unseres Volkes.

Digitized by Google

Dämonie oder Sinnbild.

Ein volkskundlicher Versuch zur Wertung des Mittwinterbrauches im Odenwald, mit 33 Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers.

Von Dr.-Ing. Heinrich Winter, Heppenheim, Bergstraße.

Mit der klaren Ausrichtung der Volkskunde durch den Nationalsozialismus setzte auch eine Um- und Neuwertung der seitherigen Ergebnisse der Volkskundeforschung ein. Entscheidend bei der Wertung eines Volksbrauches ist die Kenntnis der Urhaltung, aus der heraus der betreffende Brauch seinen Sinn genommen und seine Form gestaltet hat. Das Ergebnis einer solchen Wertung wird grundsätzlich verschieden sein, je nachdem die Grundhaltung sich aus magisch-dämonischen Bereichen aufbaut oder einer klaren sinnbildhaften Vorstellung entspringt.

Die hier ausgesprochene Gegenüberstellung: Dämonie oder Sinnbild, ist aber nur dann zutiefst berechtigt, wenn wir im „Dämon" nicht das verstehen, was das antike Griechenland in guter Zeit damit verband, sondern all das an abergläubigem Wahnsinn, was die Spätantike und das Mittelalter in die Teufels- und Hexengestalt hineinlegte[1].

Es wäre ein Leichtes, den Folgerungen und Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen, die aus dieser bewußten Gegenüberstellung erwachsen. Wir brauchen nur die Wortbildung „Dämon", insbesondere aber das Eigenschaftswort „dämonisch", als undeutsch und uns wesensfremd abzulehnen. Übrigens kennt unser Volk dieses Wort nicht, das lediglich nur von der wissenschaftlichen Forschung zur Charakterisierung und damit auch Wertung mancher Brauchtumserscheinungen angewandt wurde. Würden wir aber mit dem Ablehnen des Wortes auch die damit bewerteten brauchtümlichen Erscheinungen als undeutsch und uns wesensfremd abtun, so wäre dies falsch und würde unser Brauchtum um vieles, wertvolles Gut ärmer machen. Richtiger ist es, zugleich mit der Wortbereinigung alle davon betroffenen Gebräuche nochmals auf das genaueste zu untersuchen, um die durch eine falsche wissenschaftliche Schau und durch mittelalterliche Anschauungen hineingelegten Verzerrungen und Mißbildungen zu erkennen und auf eine klare, sinnbildhafte Brauchtumsgestaltung zurückzuführen. Da theoretische Ausführungen hier kaum weiterführen können,

[1] Vgl. Fehrle, Deutsche Feste und Jahresbräuche, 4. Auflage, S. 103 ff.

Digitized by Google

sei an einigen Brauchtumsgestalten, vor allem an Mittwintergestalten aus dem Odenwald, die obige Fragestellung angewandt.

Die Gestalt des Nikolaus ist wohl heute noch die bekannteste „Schreckgestalt" mit zahlreichen „dämonischen" Zügen. Zwar ist ihr Name christlich bedingt, die Gestalt selbst aber, die sich hinter diesem Namen birgt, trägt alle Merkmale des „Dämonischen". Beginnen wir mit der Kleidung des Nikolaus.

Im Odenwald kam er ursprünglich nicht im langen Mantel, sondern in einem Strohkleid. Er war vollkommen in Stroh eingewickelt und trug auf dem Kopf einen Strohbienenkorbhut. Dieses Strohkleid beanspruchte zu seiner Herstellung viel Zeit und langes, handgedroschenes Stroh. Beides aber wurde im Laufe der letzten Jahrzehnte immer seltener. Zunächst blieb man noch beim alten Strohkleid, vereinfachte es aber. Nicht mehr stellte man Strohzöpfe oder lange Strohtrudeln her, sondern man umstellte die Gestalt mit Längsstroh und umband dieses mit Kordel. Als nächste Vereinfachungsstufe haben wir nur noch einzelne Gliedmaßen der Gestalt mit Stroh umwickelt, meist nur die Füße oder Beine, manchmal auch nur noch die Unterarme, oder das Stroh schaute aus den Löchern einer alten, übergezogenen Hose heraus. Schließlich ersetzte der Strohgürtel das ganze Strohkleid. Auch dieser ist immer mehr im Schwinden. Bald wird nichts mehr an das alte Strohkleid erinnern.

Vergleiche hierzu die Abbildungen 1 bis 3.

Abb. 1. Früher waren die Nickelsgestalten, die durch Umwicklung mit geflochtenen Strohseilen oder mit Strohtrudeln hergestellt waren, recht häufig. Unsere Abbildung zeigt die Herstellung des Strohnickels in Hüttenthal. Ähnlich sind oder waren die Strohnickel hergestellt in Kocherbach, Birkert, Ernsbach, Erbuch, Würzberg, Zell u. a. Auch Umwicklung mit Erbsenstroh kam vor in König und Pfirschbach.

Abb. 2. Viel zahlreicher sind Ortsbelege für solche Strohnickel, deren Gliedmaßen nur mit Längsstroh umstellt und mit Kordel umbunden werden. Wir nennen hier Waldmichelbach, Kolmbach, Schannenbach, Weiher, Erbach bei Heppenheim, Fehlheim im Ried, Hetschbach, Kirch-Beerfurth, Kimbach, Rothenberg, Schönnen, Weiten-Gesäß, Zell usw. Auch diese Strohnickel treten heute nur noch selten und vereinzelt auf.

Abb. 3. Nur einzelne Gliedmaße mit Stroh umwickelt tragen bzw. trugen die Nickelsgestalten von Löhrbach, Fehlheim, Steinbuch u. a. Der „Hutzelbooz" in Rimbach hatte manchmal die Unterarme in Flaschenhülsen aus Stroh stecken.

Der alte Nickel in Glattbach trug eine weite, durchlöcherte Hose, aus deren Löchern das Stroh herausschaute. Heute sind noch Nickelsgestalten mit Strohgürteln recht häufig. Als Ortsbelege seien angeführt: Ellenbach, Mittershausen, Schlierbach, Knoden, Affhöllerbach, Airlenbach, Birkert, Breitenbrunn, Gersprenz, Haingrund, Hesselbach, Hüttenthal, Kimbach, Lützel-Wiebelsbach, Nieder- und Oberkainsbach, Reichelsheim, Rimhorn, Rothenberg, Seckmauern, Unter-Mossau usw.

Die jüngste „Entwicklungsstufe" im Gewand der Odenwälder Nickelsgestalt ist der Sackzeugmantel, der möglichst lang und möglichst zerlumpt sein soll. Solche Nickelsgestalten sind heute noch in jedem Dorf anzutreffen, so daß Ortsbelege überflüssig sind. Einen Nikolaus im Gewand eines Bischofes kennt das Volk aus sich heraus nicht.

Wenn früher der Nikolaus als Strohnickel kam, dann war er ein urtümlicher, bärenhafter Kerl. Und wenn er gar statt in Roggenstroh in Erbsenstroh

Digitized by Google

Oben links: Abb. 1. Strohnickel in Hüttenthal im Odenwald.

Oben rechts: Abb. 2. Strohnickel in Waldmichelbach.

Nebenstehend: Abb. 3. Bensnickel in Löhrbach. Nur Arme und Beine sind noch mit Stroh umwickelt.

Digitized by Google

eingewickelt war, wie dies bei den Schuddeniggels im Kreise Biedenkopf der Fall ist, dann war sein Kommen und sein Hin- und Herschreiten von einem unheimlichen Rauschen begleitet. Daß man darin „Dämonisches" zu erblicken glaubte, ist verständlich. Jedoch haftet dem Strohkleid ursprünglich ein ganz anderer Sinn an. Der Strohnikolaus ist eine Verkörperung des Dürren, somit des Winters. Wir können dies wieder aus zahlreichen Brauchtumserscheinungen nachweisen.

Der Strohnikolaus kommt nicht nur im Vorwinter oder an Weihnachten. Er tritt auf in den Fasnachtsumzügen, z. T. hier bereits mit einem grün eingewickelten Gegenspieler, dem Efeumann oder Sommer. Wir finden den Strohnickel in den Sommertagsspielen Südhessens und der Pfalz im Scheinkampf mit dem Sommer. Ja, er tritt noch vereinzelt auf als Strohquack im Pfingstbrauch der Pfalz.

Vergleiche hierzu die Abbildungen 4 bis 9.

Abb. 4. Der Strohnickel wird an Fasnacht meist zum Strohbären, der an einem Strick oder an einer Kette geführt wird, die ihm um den Leib gelegt wird. Beim Tanzen wickelt sich die Kette auf den Leib auf und ab. Wir dürfen diese Bewegung sicherlich sinnbildhaft bewerten. Früher wurden die Strohbären auch angezündet. Um die Flammen, die lebensgefährlich werden konnten, zu löschen, mußte der Strohbär sich auf dem Boden, und da an Fasnacht meist Schnee liegt, im Schnee wälzen. Dieses Anbrennen der Gestalt ist wieder nicht eine Ausartung des Brauches, sondern ist als sinnbildhaftes Verbrennen des Dürren, des Winters, zu bewerten. Das Auf- und Abwickeln der Kette ist bei vielen Strohbären des östlichen Odenwaldes und des Spessartes heute noch üblich, wir nennen nur die Orte Eschau, Bischbrunn, Röllfeld, Eisenbach, Waldaschaff, Ottorfszell, Rück, Fellen, Rothenbuch, Weibersbrunn usw. Das Anbrennen des Bären ist fast überall verschwunden, in vielen Orten aber noch lebhaft in Erinnerung, so in Eschau, Bischbrunn, Eisenbach, Waldaschaff, Ottorfszell, Rück, Rothenbuch, Weibersbrunn, Röllbach u. a. Selbst in Heppenheim an der Bergstraße ist das Anbrennen der Strohbären noch in lebhafter Erinnerung. Unser Bild zeigt einen tanzenden Strohbären an Fasnacht in Strümpfelbrunn.

Abb. 5. In Glattbach und Kolmbach hat sich der weihnachtliche Charakter des Strohnikolaus an Fasnacht noch vollkommen erhalten. Unser Bild zeigt einen Strohnickel mit einem Bolleschbock an Fasnacht. Die gleichen Gestalten aber kommen auch an Weihnachten.

Abb. 6. Im Glattbacher Fasnachtsumzug finden sich neben den Strohnickeln auch Efeumänner, so daß klar der Gegensatz zwischen beiden ausgeprägt ist. Es kommt in diesen Umzügen auch zu Scheinkämpfen zwischen beiden.

Abb. 7. In Appenthal im Pfälzer Wald laufen im Heischezug des Sommertages ein Bremme- und ein Strohnickel mit herum. Nach dem Umzug wird das Kleid des Strohnickels verbrannt.

Abb. 8. Am Pfingstmontag führt in Dimbach im Pfälzer Wald ein Strohquack den Heischezug der Kinder an. Vor jedem Haus tanzt der Strohquack und knallt dabei mit der Peitsche.

Abb. 9. Die Gegenüberstellung von Winter und Sommer, dürr und grün, wird in den Sommertagsspielen Südhessens noch deutlicher. Unser Bild zeigt den Winter mit einem übergestülpten Bienenstrohhut. Nach einem Heischezug wird der Strohhut des Winters angezündet und brennend im Kreise geschwungen.

Digitized by Google

Abb. 4. Strohbär an Fasnacht in Strümpfelbrunn, tanzend, dabei Auf- und Abhaspeln der Kette.

Abb. 5. Strohnickel und Bolleschbock an Fasnacht in Kolmbach.

Abb. 6. Strohnickel und Efeumann an Fasnacht in Glattbach.

Digitized by Google

Auch das Gebaren der Nickelsgestalt, wenn sie vor Weihnachten oder mit dem Christkind an Weihnachten kommt, wird meist als schreckhaft und daher „dämonisch" charakterisiert. Sicherlich ist der Nickel heute für die Kinder ein „Booz", der sie „be—i—zt", d. h. ängstigt. Diese negative Wertung seines Auftretens ist aber dem Unverstand zu danken, der dieser Gestalt seither entgegengebracht wurde. Das Schlagen mit der Rute, das Drohen mit dem dicken Prügel usw. sind keine Schreck- oder Erziehungsmittel. Sie sind vielmehr sinnbildhafte Erweckungsbräuche. Wollte man mit der Rute nur schlagen und strafen, dann würde eine stramm ziehende Gerte genügen. Früher aber war die Rute wohl allgemein aus grünenden, also lebendigen Reisern der Weide, Birke oder Hasel in besonderer Weise zusammengedreht und geflochten. Dadurch aber wurde nicht ihre Schlagkraft erhöht, sondern eher vermindert. Aber auch die Verminderung ist nicht der Grund zur Flechtung und Drehung. In ihr liegt vielmehr wieder ein Sinnbildgehalt, der auf das Sonnengeschehen im Mittwinter hinweist.

Vergleiche hierzu die Abbildungen 10 bis 18.

Abb. 10. Entweder bestand die Rute aus einem Zweig, der sich möglichst in drei Äste an der Spitze gabelte. Diese Äste drehte man zusammen.

Abb. 11. Auf diese Art wird die Rute in Aschbach hergestellt. Man benutzt hierzu meistens einen Zweig der Birke.

Abb. 12. Die Rute in Affolterbach zeigt dieselbe Herstellungsart, besteht aber aus einem Bremmezweig (Bremme = Ginster).

Abb. 13. Andere Orte suchen sich drei Zweige und flechten diese zu einer Rute zusammen.

Abb. 14. Die Weidenrute aus Waldmichelbach ist aus drei Zweigen zusammengedreht.

Abb. 15. Die Bremmerute aus Siedelsbrunn besteht ebenfalls aus drei Zweigen.

Abb. 16. Mit den Ruten verwandt sind die Sommertagsstecken Südhessens. Früher umwickelte man in Viernheim diese Stecken mit dünnen Weidenzweigen.

Abb. 17. Andere Orte wieder ziehen es vor, die Rinde des Sommertagssteckens spiralig abzuschälen.

Abb. 18. Erst die neueste Zeit hat sich von diesen alten, sinnvollen, auf die Sonnenbewegung bezogenen Herstellungsarten abgewandt und die Stecken mit Buntpapier geziert.

Daß die Nickelsgestalt wesentlich Sinnbildcharakter besitzt, erkennen wir aus einem alten Brauch, den wir allerdings heute nur noch selten antreffen. Der Nikolaus muß nämlich beim Eintreten in die Stube hinfallen. In der Regel darf er nicht allein aufstehen. Ein anderer muß ihm aufhelfen. Daraus erkennen wir, daß der Fall des Nickels noch eine zweite, heute nicht mehr vorhandene Person verlangt. Hierfür bildet das Nikolausauftreten in Gadern einen lehrreichen Beleg. Nach Aussage des Peter Fischer, geboren 1865 in Gadern, kam um 1875 mit dem Hörnerschnickel, einer Nikolaus-Bockgestalt (siehe weiter unten), der „Borzelbaam". Dies war ein Bursche, der ganz in ein weißes Leintuch eingewickelt kam, so daß von Kopf und Armen nichts zu sehen war. Nur mühsam konnte der Borzelbaam gehen. Beim Eintreten in die Stube wurde ihm ein Bein gestellt, so daß er hinfiel und nicht mehr auf-

Digitized by Google

Abb. 7. Sommertagsumzug in Appenthal (Pfälzer Wald), mit Stroh- und Bremmenickel.

Abb. 8. Strohquack an Pfingsten in Dimbach (Felsenland des Pfälzer Waldes).

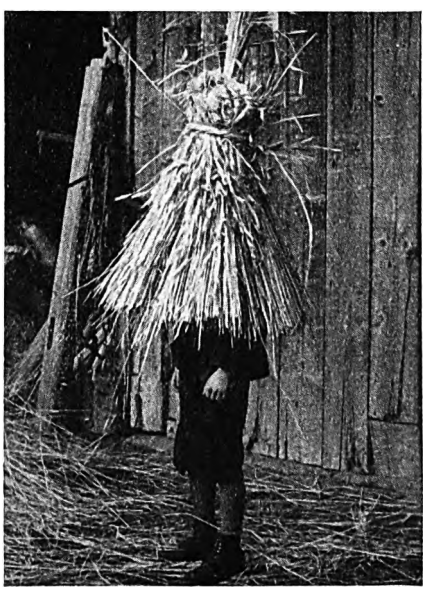


Abb. 9. Der „Winter" am Sommertag in Brombach bei Hirschhorn.

Digitized by Google

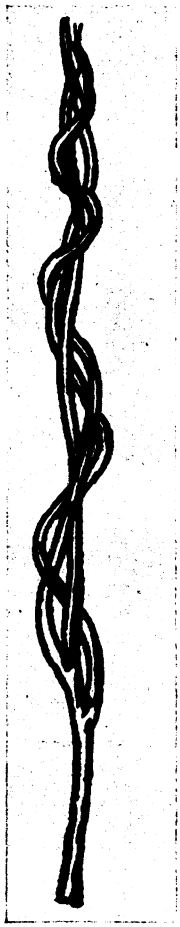


Abb. 10.

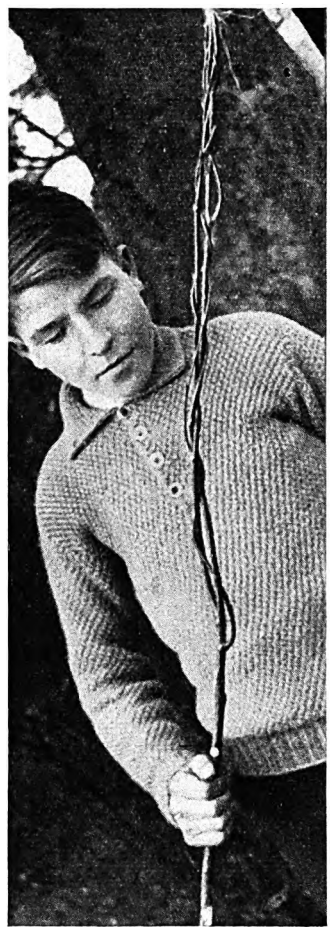


Abb. 11.

Abb. 12.

Abb. 10. Schematische Darstellung einer Rute, die aus einem Ast durch zopfartiges Drehen oder Flechten der Seitenäste entsteht. / Abb. 11. Rute in Aschbach aus einem Birkenast. / Abb. 12. Rute in Affolterbach aus einem Bremmezweig (Bremme=Ginster).

stehen konnte. Der Onkel des Peter Fischer hob damals den Borzelbaam auf. In Gadern wurde somit dem Fall des Nickels früher eine solche Bedeutung zugemessen, daß hierfür eine eigene Gestalt geschaffen wurde. In der Gegend um Lindenfels zeigen noch manche Weihnachtsumzüge das Auftreten einer Stoppelgans. Ihre Herstellung ist derart, daß sie nur beschwerlich gehen kann. Fällt sie einmal um, kann sie sich nicht allein erheben. Das tölpelhafte Hinfallen dieser Brauchtumsgestalten ist nicht geeignet, die Kinder in Furcht und

Digitized by Google

Schrecken zu versetzen, im Gegenteil, es macht diese Gestalten in den Augen der Kinder lächerlich. Das Hinfallen scheint demnach ganz unsinnig zu sein. Je zäher aber sich im Brauchtum ein „Unsinn" erhalten hat, um so größer muß einstens der Sinn und die Bedeutung eines solchen Brauches gewesen sein. Wir dürfen daher in dem Fall und dem Aufheben des Nickels, des weiß eingehüllten Borzelbaams und der weiß vermummten Stoppelgans den Rest des alten Jahresdramas erkennen, das in der Tötung und Wiedererweckung Balders seine bekannteste Form gefunden hat. Das gleiche Jahresdrama ist auch gestaltet in manchen Dreikönigsumzügen des östlichen Odenwaldes (so in Kirchzell nach Mitteilungen von Max Walter). Dort kommt es zum Kampf zwischen Kaspar und dem dritten König, der sonderbarerweise Herodes heißt. Herodes tötet den Kaspar. Melchior aber hebt in wieder auf.

Früher recht häufig, heute nur noch vereinzelt, kommen mit dem Nickel Tiergestalten, Böcke, Esel, Pferde usw. Wo diese Gestalten heute auftreten, tragen sie „dämonischen" Charakter. Sie dienen dazu, die Kinder maßlos zu erschrecken und zu ängstigen. Dadurch aber, daß man in diesen Tiergestalten Tiere sieht, die dem Germanen einst heilig waren, ist nicht viel gewonnen. Auch wenn man den Bock als das Begleittier Donars, den Schimmel als das Tier Wodans anspricht, so ist ihr mehr oder minder unheimlicher und unwirklicher Charakter nur um ein bis zwei Jahrtausende älter geworden. Wir müssen zur Wertung der tierischen Nikolausbegleiter noch weiter zurückgreifen. Wie Wodan und Donar nur späte Erscheinungen in der germanischen Glaubensvorstellung sind, so ist dies auch bei den Begleittieren der Fall. Vor einer persönlichen Gottesvorstellung beeindruckte den nordischen Menschen das Sonnengeschehen derart, daß er darin alles göttliche Walten einschloß. Aus dieser durch den jährlichen Sonnenablauf bedingten und klar geordneten Weltanschauung heraus formten die Germanen in der Frühzeit ihr inneres und äußeres Leben. Dies führte zu der sonnensinnbildhaften Durchgestaltung aller Lebensbereiche.

Es überrascht daher nicht, daß wir in den heutigen Brauchtumsresten dieser Tiergestalten fast lückenlos noch die „Entwicklungsreihe" aufreißen können, die vom alten klaren Sonnensinnbild hinführt zum unheimlichen, ja „dämonischen" Bock oder Schimmel.

Wir kennen unter den nordischen Felszeichnungen solche, die an einem Gabelstecken eine Radscheibe tragen. Solche sinnbildhafte Sonnenscheiben an einem Gabelstecken finden wir heute noch im Sommertagsbrauch der Südpfalz. Es werden dort beim Heischezug scheibenähnlich angebrachte Kränze an die Fenster und Haustüren gehalten, gewissermaßen, damit die Sonne ins Haus dringe. In den Kränzen hängen manchmal Spiegel, die diesen Gedanken noch stärker betonen.

Sieht man nun in der Kranzscheibe ein Sinnbild der Sonne und wird die Sonne im Verlauf der geschichtlichen Entwicklung zu einem persönlich gefaßten göttlichen Wesen, dann wird statt der Scheibe in der Gabel ein menschenähnlicher Kopf hängen müssen.

Diese Entwicklungsstufe, Kopf zwischen der Gabel, ist im Brauchtum der Mittwinterzeit tatsächlich noch zu finden. In manchen Orten des Ulfenbach-

Digitized by Google

Abb. 13.

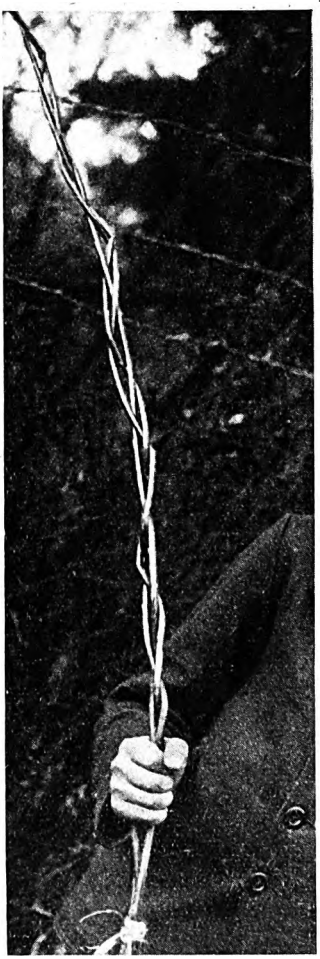


Abb. 14.

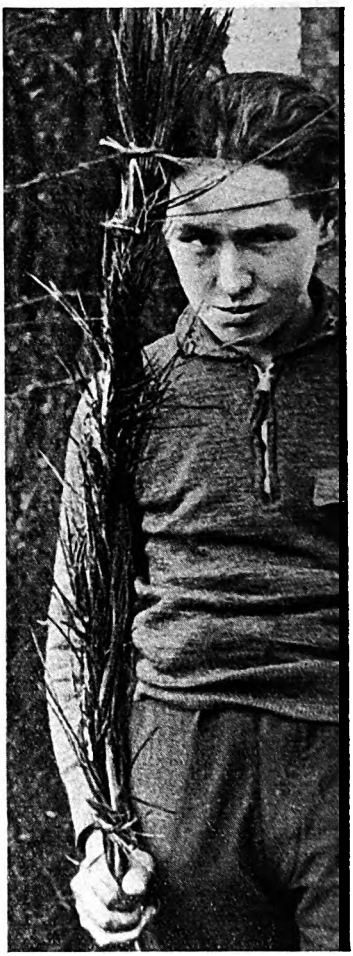


Abb. 15.

Abb. 13. Schematische Darstellung einer Rute, die aus drei Zweigen geflochten oder gedreht wird. / Abb. 14. Weidenrute aus Waldmichelbach. / Abb. 15. Bremmerute aus Siedelsbrunn.

und Weschnitztales kommen mit dem Bensnickel die Hörnersnickel. Ein Hörnersnickel ist meist nur ein Kopf, manchmal mit langem Bart, der zwischen den Gabelenden einer Rechengabel so hängt, daß die Gabeln seine Ohren oder Hörner bilden. Der Kopf ist ein Bündel Stroh oder Heu, das in ein weißes Leintuch gepackt ist. Die überhängenden Enden des Leintuches umhüllen teilweise die Gestalt des Gabelträgers.

Digitized by Google

Von diesem Männerkopf zwischen der Gabel mit den beiden Hörnern bis zum Bock mit dem spitzen Kinn und der lang heraushängenden Zunge, der im Odenwald Bolleschbock, im Spessart Hullebooz genannt wird, ist kein besonderer Sprung mehr nötig.

Vergleiche hierzu die Abbildungen 19 bis 21.

Abb. 19. Heischezug in Appenthal, mit gabelförmigem Sommertagsstecken. Die Rinde der Holzgabel ist spiralig geschält. An der Gabel hängt scheibenartig ein Buchskranz, in ihm ein Spiegel.

Abb. 20. Der Hörnersnickel in Waldmichelbach wurde, wie die Abbildung zeigt, an einem Gabelstecken herumgetragen. Meist war es nur ein Kopf, selten hingen an ihm noch Kleider.

Abb. 21. Der Hörnersvaltin oder Bolleschbock hat teils pferde-, teils bockähnliches Aussehen. Seine Herstellung gleicht völlig dem Hörnersnickel. Alle diese Gestalten benötigen zur Herstellung einen Gabelstecken. Unser Bild zeigt einen Bolleschbock von Ellenbach bei Fürth im Odenwald.

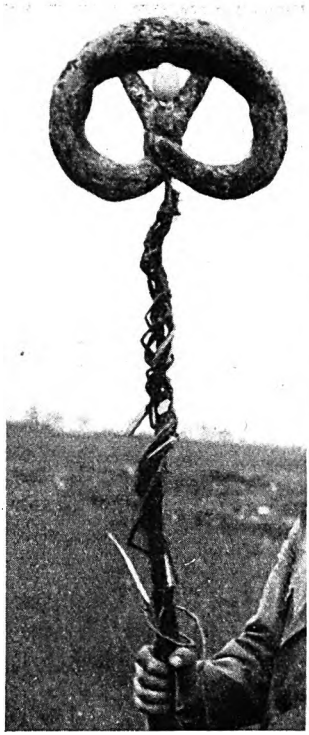
Besteht diese Entwicklungsreihe zu Recht, dann ist die weihnachtliche Bockgestalt ursprünglich kein tierisches Wesen, sondern ein heute unverstandenes, einst aber klar verständliches Sonnensinnbild. Wir haben dabei auch den Weihnachtsbock aus seiner zeitlichen Isolierung im Mittwinterbrauch herausgelöst und in lebendigen Zusammenhang gebracht mit einem alten Sonnenbrauchtum. Es besteht dann eine innere Wesensverwandtschaft, ja Wesensgleichheit zwischen dem Gabelstecken des Nickels im Spessart, über den die Kinder springen müssen, dem alten gabelförmigen Sommertagsstecken und allen dreibeinigen Bock- und Pferdegestalten, die mit Hilfe einer Gabel hergestellt werden.

Auch beim Weihnachtsschimmel glückt ohne besondere Schwierigkeiten die Hinführung auf ein altes Sonnensinnbild. Die neuartig und bequem hergestellten Schimmel- und Eselgestalten (zwei Burschen gehen gebückt hintereinander) bringen uns allerdings nicht weiter. Wir müssen schon ältere Brauchtumsformen hier heranziehen. Bei diesen ist es auffällig, daß entweder zwei Siebscheiben zur Darstellung benutzt werden oder zwei Burschen stellen sich mit dem Rücken gegeneinander und bücken sich, jeder nach seiner Seite, so daß Gesäß an Gesäß stößt.

Der Schimmelreiter aus zwei Siebkreisen ist, bzw. war früher weit verbreitet. Zwar sind die beiden Siebe unter einem Leintuch verborgen, so daß ein zusammenhängender Pferdekörper vorgetäuscht wird. Der Kopf des Pferdes (ein ausgestopfter Frauenstrumpf) aber ist so verschwindend klein im Verhältnis zum Ganzen, daß er wahrscheinlich nur ein nachträgliches Anhängsel ist. Sehen wir einmal von diesem Köpfchen ab und entfernen wir einmal das Leintuch, dann wird aus dem Schimmelreiter der Mann, der zwischen zwei Kreisen, d. h. zwischen zwei Sonnen, steht. Ein trefflicheres Sinnbild für die „Lange Nacht" im Mittwinter dürfte kaum gestaltet werden können.

Von hier aus fällt ein neuartiges Licht auf manche, bisher kaum deutbare Gebildbrote, auf die Bubenschenkel, Stutzwecke u. dgl. Sie sind sicher keine Schenkelknochen, die an alte Opfergaben tierischer oder gar menschlicher Art

Digitized by Google



Oben links: Abb. 16. Alter Viernheimer Sommertagsstecken mit Weidenumwicklung.

Oben rechts: Abb. 17. Geringelte Sommertagsstecken in Queichheim (Pfalz).

Nebenstehend: Abb. 18. Buntpapierschmuck an den Sommertagsstecken (Unter-Abtsteinach).

Digitized by Google

Abb. 19. Sommertagszug in Appenthal (Pfalz), mit Sommertagsgabel, daran Buchskranz und Spiegel.

Abb. 20. Hörnersnickel in Waldmichelbach, mit Menschenkopf in der Gabel.

Abb. 21. Bollesbock in Ellenbach, durch Gabelflechten hergestellt.

Digitized by Google

erinnern. Vielmehr sind es zwei Köpfe, die durch einen Körper verbunden sind, also früher zwei Sonnen, die dennoch eins sind.

Die andere, obenerwähnte alte Schimmelgestalt, die der östliche Odenwald und Spessart noch vereinzelt anwendet, ist ihrem Aufbau nach vollkommen unsinnig. Wie kann beim Voranschreiten des einen Burschen der andere rückwärtsschreitend folgen, ohne daß es zu andauernden Störungen kommt! Als Schimmel, auf dem ein Reiter in die Stube hineinstürmt und alle Bewohner in unbändigen Schrecken versetzt, ist diese hilflose Gestalt kaum zu brauchen. Ziehen wir aber auch von ihr das verhüllende Leintuch ab, dann wird der Schimmelreiter zu einem starken Sinnbild des mittwinterlichen Sonnengeschehens. Der rückwärtsschreitende Bursche (das alte Jahr, die alte Sonne) wird — ob er will oder nicht — vom vorwärtsschreitenden (von der neuen Sonne) geführt in das neue Jahr. Der Reiter sitzt dabei auf dem Rücken des Voranschreitenden. Daß nebenbei diese sonderbare Schimmelgestalt mit ihren acht Beinen (vier Füße und vier Hände der beiden Burschen) an das achtfüßige Pferd Wodans, an Sleipner, erinnert, ist nur eine Bestätigung unserer Ansicht. Auch das Pferd Sleipner kann nur auf vier Füßen laufen. Erst wenn diese ermüdet sind, wechselt es mit den vier anderen ab. Dies erinnert an den fortwährenden Jahreswechsel, an die endlose Aneinanderreihung der Sonnenjahresläufe.

Vgl. hierzu die Abbildungen 22 bis 24.

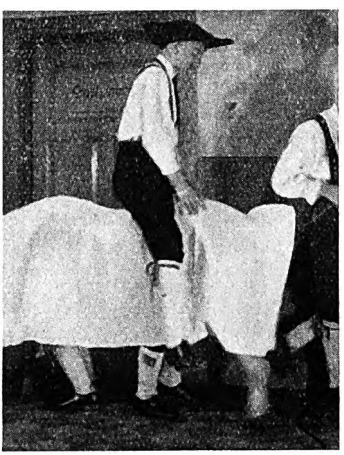
Abb. 22. Schimmelreiter aus dem Weihnachtsumzug in Ellenbach bei Fürth. Das Leintuch ist zum Teil hochgehoben, damit der Aufbau des Schimmels deutlich wird. Die Anbringung des ausgestopften Frauenstrumpfes als Pferdekopf scheint unorganisch, somit späte Zufügung zu sein.

Abb. 23. Zur Herstellung des Schimmelreiters in Böllstein stellen sich zwei Burschen mit dem Rücken gegeneinander und werden über dem Gesäß gebunden. Dann bücken sich beide und nehmen kurze Holzstücke in die Hände, so daß acht Beine entstehen.

Abb. 24. Der fertige Böllsteiner Schimmelreiter.

Wie sehr das Pferd heute im Brauchtum oft mißverstanden wird, zeigt uns die übliche Wertung des Quackreitens, eines Pfingstbrauches in der Pfalz. Der Quack ist eine in grünes Laub und in Blumen eingewickelte Gestalt und somit ein Gegenspieler des Strohnickels. Der Quack geht, fährt oder reitet am frühen Morgen des zweiten Pfingsttages durch die Ortsstraßen. Man ist nun meist geneigt, den reitenden Quack als die ältere Brauchtumsform anzusehen. Da die Pferde immer seltener wurden, mußte man schließlich auf das Reiten verzichten. Man belegt diese Verarmung des Brauches damit, daß man das Quackreiten in den reichen Dörfern auf der Sickinger Höhe mit dem Quacksteckenreiten der armen Dörfer in den tiefeingeschnittenen Tälern dieser Gegend vergleicht. Es ist zu verführerisch, das Steckenpferd als Pferdeersatz anzusehen. Genaue Untersuchungen, die ich Pfingsten 1938 an Ort und Stelle vornehmen konnte, ergaben aber, daß die Steckenpferde, die man dort Quackstecken nennt, erst in jüngster Zeit durch Anbringung von in Pappe geschnittenen Pferdeköpfen pferdeähnlich geworden sind. Die echten Quackstecken aber sind junge

Digitized by Google



Oben links: Abb. 22. Schimmelreiter, aus Sieben hergestellt, im Weihnachtsumzug von Ellenbach.

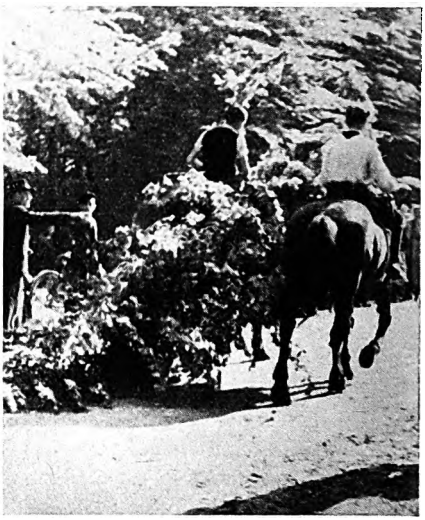
Oben rechts: Abb. 23. Herstellung des Schimmels in Böllstein.

Nebenstehend: Abb. 24. Der fertige Schimmel mit acht Füßen; der Reiter sitzt auf dem voranschreitenden Teil.

Birkenstämmchen, deren Rinde spiralig abgeschält ist. An ihnen befindet sich noch der Wipfel. An das Wurzelende ist ein Blumenstrauß gebunden. Diese Quackstecken werden so zwischen die Beine geklemmt, daß ihr Wipfelteil hinten auf der Erde nachschleift, das mit dem Strauß geschmückte Stammende aber vorne schräg nach oben herausragt. Die Quackstecken ähneln also viel eher den Sommertagsstecken. Nur trägt man sie nicht, sondern man reitet auf ihnen durch die Ortsstraßen und umreitet dabei die Quackgestalt.

Heltersberg im Holzland des Pfälzer Waldes bringt uns in seinem Quackreiten den Beweis, daß wir im Quackstecken nicht ein verkümmertes Pferd erblicken dürfen. Hier ist der Quack ein stattlich großes Buchenbäumchen, dessen Hauptstamm sich gabeln muß. Der Stamm wird mit Laub und blühendem Ginster umwickelt. Durch die Gabel steckt man ein langes Querholz, das man später zwei Pferden auf den Rücken legt. Das Wurzelende trägt eine auf-

Digitized by Google



Oben links: Abb. 25. Kleine Quackfleckenreiter umspringen die Quackgestalt in Wallhalben-Oberhausen (Pfalz).

Oben rechts: Abb. 26. Riesenquack in Helfersberg (Holzland, Pfalz).

Nebenstehend: Abb. 27. Quackumzug in Schmalenberg.

geschobene Blumenkrone. Dieser Quack ist ein ins Riesenhafte gesteigerter Quackstecken, der so groß ist, daß man nicht mehr auf ihm reiten kann. Deshalb besitzt er am Stamm die Gabelung und die durch die Gabel gesteckte Stange. Diese wird so auf den Rücken zweier Pferde gelegt, daß der Quack zwischen diesen mit dem Wipfel auf dem Boden nachschleift. Sein mit der Blumenkrone geschmücktes Stammende ragt zwischen den beiden Pferdeköpfen vornen schräg hoch. Dieser Riesenquack wird, von vielen Reitern begleitet, als Sinnbild des einziehenden Sommers ins Dorf geschleift.

Digitized by Google

Es ist entwicklungsgeschichtlich unmöglich, daß das Reiten einer in Laub gehüllten Quackgestalt beim Abgleiten des Brauches zum Steckenpferdreiten, daneben aber auch zum Herumschleifen eines riesenhaften Baumquackes geführt hat. Vielmehr war der Quackstecken, und zwar zuerst der vorangetragene, die alte Brauchtumsform, so daß Sommertag und Quack ursprünglich eins sind. Später erst kam die Abwandlung, den Quack ins Riesenhafte zu steigern, dadurch die Notwendigkeit, ihn herumschleifen zu müssen. Daraus ergab sich das Quackstreckenreiten. Das Pferd hat in diesem Brauch nichts zu tun. Daß es sich aber mit ihm in vielen Orten so eng verbunden hat, geht auf eine andere Ursache zurück. Am zweiten Pfingsttag, ebenso am zweiten Weihnachtstag fanden früher Pferdeumritte statt. Diese führten in der Pfalz zu einer Verquickung mit dem Quackbrauch.

Vergleiche hierzu die Abbildungen 25 bis 27.

Abb. 25. Quackstreckenreiter in Wallhalben-Oberhausen. Man erkennt die spiralige Abschälung des Quackstreckens. Aus dem Blumenstrauß schaut ein Pferdekopf aus Pappe heraus.

Auf den Quackstecken reitend umspringen die Buben die Quackgestalt im Linkskreis.

Abb. 26. Der Riesenquack von Heltersberg wird zwischen zwei Pferden geschleift. Die Querstange, die auf den Pferderücken aufliegt, trägt noch einen Laubbogen.

Abb. 27. Verwandt mit den Quackstecken sind die Pfingstgerten, die im Umzug von Schmalenberg im Holzland hinter dem Quack getragen werden. Diese Pfingstgerten sind abgeschälte dünne Eichenstangen. An ihrer Spitze sind Blumensträuße, die nach dem Umzug in die Häuser getragen werden, wofür die Heischenden ihre Pfingstgaben erhalten.

Kehren wir nach dieser Abschweifung wieder zur Nickelsgestalt zurück. Nicht selten kommt sie mit einer Laterne. Diese dient nicht dazu, die dunklen Gassen und Wege im Mittwinter zu erleuchten. Der Vorläufer der Laterne ist nämlich eine ausgehöhlte Rübe, in der ein Licht brennt. Ein solches Rübenlicht aber hat nicht die Kraft, Wege zu erhellen.

Daß die Nickelsgestalt ursprünglich in einem ursächlichen Zusammenhang mit der leuchtenden Rübe stand, ist aus zahlreichen Brauchtumsresterscheinungen zu erschließen (vgl. hierzu den Aufsatz des Verfassers: Der Odenwälder Bensenickel, in den „Bayerischen Heften für Volkskunde", München 1938, 2). Heute aber hat sich die leuchtende Rübe fast überall aus dieser alten Brauchtumsbindung befreit, sie hat sich verselbständigt und ist zu einer von den Kindern am meisten gefürchteten Schreckgestalt der Vorwinterszeit geworden. Die in die Rüben eingeschnittenen leuchtenden Fratzen, Teufels- und Hexengesichter vermögen bei plötzlichem, unerwarteten Auftreten selbst Erwachsene zu erschrecken. Diese heute überall vorhandene und vorherrschende Schreckabsicht bei der Anfertigung der Rübenköpfe ist aber eine Mißbildung der neuesten Zeit. Noch gibt es alte Leute in abgelegenen Orten, die sich aus ihrer Jugend erinnern, daß in der Rübe kein menschliches Gesicht und keine Teufelsfratze eingeschnitten war, sondern nur vier runde Löcher, verteilt nach den vier Himmelsrichtungen (in Knoden), oder ein Halbmond, ein Stern, ein Kreuz (in Rimbach,

Digitized by Google

Abb. 28. Rübenkopf in Knoden mit vier kreisförmigen Öffnungen nach den vier Seiten.

Abb. 29. Rübenköpfe mit Stern und Mond in Rimbach.

Abb. 33. Der „Gabelweih", eine Nickelsgestalt in Rimbach, mit Rübenkopf, in den eine „Gabel" eingeschnitten ist.

Digitized by Google

Oben links: Abb. 30. Rübenkopf auf Baum.

Nebenstehend: Abb. 31. Ein „Belznickel" in Waldmichelbach.

Oben rechts: Abb. 32. Bensnickel in Löhrbach, mit einem „Feurisch" an der Stange.

Digitized by Google

das Kreuz nur in katholischen Familien!) oder ein Herz (in Löhrbach). In Bensheim schnitt man früher in die Rübe eine Sonne, drei Fenster, einen Baum, ein Schiff oder eine Fahne. Lorsch im Ried gab den Lichtöffnungen Mond- oder Sternform. Alle diese eingeschnittenen, durch das Innenlicht erleuchteten Zeichen sind aber alte Sonnensinnbilder. Durch sie wird auch der Rübenkopf aus der Sphäre des „Dämonischen" gehoben in die einst herrschende, klare, wohlgeordnete, da sonnenbedingte Schau des germanischen Menschen.

Vergleiche hierzu die Abbildungen 28 bis 33.

Abb. 28. Rübenkopf mit vier runden Öffnungen, aus Knoden, etwa um 1860.

Abb. 29. Rübenkopf mit Stern und Halbmond, etwa um 1880 in Rimbach im Odenwald.

Abb. 30. Rübe mit Teufels- oder Totengesicht in Rimbach, heutige Form.

Abb. 31. Belzenickel in Waldmichelbach. In dieser Art wurden um 1880 hier Rübenköpfe an Gestellen mit Frauenkleidern auf Wegekreuzungen gestellt. Diese Booze nannte man Belzenickel!

Abb. 32. Der Bensnickel in Löhrbach trägt, ähnlich wie der „Bonsnickel" in Oberschönmattenwag, an einer hohen Stange den „Feuerisch". Bevor der Bensnickel ins Haus tritt, schreckt er von außen mit dem „Feuerisch" die Kinder, indem er ihn an das Fenster hält.

Abb. 33. Der Gabelweih aus Rimbach ist eine nickelähnliche Mittwintergestalt. Sie ist entweder ganz weiß oder ganz schwarz gekleidet, hat Hörner und in der Hand eine Rübe. Diese besitzt an der einen Seite eine gabelförmige, an der anderen eine hornförmige Lichtöffnung. Der Gabelweih trägt außerdem einen Strohschwanz, der auf dem Boden nachschleift. Hinter ihm geht im Weihnachtsumzug der Bolleschbock und sucht, auf den Schwanz des Gabelweih zu treten. Die Gestalt des Gabelweih war in Rimbach um 1870 etwa bekannt.

Manchem Leser werden die hier aufgezeichneten Zusammenhänge gewagt und zu wenig erwiesen scheinen. Diese Zeilen wollen gar nicht den Anspruch erheben, Endgültiges gesagt und erwiesen zu haben. Sie wollen lediglich die Fruchtbarkeit der vorangesetzten Fragestellung: Dämonie oder Sinnbild, aufzeigen. Durch sie werden bisher übersehene Einzelzüge aus den Brauchtumserscheinungen zu wichtigen Bausteinen bei der Wiederherstellung des alten deutschen, nordischen Glaubensbildes, und ganze Brauchtumsgruppen, die uns wegen der ihnen heute anhaftenden Verzerrungen und Mißbildungen unlieb geworden sind, erhalten neuen Wert.

Digitized by Google

Zur Entwicklung des Sinnbildes.

Bemerkungen zu Winters Aufsatz: Dämonie oder Sinnbild.

Von **Prof. Dr. Eugen Fehrle**, Heidelberg.

Wir begnügen uns heute nicht mehr damit, den Bestand der Volksbräuche festzustellen und nur aus den Meinungen des Volkes, wie wir sie jetzt mitgeteilt bekommen, zu erklären. Denn diese Meinungen sind großenteils vom Zeitgeist geformt. Vor allem müssen wir bedenken, daß das deutsche Volk christlich und von der christlichen Lehre über das germanische Heidentum beeinflußt ist, wie sie die Bekehrer predigten und wie sie die Kirche alle Zeit bis heute mit kluger Folgerichtigkeit gestaltet. Es ist deshalb Pflicht der Volkskunde, zurückzukommen auf den ursprünglichen Sinn. Winters Aufsatz ist ein schönes Beispiel für einen solchen Versuch. Man mag daran zweifeln, ob es richtig ist, daß er gewisse Gesichtspunkte einseitig verfolgt und andere Deutungsmöglichkeiten überhaupt nicht in Betracht zieht. Aber es mag fruchtbar sein, einmal den Versuch zu machen, aus bedeutenden germanischen Vorstellungsreihen Bräuche zu erklären. Grundsätzliche Bedenken habe ich gegen seinen einseitigen Erklärungsversuch des Pferdes, das mitgebildet wird durch die Siebe, die ein Knabe vor und hinter sich trägt. Denn das Sinnbild muß aus seiner Erscheinung erklärt werden, die die Volksgenossen unmittelbar anspricht, und nicht aus seinem inneren Aufbau, der nicht sichtbar ist. Wohl weiß ich, daß das Sieb im Volksglauben große Bedeutung hat (vgl. Archiv für Religionswissenschaft 19, 1916 bis 1919, 547 ff.). Es ist verständlich, daß das Sieb infolge seiner runden Gestalt als Sonnensinnbild verwendet wird. Aber es muß sichtbar sein, wenn es Sinnbild sein soll. Winter wird, wenn er seine Vermutung zum Beweis erheben will, nachweisen müssen, daß das Sieb in diesem Sinn sichtbar getragen worden ist.

Trotz dieser und anderer Bedenken muß betont werden, daß Winters Aufsatz gute Anregungen bietet zum Weiterforschen, denn die Richtung, in die er geht, muß verfolgt werden, auch wenn man da und dort zu dem Schluß kommen sollte, daß sie durch eingehende geschichtliche Forschung sich als irrig erweist.

Winter hat in Heppenheim solche Bräuche in Bild und Gestalt gezeigt. Seine Arbeiten gehen Hand in Hand mit dem Bestreben der Lehrstätte für Volkskunde in Heidelberg, zum Ursinn der Bräuche vorzudringen. Vgl. z. B. die 1938 in Heidelberg erschienene Dissertation von K. McLennan, Lussi, Untersuchung eines schwedischen Mittwinterbrauches. Weitere Arbeiten in diesem Sinn werden bald folgen.

Digitized by Google

Opfer im germanischen und deutschen Volksbrauch.

Von **Prof. Dr. Eugen Fehrle**, Heidelberg.

Oft werden, auch heute noch, Bräuche unseres Volkes auf germanische Opfer zurückgeführt. Es gibt kaum ein Fest, von der Sonnenwende bis zum Siebensprungtanz, das nicht schon als Rest eines germanischen Opferfestes erklärt worden ist. Meist werden diese Opfer aufgefaßt als religiöse Handlungen, durch welche die Götter günstig gestimmt werden sollen. Solche Deutungen werden größtenteils ohne jeden Versuch eines Beweises gebracht.

Entsprechen denn solche Opfer germanischer Haltung und Religionsanschauung? Sehr wenig. Es lag dem Germanen im allgemeinen nicht, in Demut seine Götter anzuflehen und ihre Gnade durch Opfer gewinnen zu wollen. Unsere Vorfahren hatten vielmehr ein Vertrauensverhältnis zu Gott und lebten nach dem Grundsatz: Der Mensch tut seine Pflicht, dann wird auch Gott recht zu ihm sein und ihm seine Huld zeigen. Das Treueverhältnis zwischen Gott und Mensch ist aus der Lebenshaltung genommen, wie sie vor allem zwischen Gefolgsherrn und Gefolgsmannen bestand.

Wir haben nach solchen Überlegungen das Recht und die Pflicht, nachzuprüfen, ob denn die vielfach angenommenen Deutungen unserer Bräuche als Opferreste richtig sind. Schon die ältesten zusammenfassenden Berichte über germanische Religion bei Caesar im 6. Buch des „Gallischen Krieges" sprechen gegen solche Annahmen. Caesar stellt dort Gallier (Kelten) und Germanen einander gegenüber. Von den Galliern sagt er (6, 16), sie seien ein sehr gottesfürchtiges Volk; wenn sie in Gefahren seien, gelobten oder brächten sie Opfer. Die Vermittlung zwischen Göttern und Menschen haben dabei, wie sonst bei den Galliern, die Priester, die Druiden.

Mit den Galliern vergleicht Caesar (6, 21 ff.) die Germanen: „Die Germanen haben ganz andere Sitten, sie haben weder Priester, die den Verkehr mit den Göttern regeln, noch geben sie viel auf Opfer. Germani multum ab hac consuetudine differunt. Nam neque druides habent, qui rebus divinis praesint, neque sacrificiis student."

Das Wort sacrificia im letzten Satz heißt oft Opfer. Es kann auch eine weitere Bedeutung haben. Daß es hier Opfer heißt, zeigt schon die Gegenüberstellung der Gallier und Germanen. In dem entsprechenden Satz über die Gallier (16, 1 f.) wird ausdrücklich von Opfern gesprochen. Verfolgen wir die Berichte von diesem ältesten Beleg durch die Jahrhunderte, so sind selten Opfer

Digitized by Google

erwiesen. Wo sie vorhanden sind, handelt es sich oft nicht um Opfer in dem oben angedeuteten Sinne, wie die Religionswissenschaft im allgemeinen das Wort versteht (vgl. z. B. Fehrle, Tacitus, Germania, 3. Auflage, 1939, S. 75. 110). Oft müssen auch falsche Deutungen späterer Schriftsteller, ja sogar böswillige Ausdeutungen germanischer Bräuche angenommen werden.

Ich greife beliebig ein Beispiel heraus: bekanntlich werden an vielen Orten zur Weihnachtszeit die Obstbäume mit Strohseilen umwunden. Das soll ein Opferzauber sein. Ich möchte es anders deuten: das Stroh ist im Volksbrauch von der Ernte bis zum Frühjahr oft verwendet. Bald ist das unfruchtbare Stroh Sinnbild des Winters, bald ist es als Bestandteil der Garbe, besonders der letzten Garbe, aufgefaßt als Zeichen des Segens. Oft ist dies bestätigt durch Ähren, die am Stroh gelassen sind. Wenn der Baum mit diesem Stroh umwickelt wird, so spricht man damit das Vertrauen aus, daß er im kommenden Jahre fruchtbar werde. Daher heißt es in der Rockenphilosophie, 1, 285: „in der Christnacht soll man nasse Stroh-Bänder um die Obstbäume binden, so werden sie fruchtbar". Im Norden verwendet man zum Umbinden der Bäume Stroh, das über die zur Julzeit gekochten Würste gelegt oder auf dem Tisch ausgebreitet war, an dem das Weihnachtsmahl stattgefunden hatte (vgl. Heckscher, Die Volkskunde des germanischen Kulturkreises, 1, 397). So hat das Stroh teil an dem Segen des Julfestes. Dieser soll auf den Baum übergehen. Somit liegt hier eine Segenshandlung vor, aber kein Opfer.

Deshalb soll man zurückhaltender sein in der Ausdeutung unserer Bräuche als Reste germanischer Opfer.

Digitized by Google

Kleinere Mitteilungen.

Zu Karl Hofmann, „Die germanische Besiedelung in Nordbaden."

Das schon vielfach erörterte Problem des Durchzugs der Kimbern durch Nordbaden und die erste Besiedelung unserer Heimat ist das Thema eines kleinen Buches von Hofmann mit obengenanntem Titel. In der Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Germanistische Abteilung, Band LVIII, ist in diesem Frühjahr von mir eine Besprechung obigen Buches erschienen, die einige grundsätzliche Fehler in Hofmanns Arbeitsweise herausstellte und zu einer Ablehnung der Schrift kam. Herr Hofmann hat es nun für notwendig befunden, in seiner kürzlich erschienenen Schrift „Schwaben und schwäbische Siedelungen in Baden" (Verlag Hörning, Heidelberg 1938) dieser Besprechung ein eigenes, 4 Seiten langes Nachwort zu widmen. Man könnte die Sache auf sich beruhen lassen, da die ganzen Ausführungen von Hofmann sich in ihrer wissenschaftlichen Unzulänglichkeit selbst erledigen werden, wenn nicht Herr Hofmann meine zwar deutlichen, aber rein sachlichen Ausführungen in einem Ton beantwortet hätte, der eine Erwiderung notwendig macht. Es ist mein Bestreben, dem Leser dieser Zeilen die Möglichkeit zu geben, sich selbst ein Bild über das Vorgehen und die Geisteshaltung von Hofmann zu verschaffen. Ich stelle deswegen die entsprechenden Sätze aus meiner Besprechung und die aus Hofmanns Erwiderung einander gegenüber:

Ich schreibe:

„Von einem Beobachtungsturm der Gestirne, der sich in dieser Thingstätte befunden haben soll (die Rede ist hier vom Heiligenberg bei Heidelberg), ist nichts bekannt. Er besteht, ebenso wie die germanische Kultstätte an der Rundell bei Boxberg, nur in der Phantasie von Hofmann."

Und Hofmann erwidert hierauf:

„Ebenso kühn ist ferner Stemmermanns Behauptung, beide Kultstätten, die auf dem Heiligenberg und der Rundell bei Boxberg, beständen nur in meiner Phantasie. Ein solch anmaßendes Urteil kann nur ein ganz oberflächlicher Leser abgeben..."

(Sperrungen von mir eingefügt.)

Wen trifft nach dieser Gegenüberstellung nun der Vorwurf oberflächlicher Lektüre? Es dürfte deutlich sein, daß ich nur davon rede, daß sich ein Sternbeobachtungsturm niemals auf dem Heiligenberg befunden hat, während mir Hofmann unterschieben will, ich leugnete die Existenz einer germanischen Kultstätte überhaupt. Ist dies wirklich nur Oberflächlichkeit?

Digitized by Google

Das angeführte Beispiel steht jedoch keineswegs vereinzelt da.

In meiner Besprechung heißt es bezüglich Hofmanns Arbeitsweise:

„Gerade derartige Annahmen werden aber mit einer den Laien bestechenden Sicherheit als Tatsachen vorgetragen."

Hofmann jedoch schreibt:

„Wenn Stemmermann sich endlich wundert, daß ich meine Forschungsergebnisse mit einer bestechenden Sicherheit vortrage..."

Es ist nur zu durchsichtig, wie Hofmann durch Auslassung der entscheidenden Worte (diesmal gesperrt) den Sinn meines Satzes vollkommen verändert und aus einer deutlichen Kritik eine stillschweigende Anerkennung macht. Mehr als einmal fügt er auch ohne jede Berechtigung in seine Übersetzungen lateinischer Schriftstellernachrichten einzelne Worte, die ihm gerade hineinpassen, ein und gibt so der Stelle einen vollkommen anderen Sinn. Ich habe schon einmal auf seine merkwürdige Übersetzung der bekannten, wahrscheinlich auf den Heiligenberg bei Heidelberg bezüglichen Stelle des Ammianus Marcellinus hingewiesen, die im Originaltext lautet: „...in Monte Piri, qui barbaricus locus est...". Hofmann übersetzt: (auf dem Berg Pirus), „der ein heiliger (!) Ort der Barbaren ist...". Meine Übersetzung dieser Stelle: „...einem Ort im Barbarenlande...", wagt Herr Hofmann als „schülerhaft" (!) zu bezeichnen. Meine Wiedergabe stimmt aber mit allen bekannten Übersetzungen dieser Stelle (von Reeb, Capelle, Jangemeister und anderen) überein. Demnach aber übersetzen alle diese Philologen in den Augen von Herrn Professor Hofmann „schülerhaft"!

Ich bezeichne Hofmanns Übersetzung als eine bewußte Fälschung, denn der von ihm dieser Stelle gegebene Sinn kann weder aus dem Wortlaut noch aus dem Zusammenhang begründet werden. Dem lateinischen Schriftsteller kommt es hier allein darauf an, auszudrücken, daß die bezeichnete Stelle, an welcher die Römer eine Befestigung errichten wollen, im Feindesland liegt. Hofmann aber spricht, nachdem er das „heilig" einmal willkürlich seiner Übersetzung beigefügt hat, von da ab nur noch von der germanischen Thingstätte auf dem Heiligen Berg.

Auch in seinem neuen Buch „Schwaben und schwäbische Siedelungen..." kann man eine solche kühne Übersetzung finden. Tacitus beschreibt in seiner Germania im 39. Kapitel eine Feier der Semnonen mit den Worten: „...caesoque publice homine celebrant..." usw., eine Stelle, die man wort- und sinngemäß doch nicht anders übersetzen kann als etwa: „und nachdem sie öffentlich einen Menschen niedergeschlagen haben, feiern sie..." usw., oder, wie Fehrle in seiner Tacitusausgabe (1929) kurz sagt: „...mit einem öffentlich dargebrachten Menschenopfer...". Wie liest man aber bei Hofmann? „...Nachdem von Volks wegen ein Mann (durch Betäubung) zu Fall (und in einen Sargstein) gebracht worden ist...". Man stellt mit Freude fest, Hofmann ist gegenüber seinem Buch von 1937 vorsichtiger geworden und setzt seine frei erfundenen Zufügungen in Klammern. Nichtsdestoweniger liegt auch hier ein Täuschungsversuch vor, denn Hofmanns Zusätze sind in keiner Weise als solche gekennzeichnet, und jeder, der die fragliche Stelle nicht auswendig kennt, muß glauben, sie gehörten zum Originaltext, da sie mit der ganzen Stelle in Anführungszeichen stehen. Durch seine Beifügungen aber verfälscht Hofmann den ganzen Sinn der Stelle und macht aus einem (wirklichen oder symbolischen) Menschenopfer eine an Freimaurerzeremonien erinnernde Sarglegungsfeier.

Aber nicht nur mit den antiken Schriftstellern verfährt Hofmann so willkürlich, auch neuere Wissenschafter müssen sich von ihm die unglaublichsten Unterschiebungen gefallen lassen. Bezüglich seiner Schrift „Schwaben und schwäbische

Digitized by Google

Siedelungen..." schreibt Hofmann: „Hier habe ich auch den Nachweis erbracht für die Gründung der ...ingen- und ...heim-Orte in Baden durch die frühen bzw. späten Schwaben. Für das Elsaß hat dies bereits vor 20 Jahren Andreas Hund nachgewiesen." Schlägt man aber in dem von Hofmann zitierten Aufsatz in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins (N. F. 71 und 73) nach, so findet man, daß Hund weit entfernt ist, wie Hofmann behauptet, die ...ingen-Orte den frühen Schwaben zuzuschreiben, sondern daß er diese, was die Wissenschaft heute übrigens ganz allgemein für richtig hält, den Alamannen zuweist. Er schreibt beispielsweise (N. F. 73, Seite 311): „Die Alamannen haben also... zahlreiche Orte auf ...ingen (!) und dazwischen viele auf ...heim gegründet...". Es ist mir rätselhaft, wie bei einer so klaren Stellungnahme Hunds, Hofmann zu seiner obigen Behauptung kommen kann.

Noch eine merkwürdige Stelle in Hofmanns Schrift „Schwaben und schwäbische Siedelungen..." muß hier herausgestellt werden. Seite 15 schreibt er: „Um das Jahr 180 hatten fast alle Schwaben ihre Elbheimat verlassen und waren nach Süden in das Maingebiet gezogen. Nur geringe Reste waren im Lande geblieben, die im 6. Jahrhundert als Nordschwaben erscheinen. Im ersten Jahrzehnt des dritten Jahrhunderts waren sie von dort, vom Maindreieck aus, in die unmittelbare Nähe der Römergrenze gelangt, die von ihnen im Jahre 213 sogar schon durchbrochen war." Was ist nun richtig, frägt sich der aufmerksame Leser, daß die Nordschwaben noch im 6. Jahrhundert in ihrer Elbheimat sind, oder daß sie um 213 den Limes durchbrechen?, denn das „sie" und das „von ihnen" des letzten Satzes kann sich nur auf die Nordschwaben im Satze vorher beziehen. Nur wer in den Wanderungen der Sweben Bescheid weiß, merkt, daß im letzten Satz die aus der Elbheimat abgezogenen Sweben des ersten Satzes gemeint sein müssen, denn diese sind es, die 213 den Limes durchbrechen. Dieser selbe Herr Hofmann aber behauptet, der Beweis der Ungenauigkeit in seinem Buch sei mir schlecht gelungen. Der Leser möge sich die Mühe machen, auf einer Karte die Behauptung Hofmanns („Schwaben und schwäbische Siedelungen...", Seite 13) nachzuprüfen, die Orte Knielingen, Ettlingen und Eutingen lägen zwischen Karlsruhe und Pforzheim. Knielingen liegt nordwestlich, Ettlingen genau südlich von Karlsruhe, während Pforzheim westlich bzw. südöstlich davon liegt. Eutingen wiederum liegt östlich von Pforzheim. Ist hier nicht der Ausdruck „Ungenauigkeit" noch mild? Wenn Hofmann in seiner Entgegnung sein Alter meiner „Jugend" gegenüber ausspielt, so mag jenes vielleicht eine Entschuldigung für manches sein. Ein verantwortungsbewußter Besprecher hat jedoch ein Buch ohne Rücksicht auf das Alter des Verfassers zu beurteilen. Doch ist die von mir verfaßte Beurteilung von Hofmanns Arbeit wohl nicht nur auf meinen jugendlichen Unverstand zurückzuführen, denn ein bekannter Germanenforscher wie Ludwig Schmidt schreibt in seinem Buch „Geschichte der Deutschen Stämme...", Die Westgermanen, Teil I, 1938, Seite 9: „Die süddeutschen Zimmernorte haben, ebensowenig wie die oberitalienischen Orte Cembra, Cimbergo, Cimbro, etwas mit den Kimbern zu tun, wie Karl Hofmann, einen alten Unsinn wieder aufwärmend, verkündet." Ich befinde mich mit meiner Ablehnung des Buches also durchaus in guter Gesellschaft. Zum Schluß jedoch will ich einen Satz aus Hofmanns Schrift voll und ganz unterschreiben, den Satz nämlich, in dem er sagt, er habe die bisher übliche Methode der wissenschaftlichen Arbeiten junger Gelehrter vollständig verlassen, und ich will Herrn Hofmann gern bescheinigen, daß ihm dies geglückt ist.

Dr. P. H. Stemmermann,

komm. Dozent für Vorgeschichte an der Hochschule für Lehrerbildung, Karlsruhe.

Digitized by Google

Lebensweisheit:

Des frißt ke Brout (wenn Vorrat vorhanden).
Liwer ebbes bezahlt, wie dumm gebabbelt.
Vun Zeit ze Zeit ſitzt em e Eul uff, un derre kann m'r net engeih (entgehen).
De Bauer frißt nix u(n)gſalze.
Hab mi ēmol in de Fingerhut gſchämt, no is 'r glei üwergeloffe.
Was de Bauer net kennt, des frißt er net.
Jeder hot en Wolfszah(n).
Em Pranger muß m'r gewe, un em Greiner muß m'r nemme.
Batt's nix, ſo ſchatt's nix.
Wann gheiert werd, werre d'Lüche mi'm Butte rumgetrache.
Liwer e Laus im Kraut, als gar ke Fläſch.
Die ungſalzene un die ungſchmalzene Suppe ſen die beſchde.
's Haus verliert nix.
Vieli Brüder, ſchmali Güter.
Ke Brot is hart.
M'r kummt leichter zu-eme Häufle Kinn (Kinder) wie zu-eme Acker.
Weiwerſchterwe is ke Verderwe, awer Gäul verrecke, des bringt Schrecke.
D'Fraa kann im Scherz (Schürze) mehr forttrache, wie de Mann im Heuwache
Wann de Brei ze dick is, brennt'r an. [reiführe.
Was gebabbelt is, kann m'r leuchle, wu awer de Name ſchteiht, do ſchteiht de Kopf.
Do kummſcht net drum rum.
Drei Mol umgezouche is ſo viel, wie ēmol abgebrennt.
E guddi Ausred is 3 Batze wert.
Umeſunſcht is de Doud, un der koſcht's Lewe.
Wer frutzt an de Schüſſel, dem ſchad's am Rüſſel.
Im Summer is de Maurer ken Wei(n) zu deier un im Winder ke Brout zu hart.
Mit de Gäns kann m'r lappere, awer net eſſe.
Jedes Amtle hot ſei Schlämple (was zu verdienen).
De Zins frißt mit em aus de Schüſſel.
Souviel Küſſ wie vor de Eh, ſouviel Schmiß in de Eh.
Wenn's erſcht Kind in de Eh ſchterbt, muß de Diſch gröißer gemacht werre.
Faſchtebräut und Maiegäns werre net ald.
Sorch di net um d' u(n)gelechdi Eier.
's werd devor gſorcht, daß d'Bäm net in de Himmel wachſe.
D'Katz mauſt a emol linksrum (es geht auch mal verkehrt).
S'hot alles zwee Seide, wie's Budderbroud.
Wann de Himmel ei(n)fällt, ſen alli Schbatze kaputt (ſo ſagt man zu überängſtlichen
Roudi Hoor un Erleholz wachſe uff kem gudde Boude. [Leuten).
E Riehle (Rühlein) is beſſer, wie e Briehle.
De Socher (Jammerer) üwerlebt de Pocher.
Wer hofft uff Erwe, der kann verderwe.
D'Erbſchaft muß ēm ſuche.
Die häwwe de Bock zum Gärtner gemacht.
E Verkele Bremſe is beſſer wie e Simmeri Hawer (wenn die Pferde nicht laufen
De Wolf frißt a gezeichneti Schäf. [wollen).
Wu Geld is, is de Deifel, un wu keens is, is er zweemool.
E Mudder kann 6 Kinn ernähre, awer 6 Kinn net d'Mudder.
Un is die Mudder noch ſe arm, ſo geit ſie doch ihrm Kind warm.

Neudenau. Joſef Weihrauch.

Digitized by Google

Das Alter des Lichterbaumes.

Fräulein E. v. Levetzow bringt in Heft 3, 1937, dieser Zeitschrift, Seite 177 ff., Bemerkungen zu meinem Buch „Der Lichterbaum" unter der Überschrift „Gab es im alten Griechenland einen Lichterbaum, der als Vorläufer unseres Weihnachtsbaumes angesehen werden kann?" Diese Themaformulierung kann zu einem Mißverständnis führen. Mir liegt es fern, einen altgriechischen Lichterbaum, falls dieser nachweisbar ist, als Vorläufer unseres Weihnachtsbaumes anzusehen, da ich vielmehr unseren weihnachtlichen Lichterbaum vom germanischen Kultbaum herleite. Wie ich in meinem Buch gezeigt habe, ist der lichtergeschmückte Kultbaum auch bei anderen indogermanischen Völkern bezeugt, so vor allem bei den Slawen, deren Hochzeitsbaum mit Kerzen oder Fackeln versehen ist. Wenn die Zeugnisse für den slawischen und für den germanischen Lichterbaum auch erst aus neuerer Zeit stammen, so weisen sie doch auf einen alten indogermanischen kultischen Lichterbaum zurück, dessen mythisches Gegenbild, wie ich in meinem Buche zu zeigen versuche, der Weltbaum ist. Man hat bisher zwar die germanische Wurzel des Weihnachtsbaumes bereits erkannt, aber den verhältnismäßig spät bezeugten Lichterschmuck als jüngere Zutat angesehen und auf christliche Einflüsse zurückführen wollen. Demgegenüber habe ich gezeigt, daß der mythische Götterbaum, wie die Götter selbst, von Strahlenglanz umgeben ist[1]. Der Nimbus der heidnischen Götter ging auf die christlichen Heiligen über. Der Baum im Glanz aber ist ein heidnisches Bild, das im christlichen Bereich keinen Platz mehr haben kann. Im Christentum ist nur der Mensch wichtig und kann nur ein Mensch „heilig" sein, nicht aber ein Baum.

Die Frage ist, ob aus den alten und reichen Überlieferungen des indogermanischen Griechenlands, Alt-Roms, Persiens und Indiens sich die zu vermutende enge Verbindung von Baum- und Feuerkult nachweisen läßt, ob auch hier das Bild des göttlichen, von Licht umflossenen Baumes bekannt war und ob dieser Götterbaum im Kult als Lichterbaum oder Baumleuchter dargestellt wurde. Die Verwendung der Fackel im griechischen Baumkult ist durch Böttticher, auf den ich in meinem Buch verwiesen habe, wie E. v. Levetzow zeigt, nicht erwiesen worden. Wie es damit auch stehe — ich glaube, daß sich der Beleg für die Verwendung der Fackeln im griechischen Baumkult beibringen lassen wird —, mit Recht hat Böttticher jedenfalls die engste Verbindung des Feuer- und Baumkultes in Alt-Griechenland angenommen. Die altindogermanischen Anschauungen, daß wie der Mensch so auch der Baum göttliches Feuer enthält, das man aus ihm hervorlocken kann, ist auch den Griechen eigen gewesen. Durch Reiben von Holz erzeugte man auch hier das heilige Feuer und dem Helden konnte im heiligen Kampfzorn die göttliche Lohe aus dem Haupte schlagen, wie es Homer von Achill erzählt. Der Mensch konnte in der Ekstase im leuchtenden Nimbus erscheinen, der nach griechischer Anschauung den Göttern eigentümlich ist[2]. In dem Baum wohnen göttliche Nymphen, die Dryaden, und auch andere Götter lassen sich auf Bäumen nieder oder werden als in ihnen hausend gedacht[3]. Es ist daher anzunehmen, daß dem heiligen Baum auch der göttliche Glanz zugeschrieben wurde. Wenn wir beobachten können, daß man den verehrten Baum schmückt mit allem „was eine solch hochheilige Bedeutung an ihm äußerlich macht und offenbart" (Böttticher), so ist es wahrscheinlich, daß die Lichter nicht gefehlt haben, die ihm das wesentlichste Merkmal der Göttlichkeit, den leuchtenden Glanz, verleihen konnten.

[1] Verfasser, Der Lichterbaum, S. 38.

[2] L. Stephani, Nimbus und Strahlenglanz, Petersburg 1859; Fr. Pfister, Epiphanie, Pauly-Wissowa RE Suppl. 4, Sp. 277 ff.

[3] L. Weniger, Altgriechischer Baumkultus, L. 1919, S. 8 und 13.

Digitized by Google

Kultleuchter sind zwar im griechischen Kult bezeugt, aber über ihre Form ist wenig bekannt. Da diese Leuchter das ewige Licht trugen[4], sind zwei Formen zu vermuten: Radform und Baumform. Das ewige Licht, das an die Stelle des ewigen Feuers trat, wurde wie dieses jährlich einmal gelöscht und erneuert und war Sinnbild der jährlich sterbenden und wiedergeborenen Gottheit. Das jährliche Werden und Vergehen versinnbildlichen aber bei den Griechen ebenso wie bei den übrigen Indogermanen Rad oder Kreis und Baum. Auf die Radleuchter weist der mit 365 Lampen versehene Lychnos hin, der jedenfalls den Jahreskreis versinnbildlicht, und ein griechischer Baumleuchter ist uns durch Plinius bezeugt. Der berühmteste griechische Kultleuchter ist der Leuchter der Athene im Erechtheion. Wie ich in meinem Buche, S. 45, erwähne, wissen wir über seine Gestalt nichts. Die Vermutungen Jakobstals, die Fräulein v. Levetzow, S. 178, anführt, kann ich mir nicht zu eigen machen. Überliefert ist nur, daß der Rauchfang über dem Leuchter die Gestalt einer Palme hatte[5]. Die Verwandtschaft dieses Leuchters der Athene mit bronzenen Leuchtern Etruriens und deren „orientalischen Vorfahren in Syrien und Phönizien" ist willkürliche Annahme Jakobstals. Es ist zu beachten, daß ein goldener Leuchter der Athene bereits bei Homer erwähnt wird (Odyssee, 19, 33 f.).

Wenn Fräulein v. Levetzow sagt (S. 179), die beiden von mir angeführten Kultleuchter — der Leuchter der Athene und der von Plinius erwähnte Baumleuchter — genügten nicht, das Vorhandensein von Baumleuchtern im griechischen Kult zu erweisen, so ist dazu folgendes zu bemerken: Den Leuchter der Athene habe ich nicht als Baumleuchter angesprochen, durch Plinius aber ist uns ein Baumleuchter im griechischen Kult einwandfrei bezeugt. Fräulein von Levetzow beschränkt sich in ihren Bemerkungen auf das von mir erwähnte Material. Ich habe in dem kleinen Abschnitt meines Buches über den altgriechischen Baumkult nur einige Hinweise geben wollen, die gleichzeitig anregen sollten unter dem neugewonnenen Gesichtspunkt die altgriechischen Überlieferungen zu durchforschen. Ich bin davon überzeugt, daß eine isolierende Betrachtungsweise uns heute nicht mehr weiter führen kann. Wie die indogermanische Sprachwissenschaft den Wortschatz aller indogermanischen Völker berücksichtigt, so muß die indogermanische Religionswissenschaft die Kultüberlieferungen und Mythen des Gesamtindogermanentums überschauen. Die Lücken in der Überlieferung können durch die Zusammenschau, wenn auch nicht völlig behoben, so doch wesentlich eingeschränkt werden. Mit großem Recht hob J. W. Hauer kürzlich hervor, „daß das Indogermanentum seit vielen Jahrtausenden über gewaltige Räume hinweg eine Einheit bildet, in welcher eine Ausprägung die andere in hellerem Licht erscheinen läßt. Jede Behandlung einer indogermanischen Einzelreligion bleibt darum Stückwerk, wenn sie nicht in das Licht dieses Gesamtzusammenhanges gerückt wird[6]". Das Plinius-Zeugnis für den griechischen Baumleuchter wird man erst dann richtig einschätzen, wenn man sich klar gemacht hat, daß wir, wie oben zu zeigen versucht wurde, Baumleuchter im griechischen Kult erwarten müssen. Ich stimme Fräulein von Levetzow zu (S. 179), daß wir uns den von Plinius erwähnten Baumleuchter nicht als naturalistische Nachbildung eines Apfelbaumes vorzustellen haben. Darauf kommt es ja auch gewiß nicht an. Für ganz willkürlich halte ich es aber, diesen Baumleuchter auf orientalische Einflüsse zurückzuführen. Fräulein v. Levetzow spricht zwar vorsichtig nur von einer Eventualität; aber warum sollen wir orientalische Einflüsse erwägen, wenn anderes viel näher liegt? Daß wir es hier mit

[4] A. Preuner, Hestia-Vesta, 1864, S. 140 und 196.
[5] Paus. 1. 26, 7; Weniger, a. a. O., S. 43.
[6] Hauer, Glaubensgeschichte der Indogermanen, I. Teil, 1937, S. VI.

Digitized by Google

eigenständigen griechischen Entwicklungen zu tun haben, darauf führt außer der vergleichenden indogermanischen Betrachtung auch die Berücksichtigung des alten griechischen Hesperiden-Mythos. Auf der Insel der Hesperiden, in dem üppigen „Garten der Götter", wächst nach griechischem Mythos der Apfelbaum, dessen berühmte Früchte als golden und glänzend beschrieben werden[7]. Auch sonst ist Gold in der indogermanischen Symbolik Feuer und zwar göttliches Feuer[8]. Die goldenen Früchte dieses heiligen Baumes sind also leuchtende göttliche Früchte. Übrigens wird der Fluß des Göttergartens, der Eridanos, als feuriger Lichtstrom bezeichnet[9]. Da es ferner heißt, daß die Gewächse des Göttergartens in ewiger Blüte stehen[10], so trägt der mythische Apfelbaum also gleichzeitig Blüten und Früchte. Preller nennt die goldenen Äpfel der Hesperiden „das ideale Vorbild der ... Äpfel, wie sie den Griechen ... aus den gewöhnlichen Hochzeitsgebräuchen bekannt waren[11]". Die Verknüpfung der Hesperidenäpfel mit Götterhochzeiten legt, wenn man Prellers Hinweis auf den Hochzeitsbrauch betrachtet, nahe, einen kultischen Hochzeitsbaum zu vermuten, der dann bei den Griechen ebenso wie bei den Slawen und Germanen außer Blüten und Früchten wahrscheinlich auch Lichter trug. Der deutsche lichtergeschmückte Hochzeitsbaum ist nicht slawischer Herkunft, wie ich in meinem Buche S. 44 annehme, sondern dürfte wie der lichtertragende Weihnachts- und Maibaum im germanischen Kultbrauch wurzeln. Er läßt sich nämlich außer in der Mark auch in Süddeutschland[12] belegen und ist ferner in Schweden bezeugt[13].

Otto Huth.

Erwiderung.

In meinen Bemerkungen im 3. Heft dieser Zeitschrift (1937, S. 177 ff.) wollte ich lediglich zeigen, daß in Huths Kapitel über den „Lichterbaum im Brauchtum indogermanischer Völker" eine Verbindung von Baum- und Feuerkult, wie Huth sie annimmt, für Alt-Griechenland nicht nachgewiesen ist, und, wie ich glaube, auch nicht nachgewiesen werden kann. Auch die Entgegnungen Huths bringen keine Beweise für eine solche Verbindung.

Eine Gesamtbetrachtung der indogermanischen Religions- und Brauchtumsformen ist sicher notwendig, aber m. E. können gemeinindogermanische Vorstellungen nur aus der Einzelerforschung der verschiedenen indogermanischen Kulturen gewonnen werden, dürfen aber nicht bei jeder indogermanischen Kultur vorausgesetzt und in sie hineininterpretiert werden.

E. v. Levetzow.

---

[7] Euripides, Hippol. 742 ff.

[8] Preller-Robert, Griechische Mythologie, I, B. 1887⁴, S. 368, Anm. 1; E. L. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch, B. 1867, I, S. 8 f.; Joh. Hertel, Die Sonne und Mithra im Awesta, L. 1927, S. XXIII und 217; Jos. Denner, ARW. 34, 1937, S. 254 ff. (Metall gleich Xvarsnah). In diesem Zusammenhang sei daran erinnert, daß Xerxes in Kleinasien eine Platane „wegen ihrer Schönheit mit goldenem Schmuck beschenkte und der Obhut eines seiner Unsterblichen anbefahl" (Herodot 7, 31); der dem Gott geweihte heilige Baum ist also mit leuchtendem Schmuck (gleich Feuer) versehen.

[9] Er heißt πυρόεις, ἀστερόεις. Siehe A. Dieterich, Nekyia, B. 1913, S. 26 f.

[10] Dieterich, a. a. O., S. 20.

[11] Preller-Robert, a. a. O., I., S. 564.

[12] Steiermark: Hess. Bl. f. Vk., IV, 1905, S. 901; Geramb, Deutsches Brauchtum in Österreich, 1926, S. 130; Kinzigtal: Fehrle, Deutsche Feste und Volksbräuche, L. 1927², S. 97. Ich verdanke diese Belege Herrn Mössinger.

[13] E. Rußwurm, Eibofolke, Reval 1855, II., S. 81; vgl. Oberd. Zeitschr. f. Vk., I, S. 149.

Digitized by Google

Rötenbach im badischen Schwarzwald.

Bei Edgar Fischer, Beiträge zur Kulturgeographie der Baar (= Bad. Geogr. Abhandlungen, Heft 16/1936), sind die Grenzen zwischen Baar und Schwarzwald festgelegt. Das Dorf Rötenbach soll danach zur Baar gehören. Das ist nicht richtig: Rötenbach ist nach Sprache und Art und der Auffassung seiner Bewohner ein Dorf des Schwarzwaldes. (Vgl. Fehrle, Badische Heimat, Zeitschrift für Volkskunde, Heimat-, Natur- und Denkmalschutz, 25. Jg., 1938, „Die Baar", S. 202.) Herr Oberschulrat Lohrer in Heidelberg macht mich aufmerksam auf Verse, die er aus den Baardörfern Sunthausen und Grüningen kennt:

„Guck uffi, guck abi,
guck Rötebach zue,
wie danzet die Wälder,
wie klepfet die Schueh."

Laß klepfe, laß danze,
laß gucke, wa will:
e Jungi lupf ummi,
e Aaldi hebt still.

Danach rechnet auch für das Empfinden der Baaremer, wie auch sonst bekannt, Rötenbach zum Schwarzwald. Vgl. Fehrle, Bad. Volkskunde 1 (1924), 6. E. F.

Von der Maul- und Klauenseuche in alter Zeit.

Im Hofbuch des Bauern Michel Dopf in Schönfeld, Amt Tauberbischofsheim, finden sich aus den Jahren 1786—1795 Einträge, die heute ungemein lesenswert erscheinen. Der Schreiber war ein Mann, der mit Fleiß und Aufmerksamkeit viele Vorgänge in der Welt und im Dorfe aufzeichnete und seine Ratschläge auch andern gab. Ich möchte sogar annehmen, daß er der „Wunderdoktor" von Schönfeld ist, von dem ab und zu noch erzählt wird. Die Jahreszahlen bezeichnen das Jahr der Eintragung.

Wir lesen:

„Betrübtes Schreiben in diesem Jahr 1786.

Da haben wir eine Betrübte zeit, da ist der franzose in würtzburg eingeruckt und hat es mit Akort eingenommen. Da haben wir die Viehsücht Bekomen Vom Rhein bis nacher Behmen. Wir Schönfelder haben sie Bekomen Martini und ist es Krings um mich herumgegangen und auf Neujahr da hab ich eine kranke Kuh bekommen und H. drei König ist sie weggefallen und die andere ist kleich darauf Krank worten, aber die ist darum komen, aber sie hat Verworfen und dieses üble Schikfal Schadet Mir zweyhundert Gulden allein und seind in unserem ort Schönfeld wechgefallen 60 stück, von 18 stück seind noch drey geblieben und dieses übel hat gedauert Von Martini an bis Mertzen 1786."

1792: „Einen gedrang for das Vieh, so dieses die Seuch hat: Nim zaurünben ein Messerstipfen foll und guten brießduwak und ein Handvoll osterreiß und ein löffel foll hiffell und eun schoben weineffig und das undereinander gedahn und ein oder zwey stund stehen lasen. Darnach das dem Vieh, so den umstand hat, eingeben, das hilft getrew."

Digitized by Google

1793: „Es graßiert oft eine vererbliche Krankheit, die Viehsücht genannt. die Kenzeichen sind ein Fiber und heiß maul, daß es nicht frißt, trawerig ist und beschwerlich atmet durch die Nasenlöcher. Es zeigen sich Blasen am Maul, die Klauen sind heiß und lösen sich ab. Treibt man es auf, so schleppen sie die Beine nach, als ob sie kreuzlahm wären, sie fallen vom fleisch und krepieren endlich.

Tu in das Futter Sauere Milch, auch große Pillen mit Brotkrumen, Oel und Knoblauch, auch Schwefelblumen.

Auch dient folgendes Mittel: Schwalbenwurz, gebrannte Austernschalen, je 2 Loth, gereinigter Salpeter, rohes Spießglas, je drithalb Loth.

Oder: Wohl zerriebenes Quekfilber ½ Quentlein, zerstoßenen Kalmus 2 Loth, gepulverte Rhabarber 1 Loth, alles dieses mit 1 Loth Terpentin mit Eyerdotter und Honig.

Um den Schleim abzuführen, gib dem Viehe 2—3 Gran Brechweinstein in laulichter Fleischbrüh, und das tags 5—6mal 3 Löffel Baumoel. Um die Verstopfung in den Nasenlöchern zu heben, schüttet man Schnupftabak zu Baumoel und bringt es mit einer kleinen Sprütze in die Nasenlöcher.

Dieses kann man auch mit Weinessig tun."

Um die Krankheit schnell wieder wegzubringen, schreibt der Bauer:

„Stecke dein gantzen Vühbestand an und schmier die Gafer der Kranken in die Mäuler der andern, sie werden doch krank und es ist auf einmal." „So ein Viehe an der sücht stirbt, Niem ein Stück von selben wie Deufels Abbies, und das dem Vieh eingeben, soh ist das andre Vie siger."

1795: „Mittel gegen die oft einreißenden Viehseuch:

1. Das billigst ist das Salz, gebe das Jahr hindurch jedem Stück Rindvieh 1 Handvoll Salz auf einer Brodschnitte alle Wochen.
2. Stecke jeder Kuh einen Heering in Theer eingetaucht in den Halz.
3. reibe die Nasenlöcher und das Maul mit klein geschnitten Knoblauch.
4. räuchere dein Viehstall oft mit Schwefel und Teufelsdreck.
5. reinige dein Vieh mit Sal mirabile Glauberi, oder Glauberisches Wundersalz, auf die Kuh 2 Loth auf einen halben Schoppen warmes Wasser.
6. Gib jedem Vieh täglich anderthalb Loth gestoßenen Wasserfenchel in jed Futter.
7. Das allerbest ist der Honig. Nimm 1 Löffel Honig, umwickelt mit Wollkrautblatt oder Mangoldblatt, dies gebe dem Rindvieh morgens nüchtern, so wird es niemals angesteckt werden. Solches tat der Erfinder und erhielt sein Vieh gesund, ohnerachtet in dem Ort und den anstoßenden Ställen alles Vieh fiel.
8. Auch folgend Mittel ist von vortrefflicher Würkung: Nehme pulverisierte getrocknete wilde Kastanien, gestoßenen Wasserfenchel, alles gestoßen: Pestilenzwurzel, natterwurz, Enzian, Angelika, Tormentillwurzel, Baldrianwurzel, Bibernellwurzel, Alant, Heiligengeistwurzel, Erdgall, Wachholderbeeren, Kardobenedikkenkraut, Grundheilkraut, von jedem etliche Händ voll und nüchtern gegeben."

Wiesenbach. Kurt Konrad.

Viktor de Meyere.

Am 31. Dezember 1938 starb in Antwerpen der Herausgeber der „Nederlandsch Tydschrift voor Volkskunde", Viktor de Meyere. Er war geboren am 13. April 1873, arbeitete aber noch wie ein Junger auf dem Gebiete der Volkskunde. Die niederländische Volkskunde hat durch den Tod dieses arbeitsamen und tüchtigen Mannes viel verloren.

Digitized by Google

Er hat einen großen Teil seiner Kraft dem Volkskunde-Museum in Antwerpen gewidmet. Seine Arbeiten über die flämischen Volksüberlieferungen sind weithin bekannt. Noch unmittelbar vor seinem Tode war er beschäftigt mit der Deutung der Kinderspiele auf Breughels Gemälde. Viele seiner Arbeiten stehen in seiner Zeitschrift. Sie behandeln auch den Volksglauben (Hexenwahn in Flandern) und den Brauch. Eine Arbeit über die Riesen in Flandern ist nicht ganz vollendet. Auch durch Übersetzungen, z. B. der Edda ins Niederländische und durch Gedichte und Erzählungen, war Viktor de Meyere bekannt. Bei allen Arbeiten stand ihm seine Gattin als treue und verständnisvolle Gefährtin zur Seite. Auch in Deutschland wird sein Wissen und Können weiterwirken.

Eugen Fehrle

Erwiderung.

Auf Seite 172, 11. Jahrgang dieser Zeitschrift, findet sich ein Aufsatz von E. Krieck, Heidelberg.

Darin zitiert Krieck: „Innerhalb dieser Gesamtheit (des deutschen Volkes) sind aber doch andere Teile noch stärker als manche Teile des deutschen Volkes gerade von der Rasse gebildet, die wir als das deutsche Gepräge gebend ansehen. Die Holsteiner unterscheiden sich von den Schwarzwaldbewohnern viel mehr als von Schweden und Vlamen." Dieses Zitat aus meinem Aufsatz in „Volk und Rasse" ist unrichtig. In Wirklichkeit hatte ich gesagt: „Unser Volk ist ein Ausschnitt aus der Gesamtheit der weißen Rasse. Innerhalb dieser Gesamtheit (also der Gesamtheit der weißen Rasse, nicht, wie Krieck sagt, der Gesamtheit des deutschen Volkes) sind aber doch andere Teile noch stärker ..."

Damit entfällt die Krieckschе Kritik an dem „Deutsch" des Satzes.

Dr. Hartnacke.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

Karl Hofmann, **Schwaben und schwäbische Siedelungen in Baden.** J. Hörning, Heidelberg 1938.

Wenn man heute ein Buch in die Hand bekommt, in dem ernsthaft behauptet wird, die ...ingen-Orte seien von den Sweben, die ...heim-Orte von den Alamannen gegründet worden, so glaubt man zuerst, sich in der Jahreszahl getäuscht zu haben, denn derartige Meinungen sind schon seit zwanzig und mehr Jahren endgültig widerlegt. Wenn man aber dann noch Sätze liest, wie: „Allemannen ist also nur ein von den Römern als Volksname verwandter Beiname" (der Schwaben), oder „Einen schwäbischen Stamm der Semnonen hat es also niemals gegeben", so legt man das Buch, das erstmals (!) mit Hilfe der Sprache und Sprachforschung die Siedelungsgeschichte von ganz Baden einer Betrachtung zu unterziehen behauptet, erschüttert beiseite. Ich verweise im übrigen auf meine Ausführungen Seite 168 ff. dieses Heftes. P. H. Stemmermann.

Eugen Weiß, **Entdeckung des Volks der Zimmerleute.** Jena, Eugen Diederichs, 236 S., geheftet 3,50 RM., in Leinen 5,20 RM.

Nach einer Einführung: Vorwörtliches und Nachdenkliches, die allerlei Beherzigenswertes enthält, und nach einer Einleitung in den Stoff folgen die Abschnitte: Die fremden Zimmergesellen, Der Zimmermann im allgemeinen und der schwäbische im besonderen, Nach Handwerksgebrauch und Gewohnheit, Gereimtes und Ungereimtes vom schwäbischen Zimmerplatz, Ränke und Schwänke, Der Lügenbeutel, Zimmersprüche, Rammlieder, Handwerkslieder. Die folgenden Anmerkungen geben Einzelerklärungen. Der Forscher wird es begrüßen, von einem Manne, der unter den Zimmerleuten gelebt hat, unterrichtet zu werden. Viel Wertvolles wird von Weiß gegeben. Sein Buch bedeutet einen wichtigen Fortschritt für die volkskundliche Erforschung unseres Handwerks. Mit den Bemerkungen, die sich da und dort auf kulturelle Fragen im allgemeinen beziehen, bin ich nicht immer einverstanden. E. F.

Arnold van Gennep, **Manuel de folklore français contemporain.** Tome III: Questionnaires — Provinces et pays. Bibliographie méthodique. Tome IV: Bibliographie méthodique (Fin) — Index des noms d' auteurs — Index par provinces. Paris: Editions Auguste Picard. 1937/8. 1078 S. in 2 Bänden. 8. 150,— Fr.

Eine Vorstellung von dem Reichtum, der in diesen beiden Bänden geborgen ist, vermag die Zahl der angeführten Titel zu geben: 6510 Werke werden bibliographisch genau und zuverlässig genannt. Was aber den Wert dieses Bücherverzeichnisses wesentlich steigert, das sind die sorgfältig durchdachte Gliederung und die vom Verfasser hinzugefügten kurzen Inhaltsangaben und Beurteilungen. Bei der

Digitized by Google

großen Stoffülle ist das eine besonders hoch anzuerkennende Leistung Genneps, die von seiner bewundernswerten Stoffbeherrschung zeugt. Sie erweckt hohe Erwartungen für den darstellenden Teil, der als Band 1 und 2 des Handbuchs bald erscheinen soll und von dem das Bücherverzeichnis aus praktischen Gründen zuerst veröffentlicht worden ist. Es ist sehr geschickt auf die Bedürfnisse des volkskundlichen Forschers zugeschnitten und gibt ihm rasch und übersichtlich Auskunft, was auf einem bestimmten Aufgabengebiet der Volkskunde Frankreichs, etwa der Volksmedizin, bereits erarbeitet ist, für welche Landschaften solche Arbeiten vorliegen; man kann sich aber auch leicht darüber unterrichten, was an volkskundlichen Veröffentlichungen insgesamt sich mit einer begrenzten Landschaft, z. B. der Gascogne, beschäftigt. Auf diese Weise werden Forschungslücken deutlich erkennbar und die zukünftige Weiterarbeit darauf hingewiesen (vgl. etwa S. 277 die Vorbemerkung zum Schrifttum über die Touraine). Eine willkommene Einleitung für den Forscher draußen im Land stellen die Proben von Frageverzeichnissen dar. Gennep führt neben dem Fragebogen J. A. Dulaures für die Académie celtique von 1808 Ausschnitte aus seinen eigenen Fragenaufstellungen an, die sich besonders bewährt haben (Volkspsychologie), außerdem landschaftliche Fragelisten (Bas-Languedoc, Zentralpyrenäen, Savoyen) und Spezialfragebogen über einzelne Gegenstände volkskundlicher Forschung, wie Hochzeit, Wohnung, Haus, Nahrung, Schutzheilige u. a. Diesem ersten Teil folgt als zweiter eine Aufstellung der französischen Provinzen von 1792, die — heute noch volkstümlich — vom Verfasser für die landschaftliche Aufgliederung der Bibliographie als Einteilungsmaßstab benutzt werden, und ein Verzeichnis von Landschaftsnamen, in dem kleinere Gebiete jenen Provinzen zugeordnet werden. Im dritten Teil steht die methodische Bibliographie; hier erhält jeder neue Titel eine eigene Nummer, doch werden die einschlägigen Nummern aus andern Gebieten bei jedem Abschnitt als Verweise mitgenannt (eingeklammert und nicht fett gedruckt), so daß jeweils alles Schrifttum an einer Stelle geschlossen vorhanden ist. In jedem Abschnitt stehen zuerst die allgemeinen Darstellungen, dann die einzelnen Schriften, geordnet nach Provinzen. Ein kurzes Inhaltsverzeichnis soll von der Anlage der Bibliographie einen Eindruck geben; zuvor sei noch gesagt, daß sie abgeschlossen wird von je einem Verzeichnis der Verfassernamen und aller Stellen, an denen Werke genannt werden, die sich mit volkskundlichen Dingen der Provinzen beschäftigen; letzteres Verzeichnis ist alphabetisch nach diesen Provinzen geordnet.

Die methodische Bibliographie: Internationale Volkskunde (Nr. 1—103); dort werden auch wichtige Werke aus den Nachbarwissenschaften, wie Vorgeschichte, Soziologie, Sprachwissenschaft, genannt. Soweit die Politik in Betracht kommt, sind bezeichnenderweise nur nationalsozialistische Schriften und solche aus der Sowjetunion angeführt. Frankreich: 1. Gesamtgebiet (Nr. 104—331), 2. die Provinzen (Nr. 332—1436). Die systematische Bibliographie ist in folgende Abschnitte eingeteilt: Von der Wiege bis zur Bahre (Nr. 1437—1793); Periodisches Brauchtum (Feste, Bräuche des Jahres, Nr. 1794—2362); Kult der Maria und der Heiligen (Nr. 2363—2809); Volkskunde der Natur (Nr. 2809a—3059): Himmel (Wetter, landwirtschaftlicher Volksglaube), Erde (Steine), Wasser, Pflanzen, Tierwelt, der menschliche Körper; Magie und Hexenwesen (Nr. 3060—3333); Volksmedizin (3334 bis 3555); Phantastische Wesen (Nr. 3556—3719): Teufel, Werwolf, Wilde Jagd, Vampir, Wechselbalg u. a.; Lebendige Volksliteratur wie Märchen, Sage, Schwank, Anekdote, Wortspiele, Redensarten (Nr. 3720—4279); festgeformte Volksliteratur, wie Rätsel, Sprichwort, Vergleiche, Neckereien usw. (4280—4650); Musik und Volkslied (Nr. 4651—5044); Spiele und Belustigungen, Volkstanz (Nr. 5045—5322); Soziale und rechtliche Volkskunde (Nr. 5323—5546); Siedlung, Haus, Wohnung, Gerät, Nahrung (5547—5895); Volkskunst (Nr. 5896—6510).

Digitized by Google

Die Angabe der Kapitelüberschriften zeigt deutlich, wie wichtig das Handbuch weit über die französische Volkskundeforschung hinaus ist; für das Arbeitsgebiet der Oberdeutschen Zeitschrift sei noch besonders an Elsaß-Lothringen erinnert. Genneps vorzügliche Bibliographie kann des Dankes aller Volkskundler gewiß sein.

Heidelberg. Gerhart Streitberg.

Sudetendeutschland kehrt heim, Dokumente aus 90 Jahren, zusammengestellt von Walter Kappe, Deutsches Ausland-Institut. Sonderabdruck aus „Deutschtum im Ausland", Zeitschrift des Deutschen Ausland-Instituts Stuttgart, Jahrgang 21, Heft 10.

Dieses Heft, das schön ausgestattet ist, gibt in knapper Form wichtige Zeugnisse der Stärke und Zähigkeit deutschen Volkstums im Sudetenland. E. F.

Karl Theodor Weigel, **Osterwieck/Harz, die Stadt der Runen und Sinnbilder.** Osterwieck, A. W. Zickfeldt, geh. 0,60 RM.

Weigel versucht, Zeichen an Häusern der Stadt Osterwieck als Sinnbilder altgermanischer Art zu deuten. Zweifellos ist er hier, wie in anderen Schriften, auf dem richtigen Weg der Forschung im ganzen; im einzelnen ist vieles noch zweifelhaft. Ich würde vorläufig im Urteil zurückhaltender sein und betonen, daß manche Deutungsversuche zunächst Annahmen sind, die uns durch Betrachten, Einreihen und Erklären aus Form, Erleben und Umwelt auf den richtigen Weg wissenschaftlichen Erkennens führen können.

Daß die Sinnbildforschung zu den wesentlichen Aufgaben der Volkskunde gehört, wird heute kein Einsichtiger mehr leugnen. Weigel hat sich um sie durch seine umfassenden Sammlungen sehr verdient gemacht. Sein Büchlein über Osterwieck wird zudem manchen locken, diese schöne Stadt im Harz kennen zu lernen. E. F.

Adolf Bach, **Geschichte der deutschen Sprache,** mit 6 Karten, 240 Seiten. Leipzig, Quelle & Meyer, 1938.

Bach gibt einen klaren Überblick über die Geschichte unserer Sprache vom Indogermanischen bis zu unserer Zeit. In knappen Abschnitten werden die verschiedenen Gebiete und Zeiten behandelt. Überall werden reichliche Verweise auf das einschlägige Schrifttum beigefügt. Ein ausführlicher Sachweiser enthält Hinweise auf die wichtigsten behandelten Tatsachen.

Bachs Ausführungen sind klar und gut, sein Buch kann deshalb als Führer durch die Geschichte der deutschen Sprache warm empfohlen werden. E. F.

Friedrich Ranke, **Volkssagenforschung,** Vorträge und Aufsätze. Deutschkundliche Arbeiten, Veröffentlichungen aus dem Deutschen Institut der Universität Breslau; A. Allgemeine Reihe, Band 4. Breslau, Maruschke & Berendt Verlag, 118 Seiten.

Rankes Buch enthält viel Anregungen und zeigt, daß es auf eingehender Forschung mit der Sagenforschung beruht. Die hier gesammelten Aufsätze und Vorträge behandeln 1. Sage und Märchen, 2. Sage und Erlebnis, 3. den Huckup, 4. Grundfragen der Volkssagenforschung, 5. Vorchristliches und Christliches in den deutschen Volkssagen, 6. Grundsätzliches zur Wiedergabe deutscher Volkssagen.

In kleineren Bemerkungen und wesentlichen Darlegungen enthält das Buch allerlei Veraltetes. Es kann deshalb nur beschränkt empfohlen werden und nur für Forscher, die die Probleme schon kennen, nicht zur Einführung in die Sagenforschung. E. F.

Digitized by Google

Statistisches Gemälde der Residenzstadt Karlsruhe und ihrer Umgebungen. Karlsruhe im Verlag von Gottlieb Braun, 1815.

Der Verlag Braun in Karlsruhe hat zur Feier des 125jährigen Gründungstages seiner Firma dieses Buch in altem Gewande neu aufgelegt. Es gibt einen lehrreichen Einblick in das Leben der badischen Residenz in der großen Zeit völkischer Erhebung am Anfange des letzten Jahrhunderts. E. F.

Roland Anheißer, **Natur und Kunst.** Erinnerungen eines deutschen Malers. Mit 29 zum Teil farbigen Abbildungen. Leipzig 1937, Koehler & Amelang, 274 S., Ganzleinen 6,80 RM.

Zu seinem 60. Geburtstage legt der rheinische Maler Roland Anheißer, in volkskundlichen Kreisen durch sein prächtiges Werk „Das mittelalterliche Wohnhaus in deutschstämmigen Landen" bekannt, diese Lebenserinnerungen vor. Auf seinen vielen Wanderungen und Reisen hat er, der Düsseldorfer, die Schönheiten unserer Heimat und der Nachbarländer kennengelernt und im Bilde festgehalten. Das Markgräflerland, die deutschsprechende Schweiz, das Elsaß, Südtirol und Flandern haben ihn besonders angeregt. Neben den Bildern und Bemerkungen zur deutschen Baukunst sind in diesen Erinnerungen namentlich seine Schilderungen von Trachten und Volksbräuchen — so die lebensvolle Darstellung des Martinsabends von Düsseldorf — volkskundlich wertvoll.

Heidelberg. Dr. Ferdinand Herrmann.

Walter König-Beyer, **Völkerkunde im Lichte vergleichender Musikwissenschaft.** Sudetendeutscher Verlag, Reichenberg, 19 S.

So begrüßenswert das Unternehmen ist, in kulturgeschichtlich vorgehender Weise die Musik der Naturvölker und der ältesten Kulturvölker zu bearbeiten und Schlüsse daraus zu ziehen, so wird man doch diese Arbeit unbefriedigt aus der Hand legen. Und zwar deshalb, weil sie als verfrüht erscheint. Es fehlen nach Meinung des Referenten noch tüchtige Forschungsarbeiten, einwandfreie Aufnahmen und gründliche Untersuchungen, die zur Begründung und als Unterlage unbedingt nötig sind. Erst wenn diese vorliegen — und dann noch mit Vorsicht — wird man an die Errichtung eines größeren Wissenschaftsgebäudes im Sinne des Verfassers sich wagen dürfen. Trotzdem wird man dem Verfasser für diese Arbeit danken, denn ohne Zweifel hat er es verstanden, mancherlei Dinge in neuem Licht erscheinen zu lassen, wie überhaupt dieser Versuch eine Reihe beachtenswerter Anregungen vermittelt.

Heidelberg. Ferdinand Herrmann.

Ziegler, Matthes, **Die Frau im Märchen,** Deutsches Ahnenerbe, 2. Abtlg. fachwissenschaftliche Untersuchungen, 2. Bd., 289 S. Leipzig 1937, Köhler & Amelang.

Für die Mehrzahl der alten Forscher war es selbstverständlich, daß die Märchen der Brüder Grimm Vorbild sind. Seit einigen Jahren kamen nun überkluge Leute, die daran allerlei zu nörgeln suchten. Deshalb macht uns jedes Buch der jüngeren Forscher Freude, in dem wieder unser alter Standpunkt vertreten ist. Ziegler tritt gleich zu Beginn seines Buches entschieden für die Grimmsche Auffassung ein.

Es kommt ihm im Verlauf seiner Ausführung darauf an, die mythische Haltung des nordischen Menschen im germanischen Märchen zu zeigen. Er versucht das nicht in langen theoretischen Auseinandersetzungen, sondern durch Vorführung der Märchenbeispiele selbst. In klarer Gliederung werden wir durch den reich-

Digitized by Google

haltigen Stoff hindurchgeführt. Immer wieder wird betrachtend zusammengefaßt. Viele Beiträge zum Volksglauben werden allenthalben gegeben. Ziegler unterliegt aber dabei nicht der Gefahr, sich ins Uferlose zu verlieren, sondern geht scharf auf sein Endziel zu. Das macht die Arbeit übersichtlich und gibt im einzelnen dem Kenner doch allerlei Hinweise und Lockungen zur Einzelforschung. Sprache und Auffassung sind deutsch und frei von der internationalen Gleichmacherei all der guten und bösen Gestalten des Volksglaubens. Das berührt angenehm. Alle Einzelzüge gipfeln in dem Bestreben, das Märchen zu zeigen als „Spiegel für die Geschichte des deutschen und nordischen Frauenbildes". So gibt Ziegler auch der Märchenforschung, die sich manchmal ins Ziellose zu verirren drohte, gute Anregungen auf neue Wege.

E. F.

Bolko Freiherr von Richthofen, **Die Vor- und Frühgeschichtsforschung im neuen Deutschland.** 1937. (Schriftenreihe „Die neue Hochschule".)

Aus dem Geiste der Romantik erwachsen, hat die deutsche Vor- und Frühgeschichtsforschung doch erst in unseren Tagen diejenige Würdigung erfahren, die ihr so gut wie jeder anderen historischen Disziplin zukommt. Neben dem planmäßigen Ausbau der für die denkmalpflegerische Betreuung der einzelnen Landschaften eingerichteten Institute steht der Einbau des Faches in das nationale Bildungsprogramm, auf den Universitäten und Schulen ebenso wie in der Erziehungsarbeit der Verbände. So entbehrt es denn nicht der inneren Berechtigung, wenn auch die Schriftenreihe „Die neue Hochschule" jüngst einen Prähistoriker zu Wort kommen ließ, damit er in großen Zügen eine Darstellung von Stand und Werdegang dieser Wissenschaft gebe, die sich gleichsam über Nacht in das Bewußtsein der Öffentlichkeit gerückt sieht. Der werbenden Absicht seiner Schrift entspricht es, wenn Bolko Freiherr von Richthofen dabei besonders die zahlreichen Fäden herausstellt, die die Vorzeitkunde mit ihren Nachbarzweigen wie mittelalterlicher und alter Geschichte, Volkskunde usw. verbinden, aber auch der engere Fachgenossenkreis wird sich an vielen Stellen von den Ausführungen des Verfassers angeregt und angesprochen fühlen. So verdient seine Mahnung zur Überwindung der bloßen Formenkunde die ernsthafteste Beachtung, und auch der Vorschlag zu einer allgemeinen Trennung von Lehramt und Denkmalpflegetätigkeit, die jetzt noch vielerorts verbunden sind, kann nur nachdrücklich unterstrichen werden; es versteht sich von selbst, daß die Zusammenarbeit zwischen Hochschule und Landesforschung auch für die Zukunft stets zu pflegen bleibt. Der vorletzte Abschnitt ist „Facharbeit und Volksgemeinschaft" überschrieben; indem sich der Verfasser hier einerseits gegen jene Phantasten und Schwarmgeister wendet, die das kaum gewonnene Vertrauen in die richtigen Grundlagen unserer altertumskundlichen Bemühungen schon wieder untergraben, gedenkt er zugleich doch gern der Verdienste, die sich begeisterte Heimatfreunde seit den Tagen der Romantik um die Aufhellung frühgeschichtlicher Vergangenheit erworben haben: „Eine Kluft zwischen Zünftigen und Laien darf es hier nicht geben."

Alles in allem, sei das Büchlein jedem empfohlen, der sich einen raschen Überblick über Werden und Stand der deutschen Vorgeschichtsforschung machen will.

Heidelberg. Dr. Horst Kirchner.

Bruno K. Schultz, **Rassenkunde deutscher Gaue, Bauern im südlichen Allgäu, Lechtal und Bregenzer Wald.** München 1935, Lehmann, 136 S.

Der Verfasser gibt einen tiefen Einblick in die Rassenverhältnisse und damit in das Volkstum des oberen Illergebietes und der angrenzenden Landschaften. Das südliche Allgäu und die zum Vergleich herangezogenen Gebiete des Lechtales und

Digitized by Google

Bregenzer Waldes stellen wegen ihrer Abgeschiedenheit günstige Untersuchungslandschaften dar. Ein Vergleich der drei Gebiete ist um so reizvoller, als wir es hier mit drei von verschiedenen Gegenden zugewanderten Bevölkerungen zu tun haben: mit den sich über eine prähistorische Bevölkerung lagernden Lechschwaben, mit den aus der Schweiz zugewanderten alamannischen Walsern und den bajuwarischen Lechtalern, die in einem erst in historischer Zeit besiedelten Ausbauland wohnen. Darüber hinaus ist ein Vergleich mit fernergelegenen Volksgruppen von besonderem Wert. Trotz des starken Hervortretens des rein Anthropologischen und Statistischen ist in der Arbeit auf vorgeschichtliche Grundlagen, Landschaft, Lebensweise und geistige Haltung der Bewohner der untersuchten Gegenden eingegangen, so daß sich daraus auch für den mit der Anthropologie nicht vertrauten Forscher lehrreiche Perspektiven ergeben. So regt die Gegenüberstellung des verschlossenen, dem Sippengedanken fernerstehenden Allgäuers zu dem, trotz der landschaftlichen Abgeschlossenheit aufgeschlosseneren, Lechtaler mit seinem starken Sippenbewußtsein zu weiteren Forschungen auf dem Gebiet der Stammeskunde an. Die Bildtafeln sind sehr anschaulich und auch die Abbildungen der Landschaften mit ihren Hausformen gut gewählt.

Leipzig. F. Ranzi.

Hans Brandeck, **Geschichte der Stadt Tiengen** (Oberrhein). Mit einem Anhang: Kurzgefaßte münzgeschichtliche Abhandlung der alten Münzstadt Tiengen, von Albert Meyer, 170 S. mit Bildern im Text und auf 8 Tafeln, Selbstverlag der Stadtgemeinde Tiengen.

Aus dem Verwurzeltsein im deutschen Heimatboden erwacht immer stärker das Verlangen nach einer Darstellung dieser Heimat, ihrer Geschichte und ihres Volkstums. Brandeck hat es verstanden, Tiengens Geschichte mit ihren mannigfachen Schicksalen lebhaft und anschaulich darzustellen. Wir hören von der Frühgeschichte der Gegend, bevor Tiengen gegründet war, dann von Tiengens Entstehung und Entfaltung durch alle Jahrhunderte. In deutschen Stadt- und Dorfgeschichten spiegelt sich das große deutsche Schicksal immer wieder. Somit sind sie gute Beispiele für deutsches Werden im ganzen. Sie können sehr anschaulich werden; denn sie spielen sich auf einem Boden ab, der jedem Bewohner vertraut ist. Lehrreich ist z. B. in dieser Hinsicht der 14. Abschnitt: Die Juden in Tiengen. Er zeigt, wie das bodenständige Volk sich jahrhundertelang wehrte gegen die fremdrassischen Eindringlinge, wie aber volksfremde Machthaber gegen den Willen ihrer Untertanen der Stadt die Juden aufzwangen, oft aus eigener Habsucht.

Einige Einwände, die grundsätzlicher Art sind und auch andere Stadt- und Dorfgeschichten angehen, will ich hier vorbringen: Seite 25 wird ausgeführt, der Alamanne habe viel von seinem Gegner, dem Römer, gelernt, er sei vom „primitiveren Holzbau zum wetterfesteren Steinbau" übergegangen und habe die Bauweise seiner Wohnstätten der römischen angeglichen, er sei jetzt zur Ackerbauarbeit genötigt gewesen und habe die gleichen Geräte verwendet wie der Römer. So seien Gabel, Rechen, Karst und Pflug römischen Ursprungs. Diesen Darstellungen muß scharf widersprochen werden. Die Germanen kannten den Ackerbau, auch den Pflug, schon Jahrhunderte, bevor sie mit den Römern zusammenkamen. Sie haben, wie genauere Untersuchungen bestätigen, von den Römern nicht viel übernommen, sehr wenig jedenfalls im Hausbau. Beispiele wie Ladenburg zeigen, daß die Alamannen die Römer aus ihren befestigten Plätzen vertrieben, sich aber nicht in den Steinbauten der römischen Stadt niederließen, sondern nach alter Art daneben ihre Holzhäuser weiterbauten. Wenn Brandeck vom „primitiveren Holzbau" spricht, so klingt das merkwürdig, wenn man den Lobspruch des römischen Dichters Venantius Fortunatus daneben hält, der kurz vor 600 n. Ztw. eine Fahrt auf

Digitized by Google

germanischem Gebiet machte, dabei Dörfer und Städte unserer Vorfahren kennenlernte, die Kunst germanischer Zimmerleute bewunderte und ihre Holzbauten den kalten römischen Steinhäusern entgegensetzte. Er schreibt:

Weg mit euch, mit den Wänden von Quadersteinen! Viel höher
scheint mir, ein meisterlich Werk, hier der gezimmerte Bau.
Trefflich verwahren vor Wetter und Wind uns getäfelte Stuben,
Nirgends klaffenden Spalt duldet des Zimmermanns Hand.
Sonst nur gewähren uns Schutz das Gestein und der Mörtel zusammen,
Hier aber bietet ihn uns freundlich der heimische Wald.
Luftig umziehen den Bau im Geviert hochbogige Lauben,
Zierlich vom Meister geschnitzt, reizvoll in spielender Kunst.

Der römische Geschichtsschreiber Ammianus Marcellinus schreibt um 360 eingehend über die erbitterte Feindschaft zwischen Römern und Alamannen. Aus ihr ist es wohl großenteils zu erklären, daß die Alamannen so ziemlich alles, auch das Gute, abgewiesen haben, das die Römer zu uns ins Land gebracht hatten.

Wir sollten das Dekumatland nicht mehr Zehntland nennen. Unter decumates agri hat man keine „zehntbaren Felder" zu verstehen, sondern einen in zehn Teile gegliederten Bereich. (Vergleiche meine Ausgabe der Germania des Tacitus, 3. Aufl., S. 103.)

Wenn schon allerlei Einzelheiten erwähnt sind, die für die Nachwelt nicht wesentlich sind, so hätte auch mehr auf die Jahresbräuche und ihre alte kultische Bedeutung eingegangen werden können, so z. B. auf die Fasnacht in Tiengen.

Doch das sind Einzelheiten. Im ganzen ist das Buch zu begrüßen. E. F.

Traugott Raupp, **Die Flurnamen von Wiesloch** (ohne Altwiesloch). (Badische Flurnamen, im Auftrag des Badischen Flurnamenausschusses herausgegeben von Eugen Fehrle, Band II, Heft 2.) Mit einer Tafel. Heidelberg 1938, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 110 S.

In der schon bewährten Anlage der früheren Flurnamenhefte (Quellenverzeichnis, geschichtliche Einleitung mit Gemarkungsplan und nach dem Abc geordnete Flurnamenliste) wird mit dieser Sammlung die Reihe der Veröffentlichungen des Badischen Flurnamenausschusses fortgesetzt. Die ungedruckten Quellen bringen für einzelne Flurnamen der Wieslocher Gemarkung Belege, die bis ins 13. Jahrhundert zurückgehen. Die geschichtliche Einleitung wächst sich mit ihren 55 Seiten geradezu zu einer Ortsgeschichte aus. Dies wird aber nicht nur die Anteilnahme der Bevölkerung an ihrer Heimat und Heimatgemarkung fördern, sondern auch die Erkenntnis vom Wert der Flurnamen für die Heimatgeschichte und zugleich die Erkenntnis von der Notwendigkeit einer wissenschaftlich genauen, wenn auch scheinbar trockenen Erfassung aller Flurnamen, da nur auf dieser Grundlage eine richtige Auswertung möglich ist.

Einer Beschreibung der Gemarkung nach Lage, Größe, Bodengestaltung, Bodenbeschaffenheit und der Behandlung der sich daraus ergebenden bodenständigen Erwerbszweige folgt die Geschichte der Gemarkung von der jüngeren Steinzeit bis zur Frühgeschichte, dann die Darstellung der „Lorscher" (9. bis 12. Jahrhundert) und der „Pfälzer" Zeit, die bis 1803 reicht. Von da gehört Wiesloch zu Baden. Besonders aufgezeigt werden müssen aber daneben noch — ein getreues Spiegelbild deutscher Geschichte im kleinen Raum — die mancherlei geistlichen und weltlichen Besitzer neben und unter den großen Schirmherren. Anschließend werden behandelt die kirchlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Vergangenheit, die Veränderungen in der Gemarkung durch Rodung, der Anteil an Weide und Wiese in den einzelnen Jahrhunderten und zum Schluß der Wieslocher Bergbau. Überall

Digitized by Google

werden als Belege auch die Flurnamen herangezogen. 472 Namen weist das nachfolgende Verzeichnis auf Wieslocher Gemarkung nach. Ausdeutungen sind fast durchweg mit Vorsicht vorgenommen und meist nur als Stellungnahme zu früheren falschen Auslegungen. Sonst aber ist namhaftes Material zur Auswertung bereitgestellt. So wird auch dieses Heft auf manche Fragen auf dem Gebiet der Sprachgeschichte (Im Bindeloch [40], Obere Bohn [54], feintsblatten [31], Peundblatten [298]: verschiedene Weiterentwicklungen des ahd. biunta), Mundartsforschung, Volkskunde, Kulturgeschichte, Wirtschaftsgeschichte („d'lobbebach" [272], Loppe = Erzschlacke vom alten Bergbau) usw. Antwort geben können. Bei den Bezeichnungen: In dem Kreuzstein [203], beim Creißstein [254], bei den Creißsteinen [255] handelt es sich vermutlich um verschwundene Steinkreuze, nicht um Kruzifixe. Bei den Flurnamen: Im Mechel [276], bey dem Mertzbronnen [277], die Mertzgärten [278] wäre nachzuprüfen, ob nicht eine der häufig feststellbaren Verschmelzungen von Artikel und Substantiv vorliegt.

Offenburg/Baden. Dr. O. A. Müller.

Hermann Vischer, **Die Flurnamen von Neckarelz.** (Badische Flurnamen, im Auftrag des Badischen Flurnamenausschusses herausgegeben von Eugen Fehrle, Band II, Heft 3.) Mit einer Karte. Heidelberg 1938, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 38 S.

„Eine geschichtlich dargebotene Flurnamensammlung vermag in den Ortsangehörigen eine reine Freude am heimatlichen Boden zu erwecken", sagt der Bearbeiter im Vorwort zu seiner Flurnamensammlung. Dies wird in dem Heft „Die Flurnamen von Neckarelz", das der Bevölkerung eines heutigen Industriedorfes die bäuerliche Grundlage der vergangenen Jahrhunderte zeigt, sicher erreicht. 161 Namen umfaßt das Flurnamenverzeichnis. Sie sind in der geschichtlichen Einleitung weitgehend herangezogen. In volkstümlichem Ton gehalten, will diese vor allem eine Geschichte der Gemarkung geben, berücksichtigt dabei aber besonders den Wechsel in der wirtschaftlichen Struktur des Dorfes im Laufe der Jahrhunderte. Als Anhang ist beigefügt: 1. „Die Kreuze in Dorf und Flur" und 2. „Die Quellen und Brunnen in Dorf und Feld von 1581". Bei der Flurnamenliste wird von Deutungen fast ganz abgesehen. Nur die Unterlagen für die Auswertungen werden bereitgestellt. Bemerkenswert für die Umbildung von Flurnamen sind rein neuzeitliche Namen, wie: Im Gebauten [38] (nach dem Bahnbau entstanden), Ob der Hohl [58], An den Planken [101], Schulzenhäuslein [125], Wasseracker [144]. Beständigkeit des Volkes bei der Bildung von Flurnamen zeigt dabei der rein neuzeitliche Namen: „Hohe Bäume" [11] im Vergleich mit alten Bezeichnungen, wie: Junges Bäumlin 1581 [13], Unter dem Löwenbaum 1659 [84], Beim Dannenbaum 1707 [135], Bei den Weydenstöcken 1581 [148]. Hingewiesen sei noch auf Namen, wie: Bei der alten Tanzstatt, jetzt Rathaus 1581 [136], Die Kappesäcker 1581 [64], früher Krautgärten.

Offenburg/Baden. Dr. O. A. Müller.

Tacitus, **Germania,** herausgegeben, übersetzt und mit Erläuterungen versehen von Eugen Fehrle. Lateinischer und deutscher Text gegenübergestellt, mit 42 Abbildungen auf 16 Tafeln und im Text und einer Karte. Dritte, verbesserte Auflage, München-Berlin 1939, J. F. Lehmanns Verlag (Selbstanzeige).

Die zweite Ausgabe meiner Germania des Tacitus war schnell vergriffen. Für die dritte Ausgabe sind der lateinische Text und die Übersetzung erneut durchgearbeitet und an einzelnen Stellen verbessert. In den Anmerkungen ist das Schrifttum der letzten Jahre mit verwertet, nicht nur die Schriften, die im engeren Sinne

Digitized by Google

in den Bereich der Germania führen. Hier ist vieles ergänzt und erneut. Es war dabei mein Bestreben, wie in den früheren Ausgaben, das herauszuheben, was wir als das Dauernde und Wesenhafte im germanisch-deutschen Volkstum bezeichnen müssen. Möge dieses Buch, die älteste Gesamtdarstellung des germanischen Volkstums, im neuen Gewand, wieder viele Freunde finden! Möge es dazu beitragen, wie vor der Reformation bei deutschen Humanisten, später bei Fichte und im Weltkrieg bei vielen Soldaten, zur Besinnung auf deutsche Art zu führen. E. F.

„Tracht und Schmuck im nordischen Raum", herausgegeben im Auftrag der Nordischen Gesellschaft von Alexander Funkenberg. Zweiter Band: „Tracht und Schmuck der Germanen in Geschichte und Gegenwart", bearbeitet von Ernst-Otto Thiele, mit 261 Abbildungen, 212 S. Leipzig 1938, Curt Kabitzsch.

Das reichhaltige Buch hat folgenden Inhalt: Vorgeschichtliche Elemente in den europäischen Volkstrachten. Von B. Schier. Finnische Volkstrachten im Verhältnis zu ihren späteisenzeitlichen Vorbildern. Von Tyyni Vahter. Tracht und Mode. Von H. Strobel. Aus der Geschichte der holländischen Trachten. Von F. van Thienen. Gestalttypen in den europäischen Kopftrachten. Von J. Hanika. Trachtenpflege und Trachtenerneuerung in Deutschland. Von A. Brenke. Die Brautkrone. Von E. Fehrle. Nordische Trauertrachten. Von L. Hagberg. Der Wocken, ein nordisch-germanisches Spinngerät. Von E. O. Thiele. Textilkunst bei Germanen und Indogermanen. Von A. Haberlandt. Tracht und Schmuck auf Island. Von M. Thordason. Germanische Schmuckformen in der deutschen Bauerntracht. Von R. Helm. Die Tradition im Schmuck der ostbaltischen Länder. Von P. Kundzins. Silbertracht und -schmuck der holländischen Pfingstbräute und Schützenkönige. Von D. J. van der Ven. Der Schmuck der Siebenbürger Sachsen. Von M. Orend. Neuer deutscher Schmuck. Von J. Engelhardt. Sinnbild an Tracht und Schmuck. Von S. Lehmann. Der Schmuck im nordischen Volksglauben. Von J. O. Plaßmann.

In großzügiger Weise wird hier ein guter Überblick über unsere volksverbundenen Trachten und den Schmuck gegeben. Wir sehen, wie Altes, ja Urältestes in Sinnbild und Form, oft auch im Wesen weiterlebt. Die Ausstattung des Buches ist vorzüglich, der Inhalt sehr gediegen. E. F.

Hermann Moos, **Köpfe, Schöpfe, Tröpfe.** Unglaublich-unglaubhafte Geschichten aus der Pfalz und drumherum. Mit Zeichnungen von Hanns Langenberg. Stuttgarter Volksdeutsche Bücherei, „Saarpfälzer drinnen und draußen". Herausgeber Kurt A. Szepull und August Rupp. Stuttgart 1939, Verlag Eugen Wahl.

Moos versteht es, eine Sage oder eine Begebenheit der Geschichte lebenswarm mit viel Schalkheit und einer liebenswürdigen Sprache darzustellen. Ob es der Teufel ist, ein Schneider oder ein Amtmann, sie sind alle so hübsch gezeichnet, daß das Lesen der kleinen Geschichten eine helle Freude ist. Und dabei enthalten die Erzählungen echte, gut beobachtete Eigenarten des Volkstums im pfälzisch-fränkischen Raum und sind auch nach dieser Richtung lustig und lehrreich. E. F.

Brot und Wein, Jahresgabe schwäbischer Dichtung. Herausgegeben von Dr. Emil Wezel, Stuttgart, Hohenstaufen-Verlag, 112 S., kartoniert 0,90 RM., 1938.

Erzählungen und Gedichte verschiedener Schwaben der letzten drei Menschenalter sind hier gesammelt. Das schmucke Bändchen gibt, was der Herausgeber in einem aufschlußreichen, schönen Nachwort hervorhebt, ein gutes Bild vom Gesicht der Landschaft und des Stammestumes der Schwaben. „Brot und Wein, der Erde leibhaft-heilige Frucht, soll in dieser Dichtung ein Sinnbild sein für die Fülle und die ewige Ordnung des Lebens, für die schöpferischen Kräfte, die unser Dasein von innen her erfüllen und sättigen." Das Büchlein kann warm empfohlen werden. E. F.

Digitized by Google

Otto Huth, **Der Lichterbaum**, Germanischer Mythos und deutscher Volksbrauch, Deutsches Ahnenerbe, fachwissenschaftliche Untersuchungen. Berlin-Lichterfelde, Widukind-Verlag, Alexander Boß, 1938, 60 S., 24 Tafeln.

Huth wendet sich in der Einleitung dagegen, daß man gerne nachweisen möchte, „daß der Lichterbaum sich erst in späteren Jahrhunderten, etwa dem 16. oder 17. Jahrhundert, aus ganz primitiven Vorstufen entwickelt habe" und weist dagegen darauf hin, daß unser Volk uraltes Erbgut treu bewahrt habe. Dann erwähnt er den Satz von Bachofen: „Neue Symbole und neue Mythen erschafft die spätere Zeit nicht." Damit trifft Huth nur einen Teil seiner Gegner, nämlich diejenigen, welche die Vorstufen unserer Bräuche als primitiv ansehen, setzt sich aber nicht auseinander mit den Forschern, die auch „Vorstufen" annehmen, diese aber keineswegs für primitiv ansehen, sondern für ebenso erhaben wie die aus der Verbindung mehrerer Vorstellungen entstandenen Bräuche.

Der Satz Bachofens, daß Sinnbilder nicht neu entstehen, ist nur in beschränktem Maße gültig. Doch nehmen wir ihn für die hier behandelten Weihnachtssinnbilder einmal als richtig an, so ist immerhin zu bedenken, daß mehrere Sinnbilder Grundlage unseres Weihnachtsfestes sind. Drei Vorstellungen liegen seit Jahrtausenden überall, wo nordisches Blut ist, dem Fest der Wintersonnenwende zugrunde:

1. Die Vorstellung einer mütterlichen Segenbringerin (Holle, Perchta, Lussi, das sogenannte Christkind als Braut u. a., vgl. dazu Mütternacht-Weihnachten).
2. Die Vorstellung des Lichtes. Sonnensinnbild und Licht in verschiedener Form gehen ineinander über, sind da und dort getrennt, anderswo verbunden.
3. Der immergrüne Baum als Sinnbild des währenden Lebens.

Seit einigen Jahrtausenden verbinden sich diese Vorstellungen, bald die erste und dritte, meist die zweite und dritte, in verschiedener Weise, leben aber auch getrennt bis heute weiter, auch für sich allein, ebenso erhaben — nicht als „primitive Vorstufe" — wie die Dreiheit oder Zweiheit der Vorstellungen.

Diese Tatsachen der Entwicklung berücksichtigt Huth in seinem Buch zu wenig. Deshalb ist seine Fragestellung oder seine Voraussetzung, auch wenn sie als wahrscheinlich bezeichnet wird, manchmal irreführend oder unrichtig.

Huth erwähnt gleich zu Beginn das Bild des Malers Schwerdgeburth aus dem Jahre 1845, auf dem Luther mit seiner Familie unter dem Weihnachtsbaum dargestellt ist. Bekanntlich ist in Luthers Zeit und Heimat der lichtergeschmückte Weihnachtsbaum nicht nachzuweisen. Huth will sich damit nicht zufrieden geben, sondern hält es für möglich, daß vielleicht damals in Thüringen ein Baumleuchter in Gebrauch gewesen sei. Meines Erachtens sollten wir nicht aus solchen Möglichkeiten versuchen, das Bild Schwerdgeburths zu erklären, sondern es auf die Vorstellungen aus der Zeit der Entstehung des Bildes zurückführen: Schwerdgeburth wollte Luther als deutschen Mann hinstellen und glaubte, ihn als solchen nicht besser kennzeichnen zu können, als in Verbindung mit dem deutschen Weihnachtsbaum.

Im ganzen wird man Huths Bestreben begrüßen, über die germanische Zeit hinauszukommen und aus indogermanischer Gemeinschaft die Vorstellungswelt der nordisch eingestellten Völker in ihrer Frühzeit zu erkunden. Huths Ausführungen können dem Forscher gute Winke geben, können aber auch leicht zu falschen Schlüssen führen. Schon vor einigen Jahrzehnten hat die indogermanische Mythenforschung sie betrieben, ist aber großenteils Irrwege gegangen und von ernster philologischer Wissenschaft so gründlich abgewiesen worden, daß sich lange niemand mehr an solche Aufgaben wagte. Sie sind aber gerade heute nötig. Wir

Digitized by Google

wollen sie wagen! Huth gehört zu den Forschern, die das philologische Rüstzeug zu derartiger Arbeit haben. Diese Arbeiten müssen in gründlichen Auseinandersetzungen die Quellen sorgfältig interpretieren. Wir dürfen uns hier nicht auf ältere Werke verlassen. Hoffen wir, daß Huth uns bald an Stelle der kleinen Überschau, die nicht immer überzeugt (vgl. oben 172 ff.), von sorgfältiger Erörterung der Einzelbelege ausgehend, ein ausführliches Werk über die Geschichte der Hauptvorstellungen deutscher Weihnachtssinnbilder von der indogermanischen Zeit her schenkt. E. F.

Clotildis Thiede, **Kärnten,** Grenzland im Süden, mit 120 Aufnahmen von Hans Retzlaff, 32 S., Berlin, Bong & Co., geb. 7,50 RM.

Ein prächtiges Buch. Sehr anschaulich weiß C. Thiede seine Geschichte zu erzählen. Dann wird der Leser durchgeführt durch Berge und Täler, bekommt von Seen, Dörfern, Kirchen, Bauernhäusern, Schlössern, Menschen und Bräuchen erzählt und freut sich schließlich der herrlichen Bilder, die meistens Retzlaff aufgenommen hat. Bild und Wort atmen viel Wärme. Das Buch gibt eine gute Einführung in Land und Sitte der „treuesten der Treuen" in der schönen Ostmark. E. F.

Josefa Berens-Totenohl, **Die Frau als Schöpferin und Erhalterin des Volkstums.** Jena 1938, Eugen Diederichs. 27 S., 0,40 RM.

Die Stellung der deutschen Frau im Volksleben ist hier treffend und schön umrissen. Möge das Büchlein, besonders von Mädchen und Frauen, gern gelesen werden. E. F.

Ludwig Feichtenbeiner, **Altbayrischer Bauernbrauch im Jahreslauf.** München 1938, F. Bruckmann. 88 S. mit zahlreichen Bildern.

Das Buch will, wie der Verfasser sagt, eine schlichte Ablaufsschilderung der heute noch in Oberbayern geübten Bräuche bieten und nach Möglichkeit auch eine Deutung dieser Bräuche versuchen. Die Erklärung wird unterstützt durch kennzeichnende Bilder von Bauern-Brauchtum und Bauern-Sitte und von der Landschaft, in der dieses Brauchtum lebt. Feichtenbeiner will ein „volkstümliches und jedem zugängliches Anschauungsbüchlein schaffen". Das ist ihm gut gelungen. Die Bilder sind vorzüglich, der Text gedrängt, klar und einleuchtend. Das Buch gibt einen schönen Einblick in den Jahreslauf der bäuerlichen Bräuche Oberbayerns. E. F.

Paul Requadt, **Ernst Moritz Arndt,** seine Schriften in Auswahl. Leipzig, Alfred Kröner. 288 S., 3,25 RM.

Jede Auswahl aus den Schriften Arndts bringt heute Anregung und wird begrüßt. Requadt gibt zunächst einiges über die Persönlichkeit Arndts, auch über Männer, die um Arndt waren, wie Stein und Gneisenau, und dann einen Abschnitt aus Arndts Schriften über das Volk, den Volkscharakter in seiner Naturbedingtheit, über Rassenmischung, den nordischen Menschen, den deutschen Volkscharakter, dann einen Abschnitt: Der einzelne, das Volk und die Masse, und schließlich über deutsche Art und Sprache und die Verwelschung. Ein zweiter großer Abschnitt behandelt den Staatsgedanken. Bemerkenswert ist dabei die Ausführung Arndts über den Bauernstand und sein Verhältnis zum Staat. Heute, wo wir den vom Volkstum ausgehenden Staat haben, ist es lehrreich, zu lesen, wie einer der Hauptvertreter eines solchen Staates, Arndt, um 1800 darüber gedacht hat. E. F.

Friedrich Lautenschlager, **Bibliographie der Badischen Geschichte,** bearbeitet im Auftrag der Badischen Historischen Kommission, 2. Band: Die Hilfs-

Digitized by Google

und Sonderwissenschaften, 2. Halbband: Kultur-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Wissenschafts-, Erziehungs- und Schulgeschichte. Buch- und Bibliothekswesen. Literatur-, Theater- und Musikgeschichte. Geschichte der bildenden Kunst. Karlsruhe 1938, Braun. 448 S.

Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit hat L., dessen frühere Bände der Bibliographie in dieser Zeitschrift angezeigt wurden, das Schrifttum gesammelt und gesichtet. E. F.

Das Buch vom deutschen Volkstum, Wesen, Lebensraum, Schicksal. Herausgegeben von Paul Gauß unter Mitwirkung zahlreicher Gelehrter, mit 136 bunten Karten, 1065 Abb. und 17 Übersichten. Leipzig 1935, F. A. Brockhaus. 426 S.

Die verschiedensten Gebiete des deutschen Volkstums im Reich und außerhalb, ja auch das deutsche Kolonialreich werden hier von guten Kennern dargestellt. Wir hören von Zahl und Verbreitung des Deutschtums in der Welt, von der Gliederung Mitteleuropas, seinen Sprach-, Volks- und Staatengrenzen, von der Gruppierung des deutschen Volkes nach Stämmen, von seiner Bevölkerungsentwicklung, seiner Sprache, Rasse, vom deutschen Dorf und von der deutschen Stadt, von den Konfessionen, der Kunst und Kultur, von Wissenschaft und Bildungseinrichtungen, vom Wirtschaftsleben, Recht, Außendeutschtum, von der Wehrkraft und Sicherheit. Dann werden übersichtliche Bilder der einzelnen Landteile gegeben, von Ostpreußen bis zur Schweiz, von den in Ungarn, Südslawien, Rumänien, Polen, Litauen, Rußland, Amerika lebenden Deutschen. Schließlich folgt ein Überblick über die Vorgeschichte, über den deutschen Raum und seine Volksgeschichte und über die Volksgemeinschaft und den volkstumsgebundenen Staat. Der Forscher freut sich, die Ansicht der Fachgelehrten in kurzen Überblicken zu haben; dem Lehrer gibt das inhaltsreiche Buch, das außerdem ein gutes Schlagwortverzeichnis hat, wertvolle Anregungen. Aber auch viele Familien werden sich freuen, ein solches Buch zu besitzen und gerade in unserer Zeit, wo wir soviel Geschichte erleben, darin blättern zu können. E. F.

Louise Hagberg, **När döden gästar,** Svenska folkseder och svensk folktro i samband med död och begravning. Stockholm 1937, Wahlström & Widstrand. 709 S. mit zahlreichen Bildern.

L. Hagberg hat sich eingehend beschäftigt mit all den Volksbräuchen, die in ihrer Heimat üblich sind, wenn der Tod einkehrt. Sie beschreibt den Volksglauben, der das Nahen des Todes umgibt, der sich während der Krankheit zeigt, besonders auch bei schweren Seuchen, dann die Todesanzeichen selbst und Betrachtungen über das Leben und sein Entweichen, dann den ersten Leichendienst, die Beigaben, das Legen auf das Sterbestroh und dessen Verbrennen, das Todesgelage (Leichenessen), die Trauerbräuche, die schon von Tacitus erwähnte Anschauung (vgl. E. Fehrle, Tacitus Germania, 3. Aufl., S. 101 f.), daß übermäßige Trauer die Ruhe der Toten störe, die Mittrauer des ganzen Hofes, die Bedeutung des Läutens beim Begräbnis und den damit verbundenen Glauben, die Leichenkleidung, Versorgung des Toten mit Mundvorrat, Geld u. dgl., Leichenbraut und Leichenbräutigam, Totenbretter, Totenwache, Spiel und Tanz, Schutz vor dem Tod, Begräbnis und Grab, Trauerkleidung, Trauerzeit, Begräbnistag und Abschied. Merkwürdig ist der zwölfte Abschnitt: Es „maik" für den Toten. Darin wird das Ausschmücken mit Wacholder und Fichten und das Bedecken mit Reisern geschildert. Dann hören wir von Bahren und Bahrtuch, von der Art des Leichenzuges, von Trauerstabsträgern und Grabkreuzen, im 16. Abschnitt von den Sitten auf dem Friedhof und in der Kirche. Der 17. Abschnitt erzählt vom großen Mahl, vom Platz des Toten dabei, von Sammlungen, Spiel, Tanz und Kartenspiel, vom Verteilen der losen

Digitized by Google

Habe und der Nachfeier. Arme werden von der Dorfgesellschaft mit Ehren in die Erde gebettet. Der 19. Abschnitt handelt vom Kirchhof, seiner Pflege und seinem Schutz, von der Ruhe der Toten, ihrer Lage nach Norden, von Osten nach Westen. Selbstmörder und im Wochenbett Gestorbene, ungetaufte und totgeborene Kinder werden unter eigenen Bedingungen beerdigt. Dann erfahren wir etwas von Opferhügeln und Totenkreuzen (21), über geisterhafte Erscheinungen (22), den Besuch der Toten (23), Wiedergänger (24), über Ertrunkene (25), Totenknochen (26), Mord (27), Geisterdrücken und Geisterschrei (28), Gräber, die sich öffnen, und Leichen, die nicht verwesen (29), wie man sich gegen die Wiederkunft zu schützen sucht (30), Zauberei mit Totenknochen und Totenstaub (31), Herbeirufen der Toten und Wiedergeburt (32) und vom Allerseelentag, dem Besuch der Toten am Julfest, vom Schmücken der Gräber mit Lichtern und grünen Zweigen. Wer über Totenbräuche arbeitet, wird dieses Buch beiziehen müssen. In manchen Fällen würde ich nicht, wie Hagberg, die Furcht, vor allem nicht die Furcht vor den Toten, in den Vordergrund stellen. Denn oft sind andere Beweggründe die urtümlichen gewesen, sie mögen sich mit der Zeit da und dort gewandelt haben, manchmal aber ist die Deutung aus der Furcht auch nur eine Ansicht der Wissenschaft. Selbstverständlich ist der Tod immer etwas Unheimliches und für alt und jung mit Grauen verbunden. Man fürchtet aber mehr den Tod, der ein Mitglied der Familie weggeraubt hat, als den Toten selbst. Im ganzen begrüßen wir Deutschen dieses kenntnisreiche, auf eingehender Arbeit aufgebaute Buch der nordischen Forscherin.

E. F.

Hubert Schrade, **Sinnbilder des Reiches.** 48 Bilder, ausgewählt und beschrieben. München 1938, Albert Langen/Georg Müller. 29 S., 0,80 RM.

Dieses schmucke Bändchen birgt einen reichen Inhalt. Mit guter Sachkenntnis hat Schrade Sinnbilder ausgesucht und sie knapp und treffend beschrieben. Das Büchlein, das auch in seiner äußeren Ausstattung sehr gut ist, wird vielen Lesern Freude bereiten.

E. F.

Konrad Hahm, **Deutsche Bauernmöbel.** Jena 1939, Eugen Diederichs. 33 S. mit vielen Bildern im Text, 129 schwarz-weißen und 10 farbigen Bildern auf Tafeln.

Hahm gibt zunächst einen guten Überblick über Kunstforschung und Bauernkunst, Bauernhaus und Bauernstube, und dann über die Entwicklungsgeschichte und die verschiedenen Arten der Möbel. Das Buch ist sehr gut und schön; der Verlag hat sich alle Mühe gegeben, es vortrefflich auszustatten.

E. F.

Ferdinand Herrmann, **Beiträge zur italienischen Volkskunde.** 23. Band der Heidelberger Akten der v. Portheim-Stiftung, Heidelberg 1938, Carl Winter, 79 S.

Es ist lehrreich, diesen Überblick über italienischen Volksglauben und Brauch zu bekommen. Nach einer Einführung über Art und Wesen des italienischen Volkes und die Volkskundeforschung in Italien werden Frühlingsbräuche des italienischen Volkes beschrieben. Es hat einen eigenen Reiz, diese Bräuche mit den Berichten der antiken Schriftsteller zusammenzustellen und andererseits mit unseren Volksbräuchen zu vergleichen. Dadurch wird das Gemeinsame im Bestand der Bräuche dieser beiden arischen Völker herausgestellt werden können. Herrmanns Arbeit ist eine schöne Vorarbeit dazu. Im einzelnen ist noch manches zu klären. Daß ich über den Karneval nicht überall mit Herrmann übereinstimme (S. 21 ff.), zeigt mein Aufsatz oben S. 1 ff.

E. F.

Alle Rechte vorbehalten. — Die Verantwortung für die einzelnen Beiträge tragen die Verfasser, für die Gesamthaltung der Zeitschrift die Schriftleitung. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: J. Apel, Bühl i. B. Druck und Verlag Konkordia A.-G., Bühl i. B. (Direktor W. Beser). Auflage dieser Ausgabe 1000.

Digitized by Google

Wortweiser.

Von Anne Bossong, Heidelberg.

Achtbeinig 120
Adventszeit 142
Agricola, Johann 18
Ahnen 15
alte Frau 13
Andreastag 82
Anheißer, Roland 181
Aperschnalzen, Salzburger 138 ff.
Asch 80 ff.
Attilapalast 124 f.

Bach, Adolf 180
Bär 2, 7 ff.
Bäregfriß 3, 12
Bastarner 123
Bauerngarten 89 ff.
Baukultur 41 ff.
Becker, Albert 69
Belzenickel 121
Berens-Totenohl, Josefa 188
Bickesel 120 f.
Blumennamen 89 ff.
Bock 10 f., 13 f.
Bohuslän 11
„Boschen" 138
Brandeck, Hans 183 f.
Brauchen 101 ff.
Braut 120
Brautkrone 119
Brohmer, Paul 68
Burschenschaften 16 ff.
Butzesel 11, 15

Caduff, Gian 6, 16
carrus navalis 26 ff.
Cassius Dio 124
Christentum 4, 13 f., 20
Christkind 119 ff.
Christmann, E. 49 ff.

Dachgrubenhaus 43 ff.
Dachhaus 42 f.
Dämonen 6, 20 f., 165
Dicentra spectabilis Lem. 89 ff.
Dienstplatzwechsel 138
Dionysos 28
Dreikönigstag 138
Dreizehnter 25

Ei 129 ff.
Elferrat 15
Esel 11
evangelisch 6
„Fasalecken" 141
Fasching 36, 138, 141
Fasnacht 1 ff.
Fasselabend 140
„Fasserrößl" 141
Fatznacht, Max 53 ff., 123 ff.
Fastnacht? 29 ff.
Federhannes 12
Federeschnabel 12, 16
Fehr, Hans 62
Fehringer 66
Fehrle, Eugen 1 ff., 62 ff., 69, 73, 89 ff., 119 ff., 143 f., 165 ff., 177 ff., 183 ff.
Feichtenbeiner, Ludwig 188
Felsritzung 4, 11, 28
„Fliegendes Herz" 89
Flurbereinigung 108 ff.
Flurnamen 109, 110, 114 ff., 184 f.
„Frauenherz" 89
Freundschaft 98 ff.
Fritz, M. 65
Fruchtbarkeit 10, 141
Frühlingsfest 6
Fuchsschwanz 10
Funkenberg, Alex. 186
Funkenfang 104, 107

Gauß, Paul 189
„Gehäng" (Peitsche) 138
Gemeinschaft 9
van Gennep, Arnold 178 f.
Georgi 138
Gerichtsstätte 24
Germania 185 f.
Germanien 123 ff.
germanisch 4 ff., 13, 16, 119 ff., 166 f.
geschält 121
Gierach, Erich 66 f.
Glocke 121
Grabbeigabe 129 ff.
Griechen 4, 28
Günkert, Hermann 69

Haare, Fliegend 121
Hagberg, Louise 189
„Haggeri" 141
Hahm, Konrad 190
Handwerkerzünfte 15
Hansele 7, 9 f., 12, 141
Hartnacke 177
Hausbau 123 ff.
heidnisch 6, 13
Heischegang 142
Hemdglonkerzug 24
Herodian 124
Herrmann, Ferdinand 67 f., 181, 190
Heusler, Andreas 65
Hexen 23
Hirsch 11, 93 f., 96 f., 143 f.
Hirten 138, 140
Hochzeit 138, 140
Höfler, Otto 64 f.
Hoffmann-Krayer, Ed. 61
Hofmann, Karl 168 ff., 178
Holle 119
„Hörnergericht" 142
Hünengräber 41 ff.
„Hurden" 106
Huth, Otto 172 ff., 187
„Huttler" 141

Jazygen 123
indogermanisch 5
Jude 14
Jugendgericht 24
Jungbauer, Gustav 63
Jungmannschaft 15 f., 138, 140, 142
Just, Oskar 63

Kappe, Walter 180
Karlsruhe 181
Karneval 26 ff.
katholisch 6 f.
Kehlbalkendachstuhl 45
Ketten 121
Kinkelin, Wilh. 63
Kirchner, Horst 182
Kirmes 138
Klausenbicker 120
Knorr, H. A. 129 ff.
Komma, Michael 74 ff.
König-Beyer, Walter 181
Konrad, Kurt 101 ff., 175 f.
Krebs, Friedrich 68
Krone 120

lärmen 15, 121
Lätare 56 ff.
Lautenschlager, Friedr. 188
Lebensbaum 93 ff., 119
Lebenssinnbild 130
Lebensrute 87
Lebensweisheit 171
Lebenszweige 119
Ledige 141

Digitized by Google

Leonhardifahrt 140
v. Levetzow 174
Lichterbaum 172 ff., 187 f.
Lied 74
Losch, Friedr. 143 f.
Löwe 8
Luzer 82

Maitag 140
Martini 138
Marzell, Heinrich 89 ff.
Maske 11 f., 17, 39 ff.
de Meyere, Viktor 176 f.
Mittwinterszeit 11, 119 ff.
Mönch, Wilhelm 63 f.
Mond 101
Moos, Hermann 186
Morbili 8
Müller, O. A. 184 f.
Mutter Erde 28 f.

Nachbarschaft 99 f.
Namendeutung 49 ff.
Narrengericht 24
Narrenschiff 35
Narro 8, 10, 13
Neckarelz 185
Nerthus 28
Neujahrsnacht 138

Oberrhein 1 f.
Odenwald 119 ff.
Onegesios 125
Opfer 166 f.
Osterei 129 ff.
Ostern 138
ova rubra 129 f.

Panzer, Friedrich 80 ff.
Papst 14
„Passen" 138 f.
Peitschen 87
Peitschenknallen 138 ff.
„Pelezmärtel" 82
Perchta 119
Perchtenlauf 140
Pfau 96
Pferd 10 f., 165
Pferdeattrappe 10
Pferdekopf 142
Pfingsten 138
Pfingstrittschnalzen 140
Pfosen 138
Pfostenhaus 45
Phleps, Hermann 41 ff.
Pirmin, hl. 11
Priskus 124 f.

Rabe 96
Ranke, Friedrich 180
Ranzi, F. 182 f.
Rauchbühne 106
Rauchfang 104 ff.
Rauers, Friedr. 62
Raupp, Traugott 184 f.
Reinhardt, Fritz 56 ff.
Requadt, Paul 188
v. Richthofen, Volko 182
„Roßgrind" 142
Rötenbach 175
Rotolanen 123
Rundbau 125 f.
Rute 121

Schaubendach 43
Schiffswagen 26 ff.
Schilli, Hermann 104 ff.
Schimmel 11, 120
Schlot 104 ff.
Schmidt, O. E. 67 f.
Schnabelgüri 12
Schnalzen 138 ff.
Schrade, Hubert 190
Schuddig 5, 20 f., 25
Schultz, Bruno K. 182 f.
Schuppen 46 ff.
Schwarz 20
Schwarzwaldhaus 104 ff.
schweigen 101
Schwerttanz 25 f.
sechsbeinig 120
segenbringende Gestalten 13, 119 ff.
Segenshandlung 167
Segenskreis 93 ff.
Sehnen (Senen) 101 ff.
Sieb 165
Sinnbild 10, 12 ff., 57, 59, 119, 165
Skandinavien 4
Sleipnir 120
Sommergewinn 56 ff.
Sommertagszüge 28
Spinnweben 139
Stampfdach 43
Stemmermann, P. H. 168 ff., 178
Stickerei 93 ff.
Storch 12
Strabon 123 f.
Streitberg, Gerhart 67 ff., 178 ff.
Stroh 167
Strohbär 10
Strohpuppe 57
„Strohschab" 142
swebetendeutsch 73, 76

Tacitus 185 f.
Taganrufer 24 f.
Tagewählerei 101
Teufel 20 ff.
Thiede, Clotildis 188
Tiengen 183 f.
Tiermasken 7 f.
Tod 13
Toneier 130 ff.
Tore 126
Totenopfer, griechische 129
trabalium 53 ff.
„Tream" 138
Treambinden 139
Trinkelstierkrieg 18
Tschechen 74 f.

Umzäunung 124 ff.
Umzug 57 ff.
Unheilabwehr 14 f., 95 f.
„Urzeln" 141

Vegetationsdämon 6
Verbot 11
verbrennen 10, 13 f., 57
verkleiden 1 ff., 24
Verwandlung 23
Verwandlungskulte 9 f.
Verwandtschaft 98 f.
Vettel 13, 20
Vischer, Hermann 185
Vogelmasken 12
Volksgemeinschaft 4
Volksheilkunde 175 f.
Volkskunst 135 f.
Volkstum, deutsches 189
Voretzsch, Karl 64
vorgeschichtlich 129 f.

Walpurgisnacht 138
Weigel, Karl, Theodor 180
Weihnachtsesel 119 ff.
Weihnachten 80 ff., 138
Weihnachtspyramide 85
Weihrauch, Josef 171
Weiß, Eugen 178
Wettkämpfe 139
Wezel, Emil 186 f.
Wieblingen 108 ff.
Wiesloch 184 f.
Wildes Heer 18
Wilenstein 49 ff.
Winter 10
Winter, Heinr. 64, 145 ff., 165 f.
Wodan 11
Wohlauf 28
Wolfram, Richard 138 ff.
Wuest 12

Zahl (3) 101
Ziegler, Matthes 181 f.
Zimmermann, Walter 93 ff.

Digitized by Google

OCT 3 1935
LIBRARIES

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde

9. Jahrgang 1935 / Heft 1

Verlag Konkordia A.G. / Bühl-Baden

Digitized by Google

Die Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde erscheint jährlich dreimal mit einem Gesamtumfange von mindestens 12 Bogen. Bezugspreis für drei Hefte vom Verlag oder durch den Buchhandel 4 RM. Mitglieder der an der Herausgabe beteiligten Vereinigungen zahlen 3 RM. bei unmittelbarem Bezug vom Verlag: Konkordia A.-G., Bühl (Baden). Postscheckkonto Karlsruhe 237.

Anzeigen-Aufträge durch den Verlag. Preise: 1/1 Seite RM. 50.—, 1/2 Seite RM. 25.—, 1/4 Seite RM. 12.50, 1/8 Seite RM. 6.25. Beilagen bis zu 15 g einschließlich Postgebühren RM. 20.—

An die Mitarbeiter der Oberdeutschen Zeitschrift.

Die Mitarbeiter werden gebeten, jedes unnötige Fremdwort in dieser Zeitschrift zu vermeiden. Auf alle Fälle müssen die Worte Interesse, Interessent, interessieren und interessant vermieden werden. Denn sie sind teils Schlagworte einer hauptsächlich auf persönlichen Vorteil eingestellten Zeit, die hinter uns liegt. Das Wort interessant ist nichtssagend. Jede Verdeutschung zwingt zum Bekenntnis, in welcher Hinsicht eine Sache „interessant" ist. Wir Deutsche wollen auch in der Sprache überall bekennen.

Eugen Fehrle.

Inhaltsangabe:

Karl Caesar, Deutsche Baukunst, 1 / Hermann Phleps, Die Fugen- und Schräg-nagelung bei den Germanen, dargestellt an Beispielen der ländlichen Baukunst des Schwarzwaldes, 23 / Richard Wolfram, Der Spanlkanz und seine europäischen Verwandten, 35 / F. Eckstein, Die frühesten Zeugnisse über Gebildbrote im Frühmittelalter, 48 / Kleinere Mitteilungen, 56 / Bücherbesprechungen, 58.

Abdruck ganzer Aufsätze und größerer Teile, ebenso Übersetzung in fremde Sprachen sind nur mit Erlaubnis der Schriftleitung gestattet. Wer ohne vorherige Vereinbarung ein Manuskript einschickt, möge Rückporto beilegen.

Digitized by Google

Volkstümliche Bücher unseres Verlages

die von Heimatliebe, Volkstum und Vaterland erzählen.

Vom Trompeter zum Ekkehard. Scheffels Briefe ins Elternhaus. Eingeleitet und herausgegeben von Dr. Wilhelm Zentner. Zuerst erschienen als zehnte Gabe des Deutschen Scheffelbundes an seine Mitglieder 1934. In neuer Aufmachung 1,80

Mein Badnerland. Heimatgedichte. Von Fritz Wilkendorf und Karl Jörger. 100 Seiten 1,55

Mein Heidelberg. Wie es wurde und wie es ist. Von Wilhelm Zähringer. 286 Seiten mit 89 Abbildungen. Geb. 5,40

Der unbekannte Hegau. Von Ludwig Finckh. Mit vielen Abbildungen von H. Wilcke u. a. 1,50

Heimatgeschichte der Gemeinden Obereggenen und Sitzenkirch sowie der Propstei Bürgeln. Von Hans Trenkle. 248 S. Illustriert 4,50

Dorf und Wehr in großer Zeit (Kriegerchronik Kappelwindeck.) Von Schulrat B. Falk. In Großformat 6,50

Kraichgauer Bauerntum. Von Carl Krieger. Mit mehreren Bildern 3,50

Rosmarin und Nägili. Alemannische Gedichte in Mundart von Elisabeth Walter . . . . . 1,—

Deutscher Geist. Drei Vorträge von Dr. Hermann Günkert. 116 S. 2,50

Gefangen und wieder befreit. Von Franz Wieland. Erlebnisse eines badischen Leibgrenadiers 1917 vor Verdun. Mit Bildern 2,50

Verlag Konkordia A.-G., Bühl-Baden

Digitized by Google

Bausteine zur Volkskunde und Religionswissenschaft
Herausgeber: Ministerialrat Univ.-Prof. Dr. Eugen Fehrle

Neuerscheinungen:

10. Band: **Die deutschen Inschriften in Baden vor dem Dreißigjährigen Krieg**

Von Dr. Hermann Eckert. 115 Seiten mit Abbildungen und Tabellen . . . . . RM. 2,50

Der Verfasser, ein Schüler des Germanisten Prof. Dr. Panzer in Heidelberg, sammelt erstmalig die sehr verstreuten Gegenstände (bisher über 900) in einem ausgedehnten Gebiet und bearbeitet sie systematisch in einem größeren Zusammenhang.
Mit dieser Arbeit stehen wir am Anfang einer bereits eingeleiteten allgemeinen, umfangreichen Sammlung, die eine wertvolle Bereicherung unserer Kenntnis der Volkskunst, Inschriftensprache, Schriftkunde, Familienforschung, Namenskunde usw. bringen soll.

11. Band: **Studien zur Lebensform des deutschen Volksmärchens**

Von Agnes Brachetti S. C. C. 72 Seiten . . . RM. 2,—

Die vorliegende Untersuchung will die von Hertha Grudde aufgezeichneten Volksmärchen aus Ostpreußen und die ostholsteinischen Märchen der Wisserschen Sammlung in ihrer jeweiligen Eigenart zeigen und dadurch erweisen, welch tiefe, Sinn und Form gestaltende Lebensverflochtenheit das echte Volksmärchen einzugehen imstande ist.

Verlag Konkordia A.-G., Bühl-Baden

Digitized by Google

THE UNIVERSITY OF IOWA
JUN 5 1939
LIBRARIES

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde

12. Jahrgang 1938 / Heft 2/3

Verlag Konkordia A.G. / Bühl-Baden

Digitized by Google

Die Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde erscheint jährlich dreimal mit einem Gesamtumfange von mindestens 12 Bogen. Bezugspreis für drei Hefte vom Verlag oder durch den Buchhandel 4 RM. Mitglieder der an der Herausgabe beteiligten Vereinigungen zahlen 3 RM. bei unmittelbarem Bezug vom Verlag: Konkordia A.-G., Bühl (Baden). Postscheckkonto Karlsruhe 237.

Anzeigen-Aufträge durch den Verlag. Preise: 1/1 Seite RM. 50.—, 1/2 Seite RM. 25.—, 1/4 Seite RM. 12.50, 1/8 Seite RM. 6.25. Beilagen bis zu 15 g einschließlich Postgebühren RM. 20.—.

Inhaltsangabe:

E. Fehrle, Sudetenland — Deutsches Land, 73 / K. M. Komma, Das Lied im sudetendeutschen Kampf, 74 / F. Panzer, Weihnachtsfeier in Asch, 80 / H. Marzell, Großmutter in der Badewanne, 89 / W. Zimmermann, Lebensbaum und Segensreis auf zwei badischen Überhandtüchern von 1802, 93 / E. Fehrle, Freundschaft, 98 / K. Konrad, Vom Brauchen oder Sehnen aus Schönfeld bei Tauberbischofsheim, 101 / H. Schilli, Vom Schlot der Schwarzwaldhäuser, 104 / G. Streitberg, Flurnamen und Flurbereinigung in Wieblingen bei Heidelberg, 108 / E. Fehrle, Um die Mittwinterszeit im Odenwald, 119 / M. Faßnacht, Das deutsche Haus nach griechischen Quellen, 124 / H. A. Knorr, Das bunte Ei in der Vorgeschichte, 129 / R. Wolfram, Das Salzburger Aperschnalzen, 138 / E. Fehrle, Friedrich Losch, 143 / H. Winter, Dämonie oder Sinnbild, 145 / E. Fehrle, Zur Entwicklung des Sinnbildes, 165 / E. Fehrle, Opfer im germanischen und deutschen Volksbrauch, 166 / Kleinere Mitteilungen, 168 / Bücherbesprechungen, 178.

Die Verfasser sind für ihre Aufsätze selbst verantwortlich. Abdruck ganzer Aufsätze und größerer Teile, ebenso Übersetzung in fremde Sprachen sind nur mit Erlaubnis der Schriftleitung gestattet. Wer ohne vorherige Vereinbarung ein Manuskript einschickt, möge Rückporto beilegen. Bücher zur Besprechung wollen unmittelbar an den Herausgeber Universitäts-Professor Dr. Eugen Fehrle, Heidelberg, Landfriedstr. 5, geschickt werden.

Digitized by Google

Von den bisher erschienenen Jahrgängen der

Oberdeutschen Zeitschrift für Volkskunde

ausgenommen der Jahrgang 1929 — sind noch alle Hefte lieferbar. Wir bitten, die Freunde der Volkskunde darauf aufmerksam zu machen und zu Beziehern dieser Zeitschrift zu gewinnen. Der Preis des Jahrgangs beträgt . . . RM. 4,—

Deutsche Fasnacht am Oberrhein

Von Eugen Fehrle. Reichbebilderter Sonderdruck aus „Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde", 1938 . . . . . RM. 2,—

Runen, Runenbrauch und Runeninschriften der Germanen

Von Professor Dr. Hermann Günkert. Sonderdruck aus „Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde". Mit 34 Abbildungen . . . . . RM. 1,—

Geschichte der altbadischen Gemeinde Neusatz (Amt Bühl) mit Waldmatt

Von Realgymnasiums-Direktor i. R. O. Stemmler. Hauptsächlich dargestellt nach archivalischen Quellen. 199 Seiten, 18 Abbildungen und Skizzen, teils nach Originalen, RM. 4,—, in Halbleinen . . . . . RM. 4,50

Burgen und Schlösser Mittelbadens von der Murg bis zur Bleich

Herausgegeben von Dr. Batzer und Dr. Staedele. 596 Seiten mit 350 Abbildungen. Broschiert RM. 8,50, Ganzleinen . . . . . RM. 9,50

Der unbekannte Hegau

Von Ludwig Finckh. Mit vielen Bildern und einer Übersichtskarte vom Hegau. 2. Auflage . . . . . RM. 1,50

Donauversinkung / Aachquelle

Von Professor Dr. A. Göhringer. Mit zahlreichen Bildern, einer Übersichtskarte des Donau-Aachgebietes, einer Orientierungskarte vom Hegau und mehreren Profilen . . . . . RM. 1,—

Rosmarin und Nägili

Alemannische Gedichte in Mundart von Elisabeth Walker . . . RM. 1,—

Verlag Konkordia A.-G., Bühl-Baden

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

mw

Digitized by Google